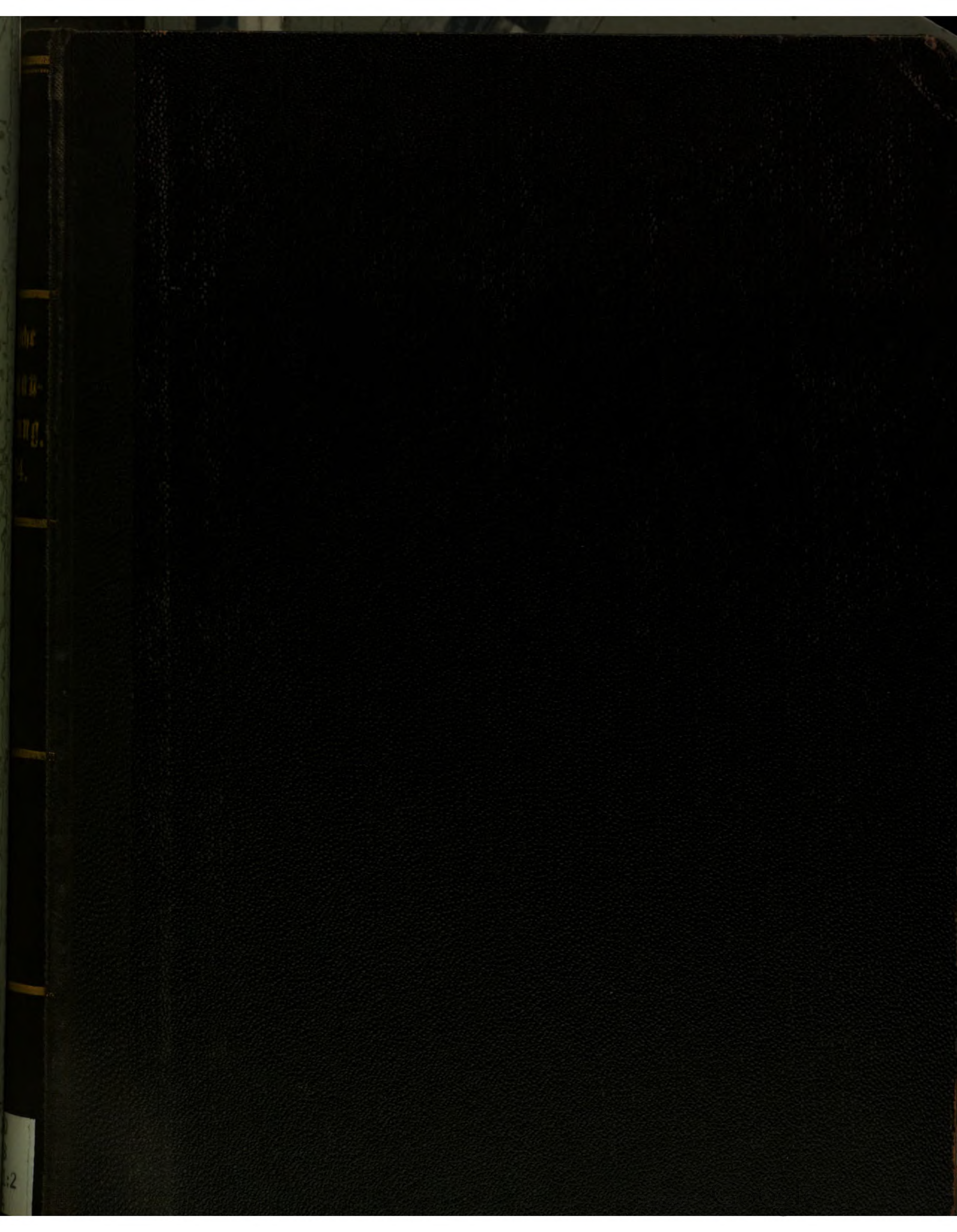




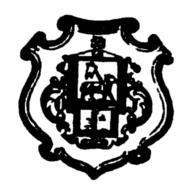

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Deutsche

Roman-Zeitung.

Einunddreißigster Jahrgang. 1894.

Zweiter Band.



Berlin, 1894.

Verlag von Otto Janke.

Inhalt des zweiten Bandes.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Litteratur.

Vermischtes.

Briefkasten.

Deutsche

Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 14.

Weidmannsheil.

Roman

von

Hans Werder.

Erstes Kapitel.

Ein Schmalreh.

„Ihm war die geschmückte Erde
Ein Revier nur, drin zu jagen!“

Er war im Walde aufgewachsen, der Sohn eines großen Forst- und Jagdbesitzers, und all sein Denken und Empfinden ging auf in dem Leben von Wald und Wild.

Sein Vater war tot, und der ältere Bruder hatte das Gut übernommen. Was blieb für ihn? Die Wissenschaften sagten ihm nicht zu, selbst das Waffenhandwerk genügte ihm nicht. Die Fährte des Wildes war seine Lektüre, Büchse und Schrotgewehr sein Handwerkszeug, das Weidwerk seine Wissenschaft, sein Beruf, seine Leidenschaft. Jagen der Inhalt seines Lebens.

So schlug er denn die Forstcarriere ein, diente sein Jahr ab, reiste als reitender Feldjäger in fremden Ländern umher und war endlich seit einigen Tagen an dem vorläufigen Ziel seiner Wünsche: als wohlbestallter königlicher Oberförster.

Das Forsthaus Dreibuchen lag in winterlicher Landschaft am Rande eines herrlichen Hochwaldes, im Schatten der drei Baumriesen, die ihm seinen Namen gaben. Es war ein stattliches Haus, mit hohem, vom Alter schwarz gewordenem Ziegeldach, zu dem immergrüner Epheu hinaufkletterte. Ein mächtiges Hirschgeweih prangte über der Hausthür. Diese stand geöffnet, und in ihrem Rahmen lehnte Rudolf von Wildenhoff, der junge Oberförster. Er hatte die erste Nacht in seinem neuen Jägerheim zugebracht und blickte neugierig um sich.

Über die bewässerten Wiesen fort lag das Dorf mit seinem Kirchturm und schaute freundlich herüber. Aber es war kalt. Der Wasserspiegel lag unter starrer Eisesdecke, und über Nacht war Schnee gefallen. Weiß zugedeckt war Wald und Flur, die Bäume und Sträucher dicht in weichen, silberglänzenden Flaum gehüllt. Die Sonne ging eben auf und verscheuchte den frostigen Nebel, der schleierartig um Zweige und Wipfel hing.

„Jaqui, nicht wahr, hier ist es hübsch!“ sagte Rudolf, und der schlanke schwarz und weiße Hühnerhund zu seinen Füßen sah zustimmend mit freudigem Wedeln zu ihm auf.

In dem Hausflur öffnete sich eine Thür.

„Guten Morgen, Herr Oberförster, ach, gehen Sie doch nur nicht fort, die Herren Jäger sind leicht so ungeduldig! Der Kaffee ist gleich fertig! Noch einen Augenblick!“

Rudolf hatte sich umgewandt, den Gruß der Haushälterin, einer betagten Försterswitwe, zu erwidern, doch schon verschwand sie wie ein Schatten im Hintergrund.

Langsam ging er, von seinem Hunde begleitet, in das große Wohnzimmer zur Rechten der Eingangshalle. Es sah noch nicht wohnlich darin aus. Möbel und Geräte standen umher mit dem Ausdruck wartender Unruhe. Wände und Fenster blickten kahl und ungeschmückt. Ein Waldhorn, eben erst ausgepackt, lag auf dem Sims. Rudolf nahm es zur Hand, versuchte einige Male zu blasen, bis die Töne sich rund und weich gestalteten, und endlich die schwermütig freudige Melodie eines alten Jägerliedes voll und kräftig in den Morgen hinausklang:

„Ich schieß' den Hirsch im wilden Forst,
Im tiefen Wald das Reh —“

Frisch und sorglos verhallte der Schluß: „Und dennoch hat die harte Brust die Liebe doch gefühlt.“ Es klang nicht danach, als ob auch dies eine Erfahrung seines Jägerherzens gewesen wäre.

Jaqui ließ die Ohren hängen und kniff die Rute ein. Heulen durfte er nicht, das wußte er genau. So zog er sich mit der Miene hilflosen

Jammers in die äußerste Ecke des Gemachs zurück und schaute von dort mit flehendem Blick auf seinen Herrn herüber.

Endlich ward das Frühstück hereingebracht und seiner Pein dadurch ein Ende bereitet.

„Wollen wir jetzt in den Wald gehen, Jaqui?" fragte der Oberförster, als er mit dem Hunde gemeinsam dasselbe beendet.

Innigste Freude legte dieser jetzt an den Tag und folgte alsbald seinem Herrn in den Wald hinaus.

Die Büchsflinte über der Schulter, den weichen, verwitterten Filzhut tief in die Stirn gedrückt, schritt Rudolf Wildenhoff dahin. Die Hände in den Taschen seines Jagdrockes, den Kopf leicht gesenkt, die Augen umherstreifend mit dem scharfen, spähenden Jägerblick, dem das Leben und Weben des Waldes ein Schauspiel von unerschöpflichem Interesse darbietet.

In tiefem Schweigen lag der Wald, ein Märchenpalast von Silber und Krystallen, duftig, unentweiht in seiner schimmernden Winterhülle. Hin und wieder strich ein Vogel durch die beschneiten Äste, und ein weißes, luftiges Wölkchen rieselte lautlos hernieder. Dort lief die Spur eines Hasen über die frisch gefallene „Neue" hin, hier war sogar Meister Reinecke vorübergezogen und hatte frierend seine Standarte durch den weichen Schnee nach sich geschleift. Und jetzt die Fährte eines Rehs. Rudolf folgte ihr unwillkürlich, und da stand auch, durch einen Tannenzweig gedeckt, das zierliche Schmalreh und äugte mit den großen, dunklen Lichtern zu ihm herüber, scheu und doch vertraut. Dann aber ward es flüchtig und verschwand wie ein Gedanke in dem verschneiten Waldesdickicht. Näher noch drückte sich Jaqui an den Fuß seines Herrn, mit Hochgefühl seines tugendhaften Gehorsams sich bewußt und dafür ein Lob von diesem erhoffend.

Plötzlich tauchte aus dem stillen Weiß des Winterwaldes an steiler Hohlwegskante ein schwarzes Kreuz empor. Mitten in der tiefen Einsamkeit dieses stumme, verhängnisvolle Zeichen, das von jähem Unglücksfall und Tod, vielleicht gar von Mord erzählte. Rudolf zweifelte nicht, daß dies die Stelle sei, wo vor wenig Monaten sein Vorgänger, der Oberförster Roderich, erschossen worden, durch Wilddiebe, feige aus dem Hinterhalt. Er hatte viel von dieser Geschichte gehört, über der noch tiefes Dunkel schwebte. Jetzt, da er sich dem Todesdenkmal gegenüber sah, wollte es ihm scheinen, als sei er — der Nachfolger des Gemordeten — berufen, mithandelnd in ihren Verlauf hineinzugreifen.

Nachdenklich setzte er seinen Weg fort, aus dem Stand der Sonne die gewünschte Richtung erforschend. Da lichtete sich der Wald, und vor ihm lag der Spiegel eines Sees, von leicht beschneiter Eisdecke überzogen. An seinem jenseitigen Ufer aber erhob sich ein altes, halb verfallenes Gebäude. Es mußte einst stattlich und hehr den See und die Forsten überschaut haben, denn noch stand der Turm trotzig und gewichtig neben dem spitzen Dach, von dicken Epheuranken umsponnen. Auf der Seitenwange der Freitreppe hielt ein in Stein gehauener starker Hirsch die Wacht, verwittert und mit Moos überzogen. Ein Jagdschloß war es wohl einst gewesen, oftmals von lärmender Gesellschaft mit Hörnerklang und Hundegebell belebt. Doch seine Herrlichkeit war verfallen, Einsamkeit und Trauer lagen darüber ausgebreitet, als wohnten statt lebender Menschen die Geister der Vergangenheit darin.

Jetzt aber bog um die Uferwendung eine menschliche Gestalt, langsam auf Schlittschuhen einhergleitend, gehindert durch die frisch gefallene „Neue". Rudolf stand und wartete. Es freute ihn, in dieser schweigenden Einsamkeit ein menschliches Wesen anzutreffen.

Es war eine schlanke Mädchengestalt in dunklem Kleide, mit schwarzem Haarzopf, der mächtig unter dem Pelzbarett hervorquoll. Der Hund schlug an mit aufmerksam gedämpftem Laut. Da erhob sie den Kopf und hemmte einen Augenblick ihren Lauf. Aus großen dunklen Augen blickte sie zu dem Jäger herüber, so wie vorhin das Schmalreh ihn angeäugt, vertraut, doch nicht ganz so scheu wie jenes.

„Weidmannsheil!" rief sie rasch, in lebhaft, frischem Tone. Er fuhr auf in leichter Überraschung und zog tief den Hut: „Weidmannsdank!"

Die Schlittschuhläuferin neigte leise den Kopf und wandte sich fort. Wie ein Schatten glitt die feine Gestalt vorüber.

Abendrot schimmerte bereits auf seinen Pfad, als der Oberförster endlich sein Haus erreichte. Frau Winkelmann spendete ihm einen stummen Willkommensgruß. Sie kannte diese Jäger, die nichts wissen von Hunger und Müdigkeit, denen keine andere Tageszeit maßgebend ist als die, welche dem Wild seinen Wechsel vorschreibt.

Nun war er daheim. Ein helles Feuer prasselte im Kamin, vor dem die große Hirschdecke ausgebreitet lag. Jaqui streckte sich behaglich darauf nieder. Der Jäger warf sich in einen Sessel, lehnte den Kopf zurück, und tiefes Behagen umfing ihn.

Zweites Kapitel.

Auf Anstand.

„Weidmannsheil!" hatte sie ihm zugerufen, einem ganz wildfremden Menschen, von dem sie zwar annahm, daß es der neue Oberförster von Dreibuchen sein müßte, ohne jedoch für diese Voraussetzung irgend eine Bestätigung zu haben.

Und wenn er es wirklich war, so kannte er sie doch nicht. Was mußte er denken von diesem unerwarteten Gruß, der mitten im einsamen Walde ihm von einer gänzlich fremden jungen Dame zu teil geworden war. Er dürfte sich darüber wohl kaum graue Haare wachsen lassen; aber was würde die Tante dazu sagen, die stets so ernstlich gegen diese übereilten Kundgebungen zu Felde zog! Nun, sie hatte es ja nicht gehört, und die stillen, schneebeladenen Bäume am Seeufer waren keine Verräter.

Unter diesen Erwägungen war Erika langsam, doch sicher auf ihrer Bahn dahingeglitten, bis das alte Jagdschloß vor ihr lag, das Rudolf Wildenhoff vorhin betrachtet. Sie löste die Schlittschuhe von

ihren schlanken, zierlichen Füßen, eilte die steinerne Freitreppe hinauf und verschwand unter der niedrigen Bogenthür.

Ein Teil des Schlosses war noch gut erhalten, und ihn bewohnte Frau von Gordschewska, eine Witwe. Ihrem Gatten hatte ein großes Landgut mit diesem Wald, der die königliche Forst begrenzte, gehört. Sein junger Bruder Stefan hatte es geerbt und bewohnte das stattliche Herrenhaus am Dorfe draußen. Ihr war nur diese alte Burg geblieben mit ihrer malerischen Umgebung von Wald und See, ihrer sagenhaften Romantik und weltvergessenen Einsamkeit.

In dem hochgewölbten Wohnzimmer brannte helles Kaminfeuer. Schwere Teppiche und Vorhänge verhüllten den Fußboden, die Fenster und Thüren in ihren tiefen Nischen. In einer derselben saß, gedankenverloren zum Fenster hinausblickend, Stefan von Gordschewski allein in dem Zimmer seiner Schwägerin, welche er bei seinem Besuch nicht angetroffen hatte. Er hielt den schmalen, dunklen Kopf in die Hand gestützt, zwischen seinen schwarzen Brauen saß ein Zug von Leid oder Leidenschaft eingegraben und gab dem Gesicht einen Ausdruck finsterer Schwermut.

Die Thür ging auf und ein leichter Schritt unterbrach die Stille. Erika war ins Zimmer getreten und blieb, ohne den Gast zu gewahren, vor dem Feuer stehen. Er beugte sich lautlos vor und verschlang sie mit den Augen. Eine fein gezeichnete, dunkle Silhouette auf einem Hintergrunde von lodernden Feuer. Wie sonderbar! Mußte sie nicht selber in Flammen aufgehen? Nein, ach nein, sie blieb unberührt! Wie schlank sie war! Die Schultern breit, doch Taille und Hüften fast unnatürlich schmal. Wie Ebenholz glänzte das glatt von der Stirn zurückgestrichene Haar, das, in einer schweren Flechte zusammengeknotet, tief im Nacken auf dem breiten, weißen Leinenkragen ruhte.

Jetzt warf sie mit rascher Hand ein paar Holzscheite in die Glut, so daß sie hell aufloderte. Dann glitt sie, wie in Ruhe versinkend, auf das zottige weiße Wolfsfell nieder, das hier am Boden lag, und schaute, die Hände im Schoß verschlungen, nachdenklich in die Flammen.

„Burgfräulein!“ sagte Stefan leise. Da wandte sie den Kopf, ohne sonst die Stellung zu verändern, und in ihren schwarzen Augen sprühte schalkhaftes Leben auf. „Sind Sie schon wieder hier?“ lachte sie mit leichtem Übermut.

Er sprang auf mit geschmeidiger Bewegung und stand im nächsten Augenblick neben ihr.

„Schon wieder, Erika? Komme ich Ihnen zu oft? Ist das ein gastlicher Willkommensgruß, den Sie mir bieten?“

„Ich habe Ihnen gar keinen Willkommen zu bieten! Was geht es mich an, wenn Sie Ihre Schwägerin besuchen? Ich bin ihr Gast so gut wie Sie!“

Er nahm auf einem niedrigen Sessel in ihrer Nähe Platz.

„Doch nicht! Meine Schwägerin betrachtet Sie als ihren Hausgenossen und ihr Eigentum. Wenn Sie's nur recht anerkennen wollten, was sie alles Ihnen bieten möchte! Aber schöne Mädchen halten es für ihr Vorrecht, immer und überall undankbar zu sein!“

„Werden Sie nicht fade, mein guter Herr Stefan!“ entgegnete Erika. „Es kleidet Sie so unglaublich schlecht, wenn Sie ein thörichtes Gesicht machen, wie eben jetzt. Ihre Ohren werden dann so lang wie die eines — eines —“

„Esels, wollen Sie sagen?“ fragte er freundlich.

„Eines Hasen, meinte ich eigentlich, doch wie Sie wollen. Ich sah heute einen mit langen Löffeln im tiefen Schnee sitzen und mich anglotzen aus schrägen schwarzen Augen, da mußte ich an Sie denken! Nehmen Sie mir's übel?“

„Ach, Erika, wenn ich mich darauf einlassen wollte, Ihnen etwas übel zu nehmen, Sie Wetterherlein, was würde dann aus mir!“

Sie änderte jetzt ihre Stellung, legte die gefalteten Hände um ihr Knie und schob den Fuß ein wenig vor, einen schmalen und hochgespannten Fuß, ein Meisterwerk zierlichen Baus in elegantem Knöpfstiefel, der sich vorzüglich auf dem weißen Fell ausnahm.

„Lieber wäre es mir schon, Sie übten weniger Nachsicht mit meinen losen Reden,“ sagte sie trotzig, „und hätten dafür die Aufmerksamkeit, mir, wenn's geschneit hat, eine Bahn zum Schlittschuhlaufen fegen zu lassen! Ich habe heute den Sport aufgeben müssen und war natürlich so böse auf Sie, daß mir schon aus Ingrimm bei den Löffeln des Hasen die Ihrigen einfielen. Das heißt — verzeihen Sie — ich meine Ihre Ohren!“

„Ach, Erika, wären es doch meine Ohren gewesen und Sie hätten hartherzig daran gezauft! Welche süße Strafe wäre das für meine unverzeihliche Nachlässigkeit! Morgen soll die Bahn gefegt sein, und ich hänge die Gartenburschen an der ersten besten Fichte auf, wenn sie's noch einmal vergessen!“

„Wie interessant wird das werden!“ spottete sie. „Endlich mal eine Abwechselung! Übrigens — ich hatte heute auch eine bei meinem verunglückten Schlittschuhlauf! Eine neue unerwartete Bekanntschaft!“

„Mit wem?“ fragte er rasch und ein gespannter Ausdruck trat auf sein Gesicht.

„Ich weiß es nicht sicher, doch muß es der neue Oberförster aus Dreibuchen gewesen sein. Jedenfalls ein Jäger und zwar ein junger, stattlicher, sehr hübscher, mit guten Manieren!“

„Woran konnten Sie denn das merken?“ fragte er ungeduldig. „Sie waren allein im Walde, Erika, wie war es Ihnen möglich, seine Bekanntschaft zu machen?“

„Nun, sehr einfach! Er blieb stehen, als er mich erblickte, sah mir zu und zog den Hut, als ich näher kam! Er sah sehr gut aus, sicher in der Haltung und einen freundlichen Blick im Auge! Kurz, er gefiel mir!“

„Und weiter?“ fragte Stefan.

„O — nichts weiter! Ich rief ihm Weidmannsheil zu, jeder andere Gruß schien mir profan in dieser krystallschimmernden Waldeinsamkeit!“

Als hätte ein Stich in die Brust ihn getroffen, so zuckte Stefan bei ihren Worten. Was war nur daran, das ihn so schmerzhaft berührte?

„Und was antwortete der Jäger?“ fragte er endlich.

„Weidmannsdank natürlich! Was hätte er wohl anders antworten sollen? Und ich wollte vor seinen Augen verschwinden, elegant und rasch wie ein Pfeil oder wie ein Wesen aus überirdischen Sphären — da hinderte mich der Schnee, den ich Ihrer rührenden Fürsorge verdanke — und ich mußte langsam und ungraziös von dannen schleichen! O Stefan, hätte ich doch da den Hasen bei seinen Löffeln zur Hand gehabt — wehe ihm!“

„Erika — ob Sie's gar nicht wissen, wie schrecklich unartig Sie mitunter sind?“ fragte er unmutig und doch wider Willen lachend.

Erika erhob sich jetzt von ihrem Wolfsfell mit leichter, elastischer Bewegung, drehte sich auf der Fußspitze ein paarmal im Kreise herum und trat dann zu dem offenstehenden Flügel in der tiefen Zimmerecke, vor dem sie Platz nahm. Ein alter Diener hatte unterdes Lampen hereingebracht, die Fenstervorhänge geschlossen und dann mit einem ernsten Blick auf die beiden das Zimmer wieder verlassen.

Erika schlug ein paar weiche Accorde an und sang nach einer alten schwermütigen Volksmelodie ein Lied, das sie selber gedichtet.

„Es war ein Haus mit Schindel gedeckt,
Berankt mit wildem Wein;
Von alten Bäumen halb versteckt,
Lag es im Park allein.

Und vor der Thür ein Rasenplatz,
Von Flieder rings umsäumt.
Ging ich dort einst mit Dir, mein Schatz,
Oder hab ich's nur geträumt?“

Sie war nicht sonderlich musikalisch, doch begabt für alles, was ihr Interesse entzündete, mit offenen Augen und Ohren für alle Schönheit und Poesie des Lebens und mit der Fähigkeit, den Eindruck leicht und ansprechend wiederzugeben. Ihr Gesang war ungeschult, doch die Stimme angenehm.

Stefan lauschte ihrem melancholischen Vortrag mit heißem Wehgefühl im Herzen, den tiefgesenkten Kopf in die Hand gestützt. Ihn meint sie doch nicht, um ihn trauert sie nicht — es war umsonst — umsonst — Leise bewegte er den Oberkörper hin und her, wie unter einer Schmerzenslast, die er anders nicht zu tragen vermochte.

Erikas Lied war beendet.

„Stefan, kennen Sie die Wüstensymphonie?“ fragte sie plötzlich in leichtem Ton.

Er blickte verstört und verständnislos auf.

„Nicht? Nun dann hören Sie!“ Wüstenstille. In schwerfälligem Trott nahen sich die Kamele von Osten und Westen in unharmonischen Tonleitern. Erst trinkt das eine, dann das andere unter murmelnden Triller-Dissonanzen. Die Kamele zanken sich, der Wüstensand fliegt auf, die Dissonanzen werden himmelschreiend. Die Kamele entfernen sich nach Osten und Westen in holprigen Triolen. Wüstenstille.

Nur langsam war Stefan während dieses wunderbaren Konzerts zur Erkenntnis dessen, was ihm geboten wurde, erwacht. „Aber Erika!“ sagte er matt, und sie spielte als Antwort darauf einen Walzer, nicht ganz richtig, aber sicher im Takt.

Das Geräusch dieses Ohrenschmauses übertönte gänzlich das nahende Schlittengeläut. Die Herrin des Hauses war heimgekehrt, der Diener empfing sie.

„Ich höre Musik oben, ist Fräulein Erika allein?“

„Nein, gnädige Frau, Herr von Gordschewski ist da!“

„Ah so!“ Sie hatte sich schon der Thür des Wohnzimmers genähert, wandte sich nun aber fort, ein Lächeln auf den Lippen, um sich vorerst in ihre Gemächer zurückzuziehen. Dieses Beisammensein dort oben vorzeitig zu stören, lag keineswegs in ihrem Interesse.

Frau von Gordschewska hatte die verwaiste Tochter ihres Bruders in ihr Haus genommen und ihr eine Heimat darin geboten. Sie liebte das schöne junge Kind, soweit ihre sehr praktisch und kühl veranlagte Natur solcher Empfindung überhaupt fähig war, und außer Stefan Gordschewski konnte sich vielleicht Erika am meisten vor allen Menschen dieses Vorzugs rühmen. Stefan und Erika also waren die beiden Auserwählten, so lag es ja nahe, daß sie dieselben auch für einander bestimmte.

Endlich ging sie nach dem Wohnzimmer hinüber, langsam, in selbstbewußter Haltung, mit rauschender Schleppe. Sie war früher sehr hübsch gewesen, noch sah man die Spuren davon, obgleich das Gesicht voller und höher gefärbt als wünschenswert erschien, und die einstmalige Sylphidengestalt, auseinandergegangen, ihre schlanken Umrisse eingebüßt hatte. Doch war sie immerhin eine hübsche, stattliche Erscheinung und erhöhte diesen Eindruck durch sorgfältige, elegante Kleidung.

Bei ihrem Eintritt sprang Erika mit einem Jubelruf auf und flog der Tante um den Hals. Diese fing angenehm berührt den Wildfang in den Armen auf. Stefan erhob sich langsam, näherte sich der Schwägerin und zog ihre rundliche, weiße Hand an die Lippen. „Bist Du schon lange hier und hast mich mit Ungeduld erwartet?“ fragte sie mit leichter Neckerei.

„Gewiß that ich das, doch wie lange, vermag ich nicht zu sagen! Ich war nicht allein und die Zeit verging mir schnell genug unter den verschiedenartigsten Aufregungen, in die ich gestürzt wurde! Du warst in der Stadt, wie ich höre! Bringst Du uns Neuigkeiten mit?“

Sie nahmen an dem behaglichen Theetisch unter der Lampe Platz.

„Keine Neuigkeiten gerade,“ sagte Frau von Gordschewska, sich bequem in den Sessel schmiegend. „Die guten Schildbürger dort beherrscht nur ein Gedanke, und das ist der Prozeß des Wildbiebes, der den Oberförster Roderich erschossen haben soll.“

„O diese schreckliche Angelegenheit, wird sie denn nie zum Abschluß kommen?“ rief Erika. „Ich kann schon gar nicht mehr von ihr hören! Hat der Bösewicht noch immer nicht seine Unthat gestanden?“

„Nein, noch immer nicht," sagte Frau von Gordschewska, „darüber eben herrscht die große Aufregung, und wie ich hörte, sollen die Beweise für seine Schuld auch nur mangelhaft beizubringen sein. Ich muß sagen, ich habe noch keinen Moment so recht an den Mord geglaubt! Roderich war ein so guter, lieber Mensch, ich denke, er konnte gar keine Feinde haben! Was meinst Du, Stefan?"

„Ich — weiß es nicht — wer will das sagen können. Roderich paßte den Wilddieben scharf auf, er war ihnen unbequem und gefährlich, dabei kam seine sonstige Persönlichkeit nicht in Betracht!" Stefan hatte sich tief in den Schatten zurückgelehnt, während er sprach.

„Du brauchst Deinen Schwager nicht zu fragen, Tante Hyma," bemerkte Erika dazwischen, „und jedenfalls von ihm keine Bestätigung für Deine Behauptung fordern, als hätte Roderich keine Feinde gehabt! Er selber hat ihn nie leiden können, ja, ich behaupte sogar, er feindete ihn an!"

„Erika, wie können Sie das sagen!" rief Stefan atemlos auffahrend.

„Wie Du nur sprichst," bemerkte auch die Tante tadelnd. „Davon hätte ich doch sicher etwas merken müssen!"

„Das weiß ich nicht, liebe Tante," beharrte Erika, „ich kann nur so urteilen, wie ich es selber bemerkt habe!"

Sie erhob sich nach diesen Worten und trat, ihren Verwandten den Rücken wendend, ans Fenster, wo sie stehen blieb, den Vorhang zur Seite schob und stumm hinausschaute. Stefans Blick folgte ihr mit einem gequälten Ausdruck. Endlich erhob er sich und bestellte seinen Schlitten.

Als er sich von seiner Schwägerin verabschiedet, trat er neben Erika hin. „Sehen Sie nur den köstlichen Mondschein," sagte er leise, „diese Schlittenbahn dazu und die silberbeladenen Zweige — so etwas liebten Sie doch sonst, Erika?"

„Sprechen Sie nicht davon!" entgegnete sie. „Das Bild ist viel zu poetisch, als daß man in Gemeinplätzen davon reden dürfte! Ein Wintermärchen ist es! Für mein Leben gern flöge ich mit flinken Juckern bei Schellengeläut dahin, immer weiter bis in die fernsten Eisregionen, wo die Schneekönigin wohnt und die Flocken als Elfen flattern und schweben! Das muß ein Leben sein!"

„So kommen Sie mit, ich führe Sie dorthin!" flehte er, und seine Hand faßte nach der ihren, heiß und verlangend. Mit Unwillen schüttelte Erika sie ab.

„Unsinn! Allein will ich doch sein bei der Fahrt! Selber die Zügel in der Hand und keine Menschenseele neben, vor oder hinter mir! Mit Ihnen zusammen, wie trivial! Ich sage es ja, Sie verstehen gar nicht, was poetisch ist!"

„Ich weiß nur, daß Sie poetisch sind, vom Scheitel bis zur Sohle, Sie fürchterliches Kind!" sagte er und beugte sich tief hernieder auf ihre Hand. Da sie dieselbe zurückzog, berührten seine Lippen die Falten ihres Kleides. Dann verließ er schnell das Zimmer. Pfeilgeschwind in seinem leichten Schlitten jagte er bald an dem Fenster vorüber und tief die Peitsche durch den Schnee hinziehend, grüßte er herauf in die dunklen Augen des träumenden Mädchens.

Drittes Kapitel.

Festgespürt.

Ein paar elende Hütten lagen vom Dorfe fern, mitten im Walde. Köhler und Holzschläger wohnten darin und kämpften mit bitterer Armut jahraus jahrein. Es war zum Teil ihre eigene Schuld, denn sie hätten in der königlichen Forst ausreichende Arbeit finden können. Doch zogen sie ein wüstes Kneipenleben vor, und ihren Hauptverdienst lieferte die Jagd. Als gewerbsmäßige Wilddiebe waren die Männer bekannt, welche hier hausten; bekannt für das Elend, in dem sie ihr Dasein fristeten, ihre Frauen und Kinder.

Da lag ein solches Weib in Lumpen gehüllt auf ihrem Lager. Kalt war es im Zimmer, dunkel und feucht. Das Feuer war auf dem halbverfallenen Herde erloschen. Zwei kleine Kinder, blaß, schmutzig, zerlumpt, kauerten auf der Erde nebeneinander, ein neugeborenes lag im Arm der Mutter und schrie kläglich.

Der Gatte, der Vater und Versorger saß seit Monaten in Untersuchungshaft — Kaspar, der Wilderer — unter Anklage des Mordes, und sein Weib glaubte mit bangender Gewißheit an seine Verurteilung, denn er hatte öfter als einmal dem verhaßten Oberförster Roderich Tod und Verderben geschworen. Was aber sollte dann aus ihnen werden?

Die klapperige Thür, durch deren Spalten die Kälte hereindrang, öffnete sich und eine schlanke, hohe Gestalt erschien auf der Schwelle. Erika! Wie eine lichte Feenerscheinung erhellte sie den elenden Raum. Die Kinder richteten sich auf mit glänzenden Augen; die Wöchnerin erhob matt, mit flehender Gebärde die gefalteten Hände.

Einen großen Korb trug sie am Arm, zu schwer fast für die feine Gestalt, und daraus entnahm sie Brot und eine große Kanne Milch und warme Kleidungsstücke. Es war unglaublich, was sich alles aus dem Korbe entwickelte, und wie Hunger, Frost und Qual beendet schienen unter dem geschickten und geschäftigen Walten der schlanken Hände, unter dem Einfluß des fröhlich aufrichtenden Zuspruchs, ihres sonnigen Lächelns.

Endlich war sie zu Ende mit ihrer Liebesthätigkeit, ließ den Korb einstweilen in der Hütte zurück, nahm Abschied von ihren Schützlingen, denen sie baldiges Wiederkommen versprach, und trat aus der Thür in die klare Winterkälte hinaus. Die Sonne stand schon tief hinter dem Walde und malte mit roten Lichtern das winterliche Bild.

Erika eilte raschen Fußes über den hartknisternden Schnee dahin. Doch wenige Schritte nur, dann blieb sie, leicht zusammenschreckend, stehen. Ein Mann trat ihr entgegen, ein Jäger, der verbindlich grüßend den Hut zog, ruhig, ohne Überraschung, als ob er auf sie gewartet hätte.

„Festgespürt! — Verzeihen Sie, mein gnädiges

Fräulein, daß ich Sie anzureden wage, obgleich ich noch nie die Ehre hatte, Ihnen vorgestellt zu werden —"

„Das ist ja nun auch nicht mehr nötig, Herr Oberförster," unterbrach sie ihn in ihrer lebhaften Weise, „denn Ihre Schuld ist es nicht, daß Sie uns zu Hause verfehlten."

„Meine Schuld zwar nicht, aber um so mehr mein Schade!" erwiderte er mit einem lächelnden Blick auf ihr schönes eigenartiges Gesicht.

„Der läßt sich wieder gut machen!" fuhr sie leichthin fort. „Von Ansehen waren Sie mir ja bekannt, auch hatte ich Sie sogar schon angesprochen!"

„Jawohl, Sie riefen mir den Weidmannsgruß zu, den ersten, der mir hier zu teil ward in meinem neuen Heim! Es war mir, als hätte der Wald ihn selber mir entgegengebracht! Ich werde Ihnen das nicht vergessen!" Dann in leichterem Ton fuhr er fort: „Doch nun gestatten Sie mir gütigst, Sie eine Strecke zu begleiten, gnädiges Fräulein! Ich sah Sie ganz allein auf diese verrufenen Waldhütten zugehen und erlaubte mir deshalb, Ihre Rückkehr zu erwarten. Hierher sollten Sie nicht ohne Begleitung gehen! Es sind notorische Wilddiebe, die hier hausen, Säufer außerdem und ganz unheimliches Volk."

„Ich bitte Sie, als ob ich das nicht wüßte!" rief Erika. „Sie sahen vielleicht gar, daß ich im Hause des schwarzen Kaspar war, der des Mordes angeklagt ist? Mich mordet hier niemand, und ich mag deshalb seine Frau und Kinder nicht darben lassen."

„Gehen Sie wenigstens nicht allein hin," beharrte er, „Ihre Frau Tante dürfte das nicht gestatten! Wenn ich nur die Stunde Ihrer Besuche weiß, so will ich mich gern in der Nähe aufhalten, um Sie vor etwaigen Unannehmlichkeiten schützen zu können!"

„Sehr gütig!" rief sie und warf ihren kleinen Pelzmuff spielend in die Luft. „Aber, wenn Sie's nicht übel nehmen, der Oberförster von Dreibuchen, in dem jeder Wilddieb naturgemäß seinen Todfeind erblicken muß, wäre in den Waldhütten eher m e i n e s Schutzes bedürftig als ich des seinen!"

Er blickte sie lachend, belustigt, von der Seite an und glaubte ihr, was sie sagte.

Unterdes wanderten sie in tüchtigem Jägerschritt dahin und bald lag das alte Jagdschloß vor ihnen, halb verschleiert in weißer Nebeldämmerung, wie der verfallene Schauplatz längst vergessener Nordlandsballaden.

„Sie wohnen hier nicht unromantisch!" bemerkte Rudolf Wildenhoff.

„Nein, nicht unromantisch!" rief sie. „Lästern Sie meine poetische Burgeinsamkeit nicht durch solche zweifelhaften Ausdrücke. Die Herren sind sich doch alle gleich! Schrecklich!"

Wie aus der Erde gewachsen stand plötzlich Stefan Gordschewski vor ihnen. „Schrecklich! Diesen Ausruf kann ich also zum Teil wie gewöhnlich auf mich beziehen!" sagte er mit seiner weichen, gedämpften Stimme im Ton des Vorwurfs. „Darf ich Sie bitten, mich bekannt zu machen, Erika!" fügte er steif hinzu.

„Herr von Gordschewski — Herr Oberförster von Wildenhoff!" sagte sie kurz, ohne ihrem Verehrer die Hand zu reichen, denn es ärgerte sie, daß er schon wieder da war. „Sie werden sich doch nun unsere Burgromantik von innen ansehen und damit Ihren verfehlten Besuch nachholen?" wandte sie sich an den Oberförster.

Er verneigte sich mit dankender Zustimmung und blickte auf Stefan. „Ich traf das gnädige Fräulein bei einem Samariterbesuch in den Waldhütten und bat deshalb um die Ehre, sie zurückbegleiten zu dürfen. Es wird Ihnen am besten bekannt sein, Herr von Gordschewski, wie wenig geheuer jener Winkel ist und wie so gar kein geeigneter Wechsel für junge Damen!"

Ein böser Ausdruck ging über Stefans Gesicht und ein Blick vernichtenden Zornes flog zu Erika hinüber. Wer außer ihm durfte es wagen, sich hier zu ihrem Beschützer aufzuwerfen! Erika verstand den Grund seines Zorns.

„Warum erzählen Sie ihm das eigentlich, Herr von Wildenhoff?" fragte sie lachend. „Glauben Sie, daß mein Herr Onkel Autorität genug über mich besitzt, um mich an losen Streichen zu hindern? Fragen Sie ihn selber!"

Stefan war ein Bruder ihres angeheirateten Oheims, und wenn sie ihn in Wut versetzen wollte, so wurde er mit dieser Verwandtschaftswürde beehrt. Ihr Spott ging ihm auf die Nerven, heute mehr denn je, und stumm in verbissenem Grimm folgte er den beiden ins Haus.

Frau von Gordschewska empfing den Gast in ihrem behaglichen Salon. Er hatte sein Gewehr im Eingangszimmer an einen Ständer gehängt, den getreuen Jaqui als Wächter dabei zurückgelassen und seine Jagdstiefel sorgfältig von Schneespuren gesäubert. Nicht annähernd kam ihm der Gedanke, daß seine Weidmannstracht nicht in das elegante Damengemach hineingehörte. Diese wetterfeste Joppe mit dem Gurt um den schlanken Leib und der schadhaften Stelle vorn an der rechten Achsel, wo unzählige Male der Kolben des Gewehrs sich angedrückt, das seidene Halstuch lose um den weichen Hemdenkragen geschlungen, und die Jagdstiefel obenein. Mit tiefer Geringschätzung nahm Stefan diese Einzelheiten in sich auf. Er, der zu jeder Tageszeit in tadellosem Anzuge zu treffen war, selbst daheim in seinem einsamen Junggesellenhause — wie uncivilisiert erschien ihm dieser Nimrod in seinem „unmöglichen" Aufzug!

Mit dem gleichen Interesse achtete auch Frau von Gordschewska darauf, doch war dasselbe von jeder Geringschätzung weit entfernt.

„Weiß er, wie gut diese wunderliche Tracht ihn kleidet, und verleiht das Bewußtsein ihm diese ruhige Sicherheit, oder stellt er seinen Beruf so hoch, daß er sich mit den unverfälschten Abzeichen desselben überall zeigen zu können meint?"

Während die Dame des Hauses so dachte, befragte sie ihn eingehend um seine Schicksale, so weit sie für Fremde von Interesse sein konnten; und er

antwortete frei und ernsthaft. Dabei war es, als höbe sich ein Schleier von seinen dunkelgrauen Augen und ließe sie größer, tiefer und leuchtender erscheinen. Über das schmale braune Antlitz gingen Lichter und Schatten in wechselndem Ausdruck, und zuweilen lachte er, wie nur Menschen von tiefem Gefühl und harmloser Seele zu lachen vermögen, herzlich und ungestüm. Dabei wurden seine Augen verschwindend klein und seine Schönheit war dahin.

„Schade!“ dachte Frau Hyma.

Die Unterhaltung war jetzt auf Kaspar den Wilderer und den Mord des Oberförsters übergegangen. Erika fürchtete, daß er seine unliebsamen Bemerkungen über ihren Besuch in den Waldhütten wiederholen könnte, und um seiner Aufmerksamkeit zu entgehen, verließ sie leise das Zimmer. Stefans Blick folgte ihr finster. An dem Gespräch, welches ein ihm unerträgliches Thema behandelte, beteiligte er sich mit keiner Silbe. Daher fiel es nicht auf, als er sich erhob und Erika folgte. Sie saß im Eßzimmer auf dem Tisch und baumelte mit ihren schönen schlanken Füßchen, deren Anblick — das wußte sie — Stefans Entzücken erregte. Über ihrem Haupte brannte die Hängelampe und warf weißliche Lichter auf das rabenschwarze Haar, dunkle Schatten auf den schönen klaren Oliventon ihres Gesichts. Neben ihr stand die Theemaschine, und sie lauschte mit regem Interesse den Anstrengungen derselben, ins Kochen zu geraten.

„Was wollen Sie hier? Ich besorge Euch den Thee, dabei kann ich keine Gesellschaft brauchen!“ sagte sie ebenso unhöflich als überzeugt von ihrer Berechtigung dazu.

Stefan trat zu ihr. „Erika — beabsichtigen Sie, sich von diesem — diesem Kaffern den Hof machen zu lassen — so wie früher von Roderich?“ Seine Stimme hatte einen heiseren Klang, wie immer, wenn er in großer Erregung sprach. Wie oft mußte sie das hören und wie erschien es ihr überflüssig und unangenehm!

„Glauben Sie, daß er mir den Hof machen wird?“ fragte sie lebhaft, in neugierigem Ton. „O Stefan, das wäre ja reizend! Wie würde ich mich freuen!“

„Erika, seien Sie nicht so unerträglich kindisch!“ rief er aufflammend. „Ich kann es nicht mehr ertragen!“

Sie warf ihm einen raschen Blick zu und glitt von ihrem kleidsamen Platz herunter auf festen Grund und Boden. „Wozu kommen Sie denn hierher, wenn ich Ihnen zu kindisch bin?! Bitte, entfernen Sie sich, ich wünsche nicht, mir Grobheiten sagen zu lassen!“

Doch er entfernte sich nicht. Er setzte sich auf einen Stuhl, stützte die Arme auf seine Kniee und vergrub beide Hände in dem so sorgfältig gescheitelten Haar. Zu erwidern hatte er nichts.

(Fortsetzung folgt.)

Rang und Geld.

Roman

von

Helene von Beniczky-Bajza.

(Fortsetzung und Schluß.)

Daß die Anwesenden alle ihre Familienverhältnisse sehr genau kannten, das fiel ihr nicht ein, wie auch die Thatsache nicht, wie lange ihre Brüder schon die Gastfreundschaft „dieser Leute“ genossen. Sie fühlte sich in entsetzlicher Lage. Thränen traten ihr in die Augen, jedoch nicht über die Armut ihrer Brüder, sondern vor Scham, daß diese ihren Lebensunterhalt durch Arbeit zu erwerben dachten.

„Darüber, was Du in der Zukunft zu thun gedenkst, kann niemand mit Dir rechten,“ sagte sie voll Schärfe. „Ich bitte Dich aber, suche diese Pläne nicht auch Albert aufzudrängen. Er ist jetzt krank und schwach und daher jeder Einwirkung zugänglicher als sonst, er könnte sich infolge Deiner Ratschläge zu etwas entschließen, was er später bedauern möchte.“

Jenö wandte sich achselzuckend von ihr ab, und man begann von anderen Dingen zu sprechen. Endlich erhob sich die Gräfin Szent-Tamassy und reichte Elvira die Hand.

„Ich verlasse morgen Alba,“ sagte sie, „wahrscheinlich bevor Sie noch erwacht sind, ich danke Ihnen daher schon heute für Ihre Gastfreundschaft und bitte Sie, Albert noch eine Zeit lang in Ihrem Schloß zu dulden. Ich hoffe, daß er sich bald so weit erholt haben wird, daß wir ihn zu mir überführen können. Sie werden dann für ewig von den Artemons befreit sein, die Ihnen schon so oft zur Last fielen, jedoch niemals durch ihren eigenen Willen; sondern, wie Sie wissen, stets durch Zufall.“

Elvira verbeugte sich wortlos, berührte flüchtig die ihr entgegengereichte Hand, und Csilla verließ — nachdem sie noch vorher die zwei abseits beim Schachspiel sitzenden Herren mit einer Kopfneigung gegrüßt hatte — in Begleitung Jenös den Salon.

Lord Castle setzte sich neben Elvira, die etwas abgespannt schien.

„Meine Cousine ist keine sehr sympathische Person,“ sagte der Engländer.

„Sie hat ein sehr interessantes Gesicht und ein distinguiertes Äußere.“

„Das leugne ich nicht, aber ihre Begriffe sind beschränkt, sie kann sich nicht beherrschen und ihre Urteilsfähigkeit erinnert mich an antediluvianische Zeiten.“

„Das verdankt sie der Erziehung, die sie genossen hat. Das System, nach welchem bei uns besonders die vornehmeren Klassen Unterricht erhalten, führt nicht zur Aufklärung.“

„Und Sie, Gräfin, wie kommt es, daß Sie der gerade Gegensatz Csillas sind?“

„Der Unterschied liegt vielleicht in meiner Individualität; ich müßte Ihnen vieles erzählen, damit Sie den Unterschied zwischen uns verstehen.“

In diesem Moment kam Jenö wieder in den Salon zurück.

„Ich begleite morgen Csilla zu den Cservarys. Kommst Du nicht mit, Perci?“

„Wenn es die Gräfin gestattet, bleibe ich lieber in Alba.“

Der ältere Artemon lachte.

„Wie wird es uns möglich werden, das Schloß endgültig zu verlassen, wenn Du Dich nicht einmal für einige Stunden von hier entfernen willst?“

„Gegen das, was sein muß, läßt sich nicht ankämpfen; so lange es aber nicht notwendig ist, beraube ich mich des Guten nicht.“

Hermajos sagte das letzte „Matt“ an und erhob sich.

Dies war das Zeichen zum Auseinandergehen. Elvira grüßte die Herren, umarmte ihren Vater und wünschte Jenö viel Vergnügen in Cservar.

„Ich kehre abends wieder zurück,“ sagte dieser und küßte ihr die Hand. Die Gesellschaft zerstreute sich und jedermann suchte seine Gemächer auf.

Siebentes Kapitel.

Der nächste Morgen war mild und sonnig. Elvira verließ ihre Apartements später als gewöhnlich. Sie erkundigte sich bei Kavai nach dem Befinden des Grafen Albert und begab sich dann auf die Veranda, welche nun, von allen Seiten geschlossen, zu einem Wintergarten verwandelt war.

Der Vormittag verging ohne ein merkwürdigeres Ereignis. Gegen drei Uhr fragte der Haushofmeister bei Elvira an, ob sie gestatte, daß Graf Albert auf die Veranda komme, denn er finde, daß die Parkluft für den Grafen zu kühl sei. Er habe dies dem Grafen mitgeteilt und dieser lasse nun durch ihn anfragen, ob sie nichts dagegen habe, wenn er auf die Veranda komme.

„Im Gegenteil, sagen Sie dem Grafen, daß es mich sehr freuen werde, wenn er die Veranda in Anspruch nimmt,“ erwiderte die Gräfin freundlich.

Nachdem sich der Haushofmeister entfernt hatte, wußte sie nicht, ob sie bleiben, oder den Wintergarten verlassen sollte. Sie wollte den Rekonvalescenten durch ihre Anwesenheit nicht stören, während sie anderseits befürchtete, daß er ihre Entfernung als Kälte deuten werde. Wenn diese auch dem gesunden Artemon gegenüber am Platze gewesen wäre, so gebot ihr doch ihr gutes Herz, dem kranken gegenüber schonungsvoll zu sein. Sie blieb also und nahm sich vor, die Erregung, in welche sie die Nähe des jüngeren Artemon versetzte, zu bekämpfen. Albert gegenüber, mit dem sie kirchlich verbunden, der ihr aber dennoch so fremd war, empfand sie stets eine Befangenheit, die sie nur unter Anwendung ihrer vollen Willenskraft so weit zu unterdrücken vermochte, daß er sie nicht bemerkte.

Sie wollte ihm weder hart noch schwach erscheinen, und es bildete ein wahres Studium für sie, den richtigen Mittelweg einzuhalten. Das kostete sie manchen Kampf.

Still öffnete sich die gegenüberliegende Thür und Graf Albert trat auf die Veranda. Er kam ohne Begleitung, ein Beweis, daß er seit vierundzwanzig Stunden viel kräftiger geworden war. Er näherte sich Elvira mit unsicheren Schritten, und sie begrüßte ihn freundlich.

„Ich hörte, daß Sie wohler sind, Herr Graf?“ begann Elvira, ihm die Hand reichend, dann wies sie ihm auf dem sonnigsten Teile der Veranda Platz an.

„Ich danke, Gräfin. Ich fühle mich ziemlich wohl, und es freut mich sehr, daß ich zu Kräften komme, bald werde ich Ihnen dankbaren Herzens für Ihre Gastfreundschaft danken können und Ihnen nicht mehr zur Last fallen müssen.“

„Gestern hatten Sie einen angenehmen Nachmittag,“ fuhr Elvira fort, ohne auf seine Worte zu antworten. „Sie genossen die Gesellschaft Ihrer Schwester und das muß Ihnen Freude bereitet haben.“

„Mir machen, offen gestanden, nur wenige Dinge noch Freude,“ sagte Albert traurig. „Mein einziger Wunsch ist, stark und gesund zu werden, damit ich etwas beginnen kann und nicht anderen zur Last fallen muß.“

„Ihre Kraft und Gesundheit wird bald wieder völlig zurückkehren,“ erwiderte Elvira, indem sie ihm gegenüber Platz nahm.

Albert bemerkte, daß Elvira schon zum zweiten Mal während ihres kurzen Beisammenseins einer direkten Antwort auswich, und immer auf so geschickte Weise, daß er die geistige Begabung und den feinen Takt zu bewundern begann, mit welchem sie die Schwierigkeit der Situation zu mildern verstand. Albert jedoch steuerte auf ein bestimmtes Ziel los und wollte sich davon nicht abbringen lassen.

„Ich unterhielt mich gestern mit Csilla des längeren über meine Zukunft, beschloß aber, mir bezüglich derselben auch Ihre Meinung zu erbitten.“

„Meine Meinung!“ rief Elvira erstaunt aus, „die kann doch in Ihren Augen nur geringe Bedeutung haben.“

„Sie ist mir viel wichtiger, als Sie vielleicht annehmen.“

Die Gräfin schwieg, aber ihre Miene drückte Zweifel aus.

„Was auch in früherer Zeit zwischen uns vorgefallen sei,“ fuhr Albert mit merklicher Befangenheit und mit vibrierender Stimme fort, „so verbindet uns dennoch eine Thatsache, die man nicht als

existierend betrachten kann, und diese Thatsache ist es, welche mich veranlaßt, eine Frage an Sie zu richten, die Sie selbst für natürlich, schicklich, ja sogar für unvermeidlich erachten werden."

„Und diese lautet, Herr Graf?"

„Da wir vor dem Altar getraut wurden, sind wir heute Gatte und Gattin, und so fremd wir einander auch sind, so sind wir dennoch in gewisser Beziehung aneinander gefesselt, was Ihnen speziell sehr lästig sein mag, und von dieser Fessel wünschte ich Sie zu befreien."

„Ich habe mich über dieselbe noch zu niemand beklagt."

„Das weiß ich! Sie erwarteten wahrscheinlich vom Zufall eine Änderung. Sie mochten denken, daß ich sterben werde, und daß Sie dadurch von der verhaßten Fessel befreit würden."

„Woher wissen Sie, daß sie mir ‚verhaßt' ist? Der Schein mochte Sie doch eines anderen belehrt haben. Sie dachten, auch ich sei an dem Wunsche beteiligt gewesen, Gräfin zu werden? Nun, jetzt bin ich es, da bleibt mir doch nichts mehr zu wünschen übrig!?"

Nun wurde sie zum ersten Mal bitter, was sie bisher stets zu vermeiden gewußt hatte.

„Sie haben recht! Damals sprach der Anschein dafür. Allein seitdem hat sich vieles verändert. Ich hatte das Glück und die Gelegenheit, Sie kennen zu lernen und weiß, daß ich mich damals irrte."

Helle Röte bedeckte bei diesen Worten das Antlitz der jungen Dame. Es war das erste Mal, daß man sie richtig beurteilte, und dies that ihr wohl.

„Diese Äußerung überrascht mich von Ihnen, Herr Graf. Sie hatten so wenig Gelegenheit, mir zu begegnen, daß Ihre gute Meinung über mich kaum eine Basis haben kann."

„Nicht Worte machen den Charakter des Menschen aus, sondern Thaten, und Sie thaten mehr als wir jemals imstande sein werden zu vergelten."

„Sie überschätzen Dinge, die selbstverständlich sind."

„Sie wollen mir als Zwang erscheinen lassen, was viel mehr war als das! Sie haben recht, daß wir einem Menschen, der vor unserer Thür zusammenbricht, nicht das Haus verschließen können. Wenn wir aber für diesen Menschen, der uns nicht einmal gleichgültig, sondern viel ärger als das ist, so viel thun als Sie thaten, so ist das ein Beweis eines edlen, warmen Herzens und einer erhabenen Denkungsart . . ."

„Was wollten Sie denn ursprünglich sagen, Herr Graf?" unterbrach ihn Elvira, da sie sah, daß er seine Lobeserhebungen fortsetzen wollte.

„Sie haben recht. Ich bin weiter gegangen als ich sollte, aber es war meine Pflicht, Ihnen dies zu sagen. Und nun will ich zur Sache übergehen. Nicht wahr, Sie würden sich freuen, wenn Sie sich ehestens von mir scheiden lassen könnten?"

„Ich habe darüber noch nicht nachgedacht."

„Sie haben darüber noch nicht nachgedacht?" fragte Albert überrascht. „Aber Jenö behauptete ja das Gegenteil."

„Jenö?" fragte Elvira erstaunt. „Darf ich wissen, was er über mich sagte?"

„Daß Sie alsbald eine neue Ehe schließen werden."

„Eine neue Ehe . . . ich . . . mit wem?"

„Mit meinem Vetter Percival Castle."

„Und ist dies schon sicher?" fragte die Gräfin Artemon lächelnd.

„Wäre dem nicht so?" rief Albert in so lebhaftem Tone, daß man erkennen konnte, diese Frage sei für ihn nicht gleichgültig.

„Ich weiß nichts davon."

„Unmöglich, weshalb sollte mir denn das Jenö gesagt haben?"

„Wahrscheinlich hatte er einen anderen Grund dazu als die Heirat mit Lord Castle," erwiderte Elvira nachdenklich.

„Darf ich eine Frage an Sie richten?"

Die Gräfin sah ihn fragend an.

„Jenö macht Ihnen den Hof, nicht wahr, und dies wollte er mir nicht eingestehen, darum forderte er mich im Namen meines Vetters zu dem auf, was ihn glücklich machen würde?"

„Wie Sie wissen, machte mir Ihr Bruder in meiner Mädchenzeit den Hof und er behauptet, daß er mich, wenn ich auf ihn gewartet, geheiratet hätte. Allein ich war niemals geneigt, ihm dies zu glauben."

„Warum?" fragte Albert hastig und lebhaft; doch plötzlich schwieg er still, als ob ihm diese Frage gegen seinen Willen entschlüpft wäre.

„Das brauche ich nicht erst zu erörtern," erwiderte Elvira kalt.

Als Albert verwirrt schwieg, fuhr sie fort:

„Jedes Ereignis der Vergangenheit ist eine Antwort auf Ihre Frage und eine Widerlegung der Behauptung Jenös. Als er mich nach seiner Rückkehr aus England fand, setzte er sein Hofieren fort, doch machte ich ihm nie die geringste Hoffnung und gab ihm auch nicht die Ermächtigung zu dem, was er Ihnen sagte."

Das Gesicht des jüngeren Artemon errötete vor Freude bei diesen Worten.

„Und Percival? Er ist wahnsinnig in Sie verliebt?"

„Er hielt, für den Fall, daß ich frei würde, um meine Hand an," sagte Elvira lachend.

„Und Sie wünschen frei zu werden?"

„Heute benötige ich meine Freiheit noch nicht. Wenn ich wünschen werde sie zu gebrauchen, werde ich Ihnen dies sagen."

„Geben Sie mir Ihr Wort auf das, was Sie sagten?"

„In vollstem Maße. Es ist so, wie ich Ihnen mitteilte."

Albert sah sie ganz entzückt vor Freude an, und dieser Blick war so heiß und vielsagend, daß Elvira den Kopf abwandte.

Achtes Kapitel.

Vom Hofe her ließ sich Wagengerassel vernehmen, und bald darauf erschien Graf Jenö auf der Veranda.

Als er Albert erblickte, drückte seine Miene unangenehme Überraschung aus.

„Fühlst Du Dich schon so wohl, daß Du Besuche machen kannst?“ fragte er ihn fast kalt, indem er Elvira die Hand küßte.

„Ich that dies nur in der Hoffnung, die größte Nachsicht zu finden,“ erwiderte Albert mit einem Blicke in das schöne Antlitz der Hausfrau.

„Auf diese hätten Sie unter allen Umständen rechnen können,“ sagte Elvira lächelnd.

„Es ist mir noch niemals ein seltsameres Wesen vorgekommen als Sie, Elvira,“ sagte Jenö und setzte sich neben sie auf einen nahestehenden Stuhl nieder. „Wir fuhren heute auf dem Wege nach Cservar an dem neuen Schulgebäude vorbei und sahen voll Staunen die Aufschrift, welche sich auf der Front desselben befand.“

Elvira schwieg. Ihr Gesicht war auffallend ernst.

„Ist Ihnen dieses Thema unangenehm?“ fragte Jenö.

„Es wäre mir lieber gewesen, wenn Sie dort nicht vorbeigefahren wären.“

„Wenn Sie diesen edlen Gedanken und dessen treffliche Ausführung geheim halten wollten, dann hätten Sie ihn eben nicht in so strahlenden Lettern verkündigen dürfen.“

„Darf ich wissen, wovon die Rede ist?“ fragte Albert.

„Von der neuen Schule, die gestern fertiggestellt wurde und an deren Stirnseite auf weißer Marmortafel folgende Worte in goldenen Buchstaben stehen: ‚Aglaja Artemon-Stiftung‘.“

Das Gesicht Alberts wurde totenbleich vor Überraschung und innerer Erregung.

„Das haben Sie gethan?“ fragte er, das Haupt senkend, um seine aufsteigenden Thränen und vielleicht auch die Schamröte, die auf seiner Stirne brannte, zu verheimlichen. „Das ist eine große und edle That, Gräfin, wie nur Sie einer solchen fähig sind und sonst niemand auf dieser Welt!“

Bei diesen Worten machte er eine Bewegung, als ob er ihr zu Füßen stürzen wollte; allein Elvira sah ihn so gelassen an, daß ihn dieser Blick zurückhielt und an seinen Platz kettete.

„Man wird die Schule nun bald eröffnen, und ich will mich von Zeit zu Zeit selbst mit dem Unterrichte befassen,“ sagte sie, um das Gespräch auf etwas anderes zu lenken.

„Das wird eine beschwerliche Aufgabe sein,“ meinte Jenö lachend.

„Nicht so sehr als Sie glauben, und da mein Leben ohnehin eintönig und freudlos ist, so wird mich das zerstreuen.“

Albert erhob sich.

„Ich kehre jetzt in mein Zimmer zurück,“ sagte er in sichtlicher Aufregung. „Und indem ich mich von Ihnen bis morgen verabschiede, empfehle ich mich Ihrem Wohlwollen.“

„Auf Wiedersehen, Herr Graf!“ erwiderte Elvira in einem Tone, der mehr bedeutete denn bloße Höflichkeit.

Beide sahen ihm nach, bis sich die Thüre hinter ihm geschlossen hatte, dann rief Jenö aus: „Ich habe noch nie einen Mann gesehen, der ein größerer Idealist und den Eindrücken des Augenblickes so sehr unterworfen gewesen wäre als Albert. Wahrhaftig eine zu weibische Natur das!“

„Er weiß auch sehr hart und kalt zu sein,“ warf Elvira hin und trat durch die offene Thüre in den Park.

Jenö folgte ihr.

„Sie haben das Recht, dies von uns allen vorauszusetzen, denn wir waren Ihnen gegenüber blind, grausam und ungerecht.“

„Vielleicht ohne Ihr Wissen und Wollen. Die Umstände brachten das so mit sich; zum Glück verursachten Sie mir dadurch keinen großen Schmerz.“

Graf Jenö sah sie verwundert an. Das vor einer Weile lächelnde Gesicht war aufs neue kalt, gelassen und starr geworden; es war wieder dieselbe Elvira, die für seine Liebesgeständnisse und Begeisterungen niemals eine andere Antwort hatte als die eine: „Verlassen Sie mich auf immer.“ Und darauf lautete seine Antwort: „Ich thue das nicht, ich kann es nicht thun, es fehlt mir die Kraft dazu.“ Bei sich aber dachte er, „für alles kommt seine Zeit, man muß nur die Ausdauer haben.“ Und diese besaß er.

Elvira schritt in den Park hinaus, und Jenö ging mit.

Es war ein kühler Abend. Die glänzenden Strahlen der herbstlichen Sonne waren verschwunden, und obwohl es kaum später war als fünf Uhr, dunkelte es dennoch schon.

„Darf ich eine Bitte an Sie richten und Sie auf etwas aufmerksam machen?“ sagte an ihrer Seite schreitend Jenö.

„Das thun Sie heute nicht zum ersten Mal.“

„Es ist wahr, ich bin Ihnen mit meinen Bitten schon oft zur Last gefallen.“

„So war es nicht gemeint.“

„Erinnern Sie sich, daß die Cservarys schon zweimal in Alba waren?“

„Einmal bei mir und einmal bei dem Leichenbegängnis. Ich erinnere mich daran.“

„Und Sie haben sie noch niemals besucht.“

„Das war unschicklich von mir, aber die Trauer verhinderte mich daran, und dann kam die schwere und langwierige Krankheit des Grafen Albert dazwischen.“

„Aber nun hält Sie nichts mehr ab.“

„Ich werde auch nächstens hinfahren.“

„Als ich heute Csilla hinbegleitete, erwähnte es die Baronin und beklagte sich zu mir. Sie fragte, was der Grund Ihres Fernbleibens sei?“

„Und was antworteten Sie?“

„Dasselbe, was Sie mir zuvor sagten.“

„Ich muß diesen Besuch machen, ich weiß es, aber ich habe ihn, die Wahrheit gestanden, verschoben, weil ich mich nur ungern nach Cservar begebe.“

„Sind Ihnen die Baroninnen antipathisch?“

„Das kann ich nicht sagen, aber es sind anders geartete Leute als ich. Sie haben eine andere Vergangenheit, andere Begriffe und vielleicht auch andere

Lebensbräuche als ich. Dann kamen sie auch gar nicht meinetwegen hierher, sondern um Lord Castles willen, der für die Baronesse eine gute Partie gewesen wäre."

„Wie mißtrauisch Sie gegen jeden sind! Wenn Ilona meinen Vetter erobern wollte, so hätte sie das ja auch zu Hause thun können."

„Percival ist aber hier und nicht in Cservar," gab Elvira lachend zurück.

„Wenn ihm das Mädchen gefiele, wäre er jedenfalls mehr in Cservar als hier; ich glaube aber, daß die Baroninnen es selbst einsehen, daß Sie die Anziehungskraft sind, die ihn an Ungarn gefesselt hält."

„Das will ich nicht widerlegen, da ich weiß, daß dies vergeblich wäre, denn dies scheint Ihre Überzeugung zu sein."

„Woher wissen Sie das?"

„Vom Grafen Albert, den Sie baten, er möge sich von mir scheiden lassen, da ich mit Lord Castle eine neue Ehe schließen wolle."

Sie sagte dies in ironischem Tone, und ihr Begleiter schien darob in Verwirrung zu geraten.

„Es ist wahr," sagte Jenö, ernst werdend. „Ich sagte ihm dies, weil ich das Verhältnis, welches zwischen Ihnen als Ehegatten herrscht, für unpassend und unschicklich halte. Da er Sie nicht glücklich machen kann, so möge er Ihnen Ihre Freiheit und damit Ihre Zukunft zurückgeben."

„Was würde ich mit meiner Freiheit anfangen?"

„Sie wollen sich nicht scheiden lassen?" fragte Graf Jenö überrascht.

„Nein."

„Sie wollen also so weiterleben, wo Sie nur die Hand auszustrecken brauchen, um glücklich zu sein?"

„Das könnte ich niemals werden, denn ich habe das Vertrauen zu den Menschen verloren. Mein großes Vermögen steht meinem Glücke im Wege. So viel mir auch jemand Liebe schwören würde, ich wäre überzeugt, daß er nur mein Geld heiraten wollte und nicht mich."

„Das können Sie doch aber nicht von dem Mann glauben, in dessen Macht es stand, dies zu thun, und der es zurückwies?"

„Ich kann niemand als Ausnahme betrachten."

„Können Sie leugnen, daß Percival Sie ohne Interesse liebt?"

„Bei ihm glaube ich dies, nur hält er mich für eine verheiratete Frau, der man den Hof machen kann, ohne sie heiraten zu müssen."

Eine Weile zögerte Jenö das auszusprechen, was er sagen wollte.

„Und ich, von dem Sie wissen, daß ich Sie bis zur Anbetung liebe?"

„Sie?" fragte Elvira lächelnd. „Sie haben mir damals bewiesen, in welchem Maße Sie Ihre Gefühle zu beherrschen verstehen, als Sie mich so leichthin verließen."

Graf Artemon biß sich in die Lippen.

„Sie wissen auf alles zu antworten. Und dennoch, nun mögen Sie es wissen, habe ich die entschiedene Absicht, Sie zu heiraten, und dies ist der wahre Grund, weshalb ich Albert zur Scheidung aneiferte."

„Warum sagten Sie ihm nicht die Wahrheit?"

„Weil ich einen Streit vermeiden wollte. Er ist auch heute in seiner Armut und Schwäche noch gerade so stolz und blind wie vorher und würde diesen meinen Entschluß nicht begreifen können."

Das rosige Antlitz Elviras wurde totenbleich.

„Es ist sehr kühl," sagte sie umkehrend und strich sich über die Stirne.

Es war fast ganz finster geworden.

„Kehren wir zurück."

„Sie geben mir keine Antwort?"

Die junge Dame blieb einen Augenblick stehen und maß den vor ihr stehenden Mann mit einem unbeschreiblich traurigen Blicke. Sie hatte ihm zahllose Mal erklärt, daß sie von seiner Bitte nichts wissen wolle, aber er wollte nicht weichen. Er wollte eine bestimmte Antwort haben. „Gut," dachte sie, ich will sie ihm geben, damit diese Zudringlichkeit ein- für allemal ein Ende habe.

„Einst, als ich noch um einige Jahre jünger war," begann sie mit leiser, aber entschiedener Stimme, „glaubte ich Sie zu lieben. Ich vertraute Ihnen und dachte, daß ein *wirklicher* Edelmann nicht imstande sei, ein unerfahrenes Mädchen, welches er liebte, und dessen Liebe er für sich erweckte, zu betrügen. Ich täuschte mich! Die Bitterkeit dieser Enttäuschung lebt heute noch so lebhaft in meinem Herzen, als zur Zeit, da mich diese erschütterte. Und sie wird auch niemals schwinden! Heute bin ich sogar schon selbst zu der Überzeugung gelangt, daß Sie recht hatten, als Sie mich Ihres Namens und Ihres Ranges unwürdig hielten, und daß Sie die Änderung Ihrer Ansicht auch heute nicht wagen würden, Ihrem Bruder einzugestehen, der Ihrer Aussage nach viel zu stolz ist, als daß er diese begreifen könnte Teilen Sie ihm sie auch nicht mit, denn dieses peinliche Geständnis ist ganz unnötig. Behalten Sie Ihren Rang und Ihren Namen rein, und ich behalte mein Geld! Von der *Person* kann bei einer solchen Verbindung ohnehin nicht die Rede sein. Eine solche Heirat wäre nichts anderes als ein Tauschgeschäft, und die Gegenstände dieses Tausches wären der Rang und das Geld!"

Nach diesen Worten wandte sie sich rasch um, ließ ihren erbleichten Schwager stehen und eilte im Laufe in die Veranda hinein.

Graf Jenö folgte ihr nicht. Lange stand er regungslos auf dem Platze, auf dem man ihm so harte Worte ins Gesicht geschleudert hatte; dann ging er langsamen Schrittes, gesenkten Hauptes in das Schloß, wo er Lord Castle aufsuchte, den er in ein Buch vertieft am Kamine sitzend fand.

„Wann reisen wir nach England?" fragte er diesen, indem er sich ihm gegenüber niederließ.

„Nach England?" fragte der Lord verwundert. „Bisher wolltest Du doch nichts davon hören, Jenö."

„Nun aber möchte ich, je früher desto lieber, einpacken. Die Mutter haben wir begraben. Meine Schwester ist verheiratet, mein Bruder ist von seiner Krankheit genesen, es giebt also nichts, mehr was mich zum Bleiben veranlassen würde. Und aufrichtig gestanden, Percival, fürchte ich, daß wir die Gastfreund-

schaft der Gräfin Elvira länger in Anspruch genommen haben als billig wäre."

Der Lord sah ihn mit weit geöffneten Augen an.

„Wenn dem so ist, dann hätten wir ja schon lange reisen sollen," sagte er, sein Buch beiseite legend.

„Besser später als niemals," erwiderte Jenö lachend. Er wollte gelassen und heiter erscheinen, allein Percival glaubte in seiner Stimme eine Bitterkeit wahrzunehmen und auch seine große Blässe fiel ihm auf.

„Ich kann wann immer gehen," sagte er unmutig, während er seinen Platz am Kamin verließ, wo er sich neben seiner interessanten Lektüre so wohl gefühlt hatte. Es giebt für einen Engländer nichts Unangenehmeres, als wenn man ihn in seiner Ruhe stört.

„Bestimmen wir also den Tag."

„Es wird uns schwer fallen, von hier zu scheiden, wo wir — darin sind wir doch beide derselben Ansicht — die reizendste Hausfrau fanden, die man sich denken kann," sagte Percival.

„Alles hat seine Grenzen," erwiderte Jenö nervös, indem er von seinem Platze aufsprang. Sein Gesicht drückte bitteren Zorn aus.

Der Lord erriet sofort, daß zwischen Elvira und Jenö etwas vorgefallen sei.

„Also übermorgen," sagte er unmutig.

„Warum nicht morgen?"

„Weil, weil wir noch einen Tag länger in der Nähe Deiner Schwägerin bleiben können, die zu verlassen, ich schäme mich nicht, es zu gestehen, mir sehr schwer fällt."

„Und noch dazu für ewig," seufzte Jenö; dann verließ er das Gemach, um Albert seinen Entschluß mitzuteilen.

Neuntes Kapitel.

Am nächsten Tage erteilte Elvira den Befehl, man möge um drei Uhr nachmittags anspannen, sie wolle nach Cservar fahren.

Kurz nach Erteilung dieses Befehles trat Hermajos bei ihr ein.

„Du willst die Cservarys besuchen?" fragte er sie.

„Ich muß doch endlich ihren Besuch erwidern," entgegnete Elvira unmutig.

„Als man mir Deine Absicht mitteilte, befahl ich, die vier englischen Vollblutpferde vor Deinen Wagen zu spannen, und ließ den Diener und den Kutscher die neue Livree anziehen."

„Ich will gerade das Gegenteil, nämlich in dem halbgedeckten kleinen Wagen mit zwei schönen Pferden in glanzlosem Geschirr fahren, die Dienerschaft aber soll sich schwarz kleiden, und so ordnete ich es auch an."

„So willst Du, die millionenreiche Erbin, zu den hochmütigen Cservarys fahren?"

„Eben deswegen, Papa. Wer Geld hat, für den ist es keine Kunst, Luxus zu treiben, für den paßt die Einfachheit viel besser."

„Wie sollen wir denn aber zeigen, daß wir reich sind?"

„Das sollen wir eben nicht. Wozu etwas zeigen, was jedermann weiß? So lächerlich es ist, mit den Vorrechten der Geburt und des Ranges zu prahlen, ebenso geschmacklos ist es, sein Vermögen zur Schau zu tragen."

„Du bist in allem so sonderbar. Ich würde an Deiner Stelle ganz anders leben und handeln! Habe ich mich deshalb mein ganzes Leben lang geplagt, um Dich reich zu machen, um nun nicht einmal zu sehen, daß Du die Früchte dieses Reichtums genießest? Du bist reich, besitzest einen vornehmen Namen, bist frei und unabhängig, kannst thun, was Du wünschest, und verbringst dennoch Deine Tage, als ob Du keinen Groschen im Vermögen hättest."

„Ich fühle mich in dieser Zurückgezogenheit sehr wohl und bin mit meinem Geschicke vollkommen zufrieden."

„Bist Du vielleicht in den Lord verliebt? Ich sagte Dir schon, daß Du an ihn gar nicht denken sollst."

„Das bin ich nicht und wenn ich es auch wäre, was für einen Zweck würde meine Liebe haben?"

„Oder in Jenö?"

Elvira zuckte zusammen. „Nein, Papa! Ich schaudere bei dem Gedanken, daß er einmal mein Gatte hätte werden können."

„Hat er Dich wieder verletzt?"

„Nein. Aber ich lernte seinen Charakter kennen. Er ist ein leichtsinniger, egoistischer Mensch ohne moralischen Halt. Ein Mann wie er kann über diejenigen, die unglücklich genug sind, seine Angehörigen zu sein, nur Unheil bringen."

„Da muß ich Dir recht geben. Seine Familie hat auch nur er zum größten Teil zu Grunde gerichtet. Was thut er denn aber so lange Zeit hier?"

„Er wird dieser Tage abreisen und hoffentlich nicht mehr zurückkehren."

„Hast Du ihn erzürnt?"

„Ich sagte ihm, er möge jede Hoffnung aufgeben, mich jemals zur Frau zu bekommen."

„Dachte er denn daran? Dich, die er so sehr beleidigte und die Du heute seine Schwägerin bist?"

„Dieser letztere Umstand würde ihn weniger abhalten, da er weiß, daß diese Ehe nicht existiert und früher oder später aufgelöst werden wird," sagte Elvira düster.

In diesem Augenblicke trat der Sekretär des Fabrikanten ein und bat ihn um eine Unterredung. Sofort verließ Hermajos mit seinem Sekretär das Zimmer. Um drei Uhr nachmittags zur bestimmten Zeit fuhr der Wagen vor. Alles war schwarz und glanzlos, wie Elvira es gewünscht hatte, und sie selbst nahm in Trauerkleidung, mit schwarzem Hut im Wagen Platz und fuhr nach Cservar.

Während dieser Zeit saß Graf Albert, dem man mitgeteilt hatte, daß die Gräfin nach Cservar gefahren sei, in der Bibliothek und sprach mit dem Rechtsanwalt Berger.

„Ich werde mich bald ganz wohl fühlen," sagte Albert, „und dann wird es mein erstes sein, der Gräfin Elvira für die erstaunliche Großmut, die sie mir gegenüber an den Tag legte, und die ich wahr-

lich nicht verdient habe, zu danken und von hier fortzugehen. Es ist nur noch die Frage — wohin?"

Berger räusperte sich in sichtlicher Verwirrung, denn dies war eine Frage, die er nicht zu beantworten vermochte.

„Sie schweigen," fuhr Albert mit einem bitteren Lächeln fort. „im Gedanken thue ich das auch, wenn ich bei diesem Punkte anlange. Und was das Verzweiflungsvollste ist, ich fühle, wie wenig ich mich für welchen Beruf immer eigene, so mangelhaft war meine Erziehung. Raten Sie mir, Herr Berger, was kann ein Mensch in meiner Lage beginnen, wenn er nicht ein Selbstmörder werden will?"

„Hier wollen Sie nicht länger bleiben?"

„Welche Frage!"

„Wenn Ihnen aber Hermajos eine Stellung anböte?"

„Was für eine Stellung?" fragte Graf Albert betroffen, während dunkle Röte sein bleiches Gesicht überzog.

„Nicht wahr, Herr Graf, Sie sprechen und schreiben mehrere Sprachen?"

„Ich beherrsche vier Sprachen vollkommen. Doch weshalb diese Frage, Herr Rechtsanwalt?"

„Weil es mir eben zufällig einfällt, daß Hermajos einen Korrespondenten sucht, der vier Sprachen spricht," erwiderte der Rechtsanwalt verlegen.

„Bei einem anderen würde ich diese Stellung vielleicht annehmen," sagte Graf Albert gelassen, „aber bei Hermajos nicht. Denn von ihm wäre jede Gefälligkeit oder Gunst beschämend für mich."

„Sie irren sich, Herr Graf, wenn man für seine Arbeit ein Gehalt bezieht, ist das weder eine Gefälligkeit noch eine Gunst. Es würde Hermajos auch niemals einfallen, dies so aufzufassen."

„Nein, nein, Herr Rechtsanwalt. Mit dem Fabrikanten kann ich nicht in Verbindung treten, in dieser Sache muß ich mich schon an einen anderen wenden; die Gräfin würde ich indessen dennoch um eine Gefälligkeit ersuchen."

„Worin besteht diese, Herr Graf?"

„Zu ihr habe ich mehr Vertrauen als zu ihrem Vater," fuhr Albert fast mit zärtlicher Stimme fort, während in seinen Augen Wärme und Rührung leuchteten. „Oben in der Bildergalerie hängen die Bilder meines Vaters und meiner Mutter, diese möchte ich mir von ihr erbitten."

„Ich zweifle nicht, daß sie Ihnen die Bilder sofort zur Verfügung stellt. Wünschen Sie, daß ich ihr dies mitteile?"

„Ich werde ihr vielleicht meine Bitte selbst vortragen, um so mehr, als es hier in der Bibliothek auch einige Bücher giebt, an die mich liebe Erinnerungen knüpfen, und die ich mir von ihr ebenfalls erbitten möchte."

„Auch die wird sie Ihnen mit der größten Freude überlassen."

„Sie halten die Gräfin Elvira für sehr gutherzig?"

„Sie besitzt ein außerordentlich edles Herz und Gemüt, ganz abgesehen von ihrem eminenten Verstande und ihrer hohen geistigen Begabung."

„Das ist auch meine Meinung über sie," sagte Albert leise.

„Welche Bücher sind es denn?" fragte der Rechtsanwalt, als er sah, daß Graf Albert in trübes Sinnen versank.

„Ich werde sie Ihnen zeigen," sagte dieser und trat zu einem der Bücherschränke.

„Hier diese Gedichte, die meine Mutter gern las, und diese englische Bibel, welche fast wie ein Vermächtnis der verstorbenen Gattin des ersten in Ungarn ansässig gewordenen Artemon in unserer Familie angesehen wurde. Sie wissen ja, daß meine Urgroßmutter eine Engländerin war . . . Sehen Sie, wie prächtig dieser alte Einband ist und wie schön dieses antike Schloß. Von dieser Bibel möchte ich mich nicht gerne trennen."

„Es leidet keinen Zweifel, daß die Gräfin Ihnen diese Familienreliquie, die nur für Sie Wert und Wichtigkeit hat, übergeben wird. Sie können sich dieselbe ohne ein Wort zu verlieren nehmen."

„Das werde ich erst thun, wenn Gräfin Elvira es gestattet."

Der Rechtsanwalt nahm das Buch zur Hand und blätterte voll Interesse darin. Auf der Titelseite las er in seltsamer alter Schrift folgenden englischen Satz: „Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten." Dieses bekannte Sprichwort war zweimal unterstrichen, und der Rechtsanwalt fühlte unter der vergilbten Seide des Deckels eine eigentümliche Erhöhung.

„Was mag wohl unter der Seide sein?" fragte er verwundert, indem er die Bibel dem Grafen Albert überreichte. Diesem war die Erhöhung niemals aufgefallen.

„Das weiß ich nicht," erwiderte er, „ich bemerke diese Erhöhung heute zum ersten Mal. Es ist wohl wahr, daß ich die Bibel nicht gar oft in der Hand gehabt habe, es scheint aber in der That etwas darunter zu liegen."

Beide betrachteten den Deckel voll Neugierde.

„Man muß die Seide lostrennen und nachsehen, womit sie ausgestopft ist."

„Das Futter aufschneiden!" rief Albert erschrocken. „Nein, das thue ich nicht."

„Es ist Ihre Pflicht, zu untersuchen, was hier verborgen ist, Herr Graf," rief Berger entschieden, „und da Sie es nicht wollen, so thue ich es unter meiner eigenen Verantwortung," und ehe Albert es verhindern konnte, hatte er das Futter mit seinem Taschenmesser aufgeschnitten. Eine vergilbte Schrift fiel heraus.

„Was haben Sie gethan?" rief Albert voll Zorn. „Wer wird nun dafür verantwortlich sein?"

„Ich," sagte der Rechtsanwalt, indem er das zu Boden gefallene Papier rasch aufhob. Es war eine in englischer Sprache aufgestellte Urkunde, welche wie folgt lautete.

„Wir Unterzeichnete bestätigen hiermit, daß wir am heutigen Tage zweihundert englische Pfund als verzinsliches Depot übernommen haben, und verpflichten uns, diesen Betrag samt Zinsen und Zinseszinsen dem Vorzeiger dieser Schrift an

welchem Tage und zu welcher Stunde immer unverzüglich voll auszuzahlen.

London 1796.

Backwall und Comp. m. p."

An dieses Dokument war ein kleinerer Papierstreifen angeheftet. Berger las auch diesen durch:

„Diesen kleinen Betrag habe ich bei unserem Bankhause für meine Tochter Alice Castle hinterlegt, die am heutigen Tage die Gattin des Grafen Oliver Artemon wurde. Vielleicht wird sie diesen kleinen Betrag einmal brauchen und ihn als Notpfennig benutzen können.

Lelia Castle."

„Die Mutter meiner Urgroßmutter, von der unser Vermögen stammte!" rief Albert staunend.

„Nun, Herr Graf, war es unrecht, die Seide aufzutrennen? Wissen Sie, daß dieses Depot, wenn jenes Bankhaus noch existiert, einen ganz hübschen Betrag repräsentiert?"

Albert betrachtete gedankenvoll die zwei Schriftstücke.

„Vor allem," sagte Berger, „erkundigen wir uns bei Lord Castle nach dieser Firma; wenn sie noch existiert, wird er sie kennen."

„Wieviel kann dieser Betrag heute repräsentieren?" fragte Albert.

„Nach beiläufiger Berechnung beträgt er heute samt Zinsen und Zinseszinsen nach unserem Gelde über dreihunderttausend Gulden."

„Das ist, in drei Teile geteilt, so viel, daß ich nun nicht verhungern muß; Jenö wird damit vielleicht ein Jahr auslangen."

Das Gesicht des Rechtsanwalts strahlte vor Freude.

„Wo ist Lord Castle?" fragte er.

„Wahrscheinlich in seinem Zimmer. Wissen Sie schon, daß er und Jenö sich morgen zu meiner Schwester Csilla begeben und von dort nach kurzem Aufenthalte nach England zurückreisen?"

„Das habe ich noch nicht gehört, weshalb dieser rasche Entschluß?"

„Jenö will nicht länger bleiben. Ich habe ohnehin sein langes Hierverweilen niemals begreifen können."

„Er wird wohl seinen Grund dazu gehabt haben, Herr Graf."

„Was meinen Sie damit?"

„Ich glaube, daß er wegen Gräfin Elvira blieb."

„Zu welchem Zwecke?"

„Er ist sterblich verliebt in sie und denkt sie zurückzugewinnen."

„Wie könnte er denn das?" rief Albert, unwillkürlich heftig losbrechend. „Elvira ist doch meine Gattin!"

„Diese Ehe ist sehr leicht zu lösen."

„Das hat Jenö auch versucht. Er wollte mich überreden, die Scheidung anzustrengen."

„Womit begründete er diesen Wunsch?" fragte Berger.

„Jenö behauptete, daß Percival Elvira heiraten wolle."

„Nun sehen Sie, Herr Graf, daß ich recht habe. Die Verbindung Lord Castles ist bloß ein Vorwand, den er benutzt, um seine Zwecke zu erreichen."

„Sie mögen recht haben. Meine Meinung über ihn hat sich in der letzten Zeit völlig geändert, trotzdem ich ihn einer solchen Niedrigkeit nicht fähig gehalten hätte. Ich werde dies aber zu verhindern wissen und Elvira nicht eher freigeben, als bis sie selbst dieser Fessel ledig zu sein wünscht."

„Bravo, Herr Graf, bleiben Sie bei diesem Entschlusse, und ich werde indessen Lord Castle aufsuchen und ihn fragen, ob ihm der Name dieses Bankhauses bekannt sei."

Zehntes Kapitel.

Er verließ das Zimmer und eilte in jenen Flügel hinüber, in welchem Graf Jenö und Lord Castle wohnten. Er fand beide dort und teilte ihnen den Inhalt des gefundenen Dokuments mit.

Sie sahen ihn zuerst erstaunt an und glaubten, er sei verrückt geworden. Als aber der Rechtsanwalt das Dokument samt dem angehefteten Briefchen mit der Unterschrift von Lelia Castle hervorzog und es ihnen zeigte, sahen sie, daß sich die Sache thatsächlich so verhielt.

„Die Firma Backwall existiert nicht nur," sagte der Lord, „sondern ist sogar eines der vornehmsten Bankhäuser Englands und steht mit unserer Familie auch heute noch in Verbindung. Das Geschäft vererbte sich von Vater auf Sohn, und ist heute schon so vornehm, daß der gegenwärtige, junge Besitzer desselben um die Tochter des ältesten Pairs von England werben könnte."

„Dann bekommen wir ja das Geld," sagte Jenö voll Freude.

„Das leidet keinen Zweifel," erwiderte der Lord.

„Geben Sie die Schrift her, Herr Rechtsanwalt," sagte Graf Jenö. „Wir reisen in einigen Tagen nach England, ich werde dort das Geld beheben und ein Drittel der Summe meinem Bruder schicken."

„Darüber muß ich erst mit dem Grafen Albert sprechen," erwiderte der Rechtsanwalt, indem er die beiden Schriftstücke mit dem geheimen Entschlusse in die Brieftasche steckte, dieselben nicht in die Hand des Grafen Jenö gelangen zu lassen, denn er war fest überzeugt, daß dieser seinen Geschwistern nicht einen Gulden davon zukommen ließe.

„Wie es Ihnen beliebt," sagte Graf Jenö, der den Grund der Weigerung des Rechtsanwaltes zu ahnen schien, kalt.

Berger kehrte zu Albert zurück, besprach mit ihm des längeren, was nun zu thun sei. Endlich wurde beschlossen, daß Berger das Geld in London persönlich beheben sollte, da wahrscheinlich wegen der Herausgabe desselben auch gesetzliche Schritte notwendig sein würden. Von diesem Beschlusse wurde auch Graf Jenö verständigt, der gegen denselben nichts einwenden konnte.

Als Elvira abends von Cservar zurückkehrte,

teilte ihr Berger die seltsame Neuigkeit mit. Die Gräfin schien fast unangenehm überrascht, als sie vernahm, daß die Artemons wieder zu einigem Vermögen gelangt seien. Der Rechtsanwalt bemerkte diese Wirkung und war befrembet. Er konnte sich dieselbe nicht erklären.

„Rachsucht kann es doch nicht sein," dachte er, „und Neid kann doch die vielfache Millionärin ebenfalls nicht empfinden! Was mag sie also so niedergeschlagen machen?" Darauf konnte er keine Antwort finden.

Der letzte Abend verlief für Lord Castle und Jenö ziemlich trübselig. Elvira war bestrebt, ihren Schwager zu meiden, damit sie nicht genötigt sei, noch einmal mit ihm zu sprechen. Vom Lord aber verabschiedete sie sich sehr herzlich und lud ihn für den nächsten Frühling ein. Castle versprach auch wiederzukommen und fügte leise, so daß ihn nur Elvira verstehen konnte, hinzu, daß er dann die Frage wiederholen werde, die zu seinem Leidwesen zwischen ihnen unerledigt geblieben sei. Jenö verabschiedete sich kalt und stolz und dankte Hermajos für die ihm erwiesene Gastfreundschaft in höflichen, jedoch kühlen Worten.

Nach der Abreise der zwei jungen Männer wurde es in Alba still. Hermajos befand sich größtenteils in der neuen Fabrik, Elvira aber gab die Einrichtung der Schule viel zu thun. Ihre Aufmerksamkeit und Vorsorge erstreckte sich auf alles, denn diese Schule sollte ein Musterinstitut werden. Endlich war die Einweihung vorüber und Elvira konnte sich nun von den Anstrengungen der letzten Tage erholen.

Einige Tage nach der Einweihung ließ Albert bei Elvira anfragen, ob sie ihn empfangen wollte, er wünsche mit ihr zu sprechen.

Die junge Dame freute sich über die Anfrage sehr, denn ihr Gast hatte sich seit der Abreise seines Bruders nicht bei ihr gezeigt, und sie konnte sich nicht verhehlen, daß sie gerne in seiner Gesellschaft sei.

„Es wird mich freuen, den Grafen zu sehen," erwiderte sie auf die Anfrage des Haushofmeisters, und dieser überbrachte dem Grafen Albert die Antwort.

Elvira befand sich eben in dem ehemaligen Boudoir Csillas, welches mit seinen weißen Seidentapeten und blaßblauen Seidenmöbeln einen passenden Rahmen für ihre Schönheit abgab.

Während sie so erwartungsvoll dasaß, überkamen seltsame Empfindungen ihr Herz. Sie hätte selbst nicht zu sagen vermocht, was ihr jetzt so angenehm war; sie empfand Unruhe über die bevorstehende Begegnung, und dennoch erfüllte diese Unruhe ihren Busen mit Wonne. Es lag etwas in dem Wesen Alberts, was sie erwärmte. War es vielleicht die unwillkürliche Teilnahme, welche ihr der bleiche, trauererfüllte und von der Krankheit geschwächte, junge Mann einflößte, dessen Schicksal und Zukunft sich so verhängnisvoll gestaltet hatten? Sie vermochte sich über die Gefühle, welche sie beherrschten, keine Rechenschaft zu geben.

Der laute Schlag der auf dem schwarzen Marmorkamine befindlichen Pompadouruhr rüttelte sie aus ihrer Träumerei auf, und in demselben Augenblicke wurde auch die Portiere beiseite geschoben und Graf Albert trat mit einer tiefen Verbeugung ins Zimmer.

Elvira empfing ihn mit einem freundlichen Lächeln.

„Ich ließ Sie bitten, Gräfin, mir einen Besuch zu gestatten, und Sie waren so gnädig, meinen Besuch anzunehmen, obwohl Sie wahrscheinlich ahnten, daß ich wieder mit einer Bitte komme, wie Sie denn seit unserer Bekanntschaft stets in der einen oder in der anderen Weise von uns behelligt wurden."

Elvira winkte ihm zu, Platz zu nehmen und erwiderte:

„Sprechen Sie nur rückhaltlos aus, was Sie wünschen, es wird mich freuen, Ihnen gefällig zu sein."

„Wie Sie sehen, Gräfin, habe ich Gesundheit und Kraft schon so weit zurückerlangt, daß ich nun mit herzlichstem Danke für all das Gute, welches mir in diesem Schlosse erwiesen wurde, abzureisen vermag."

Die junge Dame erbleichte merklich.

„Wird das nicht noch zu früh sein?" fragte sie mit leiser, unsicherer Stimme, „und wohin begeben Sie sich?"

„Sie richten mit Recht diese Frage an mich, da ich thatsächlich nicht weiß, wohin ich mich wenden soll," erwiderte Albert mit einem trüben Lächeln.

„So war es nicht gemeint."

„Das weiß ich, allein ich kann Ihre Frage in diesem Augenblicke wirklich noch nicht beantworten. Nichtsdestoweniger halte ich es für meine Pflicht, Sie von meiner ferneren Anwesenheit, wie auch von der Last, welche ein lange Zeit schwer daniederliegender Kranker verursacht, zu befreien . . ."

„Sie meinen wohl die Besorgnis um Sie, die auf uns lastete, da von einer anderen Last doch nicht die Rede sein kann, und über die Besorgnis sind wir jetzt, Gott sei Dank! schon hinweg."

Die letzteren Worte, welche fast unwillkürlich ihren Lippen entflohen, schienen ihrem Gaste sichtlich wohl zu thun.

„Ich danke Ihnen für diese Worte, Gräfin. Seien Sie überzeugt, daß sie mir stets denkwürdig bleiben werden."

„Darf ich nun wissen, was Sie wünschen?"

„Vor allem sehe ich mich genötigt, Sie mit meinen persönlichen Angelegenheiten zu langweilen, damit Sie meine Wünsche verständlich finden."

Elvira sah ihn fragend an.

„Ein Zufall verhalf mir zu einem kleinen Vermögen," begann er, um zu erfahren, ob Elvira schon davon gehört habe.

„Der Rechtsanwalt Berger hat mir von dem wunderbaren Fund erzählt, welcher so lange Jahre hindurch unbeachtet geblieben war."

„Und das wäre er auch heute noch, wenn sein scharfes Auge und sein Forschungstrieb denselben in dem Deckel des Buches nicht entdeckt hätten."

„Ein gutes Geschick leitete Sie, und ich freue mich dessen aus vollem Herzen."

„Nehmen Sie meinen Dank für diese Worte,"

sagte Albert leise und befangen. „Diese unerwartete und mit Freuden begrüßte kleine Erbschaft gestattet mir, mich in der ersten Zeit in irgend einem stillen Winkel niederzulassen und meine Zeit den Vorbereitungen für eine oder die andere Laufbahn zu widmen, auf welcher ich mich später, nach Beendigung der nötigen Studien, ehrlich erhalten kann."

„Das beabsichtigen Sie zu thun?" fragte Elvira, angenehm überrascht.

„Das ist meine festeste Absicht. Sie scheinen darüber erstaunt zu sein?"

„Ich kann es nicht leugnen!"

„Sie finden dies besser und richtiger, als was Sie sonst von mir voraussetzen konnten?"

„Legen Sie meine Überraschung nicht so schroff aus. Ich kenne Sie wenig und habe Sie alle zumeist nach den Anschauungen Ihres älteren Bruders beurteilt."

„Ich war ihm niemals ähnlich, allein ich muß gestehen, daß ich auf ihn, bis ich seinen Charakter durch die eingetretenen Umstände kennen lernte, stolz war, vielleicht eben deshalb, weil wir entgegengesetzte Naturen waren."

Elvira schwieg. Ihr Gesicht verriet nicht, was sie dachte, es blieb so gelassen und freundlich wie vom ersten Augenblicke an, da Albert eingetreten war.

Graf Albert erriet indessen ungefähr die Ursache dieses Schweigens. Die Anerkennung für ihn wäre eine Verurteilung des Bruders gewesen.

„Um mich den Studien zu widmen," fuhr er fort, „ist es notwendig, daß ich mich irgendwo niederlasse, und zwar nicht in einer Großstadt, sondern, wie ich es gewöhnt war, auf dem Lande, in ruhiger, stiller Zurückgezogenheit und völliger Isoliertheit, wie dies jetzt meinem Gemütszustande am besten entspricht. Aus diesem Grunde suche ich ein kleines Landhans, wo ich mein Heim aufschlagen könnte. Wenn es mir gelänge, mir dies einfache, anspruchslose Heim zu gründen, so würde ich in demselben gerne zwei Bilder unterbringen. Zwei Bilder, welche meine Wohnung heller strahlen machen würden als die Sonne, und mir Kraft einflößen würden für die Zukunft: die Bilder meiner Eltern, die sich hier in der Gemäldegalerie des Schlosses befinden. Ich weiß, daß diese für Sie völlig wertlos sind; diese, bitte ich Sie, mir, dem Sohne, zu überlassen."

„Verfügen Sie über dieselben. Ihr Wunsch soll erfüllt werden."

„Zürnen Sie mir nicht ob dieser Bitte?" fragte Albert mit flehendem Blicke.

„Könnten Sie dies von mir voraussetzen, Herr Graf? Ich war ja auch stets eine gute Tochter. Ich weiß diese Empfindung, diesen Wunsch nach Wert zu schätzen und finde ihn bgreiflich."

„Ich danke Ihnen," sagte Albert mit freudiger Miene. „Und nun will ich Sie durch meine Anwesenheit nicht länger langweilen . . ."

Elvira zauderte, dann wandte sie sich lebhaft an ihn.

„Bleiben Sie, ich bitte, auch ich habe noch einige Worte an Sie zu richten und zwar ebenfalls eine Bitte."

„In der That!" rief Albert mit aufrichtiger Freude aus. „Wie glücklich bin ich, dies zu hören, stände es doch in meiner Macht, dieselbe zu erfüllen."

„Es hängt ganz von Ihnen ab, es zu thun."

„Sprechen Sie es, ich bitte, schnell aus, damit ich es ehestens thue."

Elvira zögerte wieder. Albert sah sie voll Spannung an.

„Erinnern Sie sich an das Interieur des ‚Auwinkel' benannten Hauses, welches mein Vater im vorigen Jahre, als dies Schloß noch in Ihrem Besitze war, für seine Person einrichten ließ?"

„Ich sah nur flüchtig einige Zimmer, da ich kaum eine Minute lang drinnen war," sagte Albert verwirrt, denn er erinnerte sich an seine damalige Begegnung, welche nun nach seiner gegenwärtigen Auffassung als eine große Unhöflichkeit erschien.

„Nun denn, Herr Graf, Sie wissen vielleicht gar nicht, daß ich eine sehr gute Wirtin und auch vielleicht ein wenig geizig bin. Es thut mir leid, daß dieses schön möblierte Haus verlassen und leer dasteht; ich biete es Ihnen zur Miete für jene Zeit an, welche Sie in solcher Zurückgezogenheit verleben wollen."

„Gräfin!" rief erbleichend, überrascht und verwirrt Albert.

„Was ist daran so Staunenswertes, daß es Sie so überraschen kann? Ein leeres Haus, welches eines Einwohners harrt, eine Eigentümerin, die ihr brach liegendes Kapital zu fruktifizieren wünscht! Und ein stilles Heim, welches Ihnen nicht unbekannt ist, in welchem Sie nicht mit der verstimmenden Empfindung der ersten Fremdheit kämpfen müssen, schöne geräumige Wände, an welchen die Bilder Platz haben werden . . . All dies sind sehr natürliche Dinge, die Ihnen außerdem auf das herzlichste angeboten werden!"

Albert schien die Beute der heftigsten Erregung.

„Das kann ich nicht thun, das kann ich nicht annehmen," sagte er bestimmt.

„Geben Sie mir jetzt keine endgültige Antwort," fuhr Elvira mit bittender, überredender Stimme fort. „Die Bilder lassen wir provisorisch hinübertragen. Der Weg ist nicht lang, die Entfernung von hier beträgt kaum eine halbe Stunde, sie werden also durch den Transport keinen Schaden leiden. Nehmen Sie das Haus in Augenschein, vielleicht finden Sie es wohnlich und angenehm. Sie werden von vielen bekannten Gegenständen empfangen werden, welche aus dem Schlosse dahingebracht wurden, und die so sehr Ihr persönliches Eigentum bilden, daß wir sie gar nicht benutzen können. Vielleicht gewinnen Sie die Wohnung lieb und entscheiden sich für sie."

„Und Herr Hermajos . . . was würde er dazu sagen?"

„Die Herrschaft gehört mir, sie ist mein ausschließliches Eigentum mitsamt allen Gebäuden und dazu gehörigen Dingen, mit Ausnahme des Ertrages der neuen Fabrik. Ich thue mit der Herrschaft, was ich für gut finde, allein wenn sie selbst nicht mir gehörte, so verweigert mir mein Vater niemals etwas. Ein einziges Mal nötigte er mich zu etwas, und

aus Reue darüber mengt er sich seit damals nie mehr in meine Angelegenheiten ein.“

Eine Weile herrschte nach diesen Worten tiefe Stille im Zimmer. Albert glühte vor Erregung. Seine Hände preßten krampfhaft den Hut, den er zwischen den Fingern hielt, bis er sich mit einem Male erhob.

„Sie haben recht . . .“ sagte er leise, bewegt und entwaffnet durch den wunderbaren Liebreiz und die zartsinnigen Worte der jungen Dame. „Sie haben recht. Ich will mich jetzt nicht entscheiden. Eine solche Güte darf man nicht leichtfertig zurückweisen. Es muß ein starkes, hartes Herz sein, welches sich solchem Liebreiz und solchem Zartsinn gegenüber zu verschließen vermag . . . Ich verlasse heute Alba, aber ich werde Sie alsbald von meinem Entschlusse verständigen. Bis dahin danke ich Ihnen für die Überlassung der Bilder, danke Ihnen für Ihr Anerbieten, und danke Ihnen für all das, was Sie während meiner langen Krankheit für mich thaten. Und ich bitte Sie auch, mir zu vergeben. Wenn wir uns im Leben nicht mehr sehen sollten, denken Sie ohne Zorn an mich, der ich bis an mein Lebensende immer mit Bewunderung und Entzücken an Sie zurückdenken werde.“

Nach diesen Worten stürzte er aus dem Zimmer, und Elvira blickte ihm mit umflorten Augen, jedoch mit seligen Gefühlen im Herzen nach.

Elftes Kapitel.

Wochen vergingen. Der Winter herrschte noch mit ungebrochener Kraft und eintönig flossen die Tage auf Alba dahin.

„Langweilst Du Dich nicht?“ fragte Hermajos zuweilen seine Tochter, die sehr still war und sich kaum aus dem Zimmer hinausrührte. Der Fabrikant glaubte zu bemerken, daß sie jetzt bleicher sei als sonst.

„Nein, Vater, ich freue mich auf den Frühling, der nicht mehr lange auf sich warten lassen kann, und dann kann ich die Schönheiten der freien Gottesnatur wieder genießen.“

„Reisen wir nach dem Süden, dort wirst Du Dich nicht zu langweilen brauchen.“

„Ich langweile mich nicht. Ich habe ja so viel Gelegenheit, mich zu zerstreuen. Der Wintergarten, die reiche Bibliothek, die Schule, in welcher ich jeden Sonntag unter den Kindern erscheine. Und dann der alte Pfarrer,“ sagte sie lächelnd, während Hermajos bei der Erwähnung des letzteren eine sehr sauere Miene machte.

„Diesem alten Pfaffen würde ich seine Besuche erlassen,“ sprach er gelangweilt.

„Ich habe ihn gern. Es ist wahr, er hat keine Ahnung von der Welt, ist unwissend und beschränkt, aber er erfüllt seinen Beruf mit Lust und Liebe, und das ist immerhin lobenswert.“

Hermajos blickte seine Tochter forschend an. Sie redete mit etwas gezwungener Gelassenheit und mit verstellter Heiterkeit.

„Warum hängst Du so sehr an diesem Orte?“ fragte er sie.

„Weil ich hier zu Hause bin, und weil ich keine Wünsche habe, um deren Erreichung ich mich von hier fortbemühen müßte.“

„Eine wunderliche Natur! Ich fürchte, Elvira, daß Du den Wert des großen Vermögens, welches ich Dir erwarb, nie verstehen wirst zu genießen.“

„Ich werde damit viel Gutes stiften.“

„Es an Undankbare verschwenden, die Dir dafür mit Bösem lohnen.“

„Ich wünsche auch keinen Dank. Geben und niemals von jemand etwas annehmen, das ist wirkliches Glück, das ist Freiheit und Unabhängigkeit.“

„Das ist aber blutwenig in Deinem Alter.“

„Nicht das Alter, sondern die Erfahrungen machen uns weise und Du mußt zugestehen, Papa, daß ich in dieser Beziehung gereifter bin als andere.“

„Vor einigen Tagen hast Du die Bilder des Grafen und der Gräfin Artemon in den Auwinkel hinübertragen lassen. Weshalb thatest Du das?“ fragte Hermajos.

„Graf Albert erbat sie von mir und wird sie von dort abholen lassen,“ sagte Elvira mit einem unterdrückten Seufzer.

Als der Fabrikant bemerkte, daß der Namen Artemon seiner Tochter einen Seufzer entlockte, setzte er dies Thema nicht mehr fort . . .

Am Abend dieses Tages langte der Rechtsanwalt Berger im Schlosse an, der seit seiner Reise nach England nicht hier gewesen war. Vater und Tochter waren gleich erfreut über seine Ankunft.

„Wie sehr entbehrten wir Sie!“ sagte Elvira, indem sie ihm die Hand reichte. „Kaum sind Sie angelangt, zieht Fröhlichkeit in Alba ein.“

„Wann sind Sie aus London zurückgekehrt?“ fragte der Fabrikant.

„Ich langte vor ungefähr zwei Monaten in Budapest an, fand dort den Grafen Albert, deponierte für ihn das Geld in einer Bank und eilte nach Hause.“

„Diese Erbschaft war also wirklich vorhanden?“

„Wir erhielten das Geld ohne jede Schwierigkeit. Ein Dritteil behielt Graf Jenö, das übrige gehört Albert, da die Gräfin Csilla auf ihren Teil zu seinen Gunsten verzichtete.“

„Das war schön von ihr!“ rief Elvira erfreut.

„Richtig,“ sagte der Rechtsanwalt, „ich bringe Ihnen eine Botschaft vom Grafen Albert, Gräfin. Und zwar eine Botschaft, die ich übernahm, ohne sie zu verstehen.“

Elvira saß mit flammendem Gesichte und angehaltenem Atem da, während die Züge des Fabrikanten Neugierde verrieten.

„Die Botschaft lautet wie folgt: ‚Sagen Sie der Gräfin Elvira, daß ich ihr Anerbieten mit großem Danke annehme. Ich werde im nächsten Monat in Alba erscheinen.‘“

„Albert kommt hierher?“ rief der Fabrikant voll Zorn, „hat denn die Komödie noch immer kein Ende?“

„O, Papa!“ rief Elvira bewegt; „Du weißt nicht, welche Freudennachricht mir heute Herr Berger überbrachte . . .“

Sie senkte das Haupt und die zwei gegenübersitzenden Männer sahen große Thränen über ihr Ge-

sicht rollen. Hermajos schwieg unwillkürlich. Eine seltsame Ahnung überkam ihn und er wechselte mit dem Rechtsanwalte staunende Blicke.

„Wären Sie geneigt, Gräfin, mir den Sinn der von mir überbrachten Botschaft zu erklären?" fragte Berger.

„Heute nicht! Morgen oder übermorgen, wenn ich ruhiger sein werde. Ich hoffe ja, daß Sie nun einige Tage bei uns bleiben werden."

„Nur noch morgen. Ich war lange abwesend und meine Arbeiten haben sich angehäuft."

„Den wievielten haben wir heute?" fragte die Gräfin.

„Den zwanzigsten Februar."

„Und wie heftig noch immer die Kälte ist," sagte Elvira, indem sie sich erhob und zum Fenster trat, an dessen Scheiben sie ihre Stirn lehnte.

„Um so schöner wird der Frühling werden."

„Du hast recht, Papa. Nach einem langen und rauhen Winter muß ein heller, sonniger Frühling folgen. Nicht wahr, Herr Rechtsanwalt?"

Sie stand abgewendet und sprach mit bebender, erregter Stimme. Sie schien so glücklich, wie sie die beiden Männer bisher noch nie gesehen hatten. Diese wußten nicht, wie sie sich den Zustand erklären sollten, in welchem sich Elvira befand, aber sie wagten keine Frage. Der Rechtsanwalt erzählte seine Englandfahrt auf sehr unterhaltende Weise, beschrieb die Familie Castle, die ihn eingeladen hatte, und teilte mit, wie verschwenderisch nun Graf Jenö von dem erhaltenen Gelde lebe. Bei der Abreise hatte ihm dieser bedeutungsvoll gesagt: „So lange dies Geld vorhält, werden Sie von mir nichts hören, dann aber, Herr Rechtsanwalt, bereiten Sie sich auf eine große Überraschung vor."

„Was mochte er damit gemeint haben?" fragte Hermajos.

„Wahrscheinlich wieder irgend eine neue Narrheit. Darin ist er ja groß und wird es wohl auch bleiben sein Leben lang."

Dann begannen sie von anderen Dingen zu reden und blieben in eifriger Unterhaltung beisammen, bis es Zeit war, sich zur Ruhe zu begeben.

Am nächsten Morgen ließ Elvira anspannen, den Haushofmeister Kavai auf dem Bocke neben dem Kutscher Platz nehmen, und fuhr zum „Auwinkel" hinaus.

Als sie vor dem Hause angelangt waren, und Kavai die Thüre aufschloß, gab das Schloß einen knarrenden Laut von sich und ging mit kreischendem Geräusch auf. Ein feuchter, schimmeliger Geruch empfing die Eintretenden.

„Es ist Zeit, daß das Haus wieder bewohnt wird," sprach Elvira lächelnd zu dem Haushofmeister, der im Begriffe war, die Fenster zu öffnen. Dann betrachtete sie voll Interesse die zwei großen Bilder, die aus dem Schlosse hierhergebracht worden waren und an der Wand des Zimmers gelehnt standen.

„Wäre es nicht besser, diese Bilder aufzuhängen, gnädigste Frau Gräfin?" fragte Kavai.

„Nein, Graf Albert wird schon verfügen, wo er sie aufgehängt zu haben wünscht."

„Graf Albert?" rief der Haushofmeister überrascht und mit freudiger Stimme.

„Jawohl, er wird von nun an hier wohnen, und deshalb ließ ich die Bilder hierherbringen."

„Ich aber ... verzeihen Sie, gnädigste Gräfin, daß ich ausspreche, was ich dachte; ich meinte, daß sie hierher verbannt worden seien."

„Sehen Sie, Kavai, so täuscht man sich öfter," sagte Elvira lächelnd, indem sie die Zimmer entlang schritt und alles sorgfältig in Augenschein nahm.

Fast verjüngt vor Freude folgte ihr der Haushofmeister.

„Graf Albert kommt also zurück? Gott gebe, daß er bald kommt ... Nun verstehe ich schon, was er beim Abschied sagen wollte."

„Was sagte er?" fragte Elvira lebhaft.

„‚Leben Sie wohl, Kavai,‘ sagte er. ‚Es ist vielleicht ein Lebewohl für ewig, vielleicht aber nur eines für kurze Zeit.‘"

Die Gräfin wandte sich von dem alten Diener ab. Sie wollte nicht, daß er ihre Bewegtheit bemerke. Es that ihr unendlich wohl, daß Albert schon bei seiner Abreise an die Rückkunft dachte und daß ihn nicht bloß irgend ein Zwang zurückführte.

„Bringen Sie hier im Hause alles in Ordnung, Kavai. Trachten Sie, daß dieser üble Eindruck, der uns empfing, verschwinde. Lüften Sie die Zimmer, lassen Sie das Haus durchheizen und sorgen Sie dafür, daß die Möbel aus den Zimmern des Grafen Albert in dem Schloß hierhergebracht und so aufgestellt werden, wie er es gewöhnt war und gerne hat."

„Zu Befehl, gnädigste Gräfin. Mir, der ich ihn von seiner Kindheit an kenne, sind seine Gewohnheiten, seine Passionen und sein Geschmack bekannt. Es soll an nichts fehlen."

„So ist's recht. Ich betraue Sie auch nur deshalb damit, weil ich weiß, daß Sie es mit Lust und Freude thun und gewissenhaft sein werden."

„Wann langt der Herr Graf an?"

„Am Anfang des nächsten Monats."

„Bis dahin wird alles in Ordnung sein."

„Das ist mein Wunsch."

Zwölftes Kapitel.

Als Elvira ins Schloß zurückkehrte, fand sie ihren Vater und Berger im Wintergarten.

„Wo warst Du?" fragte der Fabrikant, in das von der Kälte gerötete Gesicht seiner Tochter blickend.

„Im ‚Auwinkel‘", erwiderte sie.

„Im ‚Auwinkel‘, jetzt? Bei dieser Kälte? Was hattest Du dort zu thun?" fragte Hermajos staunend.

„Mein Hingehen steht mit der Botschaft im Zusammenhang, welche mir der Herr Rechtsanwalt vom Grafen Albert überbrachte," erwiderte Elvira verlegen.

„In welchem Zusammenhange?"

„Vor seiner Abreise klagte mir Graf Albert, daß er nicht wisse, wo er sich für die Zeit seiner Trauer niederlassen solle; ich bot ihm darauf das kleine Haus an, welches vollkommen möbliert ist, aber von niemand benutzt wird."

„Das hast Du schlecht gethan," sagte der Fabrikant zornig aufbrausend. „Ich dachte, daß er nur auf einige Tage herkommt, daß Du ihm aber eine Wohnung anbietest, hätte ich von Dir nicht vorausgesetzt."

Berger sah den Fabrikanten mißbilligend an.

„Ich weiß, daß ich Dich erst um Erlaubnis hätte fragen sollen, Papa," sagte Elvira sanft; „aber es kam so plötzlich und so unmittelbar vor seiner Abreise, daß keine Zeit zur Beratung übrig blieb."

„Schließlich gehört doch diese Herrschaft der Gräfin," sagte Berger, „und ich glaube, Herr Hermajos, daß Sie ihr nicht verbieten werden, Gäste einzuladen und sich zu zerstreuen."

„Gäste, aber nicht die Artemons! Möge sie einladen wen immer, nur nicht diese, die habe ich schon bis an den Hals satt und wünsche keinen von ihnen mehr zu sehen."

„Er wird Dich auch nicht belästigen, Papa, sei unbesorgt. Er will lediglich in der größten Zurückgezogenheit seinen Studien leben."

„Das werden schöne Studien sein."

„Vielleicht schöner als Sie denken würden, Herr Hermajos. Graf Albert hat sich sehr verändert; als ich letzthin mit ihm sprach, wußte ich mich vor Staunen über seine veränderten Anschauungen kaum zu fassen."

„Er hatte auch alle Ursache, sich zu ändern," sagte der Fabrikant etwas ruhiger.

Berger beeilte sich, etwas anderes zur Sprache zu bringen, und Graf Albert wurde nicht mehr erwähnt.

Am nächsten Tage kehrte Berger wieder in die Stadt zurück.

Der Monat ging zu Ende und mit ihm der strenge Winter. Der Monat März brachte schon freundlichen Sonnenschein, vertrieb den Frost und brachte Eis und Schnee zum Schmelzen.

Vom ersten Tage des neuen Monates angefangen wurde Elvira auffallend nervös, dies entging auch der Aufmerksamkeit ihres Vaters nicht, doch enthielt er sich jeder Frage.

Elvira hatte während des Winters reiten gelernt, und verbrachte täglich einige Stunden in der Reitschule. Jetzt beim Eintritt günstigen Wetters oblag sie diesem zerstreuenden Vergnügen im Freien und zwar mit großer Leidenschaft. Wenn sie dann von ihren Ausflügen zu Pferde zurückkehrte, schien sie gewöhnlich ruhiger. Vielleicht bewirkte es die gleichmäßige Bewegung, oder die kühle, kräftigende Luft, aber ihre Unruhe wurde geringer, nur wenn sie im Zimmer saß, nahm dieselbe wieder zu. Sie schien die Tage, die nacheinander entschwanden, ohne eine Veränderung zu bringen, zu zählen.

Wald und Flur, Berg und Thal grünten und blühten schon, die kleine Haselnußumhegung des „Auwinkels" stand schon in üppigstem Grün. Die Fenster waren weit geöffnet und die Zimmer hatten den dumpfen Modergeruch verloren. Alles harrte des Ankömmlings, der noch immer säumte, noch immer auf sich warten ließ . . .

Endlich, eines stillen, schönen Frühlingsabends, langte Graf Albert an und zog in das lauschig gelegene hübsche Haus ein. Er hatte eine mächtige Leidenschaft in seinem Herzen mitgebracht, welche sein starker Wille unterjocht hielt. Er war mit dem Entschlusse angelangt, dieselbe zu bekämpfen, zu bekämpfen bis zum Grabe, und sich niemals vor derjenigen zu verraten, die ihn dafür mit Recht hätte verachten können, wie sie seinen älteren Bruder verachtete. Nun, er wird nicht so handeln wie sein Bruder. Er hatte ihr ein Opfer gebracht, indem er als Mieter hierher kam, wo er einst Herr und Gebieter war; vielleicht wird sie dies Opfer verstehen und sich überzeugen, daß sie ihn unrichtig beurteilt habe...

Elvira hatte noch am selben Tage vernommen, daß Graf Albert angelangt sei, und wußte, daß er sie sogleich am folgenden Tage besuchen werde. Sie täuschte sich auch nicht.

Es war kaum vier Uhr nachmittags des nächsten Tages, als der Diener den Grafen Artemon meldete. Elvira empfing ihn auf der Veranda, wo sie sich verabschiedet hatten und wo bei den offenen Thüren der ganze Garten mit seinem Dufte einzuziehen schien.

„Grüß Sie Gott auf Alba," sagte sie freundlich und reichte ihm die Hand, die er an seine Lippen führte. „Ich danke Ihnen, daß Sie Wort hielten, ich begann schon an Ihrem Kommen zu zweifeln."

„Ich verpfändete Ihnen ja fast mein Wort darauf."

„Aber nur bedingungsweise. Sie wollten erst darüber nachdenken, und ich glaubte schon, daß dieses Nachdenken nicht zu dem von mir gewünschten Resultate führe."

Albert sah sie schweigend an. Er hatte sie noch nie so schön gefunden wie heute im ersten Momente des Wiedersehens. Alle Kälte und Zurückhaltung waren aus ihrem Wesen verschwunden. Sie betrachtete ihn als einen lieben Gast, über dessen Ankunft wir von Herzen erfreut sind, und dies Bewußtsein that ihm unbeschreiblich wohl und erleichterte seine Situation.

„Es ist also nicht so gekommen wie Sie dachten. Ich bin angelangt und will Ihnen nun vor allem Dank sagen, daß Sie mir Gelegenheit boten, mir ein stilles Heim zu gründen, bis ich mir eine Stellung in der Welt verschaffe."

„Sie haben also ernstlich die Absicht, irgend eine Laufbahn zu betreten?"

„Es ist mein vollster Ernst. Ich habe ohnehin schon viel Zeit unthätig vertrödelt."

„Dann werden Sie auch eine erwählen, die Ihnen am besten entspricht. Seien Sie nur in Ihrer Wahl vorsichtig und übereilen Sie nichts. Sie haben es ja jetzt nicht mehr so eilig damit wie bei Ihrer letzten Anwesenheit. Verzeihen Sie, daß ich davon spreche, aber der Rechtsanwalt Berger erzählte mir, daß das englische Bankhaus existiere und daß..."

„Der fragliche Betrag auch ausbezahlt wurde, das ist richtig, und zwar nahm sich Jenö ein Drittel, während Csilla den auf sie fallenden Betrag nicht annahm, sondern denselben mir schenkte."

„Das war schön und brav von ihr!" rief Elvira, ihre Zurückhaltung vergessend. Ihre Stimme verriet so aufrichtige Freude, daß Alberts bleiche Wangen lebhafte Röte färbte. Er konnte sich nicht enthalten auszurufen: „Wie gut Sie sind, Gräfin, sich so mit meinem Schicksale zu beschäftigen, trotzdem ich Ihnen nichts als Unannehmlichkeiten bereitet habe!"

„Das ist fast meine Pflicht, nach dem, was sich zwischen uns ergeben hat," sagte Elvira zurückhaltend; „bedenken Sie, daß ich Ihnen den Aufenthalt dahier fast aufgedrungen habe, und ich nun fürchten muß, daß Ihnen derselbe zum Nachteil gereicht."

„Davon kann nicht die Rede sein. Ihre Nähe, Gräfin, kann nur ein Vorteil für mich sein, und ich bin Ihnen sogar sagen gekommen, daß ich dieses unnütze Leben, welches ich Ihnen verdanke, Ihrer Güte und Ihrer Sorgfalt, mit der Sie mich pflegten — daß ich Ihnen dieses Leben zu Füßen lege. Nehmen Sie es also an und verfügen Sie darüber. Ich weiß wohl, daß ich Ihnen nichts anderes sein kann als Ihr Diener; vergessen Sie aber nicht, daß es einen Menschen auf Erden giebt, dessen einziger und hauptsächlichster Lebenszweck es ist, abzubüßen, was er gegen Sie sündigte."

Elvira erhob sich.

„Sie verzeihen," sagte sie tief bewegt, „daß ich unser heutiges Zusammensein unterbreche. Ich weiß, daß es unschicklich ist, wenn ich Sie, meinen Gast, bitte, sich zu entfernen. Allein ich fühle mich schon seit mehreren Tagen schwach, und in diesem Augenblicke hat mich ein heftiger Schwindel ergriffen. Ich verabschiede mich daher von Ihnen, in der Hoffnung, daß ich Sie von nun an öfter sehen werde."

Elvira hielt sich an dem nebenan stehenden Tische fest, ihr Gesicht war totenbleich. Was ihr Albert gesagt hatte, war mehr, als sie jemals hoffen konnte von den Artemons zu hören, und dies hatte ihr ganzes Wesen erschüttert. Sie fühlte sich erschöpft, Thränen traten ihr in die Augen und mit abgewandtem Gesichte, mit gesenktem Haupte entfernte sie sich, indem sie mit der Hand nochmals zum Abschied winkte. Sie schritt die in den Garten führenden Treppen hinab und betrat die blühende Allee.

Albert folgte ihr mit sehnsüchtigen Blicken, solange er sie nur sehen konnte.

Als sie endlich völlig verschwunden war, nahm auch er seinen Hut und verließ seufzend die Veranda. Nachdenklich durchschritt er die Vorhalle und den Hof, bis er auf den zum Auwinkel führenden Weg hinauskam.

Er begegnete niemand, und das war ihm sehr angenehm. Er hatte die Empfindung, als ob er eine alte drückende Schuld, welche mit Bleigewicht auf ihm gelastet hatte, abgezahlt hätte. Elvira mußte wissen, daß er sich dankbar all des Guten erinnere, welches ihm im Schlosse zu teil geworden war, und daß er nicht nur dem Namen und der Geburt nach Edelmann sei, sondern auch seiner Denkungsweise, seiner Gerechtigkeitsliebe und seiner Dankbarkeit nach. Undank konnte seiner Ansicht nach nur die Eigenschaft niedriger Seelen sein, er aber wollte, wenn er auch verarmt war, den Adel seiner Seele behalten.

Er eilte vorwärts und nach kaum einer Stunde betrat er den von niederen Haselnußstauden eingehegten Hof, wo er die Equipage des Grafen Szent-Tamássy erblickte, ein Beweis, daß sein Schwager angelangt sei und ihn gewiß im Hause erwartete.

In der That kam ihm Graf Anton entgegen.

„Wo warst Du?" fragte ihn dieser, nachdem sie einen Händedruck gewechselt hatten.

„Im Schloß, ich komme eben von dort," erwiderte Albert ein wenig verlegen. „Bist Du schon lange hier?"

„Ich bin eben erst angelangt. Da hast Du einen Brief von Csilla; lies ihn. Sie schrieb, weil ich es nicht übernehmen wollte, Dir mitzuteilen, was sie Dir sagen will."

„Du weißt, was der Brief enthält?"

„Zweifellos, da ich Dir den Inhalt nicht selbst mitteilen wollte."

„Dann mag er nicht besonders angenehm sein; hören wir aber, was Csilla will," sagte Albert, indem er sich setzte und unter unangenehmen Empfindungen die folgenden Zeilen las:

„Lieber Albert!

Es wurde mir bekannt, daß Du in Alba weilst, was mich um so mehr überraschte, als Du in Deinen Briefen kein Wort erwähntest, daß Du die Absicht hast, hinzureisen. Rechtsanwalt Berger, der neulich, wie Du weißt, in amtlicher Angelegenheit bei uns war, sagte mir sogar, daß Du dort längeren Aufenthalt zu nehmen gedenkst.

Schließlich, lieber Bruder, möchte ich doch wissen, was Du und Jenö mit Euren öfteren und immer lange währenden Besuchen dort bezwecken wollt. Denn das ist meiner Ansicht nach nicht nur lächerlich und unschicklich, sondern, gestatte, daß ich es ausspreche, geradezu skandalös.

Wir, die Artemons, deren Stolz sprichwörtlich geworden ist, die wir zu Lebzeiten unserer Eltern die Leute auswählten, die wir unseres Verkehrs würdig erachteten, beeilen uns jetzt der Reihe nach ein Fräulein Hermajos zu besuchen, von der die Welt nichts anderes weiß, als daß sie Millionen besitzt und von der man glaubt, daß sie die Geliebte des einen oder des anderen von Euch war, und mit der Du Dich infolge eines wunderlichen Zwanges trauen ließest, aber mit ihr nicht in Ehe lebst, weil Du sie nicht Deiner würdig hältst. Dies ist die Meinung, die man über die gegenwärtige Herrin von Alba, über die Tochter des Fabrikanten hat, die leider auch ich besuchen mußte, während Du krank warst.

Ich bitte Dich also, lieber Bruder, verlasse Alba und diese beschämende Situation so schnell wie möglich. Komme zu uns und bleibe so lange Du willst, gieb aber den Gedanken auf, irgend eine Laufbahn zu betreten. Du hast nun so viel Vermögen, daß Du nichts zu übereilen brauchst. Oft kommt uns ein Zufall zu Hilfe; für einen Grafen Albert Artemon giebt es nur eine Laufbahn: die militärische, und nur eine Hilfe: eine reiche Heirat ... Dieser hast Du Dich indessen beraubt, denn die reiche Braut müßte natürlich auch der Geburt nach Deiner würdig sein. Geld allein ist nicht genügend, wenn man zum Tausche Rang und eine solche Position in der Welt giebt, wie sie Dein Name verleiht.

Unser Urgroßvater war arm und heiratete die Tochter eines Lord Castle. Auch heute giebt es eine junge schöne Tochter dieser Familie, die ich Dir empfehlen würde, wenn Du nicht gebunden wärest. So kann ich Dir nur sagen, verlasse Alba.

Der Aufenthalt dort ist Deiner nicht würdig. Die Hermajos' selbst werden Deiner lachen und glauben, daß Du der reichen Gattin nachlauerst und sie an Dich locken willst, um zu Vermögen und zu Deiner verlorenen Besitzung zu gelangen.

Diese Rolle ist eines Artemons nicht würdig, und wenn Du Fräulein Hermajos wirklich zu Deiner Gattin erhebst, so habe ich, von der Du weißt, daß ich Dich stets von Herzen liebte, aufgehört für Dich zu sein Deine Schwester

Csilla."

Albert las den Brief langsam durch und faltete ihn dann still zusammen.

„Weißt Du, was in diesem Briefe steht?" fragte er seinen Schwager nochmals, der während des Lesens ihn fortwährend beobachtet hatte.

„Wie ich Dir schon sagte. Csilla wollte mich damit betrauen, Dir den Inhalt desselben mitzuteilen."

„Und Du übernahmst das nicht?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Weil ich in dieser Angelegenheit die Ansicht meiner Frau nicht teile, sondern das Gegenteil für richtig halte."

„Darf ich Deine Meinung erfahren?" Szent-Tamassy zögerte mit der Antwort. „Wirst Du mir nicht zürnen, wenn ich Dir sage, was ich darüber denke?"

„Ich hoffe, daß es für mich nicht beleidigend sein wird, oder wenigstens nicht so beleidigend wie Csillas Brief."

„Du giebst also Csilla nicht recht?"

„Nein. Sie ist eine Frau, dazu überaus stolz und leidenschaftlich. Sie betrachtet alles durch die Brille des Hasses oder der Sympathie und . . . es ging ihr immer gut."

„Du hast recht. Dasselbe sagte auch ich ihr. Und nun will ich Dir sagen, weshalb ich eigentlich herkam."

„Ich freue mich sehr, Dich zu sehen und besonders auch darüber, daß unsere Ansichten über gewisse Dinge übereinstimmen."

Beide brannten sich ihre Cigarren an, begaben sich in den kleinen Vorgarten und nahmen in der Nähe der Thür auf zwei dort befindlichen Rohrstühlen Platz.

„Aus Deinen Bemerkungen erkenne ich," begann Szent-Tamassy, „daß Du Dich in vielen Dingen geändert hast. Das wird Dir, wenn Du eine Laufbahn betreten willst, wie Du mir schriebst, sehr zu statten kommen. Ich bitte Dich nur, angesichts der Kämpfe, die Deiner harren, nicht den Mut zu verlieren. Um auf einen grünen Zweig zu kommen, mußt Du Mut, Energie, Ruhe und Ausdauer haben, mußt Du die ganze Vergangenheit und besonders Deine Erziehung vergessen, die sich, wie ich gestehen muß, in sehr falschen Bahnen bewegte."

Albert sah ihn erstaunt an. „Wo hast denn Du diese Ansichten her, die man doch in unseren Kreisen nicht zu hören bekommt. Du, der Gatte einer Artemon?!"

„Ich schloß mich eben von den Menschen nicht ab. Ich verkehrte von Kindheit an mit den verschiedensten Elementen, besuchte öffentliche Schulen und erwarb mir dort Freunde. Ich lernte die verschiedensten Anschauungen und andere Auffassungen kennen als diejenigen, die ich im Hause meiner Eltern hörte. Ich war niemals ein Freund der Einseitigkeit, und als ich Deine Schwester heiratete, war ich überzeugt, daß auch sie alsbald ebenso fühlen und denken würde wie ich, aber . . ."

„Du täuschtest Dich in ihr!" rief Albert unwillkürlich mißbilligend aus. „Kein Wunder! Vorurteile, die man von Kindheit auf einsaugt, schlagen feste Wurzeln im Herzen und es kostet sehr viel, sie zu überwinden."

„Deine Worte überzeugen mich, daß ich es getrost wagen kann, Dir einen Rat zu geben, ohne von Dir mißverstanden zu werden."

„Sprich ganz rückhaltslos."

„Weißt Du, was ich Dir raten würde?"

„Sicherlich das Beste Deiner Überzeugung nach, es ist nur die Frage, ob es für mich annehmbar ist."

„Ich glaube, ja! sonst würde ich es Dir nicht raten. Ich gebe Dir die Versicherung, daß ich niemals etwas sagen würde, was für Dich demütigend wäre."

Das bleiche Antlitz des Grafen Albert begann sich zu röten. Eine seltsame Ahnung bemächtigte sich seines Herzens und er sah voll Spannung den Worten seines Schwagers entgegen.

„Ich würde mich an Deiner Stelle mit Deiner Frau versöhnen. Ich würde sie für das Vergangene um Verzeihung bitten, das kann sie nicht nur fordern, sondern verdient es auch von Dir. Ja sogar von Euch allen, die Ihr vom ersten bis zum letzten sehr schlecht an ihr gehandelt habt!"

„Das kann ich nicht thun!"

„Weshalb?"

„Weil es ganz vergeblich wäre. Sie ist von mir viel tiefer beleidigt worden, als daß sie jemals die Vergangenheit vergessen könnte. Was könnte ich ihr auch für all das viele, was ich durch diese Versöhnung gewänne, zum Tausche anbieten?"

„Du fassest die Sache nicht richtig auf, Albert. Heute wirbst Du ja nicht um ihre Hand. Nicht der zu Grunde gerichtete Artemon will die schöne und millionenreiche Elvira Hermajos heiraten, sondern Du, der Gatte, machst einfach der für sie unangenehmen und fast beschämenden Situation ein Ende und sagst zu ihr: wir sind Ehegatten und fürs ganze Leben unlöslich miteinander verbunden, bieten wir der Welt nicht länger ein Schauspiel, seien wir Gatte und Gattin, wie es das Gesetz und der Segen der Kirche erfordern, und wie es die Wohlanständigkeit von uns verlangt."

„Nein, Anton . . . und tausendmal nein! Wenn ich noch der einstige reiche Artemon wäre, dann könnte ich dies thun. In meiner gegenwärtigen Lage aber wäre dies eine Niedrigkeit und würde mich mit Recht in den Verdacht bringen, daß ich auf ihre Kosten leben wolle. Und einen Gatten, den die Frau nicht achtet, könnte sie auch niemals an ihrer Seite dulden."

Graf Szent-Tamassy verließ seinen Platz. „Ich habe Dir mitgeteilt, was ich Dir zu sagen hatte und gehe jetzt wieder."

„Bleibst Du nicht über Nacht hier?"

„Wenn Du morgen mit mir kommst, gern, sonst müßte ich heimkehren."

„Gut!“ sagte Albert nach einigem Besinnen. „Ich werde meine Antwort Csilla persönlich überbringen, so wird sie milder ausfallen als schriftlich.“

Dreizehntes Kapitel.

Am nächsten Morgen erteilte Graf Szent-Tamassy noch immer nicht Befehl anzuspannen, er schien sich in Gesellschaft seines Schwagers sehr wohl zu fühlen.

„Csilla wird mir für mein langes Ausbleiben gewiß Vorwürfe machen,“ sagte er lachend, während sie sich zum Frühstück setzten.

„Um wieviel Uhr sollen wir aufbrechen?“ fragte Albert.

„Wenn ich gestern abend hier blieb, kann ich nicht wegfahren, ohne der Herrin von Alba meinen Besuch abgestattet zu haben.“

„Daran dachte ich auch schon,“ sagte Albert, angenehm berührt. „Die Höflichkeit erfordert dies wenigstens. Ich glaube aber, daß dieser Besuch vor Csilla ein Geheimnis bleiben muß.“

„Weshalb? Ich fürchte mich vor meiner Frau nicht, und wo es nur angeht, erkläre ich ihr ganz offen, daß ich ihren Stolz für lächerlich und veraltet halte.“

„Dann fühlt sie sich natürlich beleidigt.“

„Gewiß! Sie ist überzeugt, daß man ohne Stolz nicht leben kann; denn wenn sie wüßte, wie lächerlich die unrichtig angewendete Hoffart ist, so würde sie sich, ich bin davon überzeugt, hüten, dieselbe zu zeigen.“

„Du gestehst also dennoch zu, daß die ‚Hoffart‘ zuweilen am Platze und berechtigt ist?“

„Ich habe mich schlecht ausgedrückt. Die Hoffart niemals, wohl aber der Stolz oder vielmehr die Zurückhaltung Leuten gegenüber, die entweder durch ihre geistigen Mängel oder durch ihre Handlungen und ihre Lebensweise unserer Freundschaft oder unseres Verkehrs unwürdig sind.“

„Csilla schreibt mir, daß, wenn ich mit der Familie Hermajos in Verwandtschaft träte, sie aufhören würde meine Schwester zu sein.“

„Um so sonderbarer muß es Dir erscheinen, daß ich, ihr Gatte, Dir dies direkt und zwar nach bester Überzeugung rate und empfehle.“

„Entschuldige, wenn ich behaupte, daß weder sie recht hat noch Du.“

„Das ist möglich! Wir sind Menschen und können irren; nun will ich aber zu Fuß nach dem Schloß aufbrechen, und wenn ich zurückgekehrt bin, fahren wir zu mir. Kommst Du nicht mit ins Schloß?“

„Nein,“ sagte Albert, allein sein Schwager sah ihm an, daß er diese verneinende Antwort schweren Herzens gab.

Szent-Tamassy ging also allein fort Sinnend schritt er in der langen Lindenallee dahin. Er wollte gleichsam seine Gedanken ordnen und sich die Worte zurechtlegen, die er zu Elvira sprechen wollte; denn nicht lediglich aus Höflichkeit schickte er sich an, diesen Besuch zu machen, sondern im Zusammenhange mit einem bestimmten Plane, den er während der bei Albert verbrachten Nacht ersonnen hatte.

Im Schloßhofe angelangt, begegnete er einem Reitknechte, der zwei gesattelte Pferde vor der Freitreppe auf- und abführte.

Das eine trug einen Damensattel.

„Reitet die Gräfin aus?“ fragte Graf Szent-Tamassy den Reitknecht.

„Zu dienen, Herr Graf,“ lautete die Antwort.

„Wo kann ich die Gräfin finden?“

„Sie wird sogleich kommen.“

Szent-Tamassy blieb neben den Pferden stehen, die beide aus dem Artemonschen Gestüte stammten; er kannte beide Tiere und hatte sie in seiner Bräutigamszeit sogar geritten.

Kaum hatte er die Pferde einige Augenblicke gestreichelt, erschien Elvira, im Reitkleide und mit einem Herrnhute auf den reichen Haarflechten, auf der Schwelle und erkannte voll Staunen den Grafen.

„Sind Sie jetzt angelangt?“ fragte sie, nachdem sie ihm die Hand gereicht hatte, während sie sich im Hofe umsah.

„Sie suchen meinen Wagen, Gräfin? Ich kam zu Fuß. Ich verbrachte die Nacht bei Albert, der heute mit zu mir fährt, und wollte es nicht unterlassen, Ihnen meinen Besuch abzustatten.“

„Das ist sehr schön von Ihnen,“ erwiderte Elvira, deren Miene sich bei den Worten ihres Gastes verdüstert hatte. Sie wandte sich wieder der Treppe zu.

„Nein, Gräfin, zurückgehen lasse ich Sie nicht,“ rief Szent-Tamassy. „Aber wenn Sie es gestatten, begleite ich Sie an Stelle Ihres Reitknechtes.“

„Wird Ihnen dies nicht ungelegen sein?“

„Nicht im geringsten,“ erwiderte der Graf. Der herbeieilende Kavai wollte seiner Herrin beim Aufsitzen behilflich sein, allein Szent-Tamassy kam ihm zuvor, legte seine Handfläche unter den Fuß Elviras und diese sprang in den Sattel.

Plaudernd ritten sie im Schritt fort.

„Ich hoffe, daß Sie den Abgang Ihres Reitknechtes nicht fühlen werden,“ sagte Szent-Tamassy lächelnd, indem er seine reizende Gefährtin betrachtete, deren blühendes Antlitz in den Strahlen der Sonne leuchtete.

„Aber Sie werden es bereuen, daß Sie sich mir anschlossen, wenn Sie das Ziel meines Ausfluges erfahren werden.“

„Wohin gehen Sie denn, Gräfin? . . . Doch nicht nach irgend einem unheimlichen Ort?“

„Ich suche meinen Vater in der neuerbauten Fabrik auf, und dieser Platz wird Ihnen vielleicht nicht angenehm sein.“

„Weshalb glauben Sie dies?“

„So viel ich weiß, war der Bau dieser Fabrik Ihrer Familie nicht angenehm, denn Alba war bisher stets nur der Schauplatz von Vergnügungen, Festlichkeiten und aristokratischen Zusammenkünften.“

„Das ist wahr,“ sagte der Graf lachend, der die kleine Ironie in den Worten Elviras nicht bemerken wollte. „Aber so wie sich die Zeiten ändern, so ändern sich auch die Verhältnisse auf Erden, nichts bleibt unverändert.“

„Sie schaudern also nicht davor zurück, die Fabrik in Augenschein zu nehmen?“

„Im Gegenteil, es wird mich sehr interessieren, dieselbe in der Nähe zu sehen, denn die hohen roten

Schlote und den weithin aufsteigenden Rauch derselben kenne ich schon sehr gut."

Elvira ließ das Pferd einen leichten Galopp anschlagen, Szent-Tamássy hielt sich knapp neben ihr.

„Wie befanden Sie sich in dem neu eingerichteten Heim des Grafen Albert?"

„Sehr wohl. Ich kam auf einen halben Tag und bin auch heute noch hier. Nachmittags kommt Albert zu mir."

„Ich freue mich, daß sich Ihr Schwager zu diesem kleinen Ausfluge entschlossen hat. Er ist an das Familienleben gewöhnt und muß sich nun dort sehr einsam fühlen."

„Und dennoch wünschten Sie, daß er herkomme?"

„Ich?" fragte Elvira mit blutrotem Antlitze und sichtlich verlegen. „Ich bot ihm nur das leer stehende Haus in Ermangelung eines besseren an, und er acceptierte mein Anerbieten."

„Konnte er es denn zurückweisen?"

„Weshalb nicht? Die Artemons sind nicht besonders rücksichtsvoll."

„Ich gebe Ihnen wieder recht," erwiderte lächelnd der Graf. „Ich füge aber hinzu, daß Albert in dieser Hinsicht eine Ausnahme bildet."

Elvira gab keine Antwort.

„Sie schenken meiner Behauptung keinen Glauben? Und dennoch ist es so! Im übrigen ist es meine Ansicht, daß eine Dame wie Sie niemand verurteilen sollte, ohne ihn zu kennen."

Elvira sah ihn überrascht an.

„Ohne ihn zu kennen? Ich glaube, man kann jeden Menschen nach seinen Handlungen beurteilen."

„Hinter den Handlungen verbergen sich die Gründe und oft muß man sogar die Entstehung der Gründe in Betracht ziehen und diese studieren."

„Dies wäre eine überflüssige Mühe gewesen. All das, was mir die Grafen Artemon angethan haben, war nur allzu offen und von verletzender Deutlichkeit!"

Nach diesen Worten bog Elvira rechts ein, und sie kamen aus der schattigen Allee heraus. Auf der langgestreckten weiten Ebene tauchte vor ihnen die umfangreiche, große, aus roten Backsteinen erbaute Fabrik mit ihren finster rauchenden Schornsteinen und imposanten Dachtürmen auf.

„Wie civilisiert sieht doch die bisher so stille Gegend durch diese Gebäude aus!" rief Elvira. „Sehen Sie, Herr Graf, wie viele Menschen die Fabrik beschäftigt, und wie viele arme Leute hier ihr Brot finden."

Szent-Tamássy blickte sie lächelnd an. „Ich wußte gar nicht, daß Sie so lebhaften Anteil an den Unternehmungen Ihres Vaters nehmen, Gräfin."

„Ich bin ja seine Tochter, in meinen Adern fließt das Blut eines Kaufmanns und das Naturgesetz der Erblichkeit gilt für mich ebenso gut, wie für jeden anderen."

„Liegt nicht ein wenig Trotz in dieser Behauptung?"

„Sie zweifeln an der Aufrichtigkeit meiner Worte, Herr Graf? Sagen Sie, wäre es denn nicht lächerlich und geschmacklos, wenn ich anders scheinen wollte als ich wirklich bin . . ."

In diesem Augenblicke befanden sie sich vor der Einfahrt der Fabrik. Als die Arbeiter Elvira erblickten, liefen sie mit lauten „Eljen"-(Vivat-)Rufen einander stoßend und verdrängend herbei, um ihr vom Pferde herabzuhelfen und die Pferde unter Obhut zu nehmen.

Um Szent-Tamássy kümmerten sie sich fast gar nicht, trotzdem ihn alle aus früherer Zeit sehr gut kannten; aus der Zeit, da sie noch den Luxus und die prächtigen und kostbaren Vergnügungen der Artemons angestaunt, dabei aber gehungert hatten. Jetzt besaßen alle gut bezahlte Arbeit, sicheren Broterwerb und waren glücklich und zufrieden. Sie hatten ihre alten Herren schon vergessen, und wenn sie ihrer dennoch gedachten, so geschah dies nur mit Haß und Verachtung.

Elvira aber beteten sie an. Seit sie unter ihnen lebte, hatte sie ihnen nichts als Gutes gethan. Sie hatte eine Schule erbaut, besuchte die Kranken und hielt für dieselben einen ständigen Arzt. Sie sorgte für alle Bedürfnisse der Kranken, suchte sie fast täglich auf und unterhielt sich sehr freundlich mit ihnen. Sie tröstete und ermutigte, mit einem Worte, seit Elvira die Herrin von Alba war, gab es in der Gegend keine arme, unglückliche, notleidende Kranke mehr; es wurde allen geholfen, insoweit menschliche Hilfe helfen kann, und alle wußten, daß dies das Werk Elviras sei!

„Wollen Sie mir in die Fabrik folgen, Herr Graf?" fragte Elvira, zu ihrem Gefährten gewandt, der ebenfalls vom Pferde herabgesprungen war.

„Mit Freuden, wenn Sie es gestatten."

„Ich habe nur einige Worte mit meinem Vater zu sprechen, dann können wir sogleich wieder zurückkehren, die Luft da drinnen und der Lärm der Maschinen wird Ihnen vielleicht unangenehm sein."

„Nicht im geringsten," sagte Graf Anton und folgte Elvira, die mit voller Sicherheit zwischen den Maschinen dahinschritt, bis sie ihren Vater gefunden hatte, der neben einer Hobelmaschine stand und mit einigen Arbeitern sprach.

Als er die Nahenden erblickte, ging er ihnen entgegen.

„Ich möchte ein paar Worte mit Dir sprechen, Papa," sagte Elvira, nachdem sie gegenseitige Begrüßungen ausgetauscht hatten.

„Gehen wir durch diese Nebenthüre ins Freie, denn in diesem höllischen Lärm versteht man sein eigenes Wort nicht," sagte Hermajos lächelnd.

„Bis Sie Ihre Angelegenheit miteinander erledigt haben, werde ich mit Erlaubnis des Herrn Hermajos die Fabrik in allen Teilen in Augenschein nehmen."

Der Fabrikant ließ durch einen Arbeiter einen der Geschäftsleiter herbeirufen und betraute ihn, den Grafen herumzuführen.

Als sich Szent-Tamássy mit seinem Begleiter entfernt hatte, gingen der Fabrikant und seine Tochter nicht ins Freie hinaus, wie dies Hermajos wegen des Grafen hatte thun wollen, sondern sie begaben sich in sein Bureau.

„Führt Dich irgend eine dringende Angelegenheit zu mir?" fragte Hermajos.

„Ich wollte mir Deinen Rat und Deine Meinung erbitten."

„Ja, jetzt, weil der Rechtsanwalt Berger nicht hier ist!“ erwiderte der Fabrikant lachend. „Denn sonst ist gewöhnlich er Dein Ratgeber.“

„Bist Du mir deshalb böse, Papa?“

„Nicht im geringsten. Der Rechtsanwalt ist ein sehr kluger Mann, nur Dir gegenüber ein wenig befangen.“

„Woraus schließest Du dies?“

„Weil er in Dich förmlich verliebt ist. Und bei alten Leuten grenzt dieses Gefühl an Narrheit! Deshalb ist es gut, wenn Du Dich zuweilen auch an mich wendest.“

„Und diesmal komme ich in sehr ernster Angelegenheit.“

„Vor allem sage mir, wo Du Szent-Tamassy aufgegabelt hast?“ fragte Hermajos, ernst werdend, was gewöhnlich der Fall war, wenn er von den Artemons oder deren Verwandten sprach.

„Er stattete mir einen Besuch ab. Er kam eben, als ich mich zu Pferde setzen wollte, und als er dies sah, schloß er sich mir an.“

„Bleibt er auch zum Speisen bei uns?“

„Nein, er fährt mit Albert zusammen nach Hause.“

„Gut, daß ich das weiß, sonst hätte ich beim Güterdirektor gespeist.“

„So sehr hassest Du ihn?“

„Aus tiefster Seele die ganze Familie.“

„Dann weiß ich schon im voraus, was Du mir auf meine Frage antworten wirst,“ sagte Elvira, einen Brief hervorziehend, den sie auseinanderlegte, um ihn vorzulesen.

„Von wem kommt dieser Brief?“

„Von Lord Castle. Er schreibt mir, daß ihm Jenö alles über mich erzählt habe, sowohl die Details meiner Heirat als mein Verhältnis zu Albert. Er richtet die Bitte an mich, ich möge mich scheiden lassen und hält zugleich um meine Hand an.“

„Wahrlich, eine echt englische Verrücktheit!“ rief der Fabrikant betroffen.

„Was soll ich antworten?“

„Das fragst Du mich? Einmal sprachen wir schon darüber und damals teilte ich Dir meine Meinung mit. Ein für allemal!“

„Der Lord ist ein sehr angenehmer Mensch; er sagt in seinem Briefe, die Engländer seien ausgezeichnete Ehegatten und daß diese Heirat mich sofort aus meiner zweideutigen Lage befreien würde.“

„Mit meiner Einwilligung wirst Du niemals diese Ehe eingehen.“

„Warum bist Du so sehr dagegen?“

„Ich mag auf meine alten Tage nicht allein bleiben, will nicht, daß meine Enkel die Bürger eines anderen Staates seien und bin sogar auch schon von dem eitlen Wunsche geheilt, daß meine Enkelkinder einen vornehmen Namen tragen mögen. Wenn Du Dein Schicksal ändern willst, so heirate einen braven, tüchtigen Bürger, der Dich zu schätzen wissen wird und auch das große Vermögen, welches ich mit Mühe und Arbeit erworben habe!“ rief der Fabrikant erregt, bei den letzten Worten aber wurde seine Stimme weich und Thränen traten ihm in die Augen.

Elvira stand tiefbewegt da. „Es sei, wie Du es willst, Papa. Und nun kann ich Dir nachträglich gestehen, daß auch meine Antwort auf den Brief des Lord Castle so gelautet hätte.“

Hermajos sah sie freudig an. „Aber diese verhaßte Ehe wirst Du lösen, nicht wahr?“ fragte er gespannt.

„Darauf kann ich heute noch keine Antwort geben, Papa, ich bin noch keine vierundzwanzig Jahre alt und habe noch Zeit genug, glücklich zu sein.“

In diesem Augenblicke erschien Szent-Tamassy auf der Schwelle der halb offen stehenden Thüre.

„Darf ich eintreten?“ fragte er zurückhaltend, jedoch voll Interesse in dem Bureau umherblickend, welches ganz anders möbliert war, als es solche Lokalitäten sonst zu sein pflegen.

„Wir sind fertig, Herr Graf, und können gehen,“ sagte Elvira.

„Das bedeutet so viel, daß ich nicht eintreten darf.“

„Im Gegenteil, wenn es Sie unterhält, können Sie auch hier eintreten, Herr Graf,“ erwiderte Hermajos, die Thür öffnend. Allein obgleich seine Stimme höflich klang, blieb seine Miene ernst, kalt und zurückhaltend.

Graf Anton trat ein und sein Auge blieb zuerst auf der alten, seltsam geformten Uhr des Bureaus haften, welche der Thüre gegenüber in einem schwarzen geschnitzten Rahmen an der Wand hing.

„Sie betrachten die Uhr?“ fragte Hermajos. „Gleich Kaiser Karl bin auch ich ein großer Uhrenfreund, und diese sonderbar geformte und ausgestattete Uhr entstammt auch seiner Sammlung.“

Von der Uhr blickte Szent-Tamassy zu dem Plafond empor, der gleich den Wänden aus künstlerisch geschnitzter Holzverschalung bestand. Über dem Kamin hing eine florentinische Mosaikarbeit, gleichsam als Symbol der Mosaikerzeugnisse der Fabrik.

„Sie sind überrascht, nach den räucherigen Hallen und Räumlichkeiten der Fabrik in diesen Zimmern solche Schönheiten zu finden,“ sagte Elvira lächelnd. „Betrachten Sie diesen aus Kirsch- und Ebenholz verfertigten Schreibtisch, diesen Nußholzkasten, sehen Sie sich diese altdeutschen geschnitzten Lehnstühle an und all die vielen Kunstgegenstände, die hier aufgehäuft sind, und Sie werden bemerken, daß nicht nur im Schloß zu Alba Meisterwerke der Kunst zu finden sind, sondern auch in diesem hochragenden Hause mit den rauchenden Schornsteinen, welches nicht nur die Arbeit, die Industrie und den Fortschritt, sondern in manchen seiner Lokalitäten auch die Kunst repräsentiert.“

Sie sprach mit einem gewissen Stolze und ihr gewöhnlich blasses Antlitz gewann während ihrer Worte Leben, Lebhaftigkeit und Heiterkeit. Beide Männer betrachteten sie voll Entzücken.

Szent-Tamassy besah voll Interesse all die Gegenstände, welche ihm Elvira bezeichnete, und drückte seine Anerkennung über deren Wert und Kostbarkeit aus.

„Nun aber gehen wir, Herr Graf,“ fuhr die junge Frau fort. Sie umarmte ihren Vater zärtlich und ging, von dem Grafen gefolgt, hinaus. Kurz darauf saßen sie zu Pferde und ritten in fröhlichem Trabe dem würzigen Lufthauch entgegen, der ihnen schmeichelnd das Gesicht fächelte.

Vierzehntes Kapitel.

Eine Weile ritten sie stumm nebeneinander hin; Szent-Tamassy heftete seine Augen wortlos auf das edelgeschnittene schöne Profil seiner Gefährtin, die in Gedanken versunken die Gegend betrachtete.

„Ich möchte eine Frage an Sie richten, Gräfin," begann endlich der Graf, „aber ich finde nicht den Mut dazu."

Elvira wandte sich zu ihm um. „Dann lassen Sie es eben bleiben, Herr Graf."

„Dies war aber der Hauptzweck meines Besuches."

„Ich dachte gleich, daß Sie nicht bloß die Höflichkeit zu mir führte," erwiderte Elvira lächelnd. „Sprechen Sie, wenn Sie es für gut finden, und wenn nicht, reden wir nicht weiter davon."

„Sind Sie auch nicht neugierig zu wissen, über wen ich mit Ihnen sprechen will?"

„Nein! Diese Eigenschaft fehlt überhaupt in meinem Charakter, ich bin nicht neugierig."

„Interessiert Sie auch das Schicksal desjenigen gar nicht, mit dem Sie dem Namen nach verbunden sind? Es würde nur von Ihnen abhängen, den Zustand, in welchem Sie sich gegenwärtig befinden, zu ändern."

Elvira sah ihn überrascht an.

„Meinen Sie den Grafen Albert?" fragte sie.

„Ihn, der ein so bedauernswertes Geschick hat."

„Hat er Sie damit betraut, mit mir darüber zu reden?"

„Nein. Er weiß gar nichts davon."

„Dann ist es besser, wenn wir nicht davon reden. Es giebt Wunden, die durch die Berührung nur vergiftet werden und das will ich vermeiden."

„Entschuldigen Sie, Gräfin, aber Sie müssen doch einsehen, daß dieser Zustand auf die Dauer unhaltbar ist und sowohl für Sie als auch für ihn die schädlichsten Folgen haben kann."

„Wieso? Keiner von uns wünscht eine Veränderung und ich glaube, daß dies einzig und ausschließlich nur uns zwei angeht."

„Sie wollen auf diese Weise ein ganzes langes Leben durchleben? Das ist unmöglich! Die Jugend vergeuden, die Schönheit verwelken lassen und all dies ohne Grund."

„Wie könnte man dem abhelfen?"

„Sie müssen Albert entweder als Ihren Gatten anerkennen, oder sich von ihm scheiden lassen und aufs neue heiraten."

„Sie wünschen gewiß die Freiheit des Grafen Albert bei mir zu erwirken," sagte Elvira, indem sie ihre schönen, ausdrucksvollen Augen auf ihn heftete.

„Im Gegenteil. Ich will, daß Sie ihn glücklich machen, den armen Jungen verzehrt ja die Sehnsucht."

„Nach wem?"

„Er liebt Sie."

„Das höre ich heute zum ersten Mal, und Sie verzeihen, wenn ich Ihrer Behauptung keinen Glauben schenke."

„Was würde mich denn veranlassen, eine Unwahrheit zu sagen?"

„Das weiß ich nicht, aber Sie werden einsehen, daß ich dies, nach dem, was zwischen uns geschah, nicht für wahrscheinlich halten kann."

„Ich wiederhole Ihnen, Albert liebt Sie."

„Wenn ich aber seine Gefühle nicht teile? Weshalb soll ich mein ganzes Leben unglücklich machen, einfach nur darum, weil es dem Grafen Albert Artemon einfällt, diese Zwangsehe endlich nach so langer Zeit und vielleicht nach Selbstüberwindung zur Geltung zu bringen?"

„So schön Sie sind, so grausam können Sie sein. Wissen Sie nicht, daß Verzeihung Christenpflicht ist? Und ich wiederhole Ihnen, daß Albert für die Thaten seiner Familie nicht verantwortlich gemacht werden kann. Warum wollen Sie ihn strafen?"

„Das ist für ihn keine Strafe. Sagen Sie mir, ich bitte aufrichtig, daß er Sie damit betraute, ihm bei mir eine Antwort zu erwirken, die er persönlich nicht hervorrufen wollte."

„Ich schwöre Ihnen, daß dem nicht so ist. Er will das Band, welches ihn zwar nur dem Namen nach mit Ihnen verbindet, nicht auflösen."

„Dann verstehe ich den Zweck Ihres Kommens nicht, Herr Graf, und noch weniger die wirkliche Bedeutung Ihrer Worte," sagte Elvira sinnend.

„Sagen Sie lieber aufrichtig, Gräfin, daß Sie niemals heiraten wollen, denn diese Ehe kann doch nicht als solche gelten?"

Elvira sah ihn zögernd an. „Siehe, wir sind schon daheim," sagte sie, in den Hof des Schlosses einlenkend. „Wenn Sie auf einige Minuten mit mir hinaufkommen, werde ich Ihnen Ihre Frage beantworten."

Sie stiegen von ihren Pferden, Szent-Tamassy reichte der Gräfin den Arm und führte sie die Treppen empor, wo Kavai sie voll Freude empfing, wie immer, wenn er ein oder das andere Mitglied der Familie Artemon kommen sah. Er öffnete ihnen die Thüre des großen Salons und sie traten ein. Elvira legte Hut, Handschuhe und Reitpeitsche beiseite, nahm auf einem Diwan Platz und zog einen Brief aus der Tasche hervor.

„Lesen Sie diese Zeilen, Herr Graf, ich habe sie heute morgen erhalten und werde sie im Laufe des Tages beantworten."

Graf Anton übernahm den Brief, las ihn aufmerksam durch, und Elvira, die ihn unterdessen beobachtete, bemerkte in seinen Mienen große Überraschung und unverhehlte Unruhe.

„Ich hätte Perci nie für fähig gehalten, einen so schönen und gefühlvollen Brief zu schreiben," sagte Szent-Tamassy mit gezwungener Ironie.

„Sonst haben Sie keine Bemerkung auf diesen Brief?" fragte Elvira forschend, während sie das Schreiben wieder an sich nahm.

„Was könnte ich darüber sagen, Gräfin? Das ist ein Antrag, den zurückzuweisen heller Wahnsinn wäre, und Percival Castle ist überdies ein Bewerber, mit welchem Albert sich nicht messen kann."

„Sie haben eine sehr günstige Meinung über den Lord."

„Unzweifelhaft! Percival Castle ist jung, dazu ein sehr schöner Mann, vornehm und so reich, wie es die Artemons niemals waren."

„Sie fragen aber gar nicht, was meine Antwort auf diesen Brief sein werde?"

„Was anderes könnte sie sein als Ihr Jawort."

„Sie täuschen sich, Herr Graf, ich werde verneinend antworten."

Szent-Tamássy verstummte vor Staunen.

„Sie weisen dieses Glück zurück? . . .“

„Für mich ist es keines!“ gab Elvira, das Haupt stolz erhebend, zurück. „Ich habe andere Begriffe von der Ehe . . . Und außerdem ist dies auch nicht die einzige Ursache, die mir befiehlt, so zu handeln.“

„Etwas anderes? Darauf bin ich neugierig.“

„Etwas anderes! Und zwar das heiligste, schönste Gefühl, welches auf Erden lebt, welches man aber nicht gleich einem Handschuh, oder gleich einem Kleide wechseln kann.“

„Sie lieben jemand?“

„Mit der vollen Glut meines Herzens und diesem Gefühle werde ich treu bleiben . . . wenn es auch — möglicherweise — eine Narrheit von mir ist . . .“

Szent-Tamássy blickte sie staunend an.

„Sie — lieben jemand!“ rief er stotternd, befangen und mit zweifelndem Gesichte. „Wer ist denn aber der Glückliche, der Ihr Herz zu gewinnen wußte?“

„Das wird vielleicht niemals jemand erfahren,“ erwiderte mit traurigem, ernstem Tone und mit bewölktem Gesichte die junge Dame. Ihre Augen wurden feucht und ihre Haltung drückte Entsagung aus, aber selbst mit dieser wehmütigen Miene war sie so schön und bezaubernd, daß der Graf sie entzückt anblickte und das Gefühl hatte, als müsse er ihr zu Füßen sinken . . .

Allein all das, was er vernommen hatte, überzeugte ihn, daß seine fernere Anwesenheit überflüssig und seine Bemühungen, die Interessen Alberts zu verteidigen, zwecklos seien. Er erhob sich und nahm seinen Hut.

„Sie gehen?“ fragte Elvira.

„Ich will Sie nicht weiter mit meiner Gegenwart belästigen, meine Worte mußten Ihnen bisher ohnehin schon lächerlich erscheinen.“

Elvira reichte ihm die Hand. „Seien Sie überzeugt, Herr Graf, daß ich niemals vergessen werde, wie warm Sie die Angelegenheit Ihres Schwagers verteidigt haben. Allein er würde Ihnen dafür sicherlich keinen Dank sagen, sondern, wenn er den Inhalt unserer Unterredung kennen würde, finden, daß Sie in Ihrem Wohlwollen für ihn die Grenze des Zulässigen überschritten haben.“

Graf Anton verbeugte sich stumm und verließ mit einer großen Enttäuschung in seinem Innern den Salon und einige Minuten darauf auch das Schloß. Er beeilte sich, den „Auwinkel“ zu erreichen, wo Albert seiner schon voll Unruhe harrte! Als Albert den Nahenden endlich erblickte, lief er ihm rasch entgegen.

„Ich habe mich verspätet,“ rief Szent-Tamássy, fast keuchend von dem schnellen Laufen und zog seine Uhr hervor. „Hoffentlich ist der Wagen eingespannt.“

„Seit zwei Stunden. Ich begann schon um Dich zu bangen.“

Graf Anton erzählte ihm, daß Elvira eben im Begriffe gewesen war, auszureiten, daß er sie begleitet und die Fabrik in Augenschein genommen habe. Dies habe ihn so lange in Anspruch genommen.

Graf Albert hörte seinem Schwager, der ihm sehr erregt schien, verwundert zu.

„Ist Dir nichts Besonderes passiert?“ fragte er ihn.

„Was hätte passieren können? . . . Und dennoch, ja, Du wirst lachen, wenn ich es Dir sage, und vielleicht im Interesse Deiner Schwester sogar zürnen, aber ich sah, so lange ich lebe, noch niemals eine Frau, die Elvira gleich käme.“

„In gutem Sinne?“

„Sie ist anbetungswürdig!“

Albert schwieg.

„Es ist nicht ratsam in der Nähe dieser Frau zu weilen, wenn man nicht den Verstand verlieren will. Ich wenigstens könnte keinen Augenblick für mich einstehen.“

„Anton!“

„Du magst mich noch so strafend anblicken! Ein so treuer und liebevoller Gatte ich auch bisher Deiner Schwester war, kann ich es mir dennoch nicht verhehlen, daß man sie mit der Tochter des Fabrikanten gar nicht vergleichen darf. Diese ist ein Wunderweib!“

„Was ist mit Dir geschehen?“

„Komm, setzen wir uns in den Wagen, wir haben uns ohnehin schon verspätet, unterwegs erzähle ich Dir alles.“

Albert, dessen Neugierde aufs höchste erregt war, rief, während sie sich in den Hof begaben, wo der Wagen stand:

„Wolltest Du nicht so freundlich sein und mir Deine Erlebnisse mitteilen, noch bevor wir zu Wagen steigen?“

„Die Nebensächlichen später, vorläufig nur so viel, daß Dein Vetter Perci Castle um die Hand Elviras angehalten hat.“

Albert wurde auffallend bleich.

„Er weiß natürlich nicht, daß Elvira nicht geschieden ist, und nicht heiraten kann?“ fragte er hastig.

„Er weiß alles! Jenö hat ihm alles erzählt; die ganze Geschichte Eurer Ehe, und infolgedessen richtete er an Elvira die Bitte, sie möge sich von Dir scheiden lassen und seine Gattin werden.“

Albert stand starr und bleich, gleichsam zur Statue erstarrt, vor seinem Schwager da.

„Und sie?“ fragte er stotternd.

„Sie hat sich noch nicht entschieden.“

„Der jüngere Artemon warf seinen Hut weg.

„Ich begleite Dich nicht,“ rief er bestimmt.

„Was hast Du, warum der veränderte Entschluß?“

„Ich muß nach Alba gehen und Elvira ihre Freiheit anbieten. Wenn ich ihr nicht im Wege stehe, wird sie diese Heirat gewiß nicht von sich weisen. Dies zu thun ist daher meine Pflicht, und zwar je eher, je besser . . .“

„Wie es Dir beliebt,“ erwiderte Szent-Tamássy, der sehr wohl die Verzweiflung auf dem Gesichte seines Schwagers sah, und auch deren Grund erriet. Er wollte ihn nicht noch mehr betrüben und teilte ihm daher Elviras fernere Worte nicht mit, und wagte ihm besonders das nicht zu erzählen, was sie ihm im letzten Momente gesagt hatte.

„Ich kann Dich nicht begleiten,“ wiederholte Albert niedergeschlagen. „Ich muß sofort ins Schloß eilen. Wir haben dieser armen, jungen Frau schon Böses genug zugefügt, um ihr endlich einmal auch Gutes zu erweisen, und mit Percival wird sie glücklich sein, den er ist ein solcher Mensch, der sie glücklich machen kann.“

Graf Anton sah ihn teilnehmend an. „Grüß Dich Gott,“ sagte er, ihm herzlich die Hand drückend.

„Thue, was Du für das Beste hältst, und komme dann zu uns . . . In welchem Gemütszustande Du auch zu uns kommst, ich werde Deinen Schmerz verstehen, denn ich habe mich heute überzeugt, daß es die verzweiflungsvollste Lage der Welt ist, eine solche Frau nur dem Namen nach zu besitzen . . .“

Mit diesen Worten trennten sie sich, und Albert brach nach dem Schlosse auf. Langsam, in Gedanken versunken, gesenkten Hauptes und tief niedergeschlagen schritt er dahin. Als er beim Thore des Schlosses anlangte, zitterten seine Füße so sehr, daß er sich an das Eisengitter des Parkes anlehnen mußte, um auszuruhen. Vor der Freitreppe sah er den Wagen des Rechtsanwaltes stehen, welcher, wie die noch dampfenden Pferde zeigten, eben erst, und zwar in größter Eile, angelangt sein mußte.

Die Anwesenheit des Rechtsanwaltes in Alba berührte ihn ziemlich unangenehm und einen Augenblick dachte er fast, ob er nicht umkehren und Elvira brieflich von dem verständigen sollte, was er ihr mitzuteilen beabsichtigte.

Doch bald hatte er sich ermannt. Eine seltsame Sehnsucht, ein unwiderstehlicher Wunsch nötigte ihn, Elvira zu sehen. Ihre Stimme, ihre Antwort zu vernehmen, ihre Augen wieder zu sehen, diese wunderbaren Augen, denen die Handlungsweise der Artemons oft genug Thränen entlockt hatte. Nun werden sie vielleicht freudig aufblitzen, wenn er ihr mitteilt, daß sie frei sein kann, wenn sie es wünscht. Er will ihrem Glücke nicht im Wege stehen und ist eher jeden Augenblick bereit, sie zur Witwe zu machen, als sie von Percival zu trennen. Dieser ist jedenfalls ein ihrer würdiger Bewerber, von dem sie gleichzeitig überzeugt sein kann, daß er nicht um ihres Vermögens, sondern um ihrer selbst willen um sie freit.

Wie beschämend war dieser Gedanke für den einst so stolzen Artemon! Wenn er jetzt um Elvira werben würde, würde er da nicht den berechtigten Verdacht erwecken, daß er dies aus Eigennutz thue?

Er hätte niemals gedacht, daß es so weit mit ihm kommen könnte. Er hätte es niemals für möglich gehalten, daß ein Mitglied seiner stolzen Familie jemals des Eigennutzes bezichtigt werden könnte. Ein Artemon!

Doch nun war ja alles Sinnen vergebens. Es hatte dem Schicksal beliebt, ihn dahin gelangen zu lassen, und es war nun seine Pflicht, sein Geschick zu tragen.

Er faßte sich und setzte mit gezwungener Gelassenheit seinen Weg fort. Auf der Treppe kam ihm Kavai entgegen, der sich erbot, ihn sofort seiner Herrin zu melden, die mit Herrn Berger auf der Veranda weilte.

„Ist der Rechtsanwalt jetzt erst gekommen?“ fragte Albert, während er dem Haushofmeister folgte.

„Vor einigen Minuten und, wie es scheint, in dringlicher Angelegenheit. Er wird sofort wieder wegfahren, denn er ließ seine Pferde gar nicht ausspannen.“

Graf Albert schwieg. Was ihm Kavai über den Rechtsanwalt sagte, erschien ihm nicht auffallend. Er wußte, daß Berger der Rechtskonsulent des Fabrikanten war und daß er daher mit Hermajos oder mit der Gräfin sehr leicht dringende Angelegenheiten zu erledigen haben mochte.

Kavai öffnete ihm die Thür und ging dann voraus, um ihn anzumelden.

Die Veranda war leer, allein aus dem Nebenraume, aus der Bibliothek, waren durch die offenstehende Verbindungsthür Stimmen vernehmbar.

Kavai meldete den Grafen an, der auf der Veranda stehen geblieben war, und einen Augenblick darauf kam ihm der Rechtsanwalt Berger entgegen.

„Treten Sie ein, Herr Graf,“ sagte er auffallend verlegen . . . „Die Gräfin ist drinnen und wird sich freuen, Sie zu sehen.“

„Störe ich Sie nicht?“ fragte Graf Albert, in die Bibliothek eintretend, wo Elvira ihm entgegenkam und ihm mit ungewöhnlicher Wärme die Hand reichte, allein auch sie schien ebenso unruhig und verlegen wie der Rechtsanwalt.

Albert war zwar von dem, was ihn hierhergebracht hatte, innerlich völlig in Anspruch genommen, dennoch aber fiel ihm das ungewöhnliche Betragen und die sich offenbarende Verwirrung auf.

„Sie hier, Herr Graf?“ begann Elvira, während sie ihm winkte, Platz zu nehmen. „Graf Anton sagte mir, daß Sie mit ihm reisen wollten.“

„Es war auch meine Absicht, allein eine unerwartete Sache veranlaßte mich, zu Hause zu bleiben und aus dieser Ursache eilte ich auch zu Ihnen.“

Elvira und der Rechtsanwalt wechselten einen Blick.

„Darf ich erfahren, um was es sich handelt?“ fragte die Gräfin.

Albert zögerte, während sich seine Augen unwillkürlich auf den Rechtsanwalt richteten.

„Sie wünschen mit der Gräfin allein zu bleiben,“ sagte Berger. Ich gehe also und verabschiede mich zugleich, denn ich muß in die Stadt zurückeilen.“

Die Züge Elviras zeigten bei diesen Worten eine gewisse Betroffenheit.

„Bitte, bleiben Sie nur noch eine halbe Stunde. Begeben Sie sich indessen in den Park oder auf die Veranda, ich könnte Ihrer bedürfen.“

Berger verbeugte sich und verließ die Bibliothek.

„Ich sehe, daß ich Sie störte,“ sagte Albert erregt. „Allein, was ich Ihnen sagen will, ist, wie ich glaube, unaufschiebbar.“

„Sprechen Sie, ich bitte,“ erwiderte Elvira, während sie ihn, wie es Albert vorkam, mit warmer Teilnahme betrachtete.

„Mein Schwager erzählte mir,“ begann er zögernd, „daß Sie ihm den Inhalt eines Briefes mitteilten, den Sie heute von Percival erhielten.“

„Ja . . . ich zeigte ihm den Brief des Lords . . . denn ich hielt dies, mit Bezug auf das, worüber wir sprachen, für notwendig.“

„Sie hatten vollkommen recht, obwohl es mir lieber gewesen wäre, wenn Sie sich damit einzig an mich gewendet hätten, Gräfin, anstatt an meinen Schwager.“

„An Sie . . . Zu welchem Zwecke?“ fragte Elvira erstaunt.

„Weil es lediglich von mir abhängt, Ihnen nicht länger im Wege zu stehen. Wir sprachen schon einmal miteinander darüber, allein damals hatte mein Anerbieten noch keinen bestimmten Zweck, und Sie wiesen es zurück.“

„Die Scheidung?“

„Ja! Heute benötigen Sie sie, und ich bin deshalb aufs neue hier, um sie Ihnen anzubieten.“

Die junge Frau sah ihn forschend an, allein sie bemerkte in seinem Gesicht nichts von dem, was sie vermutete. Das Antlitz Alberts war kreideweiß. In seinen Augen brannte heftige, schmerzliche Pein, seine Lippen bebten und er stieß die Worte nur mühsam, leise, fast stotternd hervor.

„Und ich weise es aufs neue zurück,“ sagte Elvira. „Ich pflege meine Entschlüsse nicht so schnell zu ändern. Was ich Ihnen damals sagte, das lautete fast für ein ganzes Leben. Ich will nicht nochmals heiraten, ich bin mit meiner Lage zufrieden . . .“

Albert zuckte zusammen. Ob dies aus Freude, oder aus Schreck geschah, konnte Elvira nicht beurteilen, sie sah nur, daß seine Blässe einer dunklen Röte wich, und daß seine glanzlosen Augen wieder lebhaft aufflammten.

„Sie nehmen den Antrag Percivals nicht an?“

„Nein!“

Ein bitterer Stolz, ein entschiedener Wille lag in diesem einzigen Worte, und Albert sah, daß dies eine wohl überdachte Antwort sei. Er war nicht fähig, darauf zu antworten. Seine Stimme schien ihm in der Kehle stecken geblieben zu sein, und stumm saß er da . . .

„Sie sind von meinem Entschlusse überrascht?“

„Ich kann mir ihn nur auf eine einzige Art erklären.“

„Und wie lautet diese Erklärung?“

„Ich bin nicht berufen, Ihre Gefühle zu analysieren, Gräfin, ich weiß sogar, daß dies nicht passend, um nicht zu sagen, eine Kühnheit von mir ist, aber die Zurückweisung eines solchen Anerbietens kann nur eine einzige Erklärung haben . . .“

„Und diese wäre? Sprechen Sie ohne Zurückhaltung.“

„Daß Sie jemand lieben, und dieser nicht Percival sei.“

Elvira wandte den Kopf ab, allein Albert sah, daß ihre Augen sich mit Thränen füllten.

„Sie haben recht . . .“ sagte sie dann leise, aber jedes Wort betonend. „Dies ist die Ursache! Ich liebe jemand, obwohl hoffnungslos, und will diesem Gefühle treu bleiben . . .“

Albert preßte die Lippen zusammen, als ob er einen qualvollen Aufschrei zurückdrängen wollte, und bedeckte dann seine Augen unwillkürlich einen Augenblick lang mit der Hand.

Stumm saßen sie eine Weile einander gegenüber, bis sich endlich Albert erhob und seinen Hut nahm.

„Dann benötigen Sie natürlich mein Anerbieten nicht,“ sagte er mit erstickter Stimme. „Ich bitte Sie nur, wenn Sie meiner dennoch einmal ledig sein wollen, über mich zu verfügen.“

Er verbeugte sich und ging mit unsicheren Schritten auf die Thür zu.

„Graf Albert!“ rief ihm Elvira nach.

Artemon blieb stehen, ein Zittern überflog seine Glieder. Es war das erste Mal, daß Elvira seinen Namen aussprach.

„Bleiben Sie noch, bitte,“ fuhr die junge Frau mit ungewöhnlich weicher, fast teilnehmender Stimme fort. „Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen.“

Graf Albert kehrte zurück.

„Fühlen Sie sich stark genug, eine sehr traurige Nachricht anzuhören?“

„Von Ihren Lippen, ja! Ich bin an Unglücksschläge gewöhnt und kann mir nicht vorstellen, was mir noch begegnen könnte,“ sagte er schmerzlich.

„Ich wollte Ihnen zu wissen thun, was geschah . . . Nicht etwa, als ob ich mir persönlich zugemutet hätte, Ihren Schmerz lindern zu können, als ich das traurige Ereignis vernahm, sondern weil ich dachte, daß ich als Weib Ihnen dies zarter werde mitteilen können und Sie durch meine Teilnahme mindestens einigermaßen beruhigen . . .“

„Jenö!“ rief Albert erbleichend aus.

„Hat sich erschossen!“

Der jüngere Artemon sank auf einen Sessel und vermochte keine Silbe hervorzubringen. Es war zu viel, was er in rascher Aufeinanderfolge vernommen hatte, es überstieg seine Kräfte.

„Vor einer Woche,“ fuhr Elvira fort, „schrieb er an Berger, daß er alles, was ihm durch die unerwartete Erbschaft zugefallen war, im Kartenspiel verloren habe und überdies noch einen großen Betrag schuldig geblieben sei, dies sei eine Ehrenschuld . . . wie hoch sich die Summe belaufen hat, gestatten Sie mir zu verschweigen. Berger teilte mir dies mit, und wir sandten den Betrag postwendend an ihn ab. Allein das Geld kam, wie es scheint, entweder zu spät an oder konnte ihm nicht mehr helfen, denn Lord Castle telegraphierte heute morgen an Berger, daß Ihr Bruder sich erschossen habe.“

„Davon sprachen Sie, als ich eintrat?“

„Davon! Wir berieten, auf welche Weise wir Ihnen dies am rücksichtsvollsten mitteilen könnten . . .“

„Wie gut Sie sind, Elvira!“ rief Albert ausbrechend. „Wie viel haben wir an Ihnen gesündigt, und mit welch engelhafter Güte erwidern Sie dies!“

„Stände es doch in meiner Macht, Sie über diesen unerwarteten Schicksalsschlag zu trösten und zu beruhigen!“

„So beschloß also Jenö Artemon, der von seiner Familie und von der Welt verhätschelte Günstling, sein Leben. Es ist aber vielleicht besser so! Was könnte denn ein zu Grunde gerichteter Edelmann in unserem Vaterlande heutzutage anderes thun, da die Arbeit immer noch als Schande gilt! O, wie recht hat das Bürgertum, daß es das Lernen, Kenntnisse und Thätigkeit über alles hoch hält. Bei uns liegt der Fehler in unserer Erziehung. Die ist unser größtes Unglück.“

Elvira sah ihn mit warmer Teilnahme an.

„Ich danke Ihnen, Gräfin, daß Sie mir diese traurige Nachricht mitteilten. Wenn ich dieselbe von einem anderen vernommen hätte, würde sie mich doppelt niedergeschmettert haben, trotzdem sie mir, da ich die Lebensweise und den Leichtsinn meines Bruders kannte, nicht ganz unerwartet kam . . .“ Er sprach dies in sehr düsterem Tone und stand vor Elvira so schwankend da, als ob er jeden Augenblick zusammenbrechen wollte. Dann näherte er sich ihr langsam, erfaßte ihre Hand und zog sie an seine Lippen.

„Ich danke Ihnen nochmals für all das, was Sie für meine Familie und für mich thaten. Ein Leben

wäre zu wenig, Ihnen meine Dankesschuld abzustatten."

Elvira vermochte nichts zu antworten. Ihre Augen füllten sich aufs neue mit Thränen. So schwer sich auch die Artemons gegen sie vergangen hatten, so schwer wurde jetzt der jüngste Sprosse der Familie, dessen Schuld vielleicht die geringste war, vom Schicksal gestraft.

„Wohin gehen Sie?" fragte ihn Elvira, als sie sah, daß er sich umwandte und sich anschickte, die Bibliothek zu verlassen.

„Heim," sagte Albert bitter, „wenn ich das kleine Haus, welches Sie mir zur zeitweiligen Heimstätte gaben, so nennen darf."

„Albert!"

Graf Artemon erbebte, als er diesen Namen rufen hörte. Das Wort klang ihm wie himmlische Musik in den Ohren, noch mehr aber der Ton, in welchem es ausgesprochen wurde. Er stand wie angewurzelt.

„Gehen Sie nicht fort," sprach Elvira mit zusammengefalteten Händen, dann streckte sie ihre Arme nach Albert aus, der zurückeilte und ihr unter Bangen und Hoffnung ins Auge sah.

„Was sagen Sie, Elvira!" rief er, unter dem Ansturme seiner Gefühle vor ihr auf die Kniee sinkend und ihren Leib umfassend, sie aber flocht ihre Arme um seinen Hals und flüsterte in fieberischer Liebe: „Du bist es, den ich liebe und um dessen willen ich ewig Witwe bleiben wollte."

Ein langer, süßer Kuß vereinigte die Ehegatten, die trotz des Eides, den sie vor dem Priester Gottes abgelegt hatten, durch nichtige Wahnbegriffe, welche die Welt zur Geltung gebracht hatte, durch Rang und Geld so lange getrennt waren, die aber das mächtigste Gefühl auf Erden, die alles beherrschende Liebe wieder einander in die Arme geführt hatte . . .

Als Albert das Schloß verließ, that er dies mit dem Versprechen, daß er morgen wiederkommen werde, um bei Hermajos feierlich um die Hand seiner Tochter anzuhalten. Er sowohl wie Elvira dachten, daß der Fabrikant ihre Vereinigung mit Haß und Zorn aufnehmen werde. Sie täuschten sich aber! Es war seit jeher der geheime Hauptwunsch seines Herzens gewesen, daß diese Ehe zur Geltung gelange, denn so sehr er auch die übrigen Artemons haßte, so hatte sich Albert durch seinen wackeren Charakter dennoch allmählich seine Sympathie erworben. Er vernahm daher Elviras Geständnis mit Freuden und besonders jenen Teil desselben, in welchem sie sagte, daß sie Albert von Herzen liebe und nur mit ihm glücklich sein könnte.

Als also Albert am nächsten Morgen im Schloß anlangte, empfing ihn Hermajos, der schon von allem unterrichtet war, mit lächelnder Miene. Er wollte über nichts mehr reden! Was hätte ihm denn sein Schwiegersohn noch sagen können? „Machen Sie Elvira glücklich," sprach er zu ihm, „und ich werde Gott danken, daß ich Sie als meinen Sohn aufnehmen kann."

Das war alles, was er seinem Schwiegersohne mitzuteilen hatte, und als Albert darauf mit verlegener Miene und errötendem Gesichte seine Armut erwähnte, bemerkte der Fabrikant mit seiner gewohnten hitzigen Offenherzigkeit: „Elvira hat Geld genug, sie braucht das Vermögen der Familie Artemon nicht."

Albert mißfiel diese Antwort, allein die herbeieilende, reizende Gestalt Elviras, ihr süßes Lächeln machten in seinem Innern jeden unangenehmen Eindruck verschwinden.

Noch an demselben Tage verständigte er die Szent-Tamassys von seinem Glücke.

Von Csilla kam gar keine Antwort, aber Graf Anton suchte das junge Paar nach einigen Tagen auf. Er überbrachte ihnen seine herzlichsten Glückwünsche. Scherzhaft zog er dann Elvira dafür zur Verantwortung, weil sie ihm gesagt hatte, sie „liebe jemand".

Sie sprach lächelnd: „Den Namen konnte ich Ihnen nicht verraten, weil ich nicht wußte, ob mein Gefühl erwidert werde."

„Doch nun ist meine Leidenszeit vorbei," sagte Albert, „ich bin glücklich und selig, und dazu machtest Du mich, meine Elvira. Die Liebe zu Dir führte mich hinaus aus der finsteren Welt schroffer Vorurteile und geleitete mich empor zu den lichten Höhen freien, menschlich edlen Fühlens und Denkens! Die Läuterung meiner Seele, meines Charakters danke ich Dir! Mein ganzes Leben sei von nun an dem Streben geweiht, würdig des Glückes zu sein, welches Du mir schenktest!"

Und was er in den ersten Tagen seiner Ehe versprochen, das hielt er treu sein Leben lang. Ein anderer Geist und andere Begriffe zogen durch diese Ehe in das stolze Schloß der Artemons ein, und auf der luftigen Veranda tummeln sich heute Kinder, die sicherlich dereinst der Nation zum Stolze und zur Ehre gereichen werden, denn ihre Mutter lehrt sie das Verdienst und das Talent schätzen, sich ausgezeichnete, hervorragende Menschen zu Vorbildern wählen und weder auf Rang noch auf Geld achten . . . Der Vater aber macht sie mit den Trübsalen seiner Vergangenheit bekannt und schärft ihnen ein, sie mögen stets trachten, im Fühlen, Denken und Handeln „wirkliche Menschen" zu sein.

Hermajos und Berger zankten noch lange miteinander, bis sie endlich stille Leute wurden. Beider Andenken lebte lange in Alba fort.

Nur Gräfin Csilla konnte sich mit der Heirat ihres Bruders nie aufrichtig versöhnen. Zu ihrem Vorurteil gesellte sich später der Neid, da sie sah, daß man ihrer Schwägerin ihr gegenüber immer den Vorrang gab.

Albert aber und seine Gattin kümmerten sich um Csilla wenig. Sie waren glücklich und zufrieden. Glückliche Leute bedürfen der Liebe und Freundschaft anderer nicht, denn das Glück ist eine Quelle, die sich selbst nährt.

E n d e.



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Dämmerstunde.

O schattenreiche Dämmerstunde,
Wenn schon der Sonne Klarheit wich,
Des Abendfriedens sanfte Kunde
Sich kühlend legt auf jede Wunde,
Wie lieb ich Dich!

Die Hände halt ich still gefaltet,
Von Tagesarbeit matt und müd,
Und Ihr erscheint mir vielgestaltet,
Ihr Geister, die im Innern waltet,
Und tags entflieht.

Es hebet leise ihre Flügel
Und steiget langsam himmelwärts,
Frei von des Tages strengem Zügel,
Die Sehnsucht über Wald und Hügel
Ans Vaterherz.

Agnes Harder.

Sylvestergebräuche in der Neumark.

Wenn ich sage: in der Neumark, so habe ich zunächst die ländlichen Verhältnisse, die Dörfer, im Auge, da sich in denselben die Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren am besten und reinsten erhalten. In den Städten hingegen sind im Laufe der Zeit durch den regen Verkehr mit der Außenwelt die ursprünglichen, eigenartigen Sitten mehr und mehr verschwunden.

Die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr wird „die Zwölften" genannt. In derselben darf nicht Flachs geschwungen, gesponnen und gewebt werden, sonst gedeiht der Flachs im neuen Jahre nicht, nicht gewaschen und keine nasse Wäsche auf die Leine zum Trocknen aufgehängt, überhaupt keine Waschleine gezogen werden, sonst geschieht Unglück im Hause. Im letzteren Falle soll jemand sterben. Ferner darf nicht Dung gefahren und nicht die Asche aus dem Ofen gezogen werden. Die Asche wird am Neujahrsmorgen aus dem Ofen entfernt und dem Gärtner gegeben, da sie, auf das Land gestreut, dasselbe sehr fruchtbar machen und kein Ungeziefer aufkommen lassen soll. Fragt man nach der Ursache, warum dies geschieht, so erhält man mit geheimnisvoller Miene zur Antwort: „Dat hüllt ma ni' good." Die Hauptbeschäftigung der Bewohner in den „Twelfta" ist das Schleißen oder Reißen der Gänsefedern. Vom Morgen bis zum späten Abend liegt man in jedem Hause dieser Beschäftigung ob. Bekannte Frauen und Mädchen der Familie helfen abends einander; ist in dem einen Hause die Arbeit vollendet, so geht es zu einem anderen. Es ist ein eigentümlicher Anblick, zehn bis zwölf Frauen und Mädchen, mit Daunen wie besät, um einen großen Tisch oder an mehreren nebeneinandergestellten Tischen bei ihrer Arbeit plaudernd und lachend sitzen zu sehen. Derbe Späße und Neckereien werden oftmals so lange getrieben, bis ältere Frauen dem lustigen Treiben Einhalt gebieten und „ann Geschicht' vertellt" und Scherzfragen und Rätsel zum Lösen aufgegeben werden. Junge Bursche, die meistens nicht helfen wollen, werden nur im Kreise dieser Schönen gelitten, wenn sie emsig schleißen und ihre Arbeit ordentlich verrichten. Sie treiben oft arge Scherze, versuchen beispielsweise die Federn vom Tische zu blasen, müssen dann aber nach solchem Thun eiligst das Weite suchen. So geht es Abend für Abend, bis in einem Hause der Vorrat „alle" ist. An dem Abende, wo die letzten Federn geschlissen werden, wird ein „Federball" veranstaltet; in ähnlicher Weise wird der Winterabend, an dem der letzte Flachs gesponnen wird, und im Sommer der Tag, an welchem das Flachsbrechen beendigt ist, begangen. Auf dem „Balle" wird tüchtig gegessen, tüchtig Kaffee getrunken, „abe söt mutt he sinn", und zum Schlusse getanzt.

Am Tage vor Neujahr werden Pfeffernüsse, Pfefferkuchen und kleine Kuchen, „Nigioahrka", gebacken. Die letzteren giebt man dem Vieh am Neujahrstage früh zu fressen (ähnlich wie am Charfreitage das Osterwasser zu trinken), dann soll dasselbe von jeder Krankheit verschont bleiben. Von dem Weihnachtskuchen bleibt gewöhnlich so viel übrig, daß zu Neujahr die Hausfrau nicht besonders Blech- und Napfkuchen zu backen braucht. Findet abends (um fünf Uhr) Gottesdienst in der Kirche statt, so begiebt man sich dorthin. Eine eigentümliche Sitte ist, daß die Männer, welche ein Gewehr — wenn auch nur ein verrostetes — oder eine Pistole haben, abends mehrere Schüsse abfeuern (wie bei Kaisers Geburtstag). In früheren Jahren wurde eifrig über die Straße geschossen, sobald der Gottesdienst beendigt war; indes jetzt stellen sich die Dorfschützen in die Hinterthür des Hauses und feuern blinde Schüsse in der Richtung auf das freie Feld ab. Das junge Volk und auch die Alten versammeln sich nun, um der Gebräuche zu pflegen, welche sich von den Altvorderen auf die jüngsten Enkel vererbt haben. Der Weihnachtsbaum wird zum letzten Male angezündet. Sind Kinder im Hause, so kommt die „Nigioahrsmutte", meistens ein junges, schelmisches Mädchen, wie eine ältere Frau gekleidet, in der linken Hand eine große Tasche mit Äpfeln, Nüssen, Pfefferkuchen und „Puppen" und „Hasen" aus Kuchenteig und in der rechten Hand eine Birkenrute haltend. Die Kinder wissen vorher schon, daß die Neujahrsmutter kommt und daß jedes von ihnen ein Verschen hersagen muß. Sie erschrecken bei dem Erscheinen der manchmal absonderlich aufgeputzten Frau. Es kommt nicht selten vor, daß die Jungen vor Angst schreiend auf den steinernen Ofen oder auf das zum Trocknen aufgeschichtete Holz hinter demselben, „in't Hell'", und die Mädchen in den Alkoven flüchten; die Kleinsten verbergen ängstlich ihre Köpfe hinter der Schürze der Mutter! (Bekanntlich stehen die steinernen Öfen so weit von der Wand entfernt, daß man dort bequem Holz zum Trocknen hinlegen kann; der Abstand zwischen Ofen und Wand wird die „Helle" genannt.) Die Neujahrsmutter spricht mit hörbar verstellter Stimme: „Kannst Du auch beten?" Ist das Kind bestürzt, so ermuntert sie dasselbe durch einige Worte und fragt nach dem Namen des Kindes. Beherzte Kinder beginnen ihr Neujahrsverschen, gewöhnlich die erste Strophe von dem Liede: „Nun laßt uns geh'n und treten". Wurde die Strophe sonder Anstoß hergesagt, so erhält das Kind ein Lob und einige Äpfel oder Nüsse oder Pfefferkuchen, eine „Puppe" oder einen „Hasen". Meint die Neujahrsmutter es besonders

gut, so schenkt sie dem Kinde zwei verschiedene Dinge aus ihrer Tasche. Wer sein Verschen nicht kann, dem droht die Frau mit der Rute. — Danach beginnen die Unterhaltungsspiele, durch welche man die Zukunft erforschen will, die den wichtigsten Teil des Abends ausmachen. Das beliebteste derselben ist das überall bekannte Bleigießen. Wieviel Scherze dabei gemacht werden, ist männiglich bekannt. Spaßig ist es, wenn ein junges Mädchen mit zitternder Hand den Löffel, welcher „die schwarzen und weißen Lose" birgt, über das Kaminfeuer hält! Wie emsig sind die älteren Frauen bemüht, mit ernster Miene die „Pythia" oder „weise Frau" zu spielen! Sie wissen sofort, dieser unförmliche Bleiklumpen kann nur eine Hochzeitskutsche oder eine Wiege und jener nur ein Myrtenkranz oder ein Schiff sein. — Ein anderes Spiel ist das „Schuhwerfen". Der Betreffende, der in die Zukunft sehen will, kniet auf die Erde, den Rücken zur Thür wendend, und wirft einen Schuh über den Kopf. Übermütige Geister nehmen denselben wohl gar zwischen die Zähne. Zeigt die Schuhspitze nach der Thür, so macht der Betreffende eine Reise oder kommt aus dem Hause; ist es ein Mädchen, so vermietet es sich nach einem anderen Orte oder verheiratet sich. — Durch das „Tellerschieben" wollen besonders junge Mädchen mit Gewißheit die kommenden Tage erforschen. Man stellt fünf Teller auf den Tisch, legt auf dieselben der Reihe nach ein Geldstück, einen Ring, einen Myrtenzweig, einen Schlüssel und eine Puppe. Diese fünf Gegenstände werden durch umgestülpte Teller verdeckt. Die Betreffende, welche einen Teller abheben „(schieben") soll, muß in ein Nebenzimmer gehen, damit die Reihenfolge der Teller geändert werden kann. Findet ein Mädchen unter ihrem Teller ein Geldstück, so ist ihm künftig Reichtum sicher, findet es einen Ring, so verlobt es sich, erhält es den Myrtenzweig, so verheiratet es sich, den Schlüssel, so kommt es durch Heirat in eine Wirtschaft. — Wer um zwölf Uhr nachts dreimal um sein Haus läuft, besonders derjenige, der an einem Sonntage geboren ist, sieht, was ihm im Verlaufe des neuen Jahres Gutes oder Böses begegnen wird. Manche wollen einen Sarg gesehen haben und schwören dann darauf, daß einer aus ihrem Hause oder aus ihrer Verwandt- oder Freundschaft sterben werde. Auch hierbei treibt der Scherz sein Spiel. Wenn ein junges Mädchen diesen verhängnisvollen Gang antreten will, dann wird ihr Liebster — und welche Dorfschöne hätte den nicht — davon durch einen guten Freund benachrichtigt. Derselbe stellt sich zu der Stunde ein und läuft seiner Auserkorenen in die Arme, von der entgegengesetzten Seite aus. In diesem Falle ist es ganz sicher, daß sich die beiden „kriegen". Besonders, wenn die Eltern des Mädchens oder des jungen Mannes die Verbindung nicht wünschen, dann heißt es: „Jetzt müssen sie sich haben! ‚Er' ist ‚ihr' in der Sylvesternacht erschienen!" Zum Schlusse dieser „Orakel" werden von den Hausbewohnern mit einem Fingerhute Sandhaufen auf eine Schiefertafel oder auf einen Tisch hingestellt. Wessen Häufchen am Neujahrsmorgen eingefallen ist, der stirbt. Der Schalk ist bei diesem „ernsten" Spiele selbst nicht müßig. Will man jemand erschrecken, so wird der Sandhaufen des Betreffenden umgeblasen Natürlich sucht man ihn in seiner Wehmut am nächsten Morgen dadurch zu trösten, daß man ihm verrät, was die Ursache des Einsturzes war. — Nach Beendigung des Abendgottesdienstes beginnt der Nachtwächter des Dorfes, der zugleich Hirte ist, seinen Umzug durch das Dorf, um jedem Hauswirt seine Glück- und Segenswünsche für das neue Jahr darzubringen. Er richtet sich so ein, daß er gegen zwölf Uhr damit fertig ist. Eine Schar junger Leute begleitet ihn, die sich ein Vergnügen daraus macht, dem „Wächter der Nacht" „tuten" zu helfen. Der Nachtwächter stellt ihnen mehrere lange Hörner zur Verfügung, die nur tiefdumpfe Töne von sich geben. Die jungen Leute bemühen sich, „aus voller Kehl' und frischer Brust" in ihre Hörner zu stoßen, sich über das weithin tönende „Gebrumme" freuend. Während sie auf dem Hausflur ihrer „Kunst" walten, tritt der Hirte und Wächter des Dorfes in die „gute Stube", mit den Zeichen seiner Würde: einem Horn, alten Säbel und seinem Hirtenstabe angethan, und sagt seinen „Neujahrsspruch" her. Dem Hausherrn wünscht er Glück im Hause, Glück zur Hantierung, vergißt auch den Viehstand nicht, „boamett 't good eeschleht", der Frau Zufriedenheit, im Hause gute Kinder, fleißiges Gesinde und daß der Flachs gut gedeihe „mahshoch". Er erhält 25 Pfennige und einen guten Schnaps, jedoch außerdem noch Liebesgaben: einen „Schweinefuß" („etwas vom dooba Schwian") oder einen Stollen („Krummhoahnka") oder Hülsenfrüchte. Zwei dienstbereite Leute tragen in Körben die Beute nach des Wächters Wohnung („namm Spitta"). Nachdem auch die Bläser einen Trunk bekommen haben, entfernt sich die Schar. — Ist der Abend von den jungen Leuten bis neun oder zehn Uhr so verbracht, dann geht es zum „Kruge", wo die aus der nächsten Stadt bestellte „Kapelle" oder die Dorfkapelle, oft nur aus einem Geiger, einem Bassisten und einem Triangelschläger bestehend, schon die Einleitungsstücke spielt oder in Ermangelung derselben ein Harmonikaspieler einen gefühlvollen Walzer begonnen hat. Die Leichtlebigkeit der Jugend fordert, daß man „utem ulla Joahr in't niggt danzt". Sobald die alte Wanduhr zur Jahreswende die zwölf Glockenschläge hat ertönen lassen, spielt die Musikkapelle einen Choral, meist: „Nun danket alle Gott", wobei augenblicklich Stille eintritt. Nachdem die ersten beiden Strophen unter Gesangbegleitung der jungen Leute vollendet sind, nimmt jeder Anwesende sein Glas Grog und nun erfolgt ein Stimmengeschwirr und Gläsergeklirr, wie es ärger nicht gedacht werden kann. Ist das Glückwünschen zu Ende, so beginnt die Kaffeepause. Nach derselben wird bis zum hellen Morgen getanzt.

In den Häusern, wo man ruhiger und ernster denkt, wird der Beginn des neuen Jahres zu Hause bei einem Glase Grog oder Punsch erwartet. Zur Mitternachtsstunde erklingt ein „Fröhlich Neujahr" und „Walt's Gott"; es wird ein Neujahrslied gesungen und danach begiebt man sich zu Bett. Vor dem Schlafengehen legt jedermann ein Gesangbuch unter sein Kopfkissen. Wacht man in der Nacht oder früh morgens auf, so legt man ein Zeichen in das Buch. Das aufgeschlagene Lied dient als Haupt- und Kernlied für den Finder im neuen Jahre. Am nächsten Morgen wünscht man allen Bekannten ein fröhliches Neujahr. Der Neujahrstag wird wie ein Festtag begangen und beschlossen.

Johanna in der Mark.

Im Krankenbett.

O kämest Du zu mir
Und trätest an mein Krankenbett,
Wo ich ruhlos liege
Und ihn nicht finden kann,
Den ersehnten Schlaf! —

Ein Blick von Dir
Beruhigte mein wildes Herz,
Deine liebe Hand
Drückte mich sanft
Zurück in die Kissen,
Und ein Wort aus Deinem Mund
Säng mich in Schlaf!
Und wenn Du Dich über mich neigtest
Und ich dürfte Dich küssen,
So wär's ein Gebet,
Inniger, frommer,
Tiefer als die Gebete waren,
Über denen
Ich als Kind entschlummerte.

Wilhelm von Scholz.

Bilder aus Rom.

Von **Ant. Andrea.**

I.

Das Gelübde.

Die Messe in der St. Josephkirche am Forum Romanum ist zu Ende; eine ungeheure Menschenmenge strömt dem Ausgang zu und verläuft sich draußen in den Straßen; nur zwei Frauengestalten bleiben noch vor dem Kruzifix in der Krypte knien. Wer hier betet, den drückt schwerer Kummer, denn der marmorne Heiland mit den blutigen Malen, den dicken, roten Tropfen und der Dornenkrone auf der gesenkten Stirn, an dem schwarzen Holzkreuz, gilt für den wunderthuenden Tröster und Helfer der Armen und Unglücklichen.

Die ältere der Frauen, eine blasse, ärmlich gekleidete Matrone, läßt hastig ihren Rosenkranz durch die Finger gleiten und flüstert dabei halblaut ihre Gebete; die jüngere, ein hübsches Mädchen von kaum achtzehn Jahren, hält das Meßbuch in den gefalteten Händen und hebt die dunklen, thränenfeuchten Augen empor zu dem Kruzifix.

Leise ist ein junger Mann durch die kleine Seitenthüre hinter ihnen eingetreten, der — nachdem er sich Stirn und Brust mit Weihwasser benetzt hat — in der halbdunkeln Ecke am Eingang stehen bleibt.

Die Frau macht eine Pause, schlaff läßt sie die Hände mit dem Rosenkranz auf der Altarsstufe ruhen. Plötzlich zuckt es entschlossen in ihrem sorgenvollen Antlitz, sie ergreift das junge Mädchen beim Arm und raunt ihr zu:

„Das Gelübde, Nina! Hast Du es gethan?“

Die großen Thränen rieseln dem hübschen Kinde über die bräunliche Wange; sie schüttelt den Kopf.

„Dann thue es, Nina! Thue es!“

„Ich — kann nicht, Mutter!“ schluchzt das Mädchen, und ihre feine Gestalt krümmt sich wie in heftigem Schmerz.

„Du mußt, mein Kind, Du mußt!“

„Hab' Erbarmen, Mutter! Du weißt nicht, wie ich den Aldo liebe —“

Der junge Mann in der Ecke tritt einen Schritt vor; Nina wendet den Kopf und ihr Auge begegnet dem seinigen, das in stummer Bitte auf ihr ruht.

„Laß Dich nicht irre machen!“ mahnt die Mutter strenge. „Thue es, mein Kind!“

„Morgen, Mutter! Heute — ist es mir unmöglich. Morgen!“ sträubt sich das Mädchen weinend.

„Nein, heute — auf der Stelle!“ drängt die Frau und ein fanatisches Feuer funkelt in ihren Augen. „Heute! oder der Fluch Deiner armen Eltern — —“

„Halt ein, Mutter!“ stöhnt das Mädchen außer sich, daß der junge Mann es hört und an ihre Seite tritt; aber die Frau streckt so drohend, so entschieden den Arm gegen ihn aus, daß er unwillkürlich zurückweicht.

„Mein Heiland!“ fleht dann die Frau in höchster Seelenqual zu dem Kruzifix: „Warum rührst Du nicht ihr Herz? O, eine Mutter opfert für ihre Kinder das letzte Krümchen Brot, den letzten Tropfen von ihrem Herzblut, aber nimmer wird es ihr vergolten! Sobald die junge Brut flügge wird, denkt sie nicht mehr daran und dem Kinde ist das erste beste Spielzeug heiliger als der Schmerz der Mutter.“

„Nein, nein!“ flüstert das Mädchen erschüttert. „Ich vergesse nicht, Mutter, was Du an mir gethan hast; ich opfere mein Herz Deinem und des Vaters Frieden!“

„Dann hebe Deine rechte Hand zu dem heiligen Kreuz und gelobe —“

„Ich gelobe, mein Jesus!“ fiel das Mädchen hastig ein, „von ihm zu lassen und sein Andenken aus meinem Herzen zu reißen —“ der Atem stockte ihr, aber mit einer gewaltigen Anstrengung vollendete sie, „wenn Du meinen Vater zurückführst in den Schoß seiner Familie, zu Pflicht und Ehre — Amen!“

„Amen, Amen!“ fügte die Mutter aus tiefer Brust hinzu; dann erhob sie sich und zog die Tochter liebevoll in ihre Arme: „Gott segne Dich, mein Kind!“

Willenlos ließ sich das Mädchen fortführen; an der Thüre trat ihnen der junge Mann in den Weg:

„Nina! per l'amor di Dio, ein Wort!“

Sie schüttelte den Kopf und hielt die Augen tief gesenkt, die Lippen krampfhaft geschlossen.

„Es ist zu Ende, Aldo!“ sagte die Mutter hart. „Nina hat ein Gelübde gethan. Ich werde Euch nie Sohn nennen“

„Das ist Wahnsinn!“ rief der junge Mann leidenschaftlich. „Habe ich gefehlt? Was könnt Ihr mir zum Vorwurf machen?“

Die beiden Frauen hörten ihn nicht mehr; schweigend hatten sie die Kirche verlassen und verschwanden in der zum Kapitol hinaufführenden Straße.

* * *

Die Fürstin Doria war von der Promenade heimgekehrt. Ein Diener zündete die Kandelaber in dem Vestibül an, und während die Zofe der Herrin beim Ablegen behilflich war, meldete er respektvoll:

„Der Rendant wartet im Vorzimmer, Eccellenza! Er läßt die gnädigste Fürstin wegen einer dringenden Angelegenheit um eine Unterredung bitten.“

Die Fürstin war trotz ihres Alters noch eine schöne Erscheinung; sie hielt sich gerade; ihre schneeweißen Locken umrahmten ein vornehm feines Gesicht, das in seiner gewohnten Ruhe zwar streng erschien, aber von einem gütigen, vertrauenerweckenden Augenpaar belebt wurde.

Bei ihrem Eintritt erhob sich von einem Sessel ein junger Mann, der sich voll Ehrfurcht verneigte.

„Nun, mein lieber Rendant,“ sagte die Dame liebenswürdig herablassend, „was bringen Sie?“

Sie winkte ihm, ihr in den „Salottino“ zu folgen, wo sich die Fürstin auf ein Polster niederließ und einen prüfenden Blick in die bleiche, abgespannte Miene ihres Rendanten warf.

„Ich bin gekommen, Eccellenza, die durchlauchtigste Fürstin um meine Entlassung zu bitten!“

„Was fällt Ihnen ein, Lupini!“ rief die Fürstin überrascht. „Es kann unmöglich Ihr Ernst sein! Sie wissen, daß Sie mir unentbehrlich sind und daß Sie mein unumschränktes Vertrauen besitzen.“

„Gnädigste Fürstin sind mir stets eine gütige, großmütige Herrin gewesen, allein —“

„Nun?“ unterbrach die Dame ihn streng. „Doch nicht etwa Domestikenklatsch, der Sie verstimmt hat, mein Lieber?“

„Nein, Fürstin!“ stammelte der junge Mann bedrückt. „Ich — habe den Entschluß gefaßt — als Freiwilliger mit nach Afrika zu ziehen.“

Der Fürstin entfiel ihr Spitzentaschentuch. „Sie scherzen, junger Mann!“

Der Rendant hob es auf und überreichte es der Dame mit einer ehrerbietigen Verbeugung. „Verzeihung, Durchlaucht! Es bricht mir fast das Herz, aber —“

„Ah, ich verstehe! Es ist Ihnen ein Unglück zugestoßen. Darf es Ihre Gönnerin nicht wissen?“

„Fürstin!“ rief der junge Mann, nach Fassung ringend. „Ich liebte ein Mädchen, dessen Verlust ich nie überwinden kann.“

„Setzen Sie sich!“ sagte die Fürstin mild. Und nach einer Pause: „Ist sie Ihnen untreu geworden?“

„Nein, Eccellenza!“

„Also gestorben?“ fragte die Fürstin mitleidig.

„Nein, Durchlaucht! Sie hat ein Gelübde gethan . . . O, man hat sie gezwungen! Ihre Eltern — ihr Beichtvater!“ rief der junge Mann in heftiger Erregung.

„Beruhigen Sie sich!“ mahnte die Fürstin sanft, und als Aldo das Gesicht in den Händen barg, fragte sie von neuem: „Wer ist das junge Mädchen?“

„Die Tochter Lorenzos, des ehemaligen Rendanten der gnädigsten Fürstin.“

„Ah!“ Die Fürstin erhob sich und ging einige Male auf dem weichen Teppich hin und her, daß die schweren Falten ihrer Robe rauschten. „Der Mann soll ja vollständig verkommen sein!“

„So war es bis vor kurzem mit ihm, Durchlaucht, und er bildete sich ein, daß ich, sein Nachfolger, ihn um Amt und Brot gebracht hätte. Um sich an mir zu rächen, wollte er die einst ihm sehr erwünschte Verlobung zwischen mir und seiner Tochter aufheben. Aber die Nina und ich hielten treu zusammen. Da steckte er sich hinter den Padre Angiolo, und dieser belehrte die armen Frauen, daß, wenn die Tochter vor dem Kruzifix gelobe, von mir zu lassen, der Heiland den Vater zur Einsicht bringen und auf die Bahn der Tugend lenken werde: Der Himmel verlange eben von der Nina, daß sie ihm opfere, was ihrem Herzen am teuersten ist! Sie hat es auch wirklich gethan, aber — wir werden beide daran zu Grunde gehen.“

„Und Lorenzo?“

„Der ist seit dem Gelübde wie umgewandelt; ein völlig bekehrter Mensch, aber freilich, mich haßt er, weil die Nina um meinetwillen ganz krank und traurig geworden ist.“

Die Fürstin legte die Hand gegen die Stirn; ein feines Lächeln zuckte verstohlen um ihre Lippen, als sie aber sprach, klang ihre Stimme tief ernst.

„Der Lorenzo ist im Irrtum gegen Sie! Ich mußte ihn entlassen, weil er untauglich geworden war. Es verging kein Tag, daß man ihn nicht betrunken fand. Ich habe ihn oft genug gewarnt, aber es half nichts mehr. Daß nun Sie sein Nachfolger wurden, war ein Zufall, daß ich mir jedoch keinen besseren Rendanten wünsche als Sie, junger Mann, ist Ihr Verdienst.“

„Dank! Dank, gnädigste Fürstin!“ rief Aldo bebend. „Ihre Güte macht mich kühn — O, Durchlaucht! wenn ich es wagen dürfte, Ihre Hilfe anzuflehen für zwei junge, unglückliche Herzen —“ Er stockte und wurde glühend rot.

„Wenn Durchlaucht den armen bethörten Frauen begreiflich machten, daß dies Gelübde unmöglich —“

„Halt, junger Mann!“ unterbrach die Fürstin ihn streng. Sie muten mir doch wohl nicht zu, daß ich das arme Mädchen bewegen soll, einen Schwur zu brechen, den sie vor dem Kruzifix gethan? Ah, mein Lieber, Lug und Trug nehmen leider nur zu sehr überhand auf Erden, und wenn die Menschen erst dem Himmel ihr Wort brechen, wem werden sie es denn überhaupt noch halten? — Alles andere!“ schloß die Dame freundlicher. „Ich bin bereit, Ihnen jeden Wunsch zu erfüllen, dessen Gewährung mir nicht als Sünde angerechnet werden kann.“

Aldo war sehr blaß geworden. Einen Augenblick verdüsterte eine böse Falte sein hübsches Gesicht, doch sie verzog sich leise, während die Fürstin sprach, und ein guter Gedanke klärte seine Stirn.

„Ja, Durchlaucht,“ sagte er weich, aber entschlossen. „Ich hätte wohl einen andern großen Wunsch — werden Sie nicht zürnen?“

„Sprechen Sie!“ sagte die Fürstin gütig.

„Der Lorenzo ist, wie ich schon bemerkte, Durchlaucht, ein anderer, besserer Mensch geworden; seit mehr als einem Monat betritt er keine Schenke mehr, rührt er keine Karte und keinen Würfel mehr an; den Branntwein hat er abgeschworen, und um seine Familie vor dem Hunger zu schützen, scheut er keine Arbeit, aber es ist ihm noch nicht gelungen, irgend eine seinen Kenntnissen angemessene Stellung zu finden. Ich weiß das alles ganz genau, denn seit dem Gelübde habe ich jeden seiner Schritte bewacht; hing doch mein Lebensglück von seiner Schande ab! Nun wohl, Durchlaucht! Er ist durchaus bekehrt, und ich muß mich bescheiden — daß ich aber in Frieden mein geliebtes Vaterland, meine Heimat, verlasse, dazu können nur Sie, Durchlaucht, mir verhelfen!“

„Ich würde mich freuen,“ murmelte die Fürstin mit feuchten Augen.

„Wollen Durchlaucht den Lorenzo gnädigst in sein früheres Amt einsetzen? — Ich möchte fast für ihn Bürgschaft leisten.“

„Für einen Feind?“ lächelte die Fürstin ergriffen.

„Für den Vater des Mädchens, welches ich ewig liebe!“ sagte der junge Mann einfach, und eine Thräne rollte ihm über die braune Wange.

Die Fürstin drückte ihr Taschentuch vor die Augen; dann trat sie durch die hohen Flügelthüren in das anstoßende Gemach. Nach wenigen Minuten kam sie mit einem eigenhändig verfaßten Schreiben zurück.

„Sie sind entlassen, Lupini!“ sagte sie bewegt. „Hier, der neue Kontrakt für Lorenzo! Wollen Sie selbst ihn ihm überbringen, zum Unterschreiben? — Damit er, der Sie jetzt haßt, Sie in Zukunft segne.“

„Gott lohne es Ihnen, gnädigste Fürstin!“ rief der junge Mann, indem er inbrünstig die Hand der edlen Frau an die Lippen führte.

„Aber machen Sie dem armen Kinde nicht das Herz schwer!“ lächelte die Fürstin ergriffen, „und vor allen Dingen rühren Sie nicht an dem Gelübde!“

„So wahr mir Gott helfe, Durchlaucht!“

Schon allein in ihrem Salottino stand die Fürstin noch eine Weile sinnend.

„Ich hätte meinen Einfluß beim heiligen Vater zum Besten der jungen Leute geltend machen können,“ murmelte sie, „es ist jedoch meine innerste Überzeugung, daß wir wenigstens dem Himmel unverbrüchlich Wort halten müssen, wenn anders er selbst uns nicht davon entbindet.“

* * *

Ein warmer, feiner Sprühregen macht die Straßen schlüpfrig; der Korso bildet zwei unabsehbar lange, gerade Lichterreihen, und zwischen diesen wimmelt es von Menschen und Wagen. Aus den beiden großen Kugeln vor dem Café Colonna strömt das weiße elektrische Licht und hüllt den weiten, schönen Platz mit der erhabenen Marcus Aurelius-Säule in künstlichen Mondschein. Unter der Kolonnade des Cafés sitzt die elegante Herrenwelt, debattierend über die neuesten Vorgänge im „Palais am Monte citorio,“*) wobei sie Cigaretten rauchen und Gefrorenes essen. Plötzlich verstummt das lebhafte Geplauder; die Herren horchen auf; ein paar Kellner eilen nach der auf dem Platze mündenden Straße. Ein wilder Tumult dringt von dort herüber und dazwischen Schreien und Rufen:

„La Guardia! la Guardia!“ (Der Schutzmann.)

„Zur Hilfe!“

„Mord!“

Die Fenster in der Nachbarschaft werden aufgerissen; aus den umliegenden Häusern und Straßen strömen Leute zusammen; der Lärm und das Gedränge wird immer größer.

Endlich haben die Schutzleute an der Piazza Colonna sich Bahn gebrochen und bringen vor bis zu einem obskuren Café am Eingang einer Gasse, hinter dem Monte citorio, wo ein halbes Dutzend Kerle wütend miteinander ringen.

Der Wirt der elenden Schenke steht auf der Schwelle und zetert; sie haben ihm Flaschen und Gläser zerschlagen, Stühle zerbrochen und die Fenster eingestoßen. Der Streit begann damit, daß die anderen einen unter ihnen beschuldigten, er spiele falsch; dieser leugnete und drohte, und schließlich kamen sie ins Handgemenge.

Inzwischen gelingt es den Schutzleuten, die Kerle auseinander zu bringen. Es ist keiner unter ihnen, der nicht blutete oder unverletzt geblieben wäre — sie haben die Messer gebraucht! Zwei von ihnen fahren von neuem wütend aufeinander los.

„Hund!“

„Falscher Spieler!“

Und von dem einen geschleudert, stürzt der andere so wuchtig auf das Straßenpflaster, daß die Umstehenden entsetzt aufkreischen. Ein Schutzmann nimmt den Sieger fest; ein anderer beugt sich über den am Boden Liegenden; das Blut quillt ihm aus Nase und Mund; er regt sich nicht mehr.

Auch der Wirt war hinzugeeilt.

„Wer ist der Mann?“ fragte ihn der Schutzmann.

Der andere zuckte die Achsel.

„Derjenige, den sie den Falschspieler nannten. Er zählte noch nicht lange zu meinen Gästen — im übrigen gebärdete er sich wie ein ‚Signore‘.“

*) Das Abgeordnetenhaus.

In diesem Augenblick ging eine Bewegung durch die Menge. Ein junger Mann drängte sich vor und schaute dem Menschen am Boden prüfend ins Gesicht.

„Ich kenne ihn!“ sagte er mit bebender Stimme zu dem Schutzmann: „Helfen Sie mir, ihn nach Hause zu schaffen! Ich werde eine Droschke holen.“ —

In einer dunklen, schmutzigen Gasse beim Campo de' fiori hielt der Wagen; während der junge Mann den Bewußtlosen im Arme hielt, sprang der Schutzmann heraus und pochte mit dem eisernen Klopfer an eine schmale, morsche Hausthüre.

Oben wurde eine Fenster geöffnet und eine weibliche Stimme fragte erschrocken:

„Was giebt es?“

„Wir bringen den Lorenzo!“

„Jesus Maria!“

Eine wankende Frau und ein junges Mädchen stürzten aus dem Hause: „Mein armer Lorenzo!“ — „Mein Vater!“

„Es muß sofort ein Arzt gerufen werden; ich werde gehen!“ sagte der junge Mann im Wagen.

„O Aldo, Aldo!“ schrie das Mädchen auf. „Was ist geschehen?“ Er antwortete nicht; schweigend half er Lorenzo ins Haus zu tragen, dann eilte er wieder hinaus. Kaum zehn Minuten später kam er mit dem Arzt zurück.

Aufmerksam untersuchte dieser den regungslosen Mann; als er sich umwandte, begegnete er dem angstvollen Blick der leise weinenden Frau. Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht.

„Gott tröste Euch, liebe Frau!“ sagte er. „Euer Mann ist tot!“

* * *

„Eccellenza!“ meldete der Kammerdiener der Fürstin Doria, „die jungen Leute sind eben vom Standesamt gekommen und bitten, der gnädigsten Fürstin aufwarten zu dürfen.“

„Gut!“ entgegnete die edle Frau freundlich. „Ich lasse den Herrn Rendanten und seine Braut bitten, in den Speisesaal einzutreten und mir bei einem Gabelfrühstück Gesellschaft leisten zu wollen.“

Sie selbst schritt lächelnd durch den eleganten Salon, wo sie sich befand, um ihre Schützlinge zu empfangen.

„Der Himmel hat doch immer Einsicht!“ murmelte sie; „man muß ihm nur freien Spielraum lassen. Diesmal hat er es für zweckmäßiger gehalten, zwei junge Herzen glücklich zu machen, als einen alten Sünder zu bekehren.“

Herbste Pein.

Wie viel das Leben trübe Stunden
Auch bringen mag,
Die gramvoll unser Herz verwunden
So manchen Tag —

Ist doch von allen Bitternissen
Die herbste Pein:
Ein Heißgeliebtes krank zu wissen
Und ferne sein.

In Angst, in schwerem, tiefem Bangen
Die Stunden flieh'n,
Und Herz und Seele voll Verlangen
Zu Dir mich zieh'n.

Mit weichem Arm wollt' ich Dich halten
An meiner Brust,
An Deinem Lager sorgend walten
In weher Lust.

Ich sänge Dich mit sanfter Weise
In Schlaf und Ruh'
Und küßte linde Dir und leise
Die Augen zu.

Doch nur die Hände kann ich heben
In tiefem Weh,
Und zittern, ob ich Dich, mein Leben,
Auch wiederseh'!

Von allen schweren Bitternissen
Die herbste Pein,
Das ist, sein Liebstes krank zu wissen
Und ferne sein.

E. Schneider.

Vermischte Anzeigen.

Harald. Ein Lied von der Liebe. Von Paul Hankel. (Berlin 1893, P. Ackermann.)

Es steckt viel echte Begabung in dem Büchlein. Es enthält einige Stellen, die an die glutvollen Schildereien Hamerlings gemahnen. Aber noch mehr bietet uns die kleine Dichtung unklare, ungeschaute Bilder. Auch die Verse sind oft schlecht, und die Form des Ganzen ist durch eine überschwängliche Phantasie zerbrochen, zerfahren. Alles dies sind Anzeichen begabter Unreife. Diese wird noch bestätigt durch die Gedanken, welche in dem Liede ausgesprochen sind. Sie sind gewiß in ehrlichem Ringen gefunden, aber sie tragen gleichsam noch die Spuren des Geisteskampfes an sich: den verzweiflungsvollen Eifer, den unduldsamen Haß. Ihnen fehlt noch die Ruhe, die Objektivität der Reife. Doch der sehr begabte Dichter wird sich gewiß bald zu ihr durchgerungen haben. Er ist ein ehrlich denkender und empfindender Mensch, vor dem man Achtung haben muß. Deshalb will ich auch seine in einem unartigen Tone geschriebene Vorrede lediglich seiner geistigen Unfertigkeit zu gute halten; über die schwülstig vorgetragenen Kunstanschauungen und über das Geniegigerltum des jungen Dichters wird jeder ruhig Denkende lächeln. — Glück auf also! **B. v. K.**

Neue Novellen von Alfred Friedmann. (Mannheim, Bensheimer)

Von den Ammen zweier Freundinnen fängt die Geschichte an, und sie endet mit einer dreifachen Heirat. Dazwischen ist von wirklichem Bankerott und einem geträumten Mordversuch die Rede. „Mädchenfreundschaft" heißt das Ganze. Gar thöricht ist das Motiv von dem Testament eines achtzehnjährigen Mädchens, das ihrer Freundin alles vermacht, was sie einmal erben soll, und darunter schreibt: „Niemand trägt die Schuld an meinem Tode, ich sterbe freiwillig!" In Gedanken mordet nun die im Testament Bedachte ihre Freundin. Im Leben aber wird alles wunderschön: man wird sogar noch inniger befreundet. Ein häßlicher Zug nach Geld und Gelderwerb geht durch die Novelle. Die Charaktere sind arg verzeichnet. Die Komposition ist breit und schwach. Der Stil treibt sonderbare Blüten. Hier eine von tausend: „Draußen jeder Zoll Aussicht eine Thräne oder jede Himmelsthräne einen Zoll groß." So beschreibt ein deutscher Feuilletondichter einen Regen. Anerkannt soll werden, daß auch ein besserer Geschmack bei manchen Schilderungen hervortritt. — Die zweite Novelle „Liebe und Pflicht" spielt in österreichischen Adelskreisen. Sie zeigt völlige Unkenntnis der Personen und der Verhältnisse. Auch technisch und stilistisch ist diese Novelle tief unter der ersten stehend. Es ist eine fade und verlogene Feuilletonerzählung. Zur Charakteristik des Novellisten und seines Publikums sei eine Stelle angeführt: „Hannas Gesicht war das süßeste Oval, das sich denken läßt, die Augen füllten es wohl zum vierten Teil aus (!), so groß waren sie, und ihr Feuer, ihre Beweglichkeit ließ sie noch (!) größer erscheinen. Ihr Mund war ein Wunder, kein ganz kleines (!), aber ein unsäglich sinnliches und begehrliches Wunder (!). Auch die Nase (!) bestach nicht nur durch jene schelmische Niedlichkeit, wie sie für Kammerzofen unentbehrlich (!) gehalten wird. Es war eine stolze, edle Nase, die auf Geist zu schließen erlaubte (?). Hannas Gestalt aber war die einer Königin. Ihre Taille konnte der Fürst — wenn er es versucht hätte — mit zwei Händen umfassen, ihre Hand, ihren Fuß ganz gut mit einer Hand umschließen und unsichtbar machen. Ihre Büste zeigte die feinsten, zartesten Konturen und es war etwas von unbeschreiblicher Unberührtheit." Mit diesem Steckbrief seiner Heldin hat sich Herr Alfred Friedmann eine selbstverräterische Charakteristik als Schriftsteller geleistet, die ein weiteres Eingehen auf ihn nutzlos erscheinen läßt. **Fr. K.**

Villa Möhl und mehr. Von Gustav und Ina von Buchwald. (Verlag von E. Lupelow, Strelitz i. M.)

Die erste Geschichte dieses Bandes, welche dem Anscheine nach aus der Feder des weiblichen Mitverfassers geflossen ist, giebt sich zwar im Stile und in der Form dilettantenhaft, doch verrät sie im Inhalte ein hübsches, frisches Erzählertalent. Ich empfehle der vermutlichen Verfasserin mehr Sorgfalt bei der Arbeit und gebe ihr den Rat, sich in Jugendschriften zu versuchen. Wenn die Anzeichen nicht trügen, dann verfügt sie über eine hübsche Begabung für Kindergeschichten. Die übrigen Erzählungen sind viel besser im Stile, aber oft etwas schablonenhaft in der Erfindung und Darstellung. Ihr vermutlicher Verfasser Gustav v. B. besitzt Witz und reiches geschichtliches Wissen, so daß man die Fehler leichter vergiebt. **B. v. K.**

Der Bauerngraf. Humoristischer Roman von Ernst Remin. (Mannheim, Bensheimer.)

In doppelter Beziehung berührt dieses Werk außerordentlich frisch und angenehm. Einmal, weil eine kraftvolle Individualität dahinter steht, der es ernst damit ist, die Schablone zu vermeiden und eigene Wege zu gehen. Dann aber auch, weil der Verfasser viel fröhlichen Humor besitzt und auf märkischer Erde ein Weltbild entwirft, das unwiderstehlich zur Heiterkeit fortreißt. Zahlreiche Züge sind scharf beobachtet, und wenn ein griesgrämiger Beurteiler auch nachweisen wird, daß sich unter den charakteristischen Einzelheiten manche befinden, die in solcher Komik sich unmöglich im Leben vorfinden, so trübt dies doch das Gesamturteil in keiner Hinsicht. Darstellung und Stimmung sind so vortrefflich, so fröhlich, daß man gern einige Übertreibungen hinnimmt. Was auch nicht wenig zu Gunsten des Verfassers spricht, das ist seine Kenntnis der märkischen Adelskreise, in denen er den Roman spielen läßt. Nur hie und da ist etwas zu viel Romantik neben zu realistischer Gewöhnlichkeit verwendet. Sehr glücklich ist Ernst Remin als Darsteller desjenigen kindlichen Alters, das der ersten

Auflage der Flegeljahre voranzugehen pflegt. Im ganzen: der Roman ist ein frisches, angenehm zu lesendes Buch, ohne große litterarische Ansprüche, aber gesund und tüchtig im Kern, und ein fröhlicher Plauderer nicht nur für müßige, sondern auch für denkende, von ernster Arbeit ermattete Leser. Fr. K.

Burkhard Keller. Ein Lied aus alter Zeit von Susanne Rapp. (Straßburg 1893, G. Fischbach.)

Dieses in einem poetischen Telegrammstile abgefaßte Lied:

Im tefen Walde,
ein einsam Weg;
ein Bild, ein Kreuz –
„Burkhard Keller . . .“

verrät hin und wieder dichterisches Empfinden und ist äußerlich ganz allerliebst ausgestattet. Aber nervöse Leute seien hiermit vor dem Hackebrett-Rhythmus, der dieses Lied durchklappert, gewarnt! B. v. K.

Vater Adrian und andere Geschichten von Paul Lindau. (Breslau, Schles. Verl.-Anst.)

Schriftstellerisch sind die drei kleinen Geschichten ziemlich gewandt, wenn auch ihr Verfasser die Technik, die ihm früher so viel Anerkennung brachte, keineswegs fortgebildet hat. Wir sind heutzutage an mehr „Können“ gewöhnt, als Paul Lindau noch zur Verfügung hat, oder richtiger gesagt, jemals hatte. Der „Vater Adrian“, der Held der ersten Geschichte, ist nach französischen Vorbildern gewandt charakterisiert. Allerdings dürfte ein Mensch, wie der von Lindau geschilderte, leichter in der papierenen Wirklichkeit eines Feuilletons als in der zwar schlichteren, aber unbarmherzigeren dreidimensionalen Welt vorkommen. Die zweite Geschichte, „Was der Schusterfriedel auf dem Sterbebette beichtete“, ist eine Dutzend-Kriminalgeschichte. Auch diese Art von Novellistik ist undeutsch, aber echt Lindauisch. Endlich die dritte Geschichte „Schlag Neun“, mit ihrer Schauerromantik — Fortleben eines Selbstmörders — ist anglo-amerikanischen Ursprungs, übrigens schon viel besser erzählt und ein neuer Beweis, wie nützlich für den deutschen Schriftsteller die Kenntnis fremder Sprachen ist. Fr. K.

Vermischtes.

Das Salamanderreiben. Die Sprache unserer Studenten hat schon lange in ihren Bezeichnungen manchen Zweifel über die Entstehung einzelner Worte aufkommen lassen. So streiten noch heute wohl manche über den Ausdruck „Salamander“ und seine Ableitung. Daß unter den Kröten ein Salamander lebt, dürfte allgemein bekannt sein. Als nun kürzlich von einem Blatte die Frage aufgeworfen ward, welches das geriebenste Tier sei, und hierauf die Antwort „Salamander“ erfolgte, versuchte man das Wort aus dem Persischen von Samand, der Feuergeist, auch aus dem Gotischen und Griechischen abzuleiten. Diejenigen aber welche es auf den semitischen oder hebräischen Ursprung zurückleiten wollten, kommen offenbar der Wahrheit am nächsten. Die Sitte des Salamanderreibens verbreitete sich zu Anfang der vierziger Jahre über die deutschen Hochschulen, und mag immerhin einen gewissen Zusammenhang mit dem Könige von Juda, dem reichen Salomo haben, wenngleich bei der Entstehung der studentischen Sitte des Salamanderreibens an ihn am wenigsten gedacht wurde. In Bonn lebte vielmehr nach 1812 ein Universitätsrichter von Salomon, der vermöge seiner Erkenntnisse und Urteile häufiger mit den Musensöhnen in Meinungsverschiedenheit sich befand, so wenn er wünschte, daß sie die Körbe ihrer Paradeschläger nicht mit den Farben ihrer Verbindungen, sondern mit orangefarbigem Bombaschin schmücken sollten. Der Salomon wurde dann zum Salamander, und seine Gemahlin zur Salamandrine; wenn dann aber die Herren Studiosen abends am Kneiptisch saßen, wurden die Sentenzen des weisen Richters verrieben. Übrigens wollen wir uns auf diese Erklärung nicht steifen. Th.

Gottesurteil in Afghanistan. Um die Thäter eines Diebstahls zu entdecken, haben die Afghanistaner eine besondere Art von Orakel. Der Verdächtige wird an einer Stange in einen Brunnen hinabgelassen; in dem Augenblick, wo er das Wasser berührt, schießt ein Bogenschütze einen Pfeil ab, dem ein junger Mann im schnellsten Laufe nacheilt. Kommt der Angeklagte früher aus dem Brunnen heraus, als der Läufer den Pfeil wieder hat, so wird die Unschuld des Geprüften anerkannt. Th.

Briefkasten.

B. S. in X. Die Frage läßt sich nicht beantworten. Jeder, der einen solchen Vertrag unterschreibt, muß sich die Folgen gefallen lassen. Da ist nichts zu ändern. — Unbekannte aus Madrid. 1) 10 Mk. 2) Berlin W., Hohenzollernstr. 12. 3) Mit den Augen geht's erträglich. Herzl. Dank und Gruß. — Herrn P. G. in Halle. Nicht unbegabt, aber Ausdruck noch ungelenk. — Herrn Lehrer Sch. in St. Noch nicht genug Eigenart. — Frl. B. v. d. G. in Br. Außer den genannten Anstalten sind mir keine bekannt geworden. Zur Aufnahme wird, so viel ich erfahren konnte, eine Einzahlung von 500 Mk. gefordert. — Frhr. v. R. in M. Sie scheinen für das heitere Lied begabt; sonst stört noch jugendliche Empfindsamkeit. Sie können wieder einmal 3–4 Gedichte senden. — Frl. Hella K. in Br. Leider unverwendbar. — Frl. Olga S. in St. Alles nur Widerhall gelesener Gedichte. — Frl. H. L. S. Nur Kunstspielerei; wenn auch gut gemeint. Aber mit guter Meinung ist nur der Weg zum Papierkorb gepflastert. — Herrn Paul Sch. in H. Mehr gedacht, als gedichtet. — Herrn stud. O. S. in D. Leider noch zu unfertig. — Herrn Dr. U. Kl. in E. „Frieden“ angenommen. Besten Gruß. — Frl. J. S. in R. Das will ich Ihnen sagen: Sehr oft haben Männlein und Weiblein — vor allem Weiblein — mich geradezu zu Witzen zwingen wollen. Als wäre ich ein abgerichteter Pudel, der auf Befehl Männchen macht. Und darum bin ich vorläufig im Briefkasten ganz ohne Witz und tiefere Bedeutung. Hoffentlich genügt Ihnen die Erklärung. — H. H. in Str. „Auf dem Meer“ hat Stimmung, aber das zweite Versgebinde wirkt unschön durch die letzte Zeile. —

Inhalt der No. 14.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).



Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 15.

Weidmannsheil.

Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

Erika blieb vor ihm stehen und blickte auf ihn nieder. Seine überreizte Stimmung war ihr unverständlich, doch flößte sie ihr Mitgefühl ein, da sie sich selber als den Hauptgrund derselben kannte.

Endlich schaute er auf. „Erika, bitte sagen Sie mir nur das eine — nicht wahr, Sie sind sich dessen bewußt — Sie ließen sich von Roderich den Hof machen?"

Ein finsterer Ernst zog die glatte Mädchenstirn in Falten. „Ich verbitte mir derartige Fragen! Das Andenken des Toten, Gemordeten wenigstens sollte Ihnen heilig sein!" Sie wollte sich fortwenden, doch er ergriff ihre Hand mit fieberheißem Druck und hielt sie fest wie in einem Schraubstock.

„Zürnen Sie mir nicht, Erika! Ich flehe Sie an, beantworten Sie meine Frage! Liebten Sie Roderich? O, es hängt mehr als Sie ahnen können von Ihrer Antwort für mich ab!"

„Das müßte wahr sein," erwiderte sie kalt, „denn ich kann nicht ahnen, was an meiner Antwort für Sie von Interesse wäre! Geschmacklos bleibt Ihre Frage unter allen Verhältnissen und thöricht obenein!"

„Das mag sein! Ich beuge mich Ihrer vollsten Verurteilung — nur bitte — sagen Sie mir die Wahrheit!"

Sie wandte sich mit einer ungeduldigen Bewegung von ihm fort. „Kein Wort mehr spreche ich über diese Sache! Mir ist sie traurig und wehmütig, und überhaupt habe ich genug von Ihren sinnlosen Fragen und Ihrer widerwärtigen Laune! Mein Theewasser kocht, und unser Besuch wundert sich gewiß schon längst, auch mit Recht, über die ungastliche Aufnahme, die ihm widerfährt."

Als sie das Wohnzimmer betrat, schlug Rudolf die Augen auf und musterte sie mit einem festen, forschenden Blick. „Blattschuß?" dachte er. Sein scharfes Ohr hatte den Stimmenklang des Wechselgesprächs im Nebenzimmer erfaßt, ohne den Wortlaut verstanden zu haben. Stefan Gorbschewski mißfiel ihm, und er fühlte einen Unmut. Doch verschwand derselbe bald wieder, als Erika ihm dann gegenüber saß, sich der Unterhaltung bemächtigte und sie in fröhlicher Lebendigkeit weiter führte, so daß ihm war, als lauschte er dem geschwätzigen Murmeln des Wiesenquells. Stefan ruhte in einem entfernten Winkel in lässiger Stellung hingegossen und schien in denkbar schlechtester Laune zu sein. Dies beruhigte Wildenhoff.

Der Abend war vorgerückt, als er sich verabschiedete. „Warten Sie bitte einen Moment," sagte Stefan, „ich habe meinen Schlitten schon bestellt und fahre Sie, wenn Sie gestatten, bis an Ihr Haus!"

Er sagte es in zuvorkommendem Tone, denn er wurde sich doch endlich seines absonderlichen Benehmens dem Fremden gegenüber bewußt. Nach einigen Ablehnungsversuchen nahm Rudolf das Anerbieten wenigstens bis zum Kreuzwege an, wo ihre Pfade sich trennten, und für Stefan kein Umweg daraus entstand.

In raschem Trabe fuhren sie zusammen durch die Winternacht dahin. Es war kein Mondschein, doch Schnee und Sternenlicht verbreiteten genügende Helle. Die Unterhaltung war gleichgültig, höflich, und die Schellen klangen lustig dazwischen. Plötzlich wurden die Pferde unruhig, als hätte ihres Lenkers Hand gezuckt, scheu mit gespitzten Ohren blickten sie nach dem schwarzen Kreuz, das sich erschreckend groß von dem hellen Grund abhob. Auch Rudolf schaute hin. Er wollte eine Bemerkung machen, doch Stefan sprach so hastig und lebhaft, daß ihm das Wort abgeschnitten wurde. Sie fuhren weiter. „So — bis an jenen Kreuzweg noch, Herr von Gorbschewski, dann werde ich mit vielem Dank das Weite suchen!" erklärte Rudolf.

„Muß es dort gerade sein?“ fragte der andere und etwas wie unterdrücktes Grauen klang aus seinem Ton.

„Ja, wenn ich bitten darf!“ Der Schlitten hielt, Rudolf sprang heraus, Jaqui hinter ihm drein. „Nun besten Dank — und Weidmannsheil!“

Rudolf fühlte ein Beben in der Hand, die sein Begleiter ihm gereicht, und keine Antwort ward ihm auf seinen Gruß. Er wußte nicht, das gerade dieses Wort ihn wie ein Dolchstich traf. Dann aber ermannte sich Stefan. „Gute Nacht, Herr Oberförster!“ sagte er mit einiger Anstrengung, und bald trennte das Waldesdickicht die beiden voneinander.

Viertes Kapitel.

Oculi, da kommen sie.

Durch den Hochwald zog brausend der Frühlingssturm. Das Eis auf dem See war längst geschmolzen, und die leicht bewegte Flut spiegelte in sonnigem Blau den Himmel wider. Die Wandervögel zogen daher in langer zackiger Kette, wilde Schwäne fielen ein auf dem See, um in dem auffprießenden Röhricht zu nisten und über dem Erlengesträuch, das sich auf sumpfigem Grund vom Rande des Sees weit in den Wald hinein erstreckte, ertönte abends der quarrende Liebeslaut der ersten Langschnäbler. „Tire haut!“ — Die Schnepfe zieht! Jägerlust und Waldespoesie waren vom Winterschlaf erwacht: Die Schnepfe zog.

Zwischen dem braunen Winterlaub sproſſen blaue Leberblümchen auf. Erika streifte durch den Wald und suchte danach. Sie lauschte dem Lenzgesang der Vögel und schaute den Schwänen nach, deren schneeiges Gefieder auf dem blauen Wasser glänzte.

Das Herz wurde ihr schwer bei dem Anblick. Es hatte noch nicht Wurzel geschlagen in der neuen Heimat; denn dies war erst der zweite Frühling, den sie darin verlebte, und die alte, die sonnige mit ihrem Heideduft konnte sie noch lange nicht vergessen. Auch dort waren über einen See mit sumpfigen Schilfrändern die wilden Schwäne hingezogen. Die Erinnerung brannte ihr im Herzen. Sie setzte sich auf einen bemoosten Stein am Seeufer und schaute hin über das Wasser und grübelte und träumte.

Ein Schatten huschte über den grün aufkeimenden Rasen vor ihr; ein Hühnerhund, die Nase am Boden, lief suchend hin und her und sprang dann mit freudigem Laut auf Erika zu.

„Jaqui!“ rief sie erfreut, aus ihrem Sinnen auffahrend. „Gehst Du auf den Schnepfenstrich oder wo kommst Du her? Hast Du mich endlich einmal wieder aufgesucht, nachdem Du Dich so lange nicht um mich gekümmert?“ Sie nahm seinen glänzend schwarzen Kopf in beide Hände und blickte ihm lächelnd in die klugen, ausdrucksvollen Augen. „Du gefällst mir unbeschreiblich, Jaqui! Sollte das Sprichwort zutreffend sein: ‘Aimes-moi, aimes mon chien?‘ Das wäre doch eigentlich zu viel des Guten für Deinen Herrn!“ Sie nahm ein paar lange, mit Maienkätzchen behangene Haselzweige und schlang sie zu einem Kränzchen um den Hals des Hundes, der mit würdiger Duldermiene diese lästige Ausschmückung über sich ergehen ließ. Plötzlich schrak er auf wie elektrisiert. Ein Pfiff war das, dem mußte er folgen, ob auch die Hölle sich ihm in den Weg stellte. Unaufhaltsam riß er sich los aus den Händen des Mädchens und stürmte dahin wie ein abgeschossener Pfeil, den Frühlingskranz als Beute mit sich hinwegtragend. Belustigt sah sie ihm nach und freute sich in dem Gedanken, was wohl noch weiter daraus folgen könnte. Es folgte bald.

„Guten Abend, mein gnädiges Fräulein! Es ist doch nicht übel, einen fährtensicheren Hund zu haben, wenn man auf den Schnepfenstrich geht!“ Der Oberförster stand vor ihr, den Hut in der Hand. Er war seit jenem ersten Besuch ein häufiger Gast im Jagdschloß gewesen, und Erika war froher darüber als sie sich selber eingestehen mochte.

„Bitte keine Schonung, sprechen Sie es rücksichtslos aus,“ erwiderte sie, „es war auch nicht übel, daß ich dem fährtensicheren Hund mein maigrünes Erkennungszeichen mitgab, sonst hätten Sie mich hier weder gesucht noch gefunden auf Ihrem Schnepfenstrich!“

„Nein! Ich danke Ihnen, daß Sie es thaten! Es war lieb und gütig von Ihnen, fast so freundlich wie das erste ‚Weidmannsheil‘, das Sie dem Fremden zuriefen! Wenn Sie auch die Menschen zwischenein zuweilen wie ein Sprühteufelchen an Mutwillen schlecht behandeln, solche Momente lassen hinreichend Ihre wirkliche Herzensbeschaffenheit erkennen!“

„Wenn Sie sich nur nicht täuschen!“ gab Erika zurück. „Sie sind ein gewaltiger Jägersmann, Herr von Wildenhoff, und erkennen an der Fährte bei Mitternacht, ob der Hirsch vier oder sechs Backenzähne hat — davon bin ich ja überzeugt! Aber Ihre Menschenkenntnis steht nicht ganz auf derselben Höhe!“

„Woher glauben Sie das?“ fragte er trocken und belustigt über die Backenzähne, mit welchen der Hirsch bedacht wurde.

Sie schaute zu ihm auf. Wie Feuerfunken blitzte es aus den schwarzen Augen. „Ich habe keinen Schimmer von Grund dafür, die reine Einbildung! So unlogisch wie möglich! Doch hoffe ich, Sie werden nicht so ungalant sein, mir zu widersprechen!“

„Bewahre! Schönen, klugen Mädchen gegenüber darf ein Mann niemals streiten und rechten, selbst nicht einmal über die Backenzähne des Hirsches! Er muß sie zwingen, ihm zu glauben und ihn anzuerkennen.“ Bei diesen Worten streckte sich Rudolf behaglich zu ihren Füßen auf den weichen Waldboden hin, stützte den Kopf in die Hand und schaute zu ihr auf.

„Sie haben traurigen Gedanken nachgegrübelt, Fräulein Erika?“ begann er halb fragend im Tone. „Jetzt freilich lachten Sie! Wahrscheinlich in der Erwartung, ob Jaqui zurückkehren würde und seinen Herrn mit sich führen oder nicht. Aber das Lachen war nur ein Sonnenblitz zwischen feuchten Wolken!“ Erika sah ärgerlich aus. Nur ungern mochte sie einräumen, daß er in ihren Zügen richtig gelesen, den

Beweis für seine Menschenkenntnis mithin bereits geliefert hatte.

„Ich lege keinen Wert darauf, mit so scharfsichtigen Leuten zu verkehren!“ sagte sie, „denn ich selber bin thöricht und mag nicht, wenn man es mich fühlen läßt.“

Rudolf sah sie an mit seinem tiefen, ruhigen Blick und lachte behaglich. Auf schlagfertige Wortgefechte verstand dieser Sohn des Waldes sich nicht sonderlich, doch gefielen ihre Antworten ihm ausnehmend.

„Meine Scharfsichtigkeit dürfte Sie schwerlich einschüchtern, gnädiges Fräulein. Es ist das weder Zweck noch Absicht. Vielmehr wüßte ich gern, was an einem Frühlingstag wie der heutige, Ihren Sinn hat trüben können! Sagen Sie es mir! Wie ich gehört habe, soll es jungen Mädchen das Herz erleichtern, sich auszusprechen, wenn sie Kummer haben! Das Schmalreh wird auch vertraut und nimmt Äsung aus der Hand, wenn man ihm gut zuredet!“

Ein Lächeln ging rasch und erhellend über ihr Gesicht. Dann aber wurde sie ernst und in ihren Augen zeigte sich ein schwermütiger Ausdruck, der ihren Glanz in sammetweichen Schimmer verwandelte.

„Die wilden Schwäne haben mir den Sinn getrübt,“ sagte sie leise.

„Wieso, Fräulein Erika? Erzählen Sie mir was die Schwäne Ihnen zuleid gethan haben!“

„Sie haben mir von Heimat und Kindheit gesprochen — und das macht mich traurig!“ erwiderte sie.

„So erzählen Sie mir davon!“ bat er wieder.

„Meine Heimat war das Heidehaus!“ begann sie mit einem Seufzer. „Das Heidehaus mit dem Flieberplatz vor der Thür! Ach, Sie können nicht denken, wie schön das war! Die rote Heide und die summenden Bienen und der Lerchenschlag! Ein See lag mitten darin, mit Schilf und Binsen eingefaßt, darauf fielen die wilden Schwäne ein! Ich sah sie kommen und fortziehen jeden Frühling und Winter! Ich bin ein rechtes Heidekind, mit Leib und Seele! Meine Eltern waren lange tot, ich lebte bei meinem Bruder mit einer alten Tante! Das heißt, sie war gar nicht meine Tante, sie that nur so! Sie meinte es gewiß gut, aber ich machte mir nicht viel daraus, ich mochte nur mit meinem Bruder sein!“

„Er war viel älter als Sie?“ schaltete Rudolf fragend ein.

„Ja, natürlich viel älter, aber unverheiratet. Er lebte nur für mich! Engelsgut war er zu mir!“

„Sie verloren ihn?“ fragte er leise.

„Ja, der See hat ihn mir geraubt! Er wollte Schwäne schießen — und der Kahn schlug um! O, es war furchtbar! Zu furchtbar, als daß ich davon sprechen könnte! Mein ganzes Leben war vernichtet! Ich hatte ihn so lieb gehabt — und nun!“ Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen, lange Zeit. Dann blickte sie kummervoll wieder auf. „Ein paar Schwanenfedern lagen am Seeufer, die hab ich behalten zur schmerzlichen Erinnerung! Kennen Sie Andersens Märchen von den elf Königssöhnen, die als Schwäne davon flogen übers Meer — und als ihr Schwesterlein sie suchte, fand sie nur am Strande elf weiße Schwanenfedern und auf jeder schimmerte ein feuchter Tropfen?! Sie wußte nicht, war es der salzige Tau des Meeres oder waren die Thränen ihrer Brüder darauf gefallen!“ Auf dem dunklen Sammetgrund ihrer Augen schimmerten jetzt auch perlengleiche Tropfen.

Der Jäger seufzte unwillkürlich. „So Schweres haben Sie erlebt und sich doch ein so freundliches, mitleidiges Herz bewahrt! Viel zu gut für diese arge Welt!“

„O, wie können Sie das sagen,“ wehrte Erika ab. „Sollte mein Herz sich verhärten gegen die Not anderer, weil ich selber gelitten? Unmöglich!“

„Dabei fällt mir ein,“ sagte Rudolf, sich lebhaft aufrichtend, „der schwarze Kaspar ist freigesprochen und hat seinen Bau in der Waldhütte wieder befahren. Der Wechsel dorthin wird nun für Sie also ein Ende haben, gnädiges Fräulein!“

Auf ihrem Antlitz lag wieder voller Sonnenschein. „Weshalb meinen Sie? Ich vermag das ganz und gar nicht einzusehen! Im Gegenteil! Ich war gestern schon dort und habe mit Kaspar gesprochen.“

Der Oberförster sprang heftig vom Boden auf. „Aber dabei hört doch alles auf! Das dulde ich nicht länger! Glauben Sie mir — ich weiß noch nicht wie — aber auf irgend eine Weise mache ich dem Unfug ein Ende.“

„Nun, darauf wäre ich doch neugierig!“ erwiderte sie gelassen. „Wetten, daß Ihnen das nicht gelingt? Ehe Sie sich's versehen, bin ich wieder da! Und weshalb sollte ich nicht? Warum soll ich mit dem Kaspar nicht sprechen? Ich habe seine Frau für ihn beten gelehrt, wie er im Gefängnis saß! Sie wollte erst nicht, aber endlich gelang es mir doch! Und das sagte ich ihm nun und ermahnte ihn auch, Gott zu danken, daß er aus dem Gefängnis befreit wäre, und nicht mehr zu trinken und für seine Kinder zu sorgen und seine Frau nicht mehr zu schlagen. Er lachte natürlich! Aber es war doch kein schlimmes Lachen. Vielleicht ist er gar nicht so böse wie er aussieht. Allerdings sieht er gräßlich aus, wissen Sie, ich könnte mich vor ihm fürchten! Vorigen Sonntag, ehe er zurück war, haben wir das kleine Kind getauft, in der Kirche. Der Herr Oberförster waren natürlich wieder einmal nicht da! Ich mußte es über die Taufe halten, nach mir wurde es genannt, Erika! Das ist nun weniger mein Geschmack. Erika Kaspar!“ Sie lachte.

Rudolf hatte ihr zugehört, mit aufmerksamem Blick vor ihr stehend, beide Hände an den Lauf seiner Flinte gelegt.

„O, Sie Kind!“ sagte er dann. „Gehen Sie nur, wohin Sie wollen, es kann Ihnen nichts Böses begegnen, das sehe ich ein! Die Engel Gottes halten ihre Flügel über Ihnen!“

„Das freut mich, daß Sie es einsehen!“ erwiderte sie mit Nachdruck. „Ich muß sagen, Kaspar war sogar ganz nett auf seine Art. Ich brachte ihm einen warmen Rock mit, den ich Stefan abgeschwatzt! O Himmel, wenn der wüßte, wohin sein Rock gewandert. Wenn von Kaspar und dem Mord die Rede ist, macht er ohnehin schon immer ein Gesicht,

als wenn er Leibschmerzen bekäme. Ach wie unpassend! Das hätte ich doch nicht sagen dürfen! Aber sehen Sie, die Leute werden mir doch nichts zuleide thun, wenn ich ihnen gute Sachen schenke?"

„Nein, sicher nicht! Ich sehe, Sie schenken am liebsten alles fort, was Sie haben, selbst das, was andern Leuten gehört! Auch mein Hab und Gut stelle ich Ihnen zur Verfügung."

„O, das ist herrlich, danke tausendmal!" rief sie, in die Hände klatschend. „Nächstens einmal werde ich Sie beim Wort nehmen! Ja, Sie haben recht, am liebsten schenke ich alles fort, was ich habe!"

„Das dürfen Sie auch!" entgegnete er, „nur nicht sich selber aus Mitleid, Fräulein Erika, das ist das einzige, wovor ich Sie warne!"

„Mich selber —" wiederholte sie erstaunt. „Wie kommen Sie darauf?"

„Ich komme gar nicht darauf, ich warne Sie nur! Die Anknüpfung lag in Ihren Worten! Aus Mitleid alles verschenken, und ich sagte: nur nicht sich selber!"

Erika stand auf. „Welche Idee, das thut doch kein Mensch! Aber ich höre das Abendläuten vom Dorf her und muß eilen, daß ich nach Hause komme!"

„Ja, auch ich muß gehen! Zur Schnepfenjagd," sagte er, „eine Verabredung mit Ihrem Günstling Gordschewski. Ich muß mich rechtzeitig zum Stelldichein finden."

„Stefan zur Schnepfenjagd?" lachte sie übermütig. „Das ist ja vorzüglich! Da wünsche ich viel Glück."

Sie wollte fort, doch er vertrat ihr den Weg.

„Soll man einem Jäger Glück wünschen, Fräulein Erika? Bitte, wie sagt man? Sprechen Sie's richtig aus, sonst läßt mich heute das Glück im Stich."

„Lassen Sie mich, ich weiß nicht, wie ich sagen soll!" Er erfaßte ihre Hand.

„Doch, Sie wissen es ganz genau. Nun sagen Sie es mir! Eher kommen Sie nicht fort!"

„Weidmannsheil!" rief sie lachend, und frei ward die gefesselte Hand.

Rudolf blieb stehen und sah ihr nach, wie die elastische Gestalt leichtfüßig am Ufer hineilte und zwischen den Weiden verschwand. Es war ihm, als zöge sie sein Herz mit sich fort, so brennend heiß war das Sehnen, das ihr folgte! Endlich wandte er sich um und schritt waldeinwärts, am Saume des Erlenmoores entlang.

Die Sonne war untergegangen. Auf dem rötlichen Himmel zeichneten die braunknospenden Zweige ein feines, dunkles Geäder. Der Vogelsang verhallte; von dem sumpfigen Frühjahrsgewässer her erscholl eintöniger Gesang der Frösche und heiser der Schrei des Käuzleins aus dem Tannendunkel.

Des Lenzes Pulsschlag regt sich im Walde — hörbar, vernehmlich und seinem Pochen vereint sich das sehnende, ungestüme Klopfen in der Menschenbrust. Was ist es, das so heiß und verlangend sich darin fühlbar macht an solchem lauen Märzabend? Ist es Liebessehnen oder nur die langbezwungene, neuerwachte Weidmannslust? Der Jäger träumt und seufzt und grübelt. Da trifft ein leise quarrender Ton aus der Ferne sein Ohr — der Balzlaut der Waldschnepfe, des heißersehnten Frühlingsboten. Tire haut, sie ist da! Lätare, das ist die wahre! Und alle Träume scheinen sich in helle Wirklichkeit zu verwandeln!

An der verabredeten Stelle stand Rudolf mit seinem Jaqui und wartete. Da erschien Stefan Gordschewski auf seinem eleganten Jagdwagen in kleidsamem, tadellosem Jägeranzug, mehr modern als sachgemäß, die Flinte über der Schulter.

„Zu freundlich von Ihnen, Herr von Wildenhoff," rief er in verbindlichem Ton. „Es ist ein so schöner Abend heute, daß selbst ich der verlockenden Aufforderung nicht widerstehen konnte."

„Willkommen in Wald und Heide, Herr von Gordschewski!" erwiderte Rudolf, an den Wagen herantretend. „Ihr schmuckes Gefährt aber müssen Sie einstweilen schon seinem Geschick überlassen, denn auf den moorigen Gestellen durch die Erlenbrüche möchten Sie Schiffbruch leiden!"

„Das kann wohl sein," entgegnete Stefan, „ich habe mich dementsprechend bereits kostümiert." Dabei glitt er in seinen ein wenig knarrenden Jagdschuhen vom Wagentritt auf den feuchten Waldboden nieder. Er warf dem „Boy" die Zügel zu und befahl ihm, nach Dreibuchen zu fahren. In das Dunkel der Erlenbestände hinein folgte er nun dem Oberförster, bis dieser stehen blieb und auf einen hohen Wacholderbusch deutete. „Hier bitte nehmen Sie Ihren Platz ein! Mich dünkt, der Abend ist ideal, sie wird laut und langsam ziehen und wenn sie ‚murkst', dann machen Sie sich fertig! Doch nicht übereilen, in einer halben Stunde hole ich Sie hier ab! Weidmannsheil!"

Damit verschwand er in den Gesträuchen.

Rudolf hatte sich nicht getäuscht, denn in der That, als der Drosselschlag verstummt, erscholl jener süße Laut, bald fern, bald näher. Dann fiel ein Schuß.

„Apport! So recht, mein Hund, apport!" klang Rudolfs Stimme durch die Waldesstille.

Dunkel war es geworden, als die beiden Männer wieder auf nur schwer erkennbaren Wegen heimwärts schritten, der Oberförsterei Dreibuchen zu. Stefan sollte für den Abend der Gast des Oberförsters sein.

„Aber haben Sie denn gar nichts gehört oder gesehen?" fragte Rudolf im Tone leichter Verwunderung.

„Nun, beides vielleicht," versetzte Stefan lächelnd, mit einem Anflug von Verlegenheit. „Doch immer nicht rechtzeitig als Schnepfe erkannt, denn ich muß Ihnen bekennen, oft habe ich diesen Sport noch nicht betrieben. Ich bin zwar auch Jäger, sogar mit einiger Passion, aber die erstreckt sich mehr auf die Treibjagden, die ordnungsmäßig organisierten, wissen Sie, wo drei- bis vierhundert Hasen geschossen werden! Das liebe ich natürlich sehr!"

„Hm, ja!" sagte Rudolf.

„Übrigens," begann Stefan wieder, „haben Sie nicht in der Ferne Schüsse gehört? Ich glaube fast --"

„O gewiß, in meinen Nachbarrevieren!" gab

Rudolf zurück. „Ein untrügliches Zeichen, daß sie da ist! Man hört unendlich weit in der Abendstille!"

„So — ich glaubte schon, es wären wieder Wilddiebe, die uns da ins Gehege kämen! Sie wissen, Herr von Wildenhoff, daß der schwarze Kaspar als schuldlos befunden und auf freien Fuß gesetzt ist?"

„Ja, ich weiß es, ich sah den Kerl bereits. Er tauschte einen kollegialen Gruß mit mir aus! ‚Weidmannsheil!' rief er mir zu, als trüge der Schlingel seinen Jagdschein mit so gutem Recht in der Tasche als ich. Ein verwogenes Gesicht! Ob man ihm aber einen Mord zutrauen könnte oder nicht, darüber habe ich kein Urteil!"

Stefan erwiderte nichts darauf.

Das stattliche Forsthaus war erreicht, Rudolf empfing den ihm innerlich so fremden Gast zum ersten Mal in seinem Hause und zeigte sich als aufmerksamer, liebenswürdiger Wirt. Frau Winkelmann hatte eine vorzügliche Abendmahlzeit bereitet, die im Verein mit der verfrühten Maibowle Stimmung und Unterhaltung sehr günstig beeinflußte. Stefan wunderte sich im stillen über die gediegene und charakteristische Einrichtung der Räume, über das Eßzimmer, welches mit seinen Bärenfellen, Humpen und Trinkhörnern an die Zechhalle des wilden Jägers in der Treseburg gemahnte. Ihm imponierte das behagliche Wohngemach mit seinen weichen Polstern und Teppichen, das eigenartige Arbeitsstübchen, in welchem unter einem Wald von Gehörnen und Jagdtrophäen aller Art, Schreibtisch und Bücher mit Selbstbewußtsein ihre Stellung behaupteten; ebenso der Diener in seiner tadellosen Jägerlivree, der in bestgeschulter Sicherheit die Würde des Hauses vertrat — am meisten vielleicht der Hausherr selber, dessen bestimmt ausgeprägte Persönlichkeit ihm noch nie so wie heut der Beobachtung wert erschienen war.

Doch alle diese Eindrücke waren qualvoll für ihn. Wenn er diesen Menschen hätte verachten, als unwesentlich beiseite schieben können, wäre er ihm gleichgültig geblieben. So aber, wenn er ihn fürchten mußte, was blieb ihm anders übrig als ihn zu hassen? Dennoch aber gab er jetzt anderen Erwägungen Gehör.

„Sie sprachen vorhin von Kaspar dem Wilderer," begann er plötzlich, wie nach einem mühsamen Entschluß, als die beiden Herren rauchend bei ihren Bowlengläsern unter der Lampe beisammen saßen.

„Ja, was ist mit ihm?"

„Sie zweifelten, ob er einen Mord begehen könnte — ich muß sagen, daß ich fest überzeugt bin von seiner Schuld; darum möchte ich Sie warnen! Sein Anschlag galt nicht der Person, sondern dem vortrefflich ausgeführten Dienst des Forstbeamten! Sie aber — sind womöglich noch schärfer gegen die Wilddiebe als Roderich es war, und was dem Kaspar einmal geglückt ist, wird ihn zum zweiten Mal nicht schrecken!"

„Sie sprechen wie von einer Thatsache, Herr von Gordschewski! War denn Ihre Überzeugung nicht so beweiskräftig, daß Sie als Zeuge auftreten konnten?"

„Nein — sie war rein persönlicher Natur! — entbehrte jeder Beweisführung!" Er strich sich nervös mit dem Batisttaschentuch über die Stirn. „Ich hielt es nur für meine Pflicht, Sie zu warnen!"

Die unterhaltende Stimmung des Gastes war hiernach zu Ende; bald bestellte er seinen Wagen. Als er davonrollte in die Waldesnacht hinein, stand Rudolf in der Thür und blickte ihm sinnend und unbefriedigt nach. „Er hat ein schlechtes Gewissen, weiß der Teufel, weshalb! Und ist ein Sonntagsjäger obenein und einen Sparren hat er auch im Kopf! Doch im ganzen nicht so gar übel!"

Und seinen Gedanken eine andere Richtung gebend, pfiff er vor sich hin:

„Das Huhn im raschen Fluge,
Die Schnepf' im Zickzackzuge,
Schieß ich mit sicherer Hand.
Halli halloh, halli halloh,
Ich bin ein Jäger froh!"

Fünftes Kapitel.

Wildschwan.

Am Ufer des Sees stand Rudolf der Jäger und blickte scharf über das Wasser hin einzelnen Schwänen nach, die gleich weißen geschwellten Segeln von langen Silberfurchen gefolgt, über die stille Fläche hinglitten. Überall kosende Pärchen, die ihre Nester im flüsternden Röhricht zu bauen begehrten; das war nichts für seine Büchse! Endlich zog ein einsamer Schwan, vielleicht ein abgekämpfter Freier, in voller Breitseite an dem Jäger vorüber; und auf ihn richtete sich der Büchsenlauf. Der Schuß krachte. Eine Wolke weißer Daunen stob über den Wasserspiegel. Der Schwan aber breitete seine mächtigen Schwingen aus, lief mit seinen breiten schwarzen Ruderfüßen eine Strecke auf der Wasserfläche hin, hob sich dann abstreichend in die Lüfte empor und schoß mit mächtig rauschendem Flügelschlage von dannen.

In tiefem Unmut sah Rudolf ihm nach. Durfte denn hier sein weidmännisch Glück ihm untreu werden, wo die Büchse dem Befehl seines Herzens zu gehorchen hatte?

Am nächsten Tage zur selben Zeit ging er wieder zum See. Es war der letzte April, morgen begann die Schonzeit, heute also mußte es sein. Nach langem Harren kam wieder solch ein einsamer Schwan wie ein trauerndes Schiff dem Ufer näher gesegelt. Gestern war die Kugel zu hoch gegangen, hatte nur das herrliche Gefieder durchschlagen, so durfte es also nicht wieder gehen. Schon begann das spähende Jägerauge, das ihn verfolgte, den Schwan mißtrauisch zu machen. In stolzer Ruhe wandte er sich fort, um die Entfernung zwischen ihnen zu vergrößern. Jetzt half kein Zaudern, und die Büchse glitt an die Wange. Ein scharfer Knall. Wie vom Blitz getroffen streckte sich der schön gewundene Schwanenhals vorwärts über das Wasser hin, um sich nicht wieder zu erheben.

Ein kurzer Befehl seines Herrn, dann tauchte Jaqui in das eiskalte Wasser hinein, um zu apportieren, indem er den schweren Vogel vor sich her

ans Ufer schob. Da lag er tot auf dem Rasen. Der purpurne Schweiß auf dem schneeweißen Gefieder, die weichen, gebrochenen Linien des schönen, leblosen Körpers hatten etwas Rührendes, und des Jägers Herz war empfänglich für Tragik und Poesie. Die stolze Beute erschien ihm gerade geeignet für die Bestimmung, die er ihr zugedacht. Befriedigt hob er sie auf und trat etwas mühsam mit seiner edlen Last den Heimweg an.

* * *

Tief im See, unweit des Jagdschlosses, schwamm der Fischkasten. Seinem Namen und Bestimmung nach, ein durchaus unpoetischer Gegenstand. Nicht so in seiner Beschaffenheit und Lage. Eine breite Plattform unmittelbar auf dem Wasserspiegel, von der Flut getragen, von Wellen umspült, mit dem Ufer nur durch einen langen, lebensgefährlich schmalen Steg verbunden, so war er ein Aufenthalt nach Erikas Geschmack. Da lag sie lang ausgestreckt auf dem Deckel dieses schwankenden Gebäudes, nah an ihrem Ohr die gleitenden Wellen, über ihrem Haupt den sonnigen Frühlingshimmel. In ihrem schmucklosen weißen Kleide glich sie aus der Ferne einer riesengroßen Lotosblume oder einem der wilden Schwäne, die den See bewohnten. So dachte der Jäger, der am Ufer stand und sie aufmerksam betrachtete. Er wollte sie sprechen, — ob dieser Strohhalm von Planke ihn wohl trüge? Er bog sich und knackte unter dem fest auftretenden Fuß. Unerhört! Diesen Pfad ging das Mädchen unzählige Male. Und Gordschewski, anstatt einen neuen bauen zu lassen, der sie nicht täglich in Lebensgefahr stürzte, brachte nichts fertig als Serenaden und sentimentale Auftritte, mit denen er sie verfolgte. Rudolf ärgerte sich, sobald er an Stefan dachte.

Vorsichtig schritt er den Steg entlang, da stand er vor Erika. Bei dem Schall seiner Schritte richtete sie sich lebhaft auf und betrachtete ihn von oben bis unten.

„Hier hat mich noch nie jemand besucht," bemerkte sie trocken.

„Ich bitte um Verzeihung," entgegnete Rudolf. „Nicht müßige Neugier führt mich auf diese wunderbare Insel, sondern ein Gewerbe, dessen ich mich zu entledigen habe! Nachher zieh ich schleunigst wieder zu Holze! Bitte, sehen Sie, ein Gruß vom Heidesee!" Er legte in ihre Hand einen Strauß von elf großen weißen Schwanenfedern. Erika schaute stumm darauf nieder. Ihr Blick verschleierte sich. „Der Schwan will Ihnen aber ganz angehören!" fuhr er fort und zog aus seiner Umhüllung einen großen, weichen Schwanenpelz, als Schulterkragen verarbeitet, mit weißem Seidenfutter und Silberschnüren. Ruhig, als müßte das so sein, legte er ihn der Überraschten um die Schultern, und Erika ließ es sich willig gefallen. Sie freute sich an Geschenken wie ein Kind, gleichviel ob man ihr eine Blume oder eine Kostbarkeit bot. So schmiegte sie mit unterdrücktem Jubelruf ihr Antlitz in den sammetweichen schwellenden Flaum und brach dann in stürmische Dankesworte aus.

„Ihre Gabe ist wie ein Gedicht, wie ein Traum!" rief sie aus. „Es ist mir, als erlebte ich selber das Märchen von den elf Schwänen, hätte die Federn am Meeresgestade gefunden und hüllte mich nun in das weiße Federkleid, um meinen Brüdern nachzufliegen über das weite, weite Meer!" Ihre Augen blickten in die Ferne, als sähen sie dort das Meer und die elf gekrönten Königsschwäne darüber fliegen.

„Fliegen Sie nicht mit ihnen fort! Bleiben Sie bei uns!" bat er ernsthaft. „Sie sind die Seele dieses Waldes. Alle Nixen, Nymphen und Dryaden zögen mit Ihnen davon! Es gäbe kein Weidmannsheil hier mehr für mich!"

„Wie poetisch Sie reden können!" bemerkte Erika schalkhaft, „ganz auf meinen Märchenton eingehend! Ist das auch weidmännische Art?"

„Ja, gewiß!" entgegnete er zuversichtlich. „Der Wald erzählt uns fortwährend Märchen. Ich kann sie nur nicht in Worte kleiden. Aber meine Büchse erzählt sie weiter und setzt sie sogar in Wirklichkeiten um!"

Sechstes Kapitel.

Eingeklappt.

Es war ein heißer Sommertag, und Erika trug ihren Schwanenpelz zu einem weißen Batistkleide, dazu einen Strauß scharlachroter Pelargonien im Gürtel. Ein wunderlicher Aufzug, der zu ihrem schwarzen Haar und dunklem Antlitz sie zum Entzücken kleidete. Stefan glaubte das Mädchen nie so schön gesehen zu haben! Sie saßen auf dem kleinen Balkon an der epheuüberzogenen Schloßmauer. Frau Hyma in einem tiefen Korbstuhl zurückgelehnt, in die Zeitung vertieft, Erika still in Träumerei versunken, und Stefan daneben in ihrem Anblick vergehend, bis sich das Entzücken zu einer geradezu quälenden Empfindung steigerte.

„Wenn Sie wenigstens den Pelz ablegen wollten!" stieß er endlich zwischen den Zähnen hervor. „Bei der Hitze — es ist nicht zum Ansehen!"

„Natürlich ist es fürchterlich heiß!" erwiderte sie gelassen. „Aber es ist solch eine Freude, zu sehen, wie Sie sich ärgern, darum lege ich ihn gewiß nicht ab!"

„Ärgern! Was soll mich denn daran ärgern, ob Sie sich bei Hundtagswärme im Pelz braten lassen oder nicht!"

„Wie elegant Sie sich ausdrücken! Dann also ärgern Sie sich nicht! Um so besser! Der Pelz ist mein Prachtgewand und außerdem ein Geschenk meines Freundes und voll rührender Erinnerungen für mich. Ganz und gar poetisch!"

„Erika, drücke Dich nicht so exaltiert aus!" rief Frau von Gordschewska aufblickend. „Wenn ein Mensch Dich hörte, er müßte glauben, Du interessiertest Dich für Wildenhoff."

„Besonders interessant müßte es sein," höhnte Stefan dazwischen, „wenn man sehen und hören könnte, was Wildenhoff selber für Augen hierzu machte, was er auf diesen Erguß zu erwidern hätte!"

Auf Erikas Gesicht trieben Kobolde und Spottgeisterchen ihr übermütiges Spiel.

„Was er dazu sagen würde, wenn er dieses scharfe Verhör beobachten könnte, dem Sie mich hier unterziehen, Herr Stefan? Wahrscheinlich wie der Bauern Jochen zu der blonden Trine, als er sie mit Nachbars Hannes zusammen auf dem Tanzboden sah: ‚Komm laß den Aff' stehen'!"

Mit einem Zorneskirschen fuhr Stefan auf, doch verstummte er sogleich wieder. Er war so wehrlos ihr gegenüber! Da saß sie fröhlich und unbekümmert, das schwarze Mädchen in dem weißen Kleide mit der feuerroten Blume am Herzen. Doch nicht in ihrer, nur in seiner eigenen Brust loderte die verzehrende Glut, an der er unheilbar krankte.

Er erhob sich, trat an den Rand des Balkons und blickte an der Epheuwand in die Tiefe hinab. Es waren schwarze Gedanken, die währenddessen auf ihn einstürmten und seine Seele erfüllten. Da legte sich eine wohlmeinende Hand auf seine Schulter. „Du bist so melancholisch, Stefan! Komm, ich will Dich auf andere Gedanken bringen! Die unartige Erika überlassen wir ihrem bösen Gewissen, und Du begleitest mich zu unseren Freunden in Hoffstädt, die mich schon lange erwarten. Für die Rückkehr abends bestellst Du mir den Wagen."

Stefan küßte die Hand seiner Schwägerin, denn zu einer Erwiderung in Worten fühlte er sich außer stande. Sie war eine kluge Frau und verstand seine Melancholie, wenn auch nicht in ihrer letzten Tiefe. Wie sie dann an seiner Seite durch den sommerlichen Wald ihrem nicht sehr fernen Ziele zuschritt, sprach sie freundlich ermutigend auf ihn ein, wie er diesem sehr netten Oberförster durchaus keine weiteren Fortschritte in Erikas Gunst einräumen dürfte, vielmehr den sichtlich wachsenden Einfluß abzuschneiden versuchen müsse, so lange es noch Zeit sei. „Erika ist immerhin ein Gegenstand der Sorge für mich," sagte sie, „desto ernstlicher, je mehr ich sie liebe! In Deinen Händen aber wüßte ich sie geborgen in jeder Beziehung, lieber Stefan! Wildenhoff kenne ich zu wenig — auch bist Du vom praktischen Standpunkte aus betrachtet eine bessere Partie für sie! Du willst nicht in Hoffstädt bleiben, Stefan?" unterbrach sie ihre Auseinandersetzung. „In das Jagdschloß zurück darfst Du aber nicht! Die Kleine ist ganz allein und es wäre höchst unpassend! Versprich mir, Stefan —"

„Was ich kann," vollendete er sarkastisch. „Sei unbesorgt, liebe Schwägerin, ich muß nach Hause, da mich dringende Geschäftsangelegenheiten erwarten. Ein Holzhändler, mit dem ich einen bedeutenden Abschluß machen will. Nur diese angenehme Ritterpflicht, der ich mich unmöglich zu entziehen vermochte, hielt mich in sehr undienstlicher Weise zurück, sonst wäre ich längst zu Hause."

Er wich ein wenig von der Wahrheit ab, denn der Holzhändler sollte erst morgen kommen. Doch hielt er es für gut, ihre mütterliche Sorge für heute zur Ruhe zu bringen, versprach den Wagen rechtzeitig zu schicken und vielleicht selber sie abzuholen. Hyma ließ sich täuschen und bedachte nicht, daß „rechtzeitig" und „vielleicht" sehr dehnbare Begriffe sein können.

Erika indessen machte sich ihre Freiheit zu nutze. Kaum hatten die beiden sie verlassen, so legte sie ihren Schwanenpelz ab, nahm einen interessanten englischen Roman zur Hand und setzte sich auf den steinernen Rand des Altans, doch so, daß ihre Füße an der Turmwand hinab über der Abgrundtiefe hingen. Den Arm um einen Pfeiler geschlungen, begann sie zu lesen, emsig und eifrig, bis mehr als eine Stunde vergangen war. Dann klappte sie ihr Buch zu, stützte den Kopf in die Rechte und schaute träumerisch über See und Waldeswipfel fort in die Ferne. An ihre heimatliche Heide dachte sie, an Vergangenes und Gegenwärtiges, und endlich begann sie zu singen nach selbsterfundener Melodie, ein Lied, das sie im selben Augenblick ersonnen.

„Die Heide liegt so kahl und braun,
Drauf einsam trauernd steht
Ein junger grüner Eichenbaum,
Von Sommerwind umweht.

Es waren all seine Triebe
Den ganzen Sommer grün,
Im Herbst aber machte die Liebe
Sie dunkelrot erglühn.

Denn als der Eichbaum um sich sieht
Nach einer tauigen Nacht,
Da war die öde Heid erblüht,
In ihm die Lieb erwacht!"

Wie sie geendet, überkam sie plötzlich das Gefühl, als sei es vorbei mit ihrer romantischen Einsamkeit und als sie sich ein wenig herabbeugte, um Gewißheit zu erlangen, erblickte sie Stefan, der unten im Schatten der Bäume stand und mit in der Dämmerung glänzenden Augen zu ihr heraufschaute. Der völlig unerwartete Anblick erschreckte das Mädchen so, daß es fast das Gleichgewicht verlor und schwankend nur durch einen hastigen Griff in die holzigen Epheuranken es wiedergewann. Stefan unten stieß einen Schrei aus und eilte auf die Freitreppe zu. Erika verließ den gefährlichen Platz und zog sich eilig in ihr Zimmer zurück, bis in die tiefe Fensternische, deren Vorhang sie von der Außenwelt abschloß. Bald aber hörte sie an ihrer Thür ein Pochen, so heftig, so ungestüm, daß sie fürchtete, die Aufmerksamkeit der Dienstboten erregt zu sehen. Sie öffnete deshalb widerwillig. Stefan trat sofort herein, ohne im geringsten ihre Aufforderung abzuwarten.

„Was wollen Sie denn nun, Sie indiskreter, unangenehmer Mensch!" rief sie ärgerlich. „Erst beobachten Sie mich, wo ich mich in tiefster Einsamkeit wähne und jagen mir solchen Schreck ein, daß Sie fast ein Menschenleben auf Ihr Gewissen geladen hätten!"

Er starrte sie an mit verzehrendem Blick. „Ein Menschenleben — das Ihrige — Erika. Sie wissen nicht, was Sie mir da sagen."

„Gewiß weiß ich das sehr genau! Thun Sie doch nicht immer, als ob ich so einfältig wäre! Und nun Sie sich überzeugt haben, daß ich für diesmal noch mit dem Leben davon gekommen bin, lassen Sie mich bitte wieder allein."

„Erika, das kann ich nicht! Ich bitte, gönnen Sie mir nur heute ein paar Minuten Ihrer Gegenwart! Ich habe Ihnen etwas zu sagen! Seien Sie großmütig! Wenn das geschehen ist, können Sie mich fortschicken nach Ihrem Belieben."

Der flehende Ton, in welchem er sprach, rührte sie, und mit dem Ausdruck der Ergebung in ihr Schicksal ließ Erika sich auf der geschnitzten Ofenbank nieder.

„Nun, was wünschen Sie?"

Da er sein Verlangen erfüllt sah, ward er ruhiger und setzte sich zu ihr. „Erika," begann er mit leicht bebender Stimme, „ich hörte Sie singen, daß in dem jungen Eichbaume auf der Heide die Liebe erwacht sei, und darüber alterierte ich mich so, daß mein Schreck die Ihnen gefahrbringende Unvorsichtigkeit hervorrief. Verzeihen Sie mir — aus Barmherzigkeit."

Er wollte ihre Hand küssen, doch sie entzog sie ihm energisch. „Lassen Sie doch! Es ist ja ganz gleichgültig! Und das war die große Wichtigkeit, um welche wir uns hier niedergelassen haben?"

„Erika, ist das wahr? Ist in dem Herzen meiner kühlen, stolzen Heideblume die Liebe erwacht? O, sagen Sie mir die Wahrheit, es hängt Tod und Leben davon für mich ab!"

„Welch eine verrückte Behauptung!" rief sie erregt und beunruhigt. „Es kann Ihnen ganz gleichgültig sein! Kümmert Sie gar nicht!"

„Ja, Erika, doch! Und zwar will ich es sein, den Sie lieben, sonst töte ich Sie und dann mich! Denn ich liebe Sie wahnsinnig, grenzenlos. Ich muß mir Ihre Gegenliebe erringen, wenn ich nicht völlig Verstand und Leben um Sie verlieren will! Ich liebe Sie, Erika! Ach, lassen Sie sich erweichen, zu verstehen, was das Wort in sich schließt!"

Erika erhob sich zitternd vor Entsetzen und entfernte sich von ihm. „Seien Sie still — das ist ja schrecklich! Ich will das nicht hören! Sie wissen ja und fühlen es selber ganz genau, daß ich Sie niemals — ich habe Sie ja sehr gern! Aber lieben — nein!"

Stefan sah sie an. Es flimmerte etwas in seinem Blick, das allerdings an Wahnsinn gemahnte. Eine lange Pause entstand. Sein Atem ging kurz und rasch, allmählich erst ruhiger. „Meine süße Erika!" sagte er endlich mit weicher, verschleierter Stimme, „ich habe Sie erschreckt, ich habe so ungestüm gesprochen! Verzeihen Sie mir! Sie wissen nicht, wie weh es im Herzen thut, so heißes Lieben mit Verachtung zurückgewiesen zu sehen!"

„Nicht mit Verachtung!" erwiderte sie mit thränenerstickter Stimme. „Es thut mir sehr, sehr leid! Ich möchte Ihnen ungern wehe thun!"

„Das weiß ich, Erika, ich kenne Ihr engelsgutes Herz! Ich weiß, daß Sie mit meinen Schmerzen Mitleid haben werden und mich nicht von sich weisen, wenn ich um den Trost Ihrer süßen Nähe Sie bitte!"

Er hatte sich jetzt mit sanfter Entschiedenheit ihrer Hand bemächtigt und bedeckte sie mit Küssen. Erika wehrte sich nicht mehr dagegen, bis auf ein leichtes Sträuben, das sie nicht zu unterdrücken vermochte. Ihr Mitleid gewann die Oberhand.

„Erika, mein Engel, mein Heiligenbild," fuhr er leidenschaftlicher fort, „Sie halten für mich Himmel oder Hölle — zeitlich und ewig — in Ihrer lieben Hand, und ich weiß genau, Ihr mildes Herz wird mich nicht in zeitliche und ewige Verdammnis stoßen wollen."

Erikas Hand zuckte heftig in der seinen. Vor ihrem Ohr klang eine tiefe, feste Männerstimme, die mit ernstem Nachdruck sagte: „Alles dürfen Sie verschenken, nur nicht aus Mitleid sich selber!"

„Lassen Sie mich, Stefan!" rief sie ängstlich. „Ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen — nicht aus Mitleid mich verschenken!"

„Erika, woran dachten Sie eben?" rief er angstvoll, „ich fühlte es am Zucken Ihrer Hand, es trat ein fremder Einfluß zwischen Sie und mich!"

„Ja!" rief sie entschlossen. „Und ich will ihm folgen! Ich liebe Sie nicht, ich kann Ihnen nicht angehören! Es wäre Verrat und Lüge!"

Stefans Augen ruhten fest und durchbringend auf ihr, glühend wie Kohlen in der Esse. Er wartete, bis sie wieder ruhig geworden, und dann begann er auf sie einzusprechen, sanft, eindringlich und mit feiner Berechnung. Er schilderte ihr, wie allein er im Leben stünde, wie so arm sein Leben von jeher an Liebe gewesen und wie nach dieser allein sein Herz geschmachtet. Wie er nun in ihrer Seele das Echo seiner tiefsten Gedanken und Empfindungen gefunden, wie er sie lieben, anbeten gelernt, und endlich seines Daseins ganze und einzige Hoffnung auf ihr Herz, ihre Liebe gegründet. Wie er ohne sie ein verlorener, verlassener Mensch sein würde, dessen Ende Verzweiflung, dessen Zuflucht der Tod. Aus seinen Worten sprach ein überwältigendes Gefühl, und sie trugen den Stempel der Wahrheit mit unabweislicher Kraft. Erschüttert hörte Erika ihm zu, und es beschlich sie der Zweifel, ob so große, tiefe Leidenschaft ihr ein zweites Mal im Leben würde entgegengetragen werden. Unter dem Eindruck begann sie zu schwanken. Da sprach er noch einmal das Wort Mitleid aus. Und abermals glaubte sie Rudolfs Stimmklang darin zu vernehmen.

„Nein, Stefan," sagte sie, „solches Mitleid fordert auch mein Christentum keineswegs von mir! Liebeskummer, wie Sie ihn mir schildern, wendet sich einschmeichelnd an die Eitelkeit, nicht an wirkliches Mitleid. Wenn eine andere Not Sie quälte, ja, dann wäre es meine Christenpflicht, Ihnen Hilfe zu gewähren, so aber ist es mir nicht möglich, Sie glücklich und zufrieden zu machen."

Stefans Gesicht nahm einen eigentümlichen Ausdruck an. Ein seltsamer Entschluß schien in ihm zur Reife zu gelangen. „Wenn ich mich sonst in Not befände, dann würden Sie Ihr Herz mir zuwenden, Kind? O, haben Sie denn nie eine Ahnung davon gehabt, daß meine Not größer ist als ein Menschenherz sie zu tragen vermag? Ja, sehen Sie mich nur an mit Ihren himmlischen, sinnverwirrenden Augen! Sie sind es nicht allein, die mir solche Qual bereitet! Eine andere, viel härtere noch,

die nicht Erika heißt, raubt mir den Schlaf der Nächte und die Seelenruhe der Tagesstunden — richtet mich seelisch und leiblich zu Grunde!"

Erika betrachtete ihn mit staunendem Interesse und ihre ganze kindliche Zuversicht kehrte mit einem Schlage zurück. Sie näherte sich ihm zutraulich. „Wie heißt sie denn, Stefan? O, das müssen Sie mir sagen! Dann habe ich ein Anrecht an Ihren Kummer und den Wunsch, Sie von der Last zu befreien. Bitte, sagen Sie mir, welchen Namen hat das, was Ihnen solche Pein bereitet?"

Stefans Schläfen klopften und sein Puls flog wie in Fieberschauern. Es schwindelte ihn und fast willenlos gegen seine Absicht begann er zu sprechen: „Die Namen sind bald gesagt, Reue, beladenes Gewissen, unsühnbare Schuld. Wollen Sie einen Verbrecher mich nennen — ich könnte Sie nicht daran hindern!"

„Stefan, um Gotteswillen, das ist nicht wahr, das glaube ich Ihnen nicht! Sie sind doch immer ein guter, braver Mensch gewesen, kein Verbrechen kann in Ihrer Seele Platz finden! Gott sei davor!"

„Das sagen Sie, unschuldiges, thörichtes Kind, und haben keine Ahnung, welche Leidenschaften eines Menschen Leben vergiften, wohin Eifersucht, Liebe und Haß ihn treiben können! Ich habe gefrevelt — um Ihretwillen, Erika, und nun verfolgen mich wie Erinnyen, die Reue und das Grauen vor meiner That!"

„Um meinetwillen? Stefan, sind Sie von Sinnen?"

„Ja, um Ihretwillen! Darum sind Sie, obgleich ahnungslos, doch mitschuldig und müßten um so eher bereit sein, mir Mitleid und Hilfe zu gewähren!"

„Wie kann ich Ihnen helfen?" fragte sie geängstet.

„Indem Sie mich lieben, Erika! In Ihrer Nähe weichen die Erinnyen von mir! Wenn Sie Ihre Hand auf meine Stirn, auf mein Herz legten, könnte ich genesen. Wenn Sie für mich beteten, an meiner Seele arbeiteten, könnte ich gerettet werden!"

„Ich verstehe Sie gar nicht! Was haben Sie denn gethan? So sprechen Sie doch!"

„Ich kann es Ihnen nicht sagen!" rief Stefan. „Wie dürfte ich solche Last auf Ihre junge Seele wälzen! Sie wollen mich nicht lieben, wollen mir eine Fremde bleiben — dann darf ich Sie auch nicht quälen und beschweren! Muß meine Last allein durchs Leben weiter schleppen!" Er blickte zu ihr auf, wie sie bekümmerten Herzens, thränenden Auges vor ihm stand.

„Ach, Erika, wie leicht wäre diese Bürde, wenn ich sie ausschütten könnte in Ihr starkes, teilnehmendes Herz, wenn Sie mich trösten und aufrichten wollten! Und wie ist es ohne Sie so grenzenlos schwer!"

In Erikas Herzen entbrannte ein harter Kampf. Mächtig fühlte sie sich hingezogen zu dem verzweifelten Manne, der aus ihrer Hand allein Trost und Rettung begehrte und erhoffte! Der Trieb in ihr, zu helfen, von ihrer frommen Glaubensfreudigkeit einem Bedürftigen mitzuteilen, an seiner Seele Heils- und Missionswerk zu erfüllen, ließ sie die sinnliche Leidenschaft völlig übersehen, die ihr unverständlich, aber glühend heiß aus seinem Hilfsverlangen sprach. An eine heilige Diakonissenarbeit gemahnte sie die Aufgabe, welche sich ihr hier bot. Hatte sie den Wilddieb zu bekehren versucht, der ihrem Bestreben gleichgültig trotzig gegenüber stand, wie viel größer war ihre Verpflichtung, ja Verantwortung für diesen Mann, der sein Heil in ihre Hand gelegt?

Stefan betrachtete sie unverwandt und las mit hungrigen Blicken den Kampf von ihrem ausdrucksfähigen Gesicht. Er zitterte in dem Gedanken, wie die Entscheidung wohl ausfallen würde, doch wagte er nicht mit einem Atemzuge sie an sich und seine ungestümen Wünsche zu erinnern.

Endlich richtete Erika den sanften, thränenschweren Blick auf ihn. „Vertrauen Sie sich mir an, Stefan! Wenn es wahr ist, daß ich helfen könnte, sollen Sie die Last nicht allein tragen! Ich möchte Ihnen nicht fremd bleiben! Ich will für Sie thun, was ich kann! Ja, wenn's sein muß, mehr als ich kann."

Wortlos vor Entzücken ergriff Stefan ihre beiden Hände und preßte sie an seine Stirn und Augen. Sie duldete es tapfer, obgleich die Berührung ihr unerträglich unangenehm war.

„So hören Sie mich denn an, Sie wunderbares Kind! Sie allein auf der Welt sollen mein Beichtiger sein! Und können Sie mich absolvieren, so will ich noch einmal versuchen weiter zu leben! Hier setzen Sie sich wieder zu mir, an meine Seite, so daß ich nicht fortwährend Ihrem reinen, unentweihten Auge begegnen muß!"

Er sammelte sich gewaltsam und endlich, den Kopf in die Hand gestützt, den Blick zur Seite gewandt, begann er zu erzählen:

„Ich glaube, Sie wissen es, Erika, daß ich Sie geliebt vom ersten Augenblick an, wo Sie wie ein Sonnenstrahl über dieses Hauses Schwelle glitten. Sie mußten es wissen, sonst hätten Sie nicht so oft mutwillig mein Herz mit Füßen getreten. Mit diesen Füßchen, die ich allein schon lieben würde, trügen sie auch nicht das holde Wesen, dem ich ganz und gar in endloser Sklaverei zu eigen bin."

„Unsinn!" schaltete Erika recht hörbar ein.

Doch Stefan sprach ruhig weiter: „Der Oberförster Roderich verkehrte von jeher viel bei meiner Schwägerin. Ich machte mir nichts aus ihm. Ich kann diese verdammten Jäger mit ihrem Kauderwelsch und ihrer Aufschneiderei überhaupt nicht leiden! Einen wie den andern! Nun glaubte ich zu bemerken, daß dieser uncivilisierte Mensch sein Auge zu meiner angebeteten Heideblume erhob. Freilich hätte er ja blind sein müssen, wenn er's nicht gethan! Und Sie, Erika — Gott verzeih's Ihnen — Sie kokettierten mit ihm! Oft sahen Sie über mich hinweg, ihm zu gefallen, und die Eifersucht brachte mich zur Raserei! Mein einziger Wunsch war, dem verhaßten Nebenbuhler eine Kugel durchs Hirn zu jagen. Ein Vorwand zum Duell mußte ja leicht zu finden sein! Aber es kamen mir Bedenken. Wenn Sie ihn wirklich liebten,

so konnten Sie seinen Tod mir niemals verzeihen, nie sich entschließen, die Meinige zu werden. Und das, Erika, damit Sie's wissen, war das ganze Ziel meines Strebens und ist es noch und wird es bleiben, so lange ein Atemzug in mir ist!

Und um dieses Strebens willen versagte ich mir's, Roderich zu fordern! Es war eine Zeit schweren Kampfes für mich! Zuweilen hoffte ich, einer der Wilddiebe, mit denen er in steter Fehde lebte, würde die Arbeit für mich thun — doch wagte ich nicht an solchen wohlthätigen Zufall zu glauben. Was starren Sie mich an Erika? Sie wollten meine Beichte hören!" mahnte er leise, in bittendem Ton.

„Ja, ja, gewiß! Fahren Sie fort, ich will alles hören, aber ich fürchte mich vor Ihnen."

„Erika, dann kam ein schrecklicher Tag! Sie behandelten mich mit ausgesuchter Grausamkeit und ließen sich von Roderich derartig den Hof machen, daß ich glaubte, eine Verlobung würde die nächste Folge sein."

„Zu thöricht," schaltete sie wieder ein. „An jenem Tage erzählte er mir von seiner geheimen Verlobung, seinem Liebesglück, und ich fand die Schilderung so rührend und poetisch, daß ich mich ganz besonders zu ihm hingezogen fühlte."

„Ja, das konnte ich aber nicht wissen," entgegnete Stefan. „O mein Gott, hätte ich's gewußt! — Wir verließen an jenem Abend zusammen das Haus. Roderich sprach irgend etwas von einer glücklichen Zukunft, die er vor sich liegen sah. Ich verstand ihn natürlich in meinem Sinne und machte mich schnell von ihm los; denn ich fühlte, daß ich sonst zum Mörder an ihm werden müßte! Dies eine Mal noch entging ich der Versuchung!

„Es folgte eine entsetzliche Nacht für mich. Schlaflos sah ich nur immer Sie, meine Heideblume, in Roderichs Armen, an seiner Seite, und zermarterte mir das Hirn, wie die Verwirklichung dieses Schreckengespenstes zu verhindern wäre! Und so ging es fort den ganzen nächsten Tag. — Gegen Abend warf ich mich aufs Pferd und ritt kreuz und quer durch den Wald, nicht wissend, woher und wohin, von meiner Angst und Eifersucht wie von Furien gejagt. Endlich kam ich durch den wohlbekannten Hohlweg. Da sah ich vom Sattel aus, hinter einem Wachholderstrauch halb verborgen, den schwarzen Kaspar auf der Lauer liegen, die Büchse an seiner Seite. Und mit der Hellseherei solcher überreizten Stimmung begriff ich sofort, sicherer als hätte er sich mir anvertraut, auf welches Wild er hier wartete und welcher Art seine böse Absicht sein mochte. Auch mein Brauner hatte ihn gesehen und scheute. Es war gräßlich! Ich fühlte mich wie durchschaut von dem edlen Tier in meinen finsteren Gedanken und jagte planlos weiter, nur fort von dieser Stelle. Da kam ich an den Kreuzweg, zweihundert Schritt davon entfernt, und Roderich trat mir entgegen. Er hatte eine kurze dampfende Pfeife im Munde. Kein Mensch auf Erden konnte harmloser und friedfertiger drein schauen als er! Und doch sah ich meinen Todfeind in ihm — und fühlte sein Schicksal, Leben oder Tod in meiner Hand!

‚Wo gehen Sie hin, Herr Oberförster?' fragte ich ihn, mein Pferd parierend. Er schmunzelte seelenruhig. ‚Ich pirsche nur so umher! Wollte mal nach den Waldhütten gehen — der schwarze Kaspar ist jetzt wieder mobiler denn je!'

„Und ich warnte ihn nicht, Erika, nein, ich unseliger Mensch! Ich riet ihm, den Hohlweg entlang zu gehen, da ich dort den Wilddieb im Anschlag auf einen Sprung Rehe bemerkt hätte, und er war erfreut über die Auskunft und setzte schnell seinen Weg fort, mit einem freundlichen ‚Weidmannsheil', das er mir zurief. Ach, dieser Gruß, Erika! Er bedeutet seitdem für mich einen Todesruf! Und der Herzschlag stockt mir vor Grauen, wenn ich ihn wieder höre. Wildenhoff sagt ihn fortwährend, als wenn er mich höhnen wollte, so klingt es mir!

„Der arme Roderich ging weiter dem Hohlweg zu. Ich sah ihm nach, ritt dann fort und hielt wieder still. Er konnte kaum zweihundert Schritt gegangen sein, da krachte ein Schuß. Mir sträubten sich die Haare! Doch endlich konnte ich's nicht anders über mich gewinnen, ich bezwang meine Höllenangst und ritt nach dem Hohlweg zurück. Da lag er — —."

Stefan schwieg minutenlang, das Gesicht in den Händen vergraben. Ein leises Stöhnen drang an Erikas Ohr. Sie selber war wie gelähmt von Entsetzen.

„Er war schon tot?" fragte sie endlich in erstickten Tone.

„Ja — die Kugel saß im Herzen — Kaspar ist ein sichrer Schütze!"

„Und Sie haben das alles für sich behalten, nichts vor Gericht ausgesagt?" fragte Erika im Tone schweren Vorwurfs.

„Nein — ich hätte mich mit angeklagt — und dann waren Sie ja für mich verloren, Erika!"

„Wie fürchterlich!" rief sie, in Schluchzen ausbrechend. „Und nun ziehen Sie mich mit hinein in Ihre verbrecherische That! Bürden mir die Verantwortung auf! Wie soll ich das ertragen! Es ist ja unmöglich!"

„Ich sagte es Ihnen vorher, mein Geheimnis sei ein schweres, zu Boden drückendes! Haben Sie sich größere Kraft als Sie besitzen zugetraut, meine süße Erika?" Sanft und demütig klang sein Ton, und wieder schmolz der Zorn aus dem weichen Kindesherzen in Erbarmen dahin.

„Aber was thaten Sie denn nun, Sie unglücklicher Mensch?"

„Ja — ich unglücklicher Mensch! — Was ich that? Ich brachte Ihnen die Nachricht! Ich hoffte fast, Sie würden in Jammer zusammenbrechen, damit ich wenigstens jene Unthat als berechtigt erkennen könnte! Und Sie — erschraken in warmer Teilnahme, äußerten herzliches Bedauern — und beklagten seine arme Braut! Seine Braut! und meinten nicht sich selber damit. O, daß die Erde sich nicht aufthat, mich zu verschlingen! Ich habe ihn vergebens — unschuldig morden lassen! Nur um jetzt mit anzusehen, wie sein Nachfolger mich täglich mehr aus Ihrem Herzen verdrängt, mir tausendmal verderblicher wird als der Arme es je gewesen!"

„Aus meinem Herzen — Sie? Als ob Sie schon jemals darin gehaust hätten!" rief das Mädchen zornsprühend. „Wollen Sie nicht auch hingehen und Wildenhoff ermorden lassen? Vielleicht thut es Kaspar auch diesmal für ein gutes Trinkgeld!"

„Nein!" erwiderte Stefan sanft und traurig. „Mein Elend ist zu groß, als daß ich Lust hätte, durch erneute Schuld seine Last zu verdoppeln! Ich ging zu Wildenhoff, nachdem Kaspar freigesprochen, äußerte ihm meine Überzeugung, daß er dennoch der Schuldige wäre und warnte ihn vor dem Schurken! Und das that ich, obgleich ich ihn hasse, mit verdoppelter Kraft! Und ich glaube, ich würde mein Leben einsetzen, ihn zu retten, wenn auch ihn Kaspars Kugel bedrohte! Nur um in etwas meine ungeheure Schuld zu sühnen."

„Die ist nicht zu sühnen!" rief Erika in glühender Entrüstung. „Es war Mordesabsicht, und in der Absicht liegt Ihre Schuld, ganz gleich, ob und durch wessen Hand sie zur Ausführung kam. Ich sehe einen Mörder in Ihnen und das scheidet uns auf immer."

„So!" sagte Stefan ruhig. „Das eben wollte ich ja nur wissen! Sie sollten mein Richter sein und Sie haben gerichtet. Sie haben ein Todesurteil über mich gesprochen. Seien Sie ruhig, es soll vollzogen werden!"

Entsetzt blickte sie ihn an. „Ja, haben Sie denn etwas anderes von mir erwartet?"

„Gewiß, ich wandte mich an Ihr Erbarmen, nicht an Ihre Gerechtigkeit! Was diese zu meiner Handlungsweise sagen muß, das wußte ich genau. Und so schwer ich mich selber anklage, fast glaube ich, daß meine Schuld nicht größer war als jetzt meine Strafe."

„Worin besteht denn Ihre Strafe?" fragte sie zaghaft.

„Ich sagte es Ihnen schon! Aus den Höllenqualen der Gewissensnot, der Reue, der Seelenangst! Keine Nacht vergeht, in der ich den Gemordeten nicht vor mir sehe, mit der durchschossenen Brust, dem blutgetränkten, grünen Jägerrock! Wo ich nicht aus dem Schlaf auffahre, in Angstschweiß gebadet. Wenn ich durch den Wald gehe, so schreitet das Schreckgespenst neben mir und sieht mich an mit den toten Augen, dem grenzenlosen Vorwurf darin! Ich kann das nicht länger ertragen! Ich fühle tiefer und heißer als andere Menschen, das Grauen bringt mich um! Wahnsinn oder Selbstmord sind die einzigen Auswege, die es giebt, wenn Sie mich nicht retten, Erika!"

„Aber mein Gott, wie soll ich das anfangen!" rief sie aus. „Wie kann ich Ihnen nach dem, was Sie gethan, die Gewissensangst von der Seele nehmen!"

„Sie können es, indem Sie für mich beten! Ja viel mehr noch, indem Sie mich in Ihrer Engelsnähe weilen lassen — mich lieben, Erika!"

Sie schauderte unwillkürlich und Stefan sah es. Da schlug es über ihm zusammen wie Flammen der Verzweiflung und zugleich der höchsten Leidenschaft. Er warf sich vor ihr nieder und umklammerte sie. „Erika, erbarmen Sie sich meiner! Geben Sie mich nicht auf! Retten Sie mich! Am jüngsten Tage werde ich meine Seele von Ihnen fordern, wenn Sie mich zu Grunde gehen lassen!"

Das arme Kind bebte und schluchzte in seiner Hilflosigkeit.

„Stehen Sie auf, ich rufe sonst um Hilfe! Sie bringen mich um!"

Er erhob sich. Mit flackernden Blicken sah er auf sie nieder, das Haar klebte ihm feucht auf der Stirn. „Erika, ich verlange heute nur eins von Ihnen! Versprechen — nein, schwören Sie mir, daß, wenn Sie auch jetzt noch mir nicht angehören wollen, Sie sich wenigstens mit keinem anderen verloben werden!"

„Nein, ich schwöre Ihnen nichts!" rief sie heftig. „Ich binde mich Ihnen gegenüber durch keinerlei Versprechen!"

„Nun gut," entgegnete er kalt, „dann aber binde ich mich Ihnen gegenüber durch einen heiligen, unlöslichen Schwur! Welches Tages Sie sich mit einem andern verloben werden, wer immer es auch sei — finden Sie mich hier — bitte schauen Sie hin, auf Ihrer Thürschwelle — mit zerschmettertem Schädel! Es ist der Tag, an dem ich Ihren Richterspruch über mich vollziehen werde!"

Erika besaß nicht Erfahrung und Nüchternheit genug, um diese Drohung gebührendermaßen zurückzuweisen. Sie hatte ihren Bruder als Leiche aus dem tückischen See ziehen sehen, es miterlebt, daß einer ihrer nahen Bekannten von Mörderhand gefallen war. Darum gehörten so jähe Unglücksfälle für sie nicht zu den Unwahrscheinlichkeiten — und schon sah sie im Geist den unglücklichen Stefan in der von ihm so anschaulich geschilderten Lage vor ihrer Thür hingestreckt. Und nimmer, das wußte sie genau, würde sie sich's dann vergeben, ihn zu diesem Äußersten getrieben zu haben. Stefan rechnete mit dieser Wendung in ihren Empfindungen, denn er kannte sie und wußte gar wohl, was er heute gethan, und welche eigentümliche Fessel er um ihr warmes Herz gelegt.

Erika trat jetzt von ihm fort, öffnete weit das Fenster und ließ die laue Abendluft hereinfluten. Wohlthuend strich der linde Hauch über ihre erhitzte Stirn. Zu denken oder klar zu empfinden vermochte sie heute nicht mehr. Herz und Augen thaten ihr weh vom Kämpfen und Weinen.

„Es ist schon so spät!" sagte sie nach längerer Zeit. „Bitte gehen Sie jetzt endlich! Sie sollten ja Tante Hyma abholen lassen! Besorgen Sie das doch nur gleich! Es ist die höchste Zeit!"

Er stand und sah nach ihr hin mit den stummen, heißen Augen. Dann kam er noch einmal näher, ließ sich auf ein Knie nieder und barg sein Gesicht in den Falten ihres Kleides. „Erika, meine Heilige, bitte für mich!" hauchte er flehenden Tones. Dann ging er.

Siebentes Kapitel.

Schonzeit.

An einem Ende des Dorfes, von schattigem Park umgeben, lag Stefan Gordschewskis schöner Herrensitz, am entgegengesetzten ein kleines, grün beranktes Häuschen mit Hirschgeweih über der Thür und steinerner Freitreppe, auf welcher Waldmann, der rotbraune Schweißhund, Wache hielt. Hier wohnte der hochbetagte, seit Jahren in Ruhestand versetzte Oberförster Heimburg, einst der Vorgänger des erschossenen Roderich. Er saß am Fenster, der alte würdige Herr, und ließ sich die helle Morgensonne auf seine Kaffeetasse scheinen. Blaue Wolken entstiegen der langen Pfeife, und durch die Hornbrille schaute er mit emporgezogenen Brauen auf das „Käseblatt", das, in der nächsten Stadt gedruckt, ihn mit etwas veralteten Neuigkeiten versorgte. Schneeweiß war sein Schnurrbart, schneeweiß das schon etwas gelichtete Haar, braun das Gesicht und von unzähligen Falten durchzogen, braun die zitternde Hand, welche einst mit todbringender Sicherheit aus nie fehlender Büchse die Kugel entsendet. Hunderte von Geweihen und Gehörnen mannigfacher Art und Stärke, welche die Wände bedeckten, gaben Zeugnis davon. Immer ferner rückte jene stolze Zeit, immer eintöniger, einsamer ward das Alter. Und doch, wie war sie dem alten Jägerherzen so nah und gegenwärtig, wie bildeten die Erinnerungen den unauslöschlichen Inhalt seines Lebens! Auf warmen Fuchsdecken ruhte sein gichtkranker Fuß. Ein Wams von Marderbälgen schützte gegen die Frische des Spätsommermorgens. Darüber hing eine Uhrkette von Hirschhaken, und die Gewehre eines Keilers bildeten die Knöpfe an den leinenen Manschetten. Alles, alles Erinnerungen.

Draußen vor der Thür gab Waldmann freudigen Laut. Der Oberförster ließ seine Zeitung sinken. „Was hast Du, Alter? Kommt unsere kleine Seeschwalbe zu uns herübergestrichen, oder sind es die jungen Freunde aus Dreibuchen, Deiner und meiner?"

Sie waren es. Jaqui blieb draußen zu Waldmanns Gesellschaft; Rudolf Wildenhoff trat mit einem fröhlichen Weidmannsheil ins Zimmer. Der Gruß hatte einen besonderen Klang, so ehrerbietig, als gälte er einem hohen Vorgesetzten.

„Weidmannsdank, mein junger Geselle! Was fallen Sie denn heute schon so früh bei mir ein? Haben mir etwas Besonderes zu sagen? Hm?"

„Daß St. Ägidi schon gewesen ist!" erwiderte Rudolf und nahm in einem Sessel dem Alten gegenüber Platz.

„Aha! und ich weiß schon!" erwiderte dieser.

„Wenn die Hirsche schrein,
Zieht Herbstesfreude ein!

Wie sieht es denn aus mit Ihren Jägerhoffnungen? Meldet der Hirsch sich schon?"

„Und ob!" entgegnete Rudolf. „Ich war heute wieder draußen; es war famos. Die Berge hallen wieder von dem Georgel der Brunfthirsche. Eine tiefe Baßstimme ist darunter, Herr Oberförster, das wird der Kapitalhirsch sein, den wir in der Kolbenzeit im Jagen 107 öfters antrafen, und den Sie dann vorigen Monat nach dem hohen Himmelszeichen, als Hirsch von sechszehn Enden ansprachen."

„Bitte, Herr von Wildenhoff, Sie haben ihn so angesprochen, nicht ich! Aber ich gab Ihnen recht, als Sie mir die Fährten zeigten! Jedenfalls ein sehr guter Hirsch. Bringen Sie ihn nur bald zur Strecke! Nehmen Sie sich meinen Waldmann mit für die Zeit. Ein fermer Schweißhund ist sehr wichtig, wenn man sich mit so alten Recken einläßt, wie der Hirsch, von dem Sie reden! Wo schreit er denn jetzt?" und der alte Herr wurde gesprächig und erzählte selber abenteuerliche Begebenheiten aus seinem Weidmannsleben, nächtliche Pürschgänge auf Kapitalhirsche, gefährliche Begegnungen mit groben Sauen, Wölfen und Bären, und die Zeit verrann im Fluge dabei. Plötzlich hob Wildenhoff den Kopf und lauschte — nicht mehr auf die Wolfsjagd in Russisch-Polen — sondern auf eine lachende junge Stimme, die draußen vor der Thür erschallte. Dann wurde angeklopft und Erika trat ins Zimmer.

Auf der Schwelle aber blieb sie stehen. „Um alles in der Welt! Die zwei wilden Jäger beisammen! Das ist ja lebensgefährlich für harmlose Waldgeschöpfe wie unsereins."

„Lebensgefährlich! warum nicht gar!" schmunzelte der Alte, indem er sich höflich erhob. „So schöne, junge Schmalrehchen haben immer Schonzeit bei uns. Nicht wahr, Wildenhoff?"

Dieser antwortete nicht. Ihr Anblick nahm all seine Sinne gefangen. Wie schön sie war in dem glatten weißen Kleide, mit dem dunkelroten Band um die feine Taille, dem Florentiner Strohhut, der breit das sonnige Antlitz überschattete. Sie hielt ein Binsenkörbchen in den Händen, in welchem zwischen grünen Blättern ein paar schöne rotwangige Pfirsiche leuchteten. Mit einer langen Rede überreichte sie dieselben. Es war unglaublich, was das geschäftige Mäulchen alles zu sagen hatte, um die Übergabe dieser Spende einzuleiten. Mit gebührender Würdigung wurde sie denn auch in Empfang genommen.

„Schade, daß ich mich heute noch nicht revanchieren kann, gnädiges Fräulein," bedauerte der alte Herr. „Bald aber singt mein Dompfaff: ‚Im Wald und auf der Heide', wie's unser musikalischer Herr Oberförster selbst nicht schöner pfeifen kann, und dann sollen Sie ihn haben!"

Erika äußerte lebhafte Freude. „Vorläufig," fuhr Heimburg fort, „bestellen Sie sich nur bei Herrn von Wildenhoff ein paar Hirschhaken zu einem hübschen Halsgeschmeide und wünschen Sie ihm ‚Weidmannsheil' auf den Platzhirsch."

Erika wandte sich lebhaft zu Rudolf herum. „Wollen Sie einen Hirsch schießen? Wirklich? Ach, das ist schön! Dann wird sich ja Stefan endlich beruhigen."

„Was beunruhigt denn den Herrn Stefan, wenn ich fragen darf?" gab Rudolf zurück.

„Er klagte über den außergewöhnlichen Wildschaden auf seinen Feldern und meinte, die Thätigkeit von Kaspar und Genossen sei jetzt ganz wünschenswert, das Rotwild nähme sonst überhand, ein hirschgerechter

Jäger wären Sie ja gar nicht! — O," unterbrach sie sich erschrocken, „das hätte ich wohl nicht wiederholen dürfen? Nehmen Sie's übel, Herr von Wildenhoff? Ich hoffe nicht, es war doch nichts Böses!"

„Nein, sicher nicht, gnädiges Fräulein! Ich kann nicht sagen, daß Herrn von Gorbschewskis Kritik mir irgendwie zu Herzen ginge. Sie dürfen alles, was er sagt, mir unbeschadet wiederholen."

„Haha!" lachte der alte Heimburg aus vollem Herzen. „Kein hirschgerechter Jäger! Das wird er wohl erst feststellen müssen, der Sonntagsjäger, Kirmesschütze der! Hat mir auch schon mal einen Vortrag darüber gehalten, daß mein junger Freund ein Schießer, aber kein Jäger wäre, und ich fragte ihn darauf, ob er seine Weidmannssprache auf der lateinischen Schule oder wo sonst gelernt hätte!"

„Ich habe mich sehr blamiert!" klagte Erika. „Täglich bekomme ich Schelte für allen Unfug, den ich gesagt habe und nicht hätte sagen sollen, und nimmer wird es besser. Adieu, Herr Oberförster, ich will lieber wieder gehen. Wenn ich einmal so angefangen habe, wird es doch nur immer schlimmer!"

„Aber darum werden Sie doch nicht gleich wieder abstreichen, Fräulein Seeschwalbe," sagte er. „Nun, wie Sie befehlen, aber kommen Sie bitte recht bald wieder. Es fällt immer ein Sonnenstrahl in mein einsames Jägerstübchen, wenn Sie hereintreten." Er drückte herzlich die dargebotene Hand des Mädchens. „Nun, Wildenhoff," fuhr er fort, als sie sich zum Gehen wandte, „Sie werden doch das gnädige Fräulein nicht allein zu Holze ziehen lassen? Ist ein weiter Weg —"

„Wenn gnädiges Fräulein gestatten —" Rudolf wartete jedoch die Einwilligung nicht ab, verabschiedete sich schnell von seinem Gastfreunde und folgte ihr.

„Ich habe Sie so lange nicht gesehen," begann er unmutig, als er an ihrer Seite dahinschritt. „Es ist ein Wunder, daß Sie mich überhaupt noch wieder erkannten. Vielleicht geschah es auch nur, weil der alte Heimburg Ihrem Gedächtnis aufhalf."

„Für wie dumm müssen Sie mich halten," lachte Erika, „oder wie kurz von Gedächtnis! Ich bin ganz schlau, glauben Sie mir nur! Und ich habe Sie auch wieder erkannt. Was kann ich denn dafür, daß Sie uns nicht mehr besuchen."

„Ich bin ja gekommen," gab er zurück. „Ihre Frau Tante hat mich nicht angenommen, sondern sich verleugnen lassen. Warum, weiß ich nicht und auch nicht, was ich verbrochen habe, um solche Behandlung zu verdienen!"

„Gar nichts haben Sie verbrochen," erwiderte Erika mit lebhafter Bestimmtheit, „es geschieht Stefans wegen, das weiß ich ganz genau!"

„Stefans wegen? Aber das ist ja unerhört! Was geht mich denn Stefan an oder ich ihn? Will er mich nicht in seiner Gesellschaft dulden, weil ich kein hirschgerechter Jäger bin, so hat doch immerhin Ihre Frau Tante ihren Umgang ohne solche Rücksichten zu wählen. Aber wenn ich nicht irre, Fräulein Erika, auch Sie sind mir ausgewichen, ich habe es bemerkt — geschah das auch Stefans wegen?"

Erika wollte nicht leugnen, um in seinen Augen nicht als launenhaft dazustehen, und eine mildernde Abschwächung der Wahrheit stand ihr nicht zu Gebote. „Ja!" erwiderte sie unvorsichtig und trotzig, aber ehrlich wie Gold.

Rudolf hemmte unwillkürlich den Schritt. „Ja?" wiederholte er. „Also wirklich? Um seinetwillen wollten Sie mich kränken und vernachlässigen, absichtlich, mit Bewußtsein, ohne auch nur ein Hehl daraus zu machen? Vielleicht darf ich mir daraufhin die Frage erlauben, wann oder wodurch er so hoch in Ihrer Gunst gestiegen ist, daß ich so tief dagegen sinken mußte?"

Auch Erika war stehen geblieben und sah ihn an. Seine Augen waren dunkel vor Zorn und eine tiefe Falte lag über den festgezeichneten Brauen. Ein leises Gefühl der Furcht beschlich ihr Herz, doch einer Furcht, die kein sonderliches Unbehagen verursachte. „Er ist nicht in meiner Gunst gestiegen. Ach Gott, nein! nichts weniger als das!"

Ein Ton ängstlicher, ja leidenschaftlicher Abwehr klang aus diesem letzten Wort, und ein gequälter Ausdruck ging plötzlich dabei über ihr Gesicht. Rudolf horchte auf. So viel Ernsthaftigkeit, solche Empfindung hatte sie doch früher nicht gezeigt, wenn sie Stefans erwähnte? Die Wahrnehmung beunruhigte ihn. „Und doch nehmen Sie so weitgehende Rücksichten auf ihn, wie Sie früher nie gethan?" fragte er eindringlich.

„Rücksichten nicht, Herr von Wildenhoff! Wirklich nicht! Er thut mir nur so leid, und — ich mag ihn nicht unnötig mißtrauisch machen!" Sie brach ab und setzte hastig ihren Weg fort, um seinem forschenden Blick nicht mehr standhalten zu müssen.

„Nun, wenn das keine Rücksichten sind, mein gnädiges Fräulein, so weichen darin unsere Auffassungen voneinander ab," beharrte Rudolf. „Er thut Ihnen so leid, sagen Sie! Mithin fangen Sie bereits an, ihm Rechte einzuräumen, aus Mitleid! Und davor gerade habe ich Sie so dringend gewarnt! Darf ich das nicht wieder thun, Fräulein Erika, weder fragen noch warnen?" Wie warm und wie nachdrücklich war sein Ton! Wie unwiderstehlich gemahnte er sie, ihm mit Vertrauen und Offenheit zu vergelten! Doch das eben durfte sie ja nicht. Wie ein schwerer harter Stein drückte Stefans unseliges Geheimnis mit seiner grausamen Drohung auf ihrem Herzen und hemmte darin jeden freien Schlag. Die Wahrheit durfte sie nicht sagen, und was sonst? Sie wußte es nicht!

„Als Mitleid müssen Sie das nicht auffassen," stammelte sie. „Ihm fehlt ja nichts, weshalb sollte ich ihn bemitleiden?"

„Ja, die Frage werden wir beide nicht so ohne weiteres klar stellen können, mein gnädiges Fräulein," erwiderte Rudolf. „Gewiß fehlt ihm etwas; ich weiß nur eben auch nicht was! Er kommt mir schon lange vor wie einer, der ein schlechtes Gewissen hat, und er wäre gerade der rechte, um sich als Märtyrer einer einstmals begangenen Schuld bei unerfahrenen jungen Mädchen interessant zu machen!"

„Aber Herr von Wildenhoff, woher wissen Sie das?" rief die Unverbesserliche kopflos in ihrem Schreck.

Er lachte kurz und zornig.

„Ich weiß es gar nicht, es war die Mutmaßung eines fährtengerechten Jägers, gnädiges Fräulein, und Ihr unbedachter Ausruf soeben zeigt mir, daß ich recht hatte! Aber glauben Sie mir, einen so unerhörten Vorgang werde ich nicht ruhig mitansehen! Gelingt es dem Kerl durch solche unlauteren Mittel, Sie in seine Schlinge zu locken, so mache ich ihn unschädlich, verlassen Sie sich darauf!" Seine Stimme zitterte vor Ingrimm, und seine Augen flammten. Erika sah seine Drohung bereits in schrecklicher Deutlichkeit erfüllt.

„Der unglückliche Stefan," rief sie entsetzt, „das ist ja fürchterlich! Von allen Seiten droht ihm das Verhängnis! Sie wollen ihn totschießen, wenn ich mich mit ihm verlobe — er selber will sich totschießen, wenn ich mich mit —" Sie hielt inne. „Mit Ihnen verlobe," hatte sie sagen wollen. Und das Entsetzen bei dem Gedanken, es hätte wirklich dieses Wort um Haaresbreite ihr entschlüpfen können, betäubte sie geradezu. Abermals blieb sie stehen, den Kopf gesenkt, das Antlitz bis zur Stirn hinauf von Glut überhaucht. Er sah das — und gerade dies Entsetzen ließ ihn erraten, was sie hatte sagen wollen. Wie war sie reizend und rührend zugleich in ihrer unbedachten Offenheit und der tiefen Verwirrung darüber Ein stürmisches Entzücken überkam ihn, wie er nie zuvor empfunden, der kaum bezwingbare Wunsch, sie an sich zu ziehen und mit heiß aus dem Herzen strömenden Liebesworten sie zu trösten für den süßen Schreck, in dem sie wie gebannt hier vor ihm stand. Der Wunsch wuchs in seiner Seele zu einer Versuchung an, die für den Augenblick ihm unerträglich dünkte. Unwillkürlich wandte er sich ab, um den Sturm vorüberziehen zu lassen. „Schonzeit!" dachte er und biß die Zähne fest zusammen. Einige Sekunden lang herrschte atemloses Schweigen zwischen den beiden. Dann aber trat Rudolf wieder zu ihr und blickte sie aus den tiefen Augen ruhig und freundlich an.

„Lassen Sie sich doch durch solche albernen Drohungen nicht einschüchtern, Fräulein Erika. Nicht durch meine und nicht durch seine, sondern handeln Sie nach Ihrem wahrhaftigen Gefühl! Wenn Gordschewski nicht Mannes genug ist, sich ohne Ihre Beihilfe durchs Leben zu schlagen, dann verliert die Welt wahrlich nicht viel durch seinen Abschuß!"

Erika blickte wieder auf, verständnisvoll, doch nicht überzeugt. Schweigsam gingen sie weiter. Die Sonne brannte und es lagerte seltsame Schwüle im Walde. An einer Wegbiegung blieb Rudolf stehen. „Dort liegt Ihre Waldfeste, gnädiges Fräulein, und ich will mich Ihnen hier empfehlen!"

„Wollen Sie nicht mit hinaufkommen?" fragte sie ungewiß, und er fühlte mit einem Stich im Herzen, daß die Aufforderung nicht ganz ehrlich, jedenfalls nicht dringend gemeint war.

„Nein, danke. Wenn Sie gestatten, versuche ich ein andermal! Heute lieber nicht — Stefans wegen!"

„Sie sollen das nicht sagen!" rief Erika, die sich getroffen fühlte, ärgerlich. „Warum höhnen Sie mich? Ich habe Ihnen doch nichts zuleide gethan!"

„Ich höhne Sie nicht, Fräulein Erika. Ich möchte Sie nur daran erinnern, daß er kein Objekt ist, um ihm ein Herz wie das Ihrige zum Opfer zu bringen. Denken Sie doch daran!"

Seine nervige Hand umschloß die ihre mit festem Druck, in der gesenkten Linken hielt er seinen Jägerhut. Sonnenglanz lag auf seinem braunen Haar, in den dunklen, schönen Augen.

„Ich werde daran denken!" sagte Erika überzeugungsvoll.

(Fortsetzung folgt.)

Die Welfin von Elmsrode.

Roman

von

Gustav Schollwöck.

Erstes Buch.

Auf den lerinischen Inseln.

Erstes Kapitel.

„Sie kommen!"

„Wo?"

„Dort unten, die Croisette herauf, vom Grand Hotel her. Sind noch ziemlich ferne, und zeigen, soweit ich's unterscheiden kann, keine Eile."

„Ah, endlich doch! O, bis das sich aus den Federn schält und zu einer kurzen Ausfahrt bereit macht! Bis das erforscht hat, welcher Wind heute weht, ob die Luft trocken oder feucht, und danach Brust und Hals und Nase in ein Dutzend Tücher gewickelt hat, trotzdem die liebe Sonne am wolkenlosen Himmel steht! Bis das seine gerösteten Brotschnitten mit Butter garniert und mit fadem Milchkaffee hinuntergeschwemmt hat! Heiliger Cassian — da kommt unsereins doch rascher zu Ende und billiger!"

Auf dem Rande eines starkgebauten Segelbootes sitzend brummt's ein wettergebräunter Sohn der sonnebegnadeten Provence. Das eine Bein über das andere geschlagen, hält er auf dem Schoße die gestrickte, umgestülpte Phrygiermütze und langt aus derselben kleine, schwarzbraune Muscheln, öffnet sie der Reihe nach mit stumpfer Messerklinge und schlürft das gelbbraune Austerntier mit brummendem Behagen.

Hinter ihm, Rücken an Rücken, sitzt sein Gefährte auf dem jenseitigen Rand des Bootes, schlägt mit den Fersen im Takt gegen die äußere Bordwand, und spricht in singendem Tone so vor sich hin, kaum mit einer leichten Neigung des Kopfes nach dem anderen:

„Billiger? Das schon noch. Aber nicht mehr billig. Wenn sie auf dem Fischmarkt dort diese winzigen Dinger, die Du da verschluckst, das halbe Hundert um einen Sou verkaufen, so muß unsereins von teueren Zeiten reden. Seitdem Lord Brougham ins Land gekommen —“

„Weiß ich noch,“ raunte der andere; „bin damals um die vierzehn Jahre alt gewesen.“

„Ich auch so was, weiß nicht genau,“ fährt der andere gleichgültig fort. „Nun also, seit der große Lord jenseits der Kirche sich angebaut, seit dann der General Taylor folgte, und der Herzog von Vallombrosa sein Château des Tours auf den nächsten Pinienhügel pflanzte: seit der Zeit ist unser kleines Cannes berühmt und teuer geworden. Weiß Gott, wie der Fremdenstrom von Jahr zu Jahr zunimmt! Der kleine George Méry, der dort drüben gerade unter der Thür seines Hotels Maulaffen wie gewöhnlich feil hält und dabei doch eigentlich seiner Frau einen Portier erspart, hätte sich's vor Jahren auch nicht träumen lassen, daß er um jeden Preis dereinst noch als Millionär sterben soll. Der kann sich ein gebratenes Huhn leisten, so oft er will; aber unsereins keines mehr wie ehedem für fünf und sechs Sous! Da muß eben Mutter Catherine manchmal eine Bouillabaisse als Trösterin zurecht machen, mit der sich's zur Not auch leben läßt. Hab' ich recht, Pierre?“

Und der Graukopf schnalzt mit der Zunge, während er von seinem Hochsitz in den feuchten Sand niederspringt, den gerade eine zurückweichende, ganz flache Welle bloßlegt.

Pierre führt eben die letzte Muschel zum Munde und saugt den Inhalt mit pfeifendem Schlürfen. Dann wirft er die Schale hinab ins Meer, das in ruhigem Atemholen leise knisternd nun über den flachen Strand zurückrollt, steckt das Messer in die Tasche und stülpt die von Meerwasser noch stark durchfeuchtete Mütze ohne Umstände auf das krause Haar.

„Na, laß nur gut sein,“ plaudert er gemütlich, während er sich den Mund wischt, „wäre unsere Stadt noch das alte unbekannte Nest, dann wäre freilich unser Leben billiger, aber mit dem Verdienen wär's eben auch wie eins gegen zwanzig bestellt. Heute haben wir schon die dritte Ausfahrt nach den Inseln in dieser Woche. Thut zusammen fünfundsiebzig Franken, und dazu meist noch ein schönes Trinkgeld und ein feines Frühstück extra! Das war vor zwanzig, ja vor fünf Jahren nicht zu verdienen damit, daß man sich auf einige Stunden hinters Segel legte. Ho, muß es reiche Leute geben dort hinten im Norden. Nun haben wir schon alle Nationen hier, und sogar von Amerika kommen sie herüber, wo die Sonne doch auch sehr warm scheinen soll, um sich die kranken Lungen auszuheilen; zumeist aber doch nur, um dem guten Herrgott den Tag abzustehlen. Aber nicht die wenigsten kommen eigens zum Sterben her. Die blieben doch eigentlich gescheiter gleich zu Haus!“

„Laß sie doch,“ eiferte plötzlich der andere. „Das Sterben kostet hier sehr viel Geld, und dieses Geld bleibt hier sitzen! Es mögen der Jahre zehn oder elf her sein, daß ich die berühmte Rachel auch nach den Inseln fahren durfte. Was wußte ich von dem Frauenzimmer! Aber als sie kaum sechs Wochen darauf dort hinten an der Berglehne in der Villa Sardou starb, war ein großer Lärm um den Fall, und ich erfuhr nun erst, was für eine feine Dame es gewesen, die mir nach der kurzen Fahrt über die Taxe ein blankes Fünffrankenstück einhändigen ließ! War noch in guten Jahren, das arme Ding, als es fort mußte; und hatte ein paar Augen, die brannten wie die liebe Sonne — hatte solche Augen mein Lebtag noch nicht gesehen. Wie eine Prinzessin hat man sie heimgeführt, obwohl sie nur eine Jüdin war! Siehst Du, und so kommt viel Geld unter die Leute.“

„Ich habe auch nichts dagegen, daß sie zu uns kommen, wenn sie es durchaus wollen,“ gähnte Pierre. „Ich sage nur, daß ich's nicht thäte. Na, und die wir heute nach den Inseln führen werden, sag' mal, Gervais, sind das auch Leute mit halben Lungen und dem ewigen Gehuste, daß man ihnen gern ein Pfund Honig in die Kehle geben möchte, wenn es ihnen nur hülfe!?“

„Die die Barke gestern noch gegen Abend bei mir bestellte, ist die Lehrerin, die Du wohl auch kennst,“ entgegnete Gervais. „Da geht sie schon, ein Stück den andern voraus, und winkt uns ihre Ankunft zu. Jawohl, Fräulein, alles bereit!“ rief er, ohne seine Stimme irgendwie anzustrengen, der Näherkommenden entgegen. „Es ist eine Deutsche oder sonst was,“ plauderte er dann wieder ruhig weiter, während er mit Pierre ein schweres Brett als Einsteigebrücke zurechtschob; „sie giebt Unterricht in feinen Häusern und wird gern zu den Ausflügen mitgenommen, weil sie die Gegend kennt und den Handel mit den Fiakern und uns Bootsleuten gut versteht.“

„Ach ja, jetzt erkenne ich sie auch, dieweil sie herankommt,“ erwiderte Pierre gelassen. „Die hält es unter uns allen am Hafen nur mit Dir. Die freilich ist nicht krank.“

„Donnerwetter, alles eher als das!“ lachte Gervais, und zog nun artig die Mütze, und sein Gefährte folgte gemütlich seinem Beispiel.

Zweites Kapitel.

Über dem Boulevard de la Croisette, wie die Straße unmittelbar am Strande in Cannes genannt wird, flutete das hellste Sonnenlicht. Nur eine leise Bewegung ging durch die Luft, es war ein mildes Fächeln, wie es die Kinder des Nordens wohl manchmal in sanften Mai- und Junitagen umfängt und Körper und Seele ihnen mit wonnigem Behagen durchströmt.

Dort unten aber, an der paradiesischen Küste der Provence, entsagt auch der gestrenge Winter seinen starren Attributen. Mit einem Wink seines Scepters hüllt er die Lande nicht in Eis und Schnee — vielmehr borgt er des Lenzes verschwenderische Geberlaune, und streut Blüten, wirkliche, duftige Blüten auf die Kletterrosen, auf Thymian, Goldregen und Sternhyazinthen, während jenseits der Alpen düstere Nebel wallen, oder die harten Formen der Eisblumen um die verriegelten Fenster wuchern.

Es ist um die zehnte Stunde. Die Sonne hat bereits sehr nachhaltige Kraft gewonnen, so daß die noch nicht allzu zahlreichen Spaziergänger am Meeresufer ihre Schirme schon meist geöffnet tragen. So schlendern sie in Gruppen dahin, in eifrigem Geplauder. Andere freilich, streng sich abschließend von dem sorglosen Frohsinn der mit einer ungestörten Gesundheit Beglückten, wandeln einsam fürbaß, in behutsamem Takte, und hemmen dann manchmal ihre Schritte, um die salzige Luft, die vom Golf heranströmt, in vollen Zügen einzuatmen in die kranke Brust.

Nicht so die Dame, welche in raschen Schritten nun die Fahrbahn des Boulevards kreuzt und dann gerade herab über die sandige Böschung sich den wartenden Schiffern nähert.

„Guten Morgen, Gervais," ruft sie in einem Ton, daß der Gruß fast wie ein Befehl klang. „Wir werden heute eine schöne Fahrt haben."

„Die schönste, mein Fräulein, die wir noch zusammen gemacht," entgegnete der Führer des Bootes schmunzelnd.

„Aber Sie haben heut einen anderen Kameraden ausgewählt," fährt die Dame fort, indem sie einen prüfenden Blick auf Gervais' Gefährten wirft.

„Gasparo hält zu Hause Wache bei seiner Frau; sind ihrer um eines mehr geworden letzte Nacht."

Die Fremde setzte prüfend den Fuß auf die improvisierte Brücke.

„Was kann man da sagen," meinte Gervais gleichgültig; „übrigens ist der da, Pierre, anstellig; Sie werden zufrieden sein, Fräulein."

„Kann er den Tisch decken draußen auf dem Meer?"

„Das besorge doch i ch, Fräulein, nach alten Rechten."

„O, es giebt heute große Gesellschaft und darum beim Frühstück viel zu thun."

„Aber bin ich nicht flink und sicher trotz einem Kellner im Grand Hotel?"

„Vollkommen, Gervais. Nur können Sie Ihre Arme nicht länger machen als sie sind, und ich selber werde mich heute nicht sonderlich um das Bestellen der Tafel bemühen."

„Ist nicht nötig, Fräulein," giebt der Schiffer in einem fast väterlich wohlwollenden Tone zurück und wirft dabei verstohlen einen schnellen Blick auf die Dame. „Können sich ganz ungestört der Gesellschaft widmen. Pierre ist ja auch kein Neuling und weiß schönen Damen die Teller zu wechseln, ohne mit den Speiseresten ihre Kleider zu beschmutzen."

„Wollte ich meinen!" raunte Pierre halb schüchtern, halb trotzig in seinen Stoppelbart.

„Dann ist es gut so, daß ich mit Euch Ehre einlege," wirft sie leichthin und wendet sich mit rascher Bewegung der Seite zu, woher sie gekommen.

„Und der Speisekorb wird doch auch gebracht, daß wir nicht länger zu warten brauchen?" fragt Gervais, während er ebenfalls nach der Straße hin ausschaut.

„Gewiß, sogleich, von einem Diener des Hotels."

„Wir sollten eben noch aus der Bucht heraus sein, ehe der Morgenwind einschläft."

„Ei, der bequeme Herr! Natürlich, damit Ihr die Ruder nicht zu führen braucht! Aber wir haben gerade heute gar keine Eile! Hören Sie, Gervais?"

„Vollkommen, vollkommen, Fräulein," tönt es leis zurück, und Gervais blickt so gleichgültig geradeaus, als hätte er nichts gehört.

Am Rande der Böschung, die hier den flachen Strand um mehr als Manneshöhe überragt, erscheint, lebhaft plaudernd, eine zahlreiche Gesellschaft. Ihren Mittelpunkt bildet eine junge Dame, in einfachster Eleganz gekleidet, den Sonnenschirm quer über den Rücken etwas burschikos durch die beiden Ellbogen gesteckt, oder vielleicht unbewußt ein stillberedter Schutz gegen eine allzu eifrige Annäherung der Herren, welche sie umschwärmen und wetteifernd von allen Seiten in fröhlicher Erregtheit ihre Worte nur an sie richten. Sie selbst wandelt des Weges in heiterer Ruhe, den Blick vorwärts auf die harrende Barke geheftet, und nur manchmal fällt von ihren Lippen ein kurzes Wort der Entgegnung in das Stimmengewirre ihrer Begleiter. Auch diese lauter jugendliche Gestalten, meist schmächtig, an Eleganz der äußeren Erscheinung einander überbietend. Einer von ihnen, das schwarze Schnurrbärtchen zu kecken, aber noch sehr kurzen Spitzen ausgedreht, holt in diesem Augenblick ein indisches Foulard aus der Tasche des Überrockes und legt es mit berechnender Sorgfalt um den Hals. Erst nachdem dies geschehen, spricht er fast feierlich:

„Cousinchen, Sie thun sich heut wieder auf Ihre nordische Abhärtung etwas zu gute, genau wie diese anderen Herren hier. Aber das Meer entlang herrscht doch immer Zugluft, und dann draußen erst! In richtiger Voraussicht und in steter Besorgnis um Sie habe ich noch eigens ein Tuch zu mir gesteckt, das ich Sie nun umzunehmen dringend bitte."

Er sucht in den Taschen und holt bald ein zweites Foulard hervor, das er dem schönen Mädchen mit besorgter Miene vorhält.

Ein schalkhafter Blick trifft ihn aus ihrem Auge; dann, ohne seiner Bitte weiter zu achten, hemmt sie plötzlich den Schritt und atmet in tiefen Zügen die kräftige Salzluft ein, die in leicht fühlbaren Wellen ihr vom Meere her entgegenströmt. So steht sie am Rande der Böschung, ein Bild der Kraft, Gesundheit und Lebenslust, und ihr blitzendes Auge verrät deutlich die Genugthuung über die wetteifernden Huldigungen ihrer Begleiter.

Nun tritt der eine der Herren vor sie hin an den Abhang, hält ihr die Rechte entgegen und spricht:

„Hier, Baronesse, treten Sie auf diese paar

Büschel starren Grases, die aus dem trockenen Sande ragen. Man versinkt hier sonst bis über den Knöchel."

Die Dame stützt sich mit der Linken kaum auf seinen Arm, und mit sicheren Tritten gleitet sie über die Halmbüschel flugs hinab zum Uferrand. Dort strecken sich ihr schon die derben Hände der Schiffer entgegen, welche sie rasch an den Ellbogen fassen und in einem einzigen Schwung das ziemlich steile Trittbrett hinauf in das Boot heben.

In lustigen Sprüngen folgt die übrige Gesellschaft. Doch geben sie dem Fräulein, das ihnen zum Strande vorausgeeilt war, den Vortritt über die Brücke, und folgen ihr dann, der Herr mit dem Foulard in etwas possierlicher Unbeholfenheit, ins Innere des Bootes. Ein Hoteldiener springt herzu, reicht Gervais einen geräumigen, mit blendendem Linnen verdeckten Korb, aus dem seitlich einige Flaschenhälse verräterisch hervorlugen. Der Bootsführer verwahrt ihn sorgfältig in einer Truhe im Hinterteil des Schiffes. Unaufgefordert treten einige in der Nähe ohne Beschäftigung lungernde Fischer heran und helfen, die Schultern gegen die Bootswand gestemmt, die Barke vollends flott zu machen. Pierre und Gervais schwingen sich hinein, und während die Gesellschaft in etwas erregter Umständlichkeit sich in die Plätze teilt, bringen sie das Schiff mit starkem Ruderschlage vom Lande ab und vor den Wind.

Als endlich alle ruhig saßen, brach die Unterhaltung unwillkürlich ab, und jedes war eine Zeitlang beschäftigt, der neuen und wie es schien ungewohnten Situation seine Aufmerksamkeit zu widmen.

Das Boot zeigte sich für seinen besonderen Zweck, dem Vergnügen der eleganten Fremdenwelt zu dienen, ganz hübsch ausgerüstet. Die Wände und Sitze waren mit weißer Ölfarbe bestrichen, so glatt fast, als wären sie poliert. Für die Füße waren schemelartige Stützen bereit, an den Seiten festgestemmt. Und als nun Gervais am lackierten Mast das gestreifte Segel aufzog und an der Spitze den zierlichen Wimpel mit der französischen Trikolore spielen ließ, da bot das Fahrzeug einen schier stolzen Anblick. Leise rauschend perlte die Flut um den Bug auf, und in sanften Hebungen, kaum merklich zur Seite geneigt, glitt das Schiff hinaus in die freie See.

Während Gervais das Segel unter seiner besonderen Obhut hielt, legte Pierre den Steuergriff zwischen Arm und Brust. Den Ehrenplatz in der Gesellschaft nahm die junge Dame ein, welche im Kreise der Herren dem Fräulein gefolgt war, das der Bootsführer schon vorher als gute Bekannte begrüßt hatte. Diese hatte ihren Platz in der Nähe des Steuers gewählt, von wo aus ihr Blick ungehindert sämtliche Teilnehmer der Fahrt übersehen konnte. Und in dieser Anordnung schien sich wie von selbst ihr persönliches Verhältnis zu diesen auszudrücken. Während jene heiter und lebhaft, wenn auch anfangs eine Zeitlang stumm beobachtend, sich den neuen Eindrücken hingaben, saß sie mit ziemlich gleichgültiger Miene zunächst Pierre, und als die Unterhaltung allmählich wieder in Gang kam, wandten sich die Herren und das junge Mädchen stets nur mit einer gewissen Förmlichkeit an sie. Wenn sie schweigend vor sich hinsah, mochte man bei einem ersten, raschen Blick auch ihr noch jenes Alter zuerkennen, in welchem das Weib sich gern noch und sorglos mit anderen um die Zahl seiner Jahre neckt. Wenn man aber schärfer zusah, insbesondere wenn das Spiel der Miene den Inhalt ihrer Reden begleitete, dann erkannte man in den ausgearbeiteten Zügen das Siegel, das auch der satte Ton der Sprache bestätigte, welches ernste Erfahrungen einem Menschenleben aufzudrücken pflegen. Dabei waren ihre Bewegungen von vollendeter Sicherheit; ihre ganze Erscheinung, die geschmeidige Kraft ihrer hohen Gestalt, der feste und doch freundliche Blick ihres dunklen Auges, ein vornehmes Etwas in dem leichtgebräunten Antlitz von imponierendem Eindruck — den nur manchmal, wenn auch ganz vorübergehend, eine gewisse freie Herbheit in Ton und Gebärde überschattete.

Drittes Kapitel.

Mit günstigem Winde ging die Fahrt rasch von statten. Bald war man in der Nähe der Klippen angelangt, welche dem Cap de la Croisette vorlagern, und über welche der Gischt der breitanrollenden Wellen wie eine silberne Flut hinleckte. Immer höher und drohender wuchs auf der nahegelegenen Insel St. Marguerite der steinerne Bau empor, den Vauban dort einst errichtet hatte. Linkshin gegen Osten, bis an die äußerste Spitze des Eilands, dehnte sich das lichte Grün eines mächtigen Pinienwaldes. Weiterhin dunkelte im sattesten Blau das unendliche Meer und über dem Ganzen lag ein wolkenloser, lichtdurchglühter Himmel. Mit sanfter Kühle wehrte der Ostwind der ungestümen Kraft der Sonnenstrahlen.

„Nun ja, der Tag ist zu unserem Ausflug ja ganz geeignet," hob einer der Herren an, welche sich zunächst um das junge Mädchen gruppierten; „aber hätte ich vorher gewußt, daß der preußische Kronprinz heute mit seiner Familie die Inseln besucht, wie wir erst im letzten Augenblick durch den Hoteldiener erfuhren, dann hätte ich entschieden für die Wahl eines anderen Tages gestimmt."

„Mein lieber Graf, Sie werden einander durchaus nicht lästig fallen," meinte lächelnd jener, welcher vorher dem schönen Bäschen das Seidentuch aufdrängen wollte.

„Aber meine Herren," rief nun der, welcher ihr an der sandigen Uferböschung seinen Arm als Stütze angeboten hatte, „nur heute keine Politik! Genießen wir diese ambrosischen Stunden, ohne sie uns durch den Wermut zeitgeschichtlicher Erwägungen zu verbittern!"

„Das mögen *Sie* so leicht fertig bringen, Baron," kam es dumpf vom Munde seines Nachbars. „Sie sind Franzose. Ihnen verkörpert sich in dem preußischen Kronprinzen, der hier von den rauschenden Festlichkeiten gelegentlich der Eröffnung des Suezkanals ausruht, nur ein neues Kapitel *französischer*

Glorie, das eine nahe Zukunft in die Tafeln der Weltgeschichte eingraben wird. Aber vieren von uns, Kindern der hannoveranischen Erde, deren Familiensitze zwischen dem Teutoburgerwald und der Elbe viel älter sind als die Herrschaft der Hohenzollern in den Marken, ist jener Prinz der Vertreter einer usurpatorischen Gewalt, vor deren augenblicklicher Überlegenheit wir uns in das gastliche Frankreich zurückgezogen haben — des Tages harrend, der in den welfischen Landen das Recht wiederherstellt und uns der Heimat wieder zurückgiebt!"

In wachsender Erregung und lodernden Auges hatte der Sprecher diese Worte hervorgestoßen, und die fröhliche Stimmung der Gesellschaft war mit einem Male sichtlich in Verstimmung umgeschlagen. Selbst das schöne Mädchen blickte sehr ernst, und es lag ein herber Trotz um die Winkel ihres kleinen Mundes, als sie die leidenschaftlichen Worte ihres Begleiters nun ruhiger weiterspann:

„Die Sache ist, daß Baron Saraudy, Diplomat von Beruf und gerade darum für politisches Empfinden etwas blasiert ist."

„Gerade darum?" gab jener schnell zurück. „Ich diene Frankreich in freier Ergebenheit und gerade deshalb mit um so größerer Hingebung. Ein schlechter Diplomat, der an dem Hauptübel der modernen Gesellschaft leidet, der Blasiertheit! Ich bin stolz darauf, mich zu dieser Errungenschaft eines weltmännischen Lebenslaufes nicht zu bekennen. Auch der Diplomat, dem in erster Linie die Sprache gegeben ward, um seine Gedanken zu verbergen, muß doch eine unbeirrbare Begeisterung für die großen Interessen seines Volkes, ja der Menschheit im Herzen tragen. Ohne sie mag er vielleicht immerhin in der Salonintrigue Erfolge haben, aber ganz gewiß wird er es nie in jenen entscheidenden Stunden, da wichtige materielle Fragen oder gar die Geschicke der Nationen gegeneinander ausgespielt werden. Es ist ja eine populäre Vorstellung, der Diplomat müsse so etwas wie ein geriebener Fuchs, und er brauche nur das zu sein, Schleicher, Gelegenheitsdieb und Räuber in einem. Aber die Herren Staatslenker älterer Ordnung, die da glauben, noch nach früheren Rezepten einem für eine große Idee begeisterten Gegner ein Bein stellen zu können, werden eines Tages aus dem Taumel ihrer kindischen Selbstgefälligkeit emporgeschreckt werden — zu spät dann für ihre Eitelkeit und zu spät für das Land, dessen Ehre und Interessen sie vertreten sollten!"

„Er ist doch immer schwerblütig, unser lieber Freund Armand," gähnte der Herr mit dem indischen Foulard, nachdem er jenen kaum hatte ausreden lassen.

„Und es hört sich just an wie eine Verteidigung Bismarcks," fügte ein anderer etwas gereizt bei.

„Den Mann brauche doch ich nicht zu verteidigen, der bis jetzt wenigstens seine Sache mit Erfolg — ich frage nicht nach dem Recht in diesem Augenblick — selbst geführt hat!" klang es wie in leisem Hohn zurück.

„Baron Saraudy, ich glaubte Sie bisher einen Freund der Legitimität!" rief aufgeregt ein anderer Herr dazwischen.

Armand von Saraudy verneigte sich höflich. „Halten Sie diesen Glauben ohne Sorge auch ferner fest, Graf Teschberg. Im übrigen war meine letzte Bemerkung nur eine sachliche Feststellung auf Grund von Thatsachen, die auch der schärfste Widersacher nicht abzuleugnen vermag — zum Beispiel wir Franzosen und Sie, die Emigranten. Wir Diplomaten müssen uns nun einmal, ganz unberührt von Gefühlen und Stimmungen, vor allem eine kühle, rein sachliche Auffassung wahren. Ich glaube dieser Pflicht zu genügen, wenn ich daran festhalte, daß jener Mann vorerst zwar den heiligen Haß von Millionen, aber nicht den Kinderspott verdiente, der ihn da und dort verfolgt. Was etwa die Zukunft bringen dürfte, darüber sind wir aber heute nicht Richter! — Doch genug jetzt von alledem. Werfen Sie lieber einen Blick nach dem Lande zurück. In der Beurteilung dieses Panoramas giebt es wohl keine Verschiedenheit zwischen uns. Dort gen Westen schließt das Esterelgebirge mit seinen dichtbewaldeten, fast düsteren Hängen das herrliche Halbrund höchst wirkungsvoll ab. Im Norden die zerklüfteten maurischen Berge, in denen ich mit Freund d'Autran demnächst einen Wolf oder sogar Bären zu jagen hoffe, wenn ihm seine Cousine für einige Tage Urlaub gewährt —"

„Unter Ihrer schützenden Begleitung, Herr von Saraudy, mag er den Urlaub haben." Das schöne Mädchen lachte.

„Erst vorgestern wurden einem Pächter dort hinter Grasse einige Schafe zerrissen."

„Auf die Bestie!" schrie nun der Herr mit dem Seidentuche lebhaft. „Wir wollen nicht wiederkehren, bis wir sie erlegt haben!"

„Herr d'Autran, Sie vergessen in Ihrem Nimrodseifer, daß Ihnen in der Villa Lutetia eine sorgliche Mama lebt!" kam es nun vom Hinterteil der Barke her. „Sie hat schon heute nicht ohne lebhafte Beängstigung in Ihre Teilnahme an der Meerfahrt gewilligt. Sie wird nie zugeben, daß Sie sich in ein solches Wagnis stürzen!"

„Ah, Fräulein Sommer möchte den Anschein erregen, als besäße ich nicht genug persönliche Freiheit," lachte René d'Autran in einem Tone, der unwillkürlich etwas auffiel.

Die also Apostrophierte schien es nicht zu hören. Sie hielt den Blick über die Gesellschaft hinweg, da sie ein wenig erhöht saß, auf die altersgrauen Mauern des Forts gerichtet, und ihr Angesicht erriet nicht die leiseste Erregung. Doch René fühlte, daß ein flüchtiger Seitenblick seiner Cousine ihn streifte. Armand Saraudy nahm den Faden der Unterhaltung nach einem kaum sekundenlangen Schweigen, scheinbar arglos, wieder auf, indem er die Reize der Landschaft in beredten Worten feierte.

Viertes Kapitel.

Plötzlich kam Leben in die Mannschaft. Gervais ließ die Leine locker, schwer flatternd schlug das Segel um den Mast, daß es der Cousine Renés, die zunächst saß, beinahe das mit einem blauen Schleier

umwundene Hütchen in die Wellen entführt hätte, wenn nicht ein rascher Griff Armands dem vorbeugte. Lachend nahm das Mädchen das kleine Ungemach hin und befestigte den Hut von neuem auf dem Kopf, wozu sie, vielleicht nicht ohne einige Koketterie so den Reichtum ihrer dichten, blonden Flechten zeigend, ziemlich lange Zeit brauchte. Gervais band inzwischen das Segel fest und trieb mit Hilfe des Ruders die Barke an den Strand. Auf rauhem Kiesgerölle zwischen zwei mächtigen Steinblöcken bot sich ein günstiger Landungsplatz. Die Gesellschaft wartete keineswegs ab, daß Gervais durch ein Brett wieder eine Brücke herstellte, sondern in lustigen Sprüngen setzte eines nach dem andern ans Land. Zuletzt folgte Fräulein Sommer, gemessen wie immer. Während die übrigen bereits den ziemlich flachen Uferrand emporstiegen, war Armand Saraudy neben dem Bug des Schiffes stehen geblieben und reichte dem Fräulein zuvorkommend die Hand. Sie bediente sich mit freundlichem Dank seiner Stütze und folgte dann an seiner Seite der Gesellschaft.

Ein durchdringender Duft schlug ihnen alsbald entgegen. Meterhohe Thymianbüsche standen an dem schmalen Fußpfad, der sie ins Innere des Eilandes führte. Bald drang ein anhaltendes Lachen her. Die Vorausgehenden blieben einen Augenblick stehen, und indem sie dem nachfolgenden Paare zuwinkten, wiesen sie hierhin, dorthin auf schmutzig weiße, unförmliche Klumpen, die zwischen den Sträuchern umherlagen. Ab und zu regte sich's in denselben.

„Das sind arabische Gefangene," sagte Fräulein Sommer im Weitergehen zu Armand, „die auf St. Marguerite interniert sind. Manche von ihnen verträumen schon mehr als ein Lebensalter in diesem Exil, einst Kampfgenossen Abd-el-Kaders, die Besiegten des Marschalls Bugeaud und des Herzogs von Aumale. Seither brachte jeder Kabylenaufstand der Insel neue Gäste; und noch vor zwei Jahren, als die letzte Erhebung weniger durch die Taktik Mac Mahons als durch die furchtbare Hungersnot unter den Eingeborenen niedergeschlagen wurde, erhielt das Fort hier neuen Zuzug durch eine Anzahl gefangener Häuptlinge. Und da liegen sie nun, fest in ihre Burnusse gehüllt, jeden wolkenlosen Tag in der brennenden Sonne umher und haben Mühe, sich genügend zu erwärmen."

„Sie haben die Inseln schon mehrmals besucht, mit verschiedenen Familien, wie Sie mir drüben sagten," nahm Armand Saraudy das Wort. „Und ich selbst muß gestehen: man überläßt sich gern Ihrer Führung."

Das Fräulein wirft den Kopf etwas zurück und während sie mit der Schirmspitze nach vorne weist, giebt sie lächelnd zurück: „Heute offenbar nicht; heute bin ich einigermaßen überflüssig."

„Ei," meinte Armand mit Humor, „das dort ist eben die Jugend, die sich leichten Herzens selbst immer Rat weiß."

„Und Sie — Sie wollen sich doch nicht von dieser Jugend ausnehmen?"

„Fast. Sie hörten ja, wie Freund René mich ‚schwerblütig' nannte."

„Weil Sie einem ernsten Berufe leben, einem zweckbewußten Dasein."

Sie sagte das mit einer Betonung, mit einer Freiheit des Ausdrucks, womit sie die gesellschaftliche Grenzlinie zwischen sich, der Lehrerin, und den übrigen Teilnehmern, Angehörigen altadliger Familien, sehr bestimmt verwischte.

„Sie kennen die Frau Marquise schon länger?" nahm Armand ganz unbefangen wieder das Wort.

„Wir begegneten uns gelegentlich in Paris in Familien, wo ich deutschen Unterricht erteilte. Seit dem Jahre sechsundsechzig gönnen weiterblickende Eltern auch in Frankreich der deutschen Sprache einige Aufmerksamkeit. Herr Ligneau, der Großindustrielle, sagte eines Tages zu mir: ‚Ich habe viele Abnehmer in Deutschland. Meine Söhne werden einst mein Geschäft weiterführen. Sie sollen nun vor allem Deutsch, dann meinetwegen auch Englisch lernen.' Und der Mann kennt die Welt durch seine internationalen Beziehungen; der weiß, daß Paris nicht mehr die Welt ist."

„Auch ich bemühe mich, Ihre Sprache zu lernen," fiel Armand ein, „wenn es mir auch ziemlich sauer wird."

„O, es kann Ihrer Laufbahn nur zu statten kommen," entgegnete das Fräulein sehr entschieden.

„Das klingt ja schier ein bißchen teutonisch!" scherzte Armand.

„Nicht in dem Sinne, wie Sie es meinen," kam es zurück. „Ich hätte dazu gar keinen Grund," setzte sie herbe bei. „Aber die rein sachliche Auffassung, ‚ganz unberührt von Gefühlen und Stimmungen', zu der Sie sich bemühen, wünsche auch ich allzeit festzuhalten."

„Ich beglückwünsche Sie dazu, wenn ich auch glaube, daß dies Frauen stets schwerer wird als uns Männern," meinte Armand, und es klang wie ein gutmütiges, verhaltenes Necken.

„O, Baron Saraudy, das Leben macht den Charakter, nicht das Geschlecht!"

Armand blickte mit Interesse auf das Fräulein, das langsam an seiner Seite dahinschritt. Aber er wollte offenbar die Unterhaltung von dem Gebiete, an das sie schon wieder streifen wollte, fern halten. Darum sprach er nach kurzer Pause:

„Sie begegneten Fräulein von Elmsrode schon in Deutschland?"

„Keineswegs. Vorgestern, während ich in der Familie Saint-Ay im Grand Hotel Stunden gab, kam Marquis d'Autran, der dort viel verkehrt, mich im Auftrage seiner Mama zu ersuchen, daß ich die Begleitung des Fräuleins von Elmsrode nach den Inseln übernehme. Die Marquise selbst befürchtete Herzklopfen von der Meerfahrt, und der Schutz des Vetters René scheint der alten Dame selbst nicht genug würdevoll gewesen zu sein. Die drei übrigen Herren, Klubfreunde des Herrn René, Graf Teschberg, von Bosse und Immenhof, durften sich anschließen unter der Bedingung, daß ich die Führung übernehme. Sie gehören zu den hervorragendsten Mit-

gliedern der Hannoveranischen Emigration. Sie kennen sie ja wohl auch?"

„Seit einigen Tagen."

„Gestern also machte ich der Marquise in der Villa Lutetia meine Aufwartung, damit ich meinen Schützling kennen lernte, der bei ihr auf Besuch weilt. Der Ausflug wurde alsbald für heute verabredet."

Die Unterhaltung wurde abgebrochen, da sie in diesem Augenblick die Vorausgehenden eingeholt hatten. Diese sahen nämlich mit einem Male sich den Weg versperrt von einigen arabischen Gefangenen, welche bei ihrer Annäherung von dem sandigen Lager zwischen den Büschen sich erhoben und ihnen aus den weiten Falten ihrer gelblichweißen Burnusse die knochendürren Hände voll zierlicher, winziger Muscheln entgegenstreckten. Man mußte sich wohl oder übel den Weg freikaufen, indem man ihnen kleine Geldstücke einhändigte und dafür die Muscheln in die Taschen steckte — wertloses Zeug, da die gleichen in Myriaden am Ufer entlang lagen. Doch der Fremde zahlt gern diesen Tribut, den die armen Teufel, wenn sie bei besonderem Wohlverhalten manchmal das Festland besuchen dürfen, gern in Tabak und andere bescheidene Annehmlichkeiten ihres von Langeweile verzehrten Daseins umsetzen. Das unverständliche Kauderwelsch, womit die braunen Söhne Afrikas ihr Angebot begleiteten, erregte das Lächeln der Fremden. Sie entzogen sich den immer zudringlicher werdenden Söhnen der Wüste, deren stolzes Selbstgefühl längst mit der Romantik ihrer heimatlichen Freiheit verblichen war, und wandten sich, der Weisung Fräulein Sommers folgend, nach links, zum Eingang des Forts. Keine Schildwache zerstörte hier die Idylle militärischen Stilllebens, welches jeweils eine Kompagnie des in Antibes garnisonierenden Regiments einen Monat lang führen darf; vielmehr lungerten einzelne Infanteristen, waffenlos wie ihre Gefangenen, im schattigen Thorweg und im Vorhof. Einer aber näherte sich alsbald den Gästen und erbot sich, ihnen das Gefängnis der „eisernen Maske" zu zeigen. Man ließ sich durch düstere Gänge, an den unfreundlichen Schlafräumen der Araber vorüber, zu dem berühmten Gemache geleiten, welches so lange Jahre jenes lebendige Rätsel der Weltgeschichte in seinen verschwiegenen Mauern barg. Aber die Stimmung der Ausflügler verlangte sichtlich nach freundlicheren Eindrücken, und sie wandten dem öden, mehrfach vergitterten Raume über der senkrecht nach Norden abfallenden Felswand alsbald wieder den Rücken. Nur Herr von Immenhof nahm den Führer beim Austritt aus dem Korridor beiseite.

„Es wäre mir sehr interessant, Ihr Chassepotgewehr besichtigen zu können. Wollen Sie mir die Gefälligkeit erweisen?" Zugleich drückte er dem Soldaten ein Frankenstück in die Hand.

„Nichts einfacher als das," erwiderte der Mann, „kommen Sie nur." Und auf dem kürzesten Wege ging er mit dem Fremden zu den Mannschaftszimmern, nahm ein Gewehr vom Rahmen und hantierte damit etwas selbstgefällig vor den Augen des scharf beobachtenden Herrn.

Dieser, offenbar sachverständig, konnte seine besondere Befriedigung nicht verbergen, sondern rief mehrmals: „Herrlich, ausgezeichnet; eine wirklich elegante Waffe!"

„Und erprobt!" fügte der andere bei, sich in die Brust werfend. „Habe bei der Division Polhès gestanden, als sie vor zwei Jahren den Päpstlichen bei Mentana zu Hilfe kam. Der General Kanzler konnte mit seinen Zuaven keinen Schritt vorwärts machen gegen Garibaldi. Da haben wir eingegriffen, unsere Chassepots machten Piff, Paff — und in einer Viertelstunde war die ganze Bande vernichtet. Man nennt das seither das ‚Wunder von Mentana'."

„Das Ding scheint der preußischen Zündnadel in der That weit überlegen; insbesondere markiert der Aufsatz eine ganz außerordentliche Tragweite," sagte Herr von Immenhof mehr zu sich selbst.

„Die Preußen? Die haben doch nichts dergleichen?" meinte der biedere Sohn des Mars.

„Allerdings, mein Freund, und etwas länger schon als Ihr!"

„Sie sind wohl selbst auch einer?"

„Bewahre mich der Himmel!" rief der Fremde hastig, mit blitzenden Augen, reichte dem Manne die Waffe und schritt hinaus ins Freie, die übrigen einzuholen.

Fünftes Kapitel.

Draußen stand Fräulein Sommer im Kreise der Gesellschaft.

„Ich möchte Ihnen zunächst einen Spaziergang durch den Pinienwald vorschlagen. Die Bootsleute nehmen gewöhnlich mit der Barke den Weg um die kürzere Westseite der Insel. Heute müssen sie wohl die Ruder zu Hilfe nehmen, und es währt noch längere Zeit, bis sie drüben angelangt sind, von wo sie uns nach St. Honorat übersetzen können. Und während wir uns im Walde ergehen, dürften wir auch jene Begegnung vermeiden, die einigen der Herren den Humor vertreiben würde."

„Die prinzliche Familie?"

„Ja. Sie ist offenbar noch auf St. Honorat, sonst müßte man sie von unserem erhöhten Standort aus gewahr werden."

„Gehen wir in den Wald!" riefen nun eifrig mehrere zugleich.

Die Gesellschaft setzte sich in Bewegung. Einige der Herren wollten wieder an die Seite des Fräuleins von Elmsrode treten; diese aber blieb plötzlich stehen.

„Ich erbitte mir das Vergnügen, bei Fräulein Sommer bleiben zu dürfen."

Die drei Hannoveraner traten an die Spitze. Nach längerem Zwischenraume folgten die beiden Damen, durch die Lebhaftigkeit des jungen Mädchens bald in ein eifriges Gespräch verflochten. Armand Saraudy blieb noch stehen und blickte aufmerksam in die Runde. Neben ihm hielt René d'Autran, der mit leisem Verdruß der fröhlich plaudernden

Cousine nachschaute, welche so zunächst die Herren von ihrer Begleitung ausgeschlossen hatte.

Nach einigen Augenblicken stummen Wartens begann er: „Du suchst eine Spur des Prinzen!“

„Warum nicht? Ich hatte noch nicht Gelegenheit, ihn zu sehen!“

„Wenn Du länger hier bleibst, wird sie Dir zur Genüge. Die Familie bewegt sich viel im Freien.“

„Ich bin hier nur auf der Durchreise.“

„Schade; wenn Du weg bist, ist es eine angenehme Zerstreuung weniger für mich. Bei der sonstigen Seltenheit solcher dahier ein empfindlicher Verlust.“

„Ich dächte — Villa Lutetia ersetzte Dir alle Boulevards von Paris, das anregende Gewoge der Promenade des Anglais in Nizza, sogar die Aufregungen am Spieltisch von Monte Carlo!“

Und Armand begann langsam den Vorausgehenden zu folgen.

„Die letzteren buchstäblich,“ lachte René etwas trübselig; „meine Mutter läßt mich aus Besorgnis, daß ich eine Dummheit machen könnte, durchaus nicht hinüber.“

„Es ist auch kein anlockendes Schauspiel.“

„Immerhin ein Zeitvertreib.“

„Mensch, wie lebst Du denn eigentlich, daß Du mit Deinen sechsundzwanzig Jahren eines solchen Stoßseufzers fähig bist!“

„Du hast leicht reden. Du stehst allein in der Welt, bist außerhalb Deiner dienstlichen Sphäre ganz Dein eigener Herr. Mich hält der Mutterrock so sehr in seine weiten Falten verwickelt, daß ich gar nicht herausfinde.“

„Ei, das wäre!“ meinte Armand mit leiser Ironie.

„Mama will nicht, daß ich dem Kaiserreich diene! Du weißt ja, daß ihr Herz nur für ihren einzigen Sohn und für Frohsdorf schlägt. Den Lilien der Bourbons widmet sie immer noch eine Art Gottesdienst. Deine Familie hat ihren Frieden gemacht mit den Napoleoniden —“

„Ich lege wenig Wert auf diese Unterscheidungen,“ fiel Armand lebhaft ein. „Alles in allem genommen, diene ich eben meinem Vaterlande! Der Mißvergnügte ist nie schöpferisch.“

„Wir warten!“ entgegnete René, allmählich lebhafter werdend. „Es geht abwärts mit der Dynastie! Nun haben wir das ‚große Ministerium‘ vom zweiten Januar, zu dem das linke und rechte Centrum ihre Kapazitäten beigesteuert, ohne daß damit die extremen Parteien irgendwie beschwichtigt wären. Der Liberalismus herrscht nun in Frankreich! jubelt die große Masse — und wir, wir wissen doch, daß die Kaiserin insgeheim mit Österreich verhandeln läßt, um mit dessen Hilfe für die Wiedereinsetzung des persönlichen Regiments das zu thun, was man von dessen vornehmsten Repräsentanten erwartet, sobald ihm ein Umschwung der allgemeinen Lage die Macht hierzu in die Hand giebt. Die Spanierin will den Grafen Chambord überflüssig machen, indem sie die Traditionen seines Hauses für sich vorweg nimmt. Um den Kaiser wird nicht gefragt. Der gehört dem Doktor Corvisart. Inzwischen erregt man Hoffnungen allen Unzufriedenen Europas. Man vertröstet die Depossedierten von sechsundsechzig, daß unter Frankreichs starkem Schilde ihre Rechte wieder aufleben werden. Man wird handeln müssen, und zwar nach außen, da man im Innern eine schwere Niederlage erfahren hat. Gesellt sich dazu auch eine solche der Waffen, dann zerschellt Frankreichs jetzige Regierung rettungslos an dem Ingrimm der Nation. Das ist nicht allzu wahrscheinlich, so lange der französische Soldat der erste der Welt bleibt. Aber wenn die Idee, die wir vertreten, durch ihren Sieg zur Geltung und Macht gelangen sollte: — wird auch sie sich naturgemäß gegen das Kaiserreich wenden, das nun einmal deren Verneinung bedeutet. Dessen Tage sind also gezählt in jedem Falle!“

„Du entwickelst mit einer unerbittlichen Strenge,“ sprach Armand lächelnd.

„O, Du denkst nicht anders, mein Freund, wenn Du Dich auch nicht offen dazu bekennst — aus dienstlichen Rücksichten. So fühlt die Nation, so fühlen die Fremden, die bei uns zusammenströmen und dem Tage der Entscheidung entgegensehen. Das Kleeblatt dort vorne — man sieht's an ihren lebhaften Bewegungen, daß sie auch schon wieder mitten im Strome der großen Politik schwimmen — zählt auch dazu. Die Zeit ist so erregt, daß sogar die Frauen Parteigänger werden. Mein Bäschen —“

„Auch Fräulein Frieda von Elmsrode?“

„Du ahnst nicht, welcher Haß sie beseelt gegen die Sieger von sechsundsechzig.“

„Etwas dergleichen konnte ich aus mancher ihrer Äußerungen entnehmen, als ich vor einem Jahre zur Jagdzeit bei Euch auf Le Ban weilte. Auch sie ist Hannoveranerin. Ihr Bruder fiel gegen die Preußen — so ward ihr eben der Haß gegen die Sieger ein Herzensbedürfnis. Und Du wirst sie munter darin bestärken — ein Gebiet mehr, Euch in gleichen Gefühlen zu begegnen!“

René ließ nur ein vieldeutiges „Hm“ hören, und Armand fuhr fort:

„Sie wählte wohl Frankreich als Adoptivvaterland? Sie würde damit den Schritt ihrer Großmutter wieder gut machen, die, eine d'Autran, vor der ersten Revolution nach Deutschland floh und dort heiratete.“

„Sie hat sich zu dauerndem Aufenthalt noch immer nicht entschlossen,“ entgegnete René etwas kleinlaut. „Gegenwärtig folgt sie einer besonderen Einladung meiner Mutter, den Winter bei ihr zuzubringen. Aber sie hält daran fest, jedes Jahr für längere Zeit auf ihre Besitzungen zurückzukehren, und sich allmählich in deren Verwaltung ganz selbständig einzuleben.“

„Na, kann ja auch anders kommen, trotz dem nieblichen Starrkopf!“ warf Armand leicht neckend hin.

René überhörte es vollständig, und Armand fuhr darum fort:

„Und ist Fräulein Sommer auch eine der mißvergnügten Emigranten?“

„Sie lebt schon länger in Frankreich, ich muß

annehmen, durch besondere Schicksale zu uns verschlagen."

„Eine eigenartige Erscheinung," warf Armand hin, mit einem heimlichen Seitenblick auf René.

„In den Familien," fuhr dieser fort, „die ihre Dienste in Anspruch nehmen, ist es schon traditionell, sie mit ihrem Taufnamen anzureden. Und schon dieser, ‚Erta', klingt unsern französischen Ohren etwas fremdartig, etwas romantisch. Das ‚H', welches ihm eigentlich vorliegt, bleibt uns nur in der Kehle stecken."

„Ah, Hertha also."

„So ungefähr. Jedenfalls haßt sie die preußischen Lieutenants rechtschaffen, obwohl sie selbst aus Preußen sein soll. Sie wird nur selten gesprächig."

„Es spielt also sozusagen ein geheimnisvolles Etwas um sie?"

„Magst Du's so nennen," sprach René mit einem flüchtigen Lächeln, und hieb mit dem Schirm in einen am Wege stehenden Strauch.

Sie waren den vorausgehenden Damen nahe gekommen und brachen das Gespräch ab. Dafür wurde die Unterhaltung nun einige Zeit zu vieren geführt. Als aber der Pfad sich wieder verengte, schob sich René ganz allmählich an Friedas Seite und wußte es so einzurichten, daß er mit ihr an den Schluß der kleinen Karawane gelangte.

Armand erriet seinen Wunsch und ging mit Hertha voraus.

Nun wandte sich René eifrig zu seiner Cousine: „Sind Sie zufrieden, liebes Bäschen?"

„Herzlichen Dank, René, für die Veranstaltung dieses reizenden Ausflugs. Ich bin entzückt."

„Da haben Sie eben einen wichtigen Vorzug der französischen Lande: wir vereinigen innerhalb unserer Grenzen die ernste Eigenart des Nordens mit dem sonnigen Naturell des Südens. Und diese glückliche Vereinigung ist ein Charakterzug unseres ganzen Volkes geworden."

„Gut konstruiert!" lachte Frieda.

„Es ist wirklich so. In Deutschland haben Sie das doch nicht! Und darum meine ich, Bäschen, daß Sie sich bei uns wohler fühlen, daß Sie immer bei uns bleiben sollten — da ja überdies edles französisches Blut in Ihren Adern fließt!"

„Zugegeben, René. Aber mein liebes Elmsrode, stolz hingelagert auf einem der Ausläufer des Harzgebirges — Sie sollten es erst einmal kennen lernen, um zu begreifen, wie ich es trotz allem liebe!"

„Ich dachte, die neuen Machthaber verleiden Ihnen die Heimat."

„Allerdings. Aber dafür kann doch die Heimat nichts. Ein hoffentlich nicht ferner Tag wird ja das alles wieder ändern!"

„So möchte ich ihn recht fern wünschen, sofern er uns der Freude berauben würde, Sie recht lang oder — immer, immer bei uns zu sehen!" schloß er, und seine Stimme zitterte leise von heimlicher Erregung.

In diesem Augenblick blieb Hertha Sommer stehen und wandte sich mit einigen übrigens gleichgültigen Bemerkungen zu dem nachfolgenden Paare. Armand war schon eine gewisse Zerstreutheit an ihr aufgefallen, seit er wieder an ihrer Seite ging. Wie sie nun so plötzlich nach rückwärts sprach, hatte er den Eindruck, als wollte sie die Unterhaltung der beiden an einem Punkte stören. Sollte sie eine Wendung des Gespräches erlauscht haben?

Hertha fuhr dann fort: „Wir können uns nun zur südlichen Landungsstelle begeben. Das Boot wird inzwischen angelegt haben."

Man gab den vorausgehenden Herren ein Zeichen und wandte die Schritte rückwärts.

Zu Häupten der Gesellschaft rauschte leise der Mittagswind in den breitausladenden, und dennoch lichten Kronen der Pinien, und balsamischer Harzduft strömte zur Erde nieder.

Sechstes Kapitel.

Eine Viertelstunde später stieß die Barke vom Inselrande. Gervais und Pierre führten im Takte die Ruder. Das Meer bildet hier zwischen den beiden Eilanden die Enge des Frioul, der heute friedlich lag wie ein Landsee, wenn die Winde schlummern. Mit Steinchen und Muscheln übersät leuchtete der Grund aus geringer Tiefe herauf, denn die Flut war so klar wie ein stiller Waldquell.

Als man in der Mitte des Meeresarmes angelangt war, holten die Schiffer ihre Ruder ein und bereiteten der Gesellschaft die Frühstückstafel. Unter Lachen und Scherzen ließ man sich auf die Schemel nieder, je zwei Sitzbretter wurden als Tische zusammengeschoben. Gervais holte den Korb aus dem Versteck, breitete Tücher über die improvisierten Tafeln, und von Pierre wacker unterstützt legte er Teller und Bestecke bereit. Bald machten die Brötchen in einem zierlichen Korb die Runde, die Gläser wurden aufgestellt, Wein- und Wasserflaschen entkorkt. Butterbrot, Radieschen und Sardinen eröffneten das Mahl, eine duftige Pastete folgte. Appetit und Stimmung waren sichtlich die besten. Die beiden Graubärte besorgten den Tellerwechsel trotz einem befrackten Ganymed der ersten Hotels. Dann stellte Gervais eine saftige Hammelkeule, bereits in Schnitten zerlegt und reich garniert, in die Mitte, deren zottiger Eigentümer sich an den aromatischen Kräutern der Crauebene unweit Marseille gemästet hatte. Während alles derselben kräftig zusprach, verschwanden die Bordeauxgläser in dem Korb, und cyprische Schalen vom hellsten Krystall kamen zum Vorschein. Bald darauf ein fröhlicher Knall, und Gervais ließ sich's nicht nehmen, soweit sein Arm reichte, das perlende, goldbraune Oeil de perdrix selbst zu kredenzen.

Nach heimischer Sitte ließen die deutschen Teilnehmer die Gläser zusammenklingen, und die französischen Freunde, Armand und René, thaten ihnen gern Bescheid.

Schon wandte man sich zum Nachtisch, die Unterhaltung wurde in lebhafter Erregung geführt, des Lachens und Scherzens war kein Ende. Nur Herr von Immenhof blickte manchmal erwartungsvoll über

die glitzernde Fläche hin gegen St. Honorat. Aber jedesmal riß ihn schnell wieder die fröhliche Stimmung der andern in ihre Wirbel zurück.

Jetzt ertönte es mit einem Male, doch ganz gleichgültig, vom Munde Gervais':

„Da kommt der preußische Kronprinz."

Als wäre ein häßlicher Windstoß über die friedliche Meeresidylle hingefahren, verstummten plötzlich alle. Armand suchte das Auge gegen den blendenden Widerschein zu schützen, den die im Mittag stehende Sonne zwischen das Boot und das jenseitige Ufer streute. Auch die übrigen faßte ein Drang der Neugier, den einer und der andere unter scheinbarer Gleichgültigkeit nur schlecht verbarg. Während ihre Augen noch mit der flimmernden Lichtflut kämpften, um das fremde Boot zu erschauen, sprach Armand plötzlich leise:

„Das ist er ja wohl, ganz nahe hier zur Rechten?"

Über den Spiegel des Meeres glitt unter dem Takte kräftiger Ruderschläge eine Barke vorüber, welche nach St. Marguerite zustrebte. Drinnen saß Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der den Franzosen seit dem Tage von Sadowa plötzlich bekannt geworden war, ein Bild blühender, imponierender Männlichkeit. Neben ihm seine Gattin, mit lebhaftem Auge die Entgegenkommenden musternd, mit dem Schimmer ungetrübten Mutterglücks auf dem jugendlichen Antlitz. Ihnen gegenüber ihre drei ältesten Sprossen, Wilhelm, Charlotte und Heinrich, die mit jener wachen Neugier geistig regsamer Kinder um sich blickten.

Als die prinzliche Familie der tafelnden Gesellschaft ansichtig wurde, erregte dieses Bild, in solcher Umrahmung eigenartig genug, offenbar ihr heiteres Interesse. Dem Kronprinzen waren die Physiognomien einzelner vom Hotel und von der Promenade her einigermaßen bekannt, und da ihm stets eine leutselige Initiative eigen war, nickte er freundlich herüber und rief dazu ein kräftiges „Prosit!" Die beiden kleinen Prinzen, Wilhelm und Heinrich, nahmen den Gruß des Papas sofort auf, schwangen ihre Matrosenhütchen und wiederholten mit kräftiger Stimme: „Prosit!"

Armand Saraudy zog den Hut, sich verneigend. René blickte auf ihn, dann auf die übrigen Herren, dann folgte er, ob auch etwas zögernd, wie in unschlüssigem Trotz, dem Beispiel seines Freundes. So auch Graf Teschberg. In diesem Augenblick aber faßte Herr von Immenhof sein fast volles Glas, hob es hoch über den Kopf empor, und indem er es samt seinem perlenden Inhalt weit hinaus schleuderte in die blaue Flut, rief er dazu, nach der prinzlichen Barke gewendet, ein lautes: „Pereat!"

Der Prinz und seine Gattin verrieten kaum durch eine leise Bewegung, daß sie den Ruf und seinen rohen Inhalt verstanden hatten. Die arglose Kindlichkeit der Kleinen ahnte nichts von dessen beleidigendem Sinne, ihre staunende Aufmerksamkeit war vielmehr dem Glase gefolgt, das im weiten Bogen hinausflog. Während sie sich um Aufklärung über jene seltsame Art einer Huldigung an ihre Eltern wandten, entfernte sich ihr Boot immer mehr von der schwimmenden Frühstückstafel und eilte dem nahen Ufer zu.

Diesseits aber war die vorher so laute Fröhlichkeit schnell einer verlegenen Stille gewichen. Einige Zeit lang fand niemand ein vermittelndes Wort, dieselbe zu brechen. Plötzlich aber ertönte es vom Munde Armands, und seine sonst so klangvolle Stimme gewann dabei eine harte Färbung:

„Das war gegen das heilige Gastrecht, Herr von Immenhof!"

Der also Getadelte biß sich auf die Lippen. Dann, sich ermannend, warf er den Kopf zurück und entgegnete: „Ich habe nicht die Rücksichten zu nehmen, welche Ihnen Ihre Stellung aufbürdet!"

„Diese kommt hier gar nicht in Frage," gab Armand entschieden zurück. „Ich will sogar die hohe Stellung des von Ihnen mit solch eigenartiger Aufrichtigkeit Apostrophierten einen Augenblick außer acht lassen. Aber dann sollte ihm wenigstens der internationale Ausgleich zu statten kommen, der in den Winterstationen der Riviera wie in den großen Seebädern des Nordens kleine nationale Eifersüchteleien im Interesse allseitigen freundlichen Genießens fern hält!"

„Gervais, räumen Sie ab," tönte es plötzlich befehlend dazwischen. Der Ruf kam von Hertha, die so der peinlichen Auseinandersetzung ein vorläufiges Ende zu bereiten wußte. Die Bootsleute traten herzu, alle waren ihnen sogar behilflich, die Tischgeräte wieder im Korbe zu versorgen und das Boot zur Weiterfahrt bereit zu machen.

Man landete auf St. Honorat. Während die Schiffer sich vergnügt über die reichlichen Reste der Mahlzeit hermachten, blieb die Stimmung der Gesellschaft, welche nun die Insel durchquerte, eine gequälte. Einzelnen gelang es trotz bestem Bemühen kaum mehr, einen unbefangenen Ton anzuschlagen. Nur einmal noch ging ein herzliches Lachen von Mund zu Mund, als man unter Führung eines wohlbeleibten Mönches den Garten des weltentlegenen Klösterchens durchwanderte, um zu dem alten, halbverfallenen Turm am Südrand der Insel zu gelangen, von dessen Plattform man eine entzückende Rundsicht genießt. Der Klosterbruder gab in dem gleichgültigen Ton eines Cicerone, der seine Erklärungen wohl schon zum tausendsten Male herableiert, einige geschichtliche Notizen über die Niederlassung, eine der ältesten Pflanzschulen des Christentums im Abendlande. Als er aber an einer im übrigen durch nichts auffälligen Stelle angekommen war, gewann seine Stimme wenigstens etwas Ausdruck und Leben, während er zu den Gästen sprach:

„Hier, auf diesem Platze, wurden einst bei einem Überfall des Klosters von den Heiden über fünfhundert Ordensbrüder niedergemacht!"

„Na, so etwas haben Sie heutzutage nicht mehr zu befürchten," meinte Herr von Bosse, dessen behäbiger Umfang mit dem des Mönches wetteiferte.

„O, wer weiß!" gab dieser jetzt mit wichtiger Miene zurück. „Die Zeiten sind schwer, das Heidentum spukt immer wieder von neuem in der Menschheit! Nun, wir werden es nehmen, wie der liebe

Gott es schickt. Wir sind vorbereitet — unser Leben ist ein Leben der Arbeit und der Entbehrung!"

„Ja, ja, das hier ist der beste Beweis," sagte Herr von Bosse trocken, und mit der Spitze des Stiefels drückte er aus der Erde einen alten, aber wohlerhaltenen Champagnerpfropf hervor — dann nicht weit davon noch einen — und noch einen —

Die Gesellschaft konnte sich eines fröhlichen Lachens beim besten Willen unmöglich länger erwehren.

Der Führer zog erst eine grimmige Miene und suchte nach Worten, einen solch unheiligen Spaß gebührend zurückzuweisen. Aber plötzlich ging sein vollmondrundes Antlitz noch mehr in die Breite, und er stimmte laut in die allgemeine Heiterkeit ein, daß er sich schließlich das Bäuchlein halten mußte.

Glückliche, unbefangene Kinder des Südens!

Siebentes Kapitel.

Die Rückfahrt ging rasch von statten.

Die Gesellschaft war sehr förmlich und einsilbig geworden.

Hertha Sommer begleitete das Fräulein von Elmsrode zur Villa Lutetia. Als die beiden in eine Seitenstraße neben dem Hotel des Princes eingebogen waren, tauschte René in Vertretung Armands, der bei den Damen blieb, mit Herrn von Immenhof Erklärungen, welche durch die vermittelnde Teilnahme von dessen beiden Freunden zu einer befriedigenden Lösung geführt wurden.

Dann schlug auch René den Pfad zur Villa ein, die links an der Straße nach dem Dörfchen Cannet zwischen Palmen, Steineichen und blütenduftigen Anlagen im Schweizer Stile hervorlugte.

Die Marquise empfing die Heimkehrenden mit einer freudigen Erregung, als kämen sie von einer Fahrt in ferne Zonen zurück, wo der Tod in hundert Gestalten sie umdräute. Unter lebhaftestem Danke — dem auch Frieda in ungeschminkter Freundlichkeit Ausdruck gab — lud sie Hertha ein, zum Diner zu bleiben. Armand war während seines kurzen Aufenthaltes ohnedies der tägliche Gast am Tisch der Marquise.

Als es längst dunkelte, gab dieser Hertha durch die milde Januarnacht das Geleite zu ihrer Wohnung in einer der Nebenstraßen des älteren Stadtteils.

Während sie zwischen hohen Gartenmauern dahingingen, wo nur spärliche Laternen den Weg erleuchteten, sprach Armand: „Sie haben sich dauernd in Frankreich niedergelassen?"

„Ja," gab sie zur Antwort; „im Winter hier, im Frühjahr in Paris, im Sommer in Vichy oder Trouville oder in den Pyrenäenbädern — je nachdem die Familien, deren Kinder mir als Zöglinge anvertraut sind, während eines ungewöhnlich lang ausgedehnten Landaufenthaltes die Fortsetzung des Unterrichts wünschen."

„Also sind Sie eigentlich sehr viel auf der Reise?"

„Um des lieben Brotes willen!"

„Sie sagen das in einem Tone, daß ich wünschen muß, man werde Ihnen Ihre Aufgabe durch rücksichtsvolles Zartgefühl erleichtern."

Hertha lachte trocken vor sich hin.

„Oder wäre dem nicht so?"

„Ach, Herr Baron, es ist hier wie anderwärts: nur der Besitzende erntet Rücksicht, und das Zartgefühl lebt — im Reiche der Träume!"

„Das kann so allgemein Ihr Ernst nicht sein, selbst wenn manche trübe Erfahrung —"

Hertha fiel ihm ins Wort: „Man sucht sich eben auf seine Weise schadlos zu halten und gelegentlich — zu rächen."

„Eine traurige Genugthuung, dieses letztere."

„Die einzige, die unsereinem die Gesellschaft läßt!"

„Aber der Rächer hat davon gewöhnlich auch keinen Vorteil. Die Gesellschaft ist stärker als er."

„Doch der einzelne, dem die Rache gilt, ist es nicht!" sagte Hertha mit innerster Befriedigung vor sich hin.

Durch Armands Seele ging es wie ein leises Grauen. Er konnte das Gefühl nicht abwehren, daß die Fähigkeit zu äußersten Entschlüssen in diesem Weibe schlummerte. Aber gerade darin lag für ihn, der in der Frauenwelt bisher kaum anderem als schüchterner Willenlosigkeit oder kleinlicher Caprice begegnet war, ein besonderer Reiz.

Nach einer Pause begann er plötzlich, galant und schneidig: „Wenn ich die Summe dieses Tages ziehe, so enthält er hübsche landschaftliche Eindrücke, die jedoch für mich, der schon ziemlich weit umhergewandert, nicht zu viel Überraschendes boten. Dieses letztere war der Bekanntschaft mit Ihnen vorbehalten, so daß ich hiermit dem Wunsche Ausdruck gebe —"

„Baron Saraudy," fiel Hertha nun rasch und entschieden ein, „belassen wir es bei dieser ersten und einzigen Begegnung!"

„Warum doch — Fräulein Hertha?"

„Ich sage, es ist gut so."

„Aber eine spätere Begegnung zu vermeiden liegt vielleicht gar nicht in unserer Macht. Ich möchte Ihnen einen Ausflug zu zweien vorschlagen, wenn Sie sich, wie ich hoffe, auf einen Tag bei Ihren verschiedenen Zöglingen frei machen können. Wir werden uns in Nizza vergnügen, in Monte Carlo —"

„In Nizza? Wo zur Zeit die schöne Frau von Rattazzi Hof hält und mit ihrer alten Freundin George Sand sich sehr viel auf den öffentlichen Promenaden zeigt? Sie gehören ja wohl auch zu den Intimen ihres Salons, da man Sie besonders in den italienischen Angelegenheiten verwendet?"

„Woraus schließen Sie das?" fragte Armand im gleichgültigsten Tone, während die Nacht die außerordentliche Spannung in seinen Zügen verbarg.

„Weil Ihr Chef, Graf Daru, Sie vor vierzehn Tagen in einer geheimen Mission nach Rom sandte. Die Verhandlungen des Konzils nehmen immerhin eine Wendung, welche den Minister mit lebhafter Sorge erfüllt. Aber gegenüber dem Gewebe, welches

im Gemache der Kaiserin gesponnen wird, werden sich die Fäden dieses Staatsmannes als zu schwach erweisen!"

Armand hatte Mühe, seine Unbefangenheit äußerlich zu wahren.

„Im Kasino und im Cercle nautique unterhält man sich davon als etwas Allbekanntem," fuhr Hertha fort. „In Paris sind zu viele Frauen an der diplomatischen Arbeit, und darum fällt für die Öffentlichkeit mehr ab als vielleicht manchmal gut ist," setzte sie mit vergnügtem Lachen bei. Dann aber wurde sie plötzlich wieder ernst: „Und nun möchten Sie mich nach Nizza führen, wo wir mit jedem Schritt auf ein Mitglied Ihrer Gesellschaftskreise stoßen müßten! Oder dachten Sie sich unseren Ausflug deshalb so harmlos, weil ich schon als gesetzte Begleiterin junger Damen mich nützlich mache?"

„Aber, Fräulein Hertha," entgegnete Armand mit flottem Humor, „wenn ich dies Ehrenamt als unzertrennlich von Ihrer Erscheinung betrachtete — glauben Sie, daß ich auch dann meine Einladung angebracht hätte?"

„Nun, so danke ich Ihnen freundlichst."

„Sie werden also mitkommen?"

„Nein."

Sie blieb an einer offenen Hausthür stehen. „Gute Nacht, Baron; ich bin an meiner Wohnung angelangt."

„Aber warum verweigern Sie mir das Vergnügen?" sprach Armand halblaut, doch dringend.

„Ein andermal würden Sie mich verleugnen, und von Ihnen würde das — meinen höchsten Ingrimm wachrufen!"

„Hertha!"

Aber schon stand er allein auf der Schwelle, Hertha Sommer war in der undurchdringlichen Nacht des engen Korridors seinem Blick entschwunden.

Er machte eine Bewegung, als wollte er ihr nacheilen — doch nun faßte er sich, und indem er wieder auf die Straße hinaustrat, murmelte er leise vor sich hin: „Die kennt die Welt! Ob aber umgekehrt die Welt sie genauer kennt? Ich will dies seltsame, fast geheimnisvolle Wesen nicht aus den Augen verlieren!"

Zweites Buch.

Auf der Zufallhütte im Martellthale.

Achtes Kapitel.

„Sieh doch, Andrea, von Westen her braut sich was zusammen. Ich fürchte, das Wetter wird heute noch umschlagen."

Der Angeredete trat unter die offene Thür und warf einen Blick ins Freie.

„Hm," brummte er etwas enttäuscht, „Du hast recht, Fazio." Dann wandte er sich nach dem Innern der Hütte, woher einige lebhafte Stimmen drangen, und rief: „Hört Ihr, es giebt schlechtes Wetter. Da heißt es, die nächsten Tage im germanischen Kot waten!"

Die Unterhaltung wurde in italienischer Sprache geführt. Die beiden, welche auf der ausgetretenen Schwelle zwischen dem altersbraunen, windschiefen Thürpfosten standen, traten nun wieder in den Hüttenraum zurück. Im Zwielicht des sommerlichen Spätnachmittags setzten sie sich zu den anderen auf die Bänke, welche von zwei Seiten an den umfangreichen offenen Herd stießen.

„Sind wir nun aber auch ganz sicher," nahm der eine das Wort, „hier oben in dieser schauerlichen Einöde nicht vergessen zu werden? Freund Sterbini hat zwar sein geheimes Hauptquartier in Meran aufgeschlagen, dem äußersten Endpunkt, zu welchem der Telegraph bis jetzt vorgedrungen ist. Er wird so freilich leicht in den Besitz der allerneuesten Nachrichten über die Vorgänge in der Politik und auf dem Schlachtfelde gelangen. Aber ob seine Boten stets flink genug sein werden, uns seine Weisungen zu übermitteln?"

„Sei ohne Sorge," sprach sein Nachbar, „die Sache ist gut organisiert, und unsere Aufgabe so klar als einfach. Daß der Krieg von Frankreich an Preußen in diesen Tagen erklärt wird, steht nun einmal in sicherer Aussicht. Vielleicht sogar ist es schon geschehen und sind sie am Rheine draußen schon aneinander geraten. Pulverdampf, obwohl er sich in Nebeln niederschlägt, hat doch eine merkwürdig klärende Gewalt. Die Mächte werden bestimmte Stellung nehmen. Österreich fällt dem Gegner von sechsundsechzig in den Rücken — selbstverständlich. Sind nur erst die Kaiserjäger hier herum aus dem Lande, dann treten **wir** in Aktion. Victor Emanuel muß **gezwungen** werden, gegen den Imperialismus Stellung zu nehmen, dem er gern zu Hilfe kommen würde. An den Grenzen des Kirchenstaates sind die Unsrigen bereits an der Arbeit. Sobald Mazzini das Zeichen giebt, wird gegen Rom ein Handstreich unternommen. Die Regierung wird dann, will sie nicht den tobenden Ingrimm der ganzen Nation herausfordern, die Freischaren gegen die französische Besatzung unterstützen müssen. Dann aber ist sie mit Frankreich verfeindet, der König kann dem abtrünnigen Carbonaro an der Seine nicht mehr Knechtsdienste leisten! Wir aber, und mit uns eine große Anzahl solch vorgeschobener geheimer Wachtposten längs der österreichischen Grenze vom Stilffer Joch bis weit hinein ins Friaul, wir haben die Befreiung des Trentino vorsichtig vorzubereiten."

„Nun gut," rief nun der eine, noch sehr jung und bartlos, aber mit dem lodernden Blick eines fanatisch ergebenen Sohnes der ‚Giovane Italia'; „aber je länger wir uns hier als scheinbar harmlose ‚Alpinisti' im Gebiete des Ortler und Cevedale umhertreiben, desto wahrscheinlicher ist es, daß die Aufmerksamkeit der vermaledeiten Tedeschi erregt wird."

„Keineswegs, wenn wir vorsichtig sind! Ich beschwöre Dich bei dem geheimen Eid, den Du unserer Sache geleistet, laß Dich durch Deinen Jugendeifer nie hinreißen zu einem unvorsichtigen, ja nur zweideutigen Worte! Wer immer unsern Weg kreuzt, wer immer sich für unser Thun interessiert — er soll nichts anderes an uns finden, als daß wir, Mit-

glieder des italienischen Alpenklubs, die Ortlergruppe nach den verschiedensten Richtungen durchforschen wollen. Halte daran fest: wir sind hier zunächst nur Kundschafter, nicht Kämpfer. Wenn es uns selbst gelänge, den Korporal mit seinen sechs Mann, welche die Besatzung des kleinen Sperrforts in Gomagoi drüben bilden, zu überrumpeln — was wäre damit vor der Zeit für die große Sache gewonnen? Überhaupt wollen wir den Fehler Garibaldis von sechsundsechzig nicht wiederholen, der sich durch ein allzu rasches Vorgehen, ohne die Vollendung seiner Organisation abzuwarten, am Gardasee tüchtige Prügel holte! Wir haben vorerst gar nichts zu leisten, als den Zustand der Brücken zu untersuchen, die Stellen ausfindig zu machen, wo die Straßen am leichtesten gegen anrückende Truppen gesperrt werden können, bis die Unsrigen in genügender Anzahl herüber sind. Und dann muß die reguläre italienische Armee selbst auch folgen und unsere nationalen Aspirationen bis aufs äußerste schützen. Wir können nur wünschen, daß das arme Preußen dadurch in seiner Verteidigung erleichtert werde; es liegt fern von uns, drückt nie auf unsere Grenzen, wie die beiden anderen, redet nie anmaßend in unsere nationale Entwickelung darein. Das werden aber die letzteren in Zukunft auch bleiben lassen, wenn es uns diesmal gelingt, uns vorteilhaft gegen Nord, Ost und West zu sichern."

Die Thür zum hinteren Raum der Hütte ging auf und herein trat der Senner, ein verwilderter, graubärtiger Bursche. Er setzte Milch zum Herd in einem eisernen Topf, blies die halb erloschenen Kohlen zu neuer Glut an und nährte sie, indem er harzduftige Scheite zulegte. Die vier Gefährten sprachen nun über gleichgültige Dinge, mancher radebrechte einige deutsche Worte, um sich mit dem Hirten zu verständigen. Doch blieb das gegenseitige Verständnis mehr von der begleitenden Fingersprache abhängig, welche die Italiener mit ungemein glücklichem und deutlichem Ausdruck handhabten.

Zwischenein warf der Senner hin: „Es kommen noch Fremde."

Die Genossen waren hievon offenbar nicht sonderlich erbaut. Und während der eine an die Schwelle trat, um nach den ungebetenen Gästen auszuschauen, kam ihm bereits ein breitschultriger Mann entgegen, der nun den wuchtigen Bergstock an die Hüttenwand lehnte und dann den vollgepackten Rucksack von den Schultern schwang.

„Grüß Gott!" klang es mit der Treuherzigkeit eines deutschen Bergführers von seinen Lippen.

Der Italiener nickte. „ . . . 'na sera," warf er gleichgültig hin.

Aber schon kamen um die Ecke des Hauses drei andere Gestalten geschritten, und es waren offenbar Ausrufe lebhafter Befriedigung, mit denen die beiden Vorausgehenden jetzt das Ziel ihrer Wanderung begrüßten. Der letzte folgte gebückt, ziemlich erschöpft von der nur mäßigen Last, die er auf dem Rücken trug. —

Die zwei Touristen traten alsbald, gefolgt von ihren Führern, in die Hütte. Man tauschte gegenseitig Grüße, die neuen Ankömmlinge mit Ausnahme des letzten in deutscher Sprache. Als jene merkten, daß die Gruppe, welche bereits vor ihnen das weltabgelegene Quartier bezogen hatte, aus Italienern bestand, richteten sie sofort an diese ihre Reden in ziemlich geläufigem Italienisch. Nach einigen höflichen Erklärungen, daß man sich in dem ziemlich engen Bodenraum gegenseitig schon behelfen werde, stiegen die Herren mit ihren Führern hinauf, um sich's von dem Marsche bequem zu machen. Unten sahen die wälschen Freunde einander verdutzt an.

„Man wird sich in acht nehmen müssen," raunte der eine.

„Unausstehlich, diese Deutschen," zischelte ein anderer; „dieses Professorenvolk hat den Ehrgeiz, sich in allen Sprachen verständlich zu machen."

Nun suchte einer aus dem Sennburschen herauszubekommen, ob die Herren durch das Martellthal herauf oder von einer anderen Richtung gekommen seien.

„Nein," gab dieser zurück, „dort hinten her, offenbar aus dem Welschen, vielleicht von der Veneziaspitze oder sonstwo in der Nähe."

Die Genossen wechselten besondere Blicke.

Nicht lange währte es, als die neuen Gäste wieder die steile Holztreppe herabkamen. Sie hatten die schweren Bergschuhe mit einer leichten Fußbekleidung vertauscht.

„Die Herren kommen aus Deutschland herein in die Berge?" nahm einer der Italiener das Wort.

„Auf weiten Umwegen," entgegnete der erste, hochgewachsen, eine schlanke, sehnige Gestalt. „Wir sind schon vierzehn Tage auf der Reise, immer in den abgelegensten Gegenden."

„So sind Sie wohl über die letzte Wendung, die etwa der Konflikt zwischen Frankreich und Preußen genommen, auch nicht unterrichtet?"

„O, der ist ja beigelegt," kam es nun gemächlich vom Munde des anderen, der im Gegensatz zu seinem Freunde sich einer auffallenden Körperfülle und einer nur kurzen Gestalt erfreute, welche bezüglich seiner alpinistischen Befähigung einige gerechte Zweifel erregen konnte. „Der Prinz von Hohenzollern wird nicht König von Spanien, und damit ist alles wieder gut."

Die Italiener nahmen diese Erklärung mit tiefem Schweigen auf. Dann plötzlich fragte einer, wie um das Gespräch abzulenken:

„Die Herren sind Mitglieder des Alpenvereins?"

„Ja," war die freundliche Antwort. „Wir sind Bergsteiger mit Leib und Seele und wandern schon seit manchem Jahre jeden Sommer in den Alpen."

„Da haben Sie wohl schon viele Gipfel bezwungen?"

„So, so. In der letzen Zeit haben wir die südlichen Aufstiege in der Gruppe des Ortler und Cevedale systematisch durchforscht. Man ist da von aller Welt abgeschnitten; aber eine hehre, wunderbare Einsamkeit! Und Sie selbst, sind Sie auch schon lange an der Arbeit?"

„Unsere Ferien haben erst begonnen. Wir sind von Rabbi herübergekommen."

Der Senner stellte eben den eisernen Topf, in welchem er einen dicken Milchbrei von etwas zweifelhaftem Aussehen zusammengebraut hatte, auf den Tisch und lud die zuerst Angekommenen zur Mahlzeit. Alsbald ließen die Welschen zuvorkommend eine Einladung an die Deutschen ergehen, mit ihnen das einfache Gericht zu teilen. Doch diese wehrten freundlich ab mit dem Bemerken, daß einer ihrer Führer ihnen alsbald selbst ihr Abendmahl bereiten werde, so daß sie es ablehnen müßten, jenen ihre nicht allzureich bemessene Tafel zu kürzen.

Inzwischen war der Sennbursche hinausgegangen, den die Arbeit in den Stall rief. Über das Wiesengelände her, das in weitem Umkreis die Hütte umgab, wandelten die Rinder mit gefüllten Eutern unter fröhlichem Brüllen zu ihrer Herberge.

Die beiden Deutschen zogen es vor, dem herandämmernden Abend noch im Freien entgegenzuharren. Sie traten hinaus und setzten sich auf die Bank, die neben der Eingangsthür, etwas wacklig wie diese, an der Hüttenwand sich hinzog. Denn drinnen war es schwül, der Scirocco sandte seine unsichtbaren Vorboten über die vereisten Bergkämme her ins Hochthal. Im Westen war die Sonne bereits hinter der steilen Scheide des Madritschjochs untergegangen, bleigrauer Dunst wob seine undurchsichtigen Schleier über das Firmament hin.

Durch das spärliche Geplauder der um den Tisch Versammelten hörte man einen der beiden Führer mit schweren Tritten vom Bodenraume herabkommen. Er hielt den Rucksack in der Hand, den er zum größten Teil seines Inhaltes entleert hatte. Dann trat er an den Herd, prüfte den Geschirrvorrat des Senners mit etwas enttäuschten Blicken, und begann alsbald, sich nach Möglichkeit behelfend, die Vorbereitungen zu einem ergiebigen Nachtmahl.

Neuntes Kapitel.

Nach einiger Zeit kam er mit einer großen Blechschüssel ins Freie, in welche er schwärzliches Mehl aus dem Vorrat des Senners geschüttet hatte. Dann holte er Milch in einem Topf, setzte sich auf einen Holzblock in der Nähe des Eingangs, und begann unter allmählicher Zugabe von Salz einen Brei anzurühren.

Nun wandte sich von den beiden Freunden derjenige, dessen Leibesgestalt ziemlich kurz geraten war, zu dem Führer, und im Tone des Behagens hielt er folgende Standrede, dieweil er gemütlich die Glieder dehnte:

„Wolfgang, Deine Mühe sei gesegnet! Seit mehreren Jahren bist Du erprobt als der treue Schutzgeist unserer Bergfahrten Im Karwändel, im Oetzthal, im Stubai hast Du Dich verdient gemacht als unser unzertrennlicher Begleiter, scharfsichtig und verläßlich! Aber nicht minder gereicht es Dir zur Ehre, daß Du stets als verständnisvollen Küchenmeister Dich erwiesen hast, wenn es galt, in der Alpenwildnis, weit entfernt von den Segnungen der Kultur, uns dennoch mit einem Festmahl zu bewirten. Ich glaube, daß auf der ganzen weiten Erde kein einziges hungriges Menschenkind heut dem Abendbrot mehr entgegenlechzt, als nach dem dreizehnstündigen Marsche wir beide, und — mit vollstem Rechte — wohl auch Du selber. Du hast ja diesmal drei Viertel des Gepäcks getragen, sonst hätten wir den welschen Jämmerling, den wir in Pejo gedungen, unterwegs liegen lassen müssen. Wahrhaftig, der eignet sich zu einem Gletscherführer gerade so musterhaft wie ich mich zum Trappisten!“

Wolfgang rührte drauf los, ohne auch nur aufzublicken. Und nun kam es gleichmütig ruhig von seinen Lippen: „O, Herr Doktor, einen Trappisten dürften S' sich zum Vorbild nehmen, je eher je lieber! Andre Leut' werden schlanker vom Bergsteigen, aber Sie alleweil runder! Wenn's so fortgeht, muß man Sie als nicht mehr felddiensttauglich im schönsten Alter pensionieren! Wär' doch recht schad' jetzt grad', wo der Franzosen-Zuav' über'n Rhein her die langen Finger möcht' machen. Drum könnt' Ihnen a bisl' a Kasteiung net schaden!“

Und der biedere Wolfgang erhebt sich und trägt seine Schüssel ins Innere der Hütte. Heiteres Lachen folgte ihm, in welches der Freund des Doktors ausbrach, der bisher stumm gesessen und sein Buchsbaumpfeifchen gemächlich in Brand gesetzt hatte. Der Doktor selbst aber prüfte etwas betroffen seines Bäuchleins Rundung und sprach dann zu seinem Nachbar mit komischer Verdrossenheit:

„Pensionieren? Mich? Mit neunundzwanzig Jahren? Und nachdem ich kaum seit einigen Jahren zum Bataillonsarzt befördert bin? Ich — nicht mehr felddiensttauglich? Ich, der an den Hängen des Adamello und der Presanella mit der Anmut einer Libelle zum Gipfel emporschwebte, wie es unsere Prima ballerina in München, die sylphenhafte Branitzka, es nicht lieblicher vermocht hätte! Und dann unsere Streifzüge vom Val Zebrù und Val Cedeh aus! Wäre es nur diesmal losgegangen anläßlich der Thronkandidatur der hohenzollernschen Prinzen! Ich hätte Euch schon Beweise meiner Felddiensttauglichkeit gegeben! Hei, wie schlugen da plötzlich unsere Herzen, als man uns in Santa Catarina vor acht Tagen von einem drohenden Kriege munkelte! Und wir waren kurz vorher noch im tiefsten Frieden urlaubsfröhlich ausgezogen! Das war ein Gewaltmarsch über den Pallon Della Mare nach Pejo hinunter! Wie auf Flügeln gings dahin über Fels und Eis. In uns rief es: Heimwärts, heimwärts! wo sie vielleicht schon die Banner entfalten — ach, und da müssen wir, kaum im Quartier angelangt, die Schreckenskunde lesen, daß Prinz Leopold Verzicht geleistet hat und der Friede gesichert ist! Nun, da konnten wir denn unseren Mut, unsere Umsicht, unsere Glieder wie bisher an dem eisigen Trotz und tückischen Laune der wilden Ortlerriesen stählen, statt unter dem Geknarre der geheimnisvollen Mitrailleusen uns zu erproben! Und nun muß ich noch einmal fragen: wenn ich über den Schründen und Klüften, auf dem eisigen Hermelin der Königsspitze, des Ortler und Cevedale mich stets frohbe-

haglich wie ein Gletscherfloh getummelt habe, bin ich dann nicht felddiensttauglich?"

Lächelnd lauscht der Reisegenosse dem launigen Proteste des Doktors. Nun nimmt er das Pfeifchen von den Lippen und haucht einige blaue Ringel in den milden Abend hinaus. Dann ergreift er also das Wort:

„Wolfgang hat Dir unrecht gethan, Wilfried. Wer so wie Du klettert, braucht noch keine Invalidität zu besorgen. Ach, und wenn es wieder einmal losginge, möchte ich Dich an meiner Seite erst recht nicht missen. Du hast Anno sechsundsechzig nicht bloß unseren Verwundeten unterm Hagel der Geschosse stets opferfreudig Deine Hilfe geleistet, sondern Du wußtest auch für Deine nächsten Freunde immer den allerdicksten Strohbund zum Biwak auszuspüren, immer den größten und butterweichsten Gockel, immer das erquickungsreichste Naß! Solche lichte Bilder jenes ereignisschweren Jahres grüßen mich in der Erinnerung versöhnend, um so mehr, je düsterer der Hintergrund war, auf welchem sie sich abhoben: Bruderhaß, Bruderfehde, dem alten, unausrottbaren Erbteil der deutschen Stämme!"

Wilfried, der Doktor, hatte seine Hände tief in die Taschen vergraben. Jetzt wiegt er ganz gelassen das Haupt her und hin, und spricht zum Freunde:

„Richard, Dein alter Weltschmerz sollte Dir wenigstens nicht bis in diese reinen Regionen folgen! Ich, als Arzt, sage Dir, es ist das eine Krankheit, die leider allzu vielen Deutschen am Lebensmarke nagt! Und die ganze Nation hat davon den Schaden, wenn viele an ihrer Zukunft verzweifeln. Wenn nur unser Herrgott einmal die Gnade üben wollte, ihr eine Arzenei zu kredenzen, so bitter als möglich, gemischt aus dem bewußten ‚Blut und Eisen'! Die würde doch Starkmut in die Seelen träufeln, statt jenes schleichenden Gemütswehs, und würde ihr still empfindsames Wünschen einer schöneren Neugestaltung zu entschlossenen Thaten zeitigen!"

Mit wachsender Energie im Ausdruck, schließlich fast mit grollendem Pathos hatte der Doktor gesprochen. Nun blitzte es flüchtig auf im Auge seines Freundes, wie ein stolzes Hoffen — aber dann schüttelt dieser ungläubigen Ernstes wieder das Haupt, und leise, wie die Rauchwölkchen von seinen Lippen, taucht die Hoffnung und Zuversicht seiner deutschen Seele dahin ins Nichts.

Der Doktor aber fährt nach einer Pause fort, und seine Stimme hatte wieder den Klang beruhigter Sicherheit: „Diesmal war es nichts — schade, die spanische Kandidatur wäre so eine Gelegenheit gewesen. Aber eine andere wird kommen, muß kommen, denn seit Königgrätz liegt sie in der Luft — wie das Wetter, das heut noch losdonnern wird!"

Ein weltzufriedenes Lächeln spielt nun wieder um sein Rundgesicht, als sei seine Seele ganz unberührt von dem launischen Wechselspiele der Völkerhändel, von aller Tragik der geschichtlichen Entwicklung.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Im Volkston.

I.

Ging mit dem Eimer den Weg hinauf,
Lauert mein Schatz am Brunnen mir auf.
Kam ich mit wirrem Haare zurücke —
Gab es nur Schelte und böse Blicke.

Großmutter ist eine alte Frau,
Ihr Herz ist welk, ihr Haar ist grau,
Was weiß sie von Jugend und lieben —
Wir haben's fein heimlich getrieben.

II.

Es pfeift der Sturm ums stille Haus,
Manch Zweiglein liegt gebrochen
Die Schande steht vor unserer Thür,
Er brach, was er versprochen.

Großmutter sitzt am Ofen dort,
Sie spinnt wohl weißes Linnen.
Und ich, ich sitze auch dabei,
Soll mir das Brauthemd spinnen.

O schweigt mir still von Kirch' und Kranz,
Mein Herz liegt ganz darnieder.
Die Schande steht vor unserer Thür,
Mein Schatz kommt niemals wieder.

III.

Mein Kopf ist wüst und wund der Fuß,
Ich habe wandern müssen,
Nun schick' ich Dir den letzten Gruß
Mit meinen letzten Küssen.

Den Weg entlang, zum Brunnen hin,
Den ich einst ging mit leichtem Sinn,
Er führt auch weiter noch zum Teich,
Wer weiß, vielleicht ins Himmelreich.

Amen.

E. K.

Altgermanischer Seelenglauben.

Von Professor **W. Hamburger**.*)

I.

Der Glauben an die Unsterblichkeit der Seele ist, wie neuere Forschungen, namentlich englischer Gelehrten,**) dargethan haben, fast bei allen Völkern verbreitet. Freilich dürfen wir, wenn wir diesen Satz so allgemein fassen, nicht an die Unsterblichkeit im höheren Sinne denken, das heißt an

*) Vortrag gehalten am 16. Nov. 1893 im deutschen Sprachverein zu Mailand.
**) Tylor, Spencer u. a.

den Nachruhm des Verstorbenen oder an die dauernde Wirkung, welche seine Werke oder Lehren auf die Nachwelt ausüben. Es handelt sich hier nur um die Seele als Begleiterin des Körpers, mit dem sie, so lange dieser Leben hat, auf das innigste verbunden ist.

Die Wortdeutung, die so oft den Grundbegriff eines Ausdrucks erschließt, läßt uns hier im Stich. Der Ursprung des nur in den germanischen Sprachen vorhandenen Wortes Seele ist dunkel.*) Das Eigenschaftswort selig, mit dem wir teure Hingeschiedene zu bezeichnen pflegen, hat nichts damit zu thun. Es bedeutet glücklich und giebt dem Gedanken Ausdruck, daß der Tote allem irdischen Leid entrückt ist. Ebensowenig ist damit die Endung -selig verwandt, die wir in mühselig, trübselig u. s. w. finden, und die nur eine Ableitung der Nachsilbe -sal in Mühsal, Trübsal ist. Wenn wir sinnverwandte Wörter, sowohl im Deutschen wie in anderen Sprachen, zum Vergleich heranziehen, so finden wir, daß das Volk die Seele als vergeistigten Atem auffaßte. Und da der Atem, ebenso wie der Wind, an sich nichts als bewegte Luft ist, so werden wir kaum fehlgehen, wenn wir die Seele unter Beiseitelassung jeder übersinnlichen Anschauung vom Standpunkte des Naturmenschen aus als belebenden Luft- oder Windhauch erklären.

In der That entspricht das lateinisch-italienische anima (Seele), mit der Nebenform lat. animus, ital. animo (Sinn, Mut, Gemüt), dem griechischen ἄνεμος, welches Wind bedeutet. Auch dem des Griechischen Unkundigen wird dies Wort nicht fremd sein; denn es findet sich im Namen einer bekannten Blume wieder, der Anemone, zu deutsch Windröschen. Von anima ist das lateinische animal, italienisch animale, abgeleitet, dessen Grundbedeutung lebenatmendes Wesen ist, und das erst später ausschließlich auf Tiere angewandt wurde. Auch im Italienischen finden wir animale von Menschen, sogar in schmeichelndem Sinne gebraucht. Ich erinnere an eine sehr bekannte Stelle, die fast jeder gebildete Italiener auswendig weiß, in Dantes Hölle, an die schöne Episode der von ihrem eifersüchtigen Gatten ermordeten Francesca von Rimini. Der Dichter besucht sie in Begleitung Virgils im Reiche der Schatten; und von seiner lebhaften Teilnahme an ihrem Schicksal gerührt, redet sie ihn mit den Worten an: O animal grazioso e benigno! (O Du freundliches, mildherziges Wesen!**)

Dem Naturmenschen war also die Seele zwar nichts anderes als ein Windhauch, aber doch ein mit wunderbarer Kraft ausgestatteter Hauch, der mit dem uralten Worte Atem bezeichnet wurde, das in entsprechender Form und gleicher Bedeutung schon im Altindischen vorkommt. Und eben weil die Seele nichts als Wind war, nahm sie an der Auflösung des Körpers nicht teil, sondern konnte unabhängig von ihm fortleben. Wir dürfen mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß vornehmlich der Seelenglauben den Anlaß zur Entstehung der mythischen Gebilde gab, die wir im folgenden näher betrachten wollen. Doch müssen wir nicht vergessen, daß dabei noch andere Ursachen mitwirkten, vor allem der Glauben an das Belebtsein der Natur, eine Art Pantheismus, von dem wir auch bei den germanischen Völkern überall deutliche Spuren finden. Es ist zuweilen schwer zu bestimmen, ob die übernatürlichen Wesen eher dieser oder jener Quelle ihren Ursprung verdanken. Sehr häufig werden sich wohl beide so vermischt haben, daß eine Scheidung überhaupt nicht möglich ist.

Hatte die Seele mit dem letzten Atemzuge den Körper verlassen, so pflegte sie sich, nach Ansicht der alten Germanen, zunächst in dessen Nähe aufzuhalten, und es verging noch einige Zeit, bevor sie sich den unendlichen Scharen anderer Seelen beigesellte. Obgleich sie unsichtbar war, gab sie doch nicht selten ihr Dasein zu erkennen; namentlich Sonntagskinder vermochten sie wahrzunehmen. Sie durchschaute den Schleier der Zukunft und konnte durch Zaubersprüche gezwungen werden, verborgene und künftige Dinge kundzuthun. Solche in der Nähe ihres ehemaligen Körpers weilende Seelen wurden meist sehr gefürchtet; denn sie stifteten oft Unheil und brachten Unglück über Verwandte, Freunde und Nachbarn des Verstorbenen. Darum war es allgemein Sitte, den Leichnam sobald wie möglich zu bestatten, und man vermied es besonders, sofern dies irgend angänglich war, denselben die Nacht über im Hause zu behalten. Die Besorgnis, die Seele des Toten könne wiedererscheinen und die Überlebenden schrecken oder peinigen, findet in dem weitverbreiteten Brauche Ausdruck, die Leiche nicht etwa zur Thür hinauszutragen, sondern dem Eingange gegenüber ein Stück Mauer niederzureißen. Die so entstandene Öffnung wurde nach Fortschaffung des Körpers sogleich wieder geschlossen, und damit glaubte man der Seele die Rückkehr in das Haus unmöglich zu machen.

Um die Seele günstig zu stimmen und ihr Ruhe zu gewähren, wurden ihr Spenden dargebracht. Sowohl in Deutschland wie in Skandinavien hat man in der Nähe alter Gräber Opfersteine gefunden. Es sind dies ausgehöhlte Steine, die zur Aufnahme der für den Toten bestimmten Trankopfer dienten. Diese Sitte war in Deutschland noch um das Jahr 1000 verbreitet, wie wir aus den Schriften der Geistlichen ersehen, welche sie auf das eifrigste bekämpfen. Auch die Leichenschmäuse, die oft in wüste Gelage ausarteten, und zu denen sich einige Male mehr als tausend Menschen eingefunden haben sollen, wurden dem Toten zu Ehren abgehalten, dessen Seele, wie man glaubte, unsichtbar daran teilnahm. In der Oberpfalz meint das Volk noch jetzt, je mehr beim Leichenschmaus getrunken werde, desto besser sei es, denn es komme ja dem Toten zu gute.

Bei allen germanischen Stämmen finden wir den Brauch, dem Toten diejenigen Dinge mit ins Grab zu geben, an denen er im Leben besondere Freude gehabt hatte, und bis auf den heutigen Tag lassen sich die Spuren dieser Sitte verfolgen. Den jungen Westgotenkönig Alarich mußten sein Schlachtroß und seine prächtige Waffenrüstung in das Busentograb begleiten. Die nordischen Wikinger, jene kühnen Seefahrer, wollten selbst im Tode ihres Schiffes nicht entbehren. In Norwegen hat man über zwanzig Meter lange Schiffe gefunden, die in Gräber umgewandelt worden waren. Eine so kostbare Bestattung konnte selbstverständlich nur Fürsten oder Stammeshäuptern zu teil werden; das beweisen auch die Gerippe von Pferden, Hunden und Falken, sowie die Waffen und Schmuckgegenstände, von welchen die in den Schiffen befindlichen menschlichen Gebeine umgeben waren. Zu den Gegenständen, die am häufigsten in alten Grabstätten gefunden werden, gehören Waffen, Handwerksgeräte und allerlei Schmuck, denen sich in Gräbern späterer

*) Nicht unwahrscheinlich ist die von einigen vermutete Ableitung von See, so daß die Seele vom sprachlichen Standpunkte aus eigentlich das Bewegte, Wogende im Menschen wäre. Eine ähnliche Entwicklung des Begriffs vom Flüssigen zum Lebenden finden wir im Quecksilber (lat. argentum vivum). Queck, wovon erquicken herkommt, heißt lebendig. Dies Metall wurde von den Alten für flüssiges Silber gehalten.

**) Divina Commedia, Inferno V. 88.

Zeiten noch Würfel, Trinkhörner und Glasbecher anschließen. In Schweden ist es noch in diesem Jahrhundert vorgekommen, daß man der Leiche die Tabakspfeife, ein Taschenmesser, ja sogar Flaschen mit Branntwein ins Grab legte, und im Voigtland, daß man zugleich mit dem Toten auch dessen Regenschirm und Gummischuhe beerdigte. All dies ist harmlos im Vergleich zu der schrecklichen Sitte der Inder, welche die Witwen zwang, den Tod in den Flammen zu suchen, um ihren Gemahl ins Jenseits zu begleiten.

Waren alle andern Mittel vergebens angewandt worden, um sich vor den Nachstellungen einer rachsüchtigen oder tückischen Seele zu schützen, so blieb nichts übrig, als die Leiche auszugraben, ihr den Kopf abzuschneiden und denselben zu verbrennen. Darum befahlen die altschwedischen Satzungen ausdrücklich, Selbstmörder zu verbrennen, damit ehrliche Leute nicht durch deren Seele beunruhigt würden. Selbstverständlich waren es meist Missethäter, die nach dem Tode keine Ruhe finden konnten. Doch kam es auch vor, daß Ermordete erschienen, um den unentdeckt gebliebenen Mörder anzuzeigen. Die Seele eines Geizhalses erlangte zuweilen die ersehnte Erlösung, wenn sie Lebende an den Ort führte, wo er seine Schätze versteckt hatte.

Solche Quälgeister gehörten jedoch immerhin zu den Ausnahmen. In der Regel mischten sich die Seelen, nachdem sie den Körper verlassen und dieser bestattet war, unter die Millionen anderer Geister, deren Dasein und Walten das Volk namentlich in Winden und Stürmen zu bemerken vermeinte. Wer kennt nicht, und wäre es auch nur aus Bürgers Ballade, die Sage von der wilden Jagd oder dem wütenden Heer, das nachts sausend und heulend die Luft durchzieht? Bei allen germanischen Völkern finden wir diesen Glauben, der schon von den ältesten Schriftstellern bezeugt wird. Vielleicht war die Kunde von diesem germanischen Geisterheer schon zur Zeit des Augustus bis nach Rom gedrungen; wenigstens scheint eine Stelle in Virgils Gedichte vom Landbau darauf anzuspielen.*) Ursprünglich bestand das wütende Heer nur aus den Seelen Abgeschiedener; ja das Volk glaubte nicht selten jüngst verstorbene Personen darin wiederzuerkennen. Später jedoch vermischten sich die Seelen der Toten mit anderen mythischen Gebilden, und die wilde Jagd wurde zu einer Geisterschar, an deren Spitze meist Wotan, als Gott der Winde und Führer des Totenheeres, zuweilen auch die Totengöttin Frau Holle einherjagt. Vielleicht ist die Bezeichnung wütendes Heer nur eine Umdeutung von Wotans Heer. In den langen Winternächten, in denen das unheimliche Toben der Stürme furchtsame Gemüter mit Schrecken erfüllte, besonders in den zwölf Nächten zwischen Weihnachten und dem Feste der heiligen drei Könige, also vom 25. Dezember bis 6. Januar, trieben diese wilden Scharen ihr Wesen. Denn zur Zeit der Jahreswende feierten die Seelengeister ihr Fest, und ihre Macht war größer als je. Auch heute noch leben im Volk allerlei abergläubische Bräuche fort, durch welche man, namentlich in der Neujahrsnacht, die Zukunft, die ja den Geistern bekannt ist, zu erfahren hofft. Träume, die man in jener Nacht hat, sollen in Erfüllung gehen. In gewissen Speisen, die man in vielen Gegenden in jenen Tagen zu genießen pflegt, darf man wohl eine Erinnerung an die Opfergaben sehen, welche vor Alters den Seelen dargebracht wurden.*)

*) Georgica, I, 474—478:

> Armorum sonitum toto Germania coelo
> Audiit:
> Vox quoque per lucos vulgo exaudita silentes
> Ingens, et simulacra modis pallentia miris
> Visa sub obscurum noctis.

Die Orte, wo man die Seelenscharen am sichersten antreffen konnte, waren die Kreuzwege, welche darum auch in Märchen und Gespenstergeschichten, wie bekannt, eine große Rolle spielen. Das Wirken der Geister war stets auf die Nacht, oft auf eine einzige Stunde beschränkt. Sobald der Morgen graute, oder der Hahn, der Verkünder des Tages, krähte, oder sobald die Glocke eins schlug, verschwand der Spuk. In Goethes Totentanz heißt es:

> Die Glocke, sie donnert ein mächtiges Eins,
> Und unten zerschellt das Gerippe.

Und in Bürgers Lenore spornt Wilhelms Geist seinen Rappen zur Eile an mit den Worten:

> Rapp'! Rapp'! Mich dünkt, der Hahn schon ruft.
> Rapp'! Rapp'! Ich wittre Morgenduft.

Der in diesem Gedichte ausgesprochene Gedanke, daß Lenorens unaufhörliche, verzweifelte Wehklage um den Tod ihres Bräutigams diesen aus seiner Grabesruhe erweckt, entspricht durchaus der Anschauung des Volkes, von der auch die Sage vom Thränenkrüglein Zeugnis ablegt. Einer Mutter, der das geliebte Kind durch den Tod entrissen wurde, und die sich seitdem in Thränen verzehrt, erscheint dasselbe in der Schar der Seelengeister, mit Mühe einen Krug fortschleppend, der mit den seinetwegen vergossenen Thränen angefüllt ist, und bittet sie, ihr Klagen einzustellen, um ihm Ruhe zu gönnen und seinen Krug nicht noch mehr zu beschweren.

Wo immer sich die Wirkung der Luftströmungen bemerklich machte, im Rauschen der Wälder, in bewegten Fluten, in ziehenden Wolken, besonders aber in den Gebirgen, welche ja auf Richtung und Entstehung der Winde bedeutenden Einfluß haben, glaubte man das Walten der Seelengeister zu erkennen. Wenn Windstille herrschte, so ruhten sie im Innern der Berge. Zuweilen erschienen sie dem Menschen und suchten ihn hineinzulocken. Wer ihnen folgte, war gewöhnlich verloren. Zahlreich sind die Berge, die das Volk als Aufenthalt der Seelen ansah, und in denen oft die Totengöttin Frau Holle ihren Wohnsitz hatte. Wenn wir in Wagners Tannhäuser die im Hörselberg bei Eisenach hausende Frau Holle als Venus, und den Berg als Venusberg bezeichnet finden, so darf uns das nicht überraschen, da mit der Ausbreitung des Christentums die Erinnerung an die alten heimischen Gottheiten zwar nicht ganz erlosch, aber doch immer undeutlicher ward, und diese daher bei Dichtern häufig, absichtlich oder zufällig, mit den bekannteren römischen Göttern verwechselt wurden. So finden wir auch Diana und sogar eine geschichtliche Gestalt, die Herodias, durch deren Ränke Johannes der Täufer das Leben verlor, als Führerin der Seelenscharen erwähnt. Eine Seuche, welche viele Kinder hinraffte, mag wohl Veranlassung zur Sage vom Rattenfänger von Hameln gegeben haben, der alle Kinder zu sich lockte, sie vor die Stadt führte, und mit ihnen in einem Berg verschwand. Aus nordischen Quellen erfahren wir, daß sich Menschen schon bei Lebzeiten den Hügel wählten, der nach dem Tode ihren Seelen zum Aufenthalt dienen sollte.

*) Diese und andere auf den Seelenglauben bezüglichen Angaben sind zum großen Teil E. Mogks Mythologie (in Hermann Pauls Grundriß der germanischen Philologie) entnommen.

Eng verknüpft mit dieser Anschauung sind die zahlreichen Sagen von Helden und mächtigen Herrschern, die in Bergen inmitten ihrer Krieger der Auferstehung harren. Am bekanntesten ist wohl die Sage vom Kaiser Friedrich Rotbart im Kyffhäuser. Auch an anderen Orten, z. B. in einer Felsenhöhle bei Kaiserslautern läßt das Volk diesen Fürsten fortleben. Die Zahl aller Persönlichkeiten, von denen Ähnliches berichtet wird, und der Orte, wo sie hausen sollen, ist sehr groß. Von deutschen Helden seien hier noch Siegfried, Karl der Große, Wittekind und Heinrich der Vogelsteller erwähnt. In England bildet besonders König Artus den Mittelpunkt solcher Sagen. Ja, die berühmte, von den Dichtern als Kriegerparadies dargestellte Walhalla ist im Grunde nichts anderes als ein Totenberg, und noch heute giebt es in Schweden Berge, die den Namen Valhall führen.

Dies mag auf den ersten Blick sehr befremdend erscheinen, doch die aufmerksame Untersuchung der sich an die Walhalla knüpfenden Vorstellungen und mythischen Gestalten führt mit Sicherheit zu dieser Erkenntnis; und wenn es noch eines ferneren Beweises bedürfte, so würde ihn hier die Etymologie liefern. Wir wollen es uns nicht versagen, das Wort Walhalla und andere damit in engerem oder loserem Zusammenhange stehende Ausdrücke einer näheren Prüfung zu unterziehen. Die Ergebnisse, zu denen wir gelangen, werden unsere Mühe reichlich belohnen und auf eine Anzahl Wörter unserer Muttersprache neues, vielleicht vielen unerwartetes Licht werfen.*)

Walhalla ist ein aus Skandinavien zu uns gekommenes zusammengesetztes Hauptwort, dessen ursprüngliche Form Valholl lautet. Der zweite Teil der Zusammensetzung ist das altnordische Wort für Hügel, das dem englischen hill (Hügel) entspricht und wahrscheinlich auch mit dem deutschen Halde (d. i. Bergabhang) zusammenhängt. Es stammt von einer indogermanischen Wurzel kal mit der Bedeutung: sich erheben, von der z. B. auch die italienischen Wörter collina (Hügel) und eccellente (vortrefflich), sowie der Titel Excellenz herkommen.

Nun giebt es aber im Altnordischen noch ein zweites holl, das mit dem vorigen nicht verwandt ist und dem deutschen Halle in Form und Bedeutung entspricht. Dieses Wort, das bekanntlich ins Französische gedrungen ist und dort den besonderen Sinn Markthalle angenommen hat, ist einer Wurzel entsprossen, deren Grundbegriff bedecken, verbergen war, die in zahlreichen deutschen Wörtern, z. B. Hehl, Höhle, Hölle, Hülle, Hülse, Helm, enthalten sind, und die wir auch in den lateinisch-italienischen Zeitwörtern celare und occultare (verheimlichen) wiederfinden.

Nur durch Verwechselung zweier gleichlautender Wörter ist aus den Wal-Hügel eine Wal-Halle geworden. Wir müssen uns jedoch hüten, diese Begriffsvertauschung für eine Zufälligkeit, für eine Volksumdeutung zu halten. Bekanntlich versteht man unter Volksumdeutung oder Volksetymologie eine in allen Sprachen häufige Erscheinung, vermöge deren ein dem Volk unverständlicher Ausdruck durch einen anderen, ihm lautlich nahestehenden ersetzt wird; wie wenn wir z. B. Sündflut statt des alten Sintflut, d. h. allgemeine Flut, oder Armbrust statt arcubalista, d. h. Bogenwurfmaschine, sagen. Das Volk zeigt eben das löbliche Bestreben, sich die Ausdrücke, die es gebraucht, gewissermaßen mundgerecht zu machen, und liebt es, besonders Fremdwörter mit den ihm geläufigen heimischen Lauten in eine oft recht seltsame Verbindung zu bringen. Wir dürfen es darum dem gemeinen Manne nicht verargen, wenn er einmal des Guten zu viel thut, und etwa in der Apotheke statt doppelkohlensauren Natrons ein doppelsohlenkauendes Nashorn verlangt.

Doch bei der Walhalla handelt es sich um keine Volksumdeutung, sondern wir nehmen hier den Einfluß der nordischen Skaldendichtung wahr. Die Zeit vom Anfang des achten bis um die Mitte des elften Jahrhunderts hat in der Geschichte und Litteratur Norwegens eine hervorragende Bedeutung. Damals waren kühne nordische Krieger und Seefahrer, Wikinger genannt, die Beherrscher der Meere und der Schrecken der Küstenbewohner. Gelang es doch diesen Normannen, nicht nur in Island und Grönland Ansiedlungen zu gründen und wahrscheinlich als die ersten Europäer das Festland Nordamerikas zu betreten, sondern auch sich in der nach ihnen benannten Normandie festzusetzen, und von dort aus England und das südliche Italien zu erobern. Wie die Helden der Völkerwanderung in der deutschen Poesie des Mittelalters fortlebten, so wurden die Wikinger von den nordischen Dichtern, den Skalden, gefeiert. Ihrer Phantasie freien Lauf gewährend, verwandelten diese absichtlich den schlichten Hügel in eine hochherrliche, unendlich große Halle, in welcher die im Kampfe gefallenen Krieger, aller Erdenpein enthoben, ein ewiges Leben voller Freuden und Genüsse führten. Und dieser glückliche, poetische Gedanke fand bald so mächtigen Anklang, daß überall Dichtung für Wahrheit genommen wurde, und die Erinnerung an den Totenhügel fast erlosch.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bei den folgenden etymologischen Erklärungen habe ich mich meist an Kluge (Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 4. Aufl.) gehalten.

Zwei Gedichte.

Von **Hans Hermann**.

I.

Irrlichter, flackernd, was äffet ihr
Des Himmels Licht,
Gaukelt und züngelt und sprüht vor mir?
Euch brauch ich nicht!

Die über gärendem Sumpf und Moor
Und Klüften ihr schwebt:
Schaudernd ahn' ich der Hölle Thor,
Wo ihr euch hebt!

II.

Scheine mir, Sonne, und muß ich erblinden,
Höre den sehnenden Schrei nach Licht!
Lasse in Gluten Verderben mich finden,
Aber auf ewig verhülle dich nicht!

Scheine mir, Sonne! und wenn deine Strahlen
Wandeln in Schwerter, in marternde sich:
Lasse mit ewigen Qualen mich zahlen —
Einmal noch schein'! — und ich lobpreise dich.

Gottes Finger.

Von A. Hoffmann.

Nun war er tot, der arme, kleine Heini, und sie sagten alle, es wäre am besten so für ihn, denn er war krank und siech gewesen sein Leben lang. Nur die Mutter sagte es nicht, die konnte es nicht fassen, daß das Kind von ihr gegangen, um dessen Leben sie gezittert von seinem ersten Atemzuge an, das sie gepflegt wie ihren Augapfel fünf lange Jahre hindurch, dessen Dasein der Inhalt ihres eigenen Daseins gewesen. Wohl schlang sich tröstend der Arm des Gatten um sie, und in seinem Auge las sie den stillen Vorwurf: „Sieh, ich bin auch noch da.“ Aber er war ja gesund, er brauchte sie nicht, er fand volle Befriedigung in der Arbeit. Daß dies erst geschehen, seit sie all ihr Denken und Thun dem Kinde zugewandt, daran dachte sie jetzt nicht in ihrem selbstsüchtigen Schmerze. Sie wußte nur, daß sie ihm nicht unbedingt nötig war zu seinem Leben, während das kranke Kind sie gebraucht, wie die Pflanze das Sonnenlicht, wie ein Verschmachtender den frischen Quell.

Aber sie hatten alle kein Erbarmen mit ihr, weder Gott noch die Menschen. Sie rissen sie fort von ihrem toten Liebling und trugen ihn hinaus nach dem abgelegenen, stillen Friedhof, wo er nun ganz allein war, er, der keine Stunde seines Lebens allein gewesen.

Sie hielt es nicht länger aus im Zimmer, sie wollte zu ihm, sie wollte wenigstens die Stätte sehen, wo sie ihn zur letzten Ruhe gebettet, sie durfte ja nun hoffen, daß sie dieselbe alle verlassen hatten, die vielen Freunde und Verwandten, die sie so unsäglich quälten mit ihrem gutgemeinten Trost.

Sie eilte durch die Straßen der Stadt; die warme Junisonne warf goldig glänzende Strahlen, die ihren verweinten Augen wehe thaten. Auf dem Bürgersteig trieben Kinder jauchzend ihre Kreisel und machten erschrocken der schwarzen Dame Platz. Ein herber Zug flog über ihr bleiches Antlitz. Ihr Knabe hatte ja nie so fröhlich spielen können; in seinen gesündesten Tagen war er mühsam, von ihrem Arm gestützt, den kleinen Garten entlang gegangen, das war alles gewesen! Sie durchlebte den langen Weg hindurch noch einmal in Gedanken all die Sorge, die sie um dieses Kind gelitten, und die es so fest, so unsagbar fest an ihr Herz gekettet. — Nun hatte sie die Stelle erreicht, die ihren Liebling umschloß. Ein frischer kleiner Hügel, der letzte in der langen Kinderreihe, mit vielen, vielen Kränzen darauf. Einer lag obenauf, der trug auf weißem Bande die Inschrift: „Meinem Heini“, den hatte sie ihm gespendet. „Mein Heini!“ schrie sie auf in wildem Schmerz und barg das Antlitz in den frischen Blumen, lange, lange. — — —

Als sie es emporhob, warf die Sonne schräge Strahlen über die Kirchhofsmauer, die glitzerten goldig in der Kuppel eines kleinen Kreuzes. Unter dem Kreuze saß ein Knabe, der hielt etwas in der Hand, das er aufmerksam betrachtete. Was mochte es sein? Es drängte die Frau unwiderstehlich dazu, es zu erfahren, wie wir so oft im tiefsten Schmerz einer geringfügigen Kleinigkeit unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Sie trat näher. Ein buntes Käferchen lief — nein, kroch — langsam, mühsam auf der schmalen Kinderhand dahin. Es hatte eines seiner schillernden Flügel verloren, und mehrere Beinchen fehlten ihm. Der Knabe, obgleich er es orgsam behütete, schien Gefallen an seiner Qual zu empfinden; das Tierchen beschäftigte ihn. Da fühlte die Frau Mitleid für das kleine Geschöpf in sich emporsteigen. „Kind,“ sagte sie heftig, „das Leben thut ihm ja weh, so mach es doch tot.“

Die Augen des Knaben blickten groß und verwundert zu ihr empor, und indem er schützend die zweite Hand über sein Spielzeug breitete, erwiderte er abwehrend: „Das thut ihm ja noch weher!“

Sie antwortete nicht, achselzuckend trat sie zurück, was ging sie auch im Grunde der Knabe und der Käfer an.

Aber sie konnte den Anblick des mühsam sich hinschleppenden, kleinen Tieres nicht los werden, konnte die Worte des Kindes nicht vergessen: „Das thut ihm ja noch weher!“ Hatte nicht auch sie so gedacht, als Gottes Hand sich nach ihrem Liebling ausstreckte, um ihn von seinen Leiden zu befreien? Hatte sie nicht auch, gleich dem thörichten Kinde, ihre Arme über ihr Kleinod gebreitet, um sein qualvolles Dasein zu verlängern? Nicht um seinetwillen, das wußte sie jetzt mit einem Male, denn ihm war ja so wohl, da unten in seinem kühlen Bettchen, befreit von allem Erdenweh. Nein, um ihrer selbst willen, weil sie zitterte bei dem Gedanken: Was soll aus Dir werden ohne das Kind? Und die Frau fühlte, wie der Schleier der Selbstsucht vor ihren Augen zerriß und die Thränen heiß und gewaltsam darin emporstiegen. Noch einmal sank sie neben dem kleinen Hügel nieder, aber ihre Hände konnten sich jetzt darüber falten, und über ihre Lippen kam es leise zitternd: „Gott, ich danke Dir, ich habe Deinen Fingerzeig verstanden!“

Schneeflocken.

Wirbelnd vom Himmel sinken
Leise die schimmernden Flocken!
Hei! wie sie flattern und blinken —
Bübchen und Mägdlein frohlocken,
Wollen erhaschen das Silber im Schnee,
Doch in den Händchen zerstiebt es, o weh!
Tropfen, nur Tropfen drin blieben zurück —
Schimmernde Flocken, wie gleicht ihr dem Glück!

O. Engelhardt.

Neue Unterhaltungsschriften.

Das Ende vom Liede. Roman von Heinz Tovote. (Berlin 1894, F. Fontane & Co.) Mk. 3,50.

Der Verfasser ist in kaum fünf Jahren zum Liebling jener „besseren“ Gesellschaft geworden, die nicht die gute ist. Was sie gereizt hat, war die mit Stimmungsmalerei verbundene Lüsternheit, die zu allen Zeiten den Lebemännern und Lebefrauen inniges Behagen verursacht hat. Dabei waren die leitenden Gedanken, außer in einigen Novellen, nicht einmal an sich unsittlich zu nennen. Auch in diesem Roman ist es nicht der Fall, denn Tovote will zeigen, daß die „freie Liebe“ mit allen ihren Folgen die Menschen geistig und sittlich zu Grunde richtet. Aber ohne Pfeffer kommt er nicht aus. Doch weil er weniger als sonst davon verwandt hat, wird er seinen „Verehrern“ minderes Gefallen einflößen. Die Entwickelung eines freien Liebesbundes ist so ins kleine geschildert, daß die Darstellung der im Grunde sehr oft

gleichen Auftritte langweilt. Aber das ist nicht der Hauptfehler. Dieser liegt in der oft geradezu verlotterten Schreibweise. Man beklagt sich, und mit Recht, darüber, daß verschiedene weibliche Romanverfertiger die Muttersprache verhunzen. Tovote kann sich in diesem Buche mit ihnen messen, und nur der Novellist A. Friedmann leistet in seinen letzten Arbeiten noch mehr auf diesem Gebiete.

Ich hebe nur weniges hervor: „Ein langsam fast unmerkliches Nachlassen“ (S 3), „ein zeltartig eisernes Schutzdach“ (S. 4), „dabei sah er, daß sie — — schlank und voll war unter dem schwarzen Kleide“ (S. 6). „Am folgenden Tage, wieder um dieselbe Zeit, **indem** er die kleine Braun links liegen ließ“ (S. 8), „ohne daß sie im geringsten ihrer Ruhe etwas nachgab“. „In das Taschentuch eingeknotet, warf sie ihm einen Schlüssel hinab“ (S 30). „— — schüttelte es ihn — — wortlos, mit verbissenen Zähnen“ (31) „Jan war gleich dabei, mit in das Theater“ (S. 87). „Sie wird als verlobt **gesagt**“ (S. 186), „er verzichte darauf, sich mit ihm zu **knallen**“ (S. 249). Solche Sprachfehler kann man kaum einem Tertianer verzeihen. Ein Schriftsteller, und sei er auch nur für die Unterhaltung müßiger Leute thätig, soll die Muttersprache wenigstens soweit beherrschen, daß er ein leidliches Deutsch fertig bringt. L.

Die Schwestern. Roman von **Martin Bauer.** 2 Bde. (Breslau 1894, **Schles. Verlagsanstalt.**)

Der Roman gehört zur anständigen Mittelware. Er ist geschickt aufgebaut, in richtigem Deutsch geschrieben, ziemlich spannend in einzelnen Teilen, zu breit im ganzen, nicht nur im Stoff; aber immerhin verrät er das Streben, das Beste zu geben. L.

Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Von **Adalbert Meinhardt.** (Berlin 1893, **Gebr. Paetel.**)

Meinhardt ist ein Erzähler von deutschem Gepräge. Schlicht im Stoff, warm empfunden, ohne gesuchten Geist, ergreift der Roman jeden Leser von gesundem Empfinden. Trotz der Briefform, die tieferer Kennzeichnung nicht gerade günstig ist, treten die einzelnen Menschen scharf hervor. Ich empfehle das Buch unseren Lesern angelegentlich. L.

Majana. Roman aus der Südsee. Von **O. Elster.** (Breslau 1894, **Schles. Verlagsanstalt**)

Wie schon im vorigen Jahrhundert und dann im unsrigen die Schriftsteller zuweilen das Poetische bei den „Naturmenschen“ der wilden Völker gesucht haben, so ist auch Elster auf die Wanderschaft gegangen, um seine Majana zu finden. Als Zugeständnis dem realistischeren Zeitgeiste gegenüber erscheint es, daß er das Naturkind zur Tochter eines Deutschen und einer Eingeborenen macht. Aber trotz der etwas veralteten Romantik wirkt das Ganze ansprechend, es ist geschickt gemacht und zeichnet sich auch stellenweise durch feine Stimmungen aus. L.

Reich werden. Ein Wiener Roman von **C. Karlweis.** (Stuttgart 1894, **Bonz & Co.**)

Der Hauptstoff ist fast verbraucht. Ein junger, kleiner Bankbeamter wird vom Geldteufel ergriffen, kommt durch glückliche Berechnungen zu großem Reichtum, den er durch tolles, rücksichtsloses Börsenspiel wieder verliert. Die erste Stufe zum „Glück“ hatte er aber durch den Betrug an einem Freunde erreicht, der leidenschaftlich, aber schüchtern seine Frau liebt. Und das wird zuletzt sein Verhängnis. Die Darstellung der einzelnen Menschen ist sehr gut dem Wiener Eigenwesen angepaßt; mehrere der Gestalten sind in dieser Richtung ganz vortrefflich, so die Frau und die Schwiegermutter des Hauptträgers der Ereignisse und der junge Reinwaldt. „Reich werden“ gehört so zu den besseren Arbeiten, die diesen Stoff behandeln. L.

Unter den Dolomiten. Roman von **Konrad Telmann.** 2 Bde. (Leipzig 1893, **Carl Reißner.**)

Telmann verfällt immer mehr in ungesunde Romantik. Seine ungezügelte Fruchtbarkeit hat ihn als Künstler geschädigt, hat seine Einbildungskraft überreizt. Und wenn auch mancher großgedachte Vorgang, manche Naturschilderung ergreift, so ist der Eindruck des Ganzen doch zwiespältig und unerfreulich. Doch bin ich überzeugt, daß er vielen Lesern gefallen wird. L.

Doktor Ferenczy und andere Novellen. Von **Auguste Hauschner.** (Berlin 1893, **Bibliogr. Bureau.**)

Die Verfasserin erzählt mit Geschick. Die zwei ersten Geschichten sind etwas „nervös“; die erste stößt ab. Es wirkt nicht anziehend, daß Mutter und Tochter den einen Mann so leidenschaftlich lieben. Am meisten spricht „Durch Vermittelung“ an. Die Sprache ist gut behandelt. L.

Gespenster. Rübezahl. Novellen von **Doris Freiin von Spättgen.** (Jena 1893, **H. Costenoble.**)

Die beiden Novellen sind ansprechend erfunden und geschrieben. Man kann sie auch ohne Bedenken jungen Mädchen in die Hände geben. L.

Erzählungen von **Marie von Olfers** (Berlin 1893, **Emil Felber.**) Mk. 6.

Der Band enthält vier Erzählungen: „Eckchen Eden“; „Leilas Freier“; „Das Gut im Mond“; „Der Schmetterling“. Die Verfasserin ist eine kluge, feine Seele. Sie freut sich ihrer Arbeiten, modelt und bosselt an ihnen herum, um hier und dort einzelne Züge noch klarer und zierlicher auszuarbeiten. Sie **zeichnet**, und zwar mit sicheren Strichen, mit dem Silberstift. Die Farben aber sind etwas zu zart, zu „elegant“ möchte ich sie nennen. Es fehlt Leidenschaft, ursprüngliche Kraft der Empfindung. Die Begabung von Frl. v. O. ist im guten Sinne „berlinisch“, fein, klug, aber etwas kühl. Aber auch so versteht sie zu fesseln für die Zeit, in der man das Buch in der Hand hält. L.

Bekannte Gesichter. Novellen von **Ilse Frapan,** (Berlin 1893, **Gebr. Paetel.**)

Die vier Geschichten („Kapitän Feddersons Kummer“. „Stilles Wasser“, „Die ersehnten Sommergäste“, „Jan Holländers Tochter“) fügen dem geistigen Bilde der Verfasserin keinen neuen Zug hinzu. Sie sind frisch geschrieben, warmherzig, frohlaunig — im norddeutschen Sinne. Sehr zu loben ist die Gewissenhaftigkeit, mit der Frl. Frapan die Form behandelt. Wir empfehlen den Band bestens. L.

Der Schimmelreiter. Novelle von **Theodor Storm.** (Berlin 1894, **Gebr. Paetel.**) Mk. 4.

Wir haben den „Schimmelreiter“, eins der am meisten eigenartigen Werke Storms, schon in erster Auflage sehr empfohlen. Es freut uns, die Thatsache mitteilen zu können, daß diese schöne Prosadichtung nun in dritter Auflage vorliegt. L.

Unter der Maske. Novellen von **Moritz von Reichenbach.** (Berlin W., **Richard Eckstein's Nachf. [H. Krüger.]**)

Der Band enthält fünf Novellen: „Unter der Maske“, „Eine Grenzfahrt“, „Die Schwiegertochter Seiner Exzellenz“, „Spätsommertag“ und „Die Hanka“, von denen die dritte den meisten Beifall bei den Lesern finden wird. Sie ist hübsch erfunden und sehr gewandt ausgeführt. L.

Glück. Novellen von Olga Wohlbrück. (Berlin 1893, Emil Felber.)

Sieben kleine Geschichten, von denen „Glück“ durch Gemütswärme sich auszeichnet. Die anderen sind nett erzählt und können als Zeitkürzer ihren Zweck erfüllen. Zu loben ist die Achtung vor der Sprache, die im ganzen rein und gefällig ist. L.

Die Frau Lieutenant. Roman aus dem deutschen Offiziersleben. Von Arthur Zapp. (Leipzig 1893, Carl Reißner.)

Es giebt wenige Schriftsteller, die so ungleichmäßig arbeiten wie Zapp. Manches Buch von ihm ist kaum ernster Kritik wert, und dann überrascht er durch gediegene, innerlich reife Arbeiten. Zu ihnen gehört der vorliegende Roman. Die Hauptgestalt in ihrer schlichten, echt weiblichen Herzensgröße ist eine Leistung, die wärmstes Lob verdient und dies Buch auch der Beachtung solcher würdig macht, die sich sonst um Romane nicht bekümmern. In ihr verkörpert sich ein Typus deutscher Frauen, auf dem das Wohl der Zukunft ruht; Gattin und Mutter im tiefsten Sinn, ist sie der Wirklichkeit abgelauscht und doch zugleich idealistisch durchgeführt. Wir wünschen dieser Arbeit verdienten Erfolg. L.

Ein geleisteter Eid. Novelle nach dem Tagebuche einer Großmutter von C. Treutler.

Bürgerlich. Novelle von C. Treutler. (Beide Berlin 1893, Bibliogr. Bureau.)

Die beiden Novellen sind mittelgut, doch zeigen Einzelheiten, daß die Verfasserin noch eine gute Erzählerin werden kann. L.

Fünf Novellen. Der Wahrheit nacherzählt von Baronin Elisabet von Grotthuß. Vierter Band: Prof. Sternmayers Verbrechen. — Helge Latterburg. — Der geheimnisvolle Fabrikarbeiter. — Stirb in Tollwut. — Rückerinnerungen des Grafen Hartberg.

Die Erzählungen der viel schreibenden Verfasserin haben etwas Landregenartiges, das ihren Freunden ja wohl bekannt sein wird. Sie werden sich freuen, daß die Verfasserin, wie das nicht zu bezweifeln war, sich auch diesmal treu geblieben ist. Diese Thatsache wird allen an Schlaflosigkeit Leidenden hoffentlich noch manche Erquickung verschaffen. Fr. K.

Zittergras. Skizzen und Novellen von Marie von Glaser. 2. Aufl. (Breslau, Schles. Verl.-Anst.)

Wenn wirklich alle Urteile über die erste Auflage dieser Skizzen so günstig gelautet haben, wie die angeführten Preßstimmen vorgeben, so ist es ja ganz gut, wenn eine zweite Auflage erfolgt ist. Denn nun kann, wenn auch nur in gedrängtester Kürze, der Fehler ausgeglichen werden, und, um mit der Verfasserin „französisch“ zu reden, die verité vraie auch eine Stätte finden. Das vorliegende Buch enthält ohne Ausnahme recht schlecht geschriebene Feuilletons. Dergleichen Nichtigkeiten verschlingt der Tag, oder (am richtigsten) der Papierkorb. Die Sprache des Buches ist ohne Individualität, dagegen voll Lässigkeiten und Schnitzer. Der stoffliche Inhalt überrascht bei jeder Geschichte immer wieder durch Armut. Die Psychologie ist ungefähr die eines Pensionsfräuleins, das mehr Selbstbewußtsein als Selbstkritik besitzt. Skizzen wie die hier gesammelten sind nichts als Waren, die für den Tag bestimmt sind. In Buchform sind sie lächerlich anspruchsvoll. Satire, die oft anzuschlagen versucht wird, ist eine schöne und sehr nötige Sache, nur erfordert sie mehr als ein spitzes Züngelchen: eine reife und tiefe Persönlichkeit nämlich. Erst wenn die Verfasserin selbst über die Unzulänglichkeit dieses Buchs zu lachen versteht, wird sie hoffen dürfen, etwas Besseres zu leisten. Fr. K.

Israel in Waffen. Von Nemirowitsch Dantschenko. (Leipzig, Slavische Buchhandlung.)

Ein sonderbares Buch. Eine Art Reisebeschreibung von einem Gebiet im Kaukasus, Daghestan, wo angeblich die Überreste der verschollenen zehn Stämme Israels leben sollen, natürlich in kriegerischer Kraft, voll zähen Fleißes, als Ackerbauer und Jäger — Wucher und Geldgeschäfte nicht kennend, kurz, als semitische Ideale, wie wir sie leider aus eigener Erfahrung nicht kennen. Den Gelehrten sei es vorbehalten, über die Hypothese sich zu einigen, wo denn eigentlich die zehn Stämme Israels hingekommen sind. Von dem Charakter vieler unserer jüdischen Mitbürger weicht die Schilderung recht weit ab, die Herr N. D. von seinen Bergjuden entwirft. Das Buch ist mit einer gewissen Naivität geschrieben. Schriftstellerische Kunst zeigt sich weder im Stil noch in der Gruppierung des Stoffes. Einige Schilderungen haben jedoch Leben und Anschaulichkeit. Freilich ein rechter Verlaß ist auf den Verfasser nicht. Er selbst citiert fast alle Urteile des Buches aus fremden Werken. Sein Horizont ist klein und manchmal ist man versucht, ihn ein wenig komisch mit seiner ungelenken Verherrlichung der Bergjuden zu nehmen. Fr. K.

„Im Sturmesbrausen.“ Ein Künstler-, Liebes- und Streik-Roman vom Nordostseekanal. Von Otto Felsing. (Berlin, Freund und Jeckel.)

In diesem handlungsfrischen Gegenwarts-Roman tritt das Massenelement stark in den Vordergrund, sowohl in seiner kulturerobernden, als auch in seiner die jetzigen sozialen Verhältnisse zerstörenden Gewalt. Daneben läuft der gleichfalls moderne Kampf zwischen älterer und neuerer Kunstrichtung oder vielleicht besser gesagt, zwischen echtem und eingebildetem Wirklichkeitssinn. Und schließlich stiehlt sich das ewig junge Märchen der Liebe in ungezwungener, nicht zu sentimentaler Färbung in das Ganze. Recht anschaulich sind die Kanalarbeiten und die verschiedenen Phasen des Streikes mit ihren aufregenden Scenen geschildert. An der genauen Wiedergabe technologischer Details erkennt man sorgfältige Vorstudien des Verfassers, welcher in den jetzt heftig entbrannten Kampf der Kunstschulen manches kräftige und treffende Wort hineinwirft. Dünken uns diese Erörterungen hier und da für einen Roman auch etwas zu lehrhaft, so entschädigt uns Felsing andererseits durch energische Charakteristik der handelnden Personen. Zweifellos ragt dieser Roman über die gewöhnliche Marktware hinaus und darf ernsten Lesern empfohlen werden. K. Pr.

„Verlorenes Eden — Heiliger Gral“. Roman in drei Bänden von Karl von Perfall. (Köln, Albert Ahn.)

Der symbolische Titel läßt kaum erraten, daß modernes Denken, Empfinden und Gestalten uns von einem feinsinnigen Geiste in lebendiger Weise und geläuterter Form vorgeführt wird. Man könnte Perfall einen psychischen Epikuräer nennen — so sehr schwelgt er in der Zergliederung jener inneren Vorgänge, welche durch erotische Bedürfnisse, Anpassungen und Entartungen hervorgerufen werden. Aber damit würde man nur der einen Seite seines Schaffens gerecht. Denn Perfall ist auch unablässig bestrebt, „die Größe und Schönheit des sinnlichen Idealismus zu entwickeln“, ihn auf die Höhe einer naturgesunden und sozial fruchtbaren Sittlichkeit zu erhalten. Er gelangt damit unwillkürlich zu einem Hohenlied der Ehe, freilich nur derjenigen, welche wirklich seelischen und sinnlichen Gehalt besitzt, das Gemüts-

leben erweitert und vertieft. Und diese echte Ehe verklärt sich ihm zur künstlerischen Anschauung und wird umrankt von einer frischen, frohmutigen Betrachtung des künstlerischen Strebens unserer Zeit. Wie einst die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ das ästhetische Erbauungsbüchlein der Malerschule der Nazarener wurden, so gewinnt die kunstschauende Wesenheit dieses Romans die Bedeutung einer Erweckung des unverdorbenen Bewußtseins und seiner Hinleitung zum unversiegten Jungborn der bildenden Künste. In dieser gedanklichen Richtung kann Perfalls Werk nicht hoch genug geschätzt werden.

Fügen wir zu diesen Vorzügen noch das weltmännische und das breitere gemeinmenschliche Verständnis des Verfassers und dessen Neigung, sich beim Gestalten nur in einer ihm vertrauten Umwelt zu bewegen, deren Einzelheiten er völlig beherrscht; ferner sein warmes deutschpatriotisches Empfinden, welches billig und klug norddeutsche und süddeutsche Art gegeneinander abwägt: dann dürfen wir auch aufrichtig gestehen, daß wir seit langem keinen besseren Lesegenuß gehabt haben. Aber denkende Leser, welche nicht der gewöhnlichen Sensation nachjagen, verlangt dieses Buch. Die Handlung, wenn sie auch nicht der Spannung entbehrt, ist ziemlich einfach. Dafür entschädigt uns reichlich die scharfe, typische Ausprägung der Charaktere und jener unmittelbare Spürsinn des ernsthaften Seelenforschers, sowie ein sicheres Gegenwartsgefühl. Den Strom unserer Zeit sehen wir zu Füßen rauschen, die Eindrücke unserer Umgebung sich zu Schicksalen verdichten. Nicht bloß Luftspiegelungen des Gehirnes oder nebelhafte Schemen verklungener Geschlechter tauchen auf. Der Stil zeigt sich gleich befähigt, farbige Wirklichkeitsbilder festzuhalten und einen gedankenlyrischen Schwung in uns nachzittern zu lassen, der nur manchmal zu weit gedehnt vibriert.

Perfall hat sich seinen Heimatboden, München und das bayrische Oberland, zum Hauptschauplatz auserkoren, von dem er nur gelegentlich nach dem Wupperthal und nach den preußischen Ostprovinzen abschweift. Die Anpassung des norddeutschen und süddeutschen Wesens läßt er in ungezwungener Weise in der Künstlerstadt München, im künstlerischen und seelischen Herantasten sich aneignen. Der ehemalige preußische Premierlieutenant Wernikow, eine prächtige Figur, und dessen Gattin, eine reiche Elberfelder Fabrikantentochter, erleben mit- und durcheinander diese Selbstbefreiung und harmonische Verschmelzung. Zugesellt wird ihnen das Ehepaar Leitner, der weltfremde Künstler mit überfeinen Nerven und seine kluge, hingebungsvolle Frau, welche in der verspäteten Mutterschaft die Krone ihrer Weiblichkeit voll dankbaren, demütigen Stolzes empfängt. Diesen Gesegneten der nicht im Gewohnheitsgefühl erstickenden ehelichen Liebe, welchen u. a. noch Erdingen mit seiner seelentapferen Minna anzureihen wären, stellen sich gegenüber die Enterbten, die Schmuggler und die Verkommenen der Liebe: die holdselige, dem schönheitsberauschten Zartgefühl sich hinopfernden Fee, die Bühnen- und Lebenskünstlerin Elise Stahlmann, reich an geistigem Zauber, doch im Blute vergiftet, der Grübler Eresing, welcher erst bei einem Naturkinde gesundet, der wüste Weltschmerzler Ludwig Bauer, der schließlich der Kirche in die Arme fällt, der zum ausdauernden Junggesellen sich entwickelnde Selbstling Braunschmidt, dem das Talent, nicht die Seelenwärme und das Pflichtgefühl des Malers vererbt werden u. s. w. Es sind dies alles zum Greifen erkennbare, nur stärker herausgearbeitete Typen unserer heutigen Gesellschaft. Auch die Gruppenfärbung der Münchener Adelskreise, der verschiedenen Künstlerfähnlein, der Elberfelder Fabrikantenclique, des Bierphilisteriums und der sündigen Klein- und Sorgenwelt von Kellnerinnen u. dergl. gelingt Perfall vortrefflich. Hineinragen in den Roman die historischen Ereignisse des Selbstmordes Ludwig II., des Unglücklichen, und Kaiser Wilhelms Tod, die modernen olympischen Feste der Kunst- und Kunstgewerbeausstellungen in München. Hier öffnet Perfall sein Visier als feiner Kunstkenner, der nicht nur das Werden von Einzelschöpfungen, sondern auch den großen künstlerischen Zug der Gegenwart zu belauschen versteht. Der Roman mit der romantischen Etikette ist selbst eine künstlerische Anordnung von Erlebnissen, welche Gedanken und Sinn zu fesseln vermögen. K. Pr.

Vermischtes.

Die Frau im deutschen Schulverein. Es war im Jahr 1881, als der deutsche Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande gegründet wurde und zwar von Männern, die sich wiederum an Männer wandten, und von vornherein als ganz selbstverständlich, die Frauen nicht in diesen Wirkungskreis hineinzogen. Aber schon im Jahre 85 bildete sich in Wiesbaden eine Frauengruppe des Schulvereins, die in ihrem segensreichen Wirken den Männergruppen nicht nachstand. Im Jahre 87 folgte Dresden, 88 Hanau und 89 Berlin dem Vorbild der Wiesbadener Frauen, und es wußten sich diese Frauengruppen durch ihre Rührigkeit bald die Achtung der Männergruppen zu erringen, ja an manchen Orten werden sie denselben sogar als gutes Beispiel aufgestellt.

Fast bei allen civilisierten Nationen sehen wir die Frau Schulter an Schulter mit dem Manne sich an den nationalen Bestrebungen beteiligen, nur bei uns in Deutschland werden die Grenzen, die von alters her noch den Frauen gezogen sind, aufs strengste eingehalten, und als ein Ereignis wurde in den letzten Wochen die Eröffnung des ersten Mädchengymnasiums in Deutschland, und zwar in Karlsruhe, begrüßt.

Wohl kann die Frau dem Vaterlande dienen, indem sie ihrem Gatten eine gute Hausfrau ist, indem sie ihre Kinder zu tüchtigen und vaterlandsliebenden Menschen erzieht, und indem sie den Armen und Notleidenden mit Rat und That beisteht, denn gleich wie ein Räderwerk nur richtig funktioniert, wenn alle Räder, auch das kleinste, am rechten Platze sind, so bildet auch jede Hausfrau in dem großen Uhrwerk der Nation ein kleines Rädchen, das zum richtigen Gehen des Ganzen sein Teil beitragen muß.

Gar manche Frau giebt es jedoch, die das Bedürfnis in sich fühlt, auch noch anders ihre Liebe zum Vaterlande zu beweisen, als dadurch, daß sie eine gute Hausfrau und Mutter ist, und gar vielen weiblichen Wesen wurde es nicht vergönnt, diesen, ihren vornehmsten Beruf zu erfüllen, diese Frauen finden in dem deutschen Schulverein noch ein weites Feld, auf dem sie wirken können.

Der deutsche Schulverein, dieser so oft verkannte Verein, von dem da manche meinen, er mache den Wohlthätigkeitsanstalten des Landes Konkurrenz, dessen Gegner oft genug sagen: wir geben lieber den hiesigen Armen etwas, als es weit fortzuschicken. Wie falsch versteht der, welcher dies sagt, die Bestrebungen des Vereins, wie klein denkt er von den idealen

Gütern seiner Nation, wie hartherzig ist er gegen die Bitten seiner Stammesbrüder. Denn sie bitten bei uns, diese Brüder von der Ostsee, von Böhmen, Siebenbürgen und wo sie alle wohnen. Sie bitten um Hilfe, um werkthätige Hilfe. Und der Schulverein will helfen, hat er sich doch, wie sein Name besagt, zur Aufgabe gemacht, jene Orte, die von jeher deutsch waren und deutsch bleiben wollen, in diesem Bestreben zu unterstützen, indem er hilft, die deutschen Schulen, da wo sie noch bestehen, zu erhalten und da wo sie durch Ungunst der Verhältnisse eingegangen sind, wieder neu zu bauen, dadurch den deutschen Eltern Gelegenheit gebend, ihre Kinder in der alten Muttersprache unterrichten zu lassen.

Deshalb möge jede Mutter, deren Kinder in Deutschland die Wohlthaten der Schule genießen, daran denken, wie da draußen so manche deutsche Mutter ihr Kind in die tschechische oder russische Schule schicken muß, weil keine deutsche mehr da ist. Wenn sie sich in die Gedanken jener Mutter versetzt, wird sie gewiß gern bereit sein, im Lauf eines Jahres ein kleines Scherflein, und wären es nur 3 Mark, die sie vielleicht doch unnütz ausgiebt, dem deutschen Schulverein zu spenden. Sie ermöglicht dadurch demselben, für die bedrängten deutschen Kinder deutsche Schulen und deutsche Kindergärten zu bauen und zu erhalten, sie selbst aber kann dann von sich mit Recht sagen: Auch ich bin mitwirkend an einer nationalen Sache, auch mir ist Gelegenheit geboten, zu beweisen, daß in den Herzen der deutschen Frauen die Liebe fürs Vaterland, für die bedrängten Brüder ebenso warm glüht, wie in den Herzen der Männer.

Doch nicht allein mit diesem kleinen Geldopfer ist das Wirken der Frau im Schulverein erschöpft, erst wenn sie auch geistig Teil nimmt an seinen Bestrebungen, wenn sie in ihrer Familie, in ihrem Freundeskreis dafür das Interesse belebt, wenn sie die sich oft bietende Gelegenheit benutzt, durch Wetten, kleine Sammlungen bei Festen oder dergl. an den Schulverein zu erinnern und ihm dadurch kleine, besser noch größere Spenden zuführt.

Den Armen und Bedürftigen im Lande geschieht dadurch kein Abbruch und den bedrängten Brüdern wird dadurch geholfen. Deshalb ihr deutschen Frauen, werbet Mitglieder des Schulvereins, wo noch keine Frauengruppen sind, da helfet welche gründen oder laßt euch in die Männergruppen aufnehmen und vereinigt euer Wirken mit ihnen, auf daß Karl Pröll mit Recht singen kann:

Ja im deutschen Schulverein,
Wack're Kämpferinnen
Stählet, stärket uns're Reih'n;
Sicherlich gewinnen
Wir mit euch den höchsten Preis,
Sieg den deutschen Fahnen! —

Ein Schnellrechner. Zacharias Dase (geb. 1824 zu Hamburg) zeigte schon in seiner Jugend eine leidenschaftliche Vorliebe für das Rechnen und widmete der Übung darin fast jede freie Stunde. Er war kaum 15 Jahre alt, als er schon als Schnellrechner auftrat und durch sein ungemeines Talent Bewunderung erregte. Es war in Berlin, im damaligen Lesekabinett (Behrenstraße Nr. 31), wo er öffentliche Produktionen als Rechenkünstler gab. Einer der Anwesenden sagte ihm, er sei dreißig Jahre und einige Monate alt; wenn er jede Sekunde 1/5 Pfennig gebraucht hätte, wie viel hätte er dann bisher in seinem Leben verbraucht? Die ungeheure Thalersumme gab der Rechner sofort nach der Frage bis auf den Pfennig richtig an. Auf einem gedruckten Blatte zählte er über 800 Buchstaben in noch nicht 2 Sekunden. Dominosteine, deren Augen über 100 betrugen, zählte er mit einem Blicke und sagte die Zahl fast in demselben Augenblicke, in welchem er hinblickte. Ebenso, wenn jemand eine Hand voll Erbsen in den Saal warf. Das Ungeheuerste aber war, daß er aus der schwindelerregenden Zahlenreihe 123, 375, 119, 142, 171, 166, 362, 274, 141 binnen 2 Minuten und 25 Sekunden die — sechzehnte — Wurzel, 37, zog. In Wien multiplizierte er später eine 40zifferige Zahl mit einer anderen 40zifferigen in 40 Minuten, in Wiesbaden eine 60zifferige mit einer anderen 60zifferigen in 2 Stunden 59 Minuten bei lebhafter Unterhaltung der Gesellschaft, und zog in München die Quadratwurzel aus einer 60zifferigen Zahl in 20 Minuten und eine aus einer 100zifferigen in 52 Minuten aus. Wenn zwischen dem Fragenden und dem antwortenden Rechengenie eine Differenz vorkam, so zeigte sich der Fehler jedesmal auf seiten des Fragenden. Th.

Briefkasten.

Herrn Ludwig P. in Mainz. In Ihnen lebt der Kern einer kräftigen Begabung. Das beweist vor allem „Leben und Dichtung". Die vorletzte Strophe aber mit „Reflexionen und Bilderembryonen" zerstört die Wirkung. Auch ist manche Zeile unklar. Streben Sie weiter und senden Sie ein. — Herrn. E. L. in Wstbg. Die Hauptvorstellung ist in beiden Gedichten hübsch, aber der Ausdruck noch immer ungelenk und hart. — K. M. Sch. 14. Noch zu jung und unselbständig. — Herrn. P. W. in S. 1) „Schweigen" gut, aber doch zu wenig Eigenart. 2) Die „Spaziergänge in der Seele" werden fortgesetzt. Aber solche Arbeiten, in denen man derartige Stoffe allgemein verständlich und doch nicht flach darstellen will, gehen langsam vorwärts. Heft 17 oder 18 wird der dritte erscheinen. — Frl. M. L. in Leipzig. Bereits in einer anderen Zeitschrift abgedruckte Romane bringen wir nicht.

Paul Grotowsky, Leipzig, Dorotheenplatz 1, der Herausgeber von **„Der große Kaiser im deutschen Lied"** (Leipzig, C. G. Naumann) bereitet eine Bismarck-Anthologie vor, welche in dem gleichen Verlage erscheinen soll, und bittet Schriftsteller und Litteraturfreunde um gefällige Einsendung geeigneter Gedichte oder um Quellenangabe solcher bis spätestens 1. Februar 1894. Jeder Mitarbeiter wird s. Zt. ein Gratisexemplar der Sammlung erhalten.

Inhalt der Nr. 15.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 16.

Weidmannsheil.

Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung und Schluß.)

Achtes Kapitel.

Der Platzhirsch.

Zwei Stunden vor Tagesgrauen, die Expreßbüchse über der Schulter, schritt Rudolf bei dem spärlichen Sternenlicht der Neumondnacht durch wucherndes Heidekraut dahin. Hoch über ihm rauschten leise im Nachtwind die Kiefernwipfel. Horch! — der Schrei eines Brunfthirsches, markerschütternd, gewaltig. Von jenseits her dröhnte die Antwort, daß der Wald widerhallte. Und nun — wie ein zündender Blitz fuhr es durch das hochpochende Jägerherz: das war die Baßstimme des alten, gewaltigen Recken, die er unter hunderten herausfand, dessen Fährte ihm bekannt war vor dem ganzen Rotwildstand seiner Forsten. Bald näher, bald ferner klang der Schrei. War es Wahrheit oder Sinnestäuschung? Doch nein, dort in dem Buchenstrauchholz, wo er in der Morgenstunde über eine niedere Kultur nach dem tannendurchwachsenen Birkengehege zu wechseln pflegte, dort, wie er alle die letzten Nächte gethan, schrie der Hirsch.

Höher stieg am Morgenhimmel das erste Frührot. Ein kalter weißer Nebel verhüllte das nahe Wiesenthal des Erlenbaches. Vorsichtig, mit angehaltenem Atem ließ Rudolf seine Blicke über den Kulturschlag hinschweifen, wo nach seinem Ermessen der Kapitalhirsch seinen Wechsel nehmen mußte. Noch lag schweigender Friede der Nacht über dem Walde, und durch des Jägers Seele zog es wie ein Traum, sehnsüchtig, herzbestürmend. Da plötzlich ein kraftvoller Orgelton vom jenseitigen Rande des Buchenstrauchholzes. Das Blut in den Adern stockte ihm.

Noch war kein Büchsenlicht, zumal hier im tiefen Schatten der Kiefern, welcher Korn und Visier ihm unsichtbar machte. Er mußte hinaus ins lichtere Holz, damit von rückwärts her der Schein des Morgenrots das schimmernde Korn seiner Büchse beleuchten konnte, dann war es möglich! Doch schnell, ehe der Hirsch die Dickung verlassen. Rasch wollte er einige Schritte seitwärts thun, da — o Schrecken — gewahrte er ein Alttier, welches, friedlich äsend in den feuchten Gräsern, langsam derselben Richtung zuzog.

„Beim heiligen Hubertus, muß auch hier eine Tante mir in die Quere kommen?“ dachte er unmutig. Plötzlich hob sie den Kopf, die langen Lauscher bald hier, bald dorthin wendend, von allen Seiten den Wind einziehend. Regungslos wie angewurzelt stand der Jäger, die Augen unbeweglich auf das nahe Alttier gerichtet. Mücken und Nachtfliegen umschwärmten sein Gesicht und suchten gierig nach einem Fleck, den scharfen Stachel einzusetzen. Doch kein Glied, keine Muskel zuckte, die lästigen Feinde abzuwehren. Endlich senkte der Kopf des Alttiers sich wieder, um beruhigt weiter zu äsen, und Rudolf atmete erleichtert auf. Selbst eine Bewegung gestattete er sich, endlich das Ungeziefer zu verscheuchen.

Doch jetzt — ein Trenzer — ganz nah! Da stand hochragend in der blassen Morgendämmerung die dunkle Gestalt des Platzhirsches, den stark geschwollenen Hals weit ausgereckt, darüber sichtbar die weißen Spitzen der Augsprossen des zurückgelegten mächtigen Geweihs. Ein weißer Strom heißen Atems schoß in die klare, kalte Morgenluft empor, als noch ein Orgelton sich der breiten Brust entrang. Ein königlicher Anblick! Noch ein paar Tritte — doch nein, wieder das Alttier! O wolle es die Erde verschlingen! Zu spät — zu spät! Das kaum hörbare Rauschen des betauten Mooses unter des Jägers Fuß ist ihm nicht entgangen, die langen Lauscher sind auf ihn gerichtet und polternd macht es ein paar mächtige Fluchten. Mit Blitzesschnelle aber hatte

Rudolf die gestochene Büchse an die Wange gezogen. Wie aus Erz gegossen, das wilde Pochen des Herzens bekämpfend, stand sein nerviger Körper.

Ein Krach. — Der Pulverdampf, den ihm der leichte Morgenwind ins Gesicht trieb, ließ nichts erkennen, doch sein erfahrenes Ohr lauschte den verhallenden Fluchten des Hirsches. Ein Klappen des Geweihes am dichten Stangenholz — kein schlechtes Zeichen. Die Entfernung schritt er ab — zweiundneunzig Schritt. Rudolf flog am ganzen Körper. Hier hat er gestanden — hier die Eingriffe. Wird er die Kugel haben? Vielleicht, — vielleicht, — aber wo? Er drehte sich während des Abkommens. Hurra! Schnitthaare! Und hier ist Schweiß am Anschuß, blasiger Lungenschweiß! Wohin aber hat er seine Flucht gewandt? Zusammengebrochen ist er nicht — er kann noch weit gehen. So stürmten Zweifel und Hoffnung durch das Weidmannshirn. Er verbrach die Fährte und umschlug das Stangenholz, wo der Tauschlag auf dem grasigen Waldwege deutlich zeigte, daß der Hirsch krank darüber hingewechselt, dem dichteren Holze zu. Ruhe lassen, und dann Schweißhundsarbeit! Ob der alte Waldmann auch diesmal seine Schuldigkeit thun wird?

Müde und durchnäßt warf Rudolf, zu Hause angelangt, sich auf sein Lager. Die Anstrengungen des Marsches, Abspannung der Nerven ließen ihn schnell in unruhigen Schlummer sinken. Bald war es der Hirsch, bald ein schwarzäugig Mädchen, das der Traum vor seine Seele hinzauberte, und dazwischen trat das Alttier, störend, beängstigend. Ein Schuß — er fuhr in die Höhe, und vor ihm stand die gute Frau Winkelmann, der vor Schreck bei seinem unverhofften Anblick der Deckel von der Kaffeekanne mit Gepolter auf die Erde gerollt war.

„Guten Morgen, Herr Oberförster, aber wie sehen Sie denn aus, so naß! Und hier auf dem Sofa liegen Sie! Aber ziehen Sie sich doch um, Sie müssen sich ja erkälten!“

„Ach, Donnerwetter, wo war ich? Ja, guten Morgen, Frau Winkelmann, Ihr Glück, daß es nicht im Walde war, wo Sie mir heute begegnet sind!“

Er griff nach der Büchse und ehe die verblüffte Frau noch ein Wort zu erwidern vermochte, war er hinaus, löste den Schweißhund und eilte in den Wald hinein. Hoch stand die Sonne schon am Himmel.

Am Anschuß angelangt, spürte der alte Waldmann einige Male am Boden entlang und dann, straff am Riemen, zog er durch das Stangenholz nach jener Dickung hin. Plötzlich beschnupperte er lebhaft das Moos, um dem Jäger auf dessen übliches „Halt, laß sehen!“ wieder ein Tröpfchen Schweiß zu zeigen. Und nachdem jener dem treuen Hunde „recht gegeben“, wurde mit erneuter Hoffnung und dem Zuruf: „so recht mein Hund, such' Hirsch verwundt!“ die mühevolle Nachsuche fortgesetzt.

Als die Dickung erreicht war, mußte Rudolf den Riemen lösen und ihn frei der Fährte nachziehen lassen. Doch nur wenige Minuten war er gefolgt, als Waldmanns tiefes Geläut — wau! wau! das Standlaut verkündete. Jetzt vorwärts dem sich wiederholenden Rufe nach. Ungestüm drängte Rudolf durch das dichte Unterholz, gleichviel, ob die Zweige Gesicht und Kleider zerrissen.

Und da — das Herz stand ihm still! Einsam im tiefen Dickicht — da saß er, der Fürst des Waldes, schwer krank, widerstandslos und äugte seinen Ruhestörer an. Gebrochene Heldenkraft, hinsterbende Königswürde, und doch auch jetzt noch ein herrlicher Anblick!

Schneller als ein Atemzug währt, nahm ihn der Jäger in sich auf. Dann gewandt heranspringend, versenkte seine kraftvolle Faust den Hirschfänger hart hinter der dritten Rippe hinein ins Herz. Das geweihgekrönte Haupt sank zurück, ein kurzes Schnellen der Hinterläufe und der kapitale Sechzehnender war verendet.

Noch stand Rudolf bewundernd in den Anblick des toten Waldkönigs versunken, der Hund keuchend zu seinen Füßen, als dieser plötzlich abermals Laut gab, nicht freudig, verheißungsvoll wie vorhin, sondern drohend, knurrend, mit gesträubtem Haar, die Augen scharf nach einer Stelle seitwärts ins Dickicht gewandt. Was hatte das zu bedeuten? Lauerte ein Feind dort verborgen oder ein anderer, der danach trachtete, die Jagdbeute für sich zu gewinnen? Ein Fuchs, ein Wolf oder — ein Wildbieb?

Mit langen Sätzen stürzte Rudolf auf das Dickicht zu, in der Richtung, die Waldmann ihm bezeugte. Da bogen sich vor ihm die Tannenzweige und schlugen aneinander und verbargen seinem Blick die fliehende Gestalt eines Mannes. Doch der eine Moment genügte für Rudolf, den schwarzen Kaspar zu erkennen, den sehnigen Körper im fadenscheinigen Jägerrock und den dunklen, struppigen Bart. Noch ein Sprung. „Steh oder ich schieße!“ donnerte die Stimme des Oberförsters gebieterisch in des Wildschützen Ohr. Doch vorwärts stürzte dieser, ohne nur einmal zurückzuschauen, wie ein gehetztes Wild in das Dickicht hinein. Er wußte gar wohl, daß die Flucht ihn sicher unter den Schutz des Gesetzes stellte.

Auch ihn hatte sein guter Stern auf die Fährte des todkranken Wildes geführt und dasselbe finden lassen. Er hatte sein Gewehr beiseite gelegt, um mit dem Messer den Todesstoß zu führen. Da gewahrte er die Annäherung eines Menschen und zog sich zurück, doch sorglos und ohne alle Vorsicht. Er hatte tiefes Hundegeläut, nicht Jaquis wohlbekannte helle Stimme vernommen, also jeden anderen als den Oberförster zu sehen erwartet. Von allen Jägern und Forstwärtern der Umgegend aber vermochte keiner ihm Scheu und Vorsicht einzuflößen. Nur das fährtensichere Auge, die stählernen Muskeln, die nie fehlende Hand, die sein Kennerblick an dem Oberförster von Dreibuchen bewundern gelernt — die fürchtete er. Und nun hätte er sich um ein Haar bethören lassen! Waldmanns Warnung an seinen Herrn einen Augenblick früher, und es war zu spät zur Flucht. Zu spät schon war es, um die Büchse zu ergreifen, welche einige Schritte von ihm, vor des Oberförsters Füßen im Laube verborgen lag. Er mußte sie im Stich lassen. Dies Prachtexemplar!

Sehr bald erkannte Wildenhoff, daß für jetzt seine

Verfolgung nutzlos blieb. Er gab sie deshalb auf und kehrte zu der verhängnisvollen Stelle zurück. Hier fand er nach kurzer Umschau des Wilderers Gewehr, eine überraschend wertvolle Büchse neuster Konstruktion, und sah sich somit im Besitz eines „corpus delicti“. Daraufhin konnte er ihn durch die Gendarmen in seiner Wohnung verhaften lassen, um endlich dem gefährlichen Gesellen für beträchtliche Zeit das Handwerk zu legen.

Er eilte nun, zunächst seine herrliche Jagdbeute in Sicherheit zu bringen — das Wildpret und die schönen braunen Haken, zum Schmuck für Erika. Zur Zierde aber seines Jägerheims und zum Denkmal dieses unvergeßlichen Tages das kapitale Geweih des verendeten Waldesfürsten.

Neuntes Kapitel.

Fehlpürsche.

Vor dem Ausgang der kleinen unwirtlichen Waldhüttenkolonie stand Erika und blickte mit unschlüssiger, bekümmerter Miene vor sich den Waldpfad entlang. Nach längerem Besinnen erst ging sie weiter, sorgenvoll das Köpfchen gesenkt. Aus Kaspars Hause kam sie, und ihr weiches Herz erzitterte unter den Eindrücken des Jammers, die sie von dort mitgebracht. Bewaffnete Männer, Gendarmen mit Gesetzesvollmacht, waren in der Hütte erschienen, den Raubschützen ins Gefängnis abzuführen. Er war nicht dort gewesen, glücklicherweise! Sein Weib aber war vor Entsetzen in Krämpfe verfallen, und die Kinder schrien vor Angst in den kläglichsten Tönen. Nun war der Verfolgte entflohen, weit fort, die Seinen der bittersten Not preisgebend. Die Verzweiflung der Frau war unbeschreiblich. Sie kränkelte seit jener schweren Winterzeit her und wußte nicht, wie sie sich und die Kinder ernähren sollte. In fassungslosen Worten hatte sie Erika ihr Leid geklagt, mit der dringenden Versicherung, Kaspar wäre wirklich besser geworden, seit das gnädige Fräulein ihn so ernstlich ermahnt, und würde gewiß unter ihrem Einfluß mit der Zeit ein braver Mensch geworden sein. Er sei diesmal auch auf Arbeit ausgegangen, gar nicht zur Jagd. Der Herr Oberförster hätte ihm ganz sicher unrecht gethan, seit Monaten habe der Ärmste kein Stück Wild mehr ins Haus oder zum Verkauf gebracht. Natürlich waren diese Aussagen geeignet, Erika nur noch mehr zu beunruhigen, und in stiller Sorge überdachte sie all das Leid, das zu lindern nicht in ihrer Macht stand.

Einen Förster sah sie des Weges kommen, einen von Wildenhoffs Unterbeamten. Vielleicht ging er auch, nach Kaspar zu suchen, die armen Leute zu quälen. „Wollen Sie nach den Waldhütten?“ redete sie ihn ohne Besinnen an. „Der Kaspar ist nicht dort —“

„Nein, gnädiges Fräulein, der Herr Oberförster hat mich herbestellt.“ Er grüßte höflich und sah ihr nach, als sie einen Seitenpfad einschlug, noch langsamer, des Försters kurze Worte sich wiederholend. Ein kleines Thal umfing sie, Hügelwände zu beiden Seiten, so eng, daß die Buchenwipfel sich darüber zusammenschlossen. Tiefe Waldesdämmerung lag auf dem schmalen Grund der Thalsohle, in der ein Fußpfad sich hinzog, am Bachesufer entlang. Fröhlich murmelte und plätscherte es ihr entgegen, klar wie Krystall, zwischen den grünen Grasrändern und reichlich herabgeschüttetem Herbstlaub, kühle feuchte Frische verbreitend. Große Steinblöcke lagen hier verstreut, einige hatten sich dem Bach in den Weg gestemmt, der nun trotzig als Wasserfall darüber hinstürzte, andere drängten sich moosüberzogen aus der Hügelwand und boten einladende Sitzplätze. Hier rastete Erika und schaute nieder auf das weißschäumende Gebrause des Wasserfalls, der ihr seine feuchten Perlen ins Gesicht warf und alle andern Waldesstimmen übertönte; auch das raschelnde Nahen fest auftretender Schritte. „Guten Abend, Fräulein Erika!“ sagte endlich eine tiefe, freudig bewegte Männerstimme — und die vermochte der Wasserfall nicht mehr zu übertönen. Sie schaute auf, keine Überraschung, doch aufleuchtende Freude im Blick.

„Sie, Herr von Wildenhoff! — Patrouillieren Sie auch hier umher, um den Kaspar zu suchen?“

„Nein, gnädiges Fräulein, ich suchte Sie! Der Förster, den ich eben sprach, hatte Sie gesehen, und ich kenne ja diesen Ihren Wechsel! Es ist hier wirklich famos! Gestatten Sie mir wohl für ein Weilchen, Ihre Einsamkeit zu stören?“

„Ja, bitte!“ Sie sagte nichts weiter. Es war ihr so zuversichtlich behaglich in seiner Nähe, und sie meinte, das Wohlgefühl dieses Beisammenseins, müßte sich auch ihm mitteilen, jede Frage oder Versicherung überflüssig machen. Und sie irrte sich nicht darin, nur daß ihr Anblick ihm mehr als Behagen bereitete: Ein Entzücken, das um so stürmischer sich fühlbar machte, je länger er dieses Wiedersehen entbehrt und je leidenschaftlicher er es herbeigesehnt.

„Sie sind wieder bei Kaspars Frau gewesen?“ fragte er endlich, um das Stillschweigen zu unterbrechen, und nahm auf einem der bemoosten Riesensteine in ihrer Nähe Platz.

„Ja,“ erwiderte sie lebhaft, „aber denken Sie nur nicht, mein gestrenger Herr Oberförster, daß ich Ihnen Auskunft über Ihren Flüchtling geben werde! Selbst wenn ich wüßte, wo er sich aufhält. — — Ach, es ist solch ein Jammer, diese ewig brotlose Familie! Nun bringen Sie den Mann wieder ins Gefängnis, und dann soll ich da helfen und lindern —“ sie seufzte auf in Mitleid und Kummer. Rudolf faßte ihre Worte als Vorwurf auf und erschrocken, schmerzlich berührt sah er sie an.

„Wenn ich nur auch helfen könnte, Fräulein Erika — wenn ich es mit meiner Dienstpflicht zu vereinigen wüßte —“ er hielt nachdenklich inne.

„Ach, wenn Sie das könnten, ging sie lebhaft darauf ein. „Er hat es ja freilich nicht anders verdient — ein Wildbieb und Mörder —“

„Mörder?“ wiederholte Rudolf fragend.

„Ja, Roderichs Mörder! natürlich!“ dann stockte sie wieder in tödlichem Schreck, und heißes Erröten flutete über ihr Gesicht. Kein Wort durfte sie weiter

sprechen, denn ein jedes drohte Verrat an Stefans Beichtgeheimnis. Rudolf sah ihre Erregung und Verlegenheit, und seine Aufmerksamkeit verschärfte sich, als spürte er auf ein Wild, ein lange gesuchtes.

„Das Gericht hat ihn des Mordes nicht schuldig befunden — Sie scheinen das besser zu wissen, Fräulein Erika!“

„Ach, Unsinn! Herr von Wildenhoff, ich bitte Sie —“ ihre Stimme zitterte vor Angst.

„Als er noch im Gefängnis saß,“ fuhr Rudolf unbarmherzig fort, „meinten Sie, an seine Schuld nicht glauben zu können. Als er daraus entlassen war, verteidigten Sie sogar die Ansicht, er sähe ‚ganz nett‘ aus und wäre überhaupt ein lieber, guter Mann, dem nichts Böses zuzutrauen sei. Jetzt plötzlich, nachdem er sich monatelang der guten Meinung seiner Mitmenschen erfreut, bezeichnen Sie ihn mit tödlicher Gewißheit als den Mörder. Es ist dieser Umschwung so merkwürdig, noch dazu von Ihnen, Fräulein Erika, die stets nur das Beste von allen Menschen annimmt, daß ich unmöglich achtlos darüber hingehen kann. Bitte, woher wissen oder glauben Sie, daß er der Mörder sei? Wollen Sie mir nicht auch auf die Fährte verhelfen?“

„Herr von Wildenhoff, Sie sind schrecklich! Ich weiß nichts! Was quälen Sie mich?“

„Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie quäle! Doch kann ich nicht anders, und Sie müssen sicher meine Neugier begreiflich finden!“

Erika verbarg ihr Gesicht in den Händen, beide Arme auf die Knie gestützt. Die Furcht vor der Entdeckung jenes schweren Geheimnisses durchbebte sie wie Fieberfrost.

Eine lange Pause entstand. „Gnädiges Fräulein, Sie hüllen sich mir gegenüber in Geheimnisse,“ sagte Rudolf endlich. „Es ist das sehr schwer und schmerzlich für mich, denn ich hatte gehofft, Sie könnten ein wenig Vertrauen zu mir fassen!“

„O, ich habe Vertrauen zu Ihnen!“ klagte Erika. „Aber es ist nicht mein Geheimnis! Ich darf mich nicht aussprechen! Bitte bitte, schonen Sie mich!“

Wie ihre Angst ihm durch die Seele ging! Er sah, es lastete ein Alp auf ihr, und von dem gerade mußte er sie um jeden Preis befreien! Er stand auf und trat zu ihr. „Fräulein Erika, wenn es Ihr Geheimnis wäre, ich würde mich nicht so dreist hineinzudrängen wagen! Aber ich sehe, was ich längst gefürchtet habe, daß ein anderer Ihre reine Kinderseele beschwert hat, mit einer Last, die Sie fast zu Boden drückt! Und ich fühle es, ich weiß, ich könnte Sie davon befreien! Ich könnte Ihnen helfen! Es kostet Sie nur ein Wort, nur Ihr edles, kindliches Vertrauen, das jener andere mißbraucht hat! Ach, Erika, können Sie's mir nicht gewähren? Bei Gott, es soll mir unschätzbar, heilig sein!“ In leidenschaftlichem Flehen zitterte seine Stimme, und seine Hand umfaßte die ihre mit heißem Druck.

Willig überließ sie ihm Erika, indem sie zu ihm aufsah mit dem weichen, feuchtverschleierten Blick. „Ach, ich weiß ja, wie gut Sie's meinen, glauben Sie mir doch! Ich darf nicht sprechen, erbarmen Sie sich und zwingen Sie mich nicht dazu!“

Er beugte sich nieder, hingerissen, und küßte ihre Hände mit stürmischer Zärtlichkeit. „Nein, ich meine es nicht gut! Ich kann Ihre Bitte nicht erfüllen, ich muß Sie zwingen, zu sprechen! Ja — zwingen, Erika! ich liebe Sie ja so grenzenlos —“ Er hielt inne, denn er fühlte, wie sie erschrak, und dann traf ein Schrei des Entsetzens sein Ohr. Erika machte sich von ihm los und sprang auf, fluchtbereit. Doch er vertrat ihr den Weg. „Erika was ist Ihnen, mein Gott, was habe ich Ihnen gethan?“

„O nichts, gar nichts — nicht Sie! Ach, wie fürchterlich!“ Sie preßte die gerungenen Hände vor ihr Gesicht, fassungslose Angst sprach aus Haltung und Bewegung. Das arme Kind, nun brach das Gedrohte, Gefürchtete über sie herein. Wenn sie jetzt hörte auf seine Liebesworte, die Antwort darauf gab, die jeder Schlag ihres pochenden Herzens ihm entgegenrief, so war sie gewiß, am nächsten Morgen den unglücklichen Stefan tot, als Selbstmörder geendet, auf ihrer Thürschwelle zu finden, wie er ihr mit feierlichem Eide geschworen. Ja mehr als das. Wie sie das letzte Mal mit Rudolf den Waldweg zum Schlosse gegangen war, von Heimburgs Häuschen herkommend, hatte Stefan sie beide von weitem gesehen und ihr eine Scene gemacht, an die sie noch mit Grauen zurückdachte. „Wollen Sie sich wirklich von dem Grünrock bethören lassen,“ so schloß seine Rede — „dann wissen Sie, was ich thue, wie Sie mich finden werden! Doch denken Sie nicht, daß ich Gimpel genug sein könnte, mich ihm einfach aus dem Wege zu räumen! Erst stirbt er, und dann ich, so wahr ich Stefan Gordschewski heiße!“ Diese gräßlichen Worte stiegen vor des armen Mädchens Seele jetzt feurig wie aus Höllengrunde empor und erfüllten sie mit Grauen und Verzweiflung.

„Nicht ich —“ wiederholte Rudolf gleichfalls von Entsetzen und Wut erfaßt. „Erika, jetzt sprechen Sie endlich, wer stellt sich zwischen Sie und mich, mit diesem höllischen Einfluß? O Kind, bei Gott im Himmel beschwöre ich Sie, haben Sie nur Vertrauen zu mir, ich liebe Sie über alles in der Welt! Könnten Sie mir Ihr Vertrauen, ach, und Ihre Liebe schenken, dann wäre ja alles gut!“ Wieder näherte er sich ihr. Sie sah ihn an, wie ein Verhängnis, dem zu entrinnen unmöglich wäre. Verschaffte er sich erst Gewißheit ihrer Liebe — ach, und wie leicht mußte ihm das werden! dann war alles verloren und er dem Verderben preisgegeben! Die Todesangst gab ihr den Mut zu raschem Entschluß. Fort stürmte sie, an ihm vorbei, den schmalen Fußpfad am Bache dahin, leichtfüßig, beflügelt, ein flüchtiges Reh, das den Jäger auf seiner Fährte sieht. Ein übermächtiger Zorn wallte in Rudolfs Herzen auf, ein Gefühl der Kränkung und Schmach, das ihm für einen Augenblick Überlegung und Besinnung raubte. „Erika!“ rief er ihr nach, fast ohne es zu wollen, ohne zu wissen, warum er noch einmal diesen Herzenston zu ihr reden ließ. Es lag ein Etwas darin, das ihr durch die Seele ging, schmerzhaft wie Messerstich, und sie hemmte unwillkürlich ihren Lauf und wandte sich um. Er stand noch auf demselben Fleck,

unbeweglich, nur sein Blick war ihr gefolgt. Welch eine Anklage, welch schwerer Vorwurf lag darin! Er legte sich wie eine Schlinge um ihr Herz, um ihren Fuß, und zog sie wieder zurück zu ihm. Sie wollte nicht folgen, sie sträubte sich dagegen, doch die Macht war stärker als sie, und langsam kam sie näher und näher, zurück zu der Stelle, wo Rudolf stand und sie erwartete. Ihr Blick ruhte aufgeschlagen in dem seinen, demütig, doch ohne Schuldbewußtsein. Sie trat ihm jetzt ruhig gegenüber, bereit, den Kampf mit ihm aufzunehmen, denn in diesem angstvollen Augenblick war es ihr ahnend zum Bewußtsein gekommen, daß ihr Gefühl für ihn selbstlose, leidbereite Liebe sei, die sie lehrte stark zu sein.

Nun stand sie vor ihm, die Hände ineinandergeschlungen wie ein bittendes Kind. „Verzeihen Sie mir, Herr von Wildenhoff! Ich wollte Sie nicht kränken, es ist nicht meine Schuld!"

„O nein, gewiß, es ist nicht Ihre Schuld! Meine Vermessenheit war es, daß ich mir einbildete, Sie würden mich lieben können. Vergeben Sie mir, daß ich das gewagt! Vor mir zu entfliehen, als wenn ich Sie umbringen wollte, das war deshalb doch noch nicht notwendig!"

„Ich bin ja zurückgekommen!" entgegnete Erika weich und traurig. „Es thut mir so leid — wollen Sie's mir nicht vergeben?"

Rudolf wandte sich ab. Ihr Antlitz und ihr Wesen bereiteten ihm unerträgliche Qual.

„Bitte, bitte!" sagte sie wieder.

Er machte eine heftige Bewegung. „Erika — keiner Fliege können Sie ein Leid zufügen, und mich foltern Sie mit kaltblütiger Grausamkeit! Was verlangen Sie denn noch von mir?"

„Sie sollen mir sagen, daß Sie mir nicht zürnen, sollen mir nicht nachtragen, daß ich Ihnen weh gethan!"

„Jawohl, und wenn ich jetzt noch einmal spräche wie vorhin, so gingen Sie wieder flüchtig von dannen, noch ehe ich geendet! Nicht wahr?"

„Ich glaube nicht! Aber —"

Er wandte sich ihr wieder zu und sah ihr in die Augen mit einem Blick verhaltener Leidenschaft, fern grollendem Gewitter ähnlich. „Aber darauf hören und die Antwort geben, nach der ich verlange, würden Sie dennoch nicht?" vollendete er fragend.

„Ich darf — ich kann nicht!" Es klang wie ein trockenes Schluchzen von ihren Lippen.

„So helf mir Gott, daß ich damit fertig werde und es auf mich nehme wie ein Mann! Ihnen trage ich es nicht nach, Kind, Sie wußten nicht, was Sie thaten! Behüt Sie Gott!" Er grüßte und ging davon. Das welke Herbstlaub raschelte unter seinem festauftretenden Fuß, die goldroten Sträucher des Unterholzes bogen sich auseinander und schlossen sich wieder. Erika schaute ihm nach und es war ihr, als sei ihr das Herz aus der Brust gerissen und er schreite darüber hinweg. Ihm hatte sie's ja zum Opfer gebracht. Er war gegangen und sie stand allein in dem dämmernden Waldthal, an dem weißschäumenden, brausenden Wasserfall, allein mit ihrem großen Leid.

Zehntes Kapitel.

Verblattet.

Erika war in ihr Heim zurückgekehrt und saß still, keines klaren Gedankens fähig, nur eines dumpfen Schmerzgefühls bewußt in ihrem einsamen Zimmerchen. Es fiel ihr nicht auf, wie still und leer es im Hause war. Später erst erfuhr sie, daß Frau von Gordschewska nach dem Herrenhause gerufen wäre, da ihr Schwager krank geworden sei, und große Bestürzung dort herrschte. Spät abends erst kehrte die Tante zurück, erregt, in gereizter Stimmung. Stefan war seit gestern an einem hitzigen Fieber erkrankt, der Arzt sprach von Typhus, es war fatal und beunruhigend im höchsten Grade.

„Du aber hast kein Interesse dafür," schloß die Dame ärgerlich. „Du läufst zu den Kranken in den unheimlichsten, verrufensten Häusern umher, und für ihn, der Dir so nahe steht, hast Du keinen Blick übrig!"

„Aber Tante Hyma, ich wußte doch nicht, daß er krank sei," verteidigte sich Erika mit zitternder Stimme. „Außerdem steht er mir nicht nah, ich wüßte nicht wodurch!"

„O verzeih!" rief Tante Hyma, das dachte ich nicht. Ich glaubte, jemand, der mir fast der nächste auf der Welt, müßte auch für Dich von einigem Interesse sein! Entschuldige, diese Antwort hatte ich nicht erwartet!"

Die arme Kleine, nun war sie auch hier in Ungnade gefallen, und hatte doch ohnehin der Betrübnis genug.

Schwer und einsam schlichen die Tage dahin. Frau von Gordschewska war meist bei dem kranken Schwager, und die Nachrichten über das Ergehen desselben lauteten immer besorgniserregender. Endlich trat eine Krisis ein und es wandte sich zum Bessern. Da fuhr eines Nachmittags Frau von Gordschewskas Wagen am Jagdschlosse vor, um das gnädige Fräulein nach dem Herrenhause abzuholen. Bestürzt folgte Erika der Aufforderung. Sie betrat ungern das Haus, in welchem sie als Herrin hätte einziehen können, sobald es ihr gefiel. Die Tante empfing sie sehr erfreut. Stefan hatte in all seinen Fieberphantasien von ihr gesprochen und auch in den lichten Momenten einzig sie zu sehen verlangt. Jetzt endlich hatte er das Bett verlassen, seine Genesung machte zweifellos Fortschritte, und nun hatte man Erika herbeigeholt, damit sein sehnlichster Wunsch ihm erfüllt werden könnte.

In Tante Hymas Begleitung betrat sie sein Zimmer, widerwilliges Zögern bei jedem Schritt bekundend. Auf einem Diwan hingestreckt, ruhte der Genesende, und die sorgsame Schwägerin verhinderte, daß er sich bei dem Eintritt der Damen erhob. So streckte er nur die Hände nach Erika aus.

„Meine Heideblume — kommen Sie endlich zu mir?" rief er mit zitternder Stimme. In Erikas Herzen erwachte das Samaritergefühl und stimmte sie milder gegen ihn. Er sah gar zu abgezehrt, gelb und hinfällig aus.

„Tante Hyma wünschte, daß ich zu Ihnen ginge,"

sagte sie freundlich. „Nützen kann ich Ihnen freilich nicht, doch sind Sie hoffentlich bald gesund und bedürfen keiner Pflege mehr!“

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind,“ rief er, ihre Hand mit Ungestüm an seine heißen Lippen ziehend. „Sie wissen es ja, Ihre Gegenwart bringt mir Linderung, Genesung von Mattigkeit und Qual! Ich bin dem Tode verfallen, wenn Sie von mir gehen, Erika!“

Mit einer stolzen Bewegung zog Erika ihre Hand zurück und erhob sich. Jetzt erst gewahrte sie, daß Tante Hyma leise das Zimmer verlassen, daß sie sich allein mit Stefan darin befand. Ein Gefühl der Entrüstung wallte in ihr auf.

Stefan las von ihrem beweglichen Antlitz diese Empfindung ab. Schnell erhob er sich und versuchte durch harmlose, ehrerbietige Haltung ihre Unbefangenheit wieder herzustellen. Es gelang ihm nur teilweis, Erika wünschte sich wieder zu entfernen. Da verließ ihn die Spannkraft seiner kranken Nerven und er brach, alle Vorsicht vergessend, in Klagen und Flehen aus. „Bleiben Sie bei mir, Erika! Alle Dämonen der Krankheit und Pein weichen von mir vor Ihrem Blick! Sobald Sie mich verlassen, bin ich ein verlorener Mensch!“

„Ich kann nichts dafür, daß Sie sich das einbilden!“ erwiderte sie herb. „Und bei Ihnen bleiben kann ich auch nicht! Ich war lange genug hier, nun lassen Sie mich gehen!“

„Erika, können Sie mich nicht lieben?“ begann er aufs neue in fieberhafter Erregung. „Sie sehen es deutlich, was Sie mir sind, daß ich thatsächlich nicht leben und nicht sterben kann ohne Sie! Vermag dies Bewußtsein denn so gar nicht Ihr Herz zu rühren?“

„Nein!“ erwiderte sie kalt und fest. „Meinen Seelenfrieden und mein Glück haben Sie mir geraubt —“

„Ihr Glück?“ unterbrach er sie aufflammend. „Erika, beantworten Sie mir nur die eine Frage, lieben Sie einen anderen?“

„Ja!“

„Wildenhoff?“

„Ja!“

„Nun gut — daran kann ich Sie nicht hindern! Aber hüten Sie sich — Sie kennen meinen Vorsatz und meinen Schwur! Nicht nur mein Leben, auch das seine ist dabei gefährdet!“

Einen Blick unbeschreiblicher Verachtung warf Erika auf ihn, dann verließ sie ohne ein weiteres Wort das Zimmer und das Haus.

Es dunkelte bereits. Ein stürmischer Herbstabend zog herauf, und der Gedanke, den weiten Weg durch den Wald allein zurückzulegen, war ihr unbehaglich. Doch wollte sie nicht warten, bis man ihr den Wagen bestellte, denn um keinen Preis wünschte sie ihrer Tante heute abend noch zu begegnen. So ging sie eiligen Schrittes das Dorf entlang, bis am Ausgange desselben Heimburgs Jägerhäuschen vor ihr lag, friedlich und einladend. Auf dem Strohdach glänzte das Mondlicht, die Hollunderbäume vor der Thür rauschten im Herbstwinde und zogen hastig ihre scharfen dunklen Schatten hin und her. Freundliches Licht fiel aus den zwei Fenstern des behaglichen Wohnstübchens drinnen. Erika überkam das Gefühl, als schlüge unter diesem niederen Dache ein Herz, dem sie sich rückhaltlos vertrauen dürfte, das ihr Verständnis und Mitgefühl entgegenbrächte, so ehrlich und wahrhaftig wie nur ein Herz es vermag, das in einem langen Leben unter ragenden Eichen und rauschendem Waldesdom sich seinen kindlich treuen, festen Schlag bewahrt.

Ohne Besinnen trat sie herzu, reckte sich auf die Fußspitzen und blickte durchs Fenster. Doch erschrocken prallte sie wieder zurück. In seinem Lehnstuhl bei der Lampe, die Pfeife im Munde, saß freilich der gute Alte mit seinem lieben, verwetterten Gesicht — doch ihm gegenüber, den Kopf in die Hand gestützt, die dampfende Cigarre in der herabhängenden Linken, den Ausdruck aufmerksamen Zuhörens auf dem ernsten Antlitz, Rudolf Wildenhoff.

Einen Schrei der Überraschung und des Herzwehs zugleich erstickte sie in der Brust. Nur fort von hier, ehe er sie gewahrte, denn ihr zu begegnen war Todesgefahr für ihn. Eilig wandte sie sich zur Flucht, so schnell ihre Füße sie trugen — daß nur die Hunde ihre Anwesenheit nicht verrieten. Bald nahm der sturmbewegte Wald sie in seinen unheimlich schwarzen Schatten auf.

Elftes Kapitel.

Weidewund.

Rudolf Wildenhoff saß bei seinem alten Jägerfreunde, plauderte mit ihm zu wiederholten Malen über seinen Kapitalhirsch und die immer noch vergebliche Verfolgung des Wildbiebes, die er gleichwohl bisher nicht aufgegeben. Dann entstand eine Pause, der junge Weidmann strich seinen Schnurrbart in sichtlicher Unruhe.

„Haben Sie Fräulein Erika kürzlich gesehen?“ fragte er endlich.

„Die kleine Seeschwalbe? O ja. Sie war ganz allein im Jagdschloß, während die Frau Tante bei dem unangenehmen Passagier, dem Gordschewski, Krankenpflegerin spielte. Da kam sie einigemal zu mir in ihrer Einsamkeit, war aber gar nicht so fröhlich wie sonst, ließ das Köpfchen hängen und hatte Lust zum Weinen. Ich erkannte sie gar nicht wieder — weiß der Kuckuck, was ihr war!“

Rudolf stützte den Kopf in die Hand, so daß dieselbe seine Augen verschattete. Sein Schweigen fiel dem Alten auf, er blickte schärfer hin und sah, wie die breite Brust sich hob und senkte, als arbeitete sie in stummem Kampfe. „Waren Sie kürzlich einmal dort?“ fragte er in unbefangenem Tone.

„Nein.“

„Aber weshalb nicht, lieber Wildenhoff? Verzeihen Sie, wenn ich zu viel sage, aber da möchte ich Ihnen doch raten, lassen Sie nicht den Gordschewski wieder gesund werden und sich ins Gehege kommen! Um Himmels willen, lieber Freund, es wär' ein ewiger Jammer drum!“

Rudolfs Hand glitt herab und fiel auf den Tisch, daß es einen dröhnenden Klang gab. „Das ist vorbei,“ sagte er, „sie hat mich abgewiesen.“

Mit einem Fluch, den der heftige Schreck ihm erpreßte, fuhr Heimburg auf. Er wollte es nicht glauben, schwur darauf, das sei ganz unmöglich, gehe sicher nicht mit rechten Dingen zu — dabei blieb er. Doch Rudolf brach die Erörterungen ab, sie waren qualvoll für ihn.

„Sie müssen mir einen Gefallen thun, Herr Oberförster,“ sagte er ablenkend. „Hier habe ich die Hirschhaken — sie waren zum Schmuck für Fräulein Erika bestimmt, ich darf sie ihr nicht mehr anbieten! Vielleicht wenn Sie sie ihr geben, als ein Geschenk von Ihnen — ich weiß freilich nicht, wie das einzukleiden wäre —“

Er zog aus seiner Tasche ein Lederkästchen, das er vorsichtig öffnete. Darin lagen die schönen braunen Haken, die er seinem Sechzehnender abgenommen, mit zartem, mattgoldenem Eichenlaub zu einer reizenden Schmucknadel verarbeitet, würdig, dem schlanken Wald- und Heideprinzeßchen als Geschmeide zu dienen.

„O, geben Sie nur her, das ist ja famos,“ schmunzelte der alte Heimburg und betrachtete, seine Hornbrille auf der Nase, das zierliche Ding von allen Seiten. „Das wollen wir schon einrichten! Wird dem Seeschwälbchen gefallen, ganz gleich, ob es von Ihnen kommt oder von mir!“

Rudolf nickte stumm. Der alte Herr aber begann in seiner gesprächigen Art ihm allerlei zu erzählen, und er hörte zu mit gewaltsam gefesselter Aufmerksamkeit.

Plötzlich schrak er auf. „Was war das? Klopfte nicht jemand ans Fenster?“

„Gewiß, natürlich, die Hollunderzweige,“ beruhigte ihn Heimburg. „Hören Sie nicht, wie der Wind in den Bäumen rüttelt? Da soll's wohl nicht ans Fenster klopfen!“

„Aber mir ist, als würden die Hunde unruhig —“

„Potzwetter, was ist Ihnen denn? Sehen Sie Gespenster mit Ihren Indianeraugen?“ lachte der Alte unbeirrt.

Rudolf aber sprang auf und trat in die Hausthür. „Ist hier jemand?“ rief er in dringendem Ton. Keine Antwort. Der Wind pfiff und rauschte und lachte ihm ins Gesicht. Kein lebendes Wesen zeigte sich auf dem mondbeschienenen Pfad, der sich in den Wald hinein verlor. Langsam kehrte er ins Zimmer zurück.

„Nun, haben Sie sich überzeugt?“ fragte sein Gastfreund seelenruhig.

„Nein! Es giebt Menschen, die sehr rasch und leicht auf den Füßen sind! Ich selber war nur zu langsam!“ Er stand gesenkten Kopfes, unschlüssig, beunruhigt, mitten im Zimmer. Der Alte beobachtete ihn.

„Gehen Sie, Wildenhoff! Thun Sie, wozu Ihr Herz Sie treibt!“ sagte er. „Mit Ihrer Gemütlichkeit ist's doch für heute abend vorbei. Auf Wiedersehen bald einmal!“

Rudolf ergriff rasch entschlossen den ihm gebotenen Abschied und eilte hinaus — mit starken Schritten den Weg zum Jagdschloß in den Wald hinein. Bald sah er eine leichte helle Gestalt vor sich hineilen, flüchtig wie von Geistern gejagt, und auch sein Lauf beschleunigte sich. Sie hörte wohl die raschelnden Tritte hinter sich, denn plötzlich blieb sie stehen, wie von Schreck durchbebt.

„Gnädiges Fräulein, ich bin es!“ rief er schnell. Ach, sie wußte es längst. Ruhig ließ sie ihn herankommen.

„Verzeihen Sie mir, wenn ich zudringlich erscheine,“ sagte er mit einer Stimme, die das Pochen seines Herzens fast unverständlich machte. „Stunde und Wetter sind nicht geeignet für einen einsamen Spaziergang! Dürfte ich vielleicht die Ehre haben, Sie eine Strecke zu begleiten? — Oder — nicht?“

„Ja, bitte, ich würde Ihnen dankbar sein!“ sagte sie mit einem tiefen Atemzuge. Sie empfand es nicht mehr, daß sie seine Nähe zu meiden hätte, nur das Gefühl tiefer Beruhigung, des Trostes und Schutzes gewann sie bei seinem Anblick.

Er zog stumm den Hut und sie schritten nebeneinander her. Über den Mond hin jagten schwarze zusammengeballte Wolken, wie eine Schar Wölfe, die ihn zu verschlingen drohten. Es ward sehr finster im Walde. Erika trat unsicher auf dem holprigen Pfade, und ihr zierlicher Fuß knickte strauchelnd zusammen.

Rudolf sah es. „Darf ich Ihnen den Arm reichen?“ bat er. „Vielleicht gehen Sie dann sicherer!“ und er zog ihre Hand zaghaft, doch gewiß durch seinen Arm. Sie lehnte sich fest darauf. Welch ein Halt das war, welch zuverlässige Stütze! O, hätte sie in diesem Gefühl ausruhen dürfen, von diesem Arm sich leiten und stützen und tragen lassen durchs ganze Leben! Glückseliger Gedanke! Und wie trostlos das Verzichten und Entsagen! Es war ein qualvolles Empfinden, das in Rudolfs Herzen ein stummes Echo fand. Ihm war als schwebte das Glück neben ihm her, eng an seine Seite geschmiegt, und er durfte es nicht fassen, nicht halten. Ein duldendes Sichergeben in den schmerzlichen Verzicht war über ihn verhängt und seine ganze kraftvolle Natur lehnte sich dagegen auf in unerträglichem Kampfe.

Wie der Sturm in den Eichwipfeln brauste! Zerrissen flogen die Wolken auseinander und das weiße Mondlicht fiel grell und zitternd durch die wehenden Zweige herein. Erika erschauerte in bangem Frösteln.

„Wode zieht!“ sagte der Jäger, zu dem wilden Sturmgetriebe emporblickend. „Es wird eine unheimliche Nacht! Sagen Sie mir nur, Fräulein Erika, wie es möglich ist, daß man Sie zu dieser Stunde diesen Weg zu Fuß und allein zurücklegen läßt! Es ist ja unerhört! Unglaublich geradezu!“

„Ich habe keinen Menschen darum befragt!“ erwiderte sie beklommen. „Es weiß auch niemand! Ich hätte meine Tante um den Wagen bitten müssen, und das wollte ich nicht!“

„Aber weshalb denn nicht?“ fragte er beunruhigt.

„Ich konnte nicht! Sie hätte mich dann ge-

fragt — sie wollte mich ja dort behalten, und ich durfte doch — ich konnte ja nicht — ich mußte — o!" sie brach ab. Schon wieder ließ sie sich fortreißen, ihrem wunden geängsteten Herzen Luft zu machen, und das durfte ja doch nicht sein. Zudem erstickten aufquellende Thränen ihre Stimme. Es war zu viel für sie — sie konnte nicht weiter! Und plötzlich sank ihr Köpfchen nieder auf seinen Arm, und sie schluchzte als sollte die Brust ihr springen.

Rudolf blieb stehen. Ein Zittern durchlief seinen eisenfesten Körper. Sie weinte ihr Herzeleid aus an seiner Brust wie ein Kind, und er sollte nicht den Arm um sie schlingen, sie an sich ziehen und trösten dürfen mit der Glut und Zärtlichkeit seiner heißen Liebe. Das ging doch eigentlich über Menschenkräfte! Aber er biß die Zähne zusammen und hielt es aus. Sie sollte nicht irre werden in ihrem Vertrauen.

Erika besann sich endlich. Vielleicht fühlte sie die zitternde Anstrengung, mit der er sich hielt, und erinnerte sich von fern der Unratsamkeit dieses Auftrittes, nach dem, was vor einigen Tagen zwischen ihnen vorgefallen war. Mühsam richtete sie sich auf und versuchte ihre Thränen zu trocknen. „Verzeihen Sie doch — wie unpassend — wie dumm muß ich Ihnen erscheinen!" stammelte sie flüsternd. Sie fühlte jetzt erst, daß er ihre Hand erfaßt hatte, und fühlte es recht lebhaft, denn sein Druck ward eisern bis zur Schmerzhaftigkeit.

„Fräulein Erika, sagen Sie mir doch" — seine Stimme klang heiser und rauh. „Sind Sie vor Stefan geflohen aus demselben Grunde wie Sie neulich vor mir geflohen sind?"

Erika schauderte. Mit der Erinnerung an Stefan hatte er ihre ganze Angst und Verantwortlichkeit wachgerufen, den Zauber völlig gebrochen. „Ich beantworte Ihnen keine Fragen, Herr von Wildenhoff!" sagte sie hastig, und sofort gab er ihre Hand frei. Ihr so plötzlich verändertes Wesen gab ihm einen Stich ins Herz.

„Gewiß, gnädiges Fräulein, ich verstehe! Heute durfte ich nicht fragen! Unter dieser Voraussetzung allein ließen Sie sich natürlich meine Begleitung gefallen! Verzeihen Sie mir, daß ich abermals aus der Rolle gefallen bin!" Er stockte einen Augenblick, dann setzte er leise hinzu: „Aber — giebt es nicht irgend etwas, das Sie hier jetzt zu meiner Entschuldigung würden gelten lassen?"

Erika hob flehend den Blick zu ihm empor — mit gefaltenen Händen stand sie vor ihm. „Ach, ich bin so kindisch und thöricht — ich kann nichts zu meiner Rechtfertigung vorbringen! Aber Sie kennen mich ja."

Das Blut stieg ihm ins Gesicht. „Jawohl, ich kenne Sie, Kind! Sonst würde ich jetzt wahrhaftig an Ihnen zweifeln!" Und dann, in unausgesprochener Übereinkunft gingen sie weiter, durch die Breite des Weges voneinander getrennt. Erika eingeschüchtert und grenzenlos unglücklich, er von Groll und Glut einer Leidenschaft erschüttert, die heftiger als Wodes Wolkenzug dort oben in seiner eigenen Brust entfesselt schien.

Endlich lag das Jagdschloß vor ihnen, schwarz aufragend in den finsteren Himmel, die Türme und Zinnen weiß beschienen — einem Gespensterschloß gleich.

An der Freitreppe blieben sie stehen, auf welcher der steinerne Hirsch die Wache hielt. Rudolf war jetzt ruhiger geworden. Er wandte sich zu ihr um, und sein Blick ruhte auf ihrem blassen, verweinten Gesicht. „Vergessen Sie nur eins nicht, Erika," sagte er in gebrochenem Tone, „daß ich jeden Augenblick meines Lebens mit tausend Freuden bereit wäre, für Sie in den Tod zu gehen!"

Es ging ein weiches Lächeln über ihr Gesicht. „Das eben sollen Sie nicht!" sagte sie dabei.

Rudolf schrak auf. „Was soll das heißen? Erika, darf ich auch danach nicht fragen?"

„Nein! Ich könnte Ihnen wenigstens keine Antwort darauf geben! Leben Sie nun wohl, und haben Sie tausend Dank!"

Er öffnete ihr die schwere Hausthür, fast riß der Sturmwind sie ihm aus der Hand. Mit den Augen suchte er sie festzuhalten, als sie an ihm vorbei über die Schwelle schritt. „Erika, Sie sind fürchterlich grausam gegen mich!" sagte er gepreßt.

Sie schüttelte leise den Kopf, während ein Lächeln voll süßer Zärtlichkeit schnell wie ein Gedanke seine Augen streifte. Dann schloß sich zwischen ihnen die Thür mit wuchtigem Fall.

Draußen stand Rudolf, Verzweiflung in der Seele. Er lauschte. Ein Lichtschein zeigte sich in der Halle, schwerfällig nahte ein Schritt und dann wurde kreischend der Hausthürschlüssel umgedreht. Es war also jemand da, der Erika erwartet hatte und für sie sorgte.

Oben in ihrem Stübchen erschien dann das Licht hinter geschlossenen Vorhängen. Rudolf stand und schaute hinauf. Es war ihm als müßte er sein Haupt zerschellen an der fühllosen Mauer, um dem Rätsel dieser unergründlichen Sphinx dort oben auf die Spur zu kommen. Daß sie ihn liebte, dieses Ahnen steigerte sich zur Gewißheit, wenn er sich ihr ganzes Wesen vergegenwärtigte, und daß sie ihn nicht lieben wollte, diese Thatsache war es, die alles Hoffen in seiner Seele zu ertöten strebte. Warum? Hatte sie sich gebunden, Stefan gegenüber? Oder war sonst ein Opfer ihr aufgebürdet worden? O qualvolle, unerträgliche Zweifel!

Nach langer Zeit erlosch das Licht da oben. Schwarz und schweigend stand das Schloß. Der Sturm aber raste, als wollte er das alte Gemäuer in seinen Grundfesten stürzen. Heulend und pfeifend fuhren die Sturmgeister hinter ihm drein, er war es wirklich, der Schimmelreiter mit seinem grausigen Troß.

„Der wilde Jäger ist mit ihnen und jagt! Weidmannsheil, alter Geselle, mir thust Du nichts zuleide!" sagte Rudolf, und er trat den Heimweg an, durch den sturmdurchbrausten Wald, seiner einsamen Klause zu. „Auch ihr thust Du kein Leid! Die Engel Gottes beschützen sie sicher! Zieh vorüber, Wode!"

Zwölftes Kapitel.

Im Bau der Fuchs.

Eine interessante Neuigkeit ging durch Wald und Dorf: Der schwarze Kaspar war wieder eingewechselt und im Dreibuchener Revier gesehen worden. Alle Versuche, seiner habhaft zu werden, waren bisher gescheitert — nun galt es mit zusammengefaßten Kräften zum Ziele zu gelangen. Leicht aufzufinden war er auch jetzt nicht in den weiten, bergigen Forsten, wo der verschlagene Raubschütz jede Schlucht und jede Baumwurzel kannte.

Die Nachricht erfüllte Erika mit grenzenlosem Entsetzen. Kaspars Wiedererscheinen bedeutete Todesgefahr für den Oberförster von Dreibuchen, der ihn seiner Freiheit zu berauben trachtete, und den er für seinen grimmigsten Feind ansah. Sie zitterte für Rudolfs Leben, denn in ihrer Seele lebte kein Gefühl und kein Gedanke, die ihm nicht gehörten.

Es war eine regnerische Zeit nach Wodes Wolkenzug gekommen. Grau und feucht hing der Nebel um die Mauern des Schlosses, hin und wieder schlugen Regentropfen eintönig an die Fensterscheiben, mit melancholischem Seufzer strich der Herbstwind die bunten Blätter von den Zweigen. Und da hinein schaute Erika den langen Tag, in diese Herbstestraurigkeit als einzige Unterhaltung. Die Tante erschrak bei Erikas Anblick, als sie endlich dauernd ins Jagdschloß zurückkehrte, so tief lagen die Schatten um die großen schwarzen Augen, so deutlich standen Leid und Kämpfe auf dem schönen Antlitz eingezeichnet. Fast vergaß sie darüber die ihr zugedachte Ungnade wegen der eigenmächtigen Flucht aus Stefans Hause an jenem stürmischen Abend.

Erika legte wenig Wert auf diesen Wechsel in der Stimmung ihrer Tante und lebte mehr denn sonst still und zurückhaltend für sich.

Einsam wanderte sie in den Wald hinaus. Das feuchte Laub raschelte unter ihren Füßen, kalte Regentropfen rannen von den Blättern und fielen auf ihre Stirn. Schwer lasteten die Wolken am Himmel. Erika bemerkte an den Bäumen längs des Weges die kleinen runden Vogelschlingen mit den roten Beeren daran, den Dohnenstrich. Wieder ein Erinnerungszeichen an Rudolf. Als ob es dessen bedurft hätte, als ob nicht alle Blätter des Waldes ihr sein Bild, jedes Wipfelrauschen ihr den Klang seiner Stimme vor Herz und Sinnen gezaubert hätte. Wo mochte er jetzt sein, und was trieb er wohl alle diese Tage hindurch? Ob er ihrer gedachte, ihr noch zürnte, weil sie gar so „grausam" gegen ihn gewesen war? Oder ob er ihr verzieh und an die Richtigkeit ihres Handelns glaubte?

Während dieser Grübeleien folgte sie unwillkürlich von Baum zu Baum der Spur seiner Thätigkeit, den Dohnenstrich entlang. Hin und wieder hing ein Krammetsvogel erwürgt in der Schlinge; dann löste sie das Haarseil und legte ihn in das Körbchen an ihrem Arm. Dasselbe war bald ganz gefüllt, und sie lächelte bei dem Gedanken, daß sie hier auf Wilddieberei ertappt werden könnte, welche der des schwarzen Kaspar nichts nachgab.

Der Dohnenstrich führte auf großen Umwegen in die Nähe der Waldhütten und sie langte dort später an als sie beabsichtigt. Kaspars Frau und Kinder empfingen mit gewohnter Rührung und Jubel die längst und sehnlichst Erwartete. Die Kleinen betrachteten mit tiefstem Interesse die toten Vögelchen, welche sie nach des schönen Fräuleins Verheißung gebraten verzehren sollten. Erika begann sogleich eines derselben zu diesem Zweck abzurupfen, wobei sie den krausköpfigen dreijährigen Buben auf dem Schoß hielt und fröhlich mit ihm lachte und scherzte.

Von draußen her nahte sich währenddessen ein vorsichtiger Schritt der Thür, leise und sicher ward diese geöffnet und ein Mann trat über die Schwelle. Der Schreck lähmte ihr für einen Augenblick die Glieder, die Frau stieß einen leisen Angstruf aus. Es war Kaspar, der Wilderer, der von den Wächtern des Gesetzes unerbittlich Verfolgte.

„Guten Abend auch!" sagte er unbefangen, und als er Erika gewahrte, nahm er die Mütze ab und warf sie aus der Hand. Es war ein großer, hagerer Mensch, die ganze Gestalt aus Muskeln und Sehnen gefügt, von straffer, geschmeidiger Bewegung. Seine grauen Augen blickten scharf und spähend aus dem mageren braunen Gesicht, doch weder scheu noch verschlagen. Sein ungepflegter schwarzer Bart gab ihm ein wüstes, verwildertes Aussehen.

Erika war unwillkürlich aufgestanden. Der kleine Junge glitt dabei von ihrem Schoß zur Erde, hielt sich aber krampfhaft an den Falten ihres Kleides fest.

„Herrje! Kaspar! Du hier — was willst Du —" stammelte die Frau mit ängstlichem Seitenblick auf Erika.

„Das Fräulein wird mich wohl nicht verraten!" erwiderte er in sorglosem Ton. „Und wenn sie's wollte, würde mich schwerlich jemand finden. Wo soll ich bleiben — habe seit gestern abend nichts genossen, das kann kein Vieh aushalten. Hol' der Teufel alle, die mich so herumhetzen, anstatt mir das bißchen Leben zu gönnen!"

„Riegeln Sie die Thür zu und setzen Sie sich, ich will Ihnen zu essen geben," sagte Erika, ihre Furcht tapfer überwindend. Aus dem mitgebrachten Korbe nahm sie die Vorräte, welche eigentlich für die kranke Frau bestimmt waren, schnitt ein großes Stück Brot für ihn ab, das sie mit Butter und Fleisch einladend zurichtete, füllte ein Glas mit Rotwein und reichte ihm beides hin. Er aß und trank mit dem Heißhunger eines Verschmachteten.

„Danke," sagte er dann kurz, und sein Blick ruhte mit eigentümlichem Ausdruck auf dem schönen Mädchen, das nun wieder dasaß, ruhig und unbekümmert in des verfolgten Verbrechers Hause, seinen Knaben im Arm, der sich zärtlich vertrauensvoll an sie schmiegte.

„Sie werden mich nicht verraten, gnädiges Fräulein," sagte er wieder, „um meiner Frau und Kinder willen. Sie werden aber doch noch verhungern, die armen Würmer, wenn ich immer und ewig im Gefängnis sitzen muß."

„Verhungern sollen sie nicht mit Gottes Hilfe, dafür werde ich thun, was in meinen Kräften steht!" rief Erika. „Aber Sie sollten doch nicht immer im Gefängnis sein, Kaspar! Warum können Sie denn das Wildern nicht lassen?"

„Ich habe diesmal gar nichtgewildert," entgegnete er unwirsch. „Ich trug nur mein Gewehr bei mir und das kann ich nicht lassen, ebensowenig wie's der Oberförster kann! Fragen Sie ihn doch, er muß ja wissen, wie einem zu Mute ist, der lieber von seinem Leben lassen mag, als von der Jagd. Darum sollte er unsereins nicht so grimmig verfolgen. Und meine schöne Büchse hat er mir fortgenommen — zum Henker, das vergeb' ich ihm niemals! Wo soll ich je wieder solch ein Prachtstück herbekommen! Herr von Gordschewski hat sie mir geschenkt, und der thut's schwerlich ein zweites Mal!"

„Herr von Gordschewski?" wiederholte Erika in atemloser Spannung.

„Jawohl, um mich scharf zu machen auf ein besonderes Hochwild, das er selbst herunterzuknallen zu feige war!"

„Herrje, so halt doch den Mund!" schrie die Frau geängstigt auf. „Muß das gnä' Fräulein das alles hören?"

„Warum nicht?" lachte er. „Ich halte mit nichts mehr hinterm Berge, hab lange genug geschwiegen! Frau, weißt Du, daß Franz Gruhl tot ist? In der Sägemühle verunglückt! Ich war eben da und habe seine Leiche gesehen, nun brauche ich auf keinen Menschen mehr Rücksicht zu nehmen, als auf mich selbst."

„Ich verstehe das alles nicht," sagte Erika. „Doch will ich — vielleicht — mit dem Oberförster sprechen und ihn bitten, die Verfolgung gegen Sie einzustellen. Er kann es gewiß durchsetzen und wird mir meine Bitte nicht abschlagen."

„Ich glaube wohl, daß er Ihnen manches zuliebe thun wird, Fräulein," lachte der Wilddieb mit grimmigem Humor. „Ein Narr müßte er sonst sein! Aber das thut er nicht, da kenn' ich ihn besser! Niederschießen wie einen Hund, wo er mich trifft, das ist sein Begehr! Aber nicht meine Freiheit zu schonen und meine schöne Büchse mir wieder zu schaffen. Dazu komm ich ihm zu scharf ins Gehege! Er weiß, daß ich der einzige Jäger bin, der ihm gleichkommt, zehn Meilen in die Runde, seit der alte Heimburg auf der Bärenhaut liegt, und schon darum wird er mich verfolgen, so lange wie ich lebe — und so lange er lebt!"

Erika hörte aus diesen letzten Worten eine Drohung, die ihr das Blut in den Adern gerinnen machte. Fester zog sie den Sohn des Wilddiebs an ihr Herz, und der Kleine umschlang sie mit beiden Armen. Über Kaspars Gesicht ging ein weicherer Ausdruck. Sie war sich selber kaum bewußt, daß sie den sicheren Weg eingeschlagen, ihn milde und versöhnlich zu stimmen.

„Sie werden mir's nicht zuleide thun," sagte sie mit zitternder Stimme, „einen Racheversuch an dem Oberförster zu wagen, nicht wahr, Kaspar?"

„Ich wußte gar nicht, daß Sie so viel von ihm hielten, gnädiges Fräulein!" lachte er wieder. „Hätt' es mir denken können, ein so schmucker Herr."

Erika erhob sich jetzt. „Ich komme morgen wieder, liebe Kaspar, kocht Eurem Mann jetzt noch eine warme Suppe ehe er fort muß, ich bringe Euch dann wieder Mehl und Brot! Gute Nacht, Kaspar, ich spreche mit dem Oberförster, sobald ich kann, und bringe Ihrer Frau Bescheid!" Sie hielt ihm zagend die Hand hin. Er berührte sie mit scheuer Ehrerbietung. „Schönen Dank, Fräuleinchen! Glauben Sie nur, ich bin gar nicht so schlimm, als sie alle von mir denken!"

Erika versuchte sich durch diese Versicherung beruhigen zu lassen, als sie eilig durch den dämmernden Wald dahinschritt. Dann fiel ihr ein, daß die Tante ihr für heute abend Stefans ersten Besuch im Jagdschlosse verkündigt hatte — und langsam wurde ihr Schritt.

Dreizehntes Kapitel.

Auf roter Fährte.

Unterdes wanderte Rudolf von der anderen Seite her den Waldhütten zu. Da lagen sie, hell abgezeichnet von dem dunklen Waldesgrunde, die eine besonders, abseits von den anderen, in der Kaspar wohnte. Rudolf blieb stehen und überlegte. Ob er hineingehen sollte? Vielleicht war der Flüchtling darin, um auszuruhen bei den Seinen, und sah dann entsetzt und voll Wut den Häscher in ihm. Er aber wünschte mit Kaspar zu reden. Heimburg, der alte Fährtenjäger, dem er gestern abend in ernster Unterredung sich anvertraut, hatte ihm das geraten. „Wer weiß, wenn Fräulein Erika so gar ängstlich verschwiegen ist — vielleicht würde der Ihnen sagen können, warum Stefan ein böses Gewissen hat! Es käme auf einen Versuch an, und jede geringste Witterung könnte Ihnen da von Nutzen sein!"

Im Nachsinnen versunken lehnte Rudolf an dem Stamme einer alten Buche am Wege und tiefer Schatten verbarg ihn dem entfernteren Auge.

Da sah er, wie die Thür von Kaspars Hause sich öffnete und ein Mann heraustrat. Er war es, Rudolf erkannte ihn genau. Langsam, vorsichtig spähend kam er den Weg heran.

Rudolf drückte sich, seinen Hund am Halsband mitziehend, hart hinter die schützende Buche. Eine atemlose Pause entstand, bis der Wilddieb an ihm vorüberging. Da trat Rudolf hervor und stand ihm gegenüber. „Bleib stehen, Kaspar, ich habe mit Dir zu reden."

Einen Moment schrak der Wilddieb zusammen — er verstand die friedliche Absicht nicht. Sofort zum Kampf auf Leben und Tod bereit, stürzte er sich auf den Oberförster. Ein Ringkampf entstand, Mann gegen Mann, heiß und gewaltig. Mühsam suchte der Wilderer die Hand seines Feindes abzuwehren, die sich eisenfest um seinen Hals gespannt hatte. Rudolf aber war durch eine geschickte Wendung des mit Todesverachtung sich wehrenden Mannes zu Boden geschleudert. Bange Minuten folgten. Doch

endlich erlahmte Kaspar in der Kraft seines rechten Armes, in welchen der treue Jaqui sich wütend festgebissen hatte. Rudolf vermochte seine Hand zu befreien und den Hirschfänger zu ziehen. Ein kräftiger Schlag über den Kopf, und der Wildschütz lag bezwungen, besinnungslos am Boden.

Rasch ergriff Rudolf seine an der Erde liegende Büchse und richtete die Mündung auf Kaspar. Dieser lallte wie im Traum, langsam aus der kurzen Betäubung erwachend. Der laute, herrische Befehl des Oberförsters erweckte ihn vollends und ließ ihn sich erheben. Matt tastete er mit der Hand nach dem Schädel, sein Haar war feucht von Blut.

„Geh jetzt vor mir her!" befahl Wildenhoff. „Ein Schritt vom Wege, ein Zucken mit der Hand, und die Kugel sitzt Dir im Genick. Mit Leuten Deines Gewerbes werde ich noch fertig, Mordgeselle! Vorwärts!"

Mechanisch gehorchte der Wildbieb und lautlos schritten die drei in den Wald hinein, nur Jaqui zuweilen knurrend, mit gesträubtem Haar.

Es war ein weiter Weg bis zur Oberförsterei. Kaspar schwankte zuweilen, als drohte er umzusinken, und griff nach seinem dröhnenden Kopf. Rudolfs Auge haftete unverwandt auf ihm mit dem spähenden Falkenblick. Er war so ruhig, so gelassen, nicht als ob soeben eine schwere Gefahr an ihm vorübergegangen, obgleich ihn von dem Ringkampf noch alle Glieder schmerzten. Er dachte gar nicht mehr daran. Nur der errettenden Hilfe seines treuen Hundes erinnerte er sich mit dankbarer Rührung — mit einem gewissen Unmut aber der eigenen großen Unvorsichtigkeit, dem räuberischen Gesellen so entgegengetreten zu sein. Er hatte eben die Kraft und Entschlossenheit des Unbewaffneten unterschätzt.

Aus dem nebeligen Waldschatten vor ihnen tauchte das schwarze Kreuz auf, das Todeszeichen des erschossenen Roderich. Sie gingen daran vorüber. In kurzer Entfernung von ihrem Pfade sickerte mit leisem Murmeln ein kleiner Quell unter Moos und Laub hervor, um sich mühselig weiter seinen Weg zu bahnen.

Kaspar wandte den Kopf nach der Richtung dieses leisen Rauschens und blieb plötzlich stehen — eine Bewegung, die unmittelbare Todesgefahr für ihn bedeutete. Rudolfs Hand zuckte. „Kerl, bist Du toll?" rief er in gedämpftem Ton.

„Einen Augenblick, Herr Oberförster, ich kann nicht mehr," stöhnte Kaspar zwischen den Zähnen. „Mein Kopf schweißt fortwährend — nur einen Schluck Wasser!"

„Meinetwegen denn!" sagte Rudolf kurz. Kaspar warf sich an der Quelle nieder und trank mit durstigen Zügen, dann netzte er seine schmerzende Kopfwunde mit der kühlenden Flut.

„Jetzt ist's genug, vorwärts!" befahl Rudolf endlich. Der Wilderer richtete sich langsam auf, blieb aber in entschlossener Haltung auf einem Knie vor ihm liegen. Mit Todesverachtung blickte er in die schwarzen Mündungen der Büchse, die gerade auf ihn gerichtet waren.

„Drücken Sie los, Herr Oberförster!" sagte er. „Besser ich verende hier unter Ihrer Kugel, als daß ich mich im Gefängnis, im Zuchthaus langsam zu Tode quäle! Das ewige Gefängnis — ich kann es nicht ertragen! Sagen Sie selbst, Herr, wie würde Ihnen das sein! Und ich bin ein Jäger wie Sie!"

„Ein Schurke bist Du!" entgegnete Wildenhoff. „Ein Mörder! Und daß Du Dich mit mir vergleichen willst —"

„Nein, Herr Oberförster, ich bin kein Mörder!" rief Kaspar mit Lebhaftigkeit. „Fast wäre ich es heute geworden, an Ihnen noch dazu! Aber aus Notwehr, aus Verzweiflung. Warum ließen Sie mich nicht laufen, was hab' ich Ihnen gethan?" Er erhob sich in seiner Aufregung und vor Rudolf stehen bleibend, sprach er hastig weiter. „Noch nie hab' ich einen Menschen getötet! Das Gericht mußte mich freisprechen, Sie wissen ja! Die gefundene Kugel paßte nicht in meinen Lauf! Doch will ich Ihnen auch den Thäter nennen, jetzt wo er tot ist, kann ich ihm ja nicht mehr schaden. Franz Gruhl hat den tödlichen Schuß abgegeben. Wir hatten uns Blutsfreundschaft geschworen, und darum wollt' ich ihn nicht verraten, nicht eher, als bis es mir selber an den Kragen ging. Dann freilich hätt' ich's doch thun müssen, schon der Frau und Kinder wegen. Aber nun ist er tot, der arme Kerl, in der Sägemühle verunglückt! Lassen Sie nur Haussuchung in seiner Wohnung halten, da finden Sie gewiß die Büchse, aus der die Kugel geschossen war! Meine von Herrn von Gordschewski hat ein viel kleineres Kaliber! Das haben Sie ja gesehen!" Ein Grinsen ging über des Wildschützen Gesicht, als er den Namen aussprach.

Rudolfs Aufmerksamkeit verschärfte sich. „Wie kommst Du denn zu Herrn von Gordschewskis Büchse? Hast Du sie ihm gestohlen?"

„Nein, er hat sie mir geschenkt!"

„Dir geschenkt, Kerl, was für eine freche Lüge ist das! Hab' mich längst gewundert, wie Du zu der wertvollen Doppelbüchse kamst, nun werden wir ja auch wohl das in Erfahrung bringen!"

„Doch, er hat sie mir geschenkt, Herr Oberförster, was Sie auch dagegen sagen mögen!" beharrte Kaspar. „Er wollte Ihren Vorgänger, Herrn Roderich, zur Strecke haben und hatte mich auserſehen für das Bubenstück! Wollt' es mir erleichtern durch sein feines Geschenk."

„Welch eine nichtswürdige Verleumdung, Halunke, jetzt, wo es Dir an den Kragen geht!" rief Rudolf. „Und das hier an der Stelle, wo Du wahrscheinlich Deinen feigen Meuchelmord ausgeführt —"

Kaspars Blick streifte nach dem schwarzen Kreuz hinüber, doch ruhig, ohne Unbehagen. „Ich habe den Mord nicht begangen, Sie müssen mir das schon glauben, Herr! Hier habe ich noch einen Beweis, den mir Franz Gruhl ausstellte, als ich aus der Untersuchungshaft entlassen war — auf alle Fälle, für Leben oder Sterben!" Bei diesen Worten zog er ein kleines unsauberes Lebertäschchen aus der Brusttasche hervor und entnahm demselben einen Zettel.

„Hier wollen Herr Oberförster lesen, bitte! Daß die Handschrift echt ist, werde ich mir leicht

können bezeugen lassen! Gruhl war immer sehr gelehrt im Lesen und Schreiben, mehr als wir andern alle!"

Rudolf faltete das Blatt auseinander und las:

„Ich bescheinige hiermit meinem Blutsfreund Kaspar, daß er den Oberförster Roderich nicht erschossen hat, indem ich es selber gethan habe und den ich schon lange auf dem Korn hatte. Deshalb hat er mich nicht verraten wollen, wenn er nicht in solche Not geraten thäte, daß sie ihm ans Leder wollten, was ich hiermit auf Pflicht und Gewissen bescheinige.

Franz Gruhl."

„Nun, was sagen Sie hierzu?" fragte Kaspar siegesbewußt, als Rudolf zu Ende gelesen und den Zettel gedankenvoll zusammenfaltete. „Die Untersuchung wird alles bestätigen, was ich gesagt habe, aber das kann ich Sie versichern, Herr Oberförster, wenn der arme Franz auch die Flinte abgedrückt hat — der eigentliche Mörder ist Herr von Gordschewski! Der brachte uns auf den Gedanken und machte uns scharf, dann hat er den armen Herrn geradewegs in den Tod geschickt! Ohne ihn wäre es nie dazu gekommen!"

In Rudolfs Adern und Schläfen begann es zu pochen. Noch mißtraute er den Aussagen des Wilddiebes, und doch sagte ihm ein dunkles Gefühl, daß er hier verhängnisvolle Enthüllungen entgegenzunehmen hätte.

„Erzähle, wie Du Deine unerhörten Behauptungen begründen willst!" befahl er atemlos. „Sprich Dich aus, Du hast nichts zu befürchten! Nur bei der Wahrheit mußt Du bleiben!"

„Sie kannten Franz Gruhl?" fragte Kaspar.

„Jawohl, er hat bei mir in der Forst gearbeitet!"

Kaspar setzte sich ermattet an den Wegrand und stützte den schmerzenden Kopf in die Hand. Rudolf stand vor ihm, leicht an einen Stamm gelehnt und lauschte seiner stockenden Erzählung.

„Ich war pirschen gegangen am Todestage des Oberförsters. Ein Sprung Rehe stand vor uns und äste vertraut, ein geringer Bock dabei, doch zu weit für mich. Ich stand hinter einem Wachholderstrauch versteckt. Plötzlich sicherten die Rehe und äugten in der Richtung auf mich. Da prustete ein Pferd, Herr von Gordschewski ritt des Weges vorbei. Die Rehe wurden flüchtig. Ich grüßte ihn, denn ich sah, daß er mich bemerkt hatte. Ein ganz wunderliches Gesicht machte er dabei und ritt weiter. Am Kreuzwege drüben begegnete ihm der Oberförster. Ich sah die Begrüßung der Herren und schlich mich, von dieser Dickung am Wege gedeckt, in ihre Nähe. Ich hörte, wie Herr Roderich meinte, er wolle einmal den Spitzbuben, den Wilddieben, aufs Handwerk passen, der schwarze Kaspar treibe es ärger denn je. Da riet ihm Herr von Gordschewski, durch den Hohlweg zu gehen, er habe vor kaum zehn Minuten den Kaspar dort in verdächtiger Stellung, durch Buschwerk gedeckt, gesehen, und in seiner von der Büchse nicht ganz erreichbaren Nähe einen Sprung Rehe. Der Oberförster dankte ihm für die Auskunft. ‚Weidmannsheil' sagte er. Ich hör ihn noch, es war das letzte Wort, das er auf dieser Welt gesprochen hat! Achten Sie nur mal drauf, Herr von Gordschewski wird kreideweiß, wenn man's zu ihm sagt! Der Oberförster ging nun an mir vorbei, dem Hohlweg zu, während Herr von Gordschewski, unruhig hin und her flankierend, bald hier-, bald dorthin spähte und dem Oberförster nachsah, immer wieder. Plötzlich, es waren nur wenige Minuten vergangen, krachte ein Schuß. Ich schlich mich in möglichster Eile nach der Richtung hin und konnte nur noch sehen, wie Gruhl eiligst ins Dickicht verschwand. Herr von Gordschewski war auch bald zur Stelle, ohne mich zu bemerken, und jagte dann fort, wie von Grauen gepackt, in den Wald hinein. Ich überzeugte mich, daß die Kugel sein Herz getroffen. Der Oberförster war tot. Ich ging dann meinen Freund Gruhl aufzusuchen, um mich mit ihm zu besprechen. Es wußte niemand außer mir, daß auch er seine besondere Rechnung mit dem Oberförster auszugleichen hatte. Der sprach wohl öfter von mir, weil er mich mehr fürchtete als den andern; daher fiel auf ihn kein Verdacht. Nach einigem Suchen fand ich Gruhl in der Nähe seiner Wohnung, und ohne viel Nötigen erzählte er mir den Hergang der ganzen Mordgeschichte. Er hat mir auch später gutwillig die Bescheinigung gegeben. — Wollen Sie nun den Thatbestand zur Untersuchung geben, Herr Oberförster — meine Aussagen und den Zettel und Gruhls Gewehr, dann wird das Rechte schon ans Tageslicht kommen! Ich hätte gleich meine Unschuld beweisen können, aber ich dachte, sie müßte auch ohne mein Zuthun sich herausstellen. Gruhl ist der Mörder, ja, der arme Kerl! Aber der Anstifter ist Herr von Gordschewski, ohne den wäre es uns niemals in den Sinn gekommen."

Schweigend stand Rudolf da und hörte das alles mit an. Er glaubte jetzt den eben gehörten Eröffnungen, und die Erregung darüber raubte ihm Sprache und Gedanken.

„Ich will mich beim Gericht zur Zeugenaussage stellen," fuhr Kaspar fort, „um mich von dem Verdacht zu reinigen. Meiner Haft entgehe ich ja wohl nun doch nicht mehr! Und" — sein Kopf sank tiefer herab — „werden Sie mich jetzt des versuchten Mordes anklagen?"

„Wenn Deine Aussagen wahr sind, Kaspar, nein!" entgegnete Rudolf mit vor Aufregung heiserer Stimme. „Dann bleibt der Vorfall zwischen uns beiden! Ich weiß, daß Du Dich vorhin in der Notwehr befandest und ich gönne Dir Leben und Freiheit! Aber wehe Dir, wenn Du mich mit Lügengespinsten hingehalten hast!"

„Sie werden es sehen, Herr Oberförster! Auch Herr von Gordschewski wird nichts von dem leugnen können, was ich erzählt habe. Und Sie müssen mir auch glauben, daß ich Ihnen nicht ans Leben gewollt, nein, nie, wenn Sie mich nicht angegriffen hätten! Schon Fräulein Erikas wegen!"

„Was sprichst Du da, Mensch, bist Du des Teufels?"

„Ja, Fräulein Erikas wegen," wiederholte

Kaspar. „Sie sorgt für meine kranke Frau und ist zu den Kindern so gut wie ein Engel! Sie hat mir heut' die Hand gedrückt! Ich werde ihr das nicht vergessen und hätt' ihr niemals das Leid angethan, mich an Ihnen zu vergreifen!"

Über Rudolfs Stirn ging ein heißes Rot. „Schweig still, Kerl, ich verbitte mir solche Reden!" herrschte er ihn an, doch konnte er ihm nicht zürnen, denn seine Worte bargen einen unendlich glückverheißenden Sinn, zudem — um Erikas willen ging er ja selbst so mild und schonend gegen den abgefeimten Wilddieb vor, es erschien ihm kaum unnatürlich, daß dieser von gleichen Beweggründen sein Thun beeinflussen ließ.

Vor langer Zeit schon hatte ihm Erika selber gesagt, daß in den Waldhütten viel eher sie ihm ein Schutz sein könnte, als umgekehrt. Sie mochte ja richtig geurteilt haben. Mit gespanntem Interesse spähte sein Blick auf des Wilderers verwegenem Gesicht.

„Du bist ein verrückter Kauz, Kaspar! Wenn man Dir so zuhört, sprichst Du ruhig und vernünftig und schauderst Dich vor dem Gefängnis! Und sobald man Dich frei läßt, fängst Du die infame Wilddieberei von neuem an, mit allen Gefahren, denen Du eben erst entronnen. Was ist das nur, das in Dir steckt und Dir keine Ruhe läßt?"

„Ich weiß es auch nicht, Herr Oberförster! Das steckt im Blut, erbt sich fort von Vater auf Sohn! Sie wissen ja, was es heißt, den Kapitalhirsch anzupirschen! Ach, das ist eine Lust, hol' mich der Teufel, mein Leben geb' ich drum und die Seligkeit dazu! Aber größer noch ist der Spaß, das Wild zu überlisten, und dem Gesetz — dem Wächter des Gesetzes mit seinem ganzen Forstpersonal ein Schnippchen zu schlagen, und obendrein Ihnen, Herr Oberförster! Das gelingt nicht jedem, dazu gehört ein ganzer Kerl! Sie haben die andern alle kurz gekriegt, nur mich nicht! und das war mein Stolz! Hol's der Henker, nun ist auch das vorbei!"

Ein Lächeln blitzte für einen Augenblick über Rudolfs Gesicht. „Komm jetzt," sagte er, „ich habe von Deinen Vorträgen genug und will nun sehen, was Wahrheit daran ist!"

Vierzehntes Kapitel.

„Halt, laß sehen!"

Es dauerte so lange, bis Erika heimkehrte! Stefan wartete auf sie im Wohnzimmer seiner Schwägerin, der die undankbare Aufgabe zufiel, ihm durch Unterhaltung die Zeit des Harrens zu verkürzen. Seine Ungeduld steigerte sich bis zur höchsten Nervosität und Gereiztheit, und ein Verdacht begann sich in ihm zu regen. So lange konnte sie auf ihren Samaritergängen nicht verweilen. Nach den Waldhütten war sie gegangen — lag nicht auch die Oberförsterei im Walde? Bekannte sie nicht stolz und freudig, den Bewohner derselben zu lieben, und konnte sie nicht zu einem Stelldichein dorthin gegangen sein? Von Eifersucht und Ingrimm gepeinigt, vergaß er sich soweit, selbst Frau Hyma gegenüber diesem erbärmlichen Verdacht Worte zu verleihen. Sie war entrüstet. Ihr Blick war nicht durch Leidenschaft getrübt, sie kannte Erika besser und wußte, daß sich unter der leichten Formlosigkeit der Oberfläche ein unerschütterlicher Grund von gediegenen Ansichten und edlem Empfinden verbarg. Freilich hätte Stefan dessen ebenso gewiß sein können als sie, und mit großer Entschiedenheit suchte sie ihn auf den richtigen Standpunkt zurückzuführen. Er fühlte wohl, daß sie recht hatte, da er's ihr jedoch nicht einräumen wollte, vergrub er sich in verstocktes Stillschweigen.

Endlich trat Erika herein in all ihrer unbefangenen Lebhaftigkeit. Tante Hymas Vorwürfe wegen des Zulangebleibens prallten ziemlich eindruckslos an ihr ab. Stefan, der sich erhoben hatte, sie zu begrüßen, nahm seinen früheren Platz wieder ein, ohne ein Wort an sie gerichtet zu haben. Die Tante verließ rücksichtsvoll das Zimmer.

Erika war ans Fenster getreten und blieb dort stehen. Sie sah blaß aus von dem langen Umherwandern in der Abendkühle. Ihr Gesicht war klein geworden und fing an einen vergrämten Ausdruck anzunehmen. Stefan beobachtete das mit stiller Herzensqual.

Plötzlich wandte sie den Kopf herum und ihre Augen ruhten auf ihm mit kalt verächtlichem Blick. „Stefan — als Sie mir damals Ihre lange, eingehende Beichte ablegten — warum verschwiegen Sie, daß Sie dem schwarzen Kaspar eine Büchse geschenkt, damit er sicherer den von Ihnen gewünschten Mord ausführen könnte?"

Stefan fuhr auf, kreideweiß im Gesicht. „Erika, woher wissen Sie das? Wer hat es Ihnen gesagt?"

Sie hatte bis jetzt nicht gewußt, ob sie es wirklich glauben sollte — nun verriet er sich selber.

„Kaspar sagte es mir soeben! Ich habe ihn gesprochen!"

„Er lügt, der elende Schurke!" schrie Stefan zornglühend.

Sie zuckte die Achseln in tiefster Geringschätzung. „Nein, er sprach die Wahrheit. Sie sind es, der lügt!" Dabei schaute sie ihn gerade an, mit den großen wunderschönen Augen. Er sank wie vernichtet in den Sessel zurück und bedeckte das Gesicht mit der Hand.

„Was Sie mir anvertraut haben," fuhr sie mit unbewußter Hoheit fort, „sind für mich Geheimnisse, die ich heilig zu halten habe! Doch dies haben Sie mir nicht anvertraut!"

„Erika, um Gottes willen, was wollen Sie thun?" Er sprang auf und näherte sich ihr hastig. Sie trat auf die Thür zu und öffnete dieselbe fluchtbereit.

„Nichts will ich thun," gab sie erregt zurück. „Jedenfalls aber habe ich jetzt eine Waffe gegen Sie in der Hand."

„Um die Kette zu durchschneiden, an der ich Sie halte?" fragte er in höhnendem Tone. „Gewiß, daran kann ich Sie nicht hindern! Meine Pistole

ist in Bereitschaft und Tag und Nacht geladen! Ihre Bestimmung kennen Sie!"

Erika schlug die Thür zwischen ihnen zu.

— — — — — — — — — — — —

Es war ein frostiger Herbsttag, der Wind stöhnte in den Hollunderbäumen vor des Oberförsters Heimburg Häuschen. Erika pochte an seine Thür und fand wie immer Einlaß und freundlichen Willkommen.

„Fräulein Seeschwalbe, grüß Gott! Wie lange waren Sie nicht hier! Nun setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie einmal! Aber wie sehen Sie denn aus? Gar nicht hell sind die schönen schwarzen Lichterchen, als ob sie geweint hätten. Das dürfte doch nicht sein."

„Warum nicht, Herr Oberförster? Hier bei Ihnen darf ich doch thun und sagen wie mir's ums Herz ist! Eigens dazu bin ich ja hergekommen!"

„Ja, gewiß dürfen Sie das — wollt' ich meinen! Aber wenn Sie danach verlangte, Fräulein Erika, warum sind Sie doch gar so lange fortgeblieben? Fast wäre ich selber schon nach dem Jagdschlosse hingehumpelt, um mich nach Ihnen umzusehen!"

„Ich bin einmal hier gewesen," erwiderte Erika stockend. „Eines Abends, ich schaute durchs Fenster, und —"

„Nun, und? Was kann Sie denn in diesem friedlichen Bau erschreckt haben?"

„Sie waren nicht allein —"

„Ah so, Wildenhoff saß bei mir, nicht wahr? Und deshalb wurden Sie flüchtig? Ja, gnädiges Fräulein, das versteh' ich nun nicht, wollen's nicht für ungut nehmen! Mir — wenn ich ihn hier hereintreten sehe — lacht das Herz im Leibe! Und warum es Ihnen viel anders ergehen sollte, diesem hübschen, forschen, kreuzbraven Kerl gegenüber — das kann ich mir gar nicht vorstellen! Habe nicht gedacht, daß je ein Mädel, dems Herz auf dem rechten Fleck sitzt, vor dem auf und davon gehen könnte."

Erika hielt das Gesicht in beiden Händen verborgen; sie antwortete nicht.

„Er hat es auch nicht gedacht!" fuhr der alte Herr mit wachsender Sicherheit fort. „Nicht von Ihnen, Fräulein Erika. Ihm hat es einen Riß ins Herz gegeben, der nicht sobald wieder zuheilen wird, wenn ich mich anders auf dergleichen verstehe."

Jetzt hob Erika den Kopf auf. Jeder Zug ihres Gesichtes war Leben, Ausdruck und Frage. „Er hat mit Ihnen gesprochen? O bitte, Herr Oberförster, was hat er Ihnen gesagt?"

„Nun, er erzählte mir so allerlei — anfangs war er zugeknöpft und verschwiegen, daß mir ganz unheimlich dabei wurde. Dann aber eines Abends, als er mir so trübselig gegenüber saß — so recht weidewund kam er mir vor — da ging ihm denn doch endlich das Herz auf. Wie zerrissen ist er, zwischen Hoffen und Fürchten. Wirklich, er kann einem leid thun, der arme Junge."

„Zwischen Hoffen und Fürchten?"

„Ja, er kann sich von der Hoffnung nicht losreißen, daß in irgend einem Winkel Ihres Herzchens sich doch noch ein Plätzchen für ihn findet. Und dabei sieht er, daß ein Geheimnis, oder etwas dem Ähnliches zwischen Ihnen steht und Sie hindert, auf seine Werbung zu hören. Und dieses unbekannte Etwas giebt ihm Befürchtungen, vor denen er Tag und Nacht keine Ruhe findet."

„Mein Gott, mein Gott!" stöhnte Erika und rang die Hände um ihr Knie. Auf ihr ruhten die klugen hellblauen Jägeraugen so scharf und durchdringend, wie sie nur je, den Schweißhund am Riemen, des Wildes roter Fährte nachgespäht: Halt, laß sehen!

„Nun haben sich noch allerhand neue Sorgen bei unserm jungen Oberförster eingestellt," fuhr Heimburg fort. „Sie wissen, daß er neulich den schwarzen Kaspar eingefangen hat?"

„Was? Den Kaspar eingefangen? Wahrhaftig! O wie entsetzlich ist das! Ich wollte ihn ja bitten —"

„I, da ist nichts zu bitten und nichts entsetzlich! Er wird ihm schon nichts zuleide thun. Und der Kerl hat ihm Eröffnungen gemacht, daß einem die Haare zu Berge stehen. Wer nun wirklich den Mord auf dem Gewissen hat, das wird die gerichtliche Untersuchung herausstellen. Die Idee dazu soll jedenfalls von Gordschewski ausgegangen sein. Auch will der Kaspar seine gute Doppelbüchse von ihm als Geschenk erhalten haben, zur besseren Ausführung der schwarzen That." Und nun folgte eine genaue Erzählung des ganzen Herganges, so wie sie Rudolf von Kaspar vernommen und seinem väterlichen Freunde mitgeteilt hatte.

Mit fieberhafter Aufmerksamkeit hörte Erika zu. Auf ihrem ausdrucksvollen, der Beherrschung unfähigen Gesicht stand deutlich geschrieben, daß keine Überraschung, keine Neuigkeit ihr zu teil ward. Genaue Kenntnis alles dessen, was sie hörte, und der unterdrückte Wunsch, bestätigend zuzustimmen, mit zu erzählen, was ihr aus erster Quelle bekannt war: das las der treuherzige alte Menschenkenner aus diesem bewegten Mienenspiel.

Aus ganz anderem Tone fing er deshalb plötzlich aufs neue an: „Und das alles hat er Ihnen getreulich gebeichtet? Wahrhaftig, Sie haben lange und tapfer genug diese schweren Geheimnisse mit sich herumgeschleppt."

„Aber Herr Oberförster, um Gottes willen, was wissen Sie denn davon? Das kann doch Kaspar unmöglich auch erzählt haben, wenn schon seine anderen Nachrichten buchstäblich —"

„Wahr sind! Jawohl, mein liebes Kind! Nein, dies letzte stammt nicht von Kaspar. Das sind Schlüsse, die Herr von Wildenhoff aus Ihrem rätselhaften Benehmen gezogen hat. Seit längerer Zeit schon! Warum Sie jetzt so grausam und unerbittlich gegen ihn sind, das freilich hat wohl noch seinen besonderen Grund."

Erika legte beide Arme auf den Tisch und den Kopf darauf. Sie war fassungslos. Tröstend, liebkosend strich die braune runzlige Hand des alten Herrn über das glatte dunkle Köpfchen. „Sie haben sich durch ein Versprechen dem Stefan gegenüber gebunden?" forschte er vorsichtig weiter.

Doch diesmal trog die Fährte. Fast heftig, mit

blitzenden Augen fuhr Erika auf. „Nein, ich habe mich nicht gebunden! Kein Versprechen habe ich mir entreißen 'lassen, Gott sei Dank! Nur eine Drohung lastet auf mir! Eine schwere Doppeldrohung, und die ängstigt mich schon hinreichend und hindert mich —"

„Hindert Sie, Ihrem Herzen zu folgen und den Wildenhoff zu erhören?"

Erika erhob sich. „Ich bin schon wieder so weit, daß ich mit jedem Wort, das ich spreche, Verrat und Treubruch übe! Es ist zum Verzweifeln! Wenn Sie jetzt Gebrauch machen von all den Geständnissen, die Ihre Daumschrauben mir entwunden haben, so laden Sie Mord und Unglück auf meine Seele, Herr Oberförster! Haben Sie Erbarmen mit mir!"

„Daran soll es nicht fehlen, mein teures Kind!" sagte der alte Herr mit Wärme. „Nun ängstigen Sie sich nicht weiter —"

„Mein Himmel, dieses Hundegebell," unterbrach ihn Erika plötzlich in Todesangst. „Das ist der Jäger von Dreibuchen, das ist Jaquis Geläut! Alles, nur das nicht! Gute Nacht!" Fort war sie, durch die Küche, das Gemüsegärtchen und weiter, ins Freie hinaus.

Rudolf Wildenhoff trat ins Zimmer. Also Erika war hier gewesen und bei seiner Annäherung entflohen. Abermals! Er setzte sich und stützte den Kopf in die Hand. „Alles, nur das nicht," hatte sie gesagt. Das war nicht „Schmalreh-Schüchternheit", wie der alte Herr ihn zum Trost wollte glauben machen. Hier saß ein Hindernis, eine unbekannte Macht, mit der den Kampf aufzunehmen er sich außerstande sah.

Nun aber erzählte Heimburg Erikas Daumschraubengeständnisse vor seines Zuhörers gespanntem Ohr und erzielte damit einen durchschlagenden Erfolg. So war es also Wahrheit, was Kaspar gesprochen! Hier galt Erikas unvorsichtiges Zugeständnis so viel als die eingehendste Zeugenaussage. Neue Hoffnung lebte in Rudolfs Herzen auf, er erging sich in Plänen und Drohungen, die der greise, auf Pirsch und Anstand in Geduld geübte Jäger lächelnd anhörte, und entfernte sich dann bald.

Rasch schritt er dem Walde zu. In seinem Hirn und Herzen wogte und brandete es wie Waldeswipfel im Sturme. „Was hat sie nur zu fürchten?" fragte er sich immer wieder. „Holdes, geliebtes Kind, welche Drohungen hat er gewagt, Dir entgegenzusetzen? Für Dich oder für mich? Sollte ihr weiches Herz für mich in Sorge sein? Warum kann doch keine Macht ihr dies Geheimnis entreißen?"

„Also Kaspar hat wirklich die Wahrheit gesagt!" Hier schweiften seine Gedanken ab, in wohlthuender, beruhigender Weise. Sein Gefangener erweckte ein gewisses Interesse in ihm. Die unbezwingbare Weidmannsleidenschaft, welche die Brust desselben so stark, fast wie seine eigene erfüllte, mußte ihm ja verständlich erscheinen. Er beschloß, wenn der Wildschütz seine Haft verbüßt, es einmal im guten zu versuchen, ihm unter seiner Kontrolle einen Posten als Holzwärter zu geben und zuzusehen, was daraus würde. Vielleicht gelang der Plan, und jedenfalls mußte er Erikas Beifall haben! Da war er wieder am Ausgangs- und Endpunkt all seiner Gedanken. Warum nur vertraute sie ihm nicht, was trennte sie von ihm? Würde je sein heißes Sehnen und Verlangen in Erfüllung gehen, oder lag unerbittlich vor ihm öde, graue Hoffnungslosigkeit? Unbeantwortet standen diese Fragen vor seiner Seele. Nur eine belebende Gewißheit war ihm heute geworden, daß die unerträgliche Unthätigkeit ihr Ende erreicht, daß er jetzt handeln durfte!

Fünfzehntes Kapitel.

Halali.

„Der Herr Oberförster von Wildenhoff wünscht seine Aufwartung zu machen!" meldete der Diener. Stefan fuhr erschreckt aus seinem bequemen Sessel auf, in dem er matt und hinfällig geruht.

„Ich lasse sehr bitten," murmelte er und heftete einen unruhigen Blick auf die Thür. „Was will der Kerl von mir?" fragte er sich in bangem Vorgefühl.

Rudolf trat herein. Die beiden standen sich gegenüber. Wildenhoff erschrak, wie er in hellem Tageslicht Stefans Anblick begegnete, so verwüstet sah er aus, elend, gelb und aufgerieben; so krank und hoffnungsleer blickte er aus den Augen. Ein Gefühl des Mitleids regte sich in seiner Seele, verhärtete sich aber alsbald und wandelte sich in Verachtung.

„Sie sehen noch sehr angegriffen aus, Herr von Gordschewski," begann er. „Es thut mir leid, daß ich mit einer etwas unbequemen Angelegenheit Sie belästigen muß!"

„Bitte sehr, womit kann ich dienen? Wollen Sie gefälligst meinem Aussehen keine weitere Beachtung zuwenden!"

Rudolf begann zu sprechen, ohne Umschweife auf sein Ziel lossteuernd, von Kaspars Gefangennehmung und Aussagen in Bezug auf Roderichs Ermordung durch Franz Gruhl, von der Bestätigung derselben durch die Untersuchung, welche bereits stattgefunden. Sichtlich war Stefan überrascht und erschüttert durch die Nachricht, daß wirklich nicht Kaspar der Mörder gewesen.

„Aber ich habe ihn doch —" er stockte.

„Jawohl, Sie haben ihn am Ort der That gesehen! Das wollten Sie doch sagen?" vollendete Rudolf mit schneidender Härte. „Somit kommen wir zu dem Hauptzweck dieser Unterredung. Sie haben ihn nicht nur gesehen am Wachholderstrauch stehend, sondern Sie haben auch meinen Vorgänger, den Sie am Kreuzweg trafen, mit Vorbedacht auf diesen Pfad gewiesen, seinem Verderben entgegen. Nicht wissend freilich, daß er dem andern, seinem wirklichen Mörder, in die Hände fallen sollte."

„Wie — was sagen Sie da?" stotterte Stefan verwirrt.

„Ich denke, Sie müssen mich verstanden haben! Ferner sind Sie es gewesen, der in den Wildbieben zuerst den Gedanken an Roderichs Ermordung angeregt hat, — Sie waren es, der dem schwarzen Kaspar zu diesem Zweck eine Büchse schenkte!"

„Herr, sind Sie des Teufels? Welch eine Sprache unterstehen Sie sich mir gegenüber!“

„Alterieren Sie sich nicht, Herr von Gordschewski,“ erwiderte Rudolf kalt, „meine Ansicht können Sie dadurch nicht beeinflussen. Daß Sie Kaspar die Büchse schenkten, ist durch Zeugen erhärtet. Zum Überfluß ist auch Ihrer Verwandten, Fräulein Erika, durch Sie diese Thatsache bekannt geworden.“

Mit einem Fluch antwortete Stefan. Der Boden unter seinen Füßen schien zu schwanken. „Hat sie Ihnen das mitgeteilt?“ stieß er keuchend hervor.

„Ganz gleichgültig ob und wem sie es mitgeteilt hat, jedenfalls steht die Thatsache fest und kann von Ihnen unmöglich geleugnet werden!“

„Herr, ich verbitte mir jedes weitere Wort! Sie werden mir Genugthuung geben für diese unerhörte Unverschämtheit, mit der Sie mir entgegenzutreten wagen!“

Rudolf senkte den Kopf ein wenig und betrachtete den Gegner mit geringschätzig prüfendem Blick. Diesem armseligen Sonntagsjäger sollte er entgegentreten mit der Waffe in der Hand, er, dessen Kugel den Rehbock flüchtig zur Strecke brachte und den Weih vom höchsten Eichenwipfel abstreichend traf? Dieser Gedanke erschien ihm fast unweidmännisch ungerecht! Doch das war kein Grund.

„Ich stehe Ihnen zur Verfügung,“ sagte er kurz. „Doch die Anschuldigung, welche ich auf Sie geworfen, entkräften Sie nicht. Ich erwarte Ihre weiteren Befehle!“

Er verneigte sich und ging.

Als Stefan allein war, schlug er beide Hände vor sein Antlitz und sank zusammen wie zermalmt.

„Nun kommt die Vergeltung endlich, Du unschuldig Gemordeter! Nun werde ich Ruhe haben vor dem toten Blick Deiner Augen, dem Vorwurf Deines gräßlichen Anblicks! Rache, Vergeltung und endlich Ruhe! — Er wird mein Leben nicht schonen, er hält es in seiner Hand, und er — liebt Erika! Ach!“ Es war ein Stöhnen abgrundtiefer Verzweifelung, das diesem Gedanken folgte. „Erika, willst Du mir nicht einmal die Grabesruhe gönnen? — An meinen Feind hast Du mich verraten! Ach, aber nein — das hast Du nicht gethan — es ist so leicht, Dich zu überlisten, armes harmloses Kind! Von mir soll Dir kein Vorwurf werden!“

Er lehnte in den Polstern todesmatt, die Hand über den Augen, denn ein stechender Schmerz in der Stirn machte ihm das helle Fensterlicht unerträglich. „O endlich, endlich Ruhe!“

Nach langer Zeit raffte er sich auf, bestellte seinen Wagen und fuhr nach dem Jagdschloß. Erika war in ihrem Zimmer, er suchte sie dort auf.

Da saß sie in schlichtem, dunklem Tuchkleide mit dem breiten weißen Kragen, auf dem der tief im Nacken ruhende rabenschwarze Zopf sich so prächtig abhob. Ihre fleißigen Hände sanken bei seinem Eintritt mit der Näharbeit in den Schoß, und ein stolzer, fragender Blick aus den dunklen Augen wandte sich ihm zu. Er blieb schweigend stehen, um vielleicht zum letzten Mal den Anblick der schönen, edlen Erscheinung in sich aufzunehmen.

„Was wünschen Sie?“ fragte Erika. Denn für ihre Begriffe hatte dieses lange Schweigen keinen Sinn.

„Erika, — ich komme, um Abschied von Ihnen zu nehmen.“

„Weshalb das? Wollen Sie verreisen? Ich würde nicht dazu raten, denn Sie sehen jammervoll elend aus!“

Stefan setzte sich in einen niedrigen Sessel, nahm ihr die Näharbeit aus der Hand und hielt diese fest. „Wozu denn würden Sie mir raten, meine grausame Heideblume? Mich einzuschließen in mein Haus, meinen Schwur zurückzunehmen und Sie niemals wieder zu sehen? Nicht wahr?“

„Ja, dazu rate ich Ihnen aus vollem Herzen!“ erwiderte sie mit tiefem Atemzug.

„Nun gut, ich folge dem Rat, wenn auch nur teilweis! Ihre Freiheit, zu fühlen und zu handeln wie Sie wollen, werden Sie wieder erlangen, Erika!“ Es that ihm weh, zu sehen, wie ihre Augen aufflammten in Hoffnung und gleich darauf der Schatten mißtrauenden Zweifels sich darüber legte.

„Ja, freuen Sie sich nur!“ sagte er düster. „Mein schweres Geheimnis, das ich Ihnen anvertraute, ist durch des Halunken Kaspar Aussagen aller Welt bekannt geworden! Ihr Freund, der Oberförster, wirft mir Mitthäterschaft an dem Morde vor, ein Verdacht, von dem ich mich, wie Sie wissen, nicht reinigen kann! Ich habe ihn darauf gefordert, und er hat die Forderung angenommen.“

Erika schrak schaudernd zusammen. „Ängstigen Sie sich nicht!“ fuhr er höhnisch fort. „Ich werde mir zwar die äußerste Mühe geben, meiner Kugel die gewünschte Richtung anzuweisen, aber ich fürchte, er thut ein Gleiches, und dann ziehe ich den kürzeren, denn die Handhabung der Feuerwaffe ist das einzige, worin mir dieser Buschmann überlegen ist! Also dann sind Sie mich los, Erika, und an seiner Hand haftet wenigstens auch eine Blutschuld!“

„Mein Gott, Stefan, was sind Sie für ein sündhafter, fürchterlicher Mensch!“ rief Erika. „Graut Ihnen denn nicht, mit so entsetzlichen Gedanken dem Tod entgegenzugehen? So haben Sie doch Mitleid, — mit sich selber, wenn nicht mit mir! Sie gehen ins ewige Verderben!“

„Ja und durch Ihre Schuld, Erika. Wenn Sie mich liebten, hätten Sie mich retten können!“

Erschüttert durch die Schwere dieser Anklage verbarg sie ihr Gesicht in den Händen. Die schlanke Gestalt erzitterte in lautlosem Weinen. Er sah ihr zu, und ein Gefühl weicher Rührung beschlich sein Herz.

„Nein, Erika, meine süße Heideblume, ich will mich nicht aufs neue an Ihnen versündigen! Sie sind schuldlos an meinem Untergang. Sie thaten, was in Ihren Kräften stand. Daß Sie mich nicht lieben konnten, war mein Unglück, und unter meinem Unglück haben Sie mitleiden müssen, weil ich Sie so sehr geliebt! Doch das ist vorbei, Sie sollen frei sein, auch wenn ich den Zweikampf überlebe! Meine schuldbeladenes und fortan geächtetes Dasein weiter schleppen, das kann ich nicht! Doch auf Ihrer Thürschwelle, wie ich Ihnen gedroht, will ich nicht sterben, nein, weit von hier! Nichts hören, noch sehen sollen Sie

von mir, doch mild vergebend und fürbittend mein gedenken, Erika, ich flehe Sie an, das eine gewähren Sie mir!"

Er warf sich vor ihr nieder in einem Ausbruch fassungsloser Verzweifelung. Unter ihren milden Trostworten, unter den Thränen, die er wie einen warmen Balsamtau auf seiner Stirn fühlte, ward er endlich ruhig. Mit dankbarem Blick in ihre mitleidvollen Augen erhob er sich.

„Ich will jetzt heimkehren!" sagte er matt, „mein Kopf schmerzt und mir ist, als kehrte das Fieber wieder!"

Am andern Tage schon stand der Arzt abermals an Stefans Lager und erklärte einen Rückfall, schwerer als die erste Krankheit es gewesen.

Jetzt pflegte ihn Erika mit der besorgten Frau Hyma vereint, in hingebender Treue. Wenn hin und wieder lichte Augenblicke ihm zurückkehrten, erkannte er sie und lohnte ihr mit dankbarem Lächeln alles, was sie an ihm that und was sie durch ihn gelitten.

Dann endlich kam die ernste Stunde, da der müde Erdenpilger für immer seine Augen schloß, und der mitleidige Tod ihn ausruhen ließ von Schuld und Reue, Kampf und Leid des irdischen Daseins! Wie seine Seele sich bereitet für die letzte Reise, in der versöhnten Stimmung seiner letzten Lebensstunden, — wer vermochte darüber zu urteilen? Ein Friedensausdruck lag auf des Toten eingesunkenen Zügen.

— — — — — — — — — — — — — —

An der hohen dunklen Tannenwand, die in feierlichem Ernst den Friedhof umschattete, neben dem Grabhügel seines Bruders, der vor wenig Jahren ihm vorangegangen, senkten sie den Sarg des armen Stefan in die tiefe, gewölbte Gruft hinab. Palmen und grüne Kränze bedeckten ihn, die Glocke vom Dorfkirchlein läutete wehmütig mit blechernem Klang, der Chor der Dorfkinder sang Choräle am Grabe des Gutsherrn. Endlich schloß sich die Gruft über dem Sarge, und die Trauerversammlung trat in feierlichem Schweigen den Heimweg an. Es waren einige Nachbarn und Bekannte zu der Feier gekommen, auch Verwandte aus der Ferne, die Stefans verödetes Haus nun beherbergte. Frau Hyma, in tiefe Trauergewänder gehüllt, wandelte als erste Leidtragende am Arme eines der Familienangehörigen, den Zug eröffnend, dem Ausgange des Friedhofs zu. In bescheidener Entfernung unter den Gästen folgte Erika. Die tiefe Trauerfarbe ließ sie noch schlanker erscheinen, und schwärzer als sonst hoben sich Haar und Augen ab in der finstern, breiten Kreppumrahmung. Doch blickte ihr Gesichtchen so klar und still daraus hervor, wie man's bei dem lebhaften Mädchen nur selten gesehen.

Einige Schritte hinter ihr ging Rudolf Wildenhoff und als in dem Friedhofsthor der Zug eine kleine Stockung erfuhr, trat er plötzlich wie unabsichtlich an ihre Seite. Sie schrak zusammen, er sah, wie sie die Farbe wechselte, und eine unbeschreibliche Angst ging ihm durchs Herz. „Darf ich morgen zu Ihnen kommen?" raunte er ihr atemlos zu.

„Morgen — ach nein, bitte —"

„Aber Erika!"

„Ja, nein, ich meine, wenn Sie kommen wollen, — meine Tante nimmt gewiß Kondolenzbesuche an, aber es sind so viele Gäste da, sie ist sehr in Anspruch genommen!"

„Und Sie, Erika? Sie wissen, daß ich zu Ihnen kommen will, nicht zu ihr!"

„Ich — ja — ich —"

Sie hatten, langsamer gehend, die Reihe des Zuges verlassen. Jetzt blieb Rudolf stehen. Vor seinen Augen flimmerte es, er meinte, sie müßte es hören, wie das Herz in der Brust ihm hämmerte. „Erika, geben Sie mir Antwort, ich kann nicht länger darauf warten!"

Sie hob zaghaft die dunklen Wimpern auf, und ein strahlender, doch weicher Blick senkte sich flehend in den seinen. „Ach seien Sie mir nicht böse, ich will ja alles, was Sie wollen, aber einwenig später erst, bitte!"

„Noch später? Ist es denn noch nicht genug des Wartens und der Ungewißheit?"

„Nicht Ungewißheit, Herr von Wildenhoff! Aber ich kann nicht anders! Tante Hyma ist in so tiefer Trauer, ich kann ihr das nicht anthun! Und ich selber weiß mich noch gar nicht zurecht zu finden! — O Himmel, da sieht sie sich schon nach mir um, ich muß fort —"

„Ein einziges Wort nur, Erika, —ja ?" flüsterte er.

Ein glückseliger Blick streifte den seinen. „Ja!" und fort war sie.

Er sah, so hart es auch schien, er mußte sich zufrieden geben. Allzuviel war eingestürmt auf das junge, empfängliche und der Kämpfe ungewohnte Herz; es bedurfte der Ruhe und Schonung um sich auf sich selber zu besinnen. Er wußte nicht, wie dankbar sie ihm war für sein zartfühlendes Verstehen.

Nach einigen Tagen erfuhr er durch den alten Heimburg, daß Frau von Gordschewska mit ihrer Nichte verreist wäre. Nach der Schweiz, hatte Erika ihm erzählt, betrübt über die Trennung, und für Rudolf einen Gruß hinterlassen. Nach der Schweiz! Wie entsetzlich weit war das und wie lange würde es dauern, bis sie zurückkehrten! Rudolf vergegenwärtigte sich's mit heißem Schreck. Und doch war er froh darüber in Erikas Interesse. Wie wohlthuend mußte ein solcher Wechsel der Umgebung und der Eindrücke für sie sein, zumal die Herrlichkeit der Alpenwelt, die ihr so lange noch unbekannt geblieben.

Freilich die Trennung, das Harren und Bangen war schwer zu ertragen! Endlich da's gar nicht mehr gehen wollte, schrieb er an sie. Sie ließ ihm durch ihren Freund Heimburg sagen, sie hätte sich sehr, sehr gefreut über seinen Brief und käme nun bald nach Hause. Ein paar Edelweißblüten schickte sie für ihn mit.

Um sich die Zeit des Wartens abzukürzen, ging Rudolf „auf Urlaub" und kehrte nach möglichst ausgedehnter Abwesenheit nur um so ungeduldiger in seinen stillen Wald zurück.

November zog durchs Land über kahle, entblätterte Wipfel hin, mit Windesheulen und frostkalten Nächten. Und eines Morgens, als Rudolf aus dem Fenster sah, da lag es draußen silberweiß und glänzend — ein Winterbild von unberührter Zartheit

und Schöne. „Das hat mir etwas Gutes zu bedeuten!“ sagte der abergläubische Jäger. „Komm, Jaqui, wir wollen gehen und fragen, ob eine Nachricht für uns eingetroffen ist!“ Und mit eiligen Schritten wanderte er nach Heimburgs Jägerhäuschen hin.

Der Alte sah aufgeräumt und vergnügt aus. „Nun — was wollen Sie denn bei mir?“ rief er, das letzte Wort verhängnisvoll betonend. „Wissen Sie nicht, daß unser schönes Schmalrehchen wieder eingewechselt ist? Gestern abend im Jagdschloß zu Holze gezogen!“

„Was — warhaftig? Ja, Herr Oberförster, dann habe ich vorläufig bei Ihnen allerdings nichts zu schaffen!“ Und von dem gemütlichen Lachen des Alten gefolgt, stürmte er hinaus. Wie war der Weg so lang bis zum Schlosse! Da endlich lag stahlblau und dunkel der See zwischen den glänzenden weißen Ufern, und die Burg zeigte ihre weißen Kappen und Decken auf jedem Turm und Mauervorsprung.

Unten am Fuß der Freitreppe blieb Rudolf stehen. Sein Herz schlug, als wollte es die Brust sprengen, und der Atem ging ungestüm. Er blickte hinauf. Auf jeder Stufe lag glatt und unberührt die weiße Sammetdecke des Schnees. Kein Fuß war noch darüber hingeschritten. Er dachte daran, wie er zuletzt vor dieser Thür gestanden und nicht die Schwelle zu überschreiten gewagt. Da saß noch ebenso der steinerne Kapitalhirsch, jetzt mit einem Krönchen von Silberflaum zwischen den mächtigen Stangen. Es schien, als äugte er spöttisch auf den zaghaften Jägersmann herunter.

Plötzlich ging die schwere Eichenthür in den Angeln, es trat jemand heraus und blieb wie angewurzelt auf der Schwelle stehen. Erika! Sie trug um die Schultern den schneeweißen Schwanenpelz, der aussah, als hätte sie ihn von den silberbeladenen Bäumen genommen, um sich darein zu hüllen, wie eine leibhaftige Schneekönigin. Doch aus den schwarzen Augen leuchtete südlicher, strahlender Sonnenschein. Sekunden standen sie sich so gegenüber, dann flog Erika herab, leichtfüßig beschwingt wie ein Wirbelwind über den weißen Sammetläufer der Treppenstufen. Rudolf breitete die Arme aus, da flog sie hinein, und er hielt sie fest, fest an seinem Herzen.

„Hab ich Dich endlich!“ jauchzte er auf. „Ins Blatt getroffen! Weidmannsheil, meine süße Braut!“

Ende.

Die Welfin von Elmsrode.

Roman

von

Gustav Schollwöck.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Schweigend sitzen nun längere Zeit die Freunde. Die Dämmerung spielt ihre Schleier bereits dichter um die Ferne. Das Rauschen der Plima und des Madritschbaches tönt herüber wie ein schlaftrunkenes Murmeln. Das Brünnlein vor der Hütte summt die altgewohnte Weise von dem Walten des guten Berggeistes, der einst den flüssigen Krystall der Quelle aus dem öden Felsenhang schlug und ihn nun seit grauer Vorzeit für den Hirten und seine Herde als köstliche Labung fördert. —

Die Gesellschaft in der Hütte hatte sich gütlich gethan. Plaudernd saßen die Herren noch um den Tisch. Von der Feuerstätte aber drang von neuem ein verheißungsvolles Brodeln her, wo Wolfgang nach heimischen Rezepten seine Kochkunst übte. Sein Gefährte, welchen der Doktor nicht allzu zart als „welschen Jämmerling“ bezeichnet hatte, schien sich inzwischen etwas erholt zu haben. Nach Wolfgangs ziemlich energischer Weisung machte er sich nun nützlich, indem er das von den italienischen Herren benutzte Eßgeschirr abspülte und dann für die Deutschen bereit stellte.

Draußen sog der Doktor erwartungsvoll den Duft ein, der vom Herde her ins Freie strömte. Aber plötzlich störte ihn ein leichter Ruck des Freundes:

„Dorthin schau — es giebt heute noch mehr Gesellschaft! Die kommen wohl von St. Gertrud übers Madritschjoch. Bis jetzt ist nur der Führer sichtbar; aber nach seiner hochgepackten Last zu schließen, bringt er gar — Damen!“

Der Doktor springt blitzschnell empor. „Damen? Damen, Richard? O das wäre grausam!“ Und fast ängstlich suchte sein Auge in den dunkelnden Falten des Grashügels, der die Almhütte von Westen her überragt.

Schon naht der Führer, weit ausschreitend. „Gut'n Abend,“ tönt es von seinem Munde, während er den Bergstock an den Brunntrog lehnt. Dann lupft er behutsam die schwere Last von dem Rücken nieder, schwingt den schweißgetränkten Hut weit im Bogen vom Haupte und trocknet Stirne und Schläfen mit dem Ärmel seines grobleinenen Hemdes.

Die Freunde gaben dem Manne wie aus einem Munde ein lebhaftes „Grüß' Gott“ zurück. Dann fragte der Doktor, sichtlich beängstigt:

„Bringst am Ende noch ein halbes Dutzend?“

Der Führer streicht mit beiden Händen über die Wirrnis seines rotblonden Vollbarts. „O nein, nur — bloß ein einziges Fräulein!“ Und ein falkenschneller

Schelmenblick aus seinen Augen trifft die beiden. Dann faßt er wieder den Rucksack und den Bergstock und tritt mit wuchtigen Schritten in die Stube.

Hier wurde sein Erscheinen mit sehr gemischten Gefühlen bemerkt. Der Senner, der soeben von rückwärts eingetreten war, brummte: „So viel Leut' sind auf der Zufallhütt'n überhaupts noch nie zu'kehrt. 'S wird von Jahr zu Jahr ärger und närrischer mit der Bergkraxlerei. Mir könnt's schon recht sein — aber mein Mehl geht mir diesmal zu früh zu End'!"

„Hat kein' Not," fiel Wolfgang lachend ein. „Meine Herren haben für heut abend noch den Martin Eberhöfer von Gand 'raufb'stellt, und der bringt auch Proviant mit! Wirst uns net verhungern, so lang' wir bei Dir unser Standquartier aufschlagen!"

„Wird aber net viel heiß'n die nächsten Tag' mit dem Bergsteig'n. 'S kommt heut' noch a tüchtig's Wetter."

„Ja," bestätigte der neue Ankömmling, „vom Schrötterhorn und von der Kreilspitz ziagt's bös' her."

„O," meinte Wolfgang gleichgültig und stocherte den duftigen Schmarr'n in kleine Stücke, „laß'n wir's halt regnen, 's wird schon wieder aufhör'n."

Draußen aber jammerte der Doktor mit gedämpfter Stimme: „Weiß Gott, was das für ein anspruchsvolles, gespreiztes Dingsda sein wird! Oder eine emanzipierte Amazone, die auf eigene Faust durchs Land zieht, und bei Gelegenheit es nicht verschmäht, mit der angeborenen Kriegslist ein Männerherz zu umgarnen. Na, und die, die sind die Allerschlimmsten! Zwar meine Brust ist gegen solche Lockungen dreifach gepanzert, und zwar durch den Grundsatz, den ich längst klar erkannte: daß die Wogen des Lebens nur den stets im milden Takte schaukeln, der sich vor den tückischen Riffen hütet — die man Frauen nennt! Aber Du bist mir in dieser Richtung immer noch verdächtig, weil Du gerade solche Reize am liebsten aufsuchst, die von großen Gefahren umdräut sind. Na, und wenn Du auch jetzt eine helle Lache aufschlägst, kannst Du damit doch nimmer meinen Kummer besänftigen, daß Du einmal doch scheitern könntest. Und um Dich, Richard, den besten Kameraden, den idealen Junggesellen, wäre es jammerschade, wenn Du unsereinem — an eine Frau verloren gingest! Nun, mich tröstet, daß der neue Gast vielleicht eine Albionsmaid ist, sehr gesetzten Alters, strohblond, mit einem Chignon, größer als ein Bienenkorb, deren Füße, Hände und besonders deren Kiefer die Mutter Natur zwar verschwenderisch ausgestattet hat — doch den Rest nur um so dürftiger . . ."

Herzlich lachend wehrte der Freund dieser anmutslosen Schilderung. Aber plötzlich verstummen beide — auf dem Scheitel des nahen Bühles taucht von jenseits eine Frauengestalt empor, mit festen Schritten, von geschmeidiger Kraft beflügelt. Noch hebt sie sich, deutlich scharf umrissen, von dem bleigrauen Dämmerschein des Himmels ab.

Der Doktor hebt die Rechte übers Auge und prüft unwillig die Erscheinung. Der andere jedoch klopft die Asche sauber aus seinem Pfeifchen und spricht leise, im Tone vollster Befriedigung:

„Hm, das verspricht ja! Sieh nur, wie sie den Bergstock trotz einem langen Marsche noch mit anmutvoller Freiheit handhabt, durchaus nicht als notgedrungene Stütze! Die ist offenbar schon heimisch in den Bergen. Hm, und so ganz allein —! Nun grüßt sie nochmal das großartige Rundbild mit einem andächtigen Umblick, ehe sie zu der stallduftigen Almenprosa herabsteigt. Jetzt erblickt sie uns — zaubert — nein, da kommt sie ja schon furchtlos näher. Und nun," fährt er immer leiser sprechend fort, „kann uns auch das neidische Bemühen der Dämmerung es nicht länger verhüllen, daß sie sehr hübsch ist!"

Er erhebt sich und neigt grüßend den Hut vor dem Gaste. Der Doktor giebt mit einer etwas steifen Verbeugung die Schwelle frei, doch unwillkürlich lauscht er mit Spannung, als das Mädchen plötzlich stehen bleibt und mit volltönender Stimme das Wort ergreift:

„Guten Abend! Zwar bin ich ziemlich verspätet; aber darf ich mir dennoch ein bescheidenes Winkelchen erbitten für diese Nacht?"

Dienstbereit nimmt der Freund des Doktors ihr den Bergstock aus der Rechten und spricht, indem er zur Stube deutet:

„Sie treffen zwar eine zahlreiche Gesellschaft, aber mögen Sie immerhin als Herrin in dem dürftigen Heim schalten. Die Gäste hier drinnen sind ritterliche Italiener und werden keine Schwierigkeiten machen, wenn es gilt, Ihnen alle nur mögliche Bequemlichkeit zu bieten. Wir beide aber sind deutsche Landsleute und werden uns bemühen, hinter jenen an Galanterie nicht allzusehr zurückzustehen!"

„In welch' demütige Form Sie das kleiden!" kam es vom Munde der Dame zurück, und ein leises, aber frisches Lachen begleitete ihre Worte.

„Weil ein Ausländer," gab der andere schnell und mit Humor zurück, „es schon um dieser Eigenschaft willen leichter hat, vor deutschen Damen Gnade zu finden!"

„Wirklich? Und immer?" fragte die Fremde mit Schelmenanmut.

„So weit meine allerdings geringen Erfahrungen reichen — ja!" erwiderte jener unbeirrt.

„Ich will Ihnen nicht mit dem gleichen nationalen Sarkasmus heimzahlen, der uns Deutsche ja leider sogar bis in die Fremde verfolgt," antwortete das Fräulein in fast nachdenklichem Ernste. Dann aber, schnell wieder lächelnd, fuhr sie fort: „Sie sind Süddeutscher, wie ich an Ihren vollen Vokalen zu hören glaube. Das ist vor mir schon eine erste, gewichtige Empfehlung! Ich denke also, wir werden uns gut vertragen; um so mehr, als kein anspruchsvolles Dämchen um Obdach bittet, wie leider so manche auf die artige Langmut der Männer launisch sündigt, die dann im stillen darum nachdrücklichst verwünscht wird. Vielmehr wollen wir gute Kameradschaft halten, da wir ja alle in Andacht hergepilgert sind, uns der stillen Größe zu freuen, die um diese Höhen her atmet — und die man draußen nur zu oft vermißt!"

Klar und freundlich, zuletzt wieder mit ernsterer Färbung, klangen die Worte von ihren Lippen. Nun

noch ein leichtes, verbindliches Grüßen, und dann schritt sie an dem verdutzten Doktor vorüber ins Innere.

Dort aber hatten einige Bemerkungen ihres Führers und dann der Klang ihrer Stimme sie bereits angemeldet. Die welschen Herren erhoben sich unter artigen Verbeugungen, und wie durch Zaubermacht war der erste Unmut über die drohende Überfüllung des Quartiers in fröhliche Genugthuung und lebhaftes Interesse verwandelt. Alle wollten sich beeilen, im Bodenraum ihre Sachen zusammenzurücken, damit dem schönen Gaste ein möglichst bequemer Platz zur Verfügung gestellt werden könnte. Aber der Führer des Fräuleins bedeutete ihnen trocken, sie sollten sich nicht bemühen: — „Mei' Fräul'n schlaft im Senner seiner Stub'n, und der Senner, der schlaft nachher bei Euch!"

Sprach's und schritt durch die Hinterthür hinaus, durch welche er schon vorher dem Fräulein den Weg gewiesen hatte.

Die Italiener sahen einander an. Sie hatten zwar seine Worte nicht verstanden, aber sie verstanden nun ganz wohl deren Sinn. Leise lachend nahmen sie wieder um den Tisch her Platz, und der eine meinte, indem er sich flüsternd zu den Genossen wandte: „Diavolo, nun hätte es doch auch seinen Vorteil, wenn man eine fremde Sprache, wenn man gar das verwünschte Deutsch sprechen könnte!"

Und alle vier schielten etwas neidisch ins Freie nach den beiden Freunden, welche für diesen Fall im glücklichen Besitze jener verwünschten Sprache waren!

Elftes Kapitel.

Diese hatten sich wieder auf die Bank niedergelassen und tauschten wie vorher manchmal in knappen Worten Eindrücke und Gedanken. Natürlich ward auch des neuen Gastes vorübergehend gedacht und der Freund des Doktors bekannte nicht ohne einige Wärme, daß im Wesen dieser Fremden ein flotter, schneidiger Zug sich offenbarte, daß eine gewisse Bestimmtheit aus ihr sprach. Sie mochte einige fünf- bis sechsundzwanzig Jahre zählen, und ihr ganzes Auftreten, frei von aller mädchenhaften Schüchternheit, verriet die sicheren Formen der großen Welt. Bei alledem blieb es auffallend, weil ungewohnt, daß das Mädchen so ohne jede standesgemäße Begleitung die abgelegene Bergwüstenei durchwanderte.

„Ich behalte schon recht," grollte der Doktor, „es ist so irgend eine neu-deutsche Emanzipierte, wie sie auch bei uns den amerikanischen Hinterwäldlerinnen oder den moskowitischen Studentinnen in Zürich nachzuahmen beginnen! Vielleicht auch eine der unvermeidlichen Malerinnen, die nun bald an jedem Felsvorsprung sich breit machen und des lieben Herrgotts schöne Natur durch ihre Wiedergabe schänden!"

„Wir werden ja sehen," meinte ruhig der Nachbar. Und plötzlich das Gespräch ablenkend, fuhr er nachdenklich fort: „Seltsam! Tagsüber, dort droben in der Eiseswüste, galt all mein Sinnen nur dem Kampfe mit den lauernden Gewalten — aber jetzt, da wir sie glücklich überwunden haben und uns einem wohligen Ausruhen hingeben können, kehren meine Gedanken in übermächtigem Drange zu jenem Vorfall zurück, der vor acht Tagen die Welt in ihren Angeln beben machte! Es lastet mir nun einmal unaussprechlich schwer auf dem Herzen, daß das angemaßte Richteramt des ohnehin schon siechen Franzosenkaisers nun bis auf weiteres von neuem befestigt sein soll!"

Der Doktor legt seine Hände ruhig spielend ineinander. Aus der Hütte dringt das Poltern von den Nagelschuhen der Führer, und zwischenhinein gewinnt auch die Unterhaltung der welschen Herren wieder an Lebhaftigkeit, nachdem sie sich schon etwas ausgeruht und durch die Mahlzeit gestärkt hatten. So entging es den beiden Freunden, daß der schöne Gast inzwischen von rückwärts wieder die Stube betreten hatte und in sammetweichen Schuhen an den Italienern vorüber zur offenen Schwelle gekommen war. Hier stand nun das Mädchen, baren Hauptes, um die Schultern ein Wolltuch geschlungen, während ihr Führer sich anschickte, für sie den Abendtisch zu bereiten. Sie selbst blickte hinaus ins Freie, als sagte ihr Auge dem wonnereichen Tag mit stummem Danke noch freundlich den letzten Abschied. Der Doktor jedoch, ebensowenig wie sein Freund ihrer unmittelbaren Nähe gewärtig, sprach nun tröstend zu diesem:

„Höre, Richard! Unser großer Hegel hat einst alles Wirkliche vernünftig genannt, und unsere Welt, weil sie ist und so wie sie ist, die vernünftigste der Welten! Nun denn, das Leben sagt uns, daß die Wirklichkeiten wechseln, und das von Tag zu Tag. Demnach kann sich schon das Morgen trostesreich für uns gestalten, und ich glaube fast an diesen Umschwung, wenn nur wir Deutschen ihn überhaupt verdienen!"

Dem Fräulein an der Thür entging kein Wort. Nun machte sie eine Bewegung, als wollte sie aus dem Hörbereiche der beiden Landsleute treten. Aber in diesem Augenblick erhob derjenige, welcher eben, nicht ohne einen humoristischen Anflug, philosophiert hatte, die Stimme; und bald erklang sie, vielleicht ihm unbewußt, wie in einem feierlichen Aufschwung, so daß die Dame regungslos stehen blieb, unwillkürlich gefesselt.

Der Doktor aber fuhr also fort: „Sieh zu jenem Ferner hinauf, der uns heut blendend umstrahlte, als wetteiferte er mit dem hellsten Glanz der Sonne. Dort wob unter unseren Sohlen ein geheimnisvolles Leben! Hingestreckt lag der Riese zwischen zwei Reihen stolzer, tausendjähriger Hüter, die, ihn hoch überragend, dem Eisstrom seine Richtung gaben. Wohl bäumt er den mächtigen Nacken und knirscht grollend gegen die Fesseln, in welche die Felskolosse ihn schlagen, daß ihm aus Millionen Poren der kalte Schweiß perlt. Der Tritt unserer eisenbeschlagenen Schuhe, die Zwingen unserer Eisbeile weckten des Firns unwilliges Ächzen — und dennoch klang gleichzeitig tiefher ein Murmeln, wie das Traumgeplauder der Bergfee aus verborgenen krystallenen Gemächern, ganz ein heimliches, süßes

Locken. Und plötzlich ändert sich das Bild! Da ertönt ein schmetterndes Tosen, wie der Posaunenruf eines Cherubs über einer hingestorbenen Welt; und zitterndes Leben kommt selbst über die toten Wogen des Eisstroms. Von den glimmergrauen Zinnen saust es herab in wilden Sprüngen, mächtige Felsblöcke, und hinter ihnen prasselt als Gefolge ein Heer von Trümmern und Eisblöcken nach, als ob die rohe Kraft trunkener Giganten dort Wurfball spielte. An einer Stelle, wo ein tiefer Schlund im Gletscher klafft, tost das wildbelebte Steinfeld hinab — und bald herrscht ringsum wieder Grabesruhe. Da möchte man glauben, der Riese habe seinen letzten Lebensodem verhaucht — für immer. Aber er schläft nur! Eines Tages wird er aus verborgenen Schleusen eine meergewaltige Woge hervorjagen, die meilenweit hinaus das Thal mit ihrem Sturmflutgrimme peitscht und alles, alles niederschmettert, was sich in ihre Bahn stellt. Der Riese aber wird nach gethaner Arbeit sich wieder zur Ruhe strecken, duldsam wie vorher! Wir sind dort oben heut in einsamer Höhe, wo keine Blüte mehr reift, einem Pärchen kleiner, sammetbrauner Falter begegnet — das spielte in den weichen Wellen des Äthers, und steuerte mit zögerndem Behagen zu einer entfernten Felswand, wo ihm vielleicht in sturmessicherer Ritze ein Ruhebett bereit stand. Und an schönen Tagen, wenn nicht, wie heut, der Scirocco seine bleigrauen Schwingen regt, grüßt um diese Stunde das dunkle Veilchenauge der Dämmerung von Osten herüber — allmählich schwebt sie näher, nimmt aus den Locken den Mohnkranz und streut dessen Blätter erdenwärts mit einem milden Segenswunsche. Friede taut daraus nieder, und unter der Sterne treubesorgter Ausschau lagert sich über Fels und Firn, über Matten und Hütten eine heilige Ruhe! — Und dieses hehre Walten, lieber Freund, nimm es getrost als ein Abbild der Geschicke unseres deutschen Vaterlandes! Ein ungeschlachter Riese ist es, eingeengt von fremden, eifersüchtigen Gewalten. Mag in seinem Dasein aber auch manches chaotisch scheinen, und trostlos, selbstzernichtend die Entwickelung unserer Stämme: dennoch achte ich mit unbeirrbarem Vertrauen auf den verborgenen Pulsschlag des Volksgemütes. Aus der Tiefe des deutschen Wesens dringt doch manches geheimnisvoll den fremden Völkern ans Herz, und es bannt ihr hochfahrendes Wesen mit stillem Zauber. Dem tiefen Eindruck unserer Wissenschaft, unserer Kunst können auch sie sich nicht entziehen! Aber das genügt noch nicht, um unsere Stellung unter den Nationen einmal gründlich und einwandfrei zu befestigen. Dazu ist es notwendig, daß einstmals die ungenützten Kräfte unseres Volkes in gewaltiger Gärung über den schmalen Bord seines jetzigen Daseins hinausschwellen! Nicht bloß die geistige, auch die physische Kraftentfaltung gilt in der Welt, und gerade diese letztere nicht zuletzt! Und ich sage Dir, daß der Riese seine Kraft bereits zu üben begann — am Sunde von Alsen vor kaum sechs Jahren war es ein erstes, mächtiges Regen. Dann vor vier Jahren in Böhmen und am Main! Aber das alles war nur ein Vorspiel. Die Welt glaubt immer noch nicht, daß er einmal alle, alle seine Kräfte zusammenfassen könnte, und gefällt sich darin, ihn von Zeit zu Zeit zu necken. Ein solches Necken war der Einspruch Frankreichs bezüglich der spanischen Thronkandidatur. Nur zu, nur immer dreister geneckt! Dann kommt doch sicher der Tag, wo in furchtbarem Ausbruch der Riese die rechte Antwort erteilt, und dann, dann erst mögen die Deutschen sich im Glanze eines blutig erkämpften Glückes sonnen, wie es ihrer allein würdig ist, da es auf dem Ansehen der **Macht** begründet wurde! Als vor drei Jahren Napoleon Luxemburg erschleichen wollte, erhielt er von Preußen eine Antwort, die schon damals eine unüberbrückbare Kluft zwischen beiden Staaten grub. Die Veröffentlichung der bis dahin geheimen Verträge mit den Südstaaten war ein weiterer Schlag gegen die Fremden, der nicht mehr mißdeutet werden kann, so wenig wie die energisch durchgeführte Reorganisation unserer süddeutschen Armeen. All das heißt: Nehmt Euch in acht! Das Märchen, das Ihr in aufdringlicher Anmaßung der Welt so lange vorgeleiert, daß sie es für natürliche Wahrheit nahm, hat ein Ende; nicht Ihr seid die alleinigen Herren der Erde und wir Eure Diener! Herren unserer Geschicke sind *wir selbst* fortan, und wenn die großen Fragen der Menschheit zur Entscheidung stehen, soll *unser* Wort nicht leichter wiegen als das irgend eines von Euch — Amen!"

Zwölftes Kapitel.

Die letzten Sätze hatte der Doktor mit einer energischen und zugleich fröhlichen Zuversicht hervorgestoßen.

Jetzt aber, ohne eine Antwort des Freundes abzuwarten, sprang er plötzlich empor, schlug ungeduldig die rundlichen Hände klatschend ineinander und rief: „Wolfgang, sollen wir denn verhungern?"

Zugleich wollte er mit einer militärisch raschen Wendung in die Stube treten — doch dicht vor ihm, noch leicht errötend, wandte sich soeben die schöne Lauscherin zu dem bereits von tiefer Dämmerung umkleideten Raume. Im selben Augenblick ertönte auch vom Munde Wolfgangs der kurze Sammelruf: „Zum Essen!"

Kaum hatte auch der andere der beiden Freunde sich erhoben, um dieser willkommenen Aufforderung zu folgen, als sie noch an der Schwelle ihre Schritte hemmten. Denn eben drang von den südwestlichen Höhen her ein Sausen durch die Luft, ein erster, noch kurzatmiger Windstoß, der rasch wieder absetzte. Aber nur für einen Augenblick. Denn gleich darauf ging ein Singen und Surren durch die Lüfte, in dem Gebälke und den steinbeschwerten Schindeln des Daches der Almhütte knisterte und knarrte es, und einige schwere Tropfen schlugen hörbar auf die glatten Fliesen aus Glimmerschiefer, mit welchen die letzte Strecke des Weges von den Matten her zum Eingang des Hauses belegt war.

Die Italiener erhoben sich und traten heraus

unter das schützende Vordach, um nach dem Wetter auszuschauen. Sie wechselten einige Worte der Enttäuschung mit den beiden Deutschen, welche jedoch, ergeben in das Unvermeidliche, dem Rufe Wolfgangs folgten und sich an dem Tisch vor dem dampfenden Gerichte niederließen.

An dessen oberem Ende, zunächst dem Herd, hatte das Fräulein bereits Platz genommen, dessen Führer mit seinen Vorbereitungen zu einer duftenden Kanne Thee schon ziemlich zu Ende kam. Der „welsche Jämmerling" hatte aus dem Vorrat des Senners zwei Talgkerzen erbeutet, die nun auf der Tafel qualmten.

Nach einigen einleitenden Worten, welche der Freund des Doktors an die junge Dame richtete, erhob er sich mit artiger Verbeugung und sprach:

„Gestatten Sie, daß wir uns Ihnen vorstellen: Hauptmann von Rockstein, und mein lieber Freund und Regimentskamerad, Bataillonsarzt Doktor Sonklar."

Der Doktor war dem Beispiel seines Nachbars gefolgt und verbeugte sich nun ebenfalls, doch stumm, vor der schönen Fremden. Diese neigte nachlässig vornehm ganz leicht das Haupt und sprach dann:

„Von Elmsrode —" Einen Augenblick hielt sie inne, dann warf sie mit einem seltsam harten Ausdruck hin: „Aus Hannover."

Einige Zeit nahm das Mahl der drei in Anspruch. Der Führer des Fräuleins brachte einen wohlverpackten Imbiß zum Vorschein: „Da schaug'n S', das hat Fräula Eller drüben in St. Gertrud, im Widum, selber für Sie eing'wickelt!" Und er breitete eine ansehnliche Portion appetitlicher Fleischschnitten auf weißem Papier vor ihr aus.

Plötzlich lauschten sie aufmerksam hinaus. Durch die einbrechende Nacht drang ein langer, lustiger Juhschrei her, noch gedämpft durch die Entfernung und den rieselnden Regen.

„Das ist Martin Eberhöfer!" riefen Rockstein und Sonklar zugleich. Und der erstere fügte bei: „Nun wird er wohl mit uns hier feiern müssen, da wir allem Anscheine nach für einige Zeit einregnen werden."

Wolfgang aber trat vor die Hütte, und alsbald schallte ein langgezogener Jodler dem Ankommenden als Gruß entgegen, hinaus in den schwarzen Thalgrund.

Dann wandte sich Richard von Rockstein zum Freunde: „Martin wird uns auch mit dem Allerneuesten aus der Politik dienen können —" Er unterbrach sich plötzlich und richtete das Wort an die Dame: „Halten Sie es uns zu gute, wenn wir in Ihrer Gesellschaft dennoch zuerst den Führer einem politischen Verhöre unterwerfen werden. Seit vierzehn Tagen nämlich hält uns die Einsamkeit der Berge schon fern der großen Welt. In St. Caterina drüben erfuhren wir von dem spanischen Zwischenfall, und tags darauf in Pejo, daß er zu allseitiger Befriedigung beigelegt sei."

„Ah, darum," warf die Dame ein.

„Sie meinen?"

„Ich wollte sagen: Darum haben Sie Ihre Tour hierher fortgesetzt. Sie hätten sich sonst wohl dem Nonsthal zugewendet."

Die beiden Freunde sahen auf sie mit sonderbaren Blicken. „Und warum sollten wir das?" fragte Wilfried Sonklar atemlos. Und Rockstein setzte bei: „Wissen Sie selbst weiteres in dieser Sache?"

Es war, als ob ein leises, spottgewürztes Lächeln über die geistbelebten Züge der Dame blitzschnell hinhuschte. Aber dann klang es ganz unbefangen, als sie antwortete: „Auch ich wandere schon seit längerer Zeit in den Bergen, war also auch auf dürftige Nachrichten angewiesen. Es heißt da drüben, bei Sulden, nicht umsonst ‚Am End der Welt'! Ich hatte bei dem liebenswürdigen Kuraten, Herrn Eller, Standquartier bezogen, um von da aus verschiedene Ausflüge zu machen. Nur in ziemlich unregelmäßigen Zwischenräumen wehte in die bergverlorene Einsamkeit ein Blättchen herein, das von dem jetzt so fieberhaften Gange der Weltgeschichte kaum das Wichtigste, und dieses stets sehr verspätet, uns meldete. Auch wir waren drüben bis heute morgen nicht über die Kunde hinausgekommen, daß durch den Verzicht des Prinzen alles beigelegt, jede Aussicht eines Zusammenstoßes beseitigt sei. Das Interesse des Bergvolks kommt eben nur zögernd in Schwung, und jene erste flüchtige Friedensbotschaft hatte genügt, daß es sich schnell wieder beruhigte und seinen Alltagssorgen widmete. Der Postmeister in Prad legte die Zeitungen wieder hübsch gemütlich auf ein Häuflein zusammen, bis sie ein gelegentlich erscheinender Bote für den Herrn Kuraten mitnehmen würde. Diesen Morgen nun, unmittelbar bevor ich mit meinem Führer zum Madritschjoch aufbrach, kam der Botenbub' mit Expreßbriefen für mich. Ohne diese besondere Veranlassung würde der ‚Tiroler Bote' wohl noch einige Zeitlang auf dem Postbureau weiter geschlummert haben. Ich durchflog die einzelnen Blätter und fand da als jüngste Nachricht —"

Die Dame stockte einen Augenblick, und in einem leisen Vibrieren ihrer klangvollen Stimme verriet sich deutlich ihre eigene innere Erregung, als sie nun, das Auge fest, fast trotzig auf die beiden Tischgenossen gerichtet, fortfuhr:

„Die französische Regierung gab dem Grafen Benedetti folgenden Auftrag: Er solle in einer persönlichen Unterredung von dem König Wilhelm Garantien verlangen auch für die Zukunft, und überdies solle der König ein Entschuldigungsschreiben an den Kaiser Napoleon richten. Infolge dieser Forderung hat der König dem Botschafter jede fernere Audienz in dieser Angelegenheit verweigert!"

Aus den Händen der beiden Freunde fielen wie auf einen Wink die Bestecke klirrend auf den Tisch nieder.

„Das ist Krieg!" dröhnte es vom Munde beider in einem einzigen Atem.

„Krieg!" wiederholte der Doktor jubellaut und sprang empor.

Die italienischen Gäste am Eingang hatten der Unterhaltung am Tische bisher keine Aufmerksamkeit geschenkt. In verdrossener Stimmung beobachteten sie, wie mit der sinkenden Nacht auch die Wolken sich

immer dichter und tiefer in die Thalmulde hereindrängten und der Regen bereits klatschend in Strömen niederrauschte. Noch fernher, aber schon deutlich vernehmbar, drang ein dumpfes, unaufhörliches Rollen — in den Klüften des Ortlerstockes mußte das Gewitter bereits seine vollste Sturmgewalt entfesselt haben. Manchmal zuckte es auf in fahlem Scheine, von Minute zu Minute wuchs die Kraft des Donners, und gerade jetzt dröhnte der erste furchtbare Schlag über die in ihren Grundfesten erbebende Hütte hin, als wollten überirdische Mächte den lauten, inhaltsschweren Kriegsruf der beiden Deutschen in einem Echo voll düsterer Majestät bekräftigen.

Aber der helle, scharfe Klang ihrer Stimmen war durch den Aufruhr der Elemente ans Ohr der welschen Herren gedrungen. Diese wandten die Blicke der Stube zu und einer, da er die erregte Situation nicht zu enträtseln vermochte, trat mit einer Frage auf den Lippen gespannt näher. Seine Gefährten schickten sich an, ihm ins Innere der Hütte zu folgen.

Da ertönte es laut vom Munde Wolfgangs:

„Jetzt kommt der Martin! Nun wer'n wir glei' hören, wie wir mit den Malefiz-Franzosen eigentlich dran sin!"

Auf den Fliesen um den Brunnen her klirren die Schritte schwerbeschlagener Schuhe, und gleich darauf hält an der Schwelle ein stämmiger Mann, dessen erster Blick etwas verwundert die unvermutet zahlreiche Gesellschaft überfliegt. Aber Wolfgang, ohne ein Wort zu verlieren, ist ihm sofort behilflich, das ziemlich umfangreiche Gepäck abzulegen, und nimmt ihm das schwere Gletscherseil von der Schulter. Dann lupft Martin den Rucksack, an dem die Steigeisen klingen, vom Nacken und tritt mit einem unverdrossenen „Grüß' Gott beieinander!" in die Stube. Von Hut und Joppe rieselte das Wasser in dichten Strähnen auf den Boden nieder, aber als er nun den Kopf entblößte und mit der Hand die glitzernden Regenperlen aus dem hellblonden Vollbart wischte, blickte er fast vergnügt um sich, während er sprach:

„So zahlreich hab' ich's da heroben mein Lebtag noch net 'troffen. Mich hab'n zwei Herren schriftlich 'raufbestellt für den Abend . . ."

„Das sind wir," entgegnete Richard von Rockstein und reichte Martin freundlich die Hand. Auch Wilfried Sonklar trat zu dem jugendfrischen Burschen und schüttelte ihm kräftig die Rechte.

„Muß mich das dumme Wetter grad' noch in der letzten Viertelstund' erwischen!" meinte Martin, zog die Joppe aus und trat zum Herd, wo er sie über eine Stange zum Trocknen hing. „Heut Mittag hab' ich einen Herrn nach Latsch 'nausbegleiten müss'n; da hat mir der Postmeister gleich selbst Ihr'n Brief eing'händigt."

„Von Latsch kommst Du? Und das direkt?" rief der Doktor schnell in höchster Spannung.

„G'wiß. Ich hab' nur noch in Gand unterwegs einigen Proviant für 'n Senner aufg'nommen."

„So bringst Du uns auch das Neueste aus der Politik?"

„Nix weiter als was Sie auch schon wissen wer'n."

Die Italiener waren näher herzugetreten und umstanden den Ankömmling im engen Halbkreis. Sie bemühten sich, der Unterhaltung zu folgen. Auch der sonst so gleichmutruhige Wolfgang horchte regungslos herüber, als Herr von Rockstein nun rasch erwiderte:

„Wir kommen aus dem Welschen und sind darum etwas hinterdrein. Was meint man draußen: Giebt es Krieg?"

Martin lachte: „Ja da sind die Herren freili hintenbran. Da is ja gar nix mehr zu meinen: Gestern is er in Berlin erklärt word'n!"

Ein Ausruf, kurz, atemlos hervorgestoßen, rang sich aus den Herzen der Anwesenden, die Martins Worte verstanden hatten, empor. Einer der welschen Herren verdolmetschte den Gefährten sofort die inhaltsschwere Nachricht.

„Krieg! Also Krieg!" riefen diese mit bebender Stimme, und keiner dachte in diesem Augenblicke daran, die tiefe Erregung zu bemeistern, welche sie beim Empfang der ersehnten Kunde ergriffen hatte.

Es war auch unnötig. Denn die beiden deutschen Herren, ebenso wie die junge Dame, achteten nicht entfernt auf das, was sonst um sie vorging. Ihr Auge und Ohr hing nur an Martins Lippen. Jetzt faßte ihn Wilfried Sonklar mit beiden Händen an den Schultern, rüttelte ihn kräftig und rief laut, aber seine Stimme stockte manchmal unwillkürlich:

„Und hast Du nichts darüber vernommen, wie man sich in Süddeutschland, in Bayern, in München zu der Sache stellt?"

Martin griff in die Tasche der Joppe, die neben ihm hing.

„Da steht 's Lesen," entgegnete er, und holte ein Bündel Zeitungen hervor. „Die hab' ich im Posthaus in Latsch heimlich wegstibitzt. Da drin heißt's, daß der König von Bayern auch marschieren läßt, und den Oberbefehl über alle führt der König Wilhelm!"

Mit zitternden Händen griffen die Freunde nach den Blättchen. Herr von Rockstein gönnte sich kaum Zeit zu einem kurzen: „Entschuldigen Sie!" welches der jungen Dame gelten sollte. Dann verschlangen sie Zeile auf Zeile, manchmal deren Wortlaut deutlich wiedergebend, manchmal wie in trunkenem Lesen nur deren allgemeinen Inhalt flüchtig andeutend. Aus der Fülle der Drahtberichte zuckte es wie zündende Blitze durch ihre Seelen, niemand dachte mehr des Gewitters, das nun mit seiner Vollgewalt draußen niederprasselte. Dicht zusammengekeilt standen die Männer, und die Fremden suchten, während sie in höchster Aufregung durcheinander riefen, jede Silbe zu erhaschen, die ihnen den Inhalt der Blätter einigermaßen verdeutlichen konnte. Zwischenhinein gaben die beiden Deutschen ihnen eine Übertragung der wichtigsten Sätze in ihre Muttersprache zum besten, die dann stets von allen vier jubelnd und unter stürmischen Gestikulationen wiederholt wurde.

Nur eines der Anwesenden saß bleich und regungslos, doch im Auge ein unstätes Flackern — Fräulein von Elmsrode. Jetzt sieht sie, wie die Freunde die Lesung beendigt haben — sie richten sich auf, aller Harm, alles Bangen weicht aus ihren Seelen

vor der herrlichen Gewißheit! Mit stummberedtem Blicke reichen sie sich die Hände, halten sie lange umfangen, und tauschen so würdigen Ernstes das unaussprechliche Glück dieser Stunde. Aber plötzlich, von der Größe des Augenblicks überwältigt, liegen sie sich in den Armen, und in einem heiligen Gelöbnis grüßen sich zwei felsentreue Mannesseelen.

Dreizehntes Kapitel.

Es war ein Moment feierlichster Stille, durch welche selbst die vorher so lebhaft erregten Fremden diesen Gefühlsausbruch ehrten.

Aber jetzt, noch ehe sie wieder Worte fanden, erdröhnte, etwas aus dem Hintergrunde, der Brummbaß Wolfgangs, doch diesmal weich und feierlich:

„Herr Hauptmann, die G'schicht geht doch mich auch an, weil ich Reservemann bin. Da thät' ich denn gleich g'horsamst bitten, daß ich auch jetzt wieder wie Anno sechsundsechzig ganz in Ihrer Näh' bleiben dürft'!"

Der Offizier löste die Arme vom Nacken des Freundes und reichte dem treu erprobten Burschen die Hand mit biederm Drucke.

„Ja, Wolfgang, so lang' es dem lieben Herrgott gefallen wird, bleiben wir zusammen!"

Und der Führer, der nun auf einmal in dienstlich strenger Haltung, die Hacken schließend, vor seinem Hauptmann stand, nahm die Zusage mit sichtlicher Bewegung hin.

Dann aber wandte sich Richard von Nockstein zu Fräulein von Elmsrode und sprach, indem er die Blätter vor ihr ausbreitete: „Verzeihen Sie, daß wir einen Augenblick Ihres Vorrechts nicht achteten! Daß die Angelegenheit uns persönlich so unmittelbar betrifft, dürfte uns entschuldigen!"

Wilfried Sonklar aber reckte seine kurze Gestalt empor und rief: „Nun muß sich die Zufrittspitze auf ein ander Jahr gedulden! Erlabt Euch noch in aller Eile, Wolfgang und Martin, und dann keinen Augenblick länger gezögert — alsbald geht der Marsch thalauswärts!"

Als wollte der Himmel gegen diesen Befehl Einsprache erheben, krachte eben ein furchtbarer Donnerschlag hernieder, und wie zum Hohn erleuchteten wilde Blitze für kurze Momente den Thalweg, um ihn dann wieder in schwarzdrohende Nacht zu begraben.

Nun winkte auch das Fräulein seinem Führer zu, der, an dem Herdrand sitzend, ziemlich gleichgültig der Ruhe pflegte. „Nehmen Sie eine tüchtige Stärkung zu sich, Johann, und dann laden Sie das Gepäck auf. Wir gehen noch in der Nacht nach Latsch hinaus!"

Aber da ertönte, während die Italiener eifrig und doch mit einer gewissen berechneten Zurückhaltung durcheinander sprachen, die Stimme des Martin Eberhöfer, der sich mit Wolfgang nun brüderlich in die reichlichen Reste teilte.

„Es ists nicht dran zu denken, Herr, so lang' es so furchtbar wettert. Die ganze Berglehne wird lebendig bis weit hinaus; es is kein Durchkommen durch die schweren Muhren, die von allen Seiten dahersausen! Das Schlimmste müss'n wir schon hier abwarten — 's wär' geradezu lebensgefährlich!"

„O, das kommt nun schon auf eins heraus," rief der Doktor fröhlich. „Mit dem Wort ‚lebensgefährlich' müssen wir uns nun schon auf unbestimmte Zeit wohl oder übel gründlich abfinden. Also sputet Euch nur; es ist keine Minute zu verlieren!"

Und Fräulein von Elmsrode gab ihrem Führer wieder einen, diesmal viel energischeren Wink, da sie sah, daß dieser keine Anstalten machte, um den Abmarsch so viel als möglich zu beschleunigen. „Auch ich habe höchste Eile," sprach sie zu ihm mit sehr energischer Betonung. Dann wandte sie sich zu Martin Eberhöfer. „Kann ich mit Sicherheit darauf rechnen, in Latsch zu jeder Nachtstunde Extrapost zu erhalten?"

Martin zuckte mit den Achseln. „'S is jetzt die hohe Reisezeit, und da sin Pferd und Kutscher ziemlich ang'strengt. Aber weil die Herrschaften doch alle miteinander ins Deutschland 'naus ein' Weg hab'n, können S' sich mit ein'm Wagen behelfen, und wird's der Postmeister dann auch vor'm Morgen mach'n können."

„Ich reise nicht nach Deutschland," gab das Fräulein fast schroff zurück.

Die beiden Freunde warfen einen erstaunten Blick auf sie. Dann aber, wie um sich nichts merken zu lassen, sprach Herr von Nockstein schnell zu Martin: „Zwar wird es ein anstrengender Marsch für uns alle werden, aber es muß sein! Wir müssen zu unserm Regiment, das jedenfalls schon in vollster Mobilisierung begriffen ist!"

„Und ich sag' Ihnen," rief Martin, „Sie kennen unser Martell net, wenn Sie jetzt schon aufbrech'n woll'n. Dableib'n heißt's, bis ich's sag'. 'S könnt' wahrlich ein Unglück geb'n."

„So gehen wir ohne Martin," entschied der Doktor.

„I bin dabei, ganz selbstverständli," mischte sich nun Wolfgang darein und trat näher. „Aber als ‚Führer' muß i schon auch sag'n: 's is nit zu verantwort'n, weil wir ja auch 'n Bach und 'n Weg nit kennen, und bei dem Sturm kei' Latern' brennend z' erhalten is."

Und wilder und wilder tobte das Unwetter. Der Senner war schon früher hereingekommen und wandte keinen Blick von dem Herdfeuer, das glücklicherweise schon mälig verlöschend in sich zusammensank; seine vornehmste Sorge war, daß nicht etwa ein verhängnisvoller Windstoß die Flamme ins Gebälk emporwarf.

Martin rief nun mit ruhiger Entschiedenheit den Senner zum Zeugen. Dieser bestätigte trocken, daß der Karrenweg von ortsunkundigen Leuten unter diesen Umständen nicht zu begehen sei.

„Da hör'n Sie's; und ich geh' einmal jetzt net. Noch dazu ein Fräulein mit auf'n Weg nehmen! 'S wär' der helle Wahnsinn!" schloß Martin urwüchsig.

Was half da aller Widerspruch, all die stürmische Sehnsucht, wie auf Windesflügeln zurückzukehren in den Kreis hehrer Pflichten, der sich so plötzlich vor den beiden Freunden aufthat! Etwas verdrossen, dennoch gefaßt ergaben sie sich in das Unvermeidliche, da ohne Martins Führung an den Marsch eigentlich doch gar nicht zu denken war.

Alles gruppierte sich wieder um den Tisch. Ohne sich dessen in der allgemeinen Erregung der Gemüter bewußt zu werden, sprachen die Herren dem Weine fleißiger zu, den die Führer oder sie selbst in eigens geformten Blechkannen mitgetragen hatten. Aber die Unterhaltung floß nicht so lebhaft, als man hätte erwarten sollen; sie ward doch sehr behindert durch die Verschiedenheit der Sprachen und dadurch, daß die welschen Herren ihrer Herzen wahren Inhalt sorgfältig verbergen mußten.

Auch Fräulein von Elmsrode begab sich ihres anfänglich so hastigen Drängens, das unter den Verhältnissen des Augenblicks keine Aussicht hatte, von ihrem Führer befolgt zu werden.

Nun wandte sich Hauptmann von Rockstein zu ihr: „Ich bewundere Sie, mein Fräulein, daß Sie die Nachrichten, welche in uns Männern jede Fiber erbeben machten, mit einer solch — ich darf sagen marmornen Ruhe entgegengenommen haben!"

„Und dennoch ist es nicht zu verwundern," entgegnete sie ruhig. „Ich kenne Frankreich, kenne die französische Gesellschaft und ihre Strömungen; seit dem Plebiszit vom 8. Mai mit seinen anderthalb Millionen ‚Nein', deren mehr als fünfzigtausend sogar aus der Armee hervorgingen, war es jedem Kundigen offenbar, daß das Kaisertum in einer ruhmvollen Diversion nach außen einen neuen Halt suchen müsse. Ohne die spanische Kandidatur hätte man einen anderen Vorwand gefunden! Nun muß ein flotter Feldzug gegen Preußen den Napoleons die Macht geben, das verlorene persönliche Regiment im Innern wieder aufzurichten!"

„Wenn sie siegen!" warf der Doktor trocken hin.

„Zweifeln Sie daran?" fragte das Fräulein mit einem allerdings kaum merklichen Lächeln.

„Wenn wir keiner Koalition gegenüber stehen — ja!"

„Aber Sie haben es mit einem furchtbaren Feinde zu thun!"

„Das geeinte Deutschland ist auch furchtbar!"

„O diese Einigkeit — wie lange wird sie vorhalten! Ich war unabsichtlich Zeuge, wie Sie, da draußen an der Seite Ihres Freundes sitzend, im hohen Schwung der Rede ein traumschönes Walhalla in die Lüfte bauten — aber es war ja doch nur geträumt! Deutschland ist ein Begriff, nichts weiter! All jene duftigen Nebeblumen: Söhne einer Mutter — Deutsche Treue — Deutsche Kraft und Sitte — all diese mögen zwar in der dunstigen Atmosphäre der Sänger-, Turn- und Schützenfeste wuchern; aber unter dem unerbittlich scharfen Lufthauch der allernächsten Zeitgeschichte werden sie schnell entblättert hinwelken. Nach einer, höchstens zwei verlorenen Schlachten werden die Südstaaten sich aufs Paktieren verlegen, und dann wird die volle Wucht des Siegers sich gegen Preußen wenden, zu dessen Vernichtung!"

Richard von Rockstein zuckte, als hätte einer der Blitze ihn gestreift, die draußen noch in unverminderter Anzahl die Lüfte durchkreuzten. Dann, mit einem forschenden Blick auf die Dame, sprach er gedehnt: „Sie sagten, Sie seien aus Hannover?"

Fräulein von Elmsrode nickte, fast feierlich.

„Dann freilich," fuhr Rockstein fort, „erklärt sich mir die furchtbare Bitterkeit und Unversöhnlichkeit, womit Sie unsere heimischen Verhältnisse beurteilen. Und wären Sie sich erst des ungeheuren Gegensatzes bewußt, in dem diese schroffen Gefühle mit Ihrer — verzeihen Sie gütigst — mit Ihrer strahlenden Jugend stehen! Sie sollten jetzt die sonnigste Epoche Ihres Daseins durchleben, in der Ihnen alles verklärt wird von Freude, Zuversicht und Harmonie! Statt dessen —"

„Die Harmonie ist eben dahin!" unterbrach ihn das Fräulein lebhaft.

Richard von Rockstein machte eine Bewegung, als wollte er ebenso lebhaft entgegnen. Aber nun faßte er sich plötzlich und sprach mit einer leichten Verbeugung: „Eine unserer geistreichsten Schriftstellerinnen hat den Satz niedergeschrieben: ‚In der guten Gesellschaft spricht man weder vom Wetter noch von Politik!' Ich selbst vermag allerdings diesen Satz nicht geistreich zu finden. Wem das Wetter so ärgerlich mitspielt wie uns, der wird ihm wohl einige Worte widmen müssen. Wer aber gar die höchsten Interessen eines Volkes als nicht salonfähig aus den Erörterungen der gebildeten Kreise ausschließen wollte, würde diese Kreise noch mehr zum oberflächlichen Klatsch verurteilen, als er in ihnen ohnedies schon geübt wird. Es ist jene Anschauung der bezeichnende Ausfluß einer mattherzigen Lebensführung, die nur kleinliche Interessen pflegt und alles als ungeschlacht von sich weist, was einen energischen Aufschwung fordert und klare, bestimmte Ziele! Ich freue mich ungemein, daß auch Sie, mein Fräulein, einem solch hyperästhetischen Abwenden von den großen Fragen der Zeit nicht huldigen, sondern für sich das Recht in Anspruch nehmen, offen und frei sich zu Ihren Sympathien oder Antipathien zu bekennen. Aber ich beklage es tief, daß Sie, eine Tochter unsres Volkes, die nun anhebende welthistorische Bewegung so verächtlich, mehr noch — so schadenfroh beurteilen!"

Frieda von Elmsrode begegnete dem Blick der beiden Freunde. Aus dem Auge des Doktors Sonklar loderte es ihr deutlich entgegen — stolze Mißachtung! Ein schnelles, widerwilliges Erbleichen ihrer Wangen fühlte sie — aber in trotzigem Stolze richtete nun auch sie das Haupt empor und sprach mit fester Stimme: „Ich wundere mich nur, daß Sie, als Bayern, so schnell versöhnt sind. Ich hätte vielmehr geglaubt, daß wir die Ereignisse in gleicher Beleuchtung sehen sollten! Aber freilich — der deutsche Süden ist gefühlsreicher, darum versöhnlicher, neuen Stimmungen zugänglicher; daher auch seine geschichtliche Entwicklung eine weniger selbständige, vom Ausland mehr beeinflußt als unser spröder Norden. So hat sich denn

für uns, die Opfer von sechsundsechzig, seither nichts geändert, und was sich am Rheine vorbereitet, ist für uns — ein Gottesurteil!"

Und plötzlich sank die Stimme Friedas, die eben einen pathetischen Klang angenommen hatte, zum freundlichen Plaudertone herab, als sie nun fortfuhr: „Übrigens, Herr Hauptmann, teilten Sie selbst hier draußen noch keineswegs die Zuversicht des Herrn Doktors. Sollten Sie sie angesichts der verschärften Situation plötzlich gewonnen haben?"

Richard von Rockstein sah, wie ein leiser Hohn um ihre Lippen spielte. Dieses Mädchen, das kaum die Mitte der Zwanzig hinter sich hatte, das offenbar befangen war in der starren Tradition seines Lebenskreises, zeigte doch in allem, was über diese hinauslag, eine große Reife und Selbständigkeit des Urteils. Das konnte nur auf Grund einer besonderen Lebensentwickelung sich herausgebildet haben, und wie sehr ihn ihr ironisches Verhalten, ihr vaterlandsloses Gebahren reizte und entrüstete, so drängte es ihn doch zugleich, in jener Entwicklung klarer zu sehen, die allein dies seltsame Wesen erklären konnte.

Er hatte sinnend vor sich auf die rauhe Tischplatte niedergesehen und schien vergessen zu haben, daß man einer Antwort von ihm harrte. Wilfried Sonklar aber beobachtete wohl, wie die welschen Herren aus dem bloßen Mienenspiel der Dame die augenblickliche Wendung des Gesprächs zu deuten suchten und flüchtige Blicke untereinander wechselten, die er nur als ein Widerspiel vom Spotte des jungen Mädchens auslegen konnte. Sein volles Antlitz rötete sich plötzlich, als er den Freund nun heimlich anstieß und dazu laut sprach:

„Antworte, Richard; es soll niemand glauben, daß Du Deinen Mann nicht in jeder Beziehung zu stellen wüßtest!"

Und in seinem dunklen Auge wetterleuchtete es, als er nun die Italiener der Reihe nach mit einem festen Blicke maß.

Richard von Rockstein sah empor — das Fräulein, seiner Gegenrede gewärtig, zog das Shawltuch dichter um die Schultern, da es von der offenen Thür her kühl zu wehen begann. Und halb zu ihr gewendet, halb zu den Welschen, als fühlte er instinktiv, daß auch diesen ein kräftiges Wort gebührte, sprach er ernst:

„Also, Fräulein von Elmsrode, Sie erwarten — ein Gottesurteil! Das klingt etwas feudal. Aber auch ich, der sich sonst ganz als moderner Mensch fühlt, will die Bezeichnung gelten lassen für den bevorstehenden Kampf! Sind nämlich die deutschen Stämme physisch und moralisch kraftlos und spießbürgerlich verlottert, dann wird ihnen in einer furchtbaren Niederlage, aus der sie sich kaum mehr erheben werden, nur ihr verdientes Schicksal! Und daß unser Volk schon so weit, möchte manchem allerdings so scheinen. Unsere sogenannte ‚große Welt' lebt ein ziemlich zielloses Dasein. Das einzige Originelle an ihr ist die charakterlose Nachäffung des Fremden. In Kunst und Litteratur, im politischen und sozialen Parteileben ist ein unsicheres Suchen und Hasten, das keine gediegenen Bildungen von bleibendem Werte fördert. Die Pfade unserer Entwicklung sind selbst dem Weisesten verschleiert, unsere allernächste Zukunft ungeklärt, umwallt von Nebeln! Die deutschen Stämme einander noch ungemein fremd, und kleine Eifersüchteleien, selbstgefällige Überhebung nähren diese Entfremdung! Daß unsere ‚kleine Welt' aber sich in stolzem Aufschwung der Herzen für die Größe des gemeinsamen Vaterlandes begeistere, kann niemand verlangen. Sie erschöpft sich in niederer Sorge; das schlecht gelohnte Tagewerk, das keinen goldenen Boden hat, weil der Reiche sich am liebsten mit teuer bezahlter fremder Ware umgiebt, beugt ihr den Nacken, so tief, daß selten ein Glücksstrahl ihr in die dumpfe Seele leuchtet! Es ist ein lastbedrücktes Dasein, nur mit sich selber beschäftigt. Aber damit sind die Stimmungen in unserem Volke nicht erschöpft. Millionen thatbereite Herzen giebt es, in denen eine heilige Scham glüht ob des trümmerhaften Ansehens unseres Hauses. Unser Mittelstand, der hauptsächliche Träger unserer nationalen Bildung, birgt doch einen herrlichen Vorrat an Kräften, die ein ideales Losungswort jederzeit zu edelster Bethätigung auszulösen vermag. Und jetzt, da es feststeht, daß im ersten Sturm der Entrüstung die deutschen Fürsten die Beleidigung des Preußenkönigs als die ihrige empfanden, schaue auch ich mit größerer Zuversicht der weiteren Entwicklung entgegen. Die Ehre der Fürsten ist verpfändet! und niemand hat das Recht, sie des Treubruchs zu zeihen, solange er nicht vor aller Welt offen liegt. Es muß sich nur jetzt zeigen, ob unser Heer, das ist unser Volk, die nachhaltige Kraft besitzt und das gleiche empfindliche Ehrgefühl, daß ein Stamm für den andern einsteht bis aufs äußerste!"

„Sie werden es!" rief Wilfried Sonklar mit dröhnender Stimme und leerte den vor ihm stehenden Glasbecher bis auf die Neige.

Aber Frieda von Elmsrode war weit entfernt, sich einschüchtern zu lassen. Sie warf den Kopf zurück und entgegnete nun ebenfalls erregt: „Dann sanktionieren eben Fürsten und Volk die Gewaltthätigkeiten von sechsundsechzig, und sprechen sich selbst damit das Urteil!"

Schon holte der Doktor blitzenden Auges zu einer Antwort aus — doch nun schlug vom untern Ende des Tisches eine Äußerung an sein Ohr.

„Man scheint das Fräulein zu belästigen!" sprach der junge Italiener, dessen fanatischer Eifer schon vor der Ankunft der Deutschen von seinen Genossen nur mit Mühe gedämpft worden war.

Wilfried Sonklar blickte hinüber. „Junger Herr, Sie reden von Dingen, die Sie ja gar nicht verstehen," kam es in eisiger Ruhe von seinen Lippen.

Die Welschen sprangen auf, wie ein Mann.

„Sie wagen Beleidigungen!" riefen einige mit drohenden Gebärden.

„Signorina, stellen Sie sich unter unsern Schutz!" radebrechte ein anderer in französischer Sprache, doch mit dem volltönenden italienischen Accent. Und raschen Schrittes trat er an Friedas Seite.

Und schon folgten dem Beispiel die Genossen.

Auf Friedas Zügen lag peinliches Erstaunen.

„Ich danke Ihnen sehr, meine Herren," sprach sie langsam, indem auch sie sich der französischen Sprache bediente; „aber Ihre Sorge ist ganz unnötig."

Eben trat Martin wieder in die Stube, der kurz vorher ins Freie gegangen war, um nach dem Wetter auszuschauen. „Das Gröbste is scho' 'nüber," sagte er; „hübsch allmählich können wir an den Aufbruch denken."

Auch die Freunde und Frieda erhoben sich, sichtlich befriedigt. Die feurigen Italiener aber ließen sich's an der Ablehnung, die ihnen eben geworden, nicht genügen und überboten sich in Zureden, die Dame sollte das schützende Dach vor dem kommenden Morgen nicht verlassen. Sie drangen in sie mit Schilderungen der drohenden Gefahren, doch Frieda von Elmsrode lehnte es so freundlich als entschieden ab, noch länger als unbedingt nötig zu verweilen.

„Aber Sie verfügen nur über einen einzigen Führer," rief nun einer der Herren; „ein ungenügender Schutz auf dem schlechten Wege, oft unmittelbar am tosenden Bache entlang, in dem noch nicht beruhigten Aufruhr der Elemente! Ich gehe mit, Ihre Begleitung zu verstärken!"

„Wir alle!" riefen die drei übrigen wie aus einem Munde.

Richard von Rockstein aber wandte sich nun zu ihr, und die ruhige Freundlichkeit seiner Worte stach eigentümlich ab von dem aufgeregten Wesen der Italiener. „Es ist selbstverständlich, mein Fräulein," sprach er, „daß unsere beiden Führer auch zu Ihrer Sicherung zur Verfügung stehen — Sie müßten denn in der Verschiedenheit unserer Anschauungen einen Grund sehen, um den beschwerlichen Marsch nicht in unserem Schutze zurücklegen zu wollen!"

Frieda entgegnete sofort etwas ungehalten: „Ihre Bemerkung macht es mir nicht leicht, Ihr sonst so freundliches Anerbieten anzunehmen. Sie glauben wohl, ich spreche und handle mit der Laune einer Unmündigen!"

Rockstein aber, während die welschen Herren bereits einen Plan für die beste Marschordnung diskutierten und manchmal leidenschaftliche Blicke auf die junge Dame warfen, gab dieser mit vollendeter Ruhe zur Antwort:

„Nein, mein Fräulein, dieser Glaube ist mir fern. Ich achte Ihre ausgeprägte Eigenart; aber gerade von ihr erwarte ich, daß Sie auch uns beiden gerecht werden. Es ist jetzt schon der Augenblick gekommen, Ihnen Lebewohl zu sagen. Denn unser Marsch wird, wenn Sie überhaupt unser Geleite dem jener Herren vorziehen, auch nicht mehr die einsilbigste Unterhaltung aufkommen lassen. Und wenn wir in Latsch angekommen, trennen sich ohnedies unsere Wege, da Sie schon vorher erwähnten, daß Ihre Weiterreise nicht nach der Heimat geht. Und so gestatten Sie mir, Ihnen noch dies eine zu sagen, selbst den wütenden Blicken der welschen Herren zum Trotz: Trotz allem Zwiespalt unserer Meinungen nehme ich doch eine wohlthuende Erinnerung an die Stunden mit mir, die wir in dieser Hütte verlebten. Aber diese Erinnerung könnte noch freundlicher sich gestalten, wenn unter dem Sturmhauch edelster Begeisterung, der unser Volk durchzittert, auch Ihr Groll verwehte; wenn auch Sie in heiliger Rührung, daß all die Hunderttausende begeistert sich zu der Walstatt drängen, uns ein kurzes, mildes Segenswort widmen wollten: Gott mit Euch und Euren Fahnen!"

Harrend stand er vor ihr und blickte unverwandt in ihre Züge, die unter dem Eindruck seiner Worte, statt einen sanfteren Ausdruck zu gewinnen, vielmehr marmorhart ihm nun entgegenstarrten. Plötzlich wandte sie sich halb zur Seite, den Italienern entgegen, die mit deutlich wahrnehmbarer Zuversicht ihrer letzten Einwilligung entgegenharrten. Mit gepreßter Stimme sprach sie noch: „Ich wünsche Ihnen Glück und eine ehrenvolle Heimkehr" — dann schickte sie sich an, die Stube zu verlassen, um sich in der Kammer des Senners reisefertig zu machen.

In diesem Augenblick riefen die Italiener enthusiastisch: „Also dürfen wir Sie geleiten!"

Frieda von Elmsrode blieb stehen, wie noch etwas unschlüssig. Da erhaschte sie einen Blick voll Hohnes, den der jüngste der Italiener auf Herrn von Rockstein warf, und zugleich bemerkte sie, wie zwei andere einen Blick des Einverständnisses wechselten, blitzschnell und heißlodernd —

Über Friedas Antlitz ergoß sich eine helle Glut — nun schien es, als wollte sie rasch, aus der Nähe ihrer aufdringlichen Beschützer hinweg, die Thür gewinnen. Aber plötzlich wandte sie sich zu ihnen und sprach in eisigem Tone: „Ich danke Ihnen bestens — aber ich werde im Geleite meiner Landsleute wandern!"

In den Mienen der Abgewiesenen zuckte es. Sie sahen einander an, es war ein Kriegsrat in stummer Leidenschaftlichkeit. Doch einer gewann schnell wieder kühleres Blut, ein Losungswort kam leise von seinen Lippen, dessen bändigender Gewalt die andern sich, wenn auch mit knirschendem Widerstreben, fügten.

Frieda aber hatte ihnen bereits den Rücken gekehrt und trat auf Richard von Rockstein zu. Sie stand nun vor ihm in kühler, stolzer Haltung — aber ein leises Beben ihrer Stimme verriet die heimliche Erregung ihrer Seele, als sie nun zu ihm sprach:

„Sie haben recht; in Latsch läßt uns die Sorge um unser raschestes Weiterkommen vielleicht nicht mehr Zeit, einander freundlich Abschied zu sagen. So will auch ich hier es thun, mit aufrichtigem Danke für Ihre ritterlichen Aufmerksamkeiten und mit dem rückhaltlosen Geständnis, daß auch mein Gemüt die ernste Weihe dieser Stunde vollkommen nachfühlt! Gerade ich glaube es richtig ermessen zu können, welchen Prüfungen die deutschen Lande entgegengehen, denn Frankreich ist ein furchtbarer, und was noch mehr ist, ein unerbittlicher Gegner! Sie haben nicht ohne Staunen vernommen, daß ich nun nicht nach Hannover zurückkehre. Aber meine Heimat liegt einigermaßen auf dem Wege vom Rhein nach Berlin! Ich selbst stehe allein in der Welt, da ich meine Eltern früh verlor. Ich möchte auf meiner Besitzung nicht beim Vormarsch der Franzosen von

den Greueln des Krieges umtobt werden. Zwar stand ich im Begriff, meine Bergfahrten für dieses Jahr abzuschließen und nach Hause zu reisen, wo dieser Tage die Ernte beginnen soll. Aber der plötzliche Umschwung zeitigte einen andern Entschluß. In Sulden überbrachte mir der Briefbote diesen Morgen die Einladung einer in Paris lebenden Tante, die schlimmen Zeiten bei ihr in angenehmer Sicherheit zu verbringen. Gern begebe ich mich unter ihren Schutz Und sollten wider alle Voraussicht" — hier lächelte Frieda unwillkürlich — „die Deutschen gar vor Paris erscheinen, so kann ich mich mit der Tante auf deren Landsitz zurückziehen, der in der Perche, nicht weit von Le Mans liegt. Ich war dort, auf ihrem Schlosse Le Van, schon einigemal zu Gaste — nun, und bis dahin wird doch auch der kühnste Deutsche nicht seine Waffen tragen wollen!"

Ihre Stimme gewann wieder einen milden Klang, als sie nun fortfuhr: „Dort, im sicheren Heim, werde ich wohl manchmal in banger Sorge Ihrer gedenken. Ich verhehle ja nicht, daß ich auf den Ausgang dieses Krieges ganz andere Hoffnungen setze als Sie und Ihr Freund und mit Ihnen Millionen Deutsche. Aber ich weiß unter Umständen die Person von der Sache zu trennen. Und so gereichte es mir zur Freude, in Ihnen zwei Männer von hochgemutem Wesen kennen zu lernen, wie ich wenigstens solchen noch nicht oft begegnet bin. Ich kann Ihnen den Abschiedsgruß nun einmal nicht in dem Umfange geben, den Sie vorher angedeutet. Aber ich hege den aufrichtigen Segenswunsch, daß die Schreckenslose des Krieges für Sie beide stets gnädig fallen, daß eine glückliche, ehrenvolle Heimkehr Ihnen beschieden sein möge!"

Und es zuckte um den Mund Friedas von Elmsrode, als sie nun Herrn von Rockstein die Hand reichte. Stummbewegt führte dieser sie an die Lippen. Wilfried Sonklar hatte inzwischen mit Martin und Wolfgang über einige Vorsichtsmaßregeln beraten, die man auf dem Marsche beobachten wollte. Nun sah er, wie das feine Händchen der Dame, die er im stillen rechtschaffen verabscheute, auch ihm sich entgegenstreckte. Aber die edle Natürlichkeit und der weiche Ton, womit sie ihren Abschiedsgruß sprach, war doch nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben. Nun drückte auch er ihr die Hand und verneigte sich ziemlich kurz vor ihr.

Alsbald aber winkte er den „welschen Jämmerling" heran und zählte ihm den Führerlohn in blanken Scheinen auf den Tisch. Dann stiegen die Freunde, ohne ihren eifersüchtigen Widersachern einen weiteren Blick zu gönnen, zum Heuraum empor, Wolfgang leuchtete ihnen mit der halberblindeten Stalllaterne des Senners vor, und rasch fügten sie ihr bescheidenes Touristengepäck zu Bündeln, die in den weiten Rucksäcken ihrer Begleiter verschwanden.

Als sie marschbereit die Stiege herabklommen, stand auch Frieda bereits fertig gerüstet. Draußen rauschte der Regen wohl in verminderter Stärke, die Donnerschläge dröhnten nur mehr fernher aus dem Etschthale, statt zackiger Blitze huschte nur mehr ein rastloses Wetterleuchten über die Matten hin, welches den Weg besser zu erhellen versprach als die bescheidenen Laternen der Führer. Diese luden nun auch ihr wuchtiges Geräte auf die lastgewohnten Schultern, sie faßten die treuen Bergstöcke mit dem Gletscherbeil, Martin lüpfte einen kurzen Augenblick den Hut, und dann sprach er laut und zuversichtlich, während er den kurzgeschorenen Blondkopf wieder bedeckte:

„Nun mit Gott's Hilf' vorwärts!"

Des Weges kundig verließ er als der erste die Hütte. Dann folgten Rockstein und Sonklar; ihnen auf dem Fuße Wolfgang, endlich Frieda von Elmsrode, und zuletzt deren Führer.

Ehe das Fräulein ins Freie trat, richtete sie nochmals errötend einige Worte des Dankes an die Zurückbleibenden. Diese erwiderten ihr mit steifem Gruße und verdrossenen Mienen.

Bald war das Klirren von den stahlbewehrten Zwingen der Eisbeile in der Ferne verhallt. Die Augen der welschen Herren hingen noch einige Zeit in zorniger Enttäuschung an den schwankenden Laternenlichtern, die nur langsam sich entfernten, da Martin wegen des unsicheren Weges und mit Rücksicht auf die junge Dame absichtlich in mäßigen Schritten voranging.

Endlich war der letzte Lichtpunkt in den Nebeln des stäubenden Regens verschwunden. Fröstelnd wandten sich die Söhne des Südens nach dem Innern der Stube, schlossen die Thür — und als sie gewahrten, daß kein Fremder mehr mit argwöhnischer Aufmerksamkeit ihr Thun und Reden verfolgen konnte, da überkam sie nunmehr mit Allgewalt das Gefühl, wie viel näher plötzlich die Erfüllung ihrer geheimsten, heißesten Wünsche gerückt sei! Sie stürzten einander in die Arme, und wie sehr auch der Besonnenste mahnen mochte, daß man auch den stupiden Senner nichts dürfte merken lassen, der ja jeden Augenblick eintreten konnte — diesmal kehrten die drei Jüngeren sich nicht daran, sie tanzten so gut als es ging durch den engen Raum, trunken von Wein und Enthusiasmus, und riefen mit hellen Stimmen:

„Evviva il nostro Trentino!"

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Nachtfrieden.

Ich wandele einsam auf dunklem Weg
Und schaue hinauf aus der irdischen Enge,
Vom wildverschlungenen Waldgeheg
Zum klaren, leuchtenden Sternengepränge.

Was macht mir die Seele so froh, so weit
Und heißt sie so voll und so mächtig erklingen?
Sind es die Gedanken der Ewigkeit,
Die brausend zum nächtlichen Himmel sich schwingen?

Scheu rauschet das Rohr durch die schweigende Nacht,
Ernst wiegen das Haupt die sinnenden Föhren,
Als seien sie sorgsam und eifrig bedacht,
Den schlummernden See nicht zu stören, zu stören.

Im Buschröschen hanget ein Falter traut,
Vom süßen, würzigen Dufte berauschet,
Indes das zierliche Heidekraut
Dem Flüstern des lockenden Nachtwinds lauschet . . .

Da dunkelt's am Himmel. Ein Schatten zieht
Zu den Sternen und wird von der Ferne verschlungen.
War's ein Gebet? ein schmuckloses Lied,
Das sich aus der sehnenden Seele gerungen?

Hermann Schilling.

Pariser Augenblicksbilder.*)

Von **Helene Menzel.**

III.

Der 1. Mai.

Gestern zeigte der April seine sonnigste Laune; die halbstündige Fahrt nach der Pension im Mittagssonnenschein war wunderschön gewesen, und nun tritt der Mai sein vielbesungenes, wonniges Regiment mit Thränen an.

Der erste Mai! Mehr als an irgend einem anderen Orte sieht man ihm in Paris mit Spannung und Bangen entgegen. Welch neue Unthat werden die Anarchisten geplant haben, wer sind diesmal die Opfer dieser „tireurs des idées“, wie sie sich selbst genannt? Ich werde ziemlich früh von einem furchtbaren Lärm aufgeweckt, das ganze Haus scheint durch ein Schrecknis auf die Beine gebracht. Thürenklappen, Pantoffelschlürfen, Schreckensrufe von allen Seiten; als ich endlich auch meine Kemenate verlasse, ist das ganze Haus händeringend auf dem Treppenflur vor einem fein säuberlich zusammengeknüpften Paket versammelt. Dynamit natürlich, was könnte dieser geheimnisvolle Ballen, den Marguérite, unser kleines Stubenmädchen, heute früh vor dem Entree gefunden, sonst enthalten! Das Schreckenswort läßt die wunderlich kostümierten Hausgenossen immer wieder voll Grauen zurückweichen, wenn sie sich aus Neugier vorgewagt haben. Wer aber kann das ruchlose Objekt ins Haus geschleppt haben, ohne vom Concierge gesehen worden zu sein? Der redliche Hüter des Hauses und seine bessere Hälfte citieren mit Aufwand von viel Zungenfertigkeit sämtliche Personen, die gestern aus- und eingegangen. Endlich bleibt der Verdacht auf einer Frau von bäurischem Aussehen haften, die man spät abends das Haus hat verlassen sehen. Also auch die Frauen geben sich zu Werkzeugen solcher Ruchlosigkeit her! Welch ein Greuel! Aber alle sittliche Entrüstung giebt uns keine Gewißheit, ob unsere Gliedmaßen in der nächsten halben Stunde in alle Windrichtungen gestreut werden sollen. „In drei Teufels Namen, was für ein Lärm!“ tönt endlich energisch Mr. Ernest Durands Stimme in das heillose Gewirr. Eben hat der Concierge einen mächtigen Eimer Wasser herbeigeschleppt, dessen Inhalt die Wirkung des Sprengstoffes abschwächen soll. „Sacré nom de Dieu, Mensch, wozu taufen Sie denn meine Oberhemden?“ schreit der junge Durand wütend und hebt die grausam aufgeweichten Kunstwerke der Plätterin in die Höhe. „Es war eine Nottaufe, Monsieur,“ entschuldigt sich lachend der Portier, und alles sucht sich am Frühstückstisch durch andere Bonmots über die Blamage hinwegzuhelfen. —

Wieder ein Pariser Sonntag! Aber was für einen merkwürdigen Charakter trägt der heutige! Welche Stille in dem geschäftigen Leben der Weltstadt! Eintönig rieselt der Regen nieder auf ein paar Straßenbummler, die scheu und träge das sonst so heitere, strahlende Paris bevölkern.

Wer erwartet hat, daß die Polizeimannschaften in doppelter Anzahl des gefürchteten Tages wegen sichtbar sein werden, wird sich getäuscht finden; unsichtbar, das heißt in Civil, sind sie aber um so wachsamer, um bei dem geringsten Anlaß die öffentliche Gewalt zu vertreten. Eine unnötige Vorsichtsmaßregel! Denn der Himmel selbst vereitelt mit seinem düsteren Grau die etwa geplanten Anschläge. Auch der Verbrecher ist ein Schauspieler, der sich ein günstiges Licht und passende Scenerie für sein Auftreten aussucht. Den heutigen Tag zu wählen, wäre eine unverzeihliche Geschmacklosigkeit.

Ich benutze diesen ersten Nachmittag in der Pension, um einen Empfehlungsbrief an eine deutsche Lehrerin abzugeben, die seit einer Reihe von Jahren in Paris lebt. In einem fünften Stock der rue de l'Odéon finde ich eine etwa vierzigjährige Dame, die mich mit großer Herzlichkeit in einem traulichen kleinen Salon empfängt. Beim Summen des Theekessels von der Heimat plaudern, ist ganz nach meinem Sinn; schade nur, daß meine Landsmännin dabei weit weniger Wärme entwickelt als der ebenso graziöse als musikalische Samowar!

Bei seinem behaglichen hum, hum, hm und zirp, zirp, zirp läßt sie ihr Leben an sich vorüberziehen. Als älteste Tochter eines Predigers, ging sie mit achtzehn Jahren in die Welt hinaus, weil die heranwachsenden jüngeren Geschwister, besonders aber die Brüder, die Offiziere und Richter werden sollten, die Mittel des Vaters erschöpften. Jahre hindurch war sie Erzieherin in vornehmen Häusern, deren hochklingende Namen ihr Vater gern und oft nannte. Und weil sie sich darin schickte, ihr Plätzchen bei Tisch unter den Kindern zu finden und spurlos zu verschwinden, wenn für ihre hochgeborenen Altersgenossinnen Lust und Freude anfing, so galt sie immer als eine ganz angenehme und brauchbare Person.

---

*) Siehe Heft 1. d. Jahrgangs.

Dem Vaterhause wurde sie in den langen Jahren immer fremder; die Brüder hatten inzwischen ihr Ziel erreicht und erinnerten sich der Gouvernante nicht besonders gern. Jetzt lebt sie nun schon seit Jahren in Paris als Privatlehrerin, noch immer abhängig von vielen Menschen; aber was sie sich in den langen Jahren erkämpft hat, das ist dieses eigene kleine, geschmackvolle Heim, in dem sie von dem ewigen handwerksmäßigen Konversieren ausruht. Ganz anders ist, wie sie mir berichtet, das Leben der Französin desselben Standes. Sie wächst unter peinlichster Bewachung im Hause auf, bekommt ihren Unterricht im Hause oder wird täglich in den Cours oder das Lycée geführt. So wird sie ein erwachsenes Mädchen, ohne je den Fuß allein auf das Pflaster gesetzt zu haben. Jetzt erwartet man nicht, daß der Zufall ihr auf Bällen oder Gesellschaften den Mann ihrer Liebe zuführen wird, sondern die Eltern oder Angehörigen übernehmen die Rolle des Schicksals. Die Stellung des Mannes und das Heiratsgut des Mädchens, der Name und alle äußeren und Charaktereigenschaften werden reiflich erwogen; und ist das Gleichgewicht hergestellt, dann reiben Vater und Mutter sich vergnügt die Hände, sie haben ihre Pflicht gethan. Nach ein- oder zweimaligem Zusammensein der jungen Leute wird die Verlobung gefeiert. Das junge Mädchen wird in den seltensten Fällen „nein" sagen; sie hat trotz ihrer Jugend keine überflüssigen Illusionen und sieht nicht nach Chamissos Muster in ihm den hehren Stern der Herrlichkeit, der die niedere Magd zu den lichten Höhen seiner Vollkommenheit erhebt. Für sie ist die Ehe das ersehnte Ziel, um zu den Rechten der Frau zu gelangen, und der Mann das notwendige Mittel zum Zweck.

Was der kleine Schelmengott sagt, daß man ihn hier gar nicht braucht? Trotzig greift er nach dem Köcher: „Meine Pfeile treffen Euch doch noch, nur sind ihre Spitzen jetzt vergiftet, und die Wunde heilt dann schwer."

Ein zweiter Ansturm auf die Sorbonne.

Die Tageseinteilung in der Pension ist ungefähr dieselbe wie im Heim. Mit Ausnahme der beiden gemeinschaftlich eingenommenen Hauptmahlzeiten, dem zweiten Frühstück und dem Diner, geht jeder Hausgenosse selbständig seiner Beschäftigung oder seinem Vergnügen nach. Es bleibt mir also viel Zeit, den Vorträgen auf der Sorbonne und im Collége de France zu folgen.

Natürlich höre ich hauptsächlich französische Litteratur als den mir interessantesten zunächst liegenden Stoff. Die Vorträge sind entweder publics oder fermés; zu den ersteren ist der Zutritt jedermann gestattet, zu den letzteren gehört eine Karte oder die persönliche Erlaubnis des Professors; an ihnen beteiligt sich meist nur die kleine Schar derjenigen, die ein Examen in dem betreffenden Fach vorhaben. Dagegen ist das Auditorium in den öffentlichen Vorträgen überaus zahlreich und bunt gemischt. Abgesehen von den vielen Ausländern, die sich herbeidrängen, um hier auf billigste Weise das eleganteste Französisch zu hören, welch eine merkwürdige Mischung aus den verschiedensten Klassen der Millionenstadt! Wer heute Larroumet über Rousseau sprechen hören will, muß eine halbe Stunde vor Beginn (beinahe hätte ich gesagt — der Vorstellung) also des Vortrags auf der Treppe Queue bilden. Wortlos reiht sich einer an den anderen an, mustert seine Umgebung kaum mit einem Blick und zieht das immer in Bereitschaft gehaltene Buch oder die Zeitung heraus. Endlich öffnen sich die Thüren zu dem großen, amphitheatralisch gebauten Saale, man strömt herein, um womöglich noch eine von den vorderen Bänken zu erreichen, an denen die Tische das Nachschreiben erleichtern. Unsere Pünktlichkeit wird belohnt, dicht vor dem Platz des Redners können wir uns noch aufpflanzen. Wenn nur nicht die Sonnenstrahlen durch das Mittelfenster uns so hartnäckig blenden wollten! Ein Nachbar, der die Störung bemerkt, ruft den Diener herein, der aber vergeblich an einem Stück grünen Vorhangs herumzerrt, das sich eigensinnig gegen seine Funktionen sträubt. Der gefällige Nachbar bedauert, wir danken, und er erwidert das unzählig oft angewandte „Il n'y a pas de quoi, Madame." Die Sonnenstrahlen sind übrigens das einzig Blendende in dem räucherigen Raum. Jetzt richten sich alle Blicke nach der Thür, um sich aber gleich wieder sehr enttäuscht abzuwenden. Eine Pension Engländerinnen, unverkennbar durch ihre geraden kleinen Hüte, die geschmacklosen Blusen, zieht herein. Vor uns der aristokratische Herr mit dem grauen Haar und den klugen Augen, die die Gesellschaft mustern, ist sicher ein Minister; das kleine abgeschabte Männchen neben ihm hat dagegen gewiß eben die Schreiberärmel abgestreift. Das englische Mädchenpensionat hat sich um einen Mohrenprinzen gruppiert, an dem sie ebenso fischblütig vorbeisehen wie an einem langzöpfigen Chinesen. Jetzt kann wohl keine Maus mehr Platz finden, da kommt noch eine wunderbare Jüngerin der Wissenschaft herein. Wer zu einer lustigen Maskerade aus der Rumpelkammer mit vieler Mühe einen tollen Anzug herstellt, kann kaum etwas so Geschmackloses und Lächerliches zu stande bringen, als diese mittelalterliche Schöne. Unbekümmert um den wenig schmeichelhaften Eindruck, den sie macht, arbeitet sie sich bis zu der vordersten Bank durch und hockt sich, da nirgends mehr ein Plätzchen, auf eine niedere Stufe. „Sicherlich eine Deutsche," höre ich einen Studenten hinter mir sagen, den ich zur Ehre meiner Landsmänninnen gern Lügen strafen möchte. Leider ist seine Vermutung nicht so ungerecht, wie ich gern glauben möchte. So viele von den deutschen Mädchen und Frauen, die des Studiums halber nach Paris gehen, vergessen, daß ihr größter Dichter jeder Frau, also auch ihnen, die einfachste Toilettenregel gegeben: „Dem Auge lieblich erscheine sie stets." Freilich mag der Drang, in kürzester Zeit denkbar viel zu lernen, sie gegen Äußerlichkeiten gleichgültig machen, auch ist die von dem großen Briten aufgestellte Reiseregel: „Thue Geld in Deinen Beutel, ich sage Dir: Thue Geld in Deinen Beutel!" nicht immer leicht zu befolgen; aber wütend war ich doch auf meine Landsmännin, die sich dem Spott der Fremden freiwillig preisgab.

Wo sind denn nun eigentlich aber die Studenten, die doch wohl zuerst in einen Hörsaal der Universität gehören? Dort ganz oben in einer stallartigen Umzäunung machen etwa dreißig Studio ihrer Ungeduld durch Klopfen mit den Stöcken Luft. Richtig, die Thür öffnet sich, furchtbares Klatschen hinter dem Studentenzaun. Aber noch ist's nicht der Professor, sondern eine wunderschön geschminkte Dame in einer heliotropfarbenen Schlepprobe, mit rötlich abschattiertem Haar und einem großen Federfächer rauscht herein. Gewiß hat ihr Kutscher sie mißverstanden, und sie ist statt in einen Ballsaal hier zu einer Vorlesung über Jean Jaques Rousseau gekommen. Doch nicht, die Dame der großen Welt setzt einen Stuhl in eine Fensternische, so daß sie zwar im Rücken des Redners sitzt, dafür aber selbstlos der ganzen Menge den hübschen Anblick ihrer Person gönnt. Wieder ein Beifallssturm von oben: jetzt ist's der unvermeidliche

Mann mit dem Zuckerwasser, dem der Professor auf den Fuß folgt. Der letztere richtet während des ganzen Vortrags den Blick unverwandt nach dem Häufchen Studenten oben, die durch Klopfen und Klatschen ihren Beifall über einen schönen Gedanken kund geben. Ob der Vortrag selbst für die französische Zuhörerschaft, die doch von klein auf mit dem Leben und den Werken dieses großen Denkers bekannt gemacht worden sind, etwas Neues bietet, weiß ich nicht; jedenfalls ist der Pariser ein aufmerksamer und dankbarer Zuhörer. Der Redner schließt mit einem hübschen Citat, Beifallklatschen folgt, und die atemlos lauschende Menge strömt wieder ans Licht, die einen in einen anderen Hörsaal, die anderen suchen Erholung im herrlichen Luxembourgpark, der nach Rousseaus Geschmack freilich zu belebt gewesen wäre.

In der Pension.

Meine Hausgenossen sind sämtlich keine komplizierten Charaktere. Madame ist Südfranzösin, eine wunderbare Mischung von Leidenschaftlichkeit, Phlegma und Hausmütterlichkeit. Aus ihrem Leben steht als wichtigstes Faktum ihre mit achtzehn Jahren geschlossene Ehe mit Mr. Durand fest. So ziemlich jede Diskussion schließt sie mit der unumstößlichen Thatsache: „Was mich anbetrifft, so habe ich mich mit achtzehn Jahren verheiratet.“ Die Ereignisse vor und nach diesem Datum sind in Duster getaucht. Mademoiselle Jeanne, ihre älteste Tochter, hängt mit großer Zärtlichkeit an der Mutter. Sie ist ein ungewöhnlich häßliches Mädchen von dreiundzwanzig Jahren. Selbst die Unterhaltung, die sie in sehr geschickter und belebender Weise leiten kann, verschönt ihre Züge nicht; nur beim Tanz vergißt man die trostlose Reizlosigkeit ihrer Erscheinung. Monsieur tauchte erst nach einigen Tagen auf; er hat eine recht angenehme Erscheinung, aber in der Unterhaltung eine grausame Schwerfälligkeit. Monsieur Adolphe, der älteste Sohn des Hauses, ein Mediziner, macht mit seinen schmalen Schultern und der eingesunkenen Brust nicht den Eindruck eines gesunden Menschen. Seine Laune ist aber meistens vorzüglich, und wenn er nicht gerade plötzlich unter der harmlosesten Maske uns eine Schauerscene aus der Klinik vorführt, dann gehört er zu den ungefährlichen Rittern, die von allen jungen Mädchen gleich nett gefunden werden. Mit den drei jungen Französinnen giebt es zwar manchmal harte Wortgefechte, besonders Marie-Louise, die jüngste, gebärdet sich bei jedem ihr begegnenden Widerspruch wie ein junger Hahn, der à tort et à travers seine Schnabelhiebe austeilt. Dabei ficht sie mit den durchaus nicht kleinen Händen in der Luft herum, daß ich die vielgepriesene französische Grazie bei ihr vergeblich suche. — Viel weniger Beweglichkeit, aber viel mehr Schärfe und Verstand zeigt Mademoiselle Pierrette, die auf fast zu breiten Schultern ein sehr kluges Köpfchen trägt; in manchen Augenblicken möchte man behaupten, daß die scharfen Züge an die Voltaires erinnern. Die dritte der Grazien soll ein Abgrund von Gelehrsamkeit sein; wer aber, wie ich, sich nicht in die schauerliche Tiefe wagt, für den thut der Abgrund nur, was auch in der Schweiz, in Romanen und Gedichten seines Amtes ist: er gähnt. Am sympathischsten ist mir die einzige Ausländerin, eine junge Schwedin; als Kinder des Nordens fühlen wir uns mächtig zu einander hingezogen und schließen uns innig aneinander an. Die drei Französinnen haben ein sehr ernstes Ziel vor Augen; sie wollen im Juli die Schlußprüfung im Lycée Fénélon bestehen. Da von den zweihundert Aspirantinnen etwa vierundzwanzig das Examen bestehen, so ist der Kampf ein verzweifelter. Das Zeugnis sichert ihnen dann Aufnahme in der École normale von Sèvres, wo sie drei Jahre lang auf Kosten des Staates unterrichtet und erhalten werden. Dann sind sie nach bestandenem Examen dem Staate zu zehnjährigem Dienste an öffentlichen Schulen verpflichtet, den sie aber ebensogut als Frau wie als Mädchen leisten dürfen. — Außer einer klassischen Vorstellung im Théâtre français gönnen sich die drei keinerlei Abwechslung. Ihr gemeinsames Zimmer, ein wahrer Reitsaal, sieht wie eine richtige Studentenbude aus; manchmal bricht der weibliche Schönheitssinn durch, und es wird ein Strauß Frühlingsblumen auf den Kamin gestellt; aber gewöhnlich scheint die Frühlingssonne erstaunt auf riesige Bücherhaufen und sucht vergebens zu ermitteln, ob ein Tisch, ein Pianino oder ein Bett darunter vergraben ist. Nach dem Diner versammelt man sich im Salon zur Unterhaltung. Diese kühne Bezeichnung hat man dem großen Vorderzimmer gegeben, das eine Anzahl rollbarer Stühle und Sessel, ein arg verstimmtes Klavier und eine hübsche Rokokouhr enthält. Seinem Zweck genügt diese Ausstattung aber vollkommen. Bei den kindlichen Spielen werden die Sessel in einen Kreis gerollt; spielt Madame einen Walzer oder gar eine Quadrille, dann fliegen sie in die Ecke. Unter den Pfänderspielen ist der „Concierge“ ein sehr beliebtes. Der zu diesem wichtigen Amt Verurteilte hat nämlich die Pflicht, hinter zwei Personen der Gesellschaft, die sich küssen wollen und sollen, die Thür zu schließen. Monsieur Adolphe versieht diesen Posten mit viel Humor. Wenn er die Tänzer- und Ritterpflichten mit Freunden des Hauses teilt, ist die Stimmung natürlich belebter. Merkwürdigerweise ist einer derselben ein Mr. Legrand, ein Apotheker aus der Provinz, der kleine „Angepiekte“ aus Sèvres. Natürlich erinnert auch er sich unserer Begegnung mit vielen boshaften Andeutungen. Denn jede Schuld rächt sich auf Erden.

Das Ideal.

Wo find' ich das hehre Urbild,
Nach dem mein Herz
In heiliger Sehnsucht glüht?
Ist's hellenische Schönheit,
Hellenische Weisheit?
Ach! der attische Witz
Verscheuchte selbst die olympischen Götter.
Ist's römische Mannestugend,
Die weltbezwingende?
Ach, Romas Tugend
War, wie oft!
Mit Tigergrimm,
Mit der Gier des Wolfes gepaart.

Doch Roms Besieger,
Der Sohn Germaniens,
Der Streiter des Kreuzes,
Von Thaten schreitend zu größeren Thaten
Und kühner nur
Nach tiefem Fall sich erhebend —
Drang nicht er
Zum Thron der Vollendung?
Ist nicht Weisheit, Macht und Glaube
Auf sein Banner geschrieben? —

O blick' umher!
Wo ist die Duldung,
Der weisen Macht, des wahren Glaubens
Untrüglich Zeichen?
Wie tobt der Meinungen Streit!
Wie sehr sind Neid und Haß geschäftig
Und die Verleumdung!

Wo, ach! winkt mir das Heil?
Wo find' ich das hehre Urbild,
Nach dem mein Herz
In heiliger Sehnsucht glüht?
O, daß ich es schauen könnte
Klar und wesenhaft,
Auf daß ich ihm nacheifere!

So ruft ein Mann
Auf dem Schmerzenslager
Und birgt die brennende Stirn
Tief ins Pfühl.
Und der Schlaf
Legt die milde Segenshand
Auf des Stöhnenden Haupt,
Und er entschläft
Und träumt:

Auf Palästinas geweihter Flur
Da wallt der göttlichste der Menschen,
Des himmlischen Vaters
Reinstes Ebenbild.
Und er lehrt in Worten tiefgehaltig
Und doch so klar wie nie ein Weiser,
Nie vordem
Und nimmer nachher,
Es gethan.

Und er ruft und erquickt
Die Mühebeladenen;
Und er sucht und rettet
Die verlorenen Sünder.
Den Hunger nach Gerechtigkeit
Stillt sein Wort, das Himmelsbrot;
Er letzt und labt die matte Seele,
Die dürstend nach Erlösung schreit.
Und ach, sein leuchtendes Heilandsauge
Strahlt eitel Liebe,
Eitel Gnade.

Gläubig verehrt ihn das Volk,
Die göttliche Größe ahnend.
Aber indes
Schwillt der Neid und der tückische Ingrimm.
Und die Buchstabengerechten
Und die Werkheiligen,
Sie lassen ihn fangen,
Ihn, den niemand
Einer Sünde zeihen konnte.

Und er, der göttliche Dulder,
Zum Tode verdammt,
Den der wetterwendische Pöbel heischt,
Stumm trägt er sein Kreuz zur Todesstätte,
Und am Marterholze
Betet er:
Vater, vergieb ihnen,
Denn was sie thun, sie wissen's nicht!

Und als der Gott-Mensch,
Der Hohepriester-König
Sterbend sein Haupt neigt,
Da verfinstert sich die Sonne
Und erbeben die Felsen. —

Aufwacht der schlafende Mann,
Der alles im Traume geschaut,
Und er ruft:
Ja, das ist wahrlich das hehre Urbild,
Nach dem mein Herz
In heiliger Sehnsucht glüht:
Das Wort und die That,
Die Weisheit und Macht des Geistes
Und die allerbarmende Liebe
Klar und wesenhaft
Zu höchster Vollendung,
Jesus Christus!

O, meiner Kindheit hehre Leuchte,
Heller und schöner denn alle Schönheit,
Alle Weisheit und Tugend der Welt,
Nun werde meines Alters Leitstern,
Auf daß ich Dir nachfolge,
Göttliches Vorbild,
Voll Kraft zu dulden,
Voll heiliger Liebeskraft!

Und der Mann lächelt selig
Wie ein Kind. —
Spotte nicht, Weltkluger,
Spotte des Mannes nicht,
Der sich den Kindern wieder gesellt:
Ihrer ist schon auf Erden
Das Himmelreich!

Wilhelm Idel.

Altgermanischer Seelenglauben.

Von Professor **W. Hamburger**.

(Fortsetzung.)

Wie steht es nun aber mit dem ersten Teile des Wortes Walhalla? Die Antwort auf diese Frage ist nicht so einfach, denn der Laut **wal** (bald wahl, bald wall, bald wal geschrieben) kommt im Deutschen nicht weniger als siebenmal vor, d. h. er stellt sieben verschiedene Begriffe dar. Dies hat bei der bis vor kurzem angewandten, oft ganz willkürlichen Schreibung zu mancher Verwirrung Anlaß gegeben. Es ist ein Verdienst der neuen Orthographie, die offenbarsten Unrichtigkeiten und Ungleichmäßigkeiten beseitigt zu haben; aber größere Klarheit zu schaffen, ist nicht ihre Aufgabe, und vermag sie auch gar nicht, da eben für sieben Begriffe nur drei Schreibweisen zur Verfügung stehen. Nur bei einem der sieben in Betracht kommenden Wörter ist seit Einführung der neuen Rechtschreibung jedes Mißverständnis ausgeschlossen, nämlich bei dem weiblichen Hauptwort Wahl, da die Schreibung mit h jetzt nur bei diesem Wort und seinen Ableitungen, die sämtlich den Begriff des Wählens enthalten, zur Anwendung gelangt. Wahl kommt von einer weitverbreiteten Wurzel, der wir auch wohl und wollen, sowie im Italienischen volere (wollen) verdanken. Dagegen gehört Walstatt (d. i. Schlachtfeld) zu einem anderen, später

zu erwähnenden Stamm und wird daher jetzt ohne h geschrieben.

Mit der Schreibung wall verbinden wir drei Begriffe. Da haben wir zunächst das männliche Hauptwort Wall (Damm oder zur Befestigung dienende Mauer), das im Englischen geradezu die Bedeutung Mauer oder Wand angenommen hat. Es ist dies eine der ältesten, dem Lateinischen entlehnten Bezeichnungen*) und kommt, wie das gleichbedeutende italienische vallo, vom lateinischen vallum (Wall), von dem auch die Zusammensetzung lateinisch intervallum, italenisch intervallo (Zwischenraum) bekannt ist.

Deutschen Ursprungs ist dagegen der Stamm wall in Wallfahrt und dem entsprechenden Zeitwort wallen, das häufig im Sinne von pilgern gebraucht wird, dessen Grundbedeutung: wandern, einherziehen aber aus folgenden Beispielen erhellt. In Schillers Klage der Ceres ruft die vergebens nach der von Pluto entführten Proserpina forschende Mutter aus:

Ach! wie lang ist's, daß ich walle
Suchend nach der teuren Spur!

Und in Goethes Zauberlehrling wird dem Besen befohlen:

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe.

Das Zeitwort wallen wird aber noch in anderem Sinne angewendet; es drückt auch den Begriff des Sprudelns, der heftig bewegten oder kochenden Flüssigkeit aus, der in Wallung und Aufwallen deutlich hervortritt. So heißt es im Taucher:

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser und Feuer sich menget.

Von diesem Stamme scheint Welle abgeleitet. Es ist übrigens nicht unmöglich, daß die beiden Zeitwörter wallen gemeinsamen Ursprungs sind; denn trotz der verschiedenen Bedeutung kommen Fälle vor, in denen Wallen sowohl die Vorstellung des Einherziehens wie der ungestümen Bewegung wachruft, z. B. im Ring des Polykrates:

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: Sieg!

Gehen wir nun zu der Schreibung wal über, so stoßen wir zunächst auf das größte aller jetzt lebenden Tiere, den Wal oder Walfisch. Dasselbe Wort finden wir in dem Namen anderer, im Wasser lebender Wirbeltiere, nämlich in Walroß, Narwal und der Ableitung Wels.

Ganz anderer Herkunft ist der erste Teil des Wortes Walnuß, wo wal so viel wie welsch bedeutet. Dieser Ausdruck bezeichnete ursprünglich nur den mächtigen, im südlichen Gallien ansässigen keltischen Stamm der Volcae, wurde aber später auf alle Kelten ausgedehnt, und zuletzt auch auf diejenigen romanischen Völker übertragen, die früher von Kelten bewohnte Länder ganz oder teilweise inne haben, daher namentlich auf Franzosen und Italiener.**) Das Wort hat sich in den englischen Ländernamen Wales und Cornwall erhalten. Eine Walnuß ist demnach eine aus Welschland eingeführte Nuß.

*) Einige bezweifeln die Entlehnung und halten Wall und vallum für urverwandt.

**) Eine andere Ansicht schreibt dem Eigenschaftswort welsch deutschen Ursprung und die Bedeutung fremd zu, und bringt es mit dem ersten Zeitwort wallen in Verbindung, dessen Grundbegriff danach wäre: in die Fremde ziehen.

Schließlich gelangen wir zu den Zusammensetzungen Walstatt, Walküre und Walhalla, deren erste Silbe dem altnordischen val entspricht, das den Begriff Untergang, Verderben enthält, dann aber auch als Sammelnamen für Leichen, namentlich Leichen auf dem Schlachtfelde gefallener Krieger gebraucht wird. Die Walstatt ist also die Stätte, wo die Leichen der im Kampfe Umgekommenen liegen; die Walküren sind göttliche Jungfrauen, welche diese Leichen küren, d. h. auswählen; die Walhalla endlich ist, wie bereits erwähnt, ein Totenberg oder Totenhügel, in dem die Seelen der Verstorbenen fortleben.

Da nun einmal von dem Laute val die Rede ist, und wir uns in der Stadt befinden, welche Alessandro Manzoni zu ihren berühmtesten Söhnen zählt, und wo alles, was sich auf diesen Dichter bezieht, besonderen Wert hat, so kann ich der Versuchung nicht widerstehen, hier auf eine merkwürdige Verwechslung hinzuweisen, welche bei der Übersetzung desselben keinem Geringeren als Goethe untergelaufen ist. Am Anfange der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts beschäftigte sich Goethe eifrig mit den Erscheinungen der damaligen italienischen Litteratur; namentlich hatte Manzoni und dessen eben veröffentlichtes Trauerspiel: Der Graf von Carmagnola seine Aufmerksamkeit erregt. Am 5. Mai 1821 starb Napoleon auf St. Helena. Sobald dies Ereignis in Europa bekannt wurde, verfaßte Manzoni seine berühmte Ode: Der fünfte Mai, wohl das bekannteste von allen italienischen Gedichten dieses Jahrhunderts. Die Ode gefiel Goethe so gut, daß er sie sogleich ins Deutsche übertrug, und seine Übersetzung später (1823) in seiner Zeitschrift „Kunst und Altertum“ zum Abdruck brachte.*) Da wo Manzoni die Erinnerungen schildert, welche im Geiste des gefangenen, entthronten Kaisers auftauchen, sagt er:

Ei ripensò le mobili
Tende, e i percossi valli,

wörtlich: Er dachte zurück an die beweglichen Zelte und die beschossenen Wälle. Goethe dagegen übersetzt:

Da schaut' er die beweglichen
Zelten, durchwimmelte Thäler,

indem er, durch die gleichlautende Mehrzahl irre geführt, und ohne auf das verschiedene Geschlecht der beiden Wörter zu achten, vallo (Wall) mit valle (Thal) verwechselt, ein Versehen, das die falsche Wiedergabe des Beiwortes percossi, womit das Aufschlagen der Geschosse bezeichnet wird, zur Folge hatte.

Doch es ist Zeit, daß wir nach dieser langen, durch die Erklärung des Wortes Walhalla veranlaßten Abschweifung zu unseren Seelen zurückkehren. Nicht nur die Berge bildeten den Aufenthalt der Seelengeister; auch Wolken und Gewässer, namentlich Teiche und Brunnen waren von ihnen bevölkert. In den letzteren wohnten vornehmlich diejenigen Seelen, deren Bestimmung es war, wiederum einen menschlichen Körper zu beleben, d. h. als Kinder wiedergeboren zu werden. Verschiedene Umstände weisen darauf hin, daß sich der Volksglauben die Seelen auch als kleine Kinder vorstellte. Wohl bei allen germanischen Stämmen sagt man den Kindern, wenn sie nach ihrer Herkunft fragen, sie seien aus Teichen oder Brunnen geholt worden; und es ist schwerlich ein Zufall, daß es gerade Sumpf- und Wasservögel sind, wie der Storch, und im Norden der Schwan, denen die ruhmvolle Aufgabe zu teil wurde, die Menschheit mit Kindern zu versorgen. Im

*) Sie befindet sich in allen vollständigen Sammlungen seiner Gedichte.

Salzburgischen dagegen sagt man den Kindern, wenn von einem vor ihrer Geburt geschehenen Ereignis die Rede ist: Damals seid ihr noch mit den Mücken herumgeflogen; und in anderen Gegenden werden die Kinder von Schmetterlingen gebracht. Selbstverständlich steht diese Auffassung außer allem Zusammenhange mit der aus der griechischen Kunst bekannten Darstellung der Seele als Schmetterling. Die wunderbare Verwandlung der häßlichen, langsam am Boden hinkriechenden Raupe in einen schmucken, behend die Luft durchflatternden Falter mußte das Staunen jedes denkenden Beobachters erregen; und es lag nahe, in dem Schmetterling ein Sinnbild der Auferstehung und Unsterblichkeit zu sehen. Daher kam es auch, daß das griechische Wort für Seele, ψυχή, das ursprünglich den Hauch oder Atem bezeichnete, später auch die Bedeutung Schmetterling annahm, und daß in den bildlichen Darstellungen des schönen Märchens von Amor und Psyche diese mit Schmetterlingsflügeln geschmückt erscheint.

Daß der Schlaf auch in den Augen des Volkes als Bruder des Todes galt, davon liefert der Seelenglauben deutliche Beweise. Denn nicht nur nach dem Tode, sondern auch während des Schlafes konnte die Seele den Körper verlassen, sich mit andern Seelen in Verbindung setzen, und den Menschen im Traum erscheinen. Es ist begreiflich, daß Gebilde, welche oft alle Schranken der Zeit und des Raumes aufheben, Vergangenes als gegenwärtig, Fernes als nahe erscheinen lassen, nicht als bloßes Spiel des Zufalls angesehen wurden; daß man vielmehr die Träume überall als bedeutsame Fingerzeige, Verkündigungen der Zukunft, Warnungen oder Drohungen betrachtete. Vermögen doch oft auch heute noch selbst vorurteilsfreie Personen sich lange nach dem Erwachen des beklemmenden Gefühls nicht zu erwehren, das ein beängstigender Traum hervorbrachte; und das beruhigende Sprichwort: „Träume sind Schäume" wäre gewiß nicht entstanden, wenn jedermann von vornherein von der Nichtigkeit solcher nächtlichen Gebilde überzeugt gewesen wäre. Den germanischen Stämmen des Nordens galten Träume als eine notwendige Lebensäußerung, und die Unfähigkeit zu träumen wurde von ihnen geradezu als eine Unvollkommenheit, ja als eine Krankheit angesehen. Alle jene wunderbaren Fähigkeiten, welche den Seelen der Toten beigelegt wurden, konnten unter Umständen auch den Seelen Schlafender eigen sein. Auch diese verließen nachts den Körper, um Menschen zu erschrecken oder zu quälen, und vermochten ihre Opfer oft dauernd zu schädigen. In christlicher Zeit, wo alles Übel dem Teufel zugeschrieben wurde, glaubte man, daß Menschen, deren Seele während des Schlafes solche Missethaten verübte, sich dem Fürsten der Hölle ergeben hätten. Waren alte Weiber diesem Verdachte ausgesetzt, so wurden sie als Hexen gefürchtet und verabscheut, und unterlagen den schrecklichsten Verfolgungen, die bekanntlich das Mittelalter lange überdauerten.

Doch nicht immer geschah das Verlassen des Körpers in böser Absicht. Es kam auch vor, daß sich die wandernde Seele nur mit teuern Personen in Verbindung zu setzen wünschte, namentlich, daß sie den Geliebten oder die Liebste besuchen wollte. Gelang es durch irgend ein Mittel, die Rückkehr der Seele in den schlafenden Körper zu hindern, so blieb dieser entseelt, also tot. In dieser Hinsicht ist eine thüringische Sage merkwürdig, welche zugleich beweist, wie stark im Volk die Neigung ausgeprägt ist, sich alles Übersinnliche, mithin auch die Seele, in sinnlicher Form vorzustellen. Von mehreren Mägden, die mit Obstschälen beschäftigt waren, wurde eine vom Schlaf überwältigt. Plötzlich sah man ein rotes Mäuschen ihrem Munde entschlüpfen und geschwind davoneilen. Da kam ein übermütiges Mädchen auf den Einfall, die Schlafende so umzuwenden, daß deren Mund fest den Boden berührte. Als nach einiger Zeit die Maus zu der Stelle zurückkehrte, wo sie den Körper verlassen, fand sie den Mund nicht und verschwand, nachdem sie lange vergeblich umhergeirrt war. Die eingeschlafene Magd erwachte aber nicht wieder, sondern war seitdem mausetot.

Viel seltener als einfache Träume, aber in viel höherem Maße beängstigen den Schlafenden zuweilen Beklemmungen, welche in Deutschland gewöhnlich mit dem Ausdruck Alpdrücken bezeichnet werden. Wer aus eigener Erfahrung dieses unheimliche Gefühl kennt, weiß, daß es den Eindruck erweckt, als laste ein Centnergewicht auf uns und drohe uns zu zermalmen. Wir möchten unsere Qual durch Schreien erleichtern; aber es ist, als fehle uns die Luft, oder als wäre uns die Kehle zugeschnürt. Wurden schon bloße Träume oft als Wirkungen geheimnisvoller Mächte angesehen, so konnten selbstverständlich solche Erscheinungen nicht verfehlen, das Volk in dem Glauben zu bestärken, daß es tückische Geister gäbe, welche daran Gefallen fänden, die Menschen nachts zu schrecken und zu peinigen. Diese Wesen konnten sowohl männlichen, als weiblichen Geschlechts sein. Zu den ersteren gehörte der Alp, zu den letzteren die Mare und die Drude. Sprachlich ist das Wort Alp, das natürlich in gar keiner Beziehung zum Alpengebirge steht, die ältere Form des im vorigen Jahrhundert aus dem Englischen eingeführten Wortes Elf; aber die mit beiden Bezeichnungen verbundenen Begriffe sind sehr verschieden. Unter Elfen denkt sich das Volk kleine, zierliche, kluge Wesen, die nur ausnahmsweise dem Menschen Böses thun, viel eher geneigt sind, ihm hilfreiche Hand zu leisten, und sich allenfalls einmal einen unschuldigen Scherz mit ihm erlauben. Der Ursprung des Wortes, das sich auch in einigen altdeutschen Namen*) erhalten hat, ist dunkel; doch herrscht kaum ein Zweifel darüber, daß Alp und Elf Seelengeister sind.

Viel verbreiteter als die nur in Deutschland übliche Bezeichnung Alp ist der Ausdruck Mare, den wir in der skandinavischen Halbinsel, in Dänemark, Island, England, Holland und auch in Norddeutschland finden, und der selbst ins Französische eingedrungen ist, wie die letzte Silbe des Wortes cauchemar beweist. Der erste Teil dieser Zusammensetzung kommt von dem altfranzösischen Zeitwort caucher, welches dem lateinisch-italienischen calcare entspricht und treten, drücken bedeutet. Ursprünglich war die Mare die Seele eines Toten, welche schlafende Menschen quälte, ja sogar zuweilen durch Erdrücken tötete. In späterer Zeit milderte jedoch das Volk einigermaßen das Grauenhafte seiner ersten Auffassung und sah die Mare als Seele eines Lebenden an, die den Körper während des Schlafes verlassen hatte. Bald nahm sie die Gestalt eines Tieres, namentlich eines Hundes, einer Katze oder einer Maus, an; bald erschien sie als Strohhalm oder Flaumfeder, und gelangte durch das Schlüsselloch oder durch ein Astloch in der Thür zum Schlafenden. Verstopfte man alle Öffnungen sorgfältig nach Eindringen der Mare, so konnte man sie fangen, da sie bei Anbruch des Tages ihre natürliche Gestalt wieder anzunehmen gezwungen war. Auch Tiere wurden mitunter von der Mare geplagt.

*) Albuin, Alwin, Alfred, Alfbert, Alberich u. a.

Sie schnaubten und stöhnten dann im Schlafe, gerieten in Schweiß und hatten beim Erwachen ein arg zerzaustes Fell.

In Österreich, Tirol und einigen Teilen Süddeutschlands ist diese nächtliche Erscheinung unter dem Namen Drude oder Trude bekannt, welches Wort übrigens auch im Sinne von Hexe gebraucht wird. Um sich vor ihren Nachstellungen zu sichern, zeichnete man ein Pentagramm, Drudenfuß genannt, vor der Schwelle oder vor dem Bette auf den Boden. Der Drudenfuß hat die Form eines regelmäßigen Fünfecks, dessen Seiten nach beiden Richtungen verlängert sind, bis die Verlängerungen in spitzen Winkeln zusammentreffen. Welche Wirkung dieses Zeichen ausübte, ist aus Goethes berühmtestem Drama ersichtlich. Dem in Fausts Zimmer befindlichen Mephistopheles ist durch einen Drudenfuß der Ausgang verwehrt; und da Faust sich nicht dazu herbeilassen will, das Zeichen auszulöschen, so nimmt Mephisto zu einer List seine Zuflucht. Er schläfert Faust ein, und läßt unterdessen durch Mäuse das Pentagramm zernagen, so daß er in kurzem seine Freiheit wiedererlangt und höhnend ausruft: Du bist noch nicht der Mann, den Teufel festzuhalten!

Der Glaube, daß die fortlebende Seele vorübergehend oder dauernd Tiergestalt anzunehmen vermochte, ist ebenfalls allen germanischen Stämmen gemein, und auch hier könnte man ein langes Verzeichnis von Tieren aufstellen, die als Verkörperung der Seele gedacht wurden. Bald waren es Kerbtiere, wie Fliegen, Bienen und Schmetterlinge, bald Haustiere, wie Hunde, Katzen, Kühe, Kälber, Schafe, Lämmer, Kaninchen, bald jagdbares Getier, wie Hirsche und Hasen, ja selbst Wölfe und Eisbären, die von der Seele bewohnt wurden. Oft entsprach der Charakter des Tieres dem des Verstorbenen. Darum erschienen listige Menschen als Füchse; wer im Leben grausam gewesen, mußte als Wolf umherirren. Geizhälse und Missethäter aller Art zeigten sich nach ihrem Tode als schwarze oder feurige Hunde, schnaubende Rosse, Stiere oder Kröten; untreue Weiber wurden zu Eulen. Dagegen glaubte das Volk in Schwänen häufig die Seelen junger Mädchen und Frauen zu erkennen. Kinderseelen lebten gewöhnlich als Vögel fort, und zwar diente nach schwedischem Glauben der Nachtrabe den Seelen ausgesetzter Kinder zum Aufenthalt. Ganz verschieden hiervon zeigt sich die Auffassung Edgar Poes, der in seinem berühmten Gedichte „Der Rabe" diesen Vogel als Sinnbild der Hoffnungs- und Trostlosigkeit darstellt. Dies Gedicht ist offenbar der schöpferischen Einbildung des Verfassers entsprungen, und lehnt sich in keiner Weise an den Seelenglauben an.

Da den Seelen die Zukunft unverhüllt war, so lag es nahe, daß das Volk auf das Gebaren beseelter Tiere achtete, um womöglich daraus Schlüsse über den Ausgang eines beabsichtigten Unternehmens zu ziehen. Die Unmöglichkeit, von vornherein zu erkennen, ob ein bestimmtes Tier die Verkörperung einer Seele war, hatte dann zur Folge, daß man die Beobachtung auf alle Tiere seiner Art ausdehnte. So entstanden abergläubische Gebräuche, welche an die von den römischen Auguren und anderen Priestern des Altertums geübten Weissagungen erinnern. Wiehernde Pferde, heulende Hunde, schreiende oder fauchende Katzen, krähende Hähne, krächzende Eulen, zirpende Grillen wurden unter Umständen als ermunternde oder warnende Stimmen angesehen. Wem beim Verlassen des Hauses ein Hase, eine Katze oder ein Schwein über den Weg lief, der mußte sich auf das Mißlingen seines Vorhabens gefaßt machen; eine weiße Gemse bedeutete sogar den Tod. Man denke an die von Rudolf Baumbach so schön behandelte Alpensage von Zlatorog, dem goldgehörnten weißen Gemsbock. Dagegen waren Wölfe, Füchse und Adler in diesem Falle glückverheißende Tiere. Auch dieser Aberglauben hat sich sehr lange erhalten, und die noch heute in einigen Teilen Deutschlands übliche Frage: Wie läuft der Hase? (d. h. Wie steht es mit der Sache?) dürfte wohl hierauf zurückzuführen sein.

(Schluß folgt.)

Schola naturalis.

Und wiederum zur Maienzeit
Da blüht die Linde wieder,
Es singen Spatzen, Staar und Fink
Und tanzen Mück' und Schmetterling
Im Chorus um den Flieder.

Hell tönt ein Ruf: Natur! Natur!
Sieh Deine treuen Schüler!
Wo Dir ins Mark der Forscher drang
Geh'n wir ihm nach mit Bild und Klang,
Wir Lügen-Unterwühler.

Der alten Leier schwören wir
Hier Fehde bis aufs Messer,
Wir singen kühn den schrillsten Hohn
Auf Ehr'n Apollos Kammerton;
Nur vorwärts, um so besser!

Denn vorwärts geht der Dinge Lauf,
So spricht uns Deine Lehre.
Natur! Natur! Wir fassen Dich,
Und was wir fassen, türme sich
Ein Denkmal, Dir zur Ehre!

In alle Runde geht der Ruf.
Es blüh'n die Frühlingstriebe,
Als feierte in keuscher Lust
Der alten Mutter ew'ge Brust
Das Fest der jungen Liebe.

Wehmütig rauscht der Linde Haupt
Ein Lied aus Jugendtagen,
Und Echo ruft: Natur! Natur! —
Seht, immer wieder giebt sie nur,
Was schon ihr Schoß getragen.

Die Ersten nicht, die Letzten nicht,
Lauscht Ihr der Meist'rin Lehren.
Ihr ruft sie mit Fanfarenton,
Sie will vielleicht den Lieblingssohn
Sich eben still gebären.

Wer immer bei der Mutter wirbt,
Er wird umsonst nicht werben:
Ein Echo giebt sie ihm zurück;
Doch ihrer Fülle Götterglück
Nur ihrem echten Erben!

Aus dem Leben für das Leben.

Von O. v. L.

Die unbewußt Ichsüchtigen sind durch Vorstellungen niemals zu heilen. Sie sehen alles im Spiegel des Ichs, fühlen und beurteilen alles nach der Beziehung zum Ich, nützen den Nächsten aus, als verstünde sich's von selbst. Diese Gattung, die oft ein sehr liebenswürdiges äußeres Auftreten besitzt, ist unter Frauen häufiger als unter Männern, weil bei diesen, wenn sie ichsüchtig sind, fast immer die Berechnung hinzutritt.

*

Spottsucht ist nicht immer das Kind geistiger Überlegenheit. Es giebt eine Dummheit, die, mit Hochmut gepaart, auch Spottsucht zeugt. Ich kenne alte Frauen und junge Leute von fünfzehn Jahren, die sich aus Dummheit über alles lustig machen und empört sind, wenn man ihnen gegenüber die gleichen Waffen anwendet.

*

Such Weisheit nicht im Menschengedränge und im Lärm der Leidenschaften, die Dich in das Getriebe locken wollen. Still muß es in Dir sein, willst Du Gottes Stimme hören. Werde still! Dann aber sprich und handle!

*

Für Dich zuerst mußt Du Wahrheit- d. h. Gottsucher sein. Dann kannst Du auch anderen helfen, sie zu suchen und zu finden. Sonst sind all Deine Worte, und sprächest Du die Lehren Christi, bewegte Luft, die machtlos verzittert.

*

Es giebt kluge Leute mit scharfem Verstande und scharfem, durchdringendem Blick. Sie beobachten, ja belauern den Mitmenschen, merken sich jedes Wort, jeden Ton, jede Bewegung. Und dann schließen sie daraus auf das Wesen und treffen oft das Richtige — und irren dennoch, wenn sie am schärfsten beobachtet zu haben glauben. Andere aber erleben den Menschen, der ihnen nahe tritt; sie beobachten nicht und sehen dennoch, da sie in sich fühlen, was des anderen Wesen lebendig durchflutet, auch wenn dessen Antlitz die Maske des Gegenteils festzuhalten strebt. Es ist eine seltene Gabe, aber sie bringt vielleicht mehr Leid als Freude.

*

Wir sollen nicht klagen, wenn das Leben uns versagt, das Beste unseres Innern zu gestalten. Es kommt immer einmal einer, der unsere Träume verwirklichen wird. Und wenn auch wir scheinbar ärmer geworden sind, unser Volk und die Menschheit erhalten sicher, was ihnen bestimmt ist.

*

Wie arm wäre das Menschenleben, wenn wir nicht irrten!

*

Unglücklich das Talent, das den Traum vom Genie träumt. Es wird an dem Traum zerschellen und nicht einmal das rein gestalten, was es ohne jene Selbsttäuschung hätte verwirklichen können.

Vermischtes.

Ein leuchtender Baum. Einer der merkwürdigsten Bäume und Sträucher wächst bei einigen Quellen in der Gegend von Tuscarora. Derselbe erreicht eine Höhe von etwa 6 bis 7 Fuß und ist an der Wurzel wohl dreimal so dick wie ein Mensch. Er hat eine auffallende Menge Zweige. Das Seltsamste aber an dieser Pflanze ist, daß sie selbstleuchtend ist und einen weit verbreiteten Schein von sich giebt, so daß man in der Nähe des Baumes selbst die feinste Schrift lesen kann. Das Leuchten kommt von einer gummösen Substanz, welche man auf die Hand bringen kann. Dann leuchtet die Hand, aber das Blatt nicht mehr. Viele glauben, daß das Leuchten von Parasiten herrührt. Die Indianer kommen dem Baume, den sie mit dem Namen „Zauberbaum" belegt haben, aus Aberglauben selbst bei Tage nicht zu nahe. Th.

Briefkasten.

Frl. Cl. D. in H. Einige der Gedanken sollen gelegentlich verwendet werden. — Herrn cand. med. J. in Gr. „Die Rotenburg" huldigt zu sehr verblaßter Romantik. Vielleicht gelingt ein zweiter Versuch. — Frau S. S. in M. Glauben Sie, ich möchte gern ihren Herzenswunsch erfüllen und ein Gedicht von Ihnen bringen, weil ich in allen Ihren Versuchen das liebevolle Frauenherz spüre. Aber ich kann es nicht: auch die letzte Sendung enthält nicht ein einziges druckreifes Gedicht. Ich kann nicht anders sprechen. — Herrn R. R. in B. Der Gedanke von „Traumbild" ist dichterisch, aber die Ausführung entbehrt Eigenart und Tiefe. — Herrn A. E. in N. „Zu spät" ist noch zu früh. Es fehlt Ihnen noch tiefere Eigenart. — Frl. T. St. in G. Die drei Gedichte sind besser, freier im Ausdruck und kräftiger in der Empfindung. Sie können mir nach einiger Zeit wieder etwas senden. — Herrn E. R. in Leipzig. „Hochsommer" im Ausdruck noch ungelenk. — Herrn H. J. in Celle. Ausdruck noch unbeholfen, Form unfertig. — Herrn H. v. B. in P. Ihre Gedichte offenbaren ein reifes Gemüt, klugen Sinn und ernsten sittlichen Geist, so daß man Ihnen als Menschen gern die Hand reichte. Aber die Form, die Fähigkeit, Gedachtes dichterisch zu schauen, ist Ihnen versagt. Nichts für ungut und herzl. Gruß. — Frl. H. S. in W. Gut gemeint, aber doch nur formloser Versuch einer Anfängerin. — Frl. E. G. 8. Das eine Gedicht kommt. Für Ihre lieben Worte besten Dank. — Melanie. Alles Gute! — Frl. Anna Sch. in Cl. Für die lieben Worte aufrichtigen Dank!

Inhalt der No. 16.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche
Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 17.

Schwestern.

Roman
von
Karl Berkow.

Erstes Kapitel.

Im Kalender war seit einigen Wochen bereits der Beginn des Frühlings angekündigt. In der Millionenstadt gewahrte man noch nicht das Geringste von dem Einzuge des stets willkommenen Gastes. Wohl hatten die Straßen die schmutzig weiße Decke verloren, die der Schnee noch kurz zuvor darüber gebreitet, aber dafür war der Rest desselben in einer innigen Verschmelzung mit den nachgiebigen Bestandteilen des zwischen den Steinen befindlichen Erdreichs untergegangen und eine weiche, schier unergründliche Masse bedeckte selbst die Wege, welche in dem vornehmsten Viertel der Residenz den Spaziergängern zur täglichen Promenade dienten.

Diese chokoladenfarbene Oberfläche der Straßen pflegten harmlose Spötter die erste Frühlingsmahnung zu nennen, an welcher man den Beginn der milderen Witterung zu unterscheiden vermöge.

Als die zweite galten die veränderten Toiletten der Damen, die sich auf der Promenade zeigten. Die Pelze verschwanden, um leichteren Mänteln Platz zu machen, auf den Hüten erschienen schüchtern und vereinzelt Spitzen und Blumen.

Und dann noch ein drittes Anzeichen des nahenden Frühlings, das sicherste und unausbleiblichste: an den Ecken der Straßen tauchten die Verkäufer und Verkäuferinnen der silberglänzenden Palmenkätzchen, der ersten Veilchen auf, mit blaugefrorenen Händen und bittender Geberde den Vorübergehenden die Kinder des Lenzes darbietend.

Diese ambulanten Händler der Straßen waren wohlbekannte Typen der Residenz. Dort neben dem Denkmal des großen Dichters der einarmige Krüppel kam alljährlich als einer der ersten, den Markt zu eröffnen, ihm gegenüber die alte Frau mit dem verbogenen Hute aus längstvergangenen Tagen war dem Publikum ebenfalls eine vertraute Gestalt; man kaufte von ihnen lieber, als von den neu auftauchenden Erscheinungen, und die beiden Veteranen der Blumenbörse waren nicht wenig stolz und eifersüchtig auf den Vorzug, den man ihnen erwies.

Daß es neben diesen gleichsam grundberechtigten Verkäufern jedem anderen schwer fiel, sich an der belebten Ecke einen Platz oder gar eine Kundschaft zu erobern, war begreiflich, und es ging mitunter auch ohne einige scharfe Wortgefechte nicht ab, wenn ein neuer Eindringling den Verdienst der Blumenbörse zu schmälern suchte.

Von allen Verkäufern, die sich in der Nähe des Denkmals zusammenfanden, war unstreitig jenes blasse kleine Mädchen am übelsten daran, das mit seinem defekten Korbe voller Weidenkätzchen in der Mittagsstunde des Apriltages stets von neuem sich mühte, seine Ware an einige Käufer zu bringen.

Zaghaft und scheu schlich es jedesmal heran, sobald ein Herr oder eine Dame sich nahte, von denen es vorauszusetzen meinte, daß sie geneigt sein könnten, von seinem Vorrat etwas abzunehmen, um durch einige drohende Blicke der anderen Blumenverkäufer, eine befehlende Geberde sofort wieder zurückgeschreckt zu werden.

Von dem Kirchturme drüben hatte es bereits zwölf Uhr geschlagen, die Mittagsstunde nahte und noch war nicht ein einziges Palmenzweiglein, kein Sträußchen aus Tannengrün und blauen Leberblümchen verkauft. Das Kind dachte an die Kellerwohnung, in der es zu Hause war. Dort wartete man seiner wohl mit dem Erlös, den man sich von dem kleinen Handel versprochen und den man zur Bestreitung eines kargen Mittagsmahles brauchte. Heut war ein Feiertag, da konnte sie die langen Stunden auf der Straße zubringen, morgen mußte sie wieder in die Armenschule; ja, was sollte sie auch hier, wenn sie doch nichts verkaufte?

Die Kleine begann den Hunger zu spüren, den sie über dem Eifer des Handelsversuches beinahe

vergessen; auch kalt war es ihr in dem dünnen Kleidchen, trotz der Frühlingssonne, die heute schien. Nun wagte sie es schon nicht mehr, einem der Vorübergehenden ihr Körbchen hinzuhalten. Die schöne Dame im Trauerkleide, die sich soeben näherte, nahm von der alten Blumenfrau ja auch schon wieder ein Sträußchen; Veilchen und Maiglöckchen mußten der Fremden wohl besser gefallen als die armen Weidenkätzchen.

Dennoch konnte sie nicht anders, als das blasse, feingeschnittene Gesicht der Käuferin mit einer Art Bewunderung betrachten; wie milde es aussah, wie gütig und trauervoll zugleich. Jetzt sprach sie einige Worte mit der alten Blumenfrau und wählte ein zweites Sträußchen aus dem Korbe vor ihr aus, während das kleine Mädchen, welches sie an der Hand geführt, seine Aufmerksamkeit einem jungen Jagdhunde zuwandte, der, gefolgt von seinem Herrn, über den Platz daherkam.

Auch die kleine Verkäuferin richtete ihre Blicke einen Moment auf das lustig heraneilende Tier, als der Hund plötzlich in einem Anfalle von Mutwillen auf das ärmlich gekleidete Kind zusprang und seine Zähne in die Schürze desselben schlug.

Das Mädchen stieß einen Angstschrei aus, doch, mit rascher Geistesgegenwart sich der Gefährdung ihrer Ware erinnernd, wenn sie diese auf die nasse Straße fallen ließe, schlug sie beide Arme um ihren Korb, schutzsuchend sich der fast gleichaltrigen Genossin nähernd.

Der Besitzer des Hundes war inzwischen herbeigekommen. Ein befehlendes „Mylord, hierher," rief das Tier zurück und befreite das geängstigte Kind.

Die Dame in Trauer hatte sich umgewandt. „Wie schlecht Sie Ihren Hund erziehen, Herr Baron," sagte sie mit leisem Vorwurfe, „sehen Sie, wie das arme Kind erschrocken ist."

„Ach, Mama, Mylord thut ja nichts," rief ihr eigenes Töchterchen dazwischen, „und es sah gar zu drollig aus."

„Für Dich, die Mylord kennt, vielleicht, Ellen," sprach die Mutter, „aber die Kleine konnte nicht wissen, daß er nur spielen wollte. Dafür kaufen wir ihr einige ihrer Sträußchen ab." Sie trat zu dem Kinde, ihre Auswahl zu treffen. „Dein Körbchen ist ja noch so voll, meine Kleine," sagte sie mitleidig. „Hast Du denn noch gar nichts verkauft?"

Das Mädchen kämpfte die aufsteigenden Thränen hinunter. „Nein, noch nichts," flüsterte es.

„O, dann teilen wir uns in den Vorrat," sprach die Dame etwas lebhafter, als zuvor. „Lieber Baron, Sie sind dem Kinde eine Vergütung für den ausgestandenen Schrecken schuldig. Nehmen Sie die eine Hälfte, ich die andere."

„Aber, gnädigste Frau," wehrte der Aufgeforderte lachend ab, „wir können doch unmöglich als wandelnder Birnamwald nach Macbeths Schlosse ziehen. Schenken wir der Kleinen jeder einen Thaler und sie wird überglücklich sein."

„Nein, Baron, ich glaube, wir erfreuen sie noch mehr, wenn wir ihr die Befriedigung verschaffen, ihren Vorrat wirklich verkauft zu haben, als durch das Almosen, welches Sie vorschlagen. Übrigens können wir die Ware ja nach Belieben taxieren und Ihren Thaler mögen Sie ohne Skrupel dem guten Zwecke weihen."

Die gütigen Augen der Sprechenden trafen sich mit den jetzt aufleuchtenden des Kindes und es mußte etwas sein, das sie in diesem hoffenden und dennoch leise verschleiertem Kinderblicke bewegte, denn sie ergriff plötzlich des Mädchens Hand und fragte sanft:

„Wie heißest Du, meine Kleine?"

„Lenore Möller."

„Und wohnst?"

„In der Georgenstraße 29, im Keller."

„Das wäre in unserer Nähe," wandte sich die Dame an den Baron, „ich könnte mich einmal nach der Familie erkundigen."

„Welchen Anteil Sie doch an jedem nehmen, der Ihnen mitleidsbedürftig erscheint, gnädigste Frau," bemerkte der Herr. „Sie sind eine Samariterin im schönsten Sinne des Wortes."

Die Dame schüttelte leise abwehrend den Kopf. Sie hatte den Korb bis auf das letzte Sträußchen seines Inhaltes entleert und wollte scherzend dem Baron seinen Anteil überreichen. Doch dieser wich zurück und rief einen Dienstmann herbei, den er beauftragte, den Einkauf in die Wohnung der Frau von Walldorf, Georgenstraße 10, zu befördern.

„Sie gestatten, daß ich Sie begleite?" fügte er höflich hinzu.

„Nur unter der Bedingung, daß Sie wenigstens eines der Sträußchen mitnehmen," erklärte Frau von Walldorf bestimmt.

Der Baron machte ein unbehagliches Gesicht, zog sich jedoch aus der Affaire, indem er ein kleines Sträußchen Leberblümchen in sein Knopfloch steckte.

Ein feines Lächeln des Spottes überflog das Antlitz der Dame. „Ganz Diplomat, wie immer," sagte sie.

„Und ganz Ihr Sklave, wie immer, sollten Sie hinzufügen."

Sie schien die Worte nicht zu hören. Dem fremden Kinde freundlich zunickend schritt sie an der Seite ihres Begleiters weiter.

Die kleine Blumenverkäuferin eilte wie beflügelt davon; die Blicke ihrer Wohlthäterin folgten ihr gedankenvoll.

„Man sollte Kinder dieses Alters nicht zu einem derartigen Gewerbe anhalten," sprach sie nach einer Pause.

„Weshalb nicht, meine Gnädigste?" fragte der Baron leichthin. „Es ist doch immer noch besser, als wenn man sie betteln schickt."

„Glauben Sie, daß ich dies letztere eher billigen würde?" entgegnete Frau von Walldorf. „Man sollte auch den Kindern der Armen eine gute Erziehung zu geben suchen, sie frühzeitig etwas lernen lassen, das sie in den Stand setzt, auf bessere Weise ihr Brot zu verdienen, als solche."

Der Baron zuckte die Achseln. „Wer soll die Kosten dazu liefern, all die Millionen zu erziehen, die in Armut geboren und meist auch dazu bestimmt sind, in Armut zu sterben? Und wissen Sie denn,

gnädige Frau, ob die Eltern damit einverstanden wären, wenn man ihnen ihre Kinder nähme, um ihnen eine, unserer Ansicht nach, bessere Erziehung zu geben? Ob sie dies wohlmeinende Streben nicht als einen Eingriff in ihre Rechte ansehen und mit der angeborenen Feindseligkeit des Besitzlosen gegen den Besitzenden eine sie schädigende Absicht dahinter suchen würden? Ob sie nicht glaubten, die Zeit, welche jene Erziehung kostete, sei ihnen entzogen, indem sie sie um den Vorteil brächte, den ein noch so kleiner Erwerb ihres Kindes ihnen verschaffen könnte? Und die Kinder selbst! Sind Sie gewiß, daß sie eine streng geregelte Thätigkeit dem halben Müßiggange vorziehen würden, in welchem sie ihre ersten Jugendjahre verbringen? Daß sie es Ihnen jemals dankten, sie dem Straßenleben mit seiner geräuschvollen Unterhaltung und Abwechslung entrissen zu haben?"

„Sie denken von den Armen recht schlimm, lieber Baron," sagte Frau von Walldorf. „Hat jenes Kind, dem wir soeben die Blumen abkauften, den Eindruck hervorgerufen, als ob der Straßenhandel es froh und glücklich mache?"

„Ich dachte nicht an diesen speziellen Fall. Die Kleine schien übrigens, nach ihrem Wesen zu schließen, noch ein Neuling in ihrem Fache zu sein," meinte der Baron mit richtigem Scharfblicke. „Ausnahmen schädigen die Regel nicht. Auch will ich mich keineswegs besser machen, als ich bin. Ich liebe das Proletariat nicht und habe wenig Ursache dazu, vielleicht, weil ich jene Klassen zu genau kennen lernte."

„Die Erfahrungen, die wir mit dem Undanke, dem bösen Willen der Einzelnen machen, sollten uns nie veranlassen, die Allgemeinheit zu verdammen," entgegnete die schöne Frau, „sind wir nicht alle Brüder und Schwestern, die Geschöpfe eines Gottes?"

„Ich würde mich gegen ein derartiges geschwisterliches Verhältnis ernstlich und feierlichst verwahren," rief der Baron, „und auch Ihnen, Gnädigste, würde es schwerlich gefallen, wenn zum Beispiel jener Dienstmann, dort drüben an der Ecke, mit dem blauroten Gesichte des Trunkenboldes Ihnen sich als Bruder vorstellen wollte."

Die Dame lächelte flüchtig. „Sie sind ein Spötter, Baron, doch mein Empfinden bekämpfen Sie damit nicht. Herkunft, Erziehung und Gewohnheit, ich möchte es ‚Verwöhnung' bezeichnen, trennen uns von dieser glücklosen Klasse, mit deren Lebensanschauungen wir keine Gemeinschaft haben, weil sie dem engen Kreise ihres sorgengedrückten Daseins entspringen, deren rauhe Gewohnheiten uns abstoßen, weil ihre Umgebung, im Gegensatze zu der unseren, ihnen keine verfeinerten Formen lehren konnte. Doch zweifeln Sie daran, daß unter ihnen gute und große Eigenschaften zu finden wären, die vielleicht nur des Anstoßes bedürfen, um zu reicher Entfaltung zu gelangen? Daß viele Samenkörner des wahrhaft Edlen und Hohen in sich ersterben müssen, weil ihnen das rechte Erdreich fehlte? Der Gott der Güte, der auch diese Glieder in der endlosen Kette der Menschheit schuf, kann seine besten Gaben nicht parteiisch austeilen, und wenn er es scheinbar that, geschah es nur, uns andere zur Pflicht gegen unsere ärmeren Nächsten zu mahnen."

„Gnädige Frau sind Idealistin der vollkommensten Art," sagte der Baron achtungsvoll. „Ich wäre überzeugt, die Menschheit zu bessern, wenn es viele Damen gäbe, wie Sie."

„Unser Streben, auch das wohlmeinendste, ist in enge Grenzen gebannt," war die gelassene Antwort. „Gelänge es mir nur, eine geringe Anzahl jener Armen und Elenden, die durch Schicksalsschläge oder eigenes Verschulden dem Verderben anheimfallen, zu retten, sie zu brauchbaren, guten Menschen zu machen, ich fühlte mich überreich belohnt."

„Ihr mildes Herz sinnt jetzt gewiß schon wieder darüber nach, was Sie für jene kleine Blumenverkäuferin thun könnten, deren Wohnung Sie sich angeben ließen."

„Sie haben es erraten," anwortete Frau von Walldorf, „das Kind hat auf mich einen tiefen Eindruck gemacht."

„Nun ja, sie war ganz hübsch; auch mir mißfiel sie nicht."

„Mich erinnerten ihre großen dunklen Augen an die meiner verstorbenen Lucy, um die ich noch dies Trauerkleid trage. Ja, ich gestehe es, der Anblick des kleinen Mädchens bewegte mich mehr, als ich es sagen möchte. Mir war es, als bäten aus dem Gesichte der Fremden die Augen meines toten Kindes, als sprächen sie: ‚Was Du für meine kleinen Schwestern auf Erden fortan thust, hast Du für mich gethan.'"

Der Baron konnte nicht umhin, die von ihm bewunderte Frau im stillen jetzt recht sentimental zu finden. Er wußte nicht, was er erwidern sollte, da ihm jegliches Verständnis für ihre Empfindungen fehlte. Zu seiner Erleichterung kam in diesem Momente ein schöner, etwa vierzehnjähriger Knabe über die Straße geeilt, an welchem Mylord freudig bellend emporsprang.

„O Papa, hier bist Du," rief der Ankömmling, den Baron stürmisch begrüßend. „Ich dachte, wir wollten spazieren fahren."

„Das können wir immer noch, wenn Du für morgen keine Arbeiten mehr hast," erwiderte der Baron, dessen Züge sich bei dem Anblicke des Knaben erhellt hatten. „Aber jetzt küsse Frau von Walldorf die Hand und komme mit uns."

Der Knabe kam dem Befehle mit einer Sicherheit nach, die es bewies, daß er bereits gewohnt war, sich in der Gesellschaft Erwachsener zu bewegen. Er führte mit Grazie die ihm dargereichte Hand der Dame an seine Lippen, begrüßte sich mit Ellen und folgte dann im Geplauder mit der Kleinen dem voranschreitenden Paare, seine Begleiterin mit Bemerkungen über die ihnen Begegnenden unterhaltend.

Frau von Walldorf hatte den Weg nach ihrer Wohnung eingeschlagen, an deren Hausthür der Baron sich verabschiedete.

„Ich würde Sie bitten, den Thee mit mir zu nehmen," sagte sie freundlich, „doch haben Sie ja

Leo noch eine Spazierfahrt versprochen, um die ich ihn nicht bringen mag."

„Gnädige Frau würden mich überglücklich machen, wenn ich der gütigen Einladung morgen folgen dürfte, vorausgesetzt, daß Ihnen mein Besuch nicht lästig ist."

„Sie wissen, daß Sie in meinem Hause stets willkommen sind. Auf morgen denn," erwiderte Frau von Walldorf höflich, aber ohne jede wärmere Betonung, die dem Frager vielleicht erwünscht gewesen wäre.

Der Baron sah auch etwas mißvergnügt aus, als er mit seinem Sohne weiterging. Sonderbare Frau! War sie denn blind gegen sein offenkundiges Werben, oder wollte sie es sein? Schon seit Jahren betete er sie an, die seines Jugendfreundes Gattin geworden und die er für sich zu gewinnen gehofft, seit sie so schnell und unerwartet Witwe wurde, aber noch war er seinem Ziele um keinen Schritt näher gekommen. Nun, dieser Zustand der Ungewißheit mußte ein Ende nehmen, gleich morgen wollte er —

„Papa, was hast Du da für häßliche Blumen in Deinem Knopfloche?" unterbrach Leos Stimme seinen Gedankengang.

Der Baron warf das Sträußchen auf die Straße. „Ach, die habe ich aus Gefälligkeit für Frau von Walldorf einem Bettelmädchen abgekauft," sagte er geringschätzig, „Du weißt ja, sie ist die stets bereite Helferin aller Armen und es ist wirklich Zeit, daß sie sich unter den Schutz eines verständigen Mannes begiebt, sonst wird ihr ganzes Vermögen bald an alle Bettler und Schwindler ausgeteilt sein."

Der Knabe achtete nicht auf den zweiten Teil der Rede, der ihn offenbar auf den Entschluß des Vaters vorbereiten sollte; er trat mit der Spitze seines zierlichen Stiefels die armseligen Blümchen der kleinen Lenore in eine Wasserlache, die sich neben dem Trottoir gebildet — sie waren in seinen Augen keines besseren Loses wert.

Zweites Kapitel.

Lenore Möller hatte währenddessen im eiligsten Laufschritte den Keller erreicht, in welchem sie mit ihrer Mutter und dem achtjährigem Bruder wohnte.

Frau Möller war mit dem Schälen von Kartoffeln für das ärmliche Mittagessen beschäftigt, als die Kleine hereingesprungen kam und, atemlos in ihrer Freude, kaum zusammenhängend erzählte, was sie erlebt.

Der leere Korb, die sechs Mark, die sie der Mutter zeigte, sprachen besser, als ihre verwirrten Worte; Frau Möller griff hastig nach dem Gelde. So viel auf einmal hatte sie seit lange nicht beisammen gesehen. Sie hatte einst bessere Tage gekannt, doch ihr Mann, ein fleißiger und begabter Techniker, war schon vor fünf Jahren gestorben, sie mittellos mit ihren beiden Kindern zurücklassend.

Nun galt es, sich kümmerlich durchzuschlagen. Sie wusch und plättete für Fremde, nahm auch hier und da Aufwartestellen an, aber das beständige Ringen mit Not und Sorgen hatte ihren Zügen einen scharfen, verbitterten Ausdruck gegeben, der sie früh gealtert erscheinen ließ. Sie vermochte sich nicht in das ihr Auferlegte zu ergeben, sondern klagte Gott an, daß er ihr den Ernährer genommen, und die Menschen, daß sie ihr nicht hilfreich in ihrer Bedrängnis entgegenkamen. Traf sie, wie heute, ein unvermuteter Glücksfall, so war dieser nicht dankenswert, sondern eine Art Vergütung, die ihr das Schicksal für die ausgestandenen Leiden schuldete.

Sie stimmte daher auch nicht in den Jubel ihrer Tochter, in die Bewunderung der fremden Wohlthäter ein, sondern sagte nur: „Jetzt kannst Du vom Fleischer drüben uns eine Wurst zu Mittag holen. Dachte schon, wir müßten die Kartoffeln so essen, weil Du gar nicht wiederkamst. Und für den Oswald bringe eine Apfelsine mit, der hat mich schon so lange darum gequält."

Der kleine Knabe, dem Frau Möller in einer Art Eitelkeit den vornehm klingenden Namen gegeben, war der Mutter Liebling. Sie zog ihn bei jeder Gelegenheit der älteren Schwester vor und hatte selbst, wenn thatsächlich der Hunger im Hause herrschte, immer noch etwas für ihn übrig, seine Wünsche zu erfüllen. Lenore war daran gewöhnt, für den Bruder Opfer bringen zu müssen, sie verzichtete auf ein wärmendes Tuch, auf Strümpfe und Schuhe, damit Oswald einen neuen Anzug bekäme, sie teilte bei dem Frühstück die größere Hälfte der Semmel dem Bruder zu und stand lieber hungrig vom Essen auf, als daß sie ihn klagen hörte. Es hatte Gott in ihr Kinderherz ein reiches Maß von Liebe gegossen, sie zu einem jener Geschöpfe zu machen, wie die selbstsüchtige Welt sie am besten brauchen kann: hilfreich, aufopfernd, ohne Wunsch, noch Dankesbegehren für sich.

Sie fand auch heute nichts Arges darin, daß sie von dem eben gewonnenen Verdienste dem Brüderchen eine Näscherei kaufen sollte, während sie selbst leer ausging. Dienstwillig lief sie hinüber zu dem Fleischer, die Wurst zu holen, kaufte von der Hökerin in der Bude daneben die Apfelsine und wollte, in den Keller zurückgekehrt, der Mutter helfen, die Teller auf den Tisch zu setzen, als ihr Blick durch das hochgelegene Fenster auf einige Personen fiel, welche auf der anderen Seite der Straße gingen.

„Mutter," rief sie hastig und aufgeregt, „dort drüben die Dame in Trauer, das ist sie, die mir die Palmen abkaufte — da ist auch der Herr und —"

Frau Möller war schon bei den ersten Worten Lenorens zur Thür hinaus, die Kellertreppe halb hinangeeilt, um die freigebigen Fremden einer genauen Prüfung zu unterziehen. Sie folgte ihnen mit den Augen, bis die Dame in einem Hause der Nachbarschaft verschwand. Nachdenklich kehrte sie in ihre Stube zurück.

„Das ist die reiche Frau von Walldorf," sagte sie, den Kindern die Teller füllend. „Ja, die hat es gut — wer es auch so haben könnte!"

„Warum trägt sie Trauer, Mutter?" fragte Lenore.

Die Mutter schien sich dafür nicht zu interessieren. „Ich könnte sie bitten, mir die rückständige Miete zu bezahlen,“ meinte sie. „Das thut sie gewiß.“

„Mutter, sie hat uns ja eben erst etwas gegeben,“ erwiderte das Kind, in dessen junger Seele ein dunkles Gefühl erwachte, daß der Wunsch nicht am Platze sei.

Frau Möller zuckte die Achseln. Sie war, gleich vielen ihrer Schicksalsgenossen, der Überzeugung, daß der Reiche nur zum Geben da sei und daß die an ihn zu stellenden Ansprüche keiner Grenze bedürften.

„Die hat genug Geld,“ bemerkte sie daher kurz, „die spürt es nicht, wenn sie einer armen Witwe etwas giebt.“

„Mutter, ich will noch eine Apfelsine,“ rief Oswald, der die Frucht soeben verzehrt hatte.

„Warte nur, bis ich bei der gnädigen Frau gewesen bin, dann bekommst Du drei,“ antwortete die schwache Mutter.

Und sie suchte nach dem Essen ein verschossenes Tuch, ein fadenscheiniges Kleid hervor, das sie beides sorgfältig reinigte, um am anderen Vormittag den beschlossenen Besuch zu machen. Die Reichen — sie wußte es aus Erfahrung — liebten bei ihren Bittstellern Ordnung und Sauberkeit.

Frau von Walldorf war, obgleich erst kurze Zeit in der Hauptstadt, ihres Wohlthätigkeitssinnes wegen unter den Bedürftigen schon bekannt. Es vergingen selten Tage, an welchen nicht wenigstens eine Gelegenheit sich ihr bot, eine Spende auszuteilen, und Bitten aller Art wurden in das Haus Georgenstraße 10 getragen, zum Entsetzen des Portiers, welcher sich im stillen vornahm, um seiner vermehrten Mühwaltung willen auf Gehaltserhöhung oder eine Extragratifikation zu Weihnachten anzutragen.

Frau Möllers Besuch überraschte daher niemand im Hause, am wenigsten die Dame selbst, die sich mit ihrer gewohnten Güte die lange Leidensgeschichte der Bittstellerin und ihr Anliegen vortragen ließ.

„Die gnädige Frau sind gestern so mitleidig zu meinem Kinde gewesen,“ schloß Frau Möller mit demutsvoll herabgezogenen Mundwinkeln. „Ich hätte sonst das Herz nicht gehabt, mich an Sie zu wenden.“

Frau von Walldorf dachte einige Sekunden nach; ihr fiel erst jetzt die kleine Blumenverkäuferin ein, die ihr den gleichen Namen genannt, wie die vor ihr stehende Frau.

„So sind Sie die Mutter des kleinen, hübschen Mädchens, dem ich gestern etwas abkaufte?“ fragte sie teilnehmend. „Es ist mir lieb, Sie kennen zu lernen, denn ich wollte mich schon nach Ihrem Töchterchen erkundigen.“

Sie richtete einige weitere Fragen an die Fremde, ihre Verhältnisse, ihre Familie betreffend, und als Frau Möller nach einer Viertelstunde das vornehme Haus verließ, trug sie in ihrem defekten Portemonnaie die erbetenen vierzig Mark mit sich hinweg, die nach ihrer Aussage dazu dienen sollten, die rückständige Miete bei dem hartherzigen Hauswirte zu bezahlen, der ihr gedroht habe, sie in kürzester Frist mit den Ihren auf die Straße zu setzen.

Frau von Walldorf erzählte am Nachmittage dem Baron Rochus, der sich zur Theestunde einfand, daß sie die Bekanntschaft mit dem kleinen Blumenmädchen bereits indirekt fortgesetzt und schilderte in warmen Worten ihrem Gaste die traurige Lage der Frau, die heute ihre Hilfe angesprochen.

„Nun, das scheint mir die Meinung zu bestätigen, die ich im großen Ganzen von dieser Klasse hege,“ erwiderte der Baron sarkastisch. „Die Frau hat kaum von Ihrer Freigebigkeit gehört, so läuft sie zu Ihnen, zu hören, ob sie nicht noch mehr herausschlagen kann.“

„Aber bedenken Sie nur, Baron,“ wandte Frau von Walldorf ein, „der Wirt des Hauses will sie hinausweisen, wenn sie bis morgen nicht zahlt.“

„Das kommt mir wenig wahrscheinlich vor,“ entgegnete Herr von Rochus. „Das Haus — Georgenstraße 29 war es ja wohl — gehört einem guten Bekannten von mir, dem Major a. D. von Walther. Ich kümmere mich zwar um seine Mietsangelegenheiten nicht, aber das weiß ich, daß es dem nicht ähnlich sieht, eine arme Witwe wegen der paar Mark aus der Wohnung zu jagen. Es ist der gutmütigste Mensch, den ich kenne.“

„Dann müßte Frau Möller mich arg belogen haben.“

„Das hat sie jedenfalls gethan,“ sagte der unverbesserliche Skeptiker. „Die Sorte kenne ich; übrigens kann ich Walther ja heute abend einmal fragen, ob er ein solcher Barbar gewesen. Ich treffe ihn im Klub.“

„O, lassen Sie es doch; es ist nun geschehen,“ erwiderte die Dame, den silbernen Theekessel etwas rascher handhabend, als es sonst ihre Art war. Es berührte sie peinlich, daß der Baron mit seinem scharfen Urteile über die Armen recht haben sollte.

Er bemerkte es wohl. Als sie ihm jetzt die Tasse reichte, ergriff er ihre schöne Hand und drückte einen ehrerbietigen Kuß darauf.

„Sie zürnen mir, gnädige Frau,“ sprach er. „Ist es nicht so? Sie nennen mich in Ihrem Innern grausam, vielleicht rücksichtslos und übelwollend, weil ich die Dinge in der Gestalt sehe, wie sie in meinem vielbewegten Leben sich mir nur zu oft zeigten und weil ich Ihnen mit meiner Auffassung den Wahn zerstöre, den Ihre unerschöpfliche Herzensgüte, Ihre Menschenliebe sich geschaffen. Glauben Sie nicht, daß auch ich es gut mit Ihnen meine, besser als Ihre Schützlinge, die Sie ihrer ewigen Dankbarkeit versichern und Sie ohne Gewissensbisse im Stiche lassen würden, sollten Sie je in die Lage kommen, ihrer Dienste zu bedürfen?“

Ihre grauen, meerestiefen Augen verschleierten sich. „Es ist so schwer, an den Unwert der Menschen zu glauben,“ bemerkte sie gedankenvoll.

„Das ist relativ. Ich will doch lieber weniger erwarten, als mich fortwährend enttäuscht zu sehen.“

„Wird unser ganzes Leben nicht noch schwerer und freudloser, wenn wir dem Mißtrauen Eingang gönnen, das in solcher Anschauung wurzelt?“ sprach

die Dame. „Wenn wir von vornherein nichts erwarten, muß auch unser Wohlwollen für die Menschen sich verringern, wir selbst beständig auf unserer Hut sein, ob wir nicht geschädigt oder betrogen werden."

„Die Welt ist leider so unvollkommen angelegt, uns dies letztere selten zu ersparen," antwortete Herr von Rochus, „die trüben Erfahrungen jedoch, die wir an vielen machen, können von den einzelnen wieder ausgeglichen werden. Ich darf nur, wenn ich mich recht sehr geärgert, Ihrer gedenken, gnädige Frau, und die Menschen, denen ich soeben die volle Schale meines Grolles zugedacht, verschwinden wie Schatten vor Ihrem Bilde."

„Sie bewegen sich in Extremen, lieber Freund, ich bin ein fehlerhaftes Geschöpf, wie jeder andere Sterbliche."

„Das bestreite ich."

„Und wenn ich mir ein wenig mehr Wohlwollen und Mitleid für meine Nächsten bewahrt habe," fuhr Frau von Walldorf fort, „so lag das vielleicht daran, daß ich in meinem, bis vor kurzem so glücklichen und ungetrübten Leben die reichste Ursache zu eigener Dankbarkeit besaß."

„Es ist der Prüfstein des wahrhaft edlen Charakters, wie er sein Glück erträgt," sprach der Baron, „ob er es über sich zu gewinnen vermag, dann noch derer zu gedenken, die leer ausgegangen sind, und danach trachtet, ihnen den steinigen Weg zu ebnen."

„Ich meine eher, der Anblick eines Unglücklichen sei wie ein Vorwurf, daß uns ohne jedes Verdienst zu viel gegeben sei."

„Sie werden unter hundert Glücklichen kaum einen finden, der der Ansicht ist, daß er zu viel erhalten habe. Wahrhaft bescheiden sind die Menschen nur, soweit es den andern betrifft, dessen noch so karges Los immer noch gerade gut genug für ihn erscheint."

„Möge ich doch nie zu der Bitterkeit Ihrer Auffassung gelangen," sagte Frau von Walldorf unwillkürlich.

„Sie werden es, wenn Sie allein den Kampf mit der Welt jetzt aufnehmen, die sich schnell bestreben wird, Sie auszunutzen, Sie zu peinigen, zu verwunden, sobald sie Ihre übergroße Weichheit entdeckt hat."

Eine Thräne trat in das Auge der schönen Frau. „Gott nahm mir meinen geliebten Mann; es war sein Wille, wie dürfte ich mich dagegen auflehnen? Ich fühle tief, was ich mit ihm verlor, aber ist es zu ändern, daß ich jetzt das Los derer teile, die schutzlos und allein sind?"

„Ich wüßte eine Abhilfe dagegen, gnädige Frau," sagte Herr von Rochus langsam. „Entschließen Sie sich, meine Gattin zu werden und es wird meines Lebens Aufgabe sein, fortan Sie zu hüten, über Sie zu wachen."

Der Antrag war so schnell und überraschend gekommen, daß Frau von Walldorf einige Minuten sprachlos blieb.

„Sie zögern mit Ihrer Entscheidung," fuhr der Baron fort. „Es widerstrebt Ihnen, dem von Ihnen so sehr geliebten Manne, meinem Freunde, in mir einen Nachfolger zu geben. Helene, teure Frau, habe ich mich denn so gut zu beherrschen verstanden, daß Ihnen meine Verehrung, ja mehr als diese, meine tiefe Anbetung, bisher verborgen blieb? Ich liebte Sie schon, als Hugo Walldorf noch lebte, ich achtete Sie und ihn zu hoch, um es Sie jemals ahnen zu lassen. Doch jetzt, seit diesen letzten zwei Jahren, während welcher Sie der Trauer um den Gatten und Ihr Töchterchen lebten, wurde es mir zum heißen Wunsche, Sie die Meine nennen zu dürfen. Endlich mußte ich es Ihnen gestehen — gleichviel, ob es Ihren Zorn hervorruft."

Sie hatte sich gefaßt. „Meinen Zorn, lieber Freund, darf Ihr Geständnis wohl niemals hervorrufen," entgegnete sie sanft, „ist es denn nicht eine hohe Anerkennung für jedes Weib, den Antrag eines ehrenhaften Mannes zu empfangen und mehr noch, hier den Antrag des treuen Beraters und Helfers, der mir diese letzten schweren Jahre unermüdet zu erleichtern strebte? Doch, wie Sie es ja schon so richtig erkannten, es widerstrebt mir in innerster Seele, ein zweites Bündnis einzugehen, einen andern Mann an der Stelle dessen zu sehen, um den ich noch nicht aufhörte zu trauern. Verzeihen Sie mir die Enttäuschung, die ich Ihnen damit bereiten muß; ich habe nicht einmal den Mut, noch an ein neues Glück zu glauben."

„So wäre dies eine Ablehnung für immer, Helene?" sprach der Baron, nicht ohne Vorwurf. „Ich hätte keine Hoffnung, daß Sie andern Sinnes würden, auch wenn ich Ihnen Zeit ließe, Ihren Schmerz völlig zu überwinden? Sie sind noch zu jung, um mit dem Leben abzuschließen. Es können Jahre für Sie kommen, da Sie Ihre Vereinsamung empfinden und sich nach einem redlichen Herzen sehnen, das Ihre Freuden, Ihre Leiden teilt."

„Ich verkenne die Wahrheit dieses Einwurfes nicht, lieber Baron, und dennoch ist er nicht schwerwiegend genug, um meinen Entschluß aufzuheben. Sie nennen mich noch jung, trotz meiner vierunddreißig Jahre, wir Frauen aber rechnen unser Alter weniger nach der Zahl der Jahre, als nach den Ereignissen, die sie für uns brachten. Ich lebte in verhältnismäßig kurzer Zeit ein volles, reiches Leben aus und mir ist es, als sei ich alt darüber geworden, ohne es zu gewahren, weil ich die glückseligen, ungetrübten Jahre, die mir Gott schenkte, doppelt und dreifach mir anrechnen müßte."

Das war nun wieder eine jener idealen Auffassungen Helenens, die Herrn von Rochus unsympathisch waren, weil sein auf das Praktische gerichteter Verstand sich nicht hineinzudenken vermochte. Frau von Walldorf deutete sein Schweigen anders.

„Haben Sie Nachsicht mit einer thörichten Frau," sagte sie gedämpften Tones, „die das Heiligtum ihrer teuersten Erinnerungen nicht einmal mit dem Verlangen nach einem neuen Glücke entweihen mochte. Lassen Sie mich, trotz der zwischen uns gewechselten Worte, nicht den Freund verlieren, als welcher Sie mir so wert geworden. Bedarf es von mir der

Versicherung, daß es für mich ein aufrichtiger Schmerz wäre, Sie für immer von mir entfernt zu sehen?"

Er nahm die Hand, welche sie ihm bot, langsam in die seine. „Ich werde mich bemühen zu bleiben, was Sie von mir wünschen," sprach er ernst. „Es ist nicht viel, Helene, im Vergleich zu dem, was ich zu erringen hoffte, aber dennoch viel, sich Ihren Freund nennen zu dürfen. Ich danke Ihnen auch dafür; möge ich den Vorzug nie verlieren, den Sie mir damit einräumen."

In die Pause, die zwischen ihnen entstanden, tönte das Gelächter, das Plaudern Leos und Ellens, die im Nebenzimmer ihre Chokolade tranken.

Frau von Walldorfs sanfte Züge überflog es wie Sonnenschein. „Hören Sie, wie froh unsere Jugend ist," sagte sie, „und diese hoffnungsreichen, aufblühenden Leben sind unser eigen; unsere schönste Aufgabe darf es sein, sie zu hüten, zu hegen, sie zu guten, glücklichen Menschen zu erziehen. Vielleicht ist es die Hoffnung ihrer Zukunft, die wir mit unserer Entsagung begründen."

„Sie meinen, was dem Vater heute nicht bei Ihnen gelungen, könnte mein Sohn bei Ihrem Töchterlein dereinst erreichen?" fragte der Baron mit etwas gezwungenem Lächeln.

„Frauenpläne," scherzte sie, „noch liegt das ja in weiter Ferne. Ich liebe Leo wie meinen eigenen Sohn. Lassen Sie mich den freundlichen Gedanken festhalten, daß er es einst in solcher Weise wird."

Drittes Kapitel.

Helene Walldorf empfing wenige Tage später von Herrn von Rochus einen Brief folgenden Inhalts:

„Gnädige Frau!

In Ihrem Interesse, wie immer, thätig, habe ich gestern meine Erkundigungen in betreff der Familie Möller eingezogen und muß Ihnen leider mitteilen, daß man Ihre Güte wieder einmal in recht unverschämter Weise mißbraucht hat.

Major von Walther sagte mir, daß ihm Frau Möller überhaupt keinen Mietszins schuldig gewesen sei, da er ihr die Kellerwohnung umsonst angewiesen und sie dafür mit Waschen, Putzen und ähnlichen Verrichtungen in seinem Hause beschäftige. Sie hinauszuweisen sei ihm nicht in den Sinn gekommen. Er stellte es zwar nicht in Abrede, daß die Frau Schulden habe, doch müßten diese bei Bäcker, Fleischer und anderen Handwerkern entstanden sein, die ihr allerdings öfters nicht borgen wollten, da sie eine sehr ungewisse Zahlerin sei.

Ich rate Ihnen daher, gnädige Frau, der Familie gegenüber etwas vorsichtig zu sein, damit derartige Komödien zu Ihrem Schaden sich nicht zu häufig wiederholen.

Mit dem Ausdrucke vorzüglichster Hochachtung
Ihr sehr ergebener
Ernst von Rochus."

Frau von Walldorf faltete den Brief zusammen und warf ihn in den neben ihr stehenden Papierkorb. Des Barons gereiftere Menschenkenntnis hatte auch hier ihn richtig geleitet, aber dennoch erregte das Erlebte ihr kaum einen flüchtigen Unwillen. Sie unterschätzte die entsittlichende Macht des Elends und der Entbehrung nicht. Sie wußte, daß viele der Armen die verschiedensten Vorwände gebrauchten, um das Mitleid ihrer Beschützer zu erhöhen. Also auch hier! Die Frau hatte sich offenbar gescheut, ihre eigentlichen Gläubiger zu nennen. Der hartherzige Hauswirt war ein so triftiger Grund.

Nun, mochte es darum sein! Sie hatte das Geld jedenfalls nötig gehabt, aber von jetzt an wollte Helene doch den Thatbestand feststellen lassen, ehe sie wieder eine angebliche Miete bezahlte.

Sie ging am Nachmittag des nämlichen Tages mit ihrem Töchterchen in dem nahen Stadtparke spazieren, als sie unvermutet die kleine Lenore Möller vor sich sah. Das Kind hielt einen Veilchenstrauß in der Hand und trat schüchtern auf die Dame zu.

Frau von Walldorf gehörte zu den wenigen Frauen, die einen gehabten Verdruß den Schuldlosen nicht entgelten lassen. Sie nickte dem Kinde gütig zu. „Willst Du die Veilchen an mich verkaufen?" fragte sie.

„Nein, gnädige Frau," war die leise Antwort, „wenn gnädige Frau sie so annehmen wollten. Ich habe sie eben gepflückt, jetzt blühen sie schon draußen."

„Also schenken willst Du sie mir?" lächelte Helene. „Aber warum denn das?"

„Weil — weil," stammelte das Mädchen, „die gnädige Frau uns so viel gegeben haben. Erst bei den Palmen und dann nachher noch, als die Mutter —" sie stockte rotwerdend und in ihre Augen traten Thränen.

Helene Walldorf antwortete nicht sogleich. Der Eindruck kehrte in verstärktem Maße wieder, den dieses Kind der Straße auf sie gemacht.

Hier waren die Keime jener besseren Eigenschaften, die der Baron bei dem niederen Volke leugnete, das Zartgefühl des Herzens, das die empfangene Wohlthat durch eine, wenn auch geringe Gabe zu vergelten suchte, die unwillkürliche Scham, daß die Mutter die fremde Wohlthäterin sofort auszunutzen verstanden. Das Kind, das kaum eine wirkliche Erziehung genoß, schien das Tadelnswerte in der Mutter Benehmen voll und ganz zu empfinden; wer hatte es gelehrt, wenn nicht das instinktive Rechtsbewußtsein in der eigenen jungen Brust?

Das waren die Gedanken, die blitzesgleich durch den Geist der Dame flogen, als sie sich niederbeugte und mit ihrer weichen Stimme zu Lenore sagte: „Deine Veilchen nehme ich gern, mein Kind, und danke Dir, daß Du sie für mich pflücktest. Nun darfst Du morgen nachmittag uns einmal besuchen kommen und wenn Du auch nichts von mir geschenkt haben möchtest, wird es Dir doch Freude machen, meiner Ellen Spielsachen anzusehen."

Sie ging mit ihrer Tochter weiter, noch ehe Lenore sich von dem freudigen Schrecken erholt, den ihr die überraschende Einladung verursacht hatte.

„Mama, weshalb soll uns das Bettelmädchen besuchen?" fragte Ellen, als sie außer Hörweite waren.

„Weil ich sie für ein liebes, gutes Kind halte, das ich näher kennen lernen möchte," antwortete die Mutter. „Übrigens mußt Du sie nicht Bettelmädchen nennen."

„Aber sie ist es doch," meinte Ellen.

„Sie hat nicht gebettelt. Wenn ihre Mutter sie fortschickte, Blumen zu verkaufen, so mußte sie gehorchen. Du weißt sehr wohl, daß es Onkel Ernsts Mylord war, der mich auf sie aufmerksam werden ließ. Wenn die Kleine gut und sorgsam erzogen würde, wäre zwischen Dir und ihr gewiß kein Unterschied zu gewahren."

„Zwischen ihr und mir?" wiederholte die kleine Aristokratin, das Näschen rümpfend. Der Vergleich war ihr sehr befremdend.

„Mein Kind," sprach Frau von Walldorf ernst, „es ist nicht Dein Verdienst, daß Du in einem reichen Hause geboren wurdest, noch kann jenes kleine Mädchen dafür, daß sie das Kind eines Armen ist. Ich wünsche sogar, daß Du sie liebhaben lerntest, denn wir werden sie, wenn sie das ist, was ich in ihr voraussetze, von nun an öfters sehen."

Die kleine Ellen begriff der Mutter Interesse für das fremde Straßenmädchen nicht. Doch die Mama war in ihren Augen das Urbild der Vollkommenheit. So mußte es wohl auch recht und gut sein, daß Lenore Möller morgen mit ihr spielen kam. Sie nahm sich vor, wie es die Mama befohlen, freundlich zu ihr zu sein. Eigentlich war es ja auch ganz angenehm, jemand zum Spielen zu haben. Die alte Babette, ihre einstige Wärterin, war schon so steif und ungelenk, Gefährtinnen aus befreundeten Häusern besaß Ellen noch nicht und Leo war sechs Jahre älter. Der spielte nicht gern mit ihren Puppen und ihrer Küche.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde erschien am anderen Tage Lenore. Sie hatte ihr bestes Kleid an, das ihr aber nicht paßte, weil es ein abgelegtes von der Tochter einer Hausgenossin war. Dennoch vermochte die ungeschickte Tracht nicht ganz die natürliche Anmut ihrer Bewegungen zu beeinträchtigen. Es war ein hübsches Bild, die beiden Kinder miteinander verkehren zu sehen, die in ihrem Äußeren die vollkommensten Gegensätze boten. Ellen klein, blond und zierlich, Lenore für ihr Alter kräftiger gebaut, mit dunklem Haar und großen, schwermütigen Augen, die die Leidensgeschichte einer freudlosen Jugend erzählten.

Die Kinder hatten nach der Besichtigung der Puppenstube in das Zimmer Frau von Walldorfs kommen dürfen, dort Kaffee und Kuchen zu erhalten. Helene bemerkte, daß Lenore den Kuchen nicht aß, den sie ihr gegeben, ihn aber trotzdem nicht aus den Augen ließ. Sie erriet des Kindes geheimes Verlangen.

„Magst Du keinen Kuchen, Nora?" fragte sie ermutigend. „Oder möchtest Du etwas anderes?"

Das Mädchen schlug die Augen verlegen nieder.

„Ich möchte, wenn ich darf," flüsterte es, „den Kuchen meinem kleinen Bruder mitnehmen."

Frau von Walldorf strich mit leiser Hand über des Mädchens Haar. „Dem kleinen Bruder," erwiderte sie, „packen wir ein Körbchen mit Kuchen voll, wenn Du nach Hause gehst. Du brauchst Dir deshalb den Deinen nicht abzusparen."

Lenore lächelte dankerfüllt und wagte erst jetzt, sich die seltenen Herrlichkeiten schmecken zu lassen, welche die gütige Spenderin auf ihren Teller gehäuft.

Helene forderte nach dem Kaffee die Kinder auf, wieder an ihr Spiel zu gehen und beobachtete aus der Nische des Fensters, in welche sie sich zurückgezogen, den Verkehr der beiden kleinen Mädchen.

Ellen zeigte ihrem Gaste soeben ein Bild, auf welchem eine schöne Frau zu sehen war, die an ihre Umgebung die verschiedensten Gaben austeilte.

„Das ist eine gute Fee," erklärte sie dabei.

„Nein, das ist Deine Mama," rief Lenore lebhaft aus.

Ellen schüttelte zweifelnd das Köpfchen. „Eine Fee kann aber zaubern," meinte sie, „das kann Mama nicht."

„O, Deine Mama kann gewiß auch zaubern," entgegnete Lenore voll Überzeugung, „sie kann gewiß alles, sie ist wie der liebe Gott."

„Warum denn wie der liebe Gott?" fragte Ellen, der trotz ihrer kindlichen Zärtlichkeit der Vergleich zu hoch erschien.

„Der Herr Lehrer in der Schule," erläuterte Lenore, „sagte uns, es gäbe niemand, der so gut wäre wie Gott, weil er uns unsere Bitten erfülle, obgleich wir es nicht verdienen, und uns verzeihe, wenn wir Unrecht gethan haben. Kein Mensch auf Erden thäte das."

„Nun, und?" forschte Ellen neugierig, als die Gefährtin schwieg.

„Aber Deine Mama that es doch," sprach Lenore. „So muß sie so gut sein, wie der liebe Gott."

Der Grund war Ellen einleuchtend; sie verlangte keine weitere Beweisführung, sondern zog die neue Gespielin zu der großen Puppenküche, ihr die Wunder derselben zu zeigen.

„Möchtest Du nicht wieder eine Schwester haben, wie die liebe Lucy war?" fragte Frau von Walldorf am Abend, nachdem Lenore sie verlassen, ihr Töchterlein; „jemand, der mit Dir spielte und lernte, wie sie es that?"

„Ja, das wäre hübsch," rief Ellen, „aber Lucy ist im Himmel; sie kommt nicht mehr zu uns zurück."

Die Mutter zerdrückte eine Thräne. „Nein, unsere Lucy kommt nicht mehr zu uns," sagte sie wehmutsvoll, „aber ich könnte Dir eine Spielgefährtin in das Haus nehmen, die Du lieb gewinnen lerntest, wie eine rechte Schwester."

„Meinst Du Lenore, die heute hier war?" fragte Ellen rasch.

„Vielleicht. Sie ist ein Kind von besten Anlagen, und das Gute, das man ihr erwiese, würde nicht verschwendet sein."

„Wird sie dann ganz bei uns wohnen?"

„Das hängt von ihrer Mutter ab, mit der ich morgen oder übermorgen sprechen will."

* * *

Frau Möller erschrak ein wenig, als an einem der nächsten Tage die vornehme Dame bei ihr erschien, die ihr ein Geldgeschenk gemacht. Sie fürchtete, Frau von Walldorf möchte es erfahren haben, daß sie eine falsche Vorspiegelung gebraucht, um eine so große Gabe zu erlangen.

Ihr Erstaunen wuchs, als sie den eigentlichen Zweck des Besuches erfuhr. Aber weit entfernt davon, die Hochherzigkeit des Anerbietens zu begreifen, überlegte sie im stillen sofort, welche Vorteile daraus für sie entstehen könnten.

„Die gnädige Baronin wollen die Lore zu sich nehmen und sie zu einer feinen Dame erziehen lassen?“ rief sie, die Hände zusammenschlagend, aus. „Ja, wie kommt denn das Mädel zu der Ehre? Sie, armer Leute Kind, zu nichts weiter geboren, als sich kümmerlich durchs Leben zu schlagen. Und jetzt —“

„Ihre Tochter gefiel mir, liebe Frau,“ unterbrach Helene Walldorf den Redeschwall, „sie erinnert mich an ein Kind, das ich vor einem Jahre verlor und das in gleichem Alter stand. Sind Sie also mit meinem Vorschlage einverstanden, daß Nora meines eigenen Töchterchens Gespielin werden soll, so lasse ich sie heute noch durch eine meiner Dienerinnen abholen.“

Frau Möller hatte ihren Plan gefaßt. „Die Gnädige wollen verzeihen,“ sagte sie ausweichend, „aber ich kann mich nicht entschließen, mein Kind so schnell und für immer fortzugeben, auch wenn es ihm noch so gut gehen soll. Es darf mich doch recht oft besuchen, nicht wahr?“

Dies lag nun allerdings nicht in den Absichten Frau von Walldorfs, die das Mädchen, welches ihre Teilnahme erweckt hatte, ganz und gar dem Einflusse ihrer bisherigen Umgebung entzogen wissen wollte.

„Sie werden sich darein finden müssen, Frau Möller,“ erwiderte sie, etwas ablehnend, „daß Sie Ihre Tochter nicht zu häufig sehen. Nur dann kann ich des Erfolges der neuen Erziehung gewiß sein, wenn Nora völlig mir gehört.“

Frau Möller fuhr sich mit der Schürze über die Augen, in die, trotz aller Anstrengung, keine Thräne treten wollte.

„Ach, gnädige Frau,“ jammerte sie, „das kann ich nicht übers Herz bringen. Erst soll ich den Verdienst verlieren, den ich durch das Mädchen hatte, und dann noch sie selbst dazu. O, ich arme Frau!“

Helene fühlte sich im höchsten Grade angewidert; sie erriet, wohin das Gebaren der Arbeitsfrau zielte. „Sie können durch ein zehnjähriges Kind unmöglich einen großen Zuschuß zu Ihren Erwerbsquellen gehabt haben,“ bemerkte sie mit einiger Strenge. „Meinen Sie etwa mit dem Verkauf der Palmenzweige und ähnlicher Dinge?“

„O, die Lore hat mir schon manchen Groschen ins Haus gebracht,“ versicherte die Mutter, „fast jeden Tag machte sie Gänge für die Leute hier im Hause und hin und wieder bekam sie auch ein paar Pfennige geschenkt.“

„Und das nennen Sie einen Verdienst?“

„Eine arme Witwe kann eben alles gebrauchen,“ antwortete Frau Möller demütig, „mir würde das Mädchen schon deshalb fehlen.“

„So handelte es sich darum, wie hoch ich Sie entschädigen müßte,“ sprach Frau von Walldorf kalt, „damit Sie den Ausfall Ihrer Einnahmen nicht zu sehr empfänden. Wünschen Sie eine jährliche Zuwendung, oder eine bestimmte Summe einmaliger Abfindung? Es wäre mir lieb, wenn wir die Sache sogleich erledigten.“

Die Aufwärterin war schon mit sich im reinen. „Ich würde, wenn es der gnädigen Frau nicht unangenehm wäre, das Geld lieber auf einmal haben,“ sagte sie, „dann könnte ich einen Handel anfangen und müßte nicht so schwer arbeiten.“

„Gut denn; sind Ihnen fünftausend Mark genug?“

Frau Möller zupfte an den Bändern ihrer Schürze. „Ich denke, für die Lore wären sechstausend nicht zu viel,“ meinte sie.

„Sie sollen sie haben,“ entgegnete Helene, die mit dem unwürdigen Handeln und Feilschen zu Ende zu kommen wünschte, „doch nur unter der Bedingung, daß Sie dann Ihren Ansprüchen auf Ihre Tochter entsagen.“

Sie dachte unwillkürlich daran, was ein Kind von dem weichen Charakter Lenorens in den Händen dieser Mutter werden müsse. Nein, nein, es war nicht übereilt von ihr, das Mädchen unter ihren Schutz zu nehmen. Es war eine Pflicht gegen eine junge Menschenseele, die Gott ihr zugeführt, damit sie rein erhalten bliebe von den Schlacken, die sich auf ihrem dunklen Wege an sie zu heften drohten.

„Wann darf ich mir das Geld holen?“ unterbrach die Stimme der Arbeiterfrau ihren Gedankengang.

„Mein Bankier wird sie Ihnen aushändigen. Ich werde ihn in kürzester Frist benachrichtigen. Es versteht sich von selbst, daß Sie die Gegend hier nach Empfang des Geldes verlassen und Ihren Laden in einem anderen Stadtviertel eröffnen.“

„Ich werde mich ganz nach den Befehlen der Gnädigen richten,“ beteuerte Frau Möller; der lauernde Blick jedoch, den sie auf die Dame warf, schien ihre Worte Lügen strafen zu wollen.

Baron Rochus erfuhr das Geschehene erst, als Nora, wie sie von nun an genannt wurde, bereits in dem Walldorfschen Hause eingezogen war. Nichts konnte seiner Überraschung, seiner kaum verhehlten Mißbilligung gleichkommen. Ein Mädchen, von der Straße geradezu aufgelesen, die Gefährtin Ellens, der Tochter Helenens fast gleichgestellt und dazu bestimmt, mit ihr erzogen zu werden!

Nun, das war auch wieder eine der romantischen Thorheiten, wie sie nur Frau von Walldorf fertig bringen konnte. Sie würde schöne Erfahrungen mit dem hereingeschneiten Schützlinge machen.

„Sie tadeln mich,“ sagte Helene, als sie eine Weile schweigend in seinen verfinsterten Zügen gelesen. „Sie machen mir das Mitleid zum Vorwurfe, das mich für ein fremdes Kind bewegte und mich zu einem Schritte hinriß, der mit der Klugheit der Welt nichts zu thun hat.“

„Ich Sie tadeln, gnädige Frau?“ wiederholte der Baron. „Hätte ich ein Recht dazu? Sie sind Herrin Ihrer Handlungen und dürfen sich gestatten, was Ihnen gut dünkt, auch wenn Ihre Freunde es für unüberlegt halten.“

„Und was ist es, das Ihnen als das letztere erscheint?“ warf sie hin. „Ich rette ein armes kleines Mädchen aus dem Elend ihrer bisherigen Lebensstellung — das ist alles.“

„Was bewog Sie dazu?“

„Außer den Gründen, die ich Ihnen schon genannt, der Wunsch, meiner Ellen eine Gefährtin zu geben. Sie ist jetzt mein einziges Kind. Die Gefahr liegt nahe, daß sie durch mich zu sehr verzogen, zur Egoistin gemacht wird. Durch die Pflegeschwester wird sie dazu angehalten, ihren Willen nicht immer als den bestimmenden anzuerkennen, sich unterzuordnen, wo es not thut, kleine Opfer zu bringen; ja, sogar für das Lernen wird es ihr ein Sporn sein, wenn Nora ihre Stunden teilt.“

„Diese Erklärung läßt sich hören, aber sie berührt nur die eine Seite der unausbleiblichen Konsequenzen, die Ihr Entschluß nach sich ziehen muß. Zunächst die Angehörigen Noras; Sie schilderten mir die widerwärtige Berechnung der Mutter des Mädchens, von der Sie ja gleich bei ihrer ersten Bekanntschaft eine Probe erhielten. Glauben Sie, daß Sie mit jener einmaligen Zahlung das Weib für immer los geworden, daß sie nicht wiederkommen wird, einen neuen Ansturm auf Ihr weiches Herz zu machen, nicht etwa, weil sie Sehnsucht nach der Tochter empfindet, sondern weil dies Volk nun einmal unersättlich ist? Ich könnte schaudern bei dem Gedanken, welchen Unannehmlichkeiten Sie sich durch den Anhang Ihres Schützlings aussetzen.“

„Ich hoffe mit ihr fertig zu werden,“ lächelte Frau von Walldorf, „dies ist ja auch das Schlimmste nicht.“

„Es kann zu ernsten Konflikten zwischen Ihnen und Nora führen, wenn diese viel Anhänglichkeit für die Ihren besitzt.“

„Das scheint mir nicht so und es ist in diesem Falle ein Glück. Die Mutter hat sie stets zurückgesetzt. Auch sind beider Naturen so verschieden, daß ich zuweilen erstaune, wie dieses liebenswürdige Kind die Tochter einer solchen Mutter sein kann.“

„Gut, dies zugegeben! Aber die Zukunft des Mädchens, wie denken Sie diese zu gestalten? Sie sagen, gnädige Frau, daß Sie das Kind wie eine Schwester Ihrer Ellen erziehen wollen. Damit erwecken Sie Ansprüche in ihr, zu denen ihre eigentliche Lebensstellung sie niemals berechtigt. Sie lehren sie mit den verfeinerten Genüssen, die Sie ihr geistig und materiell bereiten, verachtend auf ihre bisherige Umgebung herabsehen und rufen Wünsche in ihr hervor, die sie in den traurigsten Zwiespalt versetzen können. Zwingen jedoch unvorhergesehene Ereignisse Sie, das Mädchen den Ihren zurückzugeben, so haben Sie ein unglückliches Geschöpf aus ihr gemacht, das an keinen Platz der Welt mehr paßt, am wenigsten an den, welchem sie entstammte.“

Die Stirn Helenens hatte sich etwas umwölkt. „Ihr Pessimismus, lieber Freund, verleugnet sich auch hier nicht und auch meinem pädagogischen Talente schenken Sie wenig Zutrauen. Ich verkenne keine der Schwierigkeiten, welche die Annahme eines fremden Kindes bereiten kann, aber ich hoffe sie mit Gottes Hilfe zu überwinden und meiner kleinen Nora ferneres Leben zu einem segensreichen und glücklichen zu gestalten. Können Sie denn wirklich glauben, es habe Gott sie mir in den Weg gesandt, um mein Erbarmen für sie nur zu einer späteren herben Prüfung zu wandeln?“

„Sie ist eine überspannte Frau,“ dachte Herr von Rochus, als er eine Viertelstunde später die Treppe hinabschritt, „vielleicht war es besser, daß wir uns nicht geheiratet haben.“

Viertes Kapitel.

Leo von Rochus teilte die Abneigung seines Vaters gegen Ellens Pflegeschwester nicht. Er fand das schlanke, dunkelhaarige Mädchen mit dem bräunlichen Sammethauch der Wangen „zum Anbeißen nett“, erkannte ihre entschiedene Begabung für alle Lauf- und Kletterkünste in dem frühlingsduftenden Garten am Hause großmütig und neidlos an und war bald mit sich im klaren, daß die neue Spielgenossin ihm besser gefiele, als Ellen, die er am glücklichsten machte, wenn er mit ihr „Familie“ spielte, ihre Puppenbabies bewunderte und ihre selbstbereiteten Torten aß, die sie aus Brotkrumen, Milch und Zucker, nicht immer nach seinem Geschmacke, herstellte.

Mit Noras Erscheinen war das Spielen in dem befreundeten Hause viel amüsanter geworden. Schon sie über Dinge zu belehren, die ihr bisher noch unbekannt gewesen, gewährte einen eigenen Reiz. Leo kam sich stets sehr groß und wichtig vor, wenn er der kleinen Fremden die Geheimnisse des Mühlspieles, des zoologischen Lottos erklären konnte, oder ihr im Croquet den geschicktesten Griff zeigte.

Nora erwies sich als eine gelehrige Schülerin. Sie erfüllte es mit Stolz, daß der schöne heranwachsende Knabe auch ihr all jene Ritterlichkeit zollte, die sie in seinem Verkehr mit Frau von Walldorf und Ellen gewahrte. Die Knaben, die sie bisher kennen gelernt, hatten sie verhöhnt, wenn sie in ihren schlechten, an ihr herabschlotternden Kleidern vorüberging, und wenn sie bei ihrem Blumenhandel ihnen in den Weg kam, schlugen sie nach ihr.

Leo aber meinte es ganz ernsthaft mit seiner Artigkeit gegen sie. Er holte ihr den Ball herbei, der ihr davongerollt war, er rückte für sie, so gut wie für Ellen, einen Stuhl an den Kaffeetisch und reichte den beiden Mädchen zuerst Zucker und Kuchen.

Wie seltsam das alles war! Daß man ihr freundliche kleine Dienste erzeigte, die sonst immer zu dienen gewohnt war, daß man in dem großen, vornehmen Hause auf ihre bescheidenen Wünsche Rücksicht nahm, daß sie von jedem, der mit ihr in Berührung kam, Liebes und Gutes erfuhr.

Sie dachte nicht daran, daß es ihr eigenes

Wesen sei, welches ihr die Herzen ihrer Umgebung gewann, die schüchterne Anmut, die mit hingebender Dankbarkeit sich verband. Sie staunte nur, daß dieses gänzlich veränderte Leben so schön sein könne.

Des Barons Prophezeiung hinsichtlich ihrer Angehörigen schien sich nicht bewahrheiten zu wollen. Frau Möller hatte in einer ziemlich entlegenen Gegend der Stadt ein Posamentiergeschäft eröffnet und, vorläufig mit dem Ergebnisse ihres Tausches zufrieden, kein Verlangen nach der Tochter geäußert.

Helene Walldorf hielt es jedoch für ihre Pflicht, bevor sie sich mit ihren Mädchen zum Sommeraufenthalte auf ihr Gut begab, Nora noch einmal zu ihrer Mutter zu führen, um freilich bei der nun folgenden Unterredung sich zu überzeugen, daß zwischen Mutter und Kind nicht das geringste Verständnis mehr waltete.

Frau Möller bewunderte die neuen Kleider Noras, verhehlte ihren Neid darüber nicht, daß die letztere jetzt jedenfalls viel besseres Essen bekäme, als der Oswald und sie, und fragte endlich, ob die Schwester kein Geschenk, keine Näscherei für den Knaben mitgebracht.

Nora übergab ihr die Düte Bonbons, welche Frau von Walldorf unterwegs für Oswald gekauft, wich indessen zurück, als die erfreute Mutter sie liebkosen wollte.

„Nun, werde nur nicht hochmütig in Deinem Glücke," waren Frau Möllers Worte bei dem bald darauf erfolgten Abschiede.

Nora erwiderte nichts.

„Woran denkst Du, Nora?" fragte Frau von Walldorf, als sie auf dem Heimwege waren, und das Mädchen still und in sich versunken ihr gegenübersaß.

„Ich dachte — dorthin," antwortete Nora, nach der Gegend deutend, die der Wagen soeben verlassen.

„Möchtest Du zurück? Hast Du Sehnsucht nach den Deinen?" fuhr ihre Beschützerin teilnehmend fort.

„Zurück? Dorthin?" rief Nora aus. „O nie, nie!"

„So bist Du gern bei uns und hast uns lieb gewonnen?"

„Ja, unbeschreiblich lieb," flüsterte das Mädchen, die Hand Helenens, die sich ihr entgegenstreckte, leidenschaftlich küssend.

Frau von Walldorf lächelte befriedigt. Ihr Samariterwerk schien ihr die herrlichsten Früchte tragen zu wollen. Die guten und glücklichen Anlagen Noras entfalteten sich unter ihrer Leitung mehr und mehr; die geistigen Fortschritte, die sie machte, hatten Ellens Kenntnisse schon beinahe eingeholt — thörichter Baron Rochus! All seine Vorurteile gegen das fremde Kind vermochten die Freude nicht zu verkümmern, die sie an ihrer Handlungsweise täglich empfand.

Der Landaufenthalt, den sie jetzt mit der Familie ihrer Wohlthäterin genoß, war für Nora eine Quelle neuer Seligkeit. Wenn sie der in der Stadt bisher verlebten Sommer gedachte, so hatte sie stets nur die Erinnerung drückend heißer, staubiger Straßen, auf welchen die Menschen müde und schweißbedeckt daherschritten. Auf den freien Plätzen waren die Rasenflächen schon im Juni gelb und verdorrt, die Bäume sahen aus, als wären sie nie voll belaubt gewesen.

Und hier — wie rein die Luft, wie durchsichtig der Himmel, wie tauig frisch der Garten im Schmucke seiner prächtigen Blumen. Welch eine Wonne war es, in den Wald hinauszuschweifen, in dem die hohen Baumkronen sich flüsternd gegeneinander neigten, oder durch die Felder zu wandern, auf denen das goldene Korn reifte.

Ellen belustigte sich oftmals, daß Nora alle diese Dinge, die ihr selbst längst bekannt und vertraut waren, wie ebenso viele Wunder anstaunte. Sie konnte es nicht begreifen, daß ihre Gefährtin mit einer wahren Andacht die Vorgänge in der Natur um sie her beobachtete, daß Noras phantasievolles Gemüt es sehr bald lernte, in diese Dinge eine andere Bedeutung zu legen, so wie sie sie aus den Märchen schöpfte, welche Frau von Walldorf zuweilen den Kindern erzählte.

So wurde ihr die wilde Rose, die, von einem kleinen Kranze Knospen umgeben, an der Hecke blühte, zum Throne der Elfenkönigin, dort hinter jenem grauen Gestein, mit Moos bewachsen, lag Dornröschens Schloß, die Wasserrose, die inmitten ihrer breiten grünen Blätter auf dem Weiher schwamm, war Däumlinchens Nachen, das Vöglein in den Zweigen über ihr sang das Lied der Waldeinsamkeit.

Die Poesie des Herzens ist ein Luxus der Glücklichen. Unter dem Drucke von Kummer und Leid, in dem Ringen mit des Tages Not und Sorge schweigen jene freundlichen Stimmen, die auch das Natürliche mit rosigem Schimmer umkleiden. Nora wäre unter ihren früheren Verhältnissen kaum jemals zu dem träumerischen Nachdenken gelangt, das Feld, Hain und Garten mit den Gestalten ihrer Phantasie bevölkerte — in dem sorglos glücklichen Dasein, das sie führte, erwachte jene verhängnisvolle Gabe in ihr, so beneidenswert für den, der wohlgeborgen vom sicheren Hafen aus dem Kampfe der wilden Wogen zuzuschauen vermag — so gefahrbringend für den, dessen Lebensschiff, vom Zufall gelenkt, niemals den festen Ankergrund zu finden bestimmt ist.

In den großen Sommerferien kam Leo, einige Wochen auf dem Gute zu verleben, zum wahren Jubel der Mädchen, die er als Beschützer auf ihren Spaziergängen begleiten oder in der neuangeschafften Esels-Equipage fahren durfte. Das Schloß war mit Gästen gefüllt, die Kinder daher unter der Aufsicht der Erzieherin viel sich selbst überlassen. Leo war es, der die Pläne entwarf, wie man am besten den Tag verbringen könne und einstimmig wurden seine Vorschläge stets angenommen.

Sein Vater kam ebenfalls auf einige Tage, Frau von Walldorf zu besuchen. Ihm mißfiel es, daß der Knabe zwischen Ellen und Nora keinen Unterschied mehr machte.

„Du brauchtest Dich auch nicht so viel mit dem hergelaufenen Mädchen abzugeben," sagte er eines Tages. „Wenn schon die Laune von Tante Helene

sie in das Haus gezogen hat, wird sie doch nie eine unseresgleichen."

„Aber Papa," wandte Leo ein, „sie benimmt sich doch ganz, wie die anderen Mädchen. Du hättest nur sehen sollen, wieviel ungeschickter Thekla und Anna Seelhorst neulich beim Kaffee waren. Die eine goß der Tante die Sahne über ihr Kleid und die andere stopfte den Kuchen in sich hinein, als hätte sie den ganzen Tag noch nichts gegessen."

Der Vater unterdrückte ein Lächeln. „Dergleichen Beobachtungen behalte nur lieber hübsch für Dich," meinte er, „was geht es Dich übrigens an, wie die Seelhorstschen Mädchen ihren Kaffee trinken?"

„Du sagtest doch eben, Nora würde nicht, wie die anderen," entgegnete der Sohn beharrlich. „Ich finde sie viel netter, als die beiden."

„Das, was Du an jenen rügst, sind Kleinigkeiten, die sich bald verlieren. Deswegen bleiben sie doch vornehme Mädchen und Nora ein Proletarierkind."

„Wenn aber Tante Helene sie behält, wird sie ein Fräulein, wie Ellen."

„Es ist sehr die Frage, ob sie hier bleibt."

„O gewiß, Papa, Tante hat es erst neulich gesagt."

„Unsinnige Idee," murmelte der Baron, „nun, Ellens Vermögen soll deswegen nicht verkürzt werden, dafür werde ich als Vormund sorgen."

Sein Sprößling hörte schon nicht mehr auf ihn; er sah von der Veranda aus, auf welcher sie standen, die beiden Mädchen durch den Garten jagen und war mit drei Sätzen bei ihnen, an ihrem Spiele teilzunehmen.

Die Kinder waren heute allein; ihre Erzieherin war, von Zahnschmerzen gequält, auf ihrem Zimmer geblieben. Leo wollte einen Spaziergang in den Wald zu einem Försterhause machen und die kleinen Mädchen mitnehmen. Die Erlaubnis der Tante wurde schnell eingeholt. Frau von Walldorf schärfte dem Knaben ein, auf seine Begleiterinnen sorgfältig acht zu haben und nicht zu lange auszubleiben.

Leo versprach es und die Kinder traten ihre Wanderung an.

Unter den Bäumen des dichten Buchenwaldes war es kühl und frisch; die Sonne vermochte nur hier und da durch das Blättermeer zu dringen, die halbe Dämmerung, in der die jugendlichen Wanderer dahinschritten, übte einen geheimnisvollen Reiz.

Das anfangs lebhafte Gespräch verstummte. Nora hatte endlich nur noch Auge für die Anemonen und Vergißmeinnicht, die am Rande des Baches blühten. Ein großer Strauß wurde bald gepflückt.

„Für Deine Mama," sagte sie zu Ellen.

Das Försterhaus war erreicht; die freundliche Försterin hieß die jungen Gäste willkommen, bewirtete sie mit Erdbeeren und frischer Milch und zeigte ihnen, was sie Sehenswertes besaß: die Sammlung ausgestopfter Vögel, die ihr Gatte erlegt, das lebende Eichhörnchen, das in seinem Käfig das Rad drehte, die jungen Jagdhunde, Leos Entzücken, und die Hirschgeweihe, die den Hausgang zierten.

Die Zeit verging schneller, als man es sich gewünscht. Leo sah mit einigem Schrecken an der alten Schwarzwälder Uhr der Försterin, daß er und die Mädchen sich beeilen mußten, heimzukommen. Nach einem hastigen Abschied von ihrer Wirtin traten die Kinder den Rückweg an.

„Werden wir zum Abendessen noch nach Hause kommen?" fragte Ellen, als sie einige Schritte gegangen.

„Ich denke ja," antwortete Leo, „aber wir könnten einen kürzeren Weg gehen. Ich weiß einen; er führt gleich hier links ab."

„Ist das auch wirklich der richtige?" wandte Nora bedenklich ein.

„Ganz gewiß," versicherte der Führer stolz, „ich bin ihn schon oft gegangen."

Niemand fiel es ein, daran zu zweifeln. Die Mädchen folgten gehorsam Leo, der den unebenen Pfad mutig voranschritt. Sie mußten schon nach geringer Zeit eins hinter dem andern gehen; der Weg wurde immer schmaler, immer steiniger, die Bäume traten dichter zusammen, man vermochte nur mit Mühe noch vorwärts zu gelangen, da plötzlich, gegenüber einem Felsblock, hörte er ganz auf, — die Kinder standen verirrt in dem dunkelnden Walde.

Ellen begann vor Furcht zu weinen, Nora schlang tröstend den Arm um sie.

„Weine nicht, wir finden schon zurück. Sieh, dort ist der Bach ja, den wir vorhin zur Seite hatten."

Leo, der ebenfalls etwas ratlos um sich geschaut hatte, griff den Gedanken sofort auf.

„Du hast recht, Nora," rief er, „wir können gar nicht weit von unserem Wege entfernt sein. Nun wollen wir dem Bache folgen, dann kommen wir schneller aus dem Walde."

„Wäre es nicht besser, wir gingen denselben Weg zurück, den wir gekommen?" entgegnete Nora.

„Ach, das wird zu spät, geht nur mit. Und Du, Ellen, fürchte Dich nicht; wir nehmen Dich in die Mitte."

Gesagt, gethan. Die Kinder gingen eng aneinander gedrängt weiter, Gestrüpp und hohes Farrenkraut machten den Weg immer beschwerlicher, den sie nun alle in unruhiger Hast vorwärts strebten.

Der Bach wurde breiter, herabgefallene Steine hemmten seinen Lauf, machten jedoch auch die Strömung schneller.

„Ich glaube, daß wir hinüber müssen," bemerkte Leo, „wir hatten ihn vorhin auf der anderen Seite."

Auch die Mädchen erinnerten sich dessen; nur war es schwierig, ihn zu überschreiten, er schien an dieser Stelle tiefer, als in seinem übrigen Laufe.

„Ich werde einmal probeweise hindurchwaten, und Euch dann holen," sprach Leo, der die Verantwortung zu empfinden begann, welche ihm die Tante übertragen.

„Dann kommen wir gleich mit," erklärte Nora.

„Wie wollt Ihr das? Ihr werdet ja ganz naß dabei und dann würde die Tante schelten."

„O, mir schadet das nicht," erwiderte Nora mutig. „Es ist noch nicht lange her, daß ich barfuß

durch den Schnee ging. Aber Ellen darf nicht naß werden, sie könnte sich erkälten."

„Ich werde sie tragen," sagte Leo.

„Und ich helfe Dir dabei," rief Nora, „allein ist es Dir doch wohl zu schwer."

Die Kinder verschränkten die Hände fest ineinander und hießen Ellen die Arme auf ihre Schultern legen.

Die Kleine nahm ohne Zögern den so geschaffenen Sitz ein. Sie war es gewohnt, daß man für sie sorgte und verspürte auch keine Lust, mit dem Wasser des Baches in Berührung zu kommen, in das jetzt ihre Gefährten tapfer hineinschritten.

Es gehörte einige Geschicklichkeit dazu, über die ungleichen schlüpfrigen Steine hinwegzuklettern, und die Last, die sie trugen, machten Leo und Nora ihr Wagestück nicht leichter. Dennoch wurde glücklich das jenseitige Ufer erreicht; atemlos, aber heiter lachend ließen die beiden Helfer Ellen auf den Waldboden niedergleiten.

„Nun hole ich noch Eure Schirme und Kragen," rief Leo, „naß bin ich ja schon."

„Ach, lasse die doch lieber liegen," entgegnete Ellen, die sich etwas beruhigt hatte, seit ihr nicht mehr die Gefahr drohte, in den Bach steigen zu müssen.

„Nein, nein, das ist gleich geschehen," meinte Leo davonstürmend. „Hier weiter unten geht es ganz leicht hinüber."

Die Stelle, welche er zu dem zweiten Übergange wählte, bildete eine Art Wehr. Das Wasser schoß über eine Anzahl angehäufter Steine hinweg, die Leo als Brücke benutzen wollte. Die Mädchen sahen, wie er keck hinübersprang, schon war er fast am gegenüberliegenden Ufer, als plötzlich der Stein nachgab, auf dem er Fuß gefaßt; der Knabe stürzte kopfüber in das Wasser.

Nora stieß einen Schrei des Entsetzens aus, aber ihre Erstarrung währte nur einen Moment. Im nächsten Augenblicke stand sie bereits bis zu dem Gürtel in der Strömung, mit der einen Hand sich an einem überhängenden Baumzweige festhaltend, mit der anderen bemüht, Leo zu erreichen, der soeben wieder aus dem Wasser emportauchte.

„Halte Dich an mir fest," rief sie, „ich ziehe Dich hierher."

Es gelang ihr nach einem weiteren Schritte in die Strömung hinein seinen Arm zu ergreifen und ihm zn helfen, sich emporzurichten. Das Bad hatte ihn etwas betäubt, auch war er heftig gegen die Steine des Grundes geschlagen. Doch mit Einsetzung all ihrer Kräfte half ihm Nora über die gefährliche Stelle hinweg, die gerade hier der sonst ziemlich friedliche Bach aufwies. Nach wenigen Minuten standen beide neben Ellen, die ihren Anteil an der Sache in jämmerlichem Schreien nach Hilfe bekundet hatte.

„Bist ein tapferes Mädel," rief Leo, die Hand Noras schüttelnd.

Aber Nora wollte davon nichts hören, sondern trieb nach Hause. Auch sie glaubte jetzt den Weg wiederfinden zu können, den man einschlagen mußte.

Der Schirme und Kragen wurde nicht mehr gedacht; so schnell es die triefend nassen Kleider erlaubten, eilten die Kinder dahin. Ein des Weges daherkommender Arbeiter zeigte ihnen einen Richtsteig durch die Felder, der früher zum Schlosse führte; dennoch war es beinahe Nacht, als sie dort anlangten. Frau von Walldorf hatte sich bereits ernste Sorge gemacht und einen Diener nach ihnen ausgeschickt.

Ihr Schrecken wurde nicht geringer, als sie die Verfassung sah, in der die jungen Wanderer sich befanden, Leo und Nora frostzitternd, in durchnäßten Kleidern, Ellen ohne Hut, den sie unterwegs verloren, weinend vor Ermüdung und Aufregung.

Leo nahm alle Schuld auf sich. Frau von Walldorf schnitt die Strafpredigt seines Vaters ab, indem sie die Kinder zu Bette trieb.

Am andern Morgen gab es Fliederthee und allerlei Patienten. Doch während sich die Mädchen verhältnismäßig schnell von ihrem Abenteuer erholten, hatte Leo, der sich bei seinem Sturze am Knie verletzt, eine längere Schonung nötig. Für seine Ungeduld war es eine harte Aufgabe, sich Tage hindurch völlig unthätig zu verhalten, obgleich Tante Helene ihn pflegte und die beiden Mädchen mit ihm „Dame", „Mühle" und ähnliches spielen durften.

Noras mutiger Beistand in dem Augenblicke der Gefahr blieb zwischen den Kindern ein Geheimnis. Leo war es beschämend, daß er sich nicht allein zu helfen vermocht, und Nora begriff seinen knabenhaften Stolz. So hatten sie auch Ellen gebeten, darüber zu schweigen, und Herr von Rochus erfuhr nicht, daß er dem Proletarierskinde einen Dienst verdanke.

Das Mädchen zählte wohl auch kaum auf seine Anerkennung. Sie fand es natürlich, was sie gethan und fand es ebenso natürlich, daß sie dem Kranken jetzt einen Teil ihrer Zeit widmete, um ihn zu unterhalten, statt, wie sie es zu thun liebte, in Garten und Feld umherzustreifen.

In Ermangelung anderer Bücher, die ihn interessieren konnten, hatte Frau von Walldorf Leo ihre eigene Bibliothek zur Verfügung gestellt, darunter eine Anzahl illustrierter Prachtwerke, deren Bilder er mit Vorliebe besichtigte.

Nora kam eines Tages dazu, als er einen Stahlstich aufmerksam studierte, der einen schönen Jüngling mit der Krone darstellte, an dessen Seite ein Fischermädchen stand.

„Was hast Du da?" fragte sie neugierig.

„Es heißt ‚das Märchen vom Glück'," antwortete er, „lies es einmal; das Gedicht steht darunter."

Sie nahm das Buch und begann das Verlangte vorzulesen. Es waren die schönen Verse Ernst Ecksteins, in welchen die Großmutter der aufhorchenden Enkelin das Märchen vom Glück erzählt.

„Sie erzählt vom verwunschenen Königssohn,
Von der boshaft grollenden Fee,
Vom Schloß am Felsenstrande,
Vom wilden Wogengebrande
Und der Fischerhütte am See.

Und der Prinz vertrauerte Jahr um Jahr
Als Schlange im dumpfigen Grund.

Er wand sich in güldenen Ketten,
Ein Kuß nur konnte ihn retten,
Ein Kuß von rosigem Mund.

Des Fischers liebliches Töchterlein
Trug hohen, herrlichen Sinn,
Sie sprengte die Ketten von Golde,
Er aber machte die Holde
Zu seiner Königin."

„Sieh her," unterbrach Leo sie, „das ist das Bild dazu. Jetzt ist die Schlange ein Prinz geworden, und das ist des Fischers Tochter, die ihn erlöst hat."

„Aber Königin kann sie darum doch nicht werden," entgegnete Nora nachdenklich. Sie hatte in dem Hause ihrer Beschützerin schon einiges von dem Unterschiede der Stände gehört.

„Dafür ist es ein Märchen," sagte Leo, „und das Land, in dem es geschehen sein soll, giebt es nicht, so wenig, wie man einen Menschen in eine Schlange verwandeln kann."

„Aber die Geschichte ist schön," bemerkte Nora.

„Ja, das ist sie, und weißt Du, woran ich dachte? Wenn ich der Königssohn wäre, ich machte Dich zu meiner Königin."

„O Du," rief Nora belustigt aus, „und dann regierten wir ein großes Land und machten alle Menschen glücklich. Aber nun wollen wir weiter lesen."

Sie las die nun folgenden Verse.

„Großmutter schweigt und das Spinnrad schnurrt
Und das Mägd'lein sitzt wie gebannt,
Und es faltet die Hände im Schoße
Und heftet das Auge, das große,
Still träumend an die Wand.

Großmutter, wie schön, o, wie einzig schön,
Großmutter, o wäre das wahr!
Gewiß, mir würde nicht bange,
Wie gern umarmt' ich die Schlange,
Trotz Schauer und Todesgefahr.

Warum nur hat man das alles erdacht,
Wenn's nie sich auf Erden begab?
Mir wird in der Seele so wehe,
Wie in des Kirchhofs Nähe,
Wie vor des Vaters Grab.

Sei stark, Du zitterndes Kinderherz,
Und dränge die Thränen zurück.
Uns alle hat es belogen,
Uns alle hat es betrogen,
Das sonnige Märchen vom Glück."

Die Kinder schwiegen beide, als Nora geendet. Die ihnen noch unverständlichen Schlußworte waren wie ein Wolkenschatten an hellem Sommertage in ihre Gedankenwelt gefallen.

Frau von Walldorf trat in diesem Momente ein; auch sie warf einen Blick in das offene Buch.

„Habt Ihr Euch die Gedichte vorgelesen?" fragte sie freundlich. „Sie sind eigentlich noch nicht für so junge Gemüter. Leo sollte sich wohl nur die Bilder in dem Buche ansehen."

Nora deutete auf die Stelle, die ihr soeben aufgefallen.

„Was heißt das, gnädige Frau?"

„Das ist eine Nutzanwendung des vorhergehenden Gedichtes, die Dir erst später verständlich werden wird, meine Kleine," antwortete die Dame. „Die Worte warnen davor, nicht zu viel zu erwarten oder zu verlangen. Wenn Du aber Leo etwas vorlesen willst, so will ich Dir einen Band hübscher Indianergeschichten holen, die ich heute gefunden. Sie werden ihm besser gefallen, als die traurigen Gedichte."

Sie kehrte nach wenigen Minuten mit dem Buche zurück und begann selbst vorzulesen. Ellen fand sich ebenfalls dazu. Die Kinder waren bald von den Schicksalen des unter die Rothäute verschlagenen weißen Mannes erfüllt. Das Märchen vom Glück war vergessen.

Draußen regnete es schon seit mehreren Stunden, von der Dachrinne rieselte ein feiner Strahl hernieder. Sein Rauschen mischte sich mit dem Plätschern der fallenden Tropfen zu einer einförmigen Melodie. Sie schienen die Schlußworte des Liedes zu wiederholen:

„Uns alle hat es belogen,
Uns alle hat es betrogen,
Das sonnige Märchen vom Glück."

(Fortsetzung folgt.)

Die Welfin von Elmsrode.

Roman

von

Gustav Schollwöck.

(Fortsetzung.)

Drittes Buch.

Boulevard des Capucines.

Vierzehntes Kapitel.

„Silentium, ihr Herren! Da kommt ja Freund Reboul angesteuert, der Vertraute des Herrn de Villemessant, das lebendige Extrablatt des ‚Figaro'! Seht nur, wie sein Antlitz glüht, viel heller noch als die Scharlachschrift der Kriegsdepeschen, die der Jockey-Klub da über uns aus den Fenstern seines Kasinos heraushängt! Es wird ihm schwer, durch die tolle Menschenbrandung sich bis zu uns durchzurudern! Hop, da setzt ihn eine Woge eben mitleidfreundlich ans Ufer — hierher, Reboul! Der Kriegsrat ist schon versammelt, Deinen neuesten Bericht entgegenzunehmen!"

Durch die fieberhaft erregte Menge, die den

Randstein des Trottoirs vor dem Grand Café entlang sich festkeilte, trug der ungestüme Anprall eines Menschenhaufens mit derber Gewalt ein feines Herrchen heran. Rings ein Gaffen und Johlen, ein schwalbenschnelles Zickzackschwirren phantastischer Gerüchte von Mund zu Munde, daß der neue Ankömmling eine Zeitlang die Rufe überhörte, welche von einem der runden Tischchen ihm entgegenschallten. Endlich fällt sein Blick auf die Gesellschaft, die dort in höchster Ungeduld seiner harrte, mit äußerster Mühe kämpft er sich durch die Massen, die sich auch auf dem Trottoir immer beängstigender stauen, und atemlos sinkt er in die Arme der Freunde.

Da es auch den Kellnern nicht gelingt, einen einzigen noch ledigen Stuhl aufzutreiben, räumt einer der Herren seinen Sitz, den der stürmisch Begrüßte erschöpft einnimmt. Eine schnell bereite Hand labt ihn aus zierlichem Spitzglas mit einem Schluck Absinth. Allmählich beruhigt sich der neue Tischgenosse und —

„Auf den Tisch! Auf den Tisch!" kreischt und heult es im weiten Umkreis, die Menge drängt immer ungestümer heran, daß schon manche Stühle ins Wanken kommen.

„Der Herr kommt eben vom Bureau des ‚Figaro'!" brüllt nun einer in blauer Bluse, der die Umstehenden überragte, über die Massen hin. Er hatte die Worte vernommen, womit der neue Ankömmling der distinguierten Tafelrunde angekündigt worden war. Denn in diesen Tagen, in der furchtbaren Erregung, welche die sonst ziemlich fest umschriebene Ordnung des Alltagslebens auflöste, verschmähten es auch die exklusiveren Kreise nicht, sich unter das Volk von Paris zu mischen. Hier rollte der volle Strom der nationalen Leidenschaft majestätisch durch die großen Verkehrsadern dahin, und aus seinen entfesselten Wogen sprühten Scherze und Witze empor, die unter solch außerordentlichen Verhältnissen auch von blasierten Naturen als angenehmer Kitzel empfunden wurden, und manch glücklich erfundenes Schlagwort, das schnell in tausendfältiger Wiederholung sich fortpflanzte und die kaustisch geschulten Kinder der Weltstadt in enthusiastische Raserei versetzte. Hier, im Getose der inneren Boulevards flanierend, konnte man die Hand unmittelbar an den echten Pulsschlag der Nation legen. Die abgeschlossene Pracht der vornehmen Cercles hatte in solcher Zeit für die jeunesse dorée etwas Beängstigendes. Ihr sonst nur von den petites affaires eines gähnenden Schlaraffenlebens bewegtes Gemüt fühlte sich jetzt von den stolzen, kalten Räumen angefröstelt, und sie drängten hinaus in den Lärm der Straße, um die mitunter schon recht genußmüde Seele an der Spannung, die unterschiedslos alle Stände ihres Volkes, ja ganz Europa in diesen Tagen erfaßte, neu zu beleben, zu berauschen!

„Auf den Tisch! Was bringen Sie Neues?" rief es nun aus hundert Kehlen, und unter dem dröhnenden Echo aus hundert anderen lüpften einige kräftige Hände den willkommenen Boten auf die Tischplatte, daß rings die Gläser klirrten.

Es war ein schmächtiger Herr, der den Jahren der Jugend noch nicht sehr ferne stand und offenbar bemüht war, mit den Künsten der Toilette ihr längeres Verweilen sich zu sichern. Als er sich nun so plötzlich zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit erhoben sah, erfaßte ihn freilich einiges Befangen. Doch dasselbe unter der ermunternden Ungeduld der zahllosen Menge schnell besiegend, richtete er sich nun auf in heldenhafter Pose, winkte mit der Rechten, und alles verstummte ringsum, und tausend leichte, fröhliche Pariserherzen hingen an seinen Lippen. Herr Reboul aber hob die dünne Stimme und rief mit all ihrer verfügbaren Kraft hinaus:

„Soeben ist von der Grenze folgende Nachricht eingelaufen: Deutsche Reitermassen, in ungezählten Divisionen, waren ins Elsaß eingedrungen, um den Aufmarsch unserer Armee, der sich in blitzschneller Raschheit vollzieht, durch einen Überfall schon auf Frankreichs heiliger Erde zu stören. Die Absicht war gut — aber heute verfügt der alte Guillaume nur mehr über einige schwache Trümmer seiner Kavallerie, jene Hunnenhorden sind gefangen oder vernichtet — kein Ulan wird je unsere süßen Bébés auf seine Lanze spießen!"

Schon die letzten Worte des Sprechers übertönte ein gewaltiges Brausen trunkener Freudenrufe. Jetzt aber, da er geendet und selbst im Taumel der höchsten Begeisterung den spiegelblanken Seidenhut emporschwingt, bricht ein Orkan des Jubels los, als huldigte ein Heer weindurchglühter Bacchanten ihrem Gotte.

„Vive la France! Vive l'armée! A bas Guillaume! A Berlin! A Berlin!" gellte es durch die Lüfte, und von jenseits des Boulevards, dann aus der Rue Scribe, und die Riesenfassade des Grand Hotels entlang fluteten neue Menschenwogen näher, angezogen von der erschütternden Gewalt dieser Kundgebung.

Den Redner aber hob die Freundesschar von der marmornen Tischplatte herab, und die rasch entflammten Modesöhnchen des lustigen Frankreichs schlossen ihn stürmisch in die Arme und küßten ihn, als wäre er selbst der große Sieger, auf Stirn und Wangen und Nacken.

Während die neueste Kunde blitzschnell durch die Massen sich fortpflanzte, umrauscht von den Losungsworten: „A bas Guillaume! A Berlin!" — brüllte plötzlich dicht neben der Gruppe, die Herrn Reboul mit nervösen Zärtlichkeiten überhäufte, jener Hüne in blauer Bluse:

„Vive l'Empereur! Vive le Prince Impérial!"

Und ermunternd blickte er um sich, besonders auf die eleganten Stutzer und den Kranz von Neugierigen, der durch Zwischenrufe von Herrn Reboul noch nähere Einzelnheiten über den ersten großen Sieg der französischen Waffen zu erfahren suchte.

Zwar hören sie seine Rufe, die er aufdringlich mehrere Male wiederholt — aber mitten im Taumel der Begeisterung tauschen sie lächelnd verständnisvolle Blicke, prüfen den stimmgewaltigen Schreier einen Augenblick auf seine Spitzelwürde, und dann wiederholen sie in lustigem, echtem Pariser Eigen-

trotze nur immer lauter und lauter: „Vive la france! Vive l'armée!"

Der Blusenmann aber, seine Enttäuschung wohl verbergend, schob sich langsam durch die Massen fort und warb, immer rufend — doch nur mit dürftigem Erfolge, bei dem entfesselten Völkchen der Weltstadt um Liebe für seinen kaiserlichen Herrn. —

Die Freunde am runden Tischchen vor dem Grand Café nahmen allmählich wieder ihre Plätze ein. In dem fieberhaften Getriebe, und da jeder Augenblick das Interesse der Menge wieder in eine andere Richtung drängte, ward die allgemeine Aufmerksamkeit bald wieder von ihnen abgelenkt.

Nun zupfte einer der Herren an dem duftigen Kunstwerk seiner Halsbinde, die er nach der wichtigen, streng festgehaltenen Toilettenordnung jedes Tages heute schon als die dritte angelegt hatte. Nochmal sah er hin, ob der Schreier in der blauen Bluse schon sicher aus Hörweite sei, dann hob er den Goldknopf seines Spazierstöckchens an die Denkerstirne und näselte über den Tisch hin:

„Was sich die Leute Mühe geben für ihren Badinguet!*) Diantre! Wenn die Ärzte noch lange ihre Flickerkünste an ihm üben, damit er das Triumphroß nur überhaupt besteigen könne, das sie in der Reitschule schon seit einigen Tagen auf einen recht vorsichtigen Siegestritt dressieren, dann wäre es überhaupt besser, er bliebe ganz zu Hause! Denn Frankreichs Adler wird ehestens auf dem Giebel des Berliner Königsschlosses horsten!"

Verständnisinnig nickten die beiden Freunde zu seinen Seherworten. Und indem einige mit raschem Umblick sich überzeugten, ob sie unbelauscht seien, riefen sie plötzlich wie aus einem Munde:

„Ah, da kommen Graf Teschberg und die Unzertrennlichen, Herr von Bosse und Herr von Immenhof!"

Und während die Genannten noch mühsam sich näher drängten, klang es schon vom Tisch herüber:

„Nun, wissen Sie das Neueste? Und haben Sie den ersten Nervenanfall ob dieser herrlichen Nachricht schon überwunden?"

Die Deutschen traten an den Tisch. „Wir sind überglücklich!" entgegnete Herr von Immenhof, und seine Stimme zitterte vor Erregung.

Graf Teschberg aber setzte etwas verlegen bei: „Nur möchte ich die überraschende Kunde nicht schon in ihrem großartigen Umfange hinnehmen! Bei der Art, wie die preußische Kavallerie überhaupt verwendet wird, ist ein solcher Vernichtungsschlag, ein einziger, kaum denkbar!"

Aber Herrr Reboul warf ohne Besinnen dreist hin: „Es ist eine Privatnachricht des ‚Figaro'! Zwar schweigt sich Herr de Villemessant auf direkte Anzapfungen sehr beredt aus; aber man hat allen Grund zu glauben, daß er einen geheimen Depeschendienst durch Semaphore oder ähnliche optische Hilfsmittel von der Grenze bis in sein Redaktionskabinett eingerichtet habe. Die Regierung hat die Telegraphen mit Beschlag belegt; aber durch die genialen Vorkehrungen, die er zu Gunsten seiner Leser getroffen, dürfte er unabhängig sein von den Brosamen, die am Quai d'Orsay**) und in der Rue de l'Université für die Öffentlichkeit abfallen!"

„Großartig!" riefen die Herren von Bosse und Immenhof, und der letztere fügte bei: „Das ist echt französische Initiative!"

„Bei uns wäre sie allerdings unmöglich," meinte Graf Teschberg etwas kleinlaut —

Die Gesellschaft wurde gestört. Von dem Randsteine her machte sich wieder ein wildes Drängen geltend. Der Herr mit der wunderbaren Krawatte richtete eben die Frage an die deutschen Herren: „Seit wann haben Sie den kleinen Marquis, René d'Autran, nicht mehr gesehen?" als sein Stuhl einen heftigen Ruck bekam, der ihn fast auf den Boden gesetzt hätte. Alles sprang auf, während Herr von Bosse noch dazwischen rief:

„René d'Autran erwartet stündlich die Ankunft seiner Cousine . . ."

Aber man achtete nunmehr wenig seiner Worte, denn alle Aufmerksamkeit wandte sich schon dem breiten Fahrdamm zu, auf welchem sich ein neuer, dichtgeballter Menschenknäuel heranwälzte. Was jedoch diesmal das Interesse der gaffenden Menge besonders in Anspruch nahm, waren nicht die endlosen Rufe gewohnten Inhalts: Vive la France . . . A bas la Prusse! — sondern aus der Mitte des Trupps wagten sich plötzlich Klänge hervor, noch schüchtern, vereinzelt — „Allons, enfants de la Patrie . . ."

Alles lauschte, überrascht, fast betroffen. Aber schon schwillt der Chor, bald braust er mächtig himmelan, der Sturm der Seelen trägt die lange verfemte Losung in majestätischer Gewalt dahin, von tausend und abertausend Lippen züngelt der blutige Weckruf der Freiheit flammenschnell in die Ferne, bis dort, wo Töne und Umrisse sich im grauen Staubgeflimmer verlieren. Inmitten der Massen aber bewegen sich die vielgeplagten Wächter des Verkehrs in kluger Taubheit, eifrig bemüht, ein völliges Stocken desselben schonend zu verhindern. Zu beiden Seiten des Boulevards schwenken aus den offenen Fenstern schöne Hände Tücher zum Gruße, hier und dort entrollt sich eine Trikolore bis herab zu den Wipfeln der Platanen, und wiegt ihr stolzes Farbenspiel auf den sanften Armen des Windes, der von der Madelaine heraufweht.

Fünfzehntes Kapitel.

An der Ecke der Rue Desèze und der Rue Caumartin, von wo das Auge den Boulevard de la Madelaine, die Rue de Luxembourg, den Boulevard und die Rue neuve des Capucines in ihrer vollen Ausdehnung übersehen konnte, drängte sich eine große Anzahl Spaziergänger. Auch sie wollten das aufregende Schauspiel genießen, welches hier, an einem Mittelpunkte des weltstädtischen Verkehrs, in diesen

*) Napoleon III. Spottname.

**) Ministerium des Äußern und des Krieges.

Nachmittagsstunden sich entwickelte; doch nicht, indem sie sich selbst in das Gewoge stürzten, das mit jeder Viertelstunde immer beängstigender anschwoll, sondern wie von einem sichern Strande aus, der einen weiten Ausblick in Muße gewährte.

Mitten drunter befand sich ein Herr, der in längeren Zwischenräumen schüchterne Versuche machte, sich aus der dichten Menschenhecke zu befreien. Doch jedesmal erlahmte wieder sein Vorsatz, und in verdrossener Ratlosigkeit blickte er vor sich hin in das Gewühl.

Plötzlich wandte er den Kopf sehr rasch zur Seite, und eine Gruppe von Gaffern schien sein ganzes Interesse in Anspruch zu nehmen. Aber ein flüchtiges Rot der Verlegenheit huschte über sein Angesicht, die er unter einem lügnerischen Unbefangen offenbar zu verbergen suchte.

Umsonst! Unter den Massen, die auf dem breiten Fahrdamm in langsamer Bewegung hinauf- und hinabstrebten, kam auch eine Dame näher, die mit sicherer Ruhe in der Menschenfülle ihren Weg verfolgte. Nun fiel ihr Blick nach links hin, wo die unentschlosseneren Elemente das Trottoir besetzt hielten. Ein schwaches Lächeln huschte über ihr hübsches Gesicht, dann plötzlich machte sie sich eine freie Bahn, gewandt zwischen den einzelnen Gruppen hindurchgleitend, und ehe sich der andere dessen versah, stand sie dicht in seiner Nähe, wie unabsichtlich auf dem Wege innehaltend.

Es war unmöglich für ihn, sie auf die Dauer zu übersehen. Überdies hatte ihre Erscheinung, die schlanke, hohe Gestalt, das große, dunkle Auge bereits die Aufmerksamkeit einiger zunächststehenden Herren erregt, und einer derselben drängte sich mit freimütiger Artigkeit an sie. Sie wandte ihm kurzweg den Rücken, wußte es aber um so sicherer einzurichten, daß sie dem Blick jenes andern begegnete, der noch immer zwischen seinen Nachbarn eingekeilt stand.

Nun lüftete er den Hut. „Ich bin erstaunt, Ihnen in Paris zu begegnen, mein Fräulein!“ sagte er, und aus seiner Stimme klang es noch wie verlegene Zurückhaltung.

„Darf ich um Ihr Geleite bitten, quer über den Boulevard?“ entgegnete jene.

Der junge Herr rang sich mit Mühe aus seiner Umgebung los und trat zu ihr auf den Asphalt des Fahrdammes. Indem sie sich so rasch als möglich von der Stelle entfernten, flogen ihnen noch einige Stichelworte nach, lustige Alltagsware der lustigsten aller Großstädte, wie sie hier bei jeder größeren Menschenansammlung in verschwenderischer Fülle feilgeboten wird.

Eigentlich geleitete das Fräulein den Herrn mehr, als daß sie von ihm geleitet worden wäre. Gewandt und unbeirrt suchte sie ihren Weg über die Straßenkreuzung hin zur Rue neuve St. Augustin. Und erst als sie die ebenfalls dicht gedrängte Rue de la Paix überschritten hatten, bequemte sie sich zu dem gleichmäßigeren Tempo eines Spazierganges. In der Rue neuve des Petits Champs hatte die Stauung der Massen sich ziemlich verloren, und hier war es möglich, ein Gespräch zu pflegen, ohne jeden Augenblick durch die lärmende Umgebung aus dem Zusammenhange gerissen zu werden.

Nun wandte sich die Dame zu ihrem Begleiter, mit dem sie bisher nur manchmal abgerissene Bemerkungen getauscht hatte, die sich auf die Situation des Augenblicks und auf den zunächst einzuschlagenden Weg bezogen.

„Also, Herr René, Sie wundern sich, mir in diesen Tagen in Paris zu begegnen!“

„In der That, ich glaubte Sie auf irgend einem Schlosse der Provinz, Fräulein Hertha!“

„Wie ich Sie,“ sprach Hertha schnell. Dann aber fuhr sie äußerlich ganz gelassen fort: „Auf Le Van! Die Frau Marquise ist jedenfalls dort und läßt sich von ihrer liebenswürdigen Nichte fleißig die Zeitungen vorlesen?“

„Mama ist hier,“ warf René hin und wollte schon das Gespräch in eine andere Richtung lenken; aber Hertha kam ihm zuvor.

„Und Fräulein von Elmsrode?“ fragte sie weiter, daß René nicht den Mut fand, es zu überhören.

„Ist nicht bei Mama,“ entgegnete er mit etwas gedämpfter Stimme.

Hertha lauschte seiner Erklärung sehr gespannt.

„Sie ist nach Deutschland abgereist?“

„Allerdings — aber schon vor einigen Monaten, bald nachdem wir von Cannes zurückgekehrt.“

Hertha vernahm die Kunde mit heimlicher Befriedigung. Es schien schon, als wollte sie mit ungenierter Bestimmtheit weiter fragen. Aber René, dem diese Erkundigungen offenbar sehr peinlich wurden, lenkte nun das Gespräch etwas gewaltsam ab:

„Und Sie selbst, Sie wollten sich Paris besehen in seinem entfesselten Enthusiasmus?“

„Ich thue es notgedrungen. Ich habe ja unfreiwillige Ferien. In dieser Zeit vergißt die Jugend Frankreichs das Lernen überhaupt — und von der deutschen Sprache will sie nun schon erst recht nichts mehr wissen!“

Hertha sagte das mit gutem Humor. René aber gewann plötzlich seine Sicherheit wieder und entgegnete mit etwas großmütiger Nachlässigkeit:

„O, die Geschichte da drüben am Rhein wird bald vorüber sein. Und ist erst wieder Ruhe geworden, dann wird man Sie in den Familien, in denen Sie doch eigentlich sich unentbehrlich gemacht, alsbald wieder in Ihre Rechte einsetzen!“

„Keine Phrasen, Herr René!“ kam es nun sehr schroff zurück. „Man hat mich auf die Straße gesetzt, weil man eben jetzt alles Deutsche haßt.“

„Aber in den Fabriken der Villette beschäftigt man Tausende von eingewanderten Deutschen nach wie vor. Wenden Sie sich an andere, weniger engherzige Familien! Und was ich für Sie thun kann —“

„O, Sie waren ja alle Zeit gegen mich sehr gütig, Herr René!“ sprach nun Hertha, ohne den schneidenden Hohn ihrer Entgegnung irgendwie zu mildern. „Ich will Ihnen sagen, wie die Sache steht. Die deutschen Arbeiter der Villette sind von ihren Brotherren noch nicht abgelegt, weil sie diesen noch hübsch Geld verdienen. Das ‚Verdienen‘ geht eben doch

über den gesinnungstüchtigen Haß! Wo sich aber die Thätigkeit der Deutschen hier zu Lande nicht in klingendem Vorteil ausdrücken läßt, da entledigt man sich ihrer aus patriotischer Pflicht! Und was nun Ihre persönliche Verwendung für mich anbelangt — so muß ich es Ihnen doch auf Ihren Kopf zusagen, daß Sie in Wahrheit vielmehr wünschen, ich wäre dort, wo der Pfeffer wächst!"

René d'Autran suchte nach einer ausweichenden Entgegnung. Aber es kam ihm keine passende in den Sinn. In seiner mißvergnügten Stimmung raffte er sich gewaltsam auf:

„Ich bin nun Ihres sarkastischen Tones einmal satt," begann er etwas dreister. „Ich habe durch meine Empfehlungen doch sicher das meinige gethan, Sie auskömmlich zu versorgen!"

„Sie mißverstehen mich ganz," sagte Hertha in vollster Ruhe. „Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, daß Sie einmal zärtlich gegen mich gewesen und mich dann verlassen haben. Etwas der Art war bei Ihrer Charakteranlage und unserer verschiedenen gesellschaftlichen Stellung ja vorauszusehen. Das sind die Alltäglichkeiten der Großstadt und ich beklage mich nicht weiter. Aber das erregt meine Bitterkeit mit vollem Recht, daß Sie da und dort Häusern, wo Sie vor einer Begegnung mit mir nicht sicher sind, Stimmung gegen mich zu machen suchen!"

„Ich?" protestierte René nicht allzu lebhaft.

„Sie! War es notwendig, meine Eigenschaft als Deutsche zu betonen? In einem Kreise, der aus seinem bequemen und etwas gedankenlosen Genußleben durch das politische Gewitter aufgeschreckt worden war, Bemerkungen hinzuwerfen, daß die Deutschen Meister der Spionage seien —"

René wollte Hertha unterbrechen. Aber mit einer abweisenden Bewegung ihrer linken Hand fuhr sie fort: „Ich weiß, was Sie sagen wollen. Sie haben nicht mit dem Finger nach mir gedeutet, Sie haben meinen Namen nicht genannt. Dazu waren Sie zu feig! Sie hielten Ihre klugen Bemerkungen nur ganz allgemein, wohl wissend, mich auch so zu treffen! O, Sie kannten Ihre Leute! Aber ich beklage mich über diese grundlose Verdächtigung nicht darum, daß ich Ihnen einst besonders nahe gestanden. Das ist beiderseits — ich sage beiderseits — so gründlich abgethan, daß daraus nie mehr das geringste Motiv für unser späteres Thun oder Lassen hätte erstehen sollen. Habe ich Sie, seit Sie mit mir gebrochen, je mit einem einzigen vertraulichen Worte belästigt? Und dennoch diesen geheimen Feldzug gegen mich, als hätten Sie von mir ein ungelegenes Dazwischentreten zu befürchten! Das ist es, was mich empörte, was Sie in meinen Augen noch viel tiefer stellte als Ihre Treulosigkeit!"

„Aber erinnern Sie sich, Hertha," nahm nun René etwas trotzig das Wort —

„Nennen Sie mich nicht mehr so!" fiel diese ihm schnell in die Rede.

„Ei warum doch!" entgegnete jener mit überlegenem Lächeln; „ich bin Ihnen ja auch immer noch — René!"

Hertha blieb stehen und sah ihn mit einem vollen Blick an. „Nicht aus Vertraulichkeit," sprach sie leise, aber bestimmt, „sondern weil Sie mir immer noch so sehr den Eindruck der Jugendlichkeit machen, daß ich mich schwer darein finde, Ihnen mit dem vollklingenden gesellschaftlichen Titel aufzuwarten! Bitte also, was wollten Sie sagen? Es zeigt sich uns vielleicht nicht so bald wieder eine Gelegenheit, uns recht gründlich auszusprechen."

„Ich wollte Ihnen sagen, daß mir Ihr großmütiger Verzicht etwas verdächtig, ja durchaus nicht endgültig zu sein scheint! Erinnern Sie sich unserer Fahrt nach St. Marguerite. Als Armand Saraudy uns eine Wolfs- oder Bärenjagd in Aussicht stellte, gefielen Sie sich in einer höhnischen Bemerkung über die mütterliche Bevormundung, die mir zu teil wird. Sie wollten mich vor der Gesellschaft heruntersetzen!"

„Sie denken dabei ganz besonders an Frieda von Elmsrode!"

„Gleichviel — oder ganz aufrichtig gesagt: ja, ja! Und Sie hätten jenen spöttischen Hinweis unterdrückt, wenn ich Ihnen ganz gleichgültig geworden wäre. So aber suchen Sie mir Schwierigkeiten zu schaffen —"

„O, ich weiß," fiel ihm Hertha ins Wort. „Sie streben nach der Hand Ihrer reichen, verwaisten Cousine. Und nun verfahren Sie nach der Art jener Leute, denen nie etwas gelingt, und die dafür immer andere verantwortlich machen! An Ihren bisherigen Mißerfolgen bei Fräulein von Elmsrode soll nun gar ich schuld sein! Aber bedenken Sie denn nicht, wie viel gründlicher ich Ihnen jeden Erfolg verscherzen könnte, indem ich mich vor dem Fräulein zu dem einfachen Geständnis bequemte: daß Sie einst leidenschaftlich mir gehuldigt!?"

„Einfach? Das nennen Sie einfach?" lachte René.

Hertha aber entgegnete kalt: „Ein Wesen meiner Stellung hat keinen Vorteil davon, ob sie in jener Gesellschaft, welcher ihre sogenannte Sittlichkeit durch die äußeren Verhältnisse recht leicht gemacht wird, als völlig tadellos gilt. Man verlangt das von unsereinem gar nicht in jenen Kreisen. Ich selbst also würde durch ein solches Geständnis vor Ihrem hochedlen Bäschen kaum viel verlieren; desto mehr Sie!"

„O, wer weiß!" sprach René mit blöder Selbstgefälligkeit, und lächelte sehr bedeutsam. Er wollte dadurch Herthas Sicherheit ins Wanken bringen, daß die von ihr bereit gehaltene Waffe bei Frieda Erfolg haben könnte — seine Unwiderstehlichkeit würde sie gewiß unschädlich machen!

Sie waren an der Kreuzung der Rue Richelieu angekommen. Hertha sah umher, als besänne sie sich, wohin sie von hier aus zunächst ihre Schritte lenken sollte.

René aber fuhr fort, scheinbar in bester Stimmung: „Ich rate Ihnen also, lassen Sie die Sache beruhen. Durch Ihren Verrat würden nur Sie selbst größere Gefahr laufen, als Sie sich jetzt vorstellen. Man hat Sie bisher in den besten Familien ohne Argwohn aufgenommen. Aber wenn es bekannt würde, daß — daß — nun, dann würde man Sie



von dem Augenblick an ganz gruselig interessant finden; und keine Gattin, keine Mutter würde Sie eine Sekunde länger in ihrem Hause dulden! Also, meine liebe Hertha, mit dem Verschwätzen werden Sie keinen großen Vorteil ernten!"

„Schon gut!" sprach diese in einem eisigen Tone vor sich hin — aber in ihrem Auge sprühte es wie von einem furchtbaren Entschlusse. „Übrigens danke ich Ihnen für Ihre fernere Begleitung," fügte sie bei, und ihm den Rücken wendend, setzte sie ihren Weg geradeaus fort.

René aber schlenderte die Rue Richelieu hinab, den großen Boulevards zu, um von hier aus mit besserem Erfolge zu den Freunden vor dem Grand Café zu gelangen, die nach der Verabredung längst seiner harrten.

Sechzehntes Kapitel.

Es war um die fünfte Stunde des Nachmittags. Selbst diejenigen, welche in widerwilliger Erfüllung ihrer Pflicht einen Teil des Tages in Kanzlei und Comptoir, hinter dem Ladentisch oder in den Gewölben verbracht hatten, waren nicht länger mehr bei ihrer Aufgabe zurückzuhalten. Viele Prinzipale aber, denen die allgemeine Erregung selbst das sonst so gewissenhaft geübte Tagewerk verleidete, gewährten heute dem größten Teil ihres Personals gern eine frühere Feierstunde, um so mehr, als die Nachricht von dem ersten großen Siege — der Vernichtung der gesamten deutschen Kavallerie! — den Enthusiasmus der Zuversicht zur Raserei der Unüberwindlichkeit gesteigert hatte.

Ein natürliches Gefühl trieb die feiernden Massen, für welche die Stunde der Hauptmahlzeit noch nicht gekommen war, sofern sie heute überhaupt daran dachten, von den entlegeneren Stadtteilen nach den inneren Quartieren. Hier schwoll die Hochflut immer höher und beängstigender an. Dennoch wollte alles „dabei" sein. Die Ungeduldigsten ließen sich's nicht mehr an der ersten Siegesnachricht genügen. Schon schwirrten Gerüchte umher, wie Irrlichter hier und dort aufzuckend, um sofort wieder zu verlöschen — aber dort und dort, in ein paar hingeworfenen Worten, begleitet von geheimnisvollem Mienenspiele, gewannen sie von neuem Leben — der preußische Kronprinz ist gefangen! —

Die Gesellschaft an dem Tischchen vor dem Grand Café hatte sich vergrößert. Einige in dem Gedränge ängstlich gewordene Herren hatten den Nachbartisch geräumt, den sofort die standhafteren Freunde Herrn Rebouls in Beschlag nahmen.

„Hierher, Graf Teschberg; hierher, Ihr Herren!" rief es den drei Deutschen entgegen, welche ganz in der Nähe des Augenblicks harrten, da sie bei ihren Bekannten ein Plätzchen finden würden. Und blitzschnell hatten sie von dem freigewordenen Tische Besitz genommen.

Man unterhielt sich über das neueste Gerücht, das zwar nicht unter der Autorität des „Figaro" in Umlauf gesetzt worden war, das jedoch für die siegestrunkene Menge der inneren Glaubwürdigkeit durchaus nicht entbehrte: Kronprinz Fritz gefangen!

In diesem Augenblick trat von der anderen Seite auch René d'Autran heran. Mit einiger Mühe brachte man auch ihn an der erweiterten Tafelrunde unter.

Dann rief Herr von Immenhof lodernden Blickes: „Man wird ihn hier gefangen einführen, den Helden von Sadowa! Man wird ihn dem Volke von Paris als Sehenswürdigkeit bieten! Man wird ihn vom Ostbahnhof über die Boulevards geleiten, am hellen Tage; und wenn er hier vorüberfährt, werde ich an den Wagen treten, ihn als guten Bekannten von St. Marguerite begrüßen und ihn lachend erinnern, daß mein Segensruf von damals so schnell in Erfüllung gegangen!"

Herr von Bosse und Graf Teschberg lauschten schweigend dem leidenschaftlichen Ausbruch ihres Freundes. Die französischen Herren riefen scherzhafte Worte des Beifalls. Sie erkundigten sich nach den näheren Umständen jener Begegnung, und Herr von Immenhof schickte sich eben an, einen schwungvollen Bericht zum besten zu geben, als die Aufmerksamkeit aller Gäste neuerdings nach der Straße abgelenkt wurde.

Vom Opernplatze herüber ertönte plötzlich ein Chor heller Knabenstimmen, deren scharfer, metallartiger Timbre siegreich gegen den verworrenen Lärm der Umgebung ankämpfte. Eine unabsehbare Horde jener Wildfänge, die mit zu dem charakteristischen Gepräge der „Lichtstadt" gehören, zieht näher und näher, reihenweise dicht aufgeschlossen. Willig teilt sich die gaffende Menge vor dem Anmarsch der ungewaschenen, aber selbstbewußten Bürschchen. Ihre fettig spiegelnden Mützen tragen sie aus den dreisten Stirnen weit zurückgeschoben, tragen sie mit dem Gossenstolze des verwahrlosten Rangen, als wären es Marschallshüte! Viele zwar sind barfuß, aber die große Mehrzahl trägt heute wie auf besondere Abrede leichte Holzschuhe, und mit deren Sohlen klappern sie nun im Takte über den glatten Asphalt heran. Und dazu gellt es ebenso taktfest von den frischen Lippen, daß es wie das sprühende Feuer einer Brandrakete durch die Herzen der Zehntausende weiterzüngelt: „A Berlin-lin, à Berlin! A Berlin-lin, à Berlin!"

Da wird es in den Kronen der Platanen lebendig, welche den Damm der Straße auf beiden Seiten einfassen. In dem Geäste hatten sich gewandte Rangen eingenistet, die von ihrem lustigen, nicht weiter umstrittenen Sitze aus das aufregende Schauspiel in fröhlicher Muße genossen. Angelockt von dem verführerischen Einfall ihrer Kameraden glitten sie alsbald an den Stämmen nieder, schlossen sich den marschierenden Reihen an und brüllten im Takte mit. Da faßt ein besinnungsloser Taumel auch die Zuschauer, manch zartes Faulpelzhändchen, fein behandschuht, fühlt sich von des Nachbars schwieliger Rechten wie von einem Schraubstock umklammert, und nach dem großen Beispiele der Gassenbuben wiederholen alt und jung im gleichen Takte mit

jenen: „A Berlin-lin, à Berlin! A Berlin-lin, à Berlin!“

So gelangte der Zug der Knaben eine ziemliche Strecke weit, und selbst die Omnibusse, die Karossen und die ängstlicher trippelnden Gespanne der Lieferanten aus der Bannmeile suchten so gut als möglich in patriotischer Hochachtung demselben den Weg frei zu machen. Erst als er den Boulevard de la Madelaine erreicht hatte, glätteten sich die Wogen der frenetischen Begeisterung im weiten Umkreise des Grand Café.

Die Freunde nahmen, sehr befriedigt von dem Schauspiel, das sie diesmal in distinguierter Zurückhaltung ziemlich passiv genossen, ihre Plätze wieder ein. Herr Reboul blies den Rauch seiner Cigarette hinaus, und wie traumverloren den Wölkchen nachblickend, die in der staubdurchzitterten Luft sich nur langsam zerteilten, sprach er geheimnisvoll vor sich hin, wie eine pythische Apostrophe: „Es ist eben doch unvergleichlich, unser herrliches Pariser Völkchen! Die Sonne der Nationen, König der Geister, der menschgewordene Schönheitskanon, ein unfehlbarer Herzenszauberer, ja selber das Herz der Welt, ein heiliges, angebetetes Idol allen Erdenkindern, die in Andacht zu ihm pilgern — wie unsre Freunde aus Hannover ja selbst das beste Zeugnis geben!“

Plötzlich störte den trunkenen Erguß, zu dem der Freund des „Figaro“ nach berühmtem Muster ausgeholt hatte, ein kurzer Gruß — Herr Reboul blickte um, und schon erhoben sich seine Genossen unter lauten Zurufen:

„Sieh da, Armand Saraudy!“

Und in herzlicher Begrüßung strecken sich dem neuen Gaste alle Hände entgegen.

„So kamst Du doch noch los aus dem Barbarenlande? — Wir waren längst in Sorge, daß man Dich in irgend ein Verließ geworfen! — Oder in eine Kasematte nicht weit von der russischen Grenze! — Sag', ist denen überm Rhein die Lust am Sauerkraut vergangen, seit die Unsern sie mit blauen Bohnen bewirten? . . .“

So klang es in blasiertem Übermut durcheinander.

Man rückte zusammen und behalf sich in dem ungenügenden Raum mit jener echt französischen, liebenswürdigen Anspruchslosigkeit, welche zu manchen anderen Charakterzügen dieses Volkes in einem so merkwürdigen Gegensatze steht.

Armand hatte die ersten ironischen Zurufe der Freunde scheinbar überhört. Als dieselben aber sich nun wiederholten, sprach er, ernst um sich blickend: „Man ist hier gar so phantasiereich! Ich selbst bin heute erst aus Deutschland angekommen, das ich in einem mehrmonatlichen Urlaub als Privatmann, außerhalb jeder dienstlichen Stellung, kennen lernen wollte —“

„O man weiß!“ unterbrach ihn einer der Herren lebhaft; „seit Büffet und Graf Daru als ehrliche Leute ihre Entlassung nahmen, hast auch Du Deine Dienste als überflüssig erachtet! Deine stolze Selbständigkeit hat Dir nicht erlaubt, unter dem Herzog von Gramont in Italien die Geschäfte der Papisten zu besorgen!“

Armand von Saraudy setzte eine Cigarette in Brand, welche sein Nachbar ihm angeboten hatte. Er that es so umständlich, als habe er keine Zeit, seinem indiskreten Gegenüber zu antworten. Dann fuhr er fort:

„Was sie da den Boulevard hinauf und hinab schreien, von der Vernichtung der deutschen Kavallerie, ist einfach unwahr. Noch vor zwei Tagen war ich in Straßburg, gestern noch um Hagenau, wo man die ersten Abteilungen ausparkierte, die unsern Aufmarsch decken sollen. Ein Offizier vom Generalstab, der mir befreundet ist und dort die Einweisung unserer Truppen in ihre Stellungen leitet, hat mir das tollkühne Reiterstückchen erzählt. Ein schneidiger Württemberger durchritt mit einer ganz kleinen Abteilung die Linien unserer Vorhut. Der Handstreich hat sie drei Gefangene und einen Toten gekostet — dies die Thatsache! In Paris, dem träumereichen, prägt man den Streich schon zur Vernichtung sämtlicher deutschen Reiterscharen um, und solch falschgemünztes Zeug, glitzernde Spielmarken, streut man zur vorläufigen Beruhigung in die nachrichtdurstigen Massen!“

Einen Augenblick herrschte verlegenes Schweigen um die beiden Tische. Einige der Herren zupften krampfhaft an dem jungen Schmuck ihrer Bärtchen. Dann aber rief Herr Reboul plötzlich mit einem hämischen Räuspern:

„Ich kann meine Lesart um Freund Saraudys willen nun einmal nicht widerrufen. Unsere Diplomaten sind überhaupt etwas unzuverlässig geworden, seit sie nicht rechtzeitig erkannten, daß die deutschen Zwergstaaten sich von der preußischen Knute zum Kriege zwingen lassen werden!“

Lächelnd blickt mancher in sein Absinthglas — aber im Auge Armands lodert es auf — eine leidenschaftliche Antwort. Doch stumm zuckt er nur mit den Achseln.

Die Unterhaltung blieb gestört. Man behalf sich eine Zeitlang mit Gemeinplätzen, hinter deren Schleier jeder seinen eigenen Gedanken mühelos nachhängen konnte.

Bald darauf empfahl sich Armand, und René d'Autran folgte ihm. Als sie an eine Stelle gekommen waren, wo der Verkehr etwas weniger stürmisch brandete, legte René seine Hand auf den Arm des Freundes.

„Und Frieda?“ sprach er gespannt.

„Darum wollte ich vielmehr Dich fragen,“ entgegnete Armand verwundert. „Ich wollte ihr auf Elmsrode meinen Besuch machen, aber sie war verreist — in die Berge.“

„Ich weiß,“ erwiderte René lebhaft. „Mama hat sie, sobald der Bruch mit Preußen unvermeidlich schien, brieflich eingeladen, die Wiederkehr des Friedens in sicherer Ruhe bei uns abzuwarten. Wir haben noch keine Antwort.“

„Aber nach dem Eindruck, den ich von ihr empfangen,“ sprach Armand, „wird sie sich ganz wohl zurechtfinden, selbst im Gewirre zweier streitenden Nationen. Und wenn sie kommen will, wird sie kommen! Ihre Sympathien gehören ja ganz unserm Volke, noch mehr Deiner Mama und Dir! Wie

war sie froh und glücklich in Le Ban, im stillen Waldthale der Anille! Ach, die fröhlichen Jagden, die lustigen Picnicks in den friedlichen Gründen der Perche — wie schön war es doch, und wie fern ist uns das alles nun gerückt!"

„Es wird wieder sein!" meinte René zuversichtlich.

„Ich hoffe es," rief Armand mit Wärme, „aber nicht so bald wird es sein, als Du es erwartest. Ich sage Dir: Der Kampf wird schwer und lang! Ich kenne die Deutschen jetzt — aber die wohlgelaunten Massen, die uns hier umdrängen, kennen sie nicht!"

Unwillkürlich war er wieder in den Ton der Besorgnis zurückgefallen, mit dem er die große Siegeskunde berichtigt hatte. Aber sei es, daß er die ernsten Gedanken gewaltsam los werden wollte, oder daß die allgemeine Zuversicht, die ihn umbrauste, versöhnend nun auch sein französisches Herz beschlich — er legte Renés Arm in den seinen und sprach leiser, lächelnd zu ihm:

„Gräme Dich nicht! Zwischen uns und den Deutschen herrscht jetzt das Kriegsrecht, also auch zwischen Dir und Deinem Cousinchen! Der Stärkere siegt! Laß sie nur ankommen, die deutsche Maid — es ist Ehrensache, daß Du sie entwaffnest! Alle Welt sagt, im Kriege mit Damen sei uns Pariser Kindern ein blendendes Rüstzeug eigen! Bist auch ein hübscher Junge! Also, René, demnächst oder später: Sieger mußt Du sein — 's ist nun mal Ehrensache!"

Siebenzehntes Kapitel.

Plötzlich fühlte sich Armand in seinem tröstenden Bemühen etwas unsanft gestört. Vom Boulevard des Italiens herab kämpfte sich eine förmliche Wagenburg näher, nur schrittweise zwar, gleichwohl noch oft gehemmt.

Zum Beginne kam, gleichsam als Wogenbrecher, eine Anzahl überfüllter Omnibusse. Hinter diesen, in engen Reihen und mit Gepäck beladen, elegante Kutschen. Und zwischendrein stolperte müde, doch im stillen sich der trägen, oft gehinderten Auffahrt freuend, manch ein Fiakergespann dahin.

Langsam teilte sich die Menschenflut, als das laute Rufen der Rosselenker den zerstreuten Sinn der Menge auf die dichte Wagenzeile lenkte. Jetzt schwingt der vorderste auf seinem Hochsitze die Peitsche; im patriotischen Vergessen der bestehenden Polizeiverordnung läßt er sie lustig sausen und knallen, und dazu ruft er zu dem Volke hinab:

„Eben bringen wir die allerletzten Reisenden vom Straßburger Bahnhof! Dicht hinter ihnen ist gestern die Rheinbrücke bereits in die Luft geflogen! Nun wird's Ernst — Vive l'armée!"

Die Mitteilung des sonnegebräunten Herolds weckte von neuem die Begeisterung der Massen. Alles drängte sich an die Flüchtlinge heran, die nicht ohne Beklommenheit von ihren Sitzen aus das betäubende Schauspiel verfolgten, und Hunderte riefen ihnen neugiertrunken zugleich unzählige Fragen entgegen. Wo insbesondere ein Köpfchen sichtbar wurde, in jugendlichem Liebreiz, ob auch jetzt gerade etwas verstört und von der langen, durch die Truppentransporte oft unterbrochenen Fahrt etwas übernächtig, da jubelte das Volk ihm galant entgegen mit dem brausenden Rufe: „Vive la France! Vive L'Alsace-Lorraine!"

Doch ein ganz besonderer Anprall erfolgte mit einem Male gegen einen der Fiaker, dessen Rosse, in diesem Augenblick festgebannt durch die Wogen des Tumultes, müßig auf die Zügel geiferten. Vom Trottoir her brach sich ein kleines Häuflein mit rücksichtslosem Enthusiasmus durch die lebendige Mauer seine Bahn zu dem Wagen, in welchem eine junge Dame, etwas bleich und angegriffen von der aufregenden Reise, mit ziemlich ruhiger Fassung den allgemeinen Sturm der Gemüter über sich ergehen ließ.

„Willkommen, willkommen in Paris!" umschwirren sie plötzlich leidenschaftliche Rufe aus einem halben Dutzend Kehlen. „Ehre und Dank der Tochter der hannoverschen Erde, die unserer heiligen Sache mit dem Mute eines Mannes treu bleibt und ergeben! Uns hier, und mit uns eine große Anzahl Landsgenossen, hat der alte Racheschwur in der Fremde zusammengeführt. Wir wollen eine Legion gründen, die in den Gluten ihres unauslöschlichen Hasses die alte Welfenkrone zu neuem Glanze schmiedet! Sie, Frieda von Elmsrode, sollen unser Racheengel sein; Sie sollen unsere Sturmfahne weihen, die wir nächstens schon entrollen werden, und unter deren Wehen wir mit Frankreichs Hilfe die Räuber heimwärts in ihre sandigen Marken peitschen!"

Es war der Gruß des Herrn von Immenhof, begleitet von der jubelnden Zustimmung seiner Gefährten. Nun fühlte Frieda, wie seine Lippen durch den Handschuh heiß auf ihrer Rechten brannten. Unwillkürlich drückte sie sich tiefer in die Kissen in peinlicher Verwirrung. Allmählich aber faßte sie sich und erwiderte leise:

„Herr von Immenhof, ich achte vollkommen Ihre Heimatliebe und die große Erregung, in welche der ausgerenkte Zeitlauf Sie stürzt — aber Sie sollten darum doch mich nicht als ein Schaustück vor der Menge festhalten!"

Der also Zurechtgewiesene stammelte leidenschaftliche Entschuldigungen. Auch seine Freunde sahen und hörten nicht, was weiter um sie vorging, so sehr war ihre ganze Aufmerksamkeit auf den schönen, allverehrten Ankömmling vereinigt. Sie beobachteten nicht, wie jenseits der Wagenzeile, auf dem schattigen Trottoir, eine Dame sich an ihren hünenhaften Nachbar wandte:

„Die hübsche, dunkelblonde Dame dort in dem Wagen scheint eine Deutsche zu sein! Was die jetzt in Paris zu suchen hat, daß sie sich noch eigens durch unsere Vorposten zur Reise hierher durchdrängt! Ich hörte, die Preußen seien die wahren Meister der Spionage. Es wäre in der That ein meisterhafter Einfall, uns ihre schönsten Mädchen herüberzusenden, die im Verkehr mit der leicht entzündlichen Pariser Männerwelt die wichtigsten Auskünfte erlangen und sie über Belgien oder die Schweiz an ihre Regierung vermitteln könnten!"

Der Mann, dem diese Worte von ein paar hübschen Lippen ans Ohr klangen, stand einen Augenblick ratlos. Es war einer der herkulischen Küfer, die draußen in den Speichern Bercys unter den ungeheuren Weinvorräten hantieren, welche hier aus allen Teilen des gesegneten Landes zusammenströmen. Jetzt färbte eine mächtige Blutwelle sein Angesicht dunkelrot — einen Moment lang kämpfte er sichtlich mit einem großen Entschlusse — dann wandte er sich zu seiner Nachbarin:

„Kennen Sie denn die Dame?"

„Nein, ich meine nur; sie trägt doch entschieden ein ausländisches, ein nicht-französisches Gepräge in ihrer ganzen Erscheinung!"

„Hm, so — hm, wir werden ja sehen!" entgegnete der Hüne, und schon drückte er sich mit einer Gewalt, der alles wich, zu dem Wagen hin, den eben der Kutscher weiterlenken wollte. Mit jener raschen Initiative, welche den Franzosen mehr aus dem unversieglichen Bedürfnis eitler Pose eignet als aus dem über alle Rücksichten hinwegschreitenden Kraftgefühle eines selbständigen Charakters, legte er nun seine wulstige Tatze auf den Wagenschlag und rief mit dröhnender Stimme:

„Mademoiselle, wie ich mich auf die Damen verstehe — sind Sie eine Preußin! Wollten Sie die Güte haben, sich darüber zu erklären?"

Die verhängnisvolle Bezeichnung that blitzschnell ihre Wirkung. Die Leute im nächsten Umkreis wurden aufmerksam.

„Ja, sie hat soeben in fremder Sprache zu den Herren geredet," rief einer.

In der That hatten Frieda und die Emigranten zwar die ersten Worte französisch gewechselt; dann aber, im unbewußten Streben nach einer Absonderung von der umgebenden Menge, tauschten sie die weiteren Begrüßungen in ihrer Muttersprache aus, als der stockende Verkehr den Wagen noch immer an der Stelle festbannte.

Die Bekräftigung jenes einzelnen wirkte bereits erregend auf die Menge, um so mehr, als Herr von Immenhof mit einer insolenten Bemerkung jede Einmischung zurückwies.

Aber der ungeschlachte Riese wich keinen Zoll breit. „Da haben wir's," rief er mit heroischer Gebärde, „Preußen schickt uns seine hübschesten Kinder, damit diese ausspionieren, was seine Ulanen nicht ausfindig machen können, weil man sie bereits alle niedergehauen! O ja, auf Ihrem Antlitz, mein Fräulein, thront die lächelnde Verführung —"

Über Friedas Antlitz ergoß sich Purpurröte. Es dunkelte vor ihren Augen. Wie ein Schmerzensruf erklang es, als sie den Kutscher mahnte: „Fahren Sie doch!" Ihre Besinnung drohte zu schwinden —

Zwar hieb der Führer des Wagens auf seine Pferde ein, aber es war zu spät. Ein dichter Kreis hatte sich um das Gefährt und die Verehrer der Fremden gebildet, aus dem es kein Entrinnen gab. Draußen aber auf dem Trottoir stand die Dame, die den biederen Fässerschwinger so listig angestiftet hatte, und verfolgte in atemloser, schadenfroher Spannung die Entwickelung dieses Auftritts. Sie stand halb gedeckt von dem kräftigen Stamm einer Platane, und nun murmelte sie befriedigt:

„Dies zum Lohne, Fräulein Frieda, daß Sie mein Vorleben so interessant und mitteilenswert gefunden haben!" Es war Hertha Sommer.

Mit einem Lächeln des Hasses beobachtet sie, wie drüben um den Wagen der Ankommenden bereits Fäuste dräuen und Stöcke fuchteln. Jetzt in wildem Losbruch johlt es ringsum: „A bas la Prussienne!"

In diesem Augenblick schwingt sich Graf Teschberg mit einem Satze in den Wagen und breitet seine starken Arme über das Mädchen. Herr von Bosse aber klimmt mit gewaltiger Anstrengung zum Kutscherbock empor, ruft mit kräftigem Basse beschwörende Worte in die Massen, und seiner Haltung, getragen von eiserner Ruhe, gelingt es, die allgemeine Raserei momentan zurückzustauen. Stiller wird es in der Runde, jedes Auge, jedes Ohr hängt an dem kleinen, wohlbeleibten Männchen, das von seiner luftigen Rednerbühne herab in wohlgesetzter Rede, ob auch mit fremdem Accente, die patriotische Erregung des edlen Volkes von Paris zu gängeln weiß. Und indem er dasselbe aufklärt, wie sehr gerade diese Dame, der schöne Flüchtling, seine freundlichsten Sympathien verdient, da sie von Frankreichs Großmut Schutz, von Frankreichs Macht die Erfüllung ihrer heiligsten Wünsche erhofft — da ward der verderbliche Bann gebrochen, die Menge nickt, lächelt, und bald bricht das reine Widerspiel des Hasses, bewundernde Verehrung hervor aus den leicht beweglichen, schönheitstrunkenen Seelen!

„Willkommen, willkommen in der Obhut von Frankreichs allmächtigem Arme!" jubelt es nun Frieda von allen Seiten entgegen.

Und plötzlich ertönt eine helle Stimme: „Dort weht eine Trikolore; bringt sie heran und senkt sie auf ihr holdes Haupt, als Symbol des Schutzes, den die erste Nation der Welt, die ritterliche Nation par excellence ihr gewährt!"

Dem Rufer war es nämlich in seinem Enthusiasmus nicht entgangen, daß den Boulevard herab sich eine neue Woge heranwälzte. Es waren die Schüler des Lyceums an der Rue des bons Enfants, welche einen Aufzug veranstalteten. Die stärkeren trugen Inschriften in phantastischer Umrahmung auf hohen Stangen voran, manche bluttriefenden, andere lakonisch strengen Inhalts, die letzteren zumeist von hinkender Logik. Aber die Logik der Begeisterung folgert ihre Schlüsse nach ganz besonderen Gesetzen, und so trübte denn kein Zweifel das glaubensstarke Entzücken von Frankreichs goldener Heldenjugend, während sie hinter jenen Inschriften herzog und ihren Inhalt, die Mützen schwenkend, zu den dichtbesetzten Fenstern in einem wetteifernden Durcheinander emporrief:

„Ein Gebirge von Feindesleichen trägt auf seinem Scheitel den Ruhmestempel Frankreichs! — Herkules vernichtete die lernäische neunköpfige Hydra: Frankreich wird Preußen und seine Vasallen vernichten! — Hannibal ante portas! riefen die entsetzten Römer: unsere Pioupioux werden in Berlin bald

intra portas stehen! — Leben ist Hoffnung: Der Tod fürs Vaterland deren Erfüllung! . . ."

So und ähnlich gellte es von den jugendlichen Stimmen näher und näher. Dazwischen aber witzelten die Jungen in mehr oder minder gelungenen Einfällen auf die deutschen Viereckköpfe, die so hiebebedürftig jenseits des Rheines aus den Büschen ihrer Urwälder hervorlugten! Nur der stämmigste schritt allen seinen Kameraden mit stummem Bangen voran, denn in seinen Händen hielt er krampfhaft den Schaft einer Fahne, die im Winde immer neckischer mit seinen allmählich erlahmenden Kräften spielte —

Doch da kommt ihm eine Faust mit derbem Griffe zu Hilfe. Sie entreißt ihm das stolze Banner, läßt es sich in prächtigem Wurfe entfalten, und alsbald schwingt es der Träger mit ritterlicher Würde über dem flechtenreichen Köpfchen Friedas von Elmsrode. Die Menge schwenkt hingerissen ihre Hüte, Tücher —

„Es lebe die schöne Preußenfeindin, es lebe die schöne Rachegöttin!" braust es in hundertfältigem Echo dahin, und ein kleinbürgerlicher Stentor donnert in der Verzückung des Augenblickes:

„Die Pucelle ist neu erstanden!"

So überraschend kam diese Losung, daß im Augenblicke alles verstummte. Es war, wie wenn die geheimen Kräfte einer Mine unter der beschwerenden Last festgefügten Gesteines noch gefesselt schlummern. Der Funke, der sie zu jähem Leben auferwecken soll, geht leise summend die Zündschnur entlang. Dann aber, als ob die Wölbung des Himmels selbst berstend herniederbräche, erbebt mit einem Male das Land in seinen tiefsten Festen, und ein Getose schmettert dahin, fessellos, daß selbst die stärksten Herzen stocken — so fiel jenes Wort in die Massen. Ein mänadisches Rasen ergriff dieselben, und den Wagen umtanzend jubelten sie: „Die Pucelle ist neu erstanden!"

Bereits fallen zwanzig Hände in die staubigen Stränge der zitternden Rosse. Der Lenker will sich zwar in gelinder Verzweiflung dieses Dienstes erwehren, aber mit Johlen legt die Menge sich in die Speichen.

Einer nur hielt, unbewegt von dem allgemeinen Aufruhr, mit grausamem Behagen und in Unheil drohender Ruhe seine Hände auf dem Wagenschlage, der hünenhafte Küfer von Bercy. Aus unmittelbarer Nähe las er in den Augen der schönen Fremden, und ihr mädchenhaftes, stummes Entsetzen über die unerwünschte Huldigung deutete er nach seiner eigenen, etwas theatralisch angehauchten Natur nur als die Verlegenheit eines belasteten Gewissens. Ihm galt nur die eine Möglichkeit, daß kein Wesen der Welt einen solchen Triumph anders als strahlenden Auges und mit lebhaftester Befriedigung genießen konnte.

Daß das Mädchen jedoch den Blick niederschlug und kreidebleich, bebend sich in das Unvermeidliche ergab, das berechtigte ihn zum höchsten Argwohn.

„Thoren, die Ihr seid!" rief er nun der Menge zu. „Glaubt Ihr denn wirklich, daß die Pucelle uns je von jenseits des Rheines kommen könne? Und bedarf denn überhaupt das siegreiche Frankreich einer Pucelle? Das habe ich noch aus der Schule gerettet, daß die Pucelle damals nur Wunder that, weil der Feind im Lande stand! Glaubt Ihr, unsere Heldenmarschälle finden die gerade Straße nach Berlin nicht ohne die Führung einer Deutschen? Seht Ihr denn nicht, wie die Fremde Eure Huldigung nur in stummem Widerstreben hinnimmt? . . ."

Schon blieb seine Beweisführung nicht ohne Eindruck. Die Freunde Friedas erkannten rasch den drohenden Umschlag der Stimmung und suchten durch gütliche Zwischenreden den wohlberechneten Worten des Unholdes entgegenzuwirken. Aber dieser ließ sich nicht beirren.

„Was wollen Sie doch!" rief er mit seinem breitesten Lachen ihnen entgegen; „Sie sind ja selbst von drüben, und es müßte uns erst strikte beglaubigt werden, was Sie uns da vorher vorgeredet! Das Gegenteil von alledem kann ebensogut Wahrheit sein! Aber wenn das Herz des Fräuleins und die Herzen dieser fremden Herren hier wirklich ohne Falsch und Hintergedanken unserer Sache schlagen, dann mögen sie alle es hier sogleich auf dies Banner schwören, feierlich vor allem Volke von Paris, und der Herrgott droben sei Zeuge ihres Schwurs und ein furchtbarer Rächer, wenn sie mit einem Meineid sich von unserem Verdachte loskaufen wollen!"

Und alsbald nimmt er aus der Hand des andern die Trikolore und hält sie mit der Würde eines Fähnrichs quer über den Wagen hin. Ein lauerndes Beifallsmurmeln begleitete schon seine letzten Worte.

„Schwört, Ihr Herren! Schwören Sie, mein Fräulein!" ruft der Riese nun mit seinem unerbittlichen Grinsen.

„Schwören Sie! Schwören Sie!" wiederholt die Menge mit drohendem Ungestüm.

Herr von Immenhof folgt der Aufforderung ohne Wanken, ohne Beschämung. Vielmehr lodert sein Auge hell auf, als er im Wahne fanatischen Hasses seine Rechte schwörend auf den Schaft der Fahne legt.

„Schwören Sie, auch die andern, auch das Fräulein!" ertönte es noch dringlicher von allen Seiten.

Graf Teschberg und Herr von Bosse folgten bleich und zögernd dem Beispiele ihres Freundes.

Ein eigenartiger Eindruck war es, den die Umstehenden von dieser Scene sichtlich empfingen. Denn plötzlich verstummten alle in der Runde und verfolgten nur jede Bewegung der Fremden. Wie Schadenfreude und Verachtung lag es auf vielen Gesichtern, als jene zu dem Schwure sich bequemten.

Aber da ertönte schon wieder die Stimme des Unerbittlichen:

„Nun ist an Ihnen die Reihe, Fräulein!"

Aus dumpfer Starrheit schreckt Frieda empor. Nun wirft sie einen Blick um sich, ratlos, fast bittend.

Atemlos harrt die Menge. Noch zögert Frieda. Da dringen einzelne Rufe hervor.

„Schwören Sie!" brüllen alle nach.

Frieda erhebt sich aus den Kissen. Nur mit äußerster Anstrengung meistert sie das Beben ihrer

Glieder, daß sie nun aufrecht im Wagen steht. Jetzt erhebt sie etwas ihre rechte Hand.

„Den Handschuh ab! Sonst gilt ja der Schwur nicht!“ ruft einer der Nächststehenden.

Frieda preßt die Lippen aufeinander. Schamröte ergießt sich über ihr noch eben marmorbleiches Antlitz. Dann aber richtet sie sich stolz auf; aus ihrem Blick spricht wieder ein klares, sicheres Bewußtsein, als sie nun mit einer Handbewegung des Gebietens, aber nicht entfernt des Gehorchens den Schaft des Banners von sich schob und kurz und bestimmt sprach:

„Nein! Ich habe Ihnen nicht Rede zu stehen!“

Alles blickte betroffen, am meisten die Emigranten, deren willfähriger Eifer nun aufs empfindlichste bloßgestellt war. Aber blitzschnell sammelte sich der Unmut des Volkes wieder, hier ein spöttischer Pfiff, dort ein Gröhlen und Lachen, ein Miauen und Hühnerkrähen, und endlich ein Rufen, das schnell zum tobenden Orkane anschwoll:

„Es ist eine Spionin! An die Laterne!“

Und die stumme Sprache von hundert Fäusten giebt der Drohung bereits einen schreckenslauten Nachdruck . . .

Frieda zuckt zusammen, ihre Kniee wanken. Schwarze Nacht legt sich plötzlich auf ihr Auge und bedeckt den Lichtstrom, den die Nachmittagssonne über den Boulevard hin bis in unabsehbare Ferne breitet. Sie sinkt in den Wagen zurück, ihr Ohr vernimmt nur mehr ein unbestimmtes Tosen. Dann erstirbt auch dieses — eine tiefe Schreckensohnmacht hält sie umfangen.

Achtzehntes Kapitel.

In dem Augenblicke, da Frieda wie entseelt auf den Rücksitz niederbrach und die Menge sich schon besinnungslos anschickte, einen Akt selbstherrlicher Lynchjustiz zu begehen, änderte sich plötzlich die Situation.

Armand von Saraudy und René d'Autran hatten auf ihrem Spaziergang, dem kein bestimmtes Ziel vorschwebte, denselben Weg wieder zurückgenommen, auf dem sie sich vorher von den Freunden in der Richtung der Madelaine entfernt hatten.

Nun waren auch sie auf dem Trottoir stehen geblieben und beobachteten in Muße, wie die dreifache Wagenzeile, welche vom Ostbahnhof über die Boulevards herangerückt war, unter den verschiedensten Hemmungen vordrang. Und indem sie sich einigermaßen zu entwirren begann, wurde die Aufmerksamkeit der beiden Freunde von dem lärmenden Getriebe angezogen, das in einiger Entfernung sich um einen Mietwagen entsponnen hatte.

Auch sie folgten dem allgemeinen Zuge und drängten sich in jener Richtung näher. Noch immer beobachteten die Stadtsergeanten eine höfliche Zurückhaltung, die ihnen vom Polizeipräsidenten Herrn di Pietri für diese Tage des patriotisch überschäumenden Volksgemütes besonders zur Pflicht gemacht worden war. Paris sollte in guter Stimmung erhalten werden, bis einige entscheidende Siege im Felde es der Centralgewalt gestatteten, das neu befestigte Prestige auch im Innern wieder rücksichtsloser walten zu lassen! So standen denn die Vertreter der gesetzlichen Ordnung, als seien sie an allen Vorgängen unbeteiligt, an den Häuserreihen hin und vertrieben sich die Zeit damit, die glänzenden Auslagen hinter den Schaufenstern zu studieren.

Aber indem Armand und René die Ursache jener ungeheuren Erregung der Massen an dieser Stelle zu ergründen suchten, fiel ihr Blick, wenn auch vielfach behindert, auf die Dame in dem Wagen, und die Rufe brutaler Nötigung, den Schwur zu leisten, drangen hinaus bis an ihr Ohr. Noch konnten sie die Züge der Fremden nicht unterscheiden, die im Fond kauerte und den Schleier des Reisehütchens leicht um den Hals geschlungen hatte. Aber jetzt erhob sie sich. — Armand und René faßten einander gleichzeitig und krampfhaft bei den Händen — in atemloser Spannung stehen auch sie wie angewurzelt, jede Bewegung des jungen Mädchens verfolgend.

Aber kaum noch hatten sich die ersten Anzeichen des feindseligen Sturmes, der alsbald losbrechen sollte, hervorgewagt, als Armand, klaren Entschlusses, bereits zu einer Gruppe Stadtsergeanten hinsprang, die noch über ihr ferneres Verhalten in lässigem Gleichmut beriet. Mit wenigen Worten verscheuchte er ihre Gleichgültigkeit, und unter seinem mutigen Vortritt kämpften sie sich zu dem Wagen durch, in dem Frieda eben bewußtlos auf die Kissen niedersank. René folgte ihnen auf dem Fuße.

„Im Namen des Gesetzes!“ klang es nun schneidig der angriffslustigen Menge entgegen. Einer der Sergeanten schwang sich auf den Bock zu dem Kutscher und befahl diesem, auf die Pferde einzuhauen — Herr von Bosse hatte sich von der luftigen Höhe längst wieder zurückgezogen. Zwei andere Sergeanten nahmen im Wagen neben Frieda Platz; und einer raschen Anordnung Armands gemäß, die keinen Widerspruch duldete, gesellte sich zu ihnen René. Zwar bereitete es diesem eine tödliche Verlegenheit, in einer so seltsam auszeichnenden Gesellschaft eine Fahrt am hellen Tage durch die Tausende und Abertausende anzutreten. Aber Armand schloß lächelnd den Wagenschlag.

„Sorge Du nur um Deine Cousine! Suche ihre Lebensgeister mit der Heliotropessenz wieder wachzurufen, die Du von Grasse seiner Zeit mitgebracht und seither ständig bei Dir trägst!“

Der Wagen setzte sich in Bewegung, unter dem Johlen und Heulen des enttäuschten Haufens bog er nach dem Opernplatze ab, um durch die Rue Auber und weiterhin durch einige Nebenstraßen, weniger belästigt von dem Verkehrsstrom der großen Avenuen, nach dem Viertel der Champs Elysées zu gelangen, wo die Marquise d'Autran ihrer Nichte mit zärtlichen Gefühlen entgegenharrte.

Armand, gefolgt von den Emigranten, wandte sich dem Trottoir zu. Er würdigte die Menge keines Blickes, obwohl viele der Gaffer knurrend sich hinter ihm herschoben, doch blieben sie stets in angemessener

Entfernung, wie der Hofhund lange noch seinen Herrn in feigem Trotze umkreist, wenn dieser ihm den Sprung nach einer leckern Beute durch eine scharfe Drohung verleidete. Das unerschrockene Auftreten des eleganten Herrn imponierte ihnen gewaltig, und wenn auch manche noch eine Zeitlang ihn mit Gassenwitzen bewarfen, so war es mehr aus dem Bedürfnis, die eigene Enttäuschung über den Ausgang des so pomphaft und gesinnungstüchtig inscenierten Auftritts noch vor sich selbst mit einem trügerischen Scheine freien Mannesmutes zu umkleiden.

Es nahte allmählich die Stunde, da man in Paris die Mühen des Tages abzuschütteln pflegt, um sich mit Muße, in gehobener Stimmung und mit einer gewissen Feierlichkeit den Freuden der Hauptmahlzeit hinzugeben.

Das Gedränge auf den Boulevards nahm sichtlich ab, selbst in so aufgeregten Zeiten widmeten die Kinder der Weltstadt ihrem Diner die etwas konzentriertere Aufmerksamkeit einer vollen Abendstunde.

Auch die Herren, welche das Tischchen vor dem Grand Café über den Nachmittag mit großer Beharrlichkeit besetzt hatten, rüsteten sich zum Aufbruch, um im Schutze ihrer friedlichen Penaten das Mahl einzunehmen. Eben hielten sie noch eine kurze Besprechung, wo sie spät am Abend sich wieder zusammenfinden wollten, um die Feier einer bis dahin vielleicht neu eingelaufenen Siegeskunde würdig zu begehen.

„Dort kommt ja Armand Saraudy wieder!“ rief nun einer der Herren mitten in die Beratung hinein.

„Und mit ihm die hannoverschen Legionäre!“ ergänzte ein anderer.

Man ging ihnen entgegen. Die Spötter im Rücken Armands hatten sich verlaufen. Aber Herr Reboul suchte sie zu ersetzen, als er nun dem jungen Diplomaten entgegenrief:

„Hast Du denn eigentlich Deine Heimkehr aus Urlaub am Quai d'Orsay schon angemeldet?“

„Wie kommst Du darauf?“ entgegnete Armand ruhig.

„Ich meine so! Es feiern zwar jetzt all die vielen Diplomaten, die wir in Deutschland beglaubigt hatten. Aber der Geschickten hat man nie genug im Dienste. Deshalb wundere ich mich, daß man Dich feiern läßt!“

„Du willst jetzt den Ausfall gut machen, mit dem Du vorher mich begrüßtest,“ sprach Armand in ziemlich gleichgültigem Tone; „denn ich nehme Deine Worte als gut gemeintes Kompliment, da Dir eine Berechtigung zur Ironie in keiner Weise zusteht. Aber ich will Dir gründlich Aufschluß geben, um Dich zu beruhigen —“

Und Armands ganzes Wesen atmete nun wieder stille Würde, als er, jenem fest ins Auge blickend, fortfuhr: „Ja, die Feder ist jetzt vom Schwerte überholt! An diesem ist jetzt die Reihe überhaupt! Es kann nicht schwer genug in die Wagschale unserer nationalen Geschicke fallen! Und darum sage ich Dir und Euch allen: Wenn die stolzen Preislieder, welche einst unsere alten Heldendichter selbst in Wehr und Waffen zu Ehren unserer doulce France gesungen haben, dem Geschlechte unserer Tage noch etwas mehr als leeren Schall bedeuten: dann möge sich die ganze Jugend Frankreichs alsobald erheben, möge in die Reihen treten und, selbstvergessen bis zum Tode, die Brust dem Feinde bieten! Legt doch auf den Altar des Vaterlandes etwas würdigere Gaben als eine Handvoll schaler Witze, wie ich sie heute von Euch vernehmen mußte!“

Und seine Mahnung erhob sich zu hinreißender Wärme, als er nun fortfuhr: „Ja, ich sage Euch: jeder, dem die Liebe zum Vaterlande tief im Herzen lebt, nicht bloß auf den Lippen, der folge mir! Das müde Alter und die wehrlos zarte Kindheit können dessen Verteidigung nicht übernehmen. An uns ist es!“

Groß leuchtete des Herzens Opferflamme aus seinem Auge, als er nun in einem langsamen Rundblick den Eindruck zu erforschen suchte, den seine Worte bei den Freunden hervorbrachten. Die Deutschen lauschten aufmerksam, in voller und ernster Würdigung seiner Beweggründe.

„Unsere hannoversche Legion ist bereits in der Bildung begriffen, ihre Organisation demnächst vollendet. Wir erwarten von der Regierung nur noch die Abgabe von Waffen, dann sind wir bereit, zu marschieren!“ erklärte Graf Teschberg entschlossen.

Aber Herr Reboul, mit dem milden Mitleidslächeln eines überlegenen Geistes, machte eine beschwichtigende Handbewegung nach dem Grafen und Armand hin, und sprach gelassen: „Nur keine Aufregung! Wozu sollen denn wir uns noch derangieren, da unsere Pioupioux am Rhein selbst schon alles hübsch in Ordnung bringen! Es ist Essenszeit — Allons diner!“

Und in sorgloser Stimmung, begleitet von seinen französischen Freunden, wandte er sich den westlichen Quartieren zu. Die Deutschen begaben sich in ein benachbartes Restaurant, wo sie mit Landsleuten zusammentreffen und wichtige Beratungen pflegen wollten.

Armand hatte sich empfohlen und wandelte nun allein, wie dies seiner Stimmung am besten entsprach, die Rue de la Paix hinab zur Place Vendôme. Eben hatte er die ersten Häuser der Rue Castiglione erreicht, als sein Blick von einer hohen Frauengestalt angezogen wurde, die ihn in seinem sinnenden Gange überholte und, indem sie dicht an ihm vorüberkam, den Kopf wie achtlos etwas zur Seite wendete, so daß er ihr Profil in seinen interessanten Umrissen in nächster Nähe vor sich sah.

„Fräulein Hertha!“ rief er unwillkürlich.

Hertha Sommer blickte nach ihm — sie erwiderte seinen Gruß mit wohlberechneter Überraschung. Denn in Wahrheit hatte sie ihn nicht mehr aus den Augen verloren, seit sie sein thatkräftiges Eingreifen in der Nähe des Opernplatzes beobachtet hatte. Dorthin war sie, nach ihrer Unterredung mit René dem allgemeinen Strome folgend, durch die Rue Montmartre und über die Boulevards gelangt. Nun drängte es sie mit unwiderstehlicher Gewalt, den intimsten Freund des jungen Marquis auszuholen,

ob dieser sie etwa bei ihm durch vertrauliche Mitteilungen bloßgestellt habe!

Aber schon der erste, von freudiger Verwunderung getragene Ausruf Armands, die ungeheuchelte Unbefangenheit seines Grußes gaben ihr eine große Beruhigung.

Nun trat er an ihre Seite und erbat sich die Erlaubnis, sie eine Strecke weit zu geleiten, um mit ihr freundliche Erinnerungen an Cannes zu tauschen und nach ihren seitherigen Schicksalen mit aufrichtiger Teilnahme sich zu erkundigen.

Hertha erklärte, daß ihr Weg sie über die Concordienbrücke ins Invalidenviertel führe, wo sie in der Rue de Varennes eine Mansarde bezogen hatte. Hier wollte sie von ihren nicht unbedeutenden Ersparnissen leben und die weitere Gestaltung der Ereignisse abwarten. Nach dem Kriege hoffte sie eine desto emsigere Verwendung zu finden, wenn das siegreiche Frankreich im friedlichen Genusse seines Triumphes sich wieder bewußt werden würde, daß zwischen ihm und den gehaßten Deutschen doch unzählige Beziehungen der fortgeschrittensten Kultur beständen. Dann aber müßte das Studium der deutschen Sprache noch weit mehr in Aufnahme kommen, wodurch eine geschäftliche und geistige Annäherung der beiden so verschieden gearteten Völker nur befördert würde.

Armand war, indem er neben Hertha dahinschritt und ihren Darlegungen eine Zeit lang mit sichtlichem Interesse folgte, doch bald wieder in sein stillernstes Sinnen zurückverfallen, aus welchem die plötzliche Begegnung ihn gerissen hatte. Er nickte ihren Worten Beifall und gab ihm in spärlich hingeworfenen Bemerkungen Ausdruck. Doch konnte Hertha keine Spur jener jugendfrohen Sorglosigkeit heute an ihm erhaschen, mit welcher er sie damals, durch die milde Januarnacht, von der Villa Lutetia bis an ihre Behausung begleitet hatte! So wurde sie wieder an dem Eindruck seines ersten Grußes irre — wußte er etwa dennoch —?

Es ließ ihr keine Ruhe. Oder — waren am Ende gar seine Gedanken bei Frieda von Elmsrode!?

„Haben Sie Nachrichten von der Nichte der Marquise d'Autran?“ begann sie nun in gleichgültigem Tone, als gälte es ihr nur, den Fluß des Gespräches zu unterhalten.

„Sie ist heute hier angekommen,“ entgegnete Armand arglos, der keine Ahnung hatte, daß Hertha nur über die Breite der Boulevards hinweg Zeugin von Friedas Einzug gewesen.

„Ich hätte damals geglaubt,“ fuhr jene fort, „das Fräulein von Elmsrode würde im Hause der Marquise ein dauerndes Heim finden! Was wäre natürlicher?“

„In der That,“ sagte Armand ruhig vor sich hin.

Hertha streifte sein Antlitz mit einem vorsichtigen Seitenblick. Nichts von Spannung, Erregung in seinen Zügen! Dagegen fühlte sie, wie nun ihr eigenes Herz lebhafter zu pochen begann.

„Es ist ein freundlicher Zufall, Baron Saraudy,“ begann sie nach einer Pause wieder, „der mir nach unseren beiden ersten Begegnungen jedesmal Ihr Geleite verschafft!“

„Ich fand beide Male in Ihrer Gesellschaft den angenehm anregenden Verkehr mit einer ausgeprägten Individualität!“ gab Armand zur Antwort, ohne aus dem Tone gutmütiger Zuvorkommenheit zu fallen.

Hertha lauschte enttäuscht. War das derselbe Armand Saraudy, der ihr damals in leidenschaftlichem Drängen einen Ausflug nach Nizza angeboten hatte? Damals hatte sie ihn abgewiesen.

„Hier bin ich zu Hause,“ sprach sie nun plötzlich, indem sie vor der verschlossenen Thür eines Miethauses stehen blieb. Sie hatte die Glocke zum Concierge noch nicht gezogen.

Da griff Armand nach dem Glockenzuge und ließ das Zeichen ertönen. Selbst der leise Weckruf, den Hertha an seine Erinnerungen von den schönen Tagen an der Riviera hatte ergehen lassen, war von ihm ungehört verhallt. Seine Seele war ganz erfüllt von hohen Dingen, und wie oft er auch, sogar unter den bedeutenden Eindrücken seiner Reise durch Deutschland, der eigenartigen Erscheinung dieses Mädchens gedenken mußte — heute hatte er kein Auge für die stumme, doch so verheißungsvolle Sprache ihres Blickes, für die Reize ihrer eleganten, durch eine fein berechnete Toilette gehobenen Formen. Er war zerstreut, wußte wohl gar nicht mehr, daß er sein Anerbieten, sie zu begleiten, selbst auf einen Austausch von Erinnerungen bezogen hatte!

Die Thür stand offen — Hertha mit dem Rücken gegen dieselbe gewendet.

„Sie bleiben nun auch in Paris?“ fragte sie mit erzwungener Ruhe.

„Zunächst wohl,“ antwortete Armand. „Aber wer weiß in diesen Tagen, was die nächste Stunde bringt!“

Hertha stand noch immer an der Schwelle — wie eine ungeduldige Spannung lag es auf ihren Zügen.

„Ich danke Ihnen, Baron,“ nahm sie wieder das Wort, „daß Sie die Befürchtungen, denen ich einst Ausdruck gab, heute in so ritterlicher Weise zerstreut haben.“

„Wieso, mein Fräulein?“

„Sie haben die ‚Lehrerin‘ wiedererkannt!“

„Sie konnten daran zweifeln?“

„O, unsere ‚goldene Jugend‘ hat eben so eine absonderliche Ritterlichkeit!“

„Ich glaube mich zu erinnern, daß Sie sich einer ähnlichen Verbitterung schon damals in Cannes hingegeben haben.“

„Sehr wahrscheinlich. Überdies war ich darauf vorbereitet, gerade eben von Ihnen ein kühles Übersehen erfahren zu müssen —“

„Bitte, wie denn das?“

„Wir sind nicht allzu freundlich voneinander geschieden!“

„Sie haben mich abgewiesen, aber doch in einer schmeichelhaften Form!“ Und lächelnd fuhr Armand fort: „Am Ende habe ich Sie nur deshalb wiedererkannt, weil ich fürchtete, Sie könnten jene Drohung verwirklichen —“

Über Herthas Angesicht huschte eine leichte Röte.

Armand aber sprach weiter, indem er ihr freundlich die Hand bot: „Mein heutiges Verhalten schützt mich also gegen die Verfolgungen Ihres Ingrimms?“

„Sie sollten nicht spotten,“ entgegnete Hertha leise, doch mit sehr ernstem Ausdruck.

„Ich denke nicht daran! Denn auf Ihrer Stirne thront eine Entschlossenheit, die nach meiner aufrichtigen Überzeugung einem Manne unter Umständen sehr unangenehm werden könnte!“

„Aber sind solche Naturen nicht gerade die wertvolleren?“

„Nicht absolut. Neben der Thatkraft kommt es auch immer auf die Gesinnung an! Ihre verbitterte Gesinnung könnte Ihre Entschlüsse wirklich einmal auf Abwege führen! Des Menschen edelste Seelenkraft ist die Versöhnlichkeit, auch gegenüber erlittener Unbill. Daran mögen Sie festhalten — und Sie werden nie wahrhaft unglücklich sein!“

„Baron Saraudy, das Leben hat Sie reich bedacht, hat über die gemeinen Fragen des Daseins Sie von Anbeginn hinausgehoben. In solcher Lage ist es leicht, gut zu sein, gut zu bleiben!“

„Man muß Ihnen einmal recht weh gethan haben!“ sprach Armand.

„O, das bleibt keinem erspart, auch nicht dem Bevorzugten, auch Ihnen nicht! Der Unterschied ist, daß für Ihresgleichen das Leid ein Zwischenspiel bedeutet, in das eine zerspringende Saite einen kurzen Mißklang wirft — die schöne Harmonie ist bald wieder hergestellt. Unsereins aber entringt sich nie dem kränkenden Weh, das als Orgelpunkt in unserer ganzen Existenz vom ersten bis zum letzten Takte mitschwingt! Jenes Weh beruht auf dem Gegensatze unserer äußeren Stellung, des Dienens, des Geduldetseins, des Ausgenütztwerdens — und den stillen Ansprüchen unserer Bildung, die uns all denen mindestens gleichstellen sollte, deren Brot wir essen! Diese Ansprüche beschränken sich aber nicht auf eine äußere gesellschaftliche Hebung; vielmehr erhebt sie noch nachdrücklicher unser Gemüt, das von der Last der täglichen Pflichten und den damit verbundenen Demütigungen doch manchmal erleichtert werden möchte —“

Hertha stockte, von der unwillkürlichen freimütigen Deutlichkeit ihrer Erklärungen nun selbst etwas betroffen.

Armand aber hatte ruhig zugehört. Nun stand er vor ihr, wie in gelassener Erwartung, daß sie weitersprechen würde. Als sie jedoch ihr Schweigen nicht wieder brach, entgegnete er endlich mit der Wärme wohlwollenden Trostes:

„Sie fühlen sich vereinsamt! Ihr Herz verlangt nach Mitteilung, nach dem Glück, das zwei Liebende, aus welch verschiedenen Lebenslagen sie sich auch zusammengefunden haben mögen, innerlich jedenfalls immer gleichstellt! Aber Fräulein Hertha — Sie sind so schön, und weit mehr noch — interessant! Ihnen kann jenes Glück doch nicht vorenthalten bleiben, wenn Sie es nicht geflissentlich von sich stoßen!“

Diesmal errötete Hertha lebhaft. Dann aber hob sie das Haupt, und ein voller, heißer Blick ihres dunklen Auges traf Herrn Armand.

Plötzlich aber reichte dieser ihr von neuem die Rechte, und indem er ihre Hand freundlich drückte, sprach er ohne alle Erregung:

„Leben Sie wohl, Fräulein Hertha. Ich werde mich freuen, in ruhigeren Tagen Ihnen dereinst wieder zu begegnen.“

Er grüßte — und ging.

Auf Herthas Antlitz wich das leidenschaftliche Erröten einer fahlen Blässe. Noch einen Blick der Enttäuschung, der Bestürzung sandte sie ihm nach — dann trat sie in den Hausflur, noch zögernd, als hoffte sie noch immer in einem zärtlichen Anruf ihren Namen nennen zu hören.

Doch Armands Schritte waren bereits verhallt. Sie schloß die Thür, sah nicht einmal das lauernde Lächeln des Concierge, der von seiner Loge aus sie schon durch den Spalt des halbgeöffneten Hausthores beobachtet hatte — langsam stieg sie zu ihrem Zimmerchen im Dachgeschosse empor.

Eine öde, freudlose Einsamkeit gähnte ihr beim Eintritt entgegen. Während ihr die Mietfrau den Tisch deckte und den längst schon fertigen pot-au-feu servierte, stand Hertha sinnend am Fenster und sah hinab in das staubumwirbelte Getriebe der Weltstadt.

„Ich kenne Armand Saraudy kaum mehr,“ dachte sie bei sich. „Ist es derselbe, der einst mit der Sicherheit eines verwöhnten Lieblings der Frauen um meine Gunst warb? Oder hat meine Abweisung seinen Stolz trotz seiner Gegenversicherung so sehr verletzt? In den nächsten Tagen nach jenem Ausfluge zu den Inseln begegneten wir uns noch einige Male — er blieb zurückhaltend, doch freundlich, ein bon garçon, der nichts nachträgt. Aber seine Überlegenheit, die so gründlich von Renés unfertigem Wesen abstach und ihn in jeder Beziehung hoch über diesen hinaushob, hat es mir bald angethan. Damals war ich noch müde und unterschiedslos gegen alle Welt verbittert — durch Renés feigen Rückzug, der mir noch einige Monate vorher in der seligen Verborgenheit meiner Mansarde dahier Treue geschworen, und dem mein vereinsamtes, liebesehnendes Herz thöricht genug einen Augenblick geglaubt hatte! Ich hätte den undelikaten Antrag, seine Cousine auf der Bootsfahrt zu begleiten, gebührend zurückgewiesen, wenn nicht die Neugier, diese Cousine näher kennen zu lernen, gesiegt hätte!

„Dann haben wir im Garten der Villa Croquet gespielt; sind über die Berge nach Vallauris gegangen, um die Töpfereien kennen zu lernen, die dort seit zwei Jahrtausenden in Betrieb sein mögen; haben in Cannet das Sterbegemach der Rachel besucht; sind zur Denksäule im Golf du Jouan gewandert, wo Napoleon bei seiner Rückkehr von Elba das Festland betrat — und Frieda von Elmsrode und Armand von Saraudy waren von der manchmal zahlreichen Gesellschaft die beiden einzigen, die ihren Verkehr mit mir in jederzeit tadelloser Weise auf die Grundlage meiner vollständigen gesellschaftlichen Gleichberechtigung stellten. Und Armand und ich fühlten uns voneinander angezogen — da zerriß plötzlich

eine Depesche seines Ministers, die ihn abrief, die zarten Fäden, welche die freundliche Göttin Gelegenheit zwischen uns zu spinnen begann — —

„Und heute? Was steht jetzt zwischen ihm und mir? Armand — Armand! Wie ich so Dein gedenke, überkommt es mich wie ein unentrinnbares Schicksal: in Deine Macht ist es gegeben, ob ich mich dauernd in die lichte Sphäre eines beglückenden und beglückten Daseins erheben — oder ob ich am Glücke endgültig verzweifeln soll!

„Aber noch bin ich, trotz aller Enttäuschung, nicht müde, den Kampf um dasselbe weiterzuführen. An Deiner Seite würde ich gehoben, geläutert aus demselben hervorgehen. Ich will mich redlich um diese Erhebung bemühen —

„Und damit auf Wiedersehen, Armand, auf Wiedersehen!" — —

Viertes Buch.

In der Stadt der „Pucelle".

Neunzehntes Kapitel.

Die großen Schlachten des August waren geschlagen.

Am ersten September war das zweite Kaiserreich bei Sedan unter den Verwünschungen der französischen Nation in Blut und Schmach zusammengebrochen.

Am neunzehnten September schloß sich bereits der eiserne Ring um die Weltstadt. Aber noch immer hatte sich den Trümmern der französischen Armeen nach all den furchtbaren Schlägen eines unbesiegt erhalten: die leichtfertige Unterschätzung des Gegners. Durch einige Ausfälle hoffte man die Linien der Belagerer rasch zu durchbrechen, aber diese Unternehmungen waren ungenügend vorbereitet und mangelhaft durchgeführt, zweckloses Blutvergießen ohne jeden äußeren oder auch nur moralischen Erfolg.

Die fähigeren Mitglieder der Regierung begannen einzusehen, daß die Entscheidung der furchtbaren Krise, unter welcher Frankreich erbebte, nicht mehr von Paris aus herbeigeführt werden konnte, daß vielmehr eine günstige Wendung nur durch die Organisierung des Widerstandes in den Provinzen möglich war.

Am sechsten Oktober verließ Gambetta im Luftballon die belagerte Hauptstadt, und am gleichen Tage setzte sich eine deutsche Armeeabteilung unter General von der Tann nach dem Süden zu in Bewegung, mit der Aufgabe, in das Herz Frankreichs, bis nach Orléans vorzubringen.

Es war ein wunderbarer Herbstnachmittag, an welchem das erste bayrische Armeekorps, die zweiundzwanzigste Division und zwei Kavalleriedivisionen der Weltstadt den Rücken kehrten, um den Marsch südwärts anzutreten. An den Hügeln von Longjumeau, Montlhéry und Arpajon reiften die Trauben, linde Lüfte fächelten den Kolonnen entgegen, die sich in den trefflichen Quartieren der zahllosen Pariser Villegiaturen kurze Zeit ausgeruht hatten und nun in bester Stimmung neuer Aufgaben harrten.

Aber von ihnen allen ahnte damals wohl keiner, welche Opfer und welche Ehren ihnen beschieden waren — dort unten an den Ufern der Loire!

In den nächsten Tagen änderte sich der Charakter der Gegend. Der Weinbau verschwand, und bald trat man in die unabsehbare Ebene der Beauce ein, die Kornkammer Frankreichs. Die abgeheimsten Felder, die schattenlosen Dörfer boten einen öden Anblick, den freilich manchmal ein dichter Nebel bis in den Nachmittag hinein verschleierte. Unter seinem Schutze wich der Feind, welcher sich unter der Führung des Generals de la Motterouge gen Norden in Bewegung gesetzt hatte, vor den anrückenden Deutschen immer weiter auf Orléans zurück, seinen vornehmsten Stützpunkt.

Aber am zehnten Oktober sah er sich von der rastlosen deutschen Kavallerie bei Artenay eingeholt und von der nachdrängenden Hauptmacht zum Kampfe gezwungen. Schon nach wenigen Stunden war er über den Haufen geworfen und zog sich in die dichten Wälder zurück, welche als ein breiter Gürtel Orléans im Norden umlagern.

Schneidige Husaren hatten einige Geschütze aus der französischen Front unter Hurra herausgeholt, und als sie dieselben mit ihrer vollen Bespannung zu den deutschen Linien herüberlenkten, brauste ihnen ein tausendstimmiger Jubel entgegen — ein erhebender Schlußakt des blutigen Dramas, den ein wolkenloser Abendhimmel feierlich mit rosigen Gluten übergoß.

Die folgende Nacht kampierten die müden Sieger in den erkämpften Stellungen. Ein bitterkalter Morgen weckte sie. Aber die Abspannung, welche jedem Biwak auf hartem, weißbereiftem Felde folgt, wich heute schnell aus allen Mienen. Alle wußten, daß man vor einer neuen, bedeutenden Entscheidung stand.

Nochmal entzündeten sich die Lagerfeuer; bald brodelte in den Kesseln der Kaffee. Der duftige Trank und die Strahlen der Morgensonne, die sich goldig erhob, ergossen neues, fröhliches Leben in die erstarrten Glieder.

Ordonnanzen flogen durch die Landschaft. Nach einiger Zeit setzten sich die Truppen von allen Seiten in Bewegung. Ohne Signale, ohne laute Kommandos tauchten sie im weiten Halbkreise in die grüne Wildnis, die sie noch von der altehrwürdigen Stadt der Pucelle trennte — dem herrlichen Siegespreise des Tages!

Und als die Sonne sich wieder gen Westen neigte, die den ganzen Tag über am wolkenlosen Himmel gestanden hatte, da war der Wald, da waren die Dörfer Gidy, Saran, Ormes, da waren alle Pachthöfe, die in der Landschaft zerstreut lagen, in den Händen der Deutschen. Es war ein hartes, opferreiches Ringen. Als aber gegen Nachmittag die Sieger sich bis an den Südrand des Waldes durchgekämpft hatten und nun plötzlich die doppeltürmige Kathedrale der ehrwürdigen Stadt herübergrüßte, da mischte sich in den Donner der Geschütze, in das unaufhörliche Rollen des Gewehrfeuers ein markerschütterndes Hurra, und die Losung ging von Mund zu Munde: „Wir müssen hinein — heute noch hinein!"

Es sollte den braven Truppen nicht leicht werden. Den Haupteingang zur Stadt von Norden her bildet die Vorstadt Bannier, von einer schnurgeraden Straße zwischen engstehenden, wohlgebauten Häusern durchschnitten. Ihr ist im weiten Bogen noch der hohe Eisenbahndamm vorgelagert, welcher der Verteidigung ebenfalls als natürliches, äußerst günstiges Bollwerk diente. Etwas weiter östlich liegt der Bahnhof, dessen ausgedehnte Gebäude das vorliegende Terrain weithin beherrschten und massiv und trotzig jeder Annäherung zu wehren schienen.

Und vor diesem vom Feinde dicht besetzten und mit zähem Mute verteidigten Halbrund war es, wo der Kampf bis in den sinkenden Abend hinein wütete.

Die letzten Strahlen der Abendsonne leuchteten noch dem Sturm, mit welchem Teile der vierten bayrischen Brigade den Eisenbahndamm auf eine weite Strecke in ihre Gewalt brachten. Die Verteidiger zogen sich unter lebhaftem Feuer durch die umliegenden Gärten nach der Vorstadt zurück. Man durfte ihnen nicht Zeit lassen, sich in deren festgefügten, widerstandsfähigen Häusern noch einmal festzusetzen. Ohne einen Schuß zu thun, mit aufgepflanztem Bajonette folgten ihnen die Sieger Schritt für Schritt aus allernächster Nähe — bis sie mit einem Male in der Hauptstraße standen, gerade im Rücken derjenigen französischen Abteilungen, welche noch immer den Eingang zur Vorstadt mit hartnäckigster Bravour gegen andere Teile der vierten Brigade verteidigten

So standen denn nach langem, heißem Ringen die ersten Deutschen im Innern der Stadt! Aber ihr Hochgefühl, das sich in einem stürmischen Hurra Luft machte, wurde rasch etwas gedämpft durch die Erkenntnis, daß ihr jetziger Standort von dem Feuer der eigenen Waffenbrüder bestrichen wurde, welche weiter draußen noch um den Zugang zu derselben Straße kämpften. Ihre Kugeln schwirrten um die Köpfe der kühnen Eindringlinge, klatschten gegen die Wände der Häuser und auf das granitne Pflaster. Man hatte die Absicht, sobald die Mannschaft sich etwas verschnauft hätte, den Verteidigern von hier aus in den Rücken zu fallen, um so ihren letzten Widerstand zu besiegen und den Freunden den Eintritt in die Vorstadt zu eröffnen. Aber um die Entscheidung auf solche Weise herbeizuführen, hätte man die Straße auf eine sehr lange Strecke im Kugelregen der deutschen Gewehre zurücklegen müssen. Und überdies machte sich beim Feinde sichtlich bereits einige Unsicherheit und Zaghaftigkeit geltend; denn einzelne kleine Trupps Franzosen drückten sich schon an den Häusern entlang nach rückwärts, bis sie hier plötzlich wieder auf neue Gegner stießen, von deren Anwesenheit auf ihrer Rückzugslinie sie keine Ahnung gehabt hatten. Sie wurden sofort entwaffnet, die Thüren der nächsten Häuser eingestoßen, die Gefangenen dahin in Sicherheit gebracht, und alle Fenster mit Mannschaften besetzt, wo sie in viel größerer Sicherheit vor dem Feuer ihrer eigenen Kameraden etwas Atem schöpfen und sich auf den Empfang ihrer Gegner vorbereiten konnten. Denn es unterlag nach den Aussagen der ersten Flüchtlinge keinem Zweifel mehr, daß die Verteidiger bereits stark erschüttert waren. Auch rechts drüben vom Bahnhof her tönte das Hurra und das Gewehrfeuer der Angreifer immer näher und näher — die letzte Entscheidung auch bei den ersten Häusern von Bannier stand unmittelbar bevor.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Am See.

Von **Steinhausen.**

Herbstlich rascheln Rohr und Binsen,
Während sich die Wedel biegen,
Und die hellen Wasserlinsen
Sich ans braune Riedgras schmiegen

Öde liegt die weite Runde
Und die weiße Lilienkrone
Tauchte längst zum stillen Grunde,
Daß sie dort geborgen wohne.

Eschen, deren Blattgefieder
Schirm gab vor der Mittagsstunde,
Senden es zur Freundin nieder
Und bedecken sie im Grunde.

Lang' muß ich dort stehn und denken,
Ich, ein Wandrer nah dem Ziele,
Und ich kann den Blick nicht lenken
Von der Blätter ernstem Spiele.

Und mich dünkt es Himmelsgabe,
Glücklich, wer sie mag erwerben!
Nah der Liebe ruhn im Grabe
Und sie schirmen durch sein Sterben.

Echte und falsche Weisheit im Sprichwort.

Von **O. v. Leixner.**

Sprichwörter und Münzen haben viel Ähnlichkeit; es kommt bei ihnen weniger auf das Gepräge, als auf den inneren Wert an. Es giebt aber auch Wahrheiten, die nur für kurze Zeit gelten und bei denen das Gepräge den einzigen Wert ausmacht, das Metall dagegen sich schnell abbraucht. Zeitgemäße Redewendungen und witzige Redensarten, Anspielungen und sprichwörtliche Bemerkungen, die ihren Ursprung im Tage haben, pflegen meistens auch vorüber zu gehen, sobald die Stimmung verschwindet, die sie hervorgerufen hat; diese Gattung geflügelter Worte entsteht meistens nur in den großen Mittelpunkten des staatlichen Lebens, wo

sich Vertreter aller Richtungen zusammenfinden, wo das Treiben der verschiedenen Sippen sich auf einem erhöhten Schauplatz abspielt. Sehr selten fliegt ein solches Wort über das ganze Land, und noch seltener enthält es eine bleibende Bereicherung der Volksweisheit.

Von bleibender Bedeutung sind jene Sprichwörter, in denen das Volk seine sittlichen Anschauungen, seine Begriffe von Gott, Welt, Mensch und Leben ausspricht. Verhältnismäßig ist in der Unzahl von Sprüchen ächter und falscher Weisheit die Zahl jener, deren Ursprung sich verfolgen läßt, ziemlich gering. Erleichtert ist der Nachweis dort, wo sich Aussprüche an geschichtliche Thatsachen und bestimmte Orte knüpfen, oder die Bibel als Quelle gedient hat. Aber die meisten Sprichwörter beruhen auf der lebendigen Überlieferung die von Geschlecht zu Geschlecht lebendig wirkt, durch neue Erfahrung eine stärkere Befestigung und dadurch neue Geltung erhält. Wohl wird der Forscher auch in diesen Fällen in der Litteratur eine Quelle finden, in der ein Sprichwort zum ersten Mal in der gang und gäben Form erscheint, aber selbst damit ist noch nicht der Nachweis geliefert, daß der betreffende Verfasser als der erste Mensch diese moralische Wahrheit in die bestimmte Form gebracht hat. Bei den meisten Sprichwörter ist es überhaupt nutzlos, nach der Quelle zu forschen, da dieselben Wahrheiten und Lebensgrundsätze bei verschiedenen Völkern zu verschiedenen Zeiten selbständig ausgesprochen worden sind. Diese Übereinstimmung hat ihren Grund darin. daß der Kern des menschlichen Wesens unter allen Zonen und zu allen Zeiten der gleiche bleibt, und nur die Schale, die ihn einhüllt, nach Kultur und Natur wechselt.

Die Sprichwörter enthalten nicht immer echte Weisheit; wie die Menschen sich in gute und böse scheiden, so sind auch die Sprichwörter teils Ausflüsse einer edlen Sittlichkeit, teils die des stärksten Eigennutzes und der Sophistik der Leidenschaft. Das deutsche Volk hat einen Reichtum an Sprichwörtern, der von dem keines anderen Volkes übertroffen wird, und in denen ein Schatz von populärer Lebensweisheit aufgespeichert ist. Es giebt kaum ein Lebensverhältnis, kaum einen Stand, es giebt kein Geschlecht und kein Alter, das nicht in allen Abstufungen Warnungen und Lehren, Trost und Spott in dieser geflügelten Philosophie des Volkes finden könnte. Ein großer Teil der Sprichwörter hat einen satirischen Kern, der sich besonders gegen Adel und Klerisei, gegen Höfe und Klöster richtet. Mit diesen will ich mich dieses Mal nicht beschäftigen, sondern nur aus dem reichen Schatz einige Sprüche herausgreifen, in denen mir die besten Seiten unseres deutschen Charakters ausgesprochen erscheinen.

Sehr hervortretend ist der Zug des Stolzes, das ernste Bewußtsein von der Macht der eigenen Persönlichkeit. „Gott hilft dem Stärksten“, heißt es in Franken und Schwaben, und dem entsprechend „In Gottes Kram (Kramladen) sind alle Waren um Fleisch und Arbeit feil“. Thatkraft und festes Wollen sind die Hebel des Erfolges und „der Wille ist des Werkes Seele“. Weder Rang noch Geld können den Wert des Menschen erhöhen, denn:

„Adel sitzt im Gemüte,
Nicht im Geblüte.“

Diese Mannhaftigkeit kehrt in tausend Wendungen wieder. Den Mutlosen ermuntert der Zuruf: „Durchs Gedränge zum Gepränge“. Klar spricht das Volk sein Rechtsgefühl aus: „Hundert Jahre Unrecht war nie eine Stunde Recht“; oder „Wer altes Unrecht duldet, läd't neues ins Haus“. Aber auch hier verleugnet sich das Mißtrauen nicht, denn es heißt: „Gut Recht ist eine große Glocke, wenn nur nicht der Schwengel so leicht hinausfiele“.

Trotz des Selbstbewußtseins predigt alte Volksweisheit ein inniges Gottvertrauen, das sich oft auch in komischer Weise ausspricht: „Wenn Gott will, kräht eine Axt unter der Bank“. Aber auch die Allmacht hat ihre Grenzen, denn „Selbst Gott kann's nicht allen nach ihrem Kopfe recht machen, sondern nur der Hutmacher“. Die Überzeugung, daß jede böse That einmal Sühne findet, findet im Sprichwort klaren Ausdruck:

„Gott rich't
Wo niemand spricht.“

oder: „Was Gott spart in die Länge,
Das straft er mit Strenge,“

oder: „Gott sieht durch die Finger, aber nicht ewig“.

Reizend drückt ein österreichisches Sprichwort die Wahrheit aus, daß sich mit der Kraft doch auch die Weichheit einen könne.

„Stark bei mild
Ein goldner Schild.“

Demselben Gedanken begegnen wir schon in einer Sammlung indischer Fabeln. An den Spruch klingt ein anderer an:

„Der Freunde Fehler soll man kennen,
Aber sie nicht andern nennen.“

Gerade diese Wahrheit sollte unsere „Gesellschaft“ beherzigen, die gewiß im Verschweigen fremder Schwächen keine besondere Kraft entwickelt.

Die alten Germanen haben ebenso wie ihre Nachkommen des Mittelalters die Freundschaft hoch gehalten. Ein uralter Volksspruch sagt:

„Freunde thun mehr not,
Als Feuer, Wasser und Brot.“

Ein jüngeres:

„Freund in der Not,
Freund noch im Tod,
Freund hinterm Rucken,
Sind traun drei starke Brucken.“

Aber neben dem Bewußtsein von dem hohen Wert echter Freundschaft stand das zweite: von der Seltenheit dieses Schatzes. Diesen Gedanken behandeln viele Sprichwörter mit einem Anflug von feinem Humor, wie: „Es gehen viele Freunde in ein kleines Haus“. Schärfer schon ist: „Siedet der Topf, so blühet die Freundschaft“, am stärksten: „Die besten Freunde stecken im Beutel“.

Liebe und Ehe erscheinen im deutschen Sprichwort selten im Lichte der Romantik. Die erste wird meistens ziemlich derb von ihrer sinnlichen Seite und zugleich mit einem gewissen Pessimismus aufgefaßt, der seltsam gegen die oft so zarten Liebesbilder absticht, die uns aus den vergangenen Jahrhunderten erhalten sind. Einen ähnlichen Standpunkt nimmt das Volk der Ehe gegenüber ein; neben dem bekannten Ausspruch: „Ehen werden im Himmel geschlossen“ sind die meisten Sprichwörter Umschreibungen des Apostelwortes: „Wer heiratet, thut gut, wer nicht heiratet, thut besser“. Ein beliebtes Stichblatt des Volkswitzes sind vor allem solche Ehefrauen, die eigentlich Eheherren sind, und die Heiraten, die aus Geldsucht geschlossen werden. Deshalb sagt das Sprichwort:

„Gleiches Gut,
Gleiches Blut,
Gleiche Jahre
Gute Ehepaare."

Das Volk weist den Freier an, sich die Mutter zuerst zu besehen.

„Ist die Mutter gut von Sitten,
Dann magst Du um die Tochter bitten".

Überhaupt rät das Sprichwort große Vorsicht bei dem wichtigen Schritte an: „Freien und Backen gerät nicht immer", oder:

„Freien ist wie Pferdekauf,
Freier thu' die Augen auf."

Eine unbedachte Heirat ist ein Unglück:

„Heirat in Eile, bereut man mit Weile."

Wem dann die erste Frau gestorben ist, der soll Witwer bleiben, denn:

„Die erste Heirat ist ein Eh',
Die zweite Heirat ist ein Weh',
Die dritte aber gar nichts meh'." (mehr).

Wenn Kinder da sind, empfiehlt das Sprichwort, weniger human als kräftig, Schläge. „Schade um jeden Hieb, der daneben geht", und: „Besser das Kind weint, als später die Eltern".

Von dem weiblichen Geschlecht hält das Volk nicht viel, obwohl es in einigen Sprüchen edle und gute Frauen lobt. Aber auch in den tadelnden Sprichwörtern liegt meist Witz und — Wahrheit: „Wo Weiber regieren, steigen die Stühle auf die Bänke". Besonders bewährt ist folgendes:

„Weiber, wenn sie waschen und backen,
Haben den Teufel im Nacken."

Sehr ungalant ist die Behauptung, daß „drei Weiber und drei Gänse einen Jahrmarkt" machen. Einzelne Sprüche feiern die Mutterliebe, wie z. B.: „Muttertreu wird täglich neu", oder: „Ist die Mutter noch so arm, giebt sie doch dem Kindlein warm."

Das scharfe Auge und das gesunde Urteil des Volkes spiegelt sich meist in Bildern. Ein prägnanter Vergleich oder auch nur eine bildliche Beziehung geben dem moralischen Gesetz sogleich einen Körper für die Phantasie des Volkes, das überhaupt den Abstrakten feind ist. „Dukaten werden beschnitten, Pfennige nicht" — lautet ein Sprichwort, das im Bilde eine sittliche Wahrheit enthält, die man auch in dem bekannteren: „Die schlechtesten Früchte sind es nicht, an denen Wespen nagen", wiederfindet. Goethe sagt:

„Nichts ist schwerer zu ertragen,
Als eine Reihe von schönen Tagen."

Das Volk übersetzt sich diese Wahrheit in ein Bild: „Es müssen starke Beine sein, die gute Tage tragen können".

Ich habe bereits angedeutet, daß manches Sprichwort eigentlich geradezu unmoralisch sei. Es giebt kaum eine falschere Weisheit, als sie das bekannte „Einmal ist keinmal" enthält. Jede unsittliche That, die nicht in blinder Leidenschaft begangen worden ist, pflegt der Ausfluß der Überlegung, das Endergebnis unsittlichen Wollens zu sein. Sobald aber dieses krankt, dann ist das „Einmal" selten das „Letztemal", denn „wer A sagt, der muß auch B sagen", wie ein zweites Sprichwort von zweifelhaftem Wert sagt; die echte Sittlichkeit fordert, daß der Mensch die Folgen des ersten Schrittes bekämpfe und besiege, aber sich nicht feige und unmännlich ihnen unterwerfen soll. Wie häufig hört man nicht die Redensart „Jugend hat keine Tugend" oder „Jugend muß austoben". Dieses „muß" dürfte wohl kaum seine Berechtigung nachweisen können; diese beiden Sprichwörter gehören zu den Rechenpfennigen, die man auf Treu und Glauben annimmt, weil sie durch unsere Leidenschaften Geltung erhalten.

Sehr häufig spricht sich im deutschen Spruch die gemeine Ichsucht aus. „Selber essen macht fett", „Lebe für Dich, Dienst hat Müh' für sich", „Das Hemd ist näher als der Rock". So lauten einige Sätze aus der Philosophie der Selbstsucht. Sehr bezeichnend ist, daß gerade diese eben genannten Sprichwörter am meisten im Bauernstande gebraucht werden. Das erste habe ich im bayrischen und steiermärkischen Hochland unzählige Male gehört. Der Bauer ist in ganz Deutschland ziemlich zähe und ein entschiedener Freund seines Ichs. Das weiß auch das Sprichwort, denn es sagt:

„Kein Schermesser, das härter schiert,
Als wenn der Bauer Herre wird."

Mit ähnlicher Mißachtung des Bauerncharakters sagt es: „Wer einen Bauern betrügen will, muß einen Bauern mitbringen".

Weit bekannt ist der Spruch: „Weſſ' Brot ich esse, deſſ' Lied ich singe". Seinen Ursprung hat er jedenfalls im Mittelalter, gebraucht wird er noch jetzt mit ganz besonderer Vorliebe. Er ist ähnlich charakterlos wie das neulateinische Wort: „Ubi bene, ibi patria". In gleicher Art schwankt zwischen Recht und Schlecht ein Spruch, den ich am Rhein gehört habe und der ein Kompromiß zwischen den Forderungen des Himmels und der Erde vorschlägt:

„Halb fromm und halb ein Schalk,
Nährt wohl und verdirbt nicht bald."

Sehr komisch klingt der Egoismus aus folgendem Spruch:

„Mit der Gabel ist's eine Ehr,
Mit dem Löffel kriegt man mehr."

Ein eigentümliches Sprichwort habe ich in einer Sammlung gefunden. Es dürfte jetzt jedenfalls nicht mehr im Gebrauch sein: „Was thut der Deutsche nicht fürs Geld?" Besonders schmeichelhaft klingt das für uns nicht. Im Badenschen behauptet es der Bauer von den Schweizern. Es ist gar nicht unmöglich, daß diese, um die gute Meinung in gleich liebenswürdiger Form zu erwidern, nur die beiden Namen verwechselt haben.

Fahr' wohl!

Es dämmert in den fahlen Bäumen,
Im Walde fängt das Herbsten an,
Der Sommer, noch im letzten Säumen,
Spinnt Silberfäden durch den Tann.
Das Herz sucht den verlornen Frieden,
Stumm fragt es, wo sein Frühling blieb —
Er ist verblüht, seit Du geschieden,
Fahr' wohl! Ich hatte Dich so lieb!

Jetzt seh' ich Dich vorüberschreiten
An mir so stolz und doch so hehr,
Dein Auge, voller Seligkeiten,

Sucht mich nun nimmer, nimmermehr!
Sei's denn! Das Glück, das ich besessen,
Das tief sich in die Seele schrieb,
Bleibt mir doch ewig unvergessen,
Fahr' wohl! Ich hatte Dich so lieb!

Georg Fischer.

Altgermanischer Seelenglauben.

Von Professor **W. Hamburger.**

(Schluß.)

Zu den unheimlichsten Gebilden des Seelenglaubens gehört der Werwolf, den wir bei allen in Europa wohnenden indogermanischen Völkern finden, während die in Asien seßhaften, wie es scheint, von diesem Aberglauben verschont geblieben sind. Das Wort Werwolf bedeutet Mannwolf; denn die erste Silbe dieses Ausdrucks, welche sich nur noch in einem einzigen deutschen Worte unverändert wiederfindet, in Wergeld (d. h. Sühngeld für Tötung eines Mannes), entspricht dem lateinischen vir (Mann).*) Am kräftigsten hat der Glauben an den Werwolf bei Germanen und Slaven Wurzel gefaßt. Von den ersteren haben die Franzosen ihre Bezeichnung für das Ungetüm entlehnt; denn der zweite Teil der Zusammensetzung loup-garou ist eine den Lautgesetzen entsprechende Umgestaltung des germanischen Wortes Werwolf. Wie es der Namen andeutet, ist der Werwolf ein Mensch, der sich zu Zeiten in einen Wolf verwandelt und dann an Wildheit, Blutdurst und Stärke alle Wölfe übertrifft, so daß er nicht nur Herdentiere zerreißt, sondern auch Menschen anfällt und umbringt. Noch ärger treibt es der slavische Werwolf, Vampir genannt, der, wie die Hyäne, selbst Leichen nicht verschont und zuweilen aus der Erde scharrt. Wie gefürchtet dieses Ungetüm im Mittelalter war, beweist unter anderm ein angelsächsisches Gesetz aus dem elften Jahrhundert, das es den Priestern ausdrücklich zur Pflicht macht, ihre Herden vor ihm zu schützen. In Deutschland wurden Menschen, denen man die Fähigkeit zuschrieb, Wolfsgestalt anzunehmen, im späteren Mittelalter geradeso behandelt wie Hexen, also verbrannt. Bei den in der Nähe slavischer Stämme, mithin mehr nach Osten hin, wohnenden Deutschen hat sich dieser Aberglauben fast bis in die neueste Zeit erhalten. Das Volk meinte dort, daß gewisse Menschen zu Wölfen werden konnten, indem sie sich um den nackten Leib einen Gürtel aus Wolfsfell banden, auf dem die zwölf Himmelszeichen eingewirkt waren, und dessen Schnalle sieben Dorne hatte. Tötete man einen Werwolf, so brachte man dadurch zugleich einen Menschen ums Leben; oft war dies jedoch unmöglich, da das Ungetüm gefroren, d. h. unverwundbar war. In einigen Gegenden glaubte man Menschen, die Werwölfe waren, an Fasern zwischen den Zähnen zu erkennen, und es ist nicht unmöglich, daß die bekannte, noch nicht befriedigend erklärte Redensart: „Er hat Haare auf den Zähnen" (d. h. Mit ihm ist nicht zu spaßen; man muß sich vor ihm in acht nehmen) diesem Aberglauben ihre Entstehung verdankt. Übrigens kam es auch vor, daß sich Frauen und Mädchen in Werwölfe verwandelten; und einem alten Glauben zufolge mußte von vielen in derselben Familie nacheinander geborenen Mädchen eines ein Werwolf sein.

*) In veränderter Form ist dies Wer auch in Welt (aus Werelt, vgl. englisch world, zusammengezogen) vorhanden. Einer anderen Ansicht nach hängt es im Werwolf mit dem gotischen wasjan (kleiden) zusammen, so daß Werwolf soviel wie als Wolf gekleidet wäre.

Nicht so böse wie der Werwolf war ein Verwandter von ihm, der in Hessen und Westfalen hausende Böxelwolf, welcher sich damit begnügte, den Leuten auf den Rücken zu springen, um sich von ihnen eine Strecke forttragen zu lassen.

Der skandinavische Norden kannte in den ältesten Zeiten neben den Wolfsmenschen auch Bärenmenschen, die den ersteren an unwiderstehlicher Kraft und Wildheit nichts nachgaben. Dies waren die Berserker, ein Wort, das im Deutschen gewöhnlich nur in der Verbindung Berserkerwut vorkommt, und soviel, wie „als Bär angethan" bedeutet. Dänische Sagen berichten, wie sich Menschen vermöge eines eisernen Halsbandes in Bären verwandeln konnten. Doch schon im Mittelalter verlor sich allmählich im Volke die Erinnerung an das übernatürliche Wesen der Berserker, und man sah in ihnen nur noch riesenstarke, kampfesfreudige, aller Gefahren spottende Krieger.

Im Gegensatz zu den gräßlichen Werwölfen und wilden Berserkern gehören die Schwanenjungfrauen zu den ansprechendsten Gebilden, die dem Seelenglauben ihre Entstehung verdanken: Diese anmutigen Wesen zeigten sich gewöhnlich als weiße Schwäne, doch nach Ablegung ihres Schwanengewandes erlangten sie ihre menschliche Gestalt wieder und erschienen dann als schöne Jungfrauen. Welche hervorragende Rolle der Schwan in Dichtung und Sage spielt, ist allbekannt. Es giebt kaum eine Märchensammlung, in welcher nicht dieser Vogel der Mittelpunkt irgend einer Erzählung wäre. Und wer dächte nicht sogleich an Lohengrin und dessen von einem Schwan gezogenen Nachen?

Um Ursprung und Bedeutung dieser mythischen Gebilde besser zu würdigen, muß man berücksichtigen, daß die alten Germanen ihre Frauen mit einer für die damalige Zeit unerhörten Achtung zu behandeln pflegten, und daß das Ansehen, in welchem die letzteren standen, zum großen Teil in der ihnen zugeschriebenen Gabe der Weissagung seinen Grund hatte. Aus Tacitus erfahren wir, wie groß der Ruhm und Einfluß der Veleda war, die schließlich fast wie eine Göttin verehrt wurde. Schon früher hatte sich, der Sage nach, der in Germanien eindringende Drusus, nachdem er fast die Elbe erreicht, durch die ihm den nahen Tod verkündende Prophezeiung einer „weisen Frau" zum Rückzuge bewegen lassen. Da nun, wie wir gesehen, dem Volksglauben zufolge die Seelen der Mädchen und jungen Frauen vorzugsweise die Gestalt von Schwänen annahmen, und den Seelen der Einblick in die Zukunft möglich war, so darf es nicht überraschen, daß den Schwanenjungfrauen in ganz besonderem Maße die Kenntnis kommender Ereignisse und die Fähigkeit, sie den Menschen kund zu thun, beigelegt wurde. Wie lebhaft sich im Volke die Erinnerung an diese Wesen erhalten hat, beweist der noch heute übliche Gebrauch des Zeitworts schwanen im Sinne von ahnen, z. B. in der Wendung: Mir schwant nichts Gutes.

Nun waren aber die Schwanenjungfrauen im allgemeinen keineswegs geneigt, den Sterblichen die Zukunft zu verraten, und konnten meist nur durch List oder Gewalt hierzu bewogen werden. Eines der wirksamsten und am häufigsten angewandten Mittel bestand darin, sich ihres Schwanengewandes zu bemächtigen, das sie beim Baden, ihrer Lieblingsbeschäftigung, abzustreifen pflegten, und dessen Verlust sie hinderte, fortan die Schwanengestalt anzunehmen, ohne welche sie ihr übernatürliches Wesen einbüßten und zu-

weilen die Gattinnen ihrer Überwinder werden mußten. Eine der schönsten Episoden des Nibelungenliedes bildet die Erzählung, wie der grimme Hagen, der Mörder Siegfrieds, auf seinem Zuge in das Land der Hunnen, zwei Schwanenjungfrauen*) beim Baden überrascht, ihnen das Gewand raubt und es nur gegen das Versprechen zurückgiebt, von ihnen zu erfahren, welches Los seiner selbst und seiner Gefährten harrt. Als ihm die Antwort wird, daß von allen zu König Etzel ziehenden Burgunden nur der Kaplan des Königs Gunther die Heimat wiedersehen würde, sucht er die Unglücksprophezeiung dadurch zu vereiteln, daß er bei der Überfahrt über die aus ihren Ufern getretene Donau, welche alles anliegende Land auf weite Strecken überflutet hatte, den nichtsahnenden, unschuldigen Priester plötzlich packt und in den brausenden Strom stürzt. Vergebens sucht sich der Ärmste an das Boot anzuklammern; durch Ruderschläge wird er grausam zurückgestoßen. So bleibt ihm nichts übrig, als sich der Gewalt der Wogen zu überlassen, die ihn, dank seiner Schwimmkunst und Wohlbeleibtheit, bald glücklich, zum Schrecken Hagens, an das eben verlassene Ufer zurücktragen.

Diese Stelle des deutschen Volksepos ist überaus bemerkenswert; denn im ganzen Gedichte tritt uns wohl nirgends wieder das alte Heidentum in solcher Frische und Ursprünglichkeit entgegen. Nicht nur das Auftreten von Schwanenjungfrauen und ihre Weissagung, sondern noch vielmehr das Bestreben, ein Unheil verkündendes Orakel dadurch zu Schanden zu machen, daß man denjenigen, welchem dasselbe eine wichtige Rolle in den Ereignissen der Zukunft beilegt, beiseite schafft, entspricht genau der heidnischen Anschauung, wie sie deutlich auch in drei bekannten Sagen des Altertums Ausdruck findet. Vergebens ließ Priamus den neugeborenen Paris aussetzen, weil ihm verkündet worden war, daß sein Sohn den Untergang der Vaterstadt herbeiführen würde. Den jungen, als Hirten auferzogenen Königssohn erkoren die drei um den Preis der Schönheit streitenden Göttinnen Juno, Minerva und Venus zum Richter, und durch sein Urteil zog er sich und seinem Geschlecht, zugleich mit der Gunst der letzteren, den unversöhnlichen Haß der beiden anderen zu; was die Entführung der Helena, den trojanischen Krieg und die Zerstörung Trojas zur Folge hatte. Vergebens wurde der junge Ödipus dem Tode geweiht. Auch er fand wunderbare Rettung, und der schreckliche Schicksalsspruch, der ihn dazu verdammt hatte, seinen Vater zu erschlagen und seine Mutter zu heiraten, ging in Erfüllung. Vergebens befahl der grausame Astyages, den neugeborenen Cyrus umzubringen. Das Kind blieb am Leben, und der greise, vom Throne gestoßene Großvater ward noch Zeuge der Ruhmesthaten seines Enkels.

Wie aus einer Stelle der Odyssee hervorgeht, scheinen auch in der griechischen Mythologie Gestalten, die an Schwanenjungfrauen erinnern, nicht zu fehlen. Odysseus hat endlich die Nymphe Kalypso verlassen und befindet sich auf offener See, als Poseidon einen gewaltigen Sturm entfesselt, der dem Helden gewiß den Untergang gebracht hätte, wäre ihm nicht die Göttin Leukothea in Gestalt eines Wasservogels zu Hilfe geeilt. Diese leiht ihm ihren Schleier, den er sich um die Brust bindet, und der ihn sicher aus den wütenden Fluten ans Land trägt. Sobald er festen Fuß gefaßt, giebt Odysseus das kostbare Kleidungsstück seiner Besitzerin zurück, indem er, der erhaltenen Weisung gemäß, dem Meere den Rücken wendend, den Schleier so weit wie möglich hinter sich in die Wogen hinauswirft. Obgleich Homer nur im allgemeinen von einem „Wasservogel“ spricht, so deutet doch der Namen Leukothea, zu deutsch weiße Göttin, auch in der Farbe auf Ähnlichkeit mit dem Schwan hin.

*) Im Gedichte werden sie bald weise Frauen (wîsiu wîp), bald Meerweiber (merwîp) genannt.

Das hohe Ansehen, welches bei den alten Germanen die Frauen genossen, zeigt sich auch darin, daß dieselben bei vielen Stämmen mit in die Schlacht zogen, nicht nur um den Mut der Krieger anzufeuern, sondern auch um oft selbst am Kampfe teilzunehmen. Daß sie an Tapferkeit und Todesverachtung nicht hinter den Männern zurückstanden, beweisen die zahlreichen auf Schlachtfeldern gefundenen Leichen bewaffneter germanischer Frauen. Der Kaiser Aurelian führte einst zehn gotische Amazonen im Triumphe auf, die, nach Männerart fechtend, in Kriegsgefangenschaft geraten waren. Und da nach germanischer Anschauung die Seelen nach dem Tode ihre irdischen Lieblingsbeschäftigungen gern fortsetzten, so durften Schlachtenjungfrauen, oder Walküren unter den mythischen Gebilden des Volksglaubens nicht fehlen. Ursprünglich waren die Walküren weibliche Wesen, die an allen Schlachten teilnahmen, den Freunden halfen, den Feinden schadeten und die Gefangenen zu befreien suchten. Auch sie erschienen oft in Schwanengestalt, nicht minder häufig als Wolken; denn auch Wolken dienten ja den Seelen zum Aufenthalt. Erst spätere Dichtung brachte sie in ein Abhängigkeitsverhältnis zum Schlachtengotte Odin-Wodan, dessen Befehlen sie nachkommen mußten. In schimmernder Rüstung und in weiße oder schwarze Gewänder gehüllt, ritten sie durch die Luft und über Meere, oft von Blitz und Donner begleitet; und von den Mähnen ihrer Rosse träufelte befruchtender Tau, oder fiel verheerender Hagel auf Thäler und Gefilde.

Ein mehrfach von Dichtern behandelter Gegenstand ist der Ungehorsam der Walküre Brunhilde, die einem Krieger zum Siege verholfen hatte, dessen Untergang von Odin beschlossen war. Zur Strafe dafür verurteilte sie der erzürnte Gott, die Gemahlin eines Sterblichen zu werden und damit ihr göttliches Wesen einzubüßen, doch vergönnte er ihr, nur einem unüberwindlichen, furchtlosen Helden anzugehören. Darauf stach er sie mit dem Schlafdorne und umgab die Schlafende zum Schutze mit lodernden Flammen, welche jedoch später den unerschrockenen Siegfried nicht hinderten, zu ihr zu gelangen, sie aus ihrer Verzauberung zu erwecken und sich mit ihr zu vermählen. Einen fernen Nachklang dieser Sage bildet das schöne Märchen vom Dornröschen, die, zwar nicht von Flammen, doch von einer undurchdringlichen Dornhecke umgeben, in Zauberschlaf versunken liegt, bis der sie erlösende Königssohn seinen Weg zu ihr findet.

Wie viele andere Völker, so hegten auch die alten Germanen den Glauben, daß das Geschick eines jeden Menschen von der Geburt bis zum Tode in der Hand höherer Wesen liege, deren unumschränktes Walten selbst von den höchsten Göttern kaum beeinflußt werden konnte. Diese Wesen, Nornen oder Schicksalsschwestern genannt, welche vielfache Berührungspunkte mit Walküren und Schwanenjungfrauen aufweisen, stehen nur noch in lockerem Zusammenhange mit den Gebilden des Seelenglaubens, kommen vielmehr den Göttergestalten der germanischen Mythologie schon sehr nahe. Ursprünglich war ihre Zahl nicht beschränkt; in späterer Zeit tritt jedoch eine der Nornen als Vertreterin ihrer sämtlichen Schwestern auf, und in Dichtungen jüngeren Alters ist häufig

von drei Schicksalsschwestern die Rede, was indessen keineswegs zu dem Schluß berechtigt, als wären die Nornen nur eine Nachahmung der drei Parzen. Nordischer Anschauung zufolge hatten die Nornen ihren Sitz in den Wolken, von wo sie die Erde mit Regen befruchteten. Dort pflegten sie auch die Schwäne, in deren Gestalt sie manchmal den Menschen erschienen. Sie verhängten Glück oder Unheil, Reichtum oder Armut, langes Leben oder frühen Tod über die Sterblichen. Als sichtbares Zeichen ihres Waltens galten die weißen Flecken auf den Fingernägeln, die noch heute von den Bewohnern der Färöer Nornenspuren genannt werden, während sie nach deutschem Aberglauben Glück oder Geschenke verkünden, in Norwegen als Vorboten von Neuigkeiten angesehen werden, und hier in Oberitalien Lügen bedeuten. In früheren Zeiten pflegte man bei der Geburt eines Kindes den Nornen Opfer zu bringen, um sie dem Neugeborenen günstig zu stimmen, und noch jetzt ist auf den Färöern Nornengrütze das erste Gericht, welches die Mutter nach der Geburt ihres Kindes zu sich nimmt.

Nornen sind auch die weisen Frauen oder Feen, welche in Volksmärchen so oft an der Wiege eines Kindes erscheinen und dessen Schicksal bestimmen, wobei es dann mitunter vorkommt, daß eine von ihnen Unheil über dasselbe verhängt, im Gegensatz zu ihren Schwestern, die ihm alle möglichen Gaben des Glückes auf den Lebenspfad mitgeben. Man denke z. B. an das Märchen vom Dornröschen, wo eine der weisen Frauen, die nicht zum Feste geladen war, über die neugeborene Königstochter das Schicksal verhängt, durch eine eiserne Spitze ums Leben zu kommen, was gewiß geschehen wäre, hätte nicht eine andere Schicksalsschwester vermöge ihrer Macht den Tod in einen hundertjährigen, todähnlichen Zauberschlaf umgewandelt. In einer nordischen Sage hatte eine Norne einem Kinde ein glückliches Leben prophezeit, als eine andere bestimmte, sein Leben solle nicht länger währen als die Kerze, die an seinem Lager brenne. Da löschte die erste Norne die Kerze aus und gab sie der Mutter des Kindes mit der Weisung, sie wohl zu bewahren, da nunmehr das Leben ihres Kindes in ihrer Hand liege. Der dem Französischen entlehnte Ausdruck Fee entspricht seinem germanischen Grundbegriffe nach der Bezeichnung Norne; denn fée, ebenso wie das italienische fata ist nur eine vermittelst der weiblichen Geschlechtsendung vollzogene Umbildung des lateinischen Wortes fatum (Verhängnis), durch welche das Geschick versinnlicht und verkörpert wird.

Kaum ein anderer, aus uralter heidnischer Zeit stammender Aberglauben hat sich so lebendig und hartnäckig im Volke erhalten, so daß noch jetzt fast überall seine Spuren deutlich zu erkennen sind, als der Glauben an Hexen. Wenn auch die Entstehung dieser mythischen Gebilde in Dunkel gehüllt ist, so steht doch fest, daß eine der ergiebigsten Quellen, aus denen er Nahrung zog, der Seelenglauben war. Auch die Deutung des Ausdrucks selbst bietet Schwierigkeiten. Wahrscheinlich ist Hexe ein zusammengesetztes Wort, dessen erster Teil Hag (Wald) ist, so daß man wohl nicht fehlgehen dürfte, wenn man vom sprachlichen Standpunkte aus in der Hexe einen Waldgeist, oder ein Waldweib sieht. Damit stimmt auch der skandinavische Glauben überein, der die Hexen im Walde in Gesellschaft von Wölfen und unter deren Schutze wohnen läßt. Je mehr durch den Einfluß des Christentums die Erinnerung an Nornen, Walküren und Schwanenjungfrauen verblaßte, desto mehr flossen im Volksglauben alle diese Gestalten mit den Hexen zusammen, so daß allmählich in diesen alle heidnischen Gottheiten und übermenschlichen Wesen, so weit sie weiblichen Geschlechts waren, aufgingen. Zugleich wurden sie mit dem Teufel in Verbindung gebracht, dem sich jede Hexe ergeben mußte, und der ihr an gewissen Körperstellen sein Siegel aufdrückte. Ursprünglich mögen wohl die Hexen die Seelen verstorbener Zauberinnen gewesen sein; später sah das Volk in ihnen auch lebende Weiber, deren Seele sich vom Körper trennen konnte, um an dem Treiben der Geister teilzunehmen. In schwarzen Hagelwolken zogen sie einher, aus denen sie durch Zaubersprüche herabgestürzt werden konnten. Überhaupt ist das Wettermachen eine von fast allen diesen Unholdinnen mit Vorliebe geübte Kunst, und noch heute sagt das Volk in der Pfalz, wenn es gewittert: „Die Hexen schießen Purzelbäume.“ Haben sie ein Unwetter, Sturm oder Nebel über das Land gebracht, so lieben sie es, als Raben oder Krähen darin umherzufliegen. Sie erscheinen auch als Katzen, Hunde, Eulen, Eidechsen und Kröten, und suchen auf alle Weise Schaden zu stiften. Durch Behexung der Kinder verursachen sie deren körperliche oder geistige Verkümmerung; sie bringen Krankheiten über Mensch und Vieh, legen den Eltern Wechselbälge anstatt der echten Kinder in die Wiege, und vermögen den Menschen unbeweglich auf eine Stelle zu bannen, oder ihn längere oder kürzere Zeit zu lähmen, was in der bekannten Bezeichnung Hexenschuß seinen Ausdruck findet. Sie lassen Mäuse, Raupen und allerlei anderes Ungeziefer ins Land kommen; in Oldenburg behexen sie sogar den Regen zur Zeit der Bleiche, so daß die Wäsche schwarz wird. Während sie oft den Kühen die Milch entziehen, verstehen sie es andererseits, aus allen möglichen Gegenständen, wie Brettern, Besen und Nägeln, Milch zu entnehmen, gerade wie Mephistopheles in Auerbachs Keller die Tischplatte anzapft und ihr köstlichen Wein entlockt.

Das Leibgericht der Hexen war Pferdefleisch, und ihr größtes Vergnügen der Tanz. Zu bestimmten Zeiten des Jahres hielten sie, meist auf Bergen, ihre ausgelassenen Zusammenkünfte, namentlich in der Walpurgisnacht, am 1. Mai, doch auch in der Johannis- und der Bartholomäinacht, also am 21. Juni und 24. August. In Norddeutschland heißen die Berge, wo sie sich versammelten, Blocksberge. Der berühmteste derselben, auf den uns Goethe in Faust führt, ist der Brocken im Harz, wo eine Stelle noch heute Hexentanzplatz genannt wird; aber auch in Mecklenburg, Holstein und anderen Gegenden giebt es Blocksberge. In Thüringen gilt der schon früher erwähnte Hörselberg, in der Schweiz der Pilatus, in Island der Hekla als Versammlungsort der Hexen. Wahrscheinlich waren diese Berge in alter Zeit Opferstätten für heidnische Gottheiten oder Seelengeister; daher erklärt sich auch die große Anzahl derselben. Dorthin begaben sich die Hexen in der Abenddämmerung, nachdem sie sich mit einer aus Belladonna bereiteten Hexensalbe bestrichen. Sie verließen, oft nackt, das Haus durch den Schornstein und ritten auf Stecken, Besenstielen, Heugabeln und ähnlichen Geräten, oder auch auf Böcken, Katzen und Schweinen durch die Luft.

An verschiedenen Zeichen glaubt das Volk Weiber als Hexen zu erkennen, namentlich an roten, triefenden Augen, zusammengewachsenen Augenbrauen, Plattfüßen und dem watschelnden, entenartigen Gange. Es ist ihnen nicht möglich, einem gerade ins Gesicht zu schauen, oder über einen Besen zu schreiten. Sie zeichnen sich auch gewöhnlich durch hagere Gestalt, fahle Gesichtsfarbe und struppiges Haar aus. Wer

ein am Weihnachtsabend gepflücktes vierblättriges Kleeblatt, oder das Ei einer ganz schwarzen Henne besitzt, hat ein bewährtes Mittel in der Hand, jede Hexe zu entlarven.

Daß sich im Hexenglauben die Erinnerung an die Schwanenjungfrauen bewahrte, scheint unter anderm auch aus einer in früheren Zeiten an verschiedenen Orten angewandten Hexenprobe hervorzugehen. Weiber, die der Hexerei verdächtig waren, wurden in einen Fluß oder See geworfen. Gingen sie sogleich im Wasser unter, so waren sie unschuldig; hielten sie sich dagegen, wie Schwäne, an der Oberfläche, so galt ihre Schuld für erwiesen, und sie wurden zum Feuertode verurteilt. Einer Sage zufolge hatte sich eine Hexe, die dieser Probe ausgesetzt werden sollte, vom Teufel ein Stück Eisen versprechen lassen, um durch dessen Schwere in die Tiefe gezogen zu werden. Der Böse hielt sein Wort, aber das Eisen, das er ihr brachte, war nur eine Nadel, welche natürlich nicht genügte, die Unholdin dem verdienten Schicksal zu entziehen.

So haben wir denn die wichtigsten Gebilde des Seelenglaubens, so weit es in dem engen Rahmen eines Vortrages möglich war, an uns vorüberziehen lassen und gesehen, wie viele noch heute vorhandene abergläubische Anschauungen und Gebräuche durch tausend Fäden mit dem ältesten Heidentum verknüpft sind. Es gab eine Zeit, wo die Gebildeten mit Widerwillen und Verachtung auf das alles herabblickten, worin sich der Hang des Volkes zum Übernatürlichen und Wunderbaren kund that, und mit wenigen Ausnahmen würden es wohl die Gelehrten vergangener Jahrhunderte für ihrer unwürdig gehalten haben, Mühe und Zeit auf die Erforschung und Beobachtung solcher Dinge zu verwenden. Jetzt ist das anders geworden. Eine neue Wissenschaft ist erstanden, die Volkskunde, oder wie sie oft mit ihrem englischen Namen genannt wird: folklore, welche es sich zur Aufgabe gestellt hat, die alten Gebräuche und Überlieferungen des Volkes, die ja heutzutage in raschem Verschwinden begriffen sind, zu ergründen und aufzuzeichnen. Wie kaum ein anderes Feld menschlichen Wissens bedarf sie der Mitwirkung aller, der höchsten wie der untersten Schichten des Volkes; und eben darum sichert ihr die breite Grundlage, auf der sie ruht, mit großer Wahrscheinlichkeit einen mächtigen Aufschwung und eine glänzende Zukunft. Möge dieser Vortrag, der das Gebiet dieser jungen Wissenschaft in vielen Punkten berührt, dazu beitragen, Verständnis und Liebe für dieselbe in weiten Kreisen zu erwecken!

Angestilltes Sehnen.

Wenn sinnend ich Dir blick' ins dunkle Auge
Ergreift es mich mit wildem Herzensweh',
Und küssen möcht' ich es, Dein dunkles Auge,
Daß alles wortlos Dir mein Kuß gesteh'.

Doch wenn mein Blick mit himmlischem Verlangen
In Deinem Auge heiß erglühend ruht,
Da schaust Du mich so seltsam an, so bittend,
Und zum Geständnis find' ich nicht den Mut.

„Laß mich genießen!“ fleht mich an Dein Auge,
„In Unschuld laß mich jung und fröhlich sein!“
Und meine Lippen beben und verstummen,
Ich trag' aufs neu' mein Herzensweh allein.

Manfred Eimer.

Vermischtes.

Bienenzucht bei den Negern. Ein französischer Afrikareisender bringt in seinem Reisewerke nachstehende interessante Schilderung der Bienenzucht bei den Negern: „Am Ufer des Niger entdeckte ich einen prächtigen Riesenbaum Parinorium excelsum, wohl 35—40 Meter hoch. Wie groß war mein Erstaunen, als ich all seine Äste mit Bienenkörben besetzt sah. Seither habe ich solche als Bienenstände dienenden Bäume bei Tausenden beobachtet. Dieser Riesenbaum ist das Jahr hindurch mit einer enormen Menge von kleinen, weißen Blütentrauben besetzt, deren lieblicher Geruch die Bienen in zahllosen Scharen anzieht. Die Neger befestigen nun auf den Ästen des Baumes ihre ziemlich gut gefertigten Strohkörbe, die sie ganz mit Kuhkot bestreichen, um andere Insekten abzuhalten. Hier siedeln sich die Bienen an und bauen die Körbe aus; bei der unmittelbaren Nähe und dem großen Reichtum der Tracht sind die Körbe bald ausgebaut. Die Honigernte wird folgendermaßen vorgenommen: Abends, wenn die Bienen ruhen, klettert ein Neger mit Lumpen und einem Seil versehen, auf den Baum. Er verstopft das Flurloch eines Korbes, umschlingt ihn mit dem Seil, bindet ihn recht fest und läßt ihn recht sanft und vorsichtig zur Erde niedergleiten, wo seine Helfer den Korb ablösen. So holt man eine Reihe von Körben von dem Baume. Dann trägt man sie beiseits, zündet nun den Kuhkot an, daß derselbe einen dicken Rauch erzeugt, dann entfernt man den halbverbrannten Kuhkot, so daß der Rauch durch das Stroh in den Stock gelangen kann. Die Bienen stürzen durch das geöffnete Flurloch heraus. Der gewandteste Neger schneidet nun bei einem Feuer mit einem Messer die Honigwaben heraus, reicht sie einem Helfer, der sie von Bienen reinigt und in ein großes Gefäß über dem Feuer wirft. Ein anderer Neger unterhält das Feuern und den Rauch. Bei dieser Arbeitsteilung geht die Honigernte rasch von statten. Der gewonnene Honig wird sofort in die Hütten getragen, die geplünderten Körbe werden wieder mit Kuhkot bestrichen und auf dem Baum befestigt, die Bienen, die nicht getötet, sondern nur betäubt worden waren, ziehen am folgenden Morgen wieder in ihre Wohnungen, um sie neuerdings wieder zu füllen.“ Von Streitigkeiten über das beste Wohnungssystem hat der französische Reisende am Niger nichts Näheres vernommen. Dagegen hat er einer Negerin einige Honigwaben abgekauft und gefunden, daß er vorher nie etwas Besseres gekostet habe, als diesen Honig von den schwarzen Imkern. Th.

Gewogen. Ein in mehrfacher Hinsicht interessantes Schriftstück ist kürzlich dem Schreiber dieses in die Hände gekommen. Dasselbe lautet wortgetreu:

„accepi d. 17ten Sept. 1751.

Unsere freundliche Dienste zuvor, Edler Vester, günstiger guter Freund.

Es ist geliefert was derselbe des zum Pfarr: Adjuncto des Predigers zu Plato Ehrn Zimmermanns praesentirten Studiosi Oldershausen unterm 8ten hujus anhero gelangen lassen und Vorgestellet hat. — Wir unterhalten demselben darauß hiermit daß Benannter Studiosus

1) der lateinischen Sprache so wenig mächtig gewesen, daß er bey dem mit ihm angestellten Examine keine zwey oder drey Wörter zusammensetzen noch weniger auf die Fragen des Examinatoris in solcher Sprache antworten können, und obgleich

2) der Examinator sich nach seiner Schwachheit accommodiret und ihm die Fragen in deutscher Sprache Vorgeleget, hat er dennoch im geringsten nicht antworten können.

3) sind ihm solche Fragen Vorgeleget, welche die Ordnung des Heils betreffen und welche auch Schuel-Knaben zu Beantworten fähig sind, er hat aber auch hierin dem Examinatori nicht die geringste Satisfaction gegeben.

4) ist das Examen in Gegenwart Vieler Studiosorum und anderer Personen geschehen, welche sich über die ignorentz des praesentati sehr Verwundert.

Bey so Verwandten Umständen haben wir selbigen nicht annehmen können, sondern Vom Predig: Ambt Vor der Hand billig zurückhalten müssen. — Im Fall jedoch derselbe auf ein zweytes Examen dieses Studioso bestehet, kan solches mit ihm Vorgenommen werden, und ist so dan zu veranstalten, daß er sich allhier innerhalb drey Wochen abermals sistire. — Wir sind demselben zu freundl. Diensten geneigt!

Hannover, den 17. Septembris 1751.

Königl. Groß. Brit: zum Churfrl. Lrg.
Lünebg. Consistorio
Verordnete Director, Consistorial und Kirchen-Räthe
(gez.) G. W. Bode."

Bierstudenten und Ignoranten giebt es heute noch genug. Daß sich aber solche Leute innerhalb drei Wochen wieder zum Examen melden können resp. daß man solchen Leuten zu „freundl. Diensten" geneigt war, läßt tief blicken.

Th.

„Schließt der Tod zwei Kinderaugen . . ."

Schließt der Tod zwei Kinderaugen,
Geht ein Frühlingstag zur Neige.
Still ward's in den Gartenwegen,
Drin ein frohes Stimmchen schallte . . .
Hier und dort im goldenen Sande
Ist die Spur von zarten Sohlen
Noch erkennbar eingedrückt.
Da zerpflückte Veilchenblüten,
Hier ein blaues Lockenbändchen,
Auch aus Steinen eine Feste,
Von zwei Händchen halb erbaut. —
Still im Florgewand gezogen
Kommt die Nacht und küßt die Lilien,
Küßt die Nelken und die Rosen,
Und sie hauchen späten Duft.
Mild durchbricht der Mond die Wolken,
Seine blauen Strahlen flirren:
Unter weißen Fliederblüten
Liegt ein Frühlingsfalter tot!

Paul Grotowsky.

Briefkasten

Herrn R. K. in Bl. Das zweite Gedicht soll kommen. — Herrn M. B. in W. „Kahnfahrt" hat einen netten Schluß, aber er fällt — bildlich gesprochen — vom Himmel. Die ganze Einleitung ist bedeutungslos. — Einsender von „Tod", „Abschied" u. s. w. Leider noch unfertig in der Form. — Frl. J. Sp. in R. Das ist auch eine jener Fragen, die sich mit wenigen Worten nicht beantworten lassen. Gewiß giebt es einzelne Fälle, in denen der Selbstmord eine sittliche Berechtigung besitzen kann, aber sie sind selten. Die Mehrzahl hat zum Beweggrund — auch von den Selbstmorden im beginnenden Wahnsinn abgesehen — Furcht vor den Folgen vorhergehender Handlungen, also Mangel an jenem sittlichen Mut, der mit freiem Entschluß büßt. Ein eingehendes Urteil über den Fall, von dem Sie berichten, kann ich nicht abgeben, da Ihre Ausführungen sehr unklar sind und die Veranlassung nicht erkennen lassen. — Frl. Edith H. in M. Ihre Gedichte verraten ein warmes Herz; der Anfang der „Hand" hat mir auch wegen der schlichten Sprache sogar gefallen. Aber leider wird zuletzt alles unklar. Zuerst innerlich schauen, klar und fest; dann reden. Sie können neue Versuche senden. — X. 30. 1) Aussichtslos. Wie ich erfahren habe, nur für Töchter des Adels Ihrer Provinz. 2) Ja, senden Sie, ich werde sehen, ob ich es einem Kunsthändler empfehlen kann. Aber Ihren Namen könnten Sie unbesorgt nennen. — Frl. El. R. („Die Braut".) Doch zu oft behandelter Stoff und etwas herkömmlich aufgefaßt. — Einsenderin von „Tau", „Herbstblumen" u. s. w. Im Ausdruck zu unbeholfen. — Herrn P. W. U. in Z. „Die Schwalbe" leider nicht ganz genügend. — Herrn P. G. B. „Leis tickt die Uhr . . ." kommt. — Frl. H. H. in St. „Dorn und Veilchen" ist freundlich, aber leider formlos. Besten Gruß. — Einsender von „Streit der Musen". Leider nur Kunstspielerei. — W. 6. Sie irren sich. Daß Ihr Geschlecht nicht die Veranlassung der Ablehnung sein kann, dürfte Ihnen ein Blick auf unser Blatt beweisen. Sie sind einfach gänzlich unbegabt und Ihr „Humor" ist so gezwungen, wie nur denkbar. Ich kann mein Urteil nicht ändern. Die unhöflichen Ausdrücke halte ich Ihrer gereizten Stimmung zu gute, an der ich nicht schuldig bin. — Herrn Dr. O. P. in W. Ich teile ganz Ihre Ansicht: Daudets „Sappho" einem jungen Mädchen zu schenken, ist mehr als unverschämt. Überhaupt wäre es nicht unangebracht, sich darüber auszusprechen, was viele junge Mädchen, besonders der Großstädte, heute lesen. Besten Gruß. — „Lesekranz unmoderner Frauenzimmer". Herzlichen Dank für die Zustimmung, die in so geistreichen Versen ausgesprochen ist. Warten wir ab. — Frl. Cl. B. in Br. „Wie ein Fink am Hamen" so hängt Ihr Herz an dem Geliebten. Seit wann ist der Fink ein Fisch? — Backfisch. Gucken Sie in ein Konversations-Lexikon. Solche Fragen beantworte ich nicht. — Frizzi in W. Ja. Gruß. — Frau San.-R. W. in M. Verzeihen Sie, daß ich mich der Entscheidung enthalte. Ich kenne ja das Fräulein gar nicht. — Irma. Nach dieser Probe vollkommen unbegabt; die Sprache sogar voll grammatischer Fehler. Wohin soll ich das Schriftstück senden? Wenn bis 1. Februar keine Antwort kommt, wird es im Papierkorb begraben. — „Eine überzeugte Frauenrechtlerin", Berlin W. Sie sind ungemein witzig.

Inhalt der No. 17.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche
Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. №. 18.

Schwestern.

Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

In der Residenz war es abermals Winter geworden. Fünfmal schon hatte sein schneeiges Kleid sich erneuert, fünfmal der Lenz mit seinem warmen Atem es hinweggeweht, seit Nora Möller die Kellerwohnung ihrer Mutter mit dem stattlichen Hause in der Georgenstraße vertauschte.

War es wirklich schon so lange her? So fragte sich Frau von Walldorf, als sie die beiden blühenden Mädchen betrachtete, die, schlank und schön herangewachsen, vor ihr standen, sich zu dem gemeinsamen Gange in die Konfirmandenstunde verabschiedend, die sie wöchentlich zweimal nahmen. Im nächsten Frühjahr sollten beide an dem gleichen Tage eingesegnet werden.

Nach der Konfirmation konnten die übrigen Lehrstunden noch einige Jahre fortgesetzt werden, dann nach längeren Reisen wollte Frau von Walldorf ihre Tochter in die Welt einführen, in welcher sie auch — sie zweifelte nicht daran — für die Pflegeschwester derselben den gebührenden Platz gewinnen würde.

Sie hatte es noch nie bereut, das Kind des Volkes in ihr Haus genommen zu haben. Die Wohlthaten, die sie Nora erwiesen, versprachen reiche Vergeltung. Frau von Walldorf wußte zuweilen nicht, welches ihrer Kinder ihr das liebste sei, das eigene oder das fremde, das ihre Liebe mit anbetender Zärtlichkeit vergalt. Sie hatte auch die Absicht, Nora, sobald sie völlig erwachsen sei, in aller Form zu adoptieren, doch stieß sie hier auf den energischen Widerstand des Vormundes ihrer Tochter, Herrn von Rochus', der diesen Vorsatz mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfte.

Der Baron hatte die Worte nicht vergessen, die Frau von Walldorf einst mit Bezug auf die mögliche Verbindung seines Sohnes mit Ellen geäußert. Es war dies ein Plan, den er mit Vorliebe hegte, aber er verlor auch die weltlichen Vorteile nicht aus den Augen, die eine solche Verbindung für Leo haben konnte. Mit Noras Adoption ging natürlich ein Erbanspruch an das bedeutende Vermögen Helenens auf sie über und das war wenig nach seinem Sinne, ganz abgesehen davon, daß er eine solche Fürsorge für das Mädchen unnütz und übertrieben fand.

Mein Gott, man konnte sie ja etwas lernen lassen, oder sie an irgend einen Bürgerlichen verheiraten, statt sie wie eine Prinzessin zu verwöhnen. Schon wurde sie der Tochter des Hauses auch von der Dienerschaft gleichgestellt und längst hatte Frau von Walldorf ihr erlaubt, sie „Mama“ zu nennen.

Auch Ellen hing an der Pflegeschwester mehr als es notwendig war, und Herr von Rochus betrachtete es als einen Glücksumstand, daß Leo in den verflossenen Jahren das Walldorfsche Haus nicht sehr häufig hatte besuchen können, um nicht auch von dem fremden Eindringling behext zu werden. Der Baron hörte es nie gerne, wenn sein Sohn mit größerer Wärme von der Gefährtin Ellens sprach.

Leo war jetzt neunzehn Jahre alt und seit wenigen Monaten Lieutenant in einem der Gardekavallerieregimenter. Die neue Stellung, die großen zerstreuenden Eindrücke, die er in dem gesellschaftlichen Treiben der Residenz empfing, hatten in seiner Erinnerung das liebliche Mädchenpaar zurückgedrängt, dessen jugendlichen Beschützer er so gerne gemacht. Auch Ellen und Nora gedachten seiner nicht so häufig als sonst; ihre Studien und die Vorbereitungen zur Konfirmation nahmen sie fast völlig in Anspruch.

Es war daher wie eine unverhoffte Überraschung, als sie auf ihrem Rückwege von der Religionsstunde in der Lindenstraße dem eleganten Ulanenoffizier begegneten, der mit dem Rechte der alten Bekannt-

schaft die Mädchen begrüßte und mit ihnen die Straße hinabging.

„Wo kommt Ihr denn her?" fragte Leo, in seiner neuen Würde etwas gönnerhaft. „Ihr seid ja mit Büchern, wie die Schulkinder bepackt."

„Wir kommen aus dem Unterricht," antwortete Ellen in ernst verweisendem Tone, „wenn Du Dich in der letzten Zeit einmal hättest bei uns sehen lassen, könntest Du das auch wissen."

„Ah, so," lachte der junge Offizier, „dies ist ein Wink, daß ich so lange nicht bei Euch gewesen bin."

„Nun ja, wenn Du es verstanden, wird es wohl so sein," sagte Ellen kurz, „übrigens haben wir Dich noch nicht vermißt."

„Auch Du nicht, Nora?" wandte sich Leo an seine zweite Begleiterin. „Du wirst hoffentlich Ellens Grausamkeit nicht bestätigen."

Ellen drückte ihre kleinen Finger fest in den Arm ihrer Pflegeschwester, und Nora wußte, daß sie ihrem Ausspruche beistimmen sollte. Leo hatte die Bewegung bemerkt; noch ehe sie etwas erwidern konnte, rief er:

„Ihr treibt Freimaurerei, Ihr garstigen Mädchen. Nun also, heraus damit, was muß ich thun, Euch wieder zu versöhnen? Soll ich Euch heut nachmittag zum Schlittschuhlaufen abholen?"

„Die Mühe kannst Du sparen," meinte Ellen, „Mama erlaubt es uns jetzt nicht."

„Wegen Eurer Stunden?"

„Ja."

„Aber das ist doch ein ganz harmloses Vergnügen."

„Du kannst es ihr ja selbst sagen; vielleicht dürfen wir dann."

Es schien, als ob Leo in seine Überredungskunst kein großes Zutrauen setzte; er kannte Tante Helenens Denkungsart.

„So wollen wir uns in Eurem Garten schneeballen," schlug er vor. „Dagegen ist doch sicher nichts einzuwenden."

„Du mit Deiner Uniform?" meinte Ellen mißtrauisch.

„Ich kann ja zu dem Zwecke in Civil kommen. Du siehst, wie ernst es mir damit ist, Euch zu versöhnen."

„Wir sind aber gar nicht böse gewesen," warf jetzt Nora schüchtern ein.

„Wirst Du ihm das wohl nicht sagen?" zischelte Ellen ihr zu.

Leo amüsierte sich höchlichst. „Ellen, wenn ich Dir eine Düte Pralinés mitbringe, wirst Du dann wieder gut?"

„O, wir sind keine Kinder mehr, die Pralinés naschen," sagte die kleine Dame gravitätisch, „wenn Du nichts anderes weißt, spare nur Dein Geld."

„Ich weiß noch vieles andere. Eine der gelben Rosen dort, oder eine Camelie."

Das Anerbieten ließ sich eher hören. Blumen bekamen nur erwachsene Leute; Ellen hatte diesmal keine so schnelle Ablehnung bereit.

Leo eilte triumphierend davon, um nach wenigen Minuten mit zwei zierlichen Sträußchen wiederzukehren, die er den Mädchen bot.

„Nun, also ein freundliches Gesicht, wenn ich heut nachmittag komme," scherzte er, „doch ich muß fort. Auf Wiedersehen!"

Frau von Walldorf erteilte, wie Ellen es vorausgesehen, zu dem Schlittschuhlaufen in Leos Begleitung ihre Erlaubnis nicht, doch hatte sie gegen eine Spazierfahrt nichts einzuwenden, an der sie ebenfalls teilnehmen wollte.

„Ich weiß zwar nicht," fügte sie zu Nora gewendet hinzu, „ob es für Dich nicht besser wäre, zu Hause zu bleiben, mein Kind, Du hattest schon seit einigen Tagen Halsschmerz."

„O, der ist schon beinahe vorüber," versicherte Nora, in deren Augen die Freude an der bevorstehenden Fahrt leuchtete.

„Und es ist auch heute gar nicht kalt," meinte Leo.

Der Schlitten wurde bestellt. Frau von Walldorf ging in ihr Zimmer, sich zu der Fahrt bereit zu machen. Nora packte noch eiligst ihre Bücher zusammen, ehe sie ihr folgte.

„Es ist recht, daß Du kein Spielverderber bist," sagte Leo zu ihr. „Hast Du wirklich Halsschmerz?"

Sie errötete. „Ja, noch etwas," erwiderte sie zögernd. „Aber verrate es nicht. Ich wollte so gerne mitfahren."

„Nein. Ich schweige wie das Grab."

Eine Viertelstunde später fuhr der Schlitten mit seinen fröhlichen Insassen davon.

Es giebt Ereignisse in unserem Leben, die, an sich bedeutungslos, dazu bestimmt sind, für alle Zeiten fest und unauslöschlich unserem Gedächtnisse eingeprägt zu bleiben, Merksteine unseres Daseins, auf welche das Geschick sein Runenzeichen drückte.

So erging es Nora mit dieser Fahrt, der letzten, die sie im Verein mit den geliebten Menschen machte.

Sie sah im Spiegel ihrer Erinnerung noch jahrelang nachher die weite winterliche Fläche, über welche der elegante Schlitten dahinsauste, die glitzernden Bäume im Schmucke ihrer Eiskrystalle, den blauen Himmel, der sich darüber wölbte, die schneebedeckten Häuser und Gärten. Sie hörte das Gekreisch der Dohlen, die flügelschlagend sich in dem durchsichtigen Äther erhoben, das melodische Klingeln der Schellen und dazwischen die sanfte Stimme ihrer Beschützerin, Leos heiteres Lachen.

Das Ziel des Ausfluges, ein Gasthaus vor der Stadt, war nach zwei schnell verflossenen Stunden am Rande des verschneiten Waldes sichtbar. Hundert Schritte davon lag ein See, dessen spiegelglatte Eisbahn von den Gästen häufig benutzt wurde. Leo ließ sich nach dem Kaffee Schlittschuhe geben und führte vor den Mädchen einige seiner Kunststücke im Eislaufe aus.

Frau von Walldorf mußte endlich energisch an die Heimkehr mahnen; der kurze Wintertag neigte sich zum Scheiden.

„Wir kommen vor Nacht nicht nach Hause. Leo, willst Du vielleicht hier Quartier nehmen?"

„Das nicht, verehrte Tante," erwiderte er, an

das Ufer kommend, „aber eine Fahrt bei Sternenschein ist mir ein Hochgenuß.“

„Für den ich Dir heute ohne Mühe garantieren kann, Du Wilder. Und nun komme herauf. Die Pferde sind bestellt.“

Die Heimfahrt fiel fast noch lustiger aus, als der Weg zuvor. Nur Nora war stiller als sonst.

„Fehlt Dir etwas, Kind?“ fragte Frau von Walldorf besorgt.

„Nur der Hals thut mir weh,“ antwortete sie leise, „darum möchte ich nicht sprechen.“

Leo, der neben ihr auf dem Rücksitze saß, hüllte sie fester in die Decke.

„Ist es so gut? Bist Du ganz warm?“

„Ja, danke; so ist es wunderschön.“

Aber er mußte es bemerken, daß sie trotzdem schauderte.

Die Sterne flimmerten in jener vollen Pracht, wie sie nur klaren Winternächten eigen ist. Einer von ihnen löste sich vom dunklen Firmamente, um, in weitem, feurigem Bogen dahinschießend, in der Tiefe zu verschwinden.

„Eine Sternschnuppe,“ rief Ellen lebhaft, „wer hat sich etwas gewünscht?“

„Ich wünsche mir in zehn Jahren Rittmeister zu sein,“ sagte Leo.

„Nun, das ist mehr, als selbst eine Sternschnuppe für Dich zu leisten vermag,“ bemerkte Frau von Walldorf.

„Und ich möchte übers Jahr auf den ersten Ball gehen,“ rief Ellen aus.

„Ebensowenig wahrscheinlich, als Leos phänomenales Avancement,“ sagte die Mutter. „Und Du, Nora, hast Du keine Wünsche?“

„Ich wünschte, daß wir alle immer zusammenblieben,“ erwiderte das Mädchen.

„Das steht in Gottes Hand, mein Kind, er wolle es geben.“

Die Sterne funkelten und flimmerten.

Ihr seelenloser Schein antwortete den fragenden Wünschen nicht, die jene fernen Wesen vom Erdballe aus an sie gerichtet hatten. Sie zogen ihre Bahnen weiter im endlosen Weltenkreise und lächelten auf die Kurzsichtigen herab, die mit ihren Wünschen die ewig dunkle Zukunft zu lenken meinen.

* * *

Noras Halsleiden hatte sich über Nacht verschlimmert. Der Arzt, den Frau von Walldorf in ihrer Sorge rufen ließ, empfahl äußerste Vorsicht. Es herrschten in der Stadt Scharlach und Diphtheritis, man könne nicht wissen, welche Wendung die Krankheit nehme. Helene pflegte Nora selbst. Als in den nächsten Tagen das Fieber wieder stieg und der Zustand der Patientin bedenklich wurde, fand sie es für geboten, Ellen in ein befreundetes Haus zu geben, um sie der Gefahr der Ansteckung zu entziehen.

Nora schwebte mehrere Tage zwischen Leben und Tod. In ihren Fieberträumen fühlte sie oft eine weiche kühle Hand auf ihrer Stirn, deren Berührung so unendlich wohlthat und sie lächelte jedesmal, wenn sie die geliebte Pflegemutter erkannte.

Dann aber war es plötzlich, als ob sie jene milde Hand nicht mehr empfände. Vergebens suchte sie den Nebel zu durchdringen, der sie umgab, die lichte Gestalt wiederzufinden, die an ihrem Bette gestanden. Als sie nach langer, ungemessener Zeit wachen Auges wieder um sich blickte, saß eine fremde Wärterin strickend an ihrem Lager — wo war die Mama, die sonst diesen Platz eingenommen?

Sie vermochte nicht zu fragen. Nur ihre großen, sehnenden Augen hingen beständig an der Thür, ob sie sich nicht bald öffnen, ihre Beschützerin einlassen würde.

Vergebens! Frau von Walldorf erschien nicht. Was war geschehen, das sie ferne hielt?

„Mama! Wo ist Mama?“ flüsterte sie endlich mit Anstrengung.

Sie mußte ihre Frage zweimal wiederholen, bevor die Wärterin sie verstand.

„Die gnädige Frau sind krank,“ sagte sie ausweichend.

Nora fuhr empor. „Mama krank?“ stieß sie heraus. „Was fehlt ihr?“

Die alte Frau glättete die Decke des Bettes. „Ruhig, kleines Fräulein,“ mahnte sie, „sonst werden wir gar nicht gesund. Die gnädige Frau hat eine Halsentzündung, aber ich denke, es geht schon besser.“

Sie nahm ihr Strickzeug wieder zur Hand, achtlos, welche Sorge und Angst sie bei Nora hervorgerufen. Das also war der Grund, der sie fern hielt; — die angebetete Pflegemutter war krank, vielleicht sehr und man wollte es ihr nicht sagen. Daß auch Lisette, die Kammerjungfer, nicht ein einziges Mal zu ihr hereinkam! Sie sah niemand um sich, als die alte, wortkarge Wärterin, die ihr das Sprechen verbot, wenn sie nach der Mama fragte.

Ihr Zustand begann sich langsam zu bessern. Schon durfte sie eine halbe Stunde außer dem Bette zubringen und noch immer keine Nachricht von der teuren Kranken drüben, kein Gruß von ihr, noch von Ellen, — hatte man sie denn ganz vergessen?

Es war eines Abends zu später Stunde; die Wärterin hatte sich entfernt. Sie glaubte, daß ihre Pflegebefohlene schliefe. Nora aber schlief nicht. Sie lag wachen, brennenden Auges in den Kissen, ohne sich klar zu sein, was sie so beängstigte.

In dem ganzen Hause hatte schon den Tag zuvor eine so seltsame Unruhe geherrscht, Nora vernahm das Kommen und Gehen vieler Menschen, dann war es ihr, als würde etwas Schweres die Treppe hinaufgetragen, — wie konnte man denn so viel Geräusch machen, wenn die Mama krank lag? Und jetzt plötzlich, hörte es sich nicht an, wie Weinen und Schluchzen?

Das Mädchen hielt es im Bette nicht mehr aus. Leise erhob es sich, um mit einiger Mühe in die Kleider zu schlüpfen. Das Gehen wurde ihm noch schwer; langsam tastete es sich an den Möbeln und Wänden, bis zur Thüre, die es vorsichtig öffnete.

Der Korridor war hell erleuchtet, aber leer. An seinem entgegengesetzten Ende befand sich ein Saal, der nur benutzt wurde, wenn Frau von Wallsdorf Gäste bei sich sah. Von dort drang das Ge-

murmel von Stimmen und jene nämlichen Klagelaute, die Nora vorhin erschreckt.

Sie vergaß ihre Schwäche; wie von unwiderstehlicher Gewalt getrieben eilte sie vorwärts. Die Thür des Saales flog auf. Lichterglanz und der Duft zahlloser Blumen drangen ihr entgegen. In der Mitte des Gemaches stand ein offener Sarg, auf dessen Kissen sich ein blasses, mildes Antlitz zeigte, das noch im Tode zu lächeln schien.

Der grelle Aufschrei des entsetzten Mädchens ließ die Anwesenden umschauen, — es war die Dienerschaft des Hauses, die unter der Leitung eines Gärtners den Blumenschmuck des Zimmers ordnete. Die Kammerjungfer ergriff Noras Hand.

„Was wollen Sie hier, Fräulein Nora?" sprach sie halb mißbilligend, halb mitleidig. „Sie sollten es ja noch nicht erfahren; — die gnädige Frau ist vorgestern gestorben."

Die traurige Thatsache, die auf das Schicksal Noras einen unberechenbaren Einfluß üben mußte, konnte auf keine grausamere Art zu ihrer Kenntnis gelangen. Frau von Walldorf hatte sich den Keim der Ansteckung an dem Krankenlager ihrer Pflegetochter geholt, doch während jene genas, um einem ungewissen Lose preisgegeben zu werden, hatte die tückische Krankheit ihre Beschützerin in kurzen Tagen dahingerafft.

Sie war hinweggegangen, ohne Gruß, ohne Abschiedswort, ihr eigenes Kind als Waise, ihr angenommenes Kind schlimmer, als solche, zurücklassend.

Nora schloß kein Auge in dieser Nacht, die der schrecklichen Entdeckung folgte. Noch dachte sie nicht an sich. Sie dachte nur daran, daß ihr aus ihrem Leben gerissen sei, was sie am meisten auf der Welt geliebt, die teure Frau, von der sie nichts als Gütiges empfangen und zu der sie verehrend, wie zu einer Gottheit, emporgeblickt. Die milden, klaren Augen würden nie mehr in sanfter Freundlichkeit auf sie niederschauen, die Lippen blieben fortan stumm, die sich so oft einem Worte der Liebe auch für sie geöffnet hatten. Sie wollte weinen und sie konnte es nicht. Es lag wie Betäubung auf ihrem Geiste, die Dunkelheit, die sie umfing, schien die des Grabes zu sein, die langsam sie hinabzog, wohin — ach wohin?

Der späte Wintertag dämmerte herauf, grau, nebelschwer; es war der Tag des Begräbnisses Helenens. Man hatte auf Anordnung des Arztes Nora in ihrem Zimmer eingeschlossen. Von dort aus hörte sie das dumpfe Klopfen, mit dem man den Sargdeckel über der Toten befestigte, sie hörte einige Zeit später die Stimme des Predigers, ohne verstehen zu können, was er an dem Sarge sprach. Und dann kam jenes unheimliche, vorsichtige Schreiten den Korridor entlang und die Treppe hinab, mit dem man eine Leiche aus dem Hause trägt, als fürchte man durch eine zu hastige Bewegung den Schlafenden aus seiner Ruhe zu wecken.

Nora stürzte an das Fenster. Dort unten auf der Straße hielt der Leichenwagen, in den man jetzt den blumengeschmückten Sarg hineinhob. Der Zug begann sich zu ordnen; eine lange Reihe von Equipagen folgte ihm. In der ersten derselben saß in tiefe Trauer gekleidet Ellen neben einer fremden Dame, in der zweiten Herr von Rochus mit Leo.

Niemand beachtete das totenblasse, junge Antlitz, das sich droben an die Scheiben preßte, mit starren, thränenlosen Augen dem Zuge nachzublicken, bis der letzte Wagen an der Biegung der Straße verschwunden. Niemand dachte daran, daß von allen, die um die Heimgegangene trauerten, Nora am meisten verloren hatte.

Sechstes Kapitel.

Das Begräbnis mit seinem düsteren Pompe, seinen bedauernden Worten, seiner mehr oder minder wohlwollenden Kritik der Eigenschaften der liebenswerten Frau war vorüber. Das Alltagsleben mit seinen praktischen Forderungen trat wieder in den Vordergrund, jene Forderungen, die so rauh in trauernde Gemüter greifen, weil sie den Hinterbliebenen den Weg vorzeichnen, den sie von nun an gehen sollen, — ohne den Verlorenen.

In dem Walldorfschen Hause fanden sich die Verwandten Helenens zusammen, um unter dem Vorsitze des Baron Rochus die Hinterlassenschaft im Interesse Ellens zu regeln und über deren weitere Zukunft zu beraten.

Eine Cousine Helenens, Gräfin Sernsheim, erbot sich, das junge Mädchen zu sich zu nehmen und der Vormund erklärte sich damit einverstanden. Die Einrichtung des Hauses sollte verkauft werden, da es nicht wahrscheinlich, daß Ellen bei ihrer dereinstigen Verheiratung die gebrauchten Sachen erhalten würde, die Dienerschaft konnte man mit vollem Jahresgehalte sofort entlassen.

Gräfin Sernsheim beabsichtigte noch am nämlichen Tage mit Ellen abzureisen, um ihr den peinlichen Eindruck der Auflösung des Hausstandes zu ersparen und ging daher auf alle Vorschläge des Barons ohne Zögern ein.

„Sie sind eine große Stütze in diesen schweren Tagen," sagte sie, mit dem Batisttuche über die Augen fahrend. „Wie dankbar haben ich und die liebe Ellen Ihnen zu sein! So steht also unserer Abreise nichts mehr im Wege?"

Die Gräfin wünschte aus dem Trauerhause fortzukommen; ihr war alles zuwider, was mit dem Tode zusammenhing. Der Baron hatte keinen Grund, sie zu halten; in der Hauptsache war man ja einig geworden. Er hatte ihr die Familienübereinkunft in betreff seines Sohnes und Ellens mitgeteilt und die Gräfin ihm versprochen, in ungefähr zwei Jahren ihren Wohnsitz nach der Residenz zu verlegen, damit die jungen Leute einander näher träten.

„Rochus," fragte plötzlich einer der anwesenden Verwandten, General von Wedel, „erzählten Sie mir nicht vor einigen Jahren, meine Cousine habe ein Kind angenommen, ein Mädchen doch wohl? Was wird denn aus diesem?"

Die Gräfin warf einen Blick zu dem Baron hinüber. „Ah, davon weiß ich ja gar nichts," meinte

sie, „freilich, ich sah seit sechs Jahren meine teure, selige Helene nicht."

„Frau Gräfin kannten die unbegrenzte Herzensgüte der verehrten Dame, die wir betrauern," erwiderte der Baron, dem die Erinnerung des Generals sehr ungelegen gekommen war. „Ja, Frau von Walldorf hatte seit einiger Zeit ein kleines Mädchen als Gespielin Ellens bei sich, das mit ihr erzogen wurde."

„Mit ihr erzogen?" wiederholte die Gräfin gedehnt. „Und hat Helene bestimmt, daß diese gemeinsame Erziehung weiter fortgesetzt würde? Dann, lieber Baron, müßte ich darauf verzichten, Ellen bei mir zu behalten. Zwei Kinder, nein, das wäre für meine angegriffene Gesundheit zu viel."

„Gnädige Gräfin können außer Sorge sein," entgegnete der Baron, „es existieren keinerlei letztwillige Bestimmungen der Frau von Walldorf; es ist daher auch über Nora Möller nichts festgestellt, was nicht unserem eigenen Ermessen anheimgegeben bliebe."

„Nun, und was denken Sie mit ihr zu beginnen?"

„Ich denke zunächst, daß wir nicht die geringste Verpflichtung haben, mehr für sie zu thun, als für die übrigen Hausgenossen," entschied der Baron, „sie ist ja doch eine Fremde."

„Das denke ich auch," sagte die Gräfin beruhigt, „wenn sie auch noch so entfernt zur Familie gehörte, wäre es etwas anderes."

„Aber, Rochus," warf der General ein, „Helene hatte doch, wie ich aus ihrem eigenen Munde hörte, die Absicht, das Mädchen an Kindesstatt zu nehmen. Es ist wie Ellens Schwester erzogen worden."

„Ach ja," flötete die Gräfin, „das sieht der lieben Helene gleich. Immer zu ideal alles auffassen, immer etwas überschwänglich."

„Ich habe diesen Großmutsakt Frau von Walldorfs ebenfalls stets für eine Marotte angesehen," bemerkte der Baron, „und ihn in seinen möglichen Folgen nie gutgeheißen. Die erste derselben ist nun schon da. Wir haben jetzt das Mädchen auf dem Halse und wissen nicht, was mit ihm anfangen."

„Ist denn nach Helenens Willen gar nicht für das arme Ding gesorgt?" fragte der General.

„Ich sagte bereits, daß Frau von Walldorf ohne Testament gestorben sei," antwortete der Baron scharf.

„Nun also, was wollen Sie für sie thun?"

„Mein Gott, sie hat ja noch ihre rechte Mutter. Man schickt sie einfach zu der zurück."

„Und diese Mutter ist?"

„Sie war früher Aufwärterin und hat jetzt einen Kramladen."

„Himmel, welch eine Idee von meiner seligen Cousine, sich mit den Kindern solcher Leute abzugeben," seufzte Gräfin Sernsheim.

„Ja, das war sonderbar genug," sprach Herr von Rochus. „Aber um zum Schluße zu kommen, schlage ich vor, das Mädchen davon in Kenntnis zu setzen, daß es zu den Seinen zurückkann."

Die Gräfin und der General schwiegen. Wie die Sachen lagen, war für Nora allerdings nichts weiter zu thun, wenn sich keine großmütige Seele fand, die das Liebeswerk Helenens fortsetzen wollte.

„Es ist hart für das Kind, aus seinem jetzigen Leben in die früheren Verhältnisse zurückzukehren," sagte Herr von Wedel endlich gedankenvoll.

„Ich wüßte aber in der That nicht, was ich außerdem für dasselbe thun sollte," entgegnete der Baron.

„Man müßte es doch wohl einigermaßen entschädigen dafür, daß es die Aussicht auf eine bessere Zukunft verloren," erklärte der General.

„Der Meinung bin ich auch, Baron," rief die Gräfin, in der die Besorgnis aufstieg, man werde ihr endlich doch noch zumuten sich mit dem fremden Mädchen zu belasten.

„Ich habe keine Befugnis, Ellens Vermögen um ihretwillen zu verkürzen," sprach Baron Rochus.

„Aber es braucht ja doch kein Kapital zu sein," ließ sich der Bruder des Generals hören, Geheimrat von Wedel, der bisher geschwiegen. „Geben Sie ihr tausend Mark, für die sie etwas lernen kann, um sich ihr Brot auf eine anständige Weise zu verdienen, und die Mutter wird gewiß zufrieden sein."

„Das ist die Frage," meinte der General.

„Aber nicht unsere Sorge," erwiderte Herr von Rochus. „Ich bin Ellen von Walldorfs Vormund, nicht Nora Möllers."

„So befolgen Sie den Rat unseres Vetters," redete die Gräfin zu, „entschädigen Sie die Kleine auf eine angemessene Weise und uns kann dann kein Vorwurf treffen."

Nein, es traf die hier Versammelten kein Vorwurf, die Fremde aus dem Hause gestoßen zu haben, das ihr eine Heimat hatte werden sollen. Welches Recht hätte sie gehabt, hier zu sein? Es war das Einfachste und Natürlichste, daß man sie dorthin sandte, woher sie gekommen, und wenn man ihr Geld gab, war ja ausreichend für sie gesorgt.

Für die junge Seele, die an ihres Geschickes Härte zu Grunde gehen konnte, fühlte niemand eine Verantwortung.

Der Baron berührte den elektrischen Knopf der Klingel.

„Rufen Sie Nora Möller herein," befahl er dem eintretenden Diener.

Wenige Minuten später stand Nora vor den Versammelten, die sie mit einer Art mitleidiger Neugier musterten. Man hatte in der Bestürzung dieser Tage sich nicht erinnert, ihr ein Trauerkleid zu geben. Sie trug daher eines ihrer gewohnten Hauskleider und hatte auf ihren Anzug, ihr Haar kaum Sorgfalt verwendet. Die ihr unbekannten Verwandten ihrer Wohlthäterin fanden den Geschmack der letzteren unbegreiflich — statt der lieblichen Mädchenknospe, welche sie noch vor kurzem gewesen, sahen sie ein blasses, hageres Kind vor sich, dessen Angesicht die Krankheit, vielleicht auch die erlittene Aufregung entstellt hatten und dessen Anblick, dessen ganzes Wesen nicht einmal jene Teilnahme erweckte, die Jugend, Anmut und Schönheit empfängt.

„Man wird Dir mitgeteilt haben, Nora," begann der Baron, „daß Deine bisherige Beschützerin

gestorben ist, und daß Ellen zu Frau Gräfin Sernsheim übersiedelt. Deines Bleibens kann natürlich nun auch nicht mehr hier sein und so ist es ja ein Glück für Dich zu nennen, daß Deine rechte Mutter noch lebt und Du zu ihr gehen kannst."

Des Mädchens Haupt sank auf die Brust. Ein schluchzender Seufzer entrang sich seinen Lippen; es erwiderte nichts.

„Die Sachen, die Dir Frau von Walldorf geschenkt hat, darfst Du natürlich mitnehmen," fuhr der Baron fort. „Auch wird Deine Mutter noch eine Summe Geldes erhalten, die sie auf Deine Erziehung verwenden kann. So, und nun gehe, Deine Sachen zu packen, Lisette kann Dir helfen; Du wirst wohl noch heute zu Deiner Mutter wollen."

Von den Anwesenden sprach keiner. Was hätte man sagen sollen? Nora wandte sich ab, das Zimmer zu verlassen. Der General, den der stumme Jammer in den Mienen des Mädchens rührte, nahm ihre Hand.

„Mein Kind," sagte er mit bewegter Stimme, „es wird Dir hart ankommen, was mit dem Tode der gütigen Frau Dir auferlegt wird, aber Gott fügt es für uns, wir müssen stille halten und das mußt auch Du. Wir werden Dich nicht aus den Augen verlieren und auch Ellen soll es nicht vergessen, daß Du ihr Jahre hindurch wie eine Schwester gewesen "

Die traurigen Augen des Mädchens blickten zu dem Sprecher auf. „Darf ich Ellen noch einmal sehen?" fragte sie leise.

„Das wird nicht gut möglich sein," antwortete Herr von Rochus, statt des Generals. „Sie reist noch heute ab."

„Aber Baron, Abschied voneinander zu nehmen, könnte man den Kindern doch erlauben," sagte die Gräfin.

„Wozu? Ich fürchte die Aufregung für Ellen. Auch würde Nora sicher ihr die Trennung schwer machen."

„Nun, ich werde Ellen auf dem Wege zum Bahnhofe herbringen und zugegen sein," entschied die Gräfin, „ich vermag ja auch nichts für die Kleine zu thun, aber nutzlose Härte ist doch nicht am Platze."

Herr von Rochus zuckte die Achseln. Er fand gar nicht, daß er Nora gegenüber hart sei. Gemocht hatte er sie freilich nie, aber das war nicht seine Schuld.

Nora war hinüber in ihr Zimmer gegangen, das sie sonst mit Ellen zusammen, seit ihrer Krankheit jedoch allein bewohnt hatte.

Also heute noch, sogleich sollte sie ihre Sachen packen und den traulichen Raum, das liebe Haus für immer verlassen. Konnte es denn Wahrheit sein? Sie schaute um sich, müden, leeren Blickes, als wolle sie sich noch einmal vergegenwärtigen, wie es um sie gewesen, wie es nie mehr sein würde.

Dort das zierliche Bett mit seiner blauen Atlasdecke, seinen blütenweißen Vorhängen, der große Tisch in der Mitte des Zimmers, an dem die Mädchen ihre Aufgaben zu machen pflegten, die Bilder an den Wänden, darunter der Kinder Lieblingsbild, die sixtinische Madonna, und an jedem der Fenster ein kleiner Nähtisch, auf dem neben dem Arbeitskörbchen verschiedene Kleinigkeiten standen, die den Mädchen besonders wert waren.

Nora ging zu dem Platze, der der ihre gewesen, und setzte sich auf den Sessel vor ihrem Tischchen.

Da lag die Arbeit noch, die letzte, die sie unter der Leitung ihrer Beschützerin begonnen, eine Stickerei, welche für ein Fußkissen im Zimmer Frau von Walldorfs bestimmt war. Dort stand in geschnitztem Rahmen das Bild der Pflegemutter mit seinen milden, sanften Zügen, und hier in der Glasvase ein kleiner verdorrter Blumenstrauß.

Nora zuckte zusammen. Sie erkannte die gelbe Rose, die Maiglöckchen wieder; es war das Sträußchen, das ihr Leo schenkte an jenem letzten, glücklichen Tage, den sie gemeinsam verlebt; man hatte nicht daran gedacht, die welken Blumen fortzunehmen, jetzt riefen sie in der Seele des einsamen Kindes die Erinnerung an jenen anderen Wintertag hervor, da sie, Blumen verkaufend, auf der kalten Straße gestanden, und jene gütigen Augen auf sie fielen, denen sie die Wendung ihres Lebens danken sollte.

Ein Sträußchen war es gewesen, das den Anlaß dazu gegeben; es war das erste Glied der Reihe von Freuden und Glückseligkeit, die jene Schicksalswendung für sie in sich geschlossen, ein Sträußchen bildete den Schlußstein jener Tage, die fortan versunken waren, um niemals wiederzukehren.

Es war, als ob der Anblick dieser toten Blumen ihr das Herz zersprengen müsse, als ob ein Abglanz des Verlorenen aus ihnen emporstiege, ihr die volle Größe desselben zu zeigen. Sie legte ihren Kopf auf den Tisch vor ihr und weinte, wie sie nie geweint.

Wie lange sie so gelegen, sie wußte es nicht. Eine bekannte Stimme traf endlich ihr Ohr. Sie schaute auf; Lisette stand neben ihr.

„Ich rief Sie schon zweimal, Nora," sagte die Dienerin, „der Herr Baron befahl mir, Ihnen beim Packen zu helfen. Ja, Sie armes Ding, Sie sind am schlimmsten daran, aber das geht nun nicht anders. Wir müssen uns eilen; das Haus wird heute noch abgeschlossen bis zur Auktion."

Nora wandte ihr verweintes Antlitz ab. „Ach, ich weiß nicht, was ich mitnehmen darf," erwiderte sie, „ist es nicht alles gleichgültig?"

„Nun, Kind, doch Ihre Wäsche und Kleider. Die gehören Ihnen ja doch, oder wollen Sie dem Herrn Baron noch etwas dafür schenken, daß er Sie ohne weiteres vor die Thüre setzt?"

„Das Bild hier," sagte Nora, auf die Photographie vor ihr deutend, „und noch eine Kleinigkeit zum Andenken möchte ich mitnehmen."

„Das versteht sich. Lassen Sie mich nur machen," entgegnete die Kammerjungfer. „Geben Sie mir die Schlüssel zu Ihrem Schranke. Was Ihnen geschenkt ist, kann Ihnen auch der Herr Baron nicht abstreiten."

Sie ließ sich von einem Diener zwei Koffer bringen und begann Wäsche, Kleider und Bücher hineinzupacken, von denen sie wußte, daß sie Noras Eigentum seien. Das Mädchen sah apathisch zu, ohne ihr Hilfe dabei zu leisten. Nur die Sachen von ihrem Nähtische, die Arbeit, das Bild der Ver-

storbenen, die verdorrten Blumen legte sie selbst in den fast gefüllten Koffer.

„Lassen Sie mich noch einmal in das Zimmer, Lisette," bat sie, „wo die liebe Mama —"

„Wo die gnädige Frau gestorben ist?" fragte Lisette, sich die Augen trocknend. „Kommen Sie mit, ich habe drüben aufzuräumen."

Sie gingen leisen Schrittes hinüber. Das Sterbezimmer war noch unberührt geblieben, seit man seine Bewohnerin hinausgetragen. Auf der Marmorplatte neben dem Bette lag ein aufgeschlagenes Gebetbuch, zwischen Arzneigläsern und tief herabgebrannten Kerzen.

„Daraus habe ich ihr vorlesen müssen in der letzten Nacht," berichtete Lisette, „ach, mein Gott, wer hätte gedacht, daß es so schnell gehen würde? Sie dachte noch zu schlafen und ließ sich die Tropfen hier geben. Das war das letzte, was sie zu sich nahm. Dann schlief sie ein und wachte nicht mehr auf."

Die Dienerin hatte während ihrer Worte das Bett geordnet und legte einige der gebrauchten Gegenstände in die offenen Schränke, die sie sorgfältig verschloß.

„Das Gebetbuch werde ich mir nehmen," bemerkte sie. „Danach fragt der Herr Baron gewiß zuletzt. Was wollen Sie haben, Nora?"

„O, nichts, was nachher vermißt werden könnte," antwortete Nora ängstlich. „Hier das Fläschchen, aus dem die Mama die letzte Medizin genommen, wie Sie eben sagten."

„Das ist ein schlechtes Andenken," meinte Lisette, „was wollen Sie denn damit?"

„Nichts weiter, als es aufheben. Es ist doch etwas, das sie in ihrer lieben Hand gehabt."

„Ja, dann nehmen Sie sich aber in acht damit. Das ist Morphium; wenn Sie es austrinken, müssen Sie sterben."

„Austrinken will ich es ja nicht."

„Und wenn man es bei Ihnen findet, nimmt man es Ihnen weg, weil es Gift ist."

„Ich werde es niemand zeigen. Lassen Sie es mir, Lisette. Wenn Sie mir etwas anderes geben und es wird bei mir gefunden, wer weiß, was man von mir denkt?"

„Das ist schon möglich, aber Ihren Koffer wird doch weder der Herr Baron, noch die Frau Gräfin durchsuchen lassen. Nun, ich werde wenigstens die Flasche ordentlich zubinden; gewarnt sind Sie ja."

Sie wagte es selbst nicht, dem Mädchen irgend einen Gegenstand, den ihre Herrin in Gebrauch gehabt, zu schenken. Der Baron hatte schon am gestrigen Tage einen Teil der Zimmer abgeschlossen und in den offen gebliebenen ein flüchtiges Inventar aufgenommen. Er erklärte dies seinem Mündel Ellen schuldig zu sein.

Lisette und die Diener haßten ihn, aber keiner wagte seinen Befehlen zuwider zu handeln. Hingen sie doch alle von ihm in diesem Augenblicke ab, und an ihm lag es, wie hoch er ihre treuen Dienste belohnen wolle. So war ihnen schon des eigenen Interesses wegen die äußerste Gewissenhaftigkeit geboten.

Lisette zog endlich das schluchzende Mädchen aus dem Sterbezimmer hinweg.

„Kommen Sie, Nora," sagte sie selbst weinend. „Es hilft nichts. Unsere beste Zeit haben wir jetzt gehabt. Da hält ein Wagen. Das wird unser Fräulein sein."

Wirklich war es Ellen, die in Begleitung der Gräfin erschien, um von dem verödeten Elternhause und Nora Abschied zu nehmen.

Die Tante hielt ihr dem Vormunde gegebenes Versprechen. Sie gestattete den beiden Mädchen nur einige Minuten des Beisammenseins. Fürchtete sie, daß Nora die Pflegeschwester anflehen würde, sie mitzunehmen? Ihre Besorgnis war unnütz. Die Kinder küßten sich unter Thränen; gesprochen wurde fast nichts zwischen ihnen. Der Schmerz, den sie erlebt, war für beide noch zu neu, um ihn in Worte kleiden zu können.

„Ich werde Dir schreiben," sagte Ellen, als die Tante zum Aufbruche trieb. „Vergiß mich nicht."

Nora schüttelte den Kopf. „Grüße Leo," flüsterte sie noch.

Aber der Gruß gelangte nie zu ihm. Der junge Offizier war schon während Frau von Walldorfs Krankheit zur Dienstleistung bei einem Prinzen abkommandiert worden und nur zu dem Begräbnisse der mütterlichen Freundin auf einen Tag nach der Hauptstadt gekommen. Gegenwärtig befand er sich wieder auf dem Wege nach seiner neuen Garnison.

Siebentes Kapitel.

Es war bereits Abend, als die Droschke, welche Nora aus dem bisherigen Heim hinweggeführt, vor der Wohnung ihrer Mutter hielt.

Frau Möller war durch Herrn von Rochus von dem Vorgefallenen unterrichtet. Sie trat vor die Thüre, um dem Kutscher zu helfen, die beiden Koffer in das Haus zu tragen. Dann erst, als er bezahlt und die Sachen untergebracht waren, ging sie zu ihrer Tochter, die in Hut und Mantel, wie sie gekommen, in der Stube hinter dem Laden saß.

„Da bist Du ja," sagte die Mutter trocken. „Das war eine schöne Überraschung."

Mutter und Tochter hatten sich in den verflossenen Jahren wenig gesehen. Jetzt waren sie einander entfremdet, als hätten sie sich nie gekannt.

„Wird Dir bei mir wohl schlecht gefallen," fuhr Frau Möller fort, als Nora stumm blieb, „nachdem Du so lange die vornehme Dame gespielt. Jetzt heißt es wieder tüchtig arbeiten."

„Ich werde auch arbeiten, Mutter," sprach Nora mit einem Seufzer.

„Na, Deine Gnädige hätte Dir auch etwas vermachen können," murrte Frau Möller. „Das ist nun bei all dem mitleidigen Gethue herausgekommen. Erst denkt man, Du sollst, wer weiß wie reich und glücklich werden, und dann wirft man Dich hinaus, und ich muß mich mit lumpigen tausend Mark abspeisen lassen."

„Mutter, zu verlangen hatte ich doch gar nichts," entgegnete Nora, „und dafür kann doch niemand, daß die liebe gnädige Frau gestorben ist."

„Nicht einmal ein Trauerkleid haben sie Dir gegeben," bemerkte die Mutter giftig, „soviel Anstand hätten sie doch haben können."

Nora erhob sich. „Wo soll ich schlafen?" fragte sie müde. „Und wo darf ich meine Sachen aufbewahren?"

„Ja, einen Palast, wie Deine Gnädige, habe ich nicht. Die Kammer brauche ich und der Oswald. Du kannst hier auf dem Sofa schlafen. Morgen finden wir vielleicht einen anderen Platz für Dich. Und jetzt müssen wir noch erst Abendbrot essen."

Die Ladenglocke ertönte. Frau Möller ging hinaus, die Kunden zu bedienen. Nora empfand es fast als eine Wohlthat, einige Minuten allein zu bleiben.

Hier also, in dem düsteren Hinterzimmer, dessen Fenster auf einen schmutzigen Hof hinausgingen, sollte fortan ihre Heimat sein! Sie schauderte leise.

Ihr für alles Schöne ausgebildetes Auge flog über die ärmliche, geschmacklose Einrichtung des Raumes hin. Sie sah, daß er nicht einmal sauber gehalten war, daß Hausgeräte, Kleidungsstücke, Verkaufsgegenstände auf Tischen und Kommode bunt durcheinander lagen.

Ja, wenn es nur das gewesen wäre! Aber die Mutter selbst! Es schien ihr, als ob sie sich ganz und gar geändert hatte, die Gestalt in die Breite gegangen, die Züge roh und abstoßend.

Ihr jüngerer Bruder, der sich draußen mit seinen Kameraden im Schnee gebalgt hatte, kam herein. Er warf die nasse Mütze auf den Tisch und rief, ohne die heimgekehrte Schwester zu begrüßen, nach der Mutter, die ihm das Abendessen bringen solle.

Frau Möller erschien bald darauf mit einer Schüssel, in der ein stark nach Zwiebeln duftendes Fleischgericht sich befand, und setzte dieselbe auf den Tisch neben Oswalds Mütze. Nora, die schon bei dem Geruch der Speise ein Ekel ergriffen, gedachte des zierlich gedeckten Theetisches im Hause der Pflegemutter, des blendendweißen Tafeltuches, auf dem das blaue Meißener Geschirr stand, der heiteren Gespräche, die das Mahl belebt. Sie rückte unwillkürlich in die entfernteste Sofaecke.

„Da ist auch die Lore," sagte ihre Mutter trocken zu dem Knaben.

„Weiß schon," erwiderte dieser, mit der Gabel in die Schüssel fahrend, um ein langes Stück Gekröse herauszuspießen, das er geschickt mit dem Munde auffing.

„Nun, willst Du nichts?" fragte Frau Möller, als Nora keine Miene machte, dem unappetitlichen Beispiele zu folgen.

„Ich danke, ich habe keinen Hunger," erwiderte das Mädchen gedrückt.

„Ach so, Du bist an Feineres gewöhnt. Nun, das wirst Du Dir wohl wieder abgewöhnen müssen."

Die Mahlzeit ging zu Noras Erleichterung zu Ende; die Mutter trug die Schüssel hinaus, Oswald begann zu gähnen und zog sich in die Kammer zurück. Nora erhielt von der Mutter einige Bettstücke, mit welchen sie sich auf dem Sofa ihr Lager zurechtmachte. Als sie das Licht verlöschte und die Augen schloß, ging durch ihre Seele der Wunsch, nie mehr aus ihrem Schlafe erwachen zu dürfen, der eitle, nie erfüllte Wunsch, den wir alle empfinden, wenn uns die Qual des Tages darniederdrückt, und wir mit Grauen an die Reihe zukünftiger Tage denken, die bestimmt sind, diesem zu gleichen.

Auch Nora erwachte wieder. Sie sah den Schein der blassen Wintersonne auf dem hohen Gebäude ihr gegenüber, das den Hof begrenzte, sie hörte das Geräusch des Werktagslebens in dem volkreichen Hause, und sie entsann sich, daß sie jetzt zu ihnen gehöre, die da draußen sich mühten und plagten in des Daseins Sorge und Not.

Der Ruf der Mutter ertönte aus der Küche, Nora ging zu ihr.

„Du kannst den Kaffee kochen," sprach Frau Möller kurz.

„Ich verstehe nicht Kaffee zu kochen," antwortete Nora, „sage mir, wie Du es machst, dann will ich es thun."

„Nicht einmal Kaffee kannst Du kochen," sagte die Mutter geringschätzig. „Nun, allzuviel scheinst Du auch bei Deiner Gnädigen nicht gelernt zu haben."

„Aber Mutter, zum Kochen war doch die Köchin da."

„So mahle wenigstens den Kaffee; der Oswald muß in die Schule."

Das Mädchen gehorchte. Frau Möller holte inzwischen aus dem Keller im Nachbarhause einige Semmeln und goß, als sie zurückkehrte, das heiße Wasser auf den Kaffee, dem sie noch eine tüchtige Dosis Cichorien beimischte.

Nora fand, daß das Getränk entsetzlich schmecke, aber der Hunger zwang sie, es zu genießen; mehr noch, als die schlechte Kost, war ihr das Wesen ihres Bruders bei diesem ersten Frühstück zuwider, der mit der Mutter schmälte, weil sie ihm nicht genug Zucker und keine Butter auf seine Semmel gegeben, und mit Brotkugeln nach der Schwester warf, deren Jammergesicht, wie er behauptete, die Milch sauer werden lasse.

Nora hatte für den Witz kein Verständnis. Als Oswald seine Mütze aufgestülpt und das Zimmer verlassen hatte, wandte sie sich an ihre Mutter.

„Sage mir, was ich Dir im Hause helfen und was ich arbeiten soll."

Frau Möller sah nachdenklich vor sich nieder. „Mir hat der Baron Rochus gesagt, als er mir den Tod der Gnädigen mitteilte, daß Du in kurzem eingesegnet werden solltest. Wie soll denn das jetzt werden? Du gehörst ja nicht mehr zu der Johanniskirche, die in dem Viertel lag, wo Ihr wohntet. Da muß ich Dich gleich heute bei dem Prediger Kahle anmelden, daß der Dich noch mit zu den anderen nimmt, die er Gründonnerstag einsegnet. Eine halbe Meile weit weg kann ich Dich doch nicht zum Unterricht schicken."

„Ich möchte auch dort nicht mehr hin," sagte Nora traurig, „Ellen ist ja auch nicht mehr da."

„In die Schule brauchst Du nicht mehr," fuhr



Frau Möller fort, „in meinem Laden ist Dein gelehrter Krims-Kram nicht nötig."

„Ach, Mutter, soll ich denn im Laden verkaufen?" fragte das Mädchen erschreckt.

„Warum nicht? Wenn Deine Mutter gut genug dazu ist, bist Du auch nicht zu schade dafür. Den Laden fegen und Staub wischen kannst Du gleich heute. Das hat mir so wie so immer viel Zeit gekostet."

„Ich könnte Dir doch nützlicher sein, wenn ich noch etwas lernte," bemerkte Nora, „ich kann sticken und allerlei feine Handarbeiten."

„Nach Stickereien und feinen Handarbeiten wird bei mir nicht gefragt," erwiderte Frau Möller. „Was hier herum wohnt, hat damit nichts zu thun. Aber Maschine kannst Du nähen lernen, dafür wird das wohl reichen, was man für Dich gegeben hat. Wenn ich die Hemden, die ich verkaufe, selbst machen lassen kann, verdiene ich mehr dabei."

Nora nickte schweigend mit dem Kopfe. Jede andere Arbeit erschien ihr besser, als Ladenmädchen zu werden.

„Übrigens sehe ich nicht ein," sprach Frau Möller nach einer Pause, „warum wir jetzt nicht wieder in die Georgenstraße oder eine andere dort in der Nähe ziehen sollten? Das war ja nur eine Marotte von der Gnädigen, damit ich Dir nicht so oft in den Weg kommen möchte. Aber die Kundschaft wäre da besser, als hier, wo so viel armes Volk ist."

„O Mutter, nur nicht wieder in die Georgenstraße," flehte Nora schmerzlich.

„Was wäre dabei, dummes Ding?"

„Ich war dort so glücklich," schluchzte das Mädchen.

„Und jetzt, da Du bei Deiner rechten Mutter bist, geht wohl das Unglück für Dich an?" fragte Frau Möller höhnisch. „Ich werde es Dir austreiben, höre ich so etwas wieder."

Nora warf der Mutter einen Blick zu, vor welchem diese verstummte. Vielleicht war sie sich einen kurzen Moment ihrer Herzlosigkeit bewußt, doch diese Regung dauerte nicht lange. Es lebte in dieser Frau jener angeborene Haß, den die vom Schicksal Unterdrückten gegen ihre begünstigteren Nebenmenschen empfinden. Sie hatte auch Frau von Walldorf im stillen gehaßt, nicht, weil sie ihr die Tochter entzogen, sondern weil sie schön, reich und vornehm war, und einen Teil dieses Hasses übertrug sie jetzt auf Nora, die im Geiste ihr ähnlich geworden.

„Da steht der Besen; geh in den Laden," befahl sie, „und nachher kannst Du Fleisch holen. Das wirst Du wohl von früher her noch verstehen."

Nora nahm den Besen und begab sich an die ihr übertragene Arbeit. Ein Auflehnen dagegen hätte ihr nicht genützt, und ihre weiche Natur war auch wenig dafür geschaffen, sich zu empören. So jung sie war, sie sah es ein, daß sie sich in das Leben fügen müsse, wie es in seiner gegenwärtigen Gestalt vor ihr lag. Die Mutter würde endlich zufriedener mit ihr werden, wenn sie ihren guten Willen sah, und allmählich mußte etwas kommen, das ihre Tage wieder hell und sonnig machte.

Die sanften Lehren ihrer unvergeßlichen Pflegemutter hatten stets davon gesprochen, daß treue Pflichterfüllung ihren Lohn auf Erden finde. Wenn sie herabsähe aus jenen seligen Gefilden, wo sie weilte, sie sollte mit ihr zufrieden sein.

Frau Möller erstaunte einigermaßen, Nora so gefügig und gar nicht so ungeschickt zu finden, als sie sich es vorgestellt. Bald konnte sie ihr einen Teil der häuslichen Arbeiten ganz überlassen und sich völlig ihrem Ladengeschäfte widmen, das sie sich vornahm zu erweitern, sobald Nora das Maschinennähen erlernt haben würde.

Sie versöhnte sich nach und nach damit, daß sie die Tochter hatte zurücknehmen müssen. Es war doch immerhin eine Stütze, die sie durch Nora erhielt, und falls das Mädchen so hübsch bliebe, wie es zu werden versprach, konnte sie noch ihr Glück durch dasselbe machen.

Wenn das Wesen ihrer Tochter ihr nur nicht so unerträglich gewesen wäre! Weshalb mußte das einfältige Mädchen es gleich übel nehmen, wenn der Oswald einen derben Gassenwitz erzählte und sie beide darüber lachten? Weshalb that sie, als verstände sie die Mutter nicht, wenn diese ihr einige Winke gab, wie die Kunden bei diesem und jenem Einkauf zu übervorteilen seien? Sie sagte einst, das sei nicht redlich. Unsinn! Das machten alle Verkäufer so. Drüben der Materialwarenhändler stieß auch die Wage an, wenn die Leute Zucker holten. Man mußte sich ohnehin schon genug quälen, und die Käufer merkten den kleinen Betrug nicht einmal.

Aber Nora gab lieber noch einige Stecknadeln auf das Lot zu, ehe sie einige herunternahm, sie zog auch das zu verkaufende Band nicht straff genug und kannte keine verschiedenen Preise, wenn eine Kundin in den Laden trat, die reicher war, als die anderen. Sie forderte das Gleiche von jedem, ohne Unterschied der Person, und Frau Möller mußte endlich selbst erkennen, daß Nora zur Verkäuferin nicht befähigt sei.

Ein weiteres Ärgernis war das stets stille und in sich gekehrte Wesen des Mädchens für die Mutter. Du lieber Himmel! Was brauchte sie denn der fremden Frau so lange nachzutrauern? Sterben mußten wir doch alle einmal, und Frau von Walldorf so gut wie andere.

Sie litt ja auch hier keinen Mangel, und daß es nicht so schön war, wie in dem reichen Hause, verstand sich von selbst.

Aber Nora weinte, sobald sie durch einen zufälligen Umstand an das verlorene, frühere Heim erinnert wurde, wie neulich, als Frau Möller bei dem Aufräumen eines Schubfaches einen verwelkten Blumenstrauß gefunden hatte, den sie eigentlich wegwerfen wollte. Nora hatte es verhindert; sie hatte unter heißen Thränen den zerfallenden Strauß in eine Schachtel gepackt und der Mutter nicht einmal Auskunft gegeben, was denn Kostbares an den dürren Blumen sei.

Und nun gar bei der Einsegnung! Das war ein Jammer schon vom frühen Morgen an, als ob jemand begraben werden sollte. Sie hatte sich doch

gar nicht zu beklagen. Die Mutter meinte, daß sie übergenug für sie gethan, indem sie ihr ein neues schwarzes Wollkleid und ein Gesangbuch schenkte. Am Tage zuvor war sogar ein Brief von Ellen und ein Paket gekommen, das ein kleines goldenes Medaillon enthielt.

„Andere Mädchen würden sich freuen, wenn sie von auswärts ein Geschenk bekommen," sagte die Mutter, „Du aber kannst nichts, als weinen. Was steht denn in dem Briefe von dem Fräulein, daß Du Dich so geberdest?"

Nora reichte ihr den Brief, den ersten, den sie von der einstigen Pflegeschwester empfangen. Er war auf duftendem Papier geschrieben, das ein großes Monogramm mit Krone zierte und lautete folgendermaßen:

„Liebe Nora!

Tante hat mir erlaubt, an Dich zu schreiben und Dir das Medaillon mit einer Locke von Mamas Haar zu schicken. Es ist ja der Tag, an dem wir beide eingesegnet werden, leider nicht zusammen, wie die liebe, selige Mama es wünschte.

Hoffentlich geht es Dir gut; auch ich habe mich hier schon ganz eingewöhnt und wenn Mama bei uns wäre, gefiele es mir beinahe besser, als in der Stadt. Tante hat ein schönes, altes Schloß mit einer Ahnengalerie, einem Waffensaale und vielen interessanten Dingen, die ich bisher nur aus Büchern kannte. Mein Zimmer ist in dem großen Eckturme und hat einen reizenden Erker, von welchem aus man weit in das Land sieht. Tante ist auch sehr lieb und gut zu mir. Ich brauche mir nur etwas zu wünschen, so habe ich es. Sobald es wärmer wird, reisen wir nach Karlsbad, wo Tante die Kur gebrauchen will. Meine Gouvernante geht mit, um mir auch unterwegs einige Stunden zu geben.

Onkel Rochus war zweimal hier; er sagte, daß Leo sich am Hofe eines Prinzen — ich habe den Namen vergessen — befände und sich dort sehr gut amüsiere. Er schenkte mir zu meiner Einsegnung eine goldene Uhr, von Tante bekomme ich ein Amethystkreuz.

Ich freue mich, daß ich nun bald erwachsen bin; das ewige Lernen ist so langweilig. Tante will mich auch früher in die Gesellschaft einführen, als die Mama es wollte. Ich soll am Hofe der Herzogin von S. vorgestellt werden, bei der sie Oberhofmeisterin war. Ist das nicht schön? Wären nur erst die zwei Jahre vorüber, die bis dahin noch vergehen müssen.

Nun weiß ich nichts mehr zu erzählen. Adieu, liebe Nora, behalte lieb

Deine Ellen."

Frau Möller legte den Brief auf den Tisch.

„Na, die schreibt auch von weiter nichts, wie von sich," bemerkte sie unzufrieden. „Als ob einen das etwas anginge, wann sie auf ihre Bälle und Gesellschaften geht."

„Sie dachte wohl, es interessiere mich das alles, weil ich sie lieb habe," erwiderte Nora. „Ich freue mich ja auch, daß sie froh und zufrieden ist."

„Kann sie denn nicht einmal fragen, was Du nach Deiner Einsegnung anfangen wirst und ob sie Dir nicht in etwas zu Deinem Fortkommen helfen könnte? Aber nein; das denkt nur daran, wie es sich einst amüsieren will, während man Dir noch vor einem Jahre einredete, daß Du wie ihre Schwester sein solltest. Heut schon vermißt sie Dich nicht einen Augenblick mehr."

Auch Nora empfand dies. Die Ansichten der Mutter waren nicht ungerechtfertigt. Sie hatte im ersten Augenblicke eine tiefe Freude gehabt, als sie Ellens Brief in der Hand hielt. Jetzt mutete der Inhalt sie fremd und erkältend an.

Ellen erschien bereits getröstet über den Verlust der Mutter; sie dachte mit Freude der Lust der Welt, die sie in nicht zu ferner Zeit kosten sollte. Konnte man so schnell, so schnell vergessen?? Ellen besaß nicht die Wärme und Innigkeit des Gemütes, die ihrer Mutter eigen war und welche Nora zu ihrem Unglücke empfangen — so war es wohl zu begreifen, daß sie auch die Pflegeschwester nicht mehr vermißte.

Am Nachmittage ihres Konfirmationstages ging Nora auf den Johanniskirchhof — ganz allein. Die Mutter fand keinen Anlaß, sie auf ihrem Wege zu begleiten, Oswald noch weniger. Es war ihr lieb, daß beide keine Lust dazu bezeigten; so durfte sie mit ihren Erinnerungen, ihren Gedanken sich selbst überlassen bleiben.

Das gute Kleid hatte sie wieder ausziehen müssen, nur das Medaillon mit der Haarlocke hatte sie behalten. Auch schenkte ihr die Mutter in einer Anwandlung von Großmut fünfzig Pfennige, die sie zum Ankauf einiger Blumen verwenden wollte.

Der Kirchhof war einsam und leer. Es machte Nora einige Mühe das Grab ihrer einstigen Beschützerin zu finden; hatte sie doch bisher niemals Zeit, noch Erlaubnis gehabt, den weiten Weg von ihrer Wohnung hierher zu machen.

Der Totengräber, der ihr begegnete, wies sie endlich zu der gesuchten Stelle; sie kniete auf dem feuchten Rasen nieder und preßte ihre Wange an das Marmorkreuz, welches den Namen Helene Walldorfs zeigte. Es war ihr einen Moment zu Mute, als sei sie wieder daheim, in dem lieben, lieben Hause, von dem ihr nichts geblieben, als dieser Hügel vor ihr und die Sehnsucht, die wie ein tödlich Weh an ihrer Seele zehrte.

„Verlasse mich nicht ganz, liebe, teure Mama im Himmel droben," betete das Mädchen, „die Welt ist kalt geworden, seit Du von uns gegangen. Hilf mir das Rechte thun, Du, die niemals unrecht gethan. Ich hatte im Leben nichts so lieb wie Dich."

Achtes Kapitel.

Für Ellen von Walldorf gingen unter der Obhut der Gräfin Sernsheim die Tage friedlich und ungetrübt dahin. Die Tante, die in ihrer eigenen Ehe kinderlos geblieben war, verzog die junge Nichte in jeder Weise und tröstete sich über ihr mangelndes

pädagogisches Talent mit dem Gedanken, daß Ellen ja eigentlich schon halb erwachsen sei, daher der Erziehung kaum noch bedürfe und daß man ihr, der Elternlosen, auch mit doppelter Milde begegnen müsse, um es ihr nicht fühlbar zu machen, was sie verloren.

Das junge Mädchen war damit sehr einverstanden und begann ein Leben unendlich reizvoll zu finden, in welchem jeder ihrer Wünsche bestimmt war, sofort erfüllt zu werden und das die Zukunft ihr im rosigsten Lichte zeigte. Die Eindrücke ihrer früheren Jahre begannen zurückzutreten. Wohl gedachte sie noch häufig mit Wehmut der schönen, stillen Frau, die ihre Mutter gewesen, aber die Tante konnte keine Thränen sehen und wußte ihre Gedanken schnell wieder abzulenken.

„Was betrübt Dich, mein Herzchen?“ hieß es dann. „Weißt Du nicht, daß Du mich auch traurig machst, wenn Du so aussiehst wie eben jetzt? Komm mit mir. Wir wollen zu den Ponys gehen, die Du fahren lernen sollst. John wartet gewiß schon, um Dir zu zeigen, wie Du es machen mußt.“

Eine Viertelstunde später saß Ellen mit hochgeröteten Wangen, lachendem Munde auf der zierlichen Equipage und versuchte unter der Anleitung des Groom die Tante im Hofe umherzufahren.

Gräfin Sernsheim war erfinderisch in solchen Mitteln, den aufsteigenden Kummer ihrer Nichte zu zerstreuen und der Erfolg belehrte sie, daß sie das Richtige erwählt hatte. Ellen war nach wenigen Monaten über ihren Verlust getröstet, heiter, sorglos und in Liebe und Dankbarkeit der Tante zugethan.

In gleich wohlüberlegter Art wußte die Gräfin die Erinnerung an die Pflegeschwester auszulöschen.

„Fehlt Dir das junge Mädchen so sehr?“ fragte sie, wenn Ellen davon sprach, daß sie Nora schreiben, sich nach ihrem Ergehen erkundigen wolle. „Aber, teures Kind, Du hast ja genug andere Freundinnen und wirst bald noch mehr haben, wenn Du erst in die Welt eingeführt bist. Jene Kleine, — sie war ja ganz nett, aber doch kein passender Umgang für Dich. Was würden die Komtessen Imhof, was die junge Prinzeß Melanie sagen, hörten sie, daß Du mit der Tochter einer ehemaligen Aufwärterin auf Du und Du stehst?“

„Aber Mama wollte es doch,“ wandte Ellen ein.

„Mama war eben ein Engel und glaubte von allen Menschen stets das Beste, ja, eigentlich viel zu viel Gutes,“ erwiderte die Tante. „Sie dachte, auch aus diesem fremden Kinde, das sie geradezu von der Straße aufgelesen, müsse etwas Ausgezeichnetes werden. Wer bürgt uns denn dafür? Wer weiß, ob das Mädchen sich wirklich bei Euch so wohl gefühlt hat, ob sie nicht jetzt in ihrer richtigen Sphäre ist und dort sich viel glücklicher fühlt?“

„Das glaube ich nicht ganz, liebe Tante,“ entgegnete Ellen, der es in den Sinn kam, wie sehr Nora an der Mama gehangen. „Sie liebte uns. Weißt Du nicht mehr, wie traurig sie war, als wir uns trennen mußten?“

„O gewiß, mein Liebling, und es that mir ja auch sehr leid. Aber an der Sache war kaum etwas zu ändern und dann war es immerhin besser für Dich. Ich denke nicht so ideal wie Deine selige Mutter, sondern bin der Meinung, es möge jeder in dem Stande bleiben, in welchem er geboren ist, und nicht thöricht darüber hinausstreben.“

„Das that ja Nora nicht von selbst, Tantchen; Mama hatte sie doch angenommen.“

„Nun, meinetwegen, kleiner Trotzkopf, aber das Mädchen wäre durch das Wohlleben, das man ihr bereitete, so verwöhnt worden, daß sie sich mehr eingebildet hätte, als nötig war. Nein, nein, mache Du Dir keine Sorge ihretwegen; es geht ihr ganz gut, wie ich durch Onkel Ernst hörte. Sie leidet keinen Mangel; ihre Mutter hat ihr Geschäft in die Gartenstraße verlegt und Nora lernt Maschine nähen, um der Mutter verdienen zu helfen.“

„Erzählte das Onkel Rochus?“ fragte Ellen nachdenklich.

„Ja, bei seinem letzten Besuche hier. Ich sollte es Dir eigentlich nicht sagen, denn er weiß, daß Du Deine frühere Spielgefährtin immer verteidigst. Er war böse auf die Leute, die sich schon wieder wegen einer Unterstützung an ihn gewandt. Da siehe selbst, daß diese Klasse immer dieselbe bleibt. Die Bettelei hört bei ihnen nie auf.“

„Nora hat gewiß nichts davon gewußt,“ meinte Ellen. „Ihr war es so schrecklich, wenn ihre Mutter zu Mama kam, um etwas zu bitten.“

„Kann sein und doch sollte es für sie sein, um ihr eine Maschine anzuschaffen.“

„Nun, weshalb wollte Onkel Rochus ihr die nicht kaufen? Er konnte sie ihr ja von meinem Gelde schenken.“

„Ach, liebes Kind, wenn er jetzt wieder nachgegeben hätte, wären in einem halben Jahre andere Bitten gekommen.“

„Ich finde es häßlich, daß er es nicht gethan,“ beharrte Ellen. „Auch Leo würde so denken; er hatte Nora so gern.“

„Wenn das so war,“ dachte die Gräfin, „dann um so besser, daß Nora nicht mehr da ist.“

„Weißt Du, Tantchen, was ich möchte?“ rief Ellen, ihre Arme um den Hals der Gräfin schlingend.

„Nun was, mein süßes Kind?“

„Ich möchte Nora die Maschine schenken, die sie braucht.“

„Aber, liebe Ellen, es ist wirklich nicht nötig.“

„O Tantchen, Ihr sagt doch immer, ich sei reich. Was kann denn so eine Maschine kosten?“

„Onkel erlaubt es gewiß nicht. Er will mit den Leuten nichts mehr zu thun haben.“

„Ach, er wird es schon wollen, wenn ich ihn bitte,“ sprach Ellen, gewohnt, ihren Willen durchzusetzen.

Die Tante überlegte. „Ich will an ihn schreiben,“ sagte sie, „und Deinen Wunsch ihm mitteilen, aber nur unter der Bedingung, daß Du dann mit Deiner Nora aufhörst. Ich liebe es nun einmal nicht, Dich in solchem Umgange zu wissen. Du kannst ihr von Zeit zu Zeit ein Geschenk machen, wenn es Dich erfreut, aber mit ihr zu korrespondieren brauchst Du nicht.“

Die Tante sprach nachdrücklicher als sonst. Ellen begriff, daß sie ihre Bitten nicht fortsetzen dürfe. Ihre Tante zeigte sich in allen Punkten nachgiebig, nur nicht, was Nora anbetraf. Hatte sie doch auch, mit Ausnahme jenes Briefes zur Konfirmation, Ellen niemals erlaubt, ihr zu schreiben.

Nach einigen schriftlichen Konferenzen mit dem Vormunde wurde die Maschine gekauft und an ihre Adresse übersandt. Ellen triumphierte, als sie die Mitteilung erhielt.

Sie wäre in ihrer Freude sehr ernüchtert gewesen, wenn sie gesehen, wie Frau Möller das Geschenk aufnahm.

„Was ich mit dem Dinge soll," sagte sie mürrisch zu der dankbaren Nora. „Wir haben ja eine. Ich hatte die hundert Mark für den Oswald gewollt."

Nora wandte sich angewidert ab. Das war einer jener Züge in der Mutter Charakter, die sie immer von neuem abstießen, in ihr jedes Gefühl der Pietät zu ersticken drohten: die Unredlichkeit, die sich der eigenen Erniedrigung nicht einmal bewußt ist.

Die Nähmaschine wurde, trotz Noras Bitten, sofort wieder verkauft. Oswald erhielt neue Wäsche und mehrere Anzüge. Nora schrieb indessen an Ellen, ihr zu danken, ohne zu erwähnen, daß sie das gutgemeinte Geschenk nicht hatte behalten dürfen.

Eine Antwort ward ihr nicht zu teil. Ellen verlebte den folgenden Winter mit der Tante in einer süddeutschen Residenz, wo die Gräfin Verwandte besaß, dann auf Reisen. In Ellens jungem Geiste verdrängte ein neuer Eindruck den andern. Die Jahre flogen dahin. Die zarte Mädchenknospe begann sich zu entfalten; Gräfin Sernsheim gewahrte mit innerem Stolze, daß ihre Pflegebefohlene ein reizendes Geschöpf geworden, seines Sieges gewiß, wo es sich zeigte.

Doch war es keineswegs ihre Absicht, in kürzester Frist sich von ihr zu trennen. Sie konnte die Verabredung zwischen ihr und Baron Rochus ja auch später erfüllen — was lag daran, ob Leo noch einige Jahre wartete? Zunächst wollte sie das Glück des Zusammenseins mit der lieblichen Nichte noch voll genießen, bevor sie sie schweren Herzens an einen anderen abträte.

Herr von Rochus war mit dieser Zögerung nicht einverstanden. Ihm wäre es lieber gewesen, die Sache ins reine gebracht zu sehen, bevor ein glücklicherer Nebenbuhler bei dem gefeierten Mädchen seinen Sohn verdrängte.

Leo freilich verriet auch keine Eile, sich zu verloben. Ihm gefiel sein jetziges freies und ungebundenes Leben besser, als die Vorstellung eines so frühen Ehestandes und es geschah mit innerem Widerstreben, daß er sich rüstete, einer Aufforderung seines Vaters Folge zu leisten, der ihn mit sich an jenen herzoglichen Hof nehmen wollte, an welchem Ellen ihre ersten Triumphe erntete.

„Lasse Dir Dein Glück nicht unbesonnen aus der Hand winden," ermahnte der Vater, „was willst Du Besseres, als eine Frau, die schön, reich, von guter Familie ist, wie Ellen Walldorf?"

„O, ich habe gar nichts gegen sie, Papa," erwiderte der junge Mann, „aber warum denn jetzt schon? Wir sind ja beide noch so jung und berechtigt, das Leben zu genießen."

„Das könnt Ihr auch, wenn Ihr verheiratet seid," meinte der Baron. „Jung gefreit hat niemand gereut."

„Ach, schon so viele," bemerkte Leo.

„Ich wüßte nicht, warum das bei Euch der Fall sein sollte."

„Ich kenne Ellen nur als Kind."

„Darum mußt Du sie jetzt kennen lernen."

„Und wenn sie mir nicht gefällt, um sie heiraten zu mögen?"

„Das wäre mir unbegreiflich."

„Nun also, Du willst uns um jeden Preis so bald als möglich verlobt haben."

„Das möchte ich allerdings, und werde Dir auch später erklären, warum."

Der Baron zog es vor, seinem Sohne vorläufig diese Gründe zu verschweigen. Ihm mußte viel daran liegen, Leo die reiche Erbin zu sichern. Sein eigenes Vermögen war bei dem anspruchsvollen Leben, das Vater und Sohn führten, fast verzehrt und Leos Carrière nur dann gesichert, wenn er sich glänzend verheiratete.

In dem Salon der Gräfin Sernsheim sahen sich die für einander bestimmten jungen Leute zum ersten Male nach mehrjähriger Pause wieder, und Leo fand, daß ihm keine zu große Überwindung mit dem Plane zugemutet würde, den man in ihrer beider Kindheit schon für sie entworfen.

Sie war wirklich allerliebst geworden, die kleine Gespielin vergangener Jahre, auf die er oftmals so selbstbewußt herabgeblickt.

„Ich weiß nicht, Ellen, ob ich noch die Ehre habe, von Ihnen gekannt zu sein," redete er sie förmlich an.

Ellen lachte hell auf. „Von Ihnen, Leo? Aber was fällt Dir ein? Haben wir nicht immer ‚Du' zu einander gesagt, seit wir uns kannten?"

„Ah, also darf ich es noch?" rief er erfreut. „Nun, um so besser. Ich mache von dem Recht der Kinderfreundschaft gern Gebrauch." Er küßte ihr die Hand. „Ich hätte Dich kaum wiedererkannt," fügte er hinzu.

„Ich Dich gleich," scherzte sie. „Du hast Dich gar nicht verändert."

„Es ist schmeichelhaft für mich, daß Du Dir mein Äußeres so fest eingeprägt."

„Du etwa nicht?" fragte sie schelmisch.

„Als ich Dich zuletzt sah," antwortete er, „warst Du ein Backfischlein mit langen Zöpfen und kurzen Kleidern, und jetzt bist Du eine große, schöne Dame geworden."

Ellen nahm das Kompliment sehr gelassen auf; man sagte ihr oft genug, daß sie schön sei, die Tante am häufigsten.

„Wo gehst Du diesen Winter hin?" forschte sie, das Thema ändernd. „Onkel sagte, daß Dein Kommando bei Deinem Prinzen zu Ende sei."

„Ich gehe zu meinem Regimente zurück," erwiderte Leo.

„Dann treffen wir Dich schon an unserem früheren Wohnorte, wenn wir im Winter hinkommen. Tante meint, daß eine größere Stadt unterhaltender für mich sei, als diese kleine Residenz, in der sich alles so von Grund auf kennt.“

„Das finde ich auch. Ich freue mich darauf, daß wir uns dort sehen werden. Wir wollen sehr lustig sein und ich stelle mich ganz in den Dienst der Damen.“

„Wir machen Gebrauch davon, verlasse Dich darauf,“ lachte Ellen. „Ich weiß es noch sehr gut, daß Du es schon damals thun mußtest, als ich noch jenes Backfischlein mit langen Zöpfen und kurzen Kleidern war.“

„Wann war es nur, als wir uns das letzte Mal sahen?“ bemerkte er. „Ach richtig; an jenem Tage, als wir die Schlittenpartie nach Röhrhof machten.“

Eine Wolke flog über das Antlitz des jungen Mädchens.

„Das war kurz vor Mamas Tode,“ sagte sie, „Nora wurde gleich danach krank.“

„Nora,“ wiederholte der junge Offizier nachdenklich, „was ist aus ihr geworden?“

„Sie ist zu ihrer Mutter zurückgegangen,“ erwiderte Ellen, nicht ohne leise Verlegenheit. „Ich hörte lange nichts von ihr.“

„Und Ihr waret doch so befreundet.“

„Tante wünschte es nicht,“ sprach Ellen kurz.

„Aber was treibt sie denn?“ fuhr Leo fort, der sich plötzlich erinnerte, wie gern er die Pflegeschwester Ellens gehabt.

„Ich weiß es nicht,“ war die Antwort, „ich denke, sie näht für Fremde.“

Leo schwieg einige Sekunden. Er hatte in den vergangenen Jahren allerdings kaum mehr als flüchtig des fremden Mädchens gedacht, das Frau von Walldorf als zweite Tochter in ihr Haus genommen, jetzt stand ihr Bild ungeahnt vor ihm, in einem Rahmen, der so wenig für die sympathische Erscheinung paßte. Er sah sie mit den feinen, blassen Zügen über die rasselnde Maschine gebeugt, die großen, dunklen Augen auf Leinenzeug und Kleiderstoffe geheftet.

Sein Vater und die Tante, die am Nebentische gesessen und sich über die nächsten Reisedispositionen der Gräfin verständigt hatten, näherten sich dem jungen Paare.

„Nun, habt Ihr alte Erinnerungen aufgefrischt?“ forschte der Baron. „Wie mir scheint, seid Ihr ja schon wieder ganz gute Freunde.“

„Ich fragte Ellen soeben nach ihrer früheren Adoptivschwester Nora Möller,“ entgegnete Leo.

„Mein Gott, für die interessierst Du Dich noch? Das ist rührend, nicht wahr, Gräfin?“

„Es spricht für Baron Leos gutes Herz,“ erwiderte die Gräfin. „Ellen wird jedoch darüber keine Auskunft geben können. Ich hielt den Verkehr mit der obskuren Familie, der das Mädchen entstammte, nicht angemessen für sie. Auch Sie, mein lieber Baron, werden kein Verlangen haben, die Bekanntschaft zu erneuern. Ja, wie ist es denn mit dem Balle, den Hoheit in der nächsten Woche zu geben gedenken? Werden Sie dann noch hier sein? Ellen wird Ihnen den Kotillon aufheben, obgleich Prinz Eduard sie schon darum gebeten hat.“

Der Ball, auf welchem Leo die zukünftige Verlobte zum ersten Male im vollen Glanze ihrer Jugendschönheit und Anmut bewundern sollte, war ein zu wichtiges Ereignis, um nicht sofort lebhaft besprochen zu werden. Der junge Offizier hoffte, bis zu dem genannten Tage bleiben zu können.

„Aber nur, wenn Du mir die Farbe Deines Kleides verrätst,“ rief er neckend.

„Warum denn das, Neugieriger Du?“ lachte sie. „Hast Du besondere Wünsche in betreff dieser Farbe oder eine entschiedene Abneigung gegen diese und jene?“

„Das erfährst Du später,“ sagte Leo, „also, Ellen, weiß, rosa oder blau?“

„Erst will ich wissen, warum Du danach fragst.“

„Dabei kann ich Dir vielleicht helfen,“ sprach die Tante, „eigentlich aber solltest Du Baron Leo die Freude einer Überraschung nicht verderben. Es handelt sich wohl um die zu dem Kleide passenden Blumen, die der Farbe entsprechen müssen, und die der Baron Dir senden will.“

„Ich kann es nicht leugnen, gnädige Gräfin, daß dieser Grund mich zu der neugierigen Frage veranlaßte,“ erwiderte Leo.

„Und so entscheide ich, daß Ellen an jenem Abende rosa mit Silber trägt,“ fuhr Gräfin Sernsheim fort. „Sind Sie damit zufrieden, Herr von Rochus? Wir wollen unsere Kleine zur Rosenkönigin verwandeln, und möge es eine gute Vorbedeutung sein, daß ihr Weg auch künftighin ihr nur Rosen biete.“

* * *

„Nun, wie findest Du Ellen?“ fragte Baron Ernst seinen Sohn, als beide das Haus verlassen hatten. „Ist sie nicht viel hübscher geworden, als sie je zu werden versprach?“

„Ja, sie ist reizend,“ versicherte Leo, „ich sehe es voraus, daß ich mich kolossal in sie verlieben werde.“

„Thue es je eher je lieber,“ sagte der Vater. „Mädchen, wie sie, pflegen keine Ladenhüter zu werden.“

Leo war, seit er Ellen gesehen, der gleichen Ansicht. Er begann sich mehr und mehr in die Vorstellung einzuleben, daß er das eben erblühende liebliche Geschöpf besitzen werde und diese Überzeugung verlieh seinem Wesen im Verkehr mit ihr eine Wärme, die fast der erwachten Liebe gleich kam.

Der Ball, welcher einige Tage nach jener Wiederbegegnung stattfand, wurde für Ellen die Eröffnung einer neuen Lebensphase und es war Leos Bild, das ihr die letztere verklärte. Sie hatte bisher mit der Ahnungslosigkeit der ersten Jugend die ihr bereiteten Freuden entgegengenommen, keinen anderen Wunsch in dem siebzehnjährigen Herzen, als daß diese herrlichen Tage, inmitten liebender Menschen, bewundernder Verehrer, ewig währen möchten — jetzt aber, ihr selbst noch unbewußt, lenkten ihre Gedanken

sich auf ein bestimmtes Ziel und dieses schien ein reicheres Glück ihr zu verheißen, als alles, was sie zuvor erlebt.

Schon war es Leos Gestalt, die sie unter der Menge zu suchen begann, wenn sie mit der Tante in den erleuchteten, festlich geschmückten Ballsaal oder in die Loge des Theaters trat, schon fühlte sie ihr Herz beschleunigter schlagen, wenn er mit seinem sonnigen Lächeln sich ihr nahte, und war der Abend vorüber, den sie zusammen verlebt, die leise kosenden Worte verhallt, die er zu ihr gesprochen, pflegte sie sich aufjubelnd der Tante in die Arme zu werfen, keines anderen Gedankens mächtig, als des einen, den sie ihrer mütterlichen Freundin in das Ohr flüsterte: „Wie ist das Leben so schön, so unendlich schön!“

Neuntes Kapitel.

In dem vierten Stockwerke eines Hauses der Gartenstraße, oberhalb des Ladens, den Frau Möller dort besaß, wohnte die Stickerin Toni Wegscheid.

Sie war in der ganzen Nachbarschaft und weit darüber hinaus eine wohlbekannte Persönlichkeit, die lahme Toni, und zu ihrer Kundschaft zählten die feinsten Häuser der Hauptstadt. Gab es eine Aussteuer zu vollenden, so ging man zu Toni Wegscheid, denn solche Wunderwerke an Stickerei brachte niemand zustande, wie sie. So zierlich und geschmackvoll wurde nirgends ein Monogramm entworfen oder auch ein Brautschleier gestickt, als von ihr.

Sie war auch nicht wenig stolz auf den Vorzug, den man ihr vor anderen Stickerinnen einräumte und um ihr wohlerworbenes Renommée nicht zu schädigen, vertraute sie die ihr übertragenen Arbeiten nie jüngeren Kräften an, sie zeichnete und stickte, trotz ihrer vorrückenden Jahre noch immer alles selbst und wer nicht warten wollte, konnte gewiß sein, daß sie niemals wieder eine Arbeit von ihm annahm.

Auch heute saß sie emsig beschäftigt an ihrem epheuumrankten Fenster, in dessen Mitte ein Vogelbauer hing, und lauschte dem schmetternden Gesange des Kanarienvogels, ohne auch nur ein einziges Mal die Augen von dem Rahmen zu erheben, in welchem ein Batisttuch eingespannt war. Der Tag neigte sich bereits und jede Minute des kostbaren Lichtes mußte noch ausgenutzt werden.

Erst als die müde Wintersonne hinter dem Dache des gegenüberliegenden Hauses verschwunden war, legte sie die Arbeit nieder.

„Nun ist das bischen Licht auch schon wieder weg,“ murmelte sie vor sich hin, „wo nur die Nora heute bleibt? Sie wollte doch längst hier sein. Da könnte ich inzwischen Kaffee machen.“

Die Dämmerstunde war dazu vollkommen geeignet. Bald züngelte die bläuliche Flamme auf, die das Wasser zum Sieden bringen sollte; Toni Wegscheid breitete ein weißes Tuch über den Tisch, stellte Zucker, Milch und zwei Tassen hin und vergaß auch nicht, ihrem Vogel sein Vesperbrot, in Gestalt eines Stückchens Weißbrot zu geben, das sie zuvor in Milch geweicht hatte.

Sie war soeben mit ihren Vorbereitungen fertig, als ein leichter Schritt die Treppe heraufkam. Im nächsten Augenblicke wurde die Thür geöffnet, eine schlanke Mädchenerscheinung glitt herein.

„Endlich, Nora,“ rief Toni Wegscheid ihr entgegen. „Ich habe heute schon gewartet, dachte, Du würdest gar nicht mehr kommen und habe doch Arbeit für Dich.“

„Ist es schon so spät, Toni?“ entgegnete Nora. „Ich konnte nicht früher; die Mutter war ausgegangen; so mußte ich im Laden bleiben.“

„Es ist gerade noch recht,“ meinte die Stickerin. „Ich habe da ein Dutzend Taschentücher zum Säumen, die schnell fertig werden sollen.“

„Die kann ich heute abend noch nähen,“ erklärte das Mädchen bereitwillig. „Ich habe nichts Dringendes zu thun.“

„Aber erst kannst Du mit mir Kaffee trinken,“ sagte Toni. „Hier steht schon eine Tasse. Zünde nur die Lampe an. Ich zeige Dir dann, was ich für Dich zu thun habe.“

Nora gehorchte. „Ich bringe Dir auch die Hemden, die zur Aussteuer für die Tochter von Geheimrats gehören,“ sprach sie, ein großes Paket auseinanderschlagend. „Das Fräulein wollte sie bald gemacht haben.“

„Eins nach dem anderen,“ erwiderte die Stickerin bedächtig. „Hexen kann ich nicht. Erst mache ich die Taschentücher für den Herrn Baron, der hat schon dreimal hergeschickt.“

Nora lächelte; sie kannte die Art der lahmen Toni. Da half kein Zureden. Was sie nicht wollte, that sie nicht. Beide setzten sich zum Kaffee nieder.

„Geht das Geschäft gut?“ fragte die Stickerin nach einer Weile. „Hast Du heute viel verkauft?“

„Die Mutter ist in der letzten Zeit nicht besonders zufrieden gewesen,“ berichtete das Mädchen, „ich weiß nicht, warum. Ich glaube, der Oswald kostet ihr jetzt mehr, als früher.“

„Ja, warum ließ sie den auch bei dem Bankier eintreten? Natürlich kostet es ihr in dem feinen Geschäft mehr, als wenn er bloß ein ordentliches Handwerk gelernt hätte.“

„Die Mutter wollte gern, daß er etwas Rechtes werden sollte,“ entschuldigte Nora.

„Aus der unnützen Krabbe wird nie etwas Rechtes,“ bemerkte Toni, „denk an mich.“

„Ach, Toni, das wäre aber ein Unglück. Wer sollte der Mutter Stütze in ihren alten Tagen sein?“

„Du bist ja auch noch da.“

„Ja, ich bin da, aber Du weißt, daß die Mutter mich nie mochte.“

„Weiß wohl. Sie hat Dir immer den rüdigen Bengel vorgezogen. Daher ist er auch so ein Thunichtgut geworden. Immer was besseres haben wollen, als andere, den Kopf voll dummer Streiche und wenn dann wieder so ein paar Fensterscheiben eingeschlagen waren, oder einer Hökerin der Korb umgerannt, dann konnte die Mutter es bezahlen.“

„Sein Prinzipal ist aber zufrieden mit ihm.“

„Na, wollen wenigstens das hoffen,“ meinte die Stickerin. „Und nun können wir weiter arbeiten. Hast Du etwas mitgebracht?“

„Ich werde die Knopflöcher an den Kopfkissen schürzen, die Du zeichnen sollst.“

Auch Toni holte sich ihren Rahmen herbei. „Ich kann wenigstens unterlegen,“ sagte sie. „Die Krone sticke ich lieber am Tage.“

Die Nadeln flogen auf und nieder; Nora war es gewohnt, hier und da bei Toni einige Stunden zu arbeiten, die ihr mancherlei Aufträge verschaffte und für die sie daher eine gewisse Dankbarkeit besaß.

„Bist Du wieder öfter im Laden, als sonst?“ fragte Toni. „Das könnte Deine Mutter auch allein besorgen. Du mochtest es ja nie und verdienst auch außerdem genug.“

„Nein, gerne thue ich es nicht,“ antwortete Nora mit leisem Seufzer. „Und heute war es wieder so unangenehm.“

„Wer war denn da?“

„Der Herr, den Du schon einmal dort getroffen, der sich immer so viel zeigen läßt und fast nie etwas kauft.“

„Ach, das ist der Assessor von Büchting,“ sagte Toni. „Ein zudringlicher Schlingel. Was hat er sich denn heute zeigen lassen?“

„Cravatten und verschiedene Kleinigkeiten.“

„Deswegen ist er gewiß nicht gekommen. Der hat ganz was anderes im Sinne. Nimm Dich in acht.“

„Ich kann ihn nicht leiden,“ erwiderte Nora. „Und heut habe ich mich beinahe vor ihm gefürchtet.“

„So? Was sagte er denn?“

„Er sagte mir, daß er mich schön fände.“

„Nun, da hat er wenigstens nicht gelogen.“

„Und daß die Männer nach mir sähen, wo ich mich zeigte.“

„Damit will er Dir wohl den Kopf verdrehen?“

„Und daß ich für einen Prinzen nicht zu gut sei.“

„Der denkt, wenn er so Sachen sagt, da gehst Du leichter auf den Leim.“

„Mir wurde auch ganz angst, als er gar nicht aufhörte und nicht fortging. Da aber zuletzt —“

„Da wurde er frech, nicht wahr?“

„O Toni, es war schrecklich. Er verließ sich wohl darauf, daß ich allein im Laden sei. Er kramte in den Cravatten herum und verlangte, daß ich ihm eine umpassen sollte. Ich blieb hinter dem Ladentische stehen und sagte, das thäte ich nicht.“

„Daran thatest Du recht; das hätte noch gefehlt.“

„Er aber beugte sich über den Tisch und versprach mir zwanzig Mark, wenn ich ihm einen Kuß geben wolle.“

„Der abgefeimte Schurke! Der ist für solche Schliche schon bekannt.“

„Ich stand in Todesangst und wünschte, daß doch nur jemand kommen möge,“ fuhr Nora fort. „Er lachte und kam näher. Ich dachte, er hätte mich schon und weiß gar nicht, woher ich den Mut nahm. Nun kurz und gut, als er mir ganz nahe war und ich sein widerwärtiges Gesicht vor mir sah, gab ich ihm eine Ohrfeige, daß er zurückfuhr.“

„Ha, ha, ha,“ lachte Toni laut auf, „der wird für dieses Mal keinen Kuß mehr gewollt haben.“

„Er sah mich mit einem recht bösen Blicke an und sagte: ‚Aufgehoben ist nicht aufgeschoben, mein schönes Kind.‘ Dann ging er fort und es kamen andere Leute.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Welfin von Elmsrode.

Roman

von

Gustav Schollwöck.

(Fortsetzung.)

Zwanzigstes Kapitel.

Tiefe Dämmerung senkte bereits ihre Schleier herab, in deren trügerischer Hülle alle Dinge im Raume unsichere Umrisse gewinnen.

An der Schwelle eines Hauses, unbekümmert um das tückische Surren einzelner Geschosse, welche den Feind überflogen, dem sie zugedacht waren, stehen einige Offiziere, die Blicke in gespannter Erwartung hinausgerichtet, wo das Feuer bereits matter und matter rollte.

Plötzlich ertönt die Straße herauf Trompetenklang — eine fremdartige Weise von lustiger Art und in eigentümlicher Hast vorgetragen. Rasch kamen die Töne näher und bald unterschied man eine gedrängte, dunkle Masse, die im Eilschritt gerade auf die Deutschen zu marschierte — es war kein Zweifel möglich: eine französische Abteilung war es, die in musterhafter Ordnung sich zurückzog, um nicht durch längeren, nun schon ganz aussichtslosen Widerstand dem sichern Schicksal der Gefangennahme zu verfallen. Die Tapferen ahnten noch nicht, daß sie bereits abgeschnitten waren.

Zwei Hauptleute, welchen nach ihrem Range die Führung der bis hierher vorgedrungenen Bayern oblag, traten aus dem Kreise der jüngeren Offiziere in die Mitte der Straße und riefen zu den von ihren Mannschaften dicht besetzten Fenstern der umliegenden Häuser hinauf: „Nicht schießen — außer auf Kommando!“

Die Erregung des Kampfes, der Blutdunst des Tages hatte in ihnen das ritterliche Gefühl nicht erstickt, daß sie der tapferen Feindesschar für ihre tadellose Haltung bis zum letzten Augenblick so schonend als möglich gegenüber treten wollten. Nicht ein leichtherziges Niederknallen aus dem Hinterhalte sollte sie hier erwarten.

Schon leuchteten ihre weißen Gamaschen durch die einbrechende Nacht heran. Näher schmetterte die Trompete ihre schier lustigen Weisen. An der Spitze der Abteilung, die nicht sehr zahlreich zu sein schien, schritt ein Offizier, neben ihm der Bläser — alle in jenem behenden, schier trippelnden Tempo, welches bei den Revuen des Longchamps die enthusiasmierten Pariser stets als den unwiderstehlichen Siegesschritt beklatscht hatten, mit dem die französischen Legionen sich den gesamten Erdball unterwerfen könnten!

Der eine der beiden Hauptleute, eine stolze, prächtige Mannesgestalt, trat nun zwei Schritte den Anmarschierenden entgegen. Er hob die Linke hoch empor und winkte gemessen.

Die Trompete verstummte, der Eiltritt der vordersten Glieder stockte.

Nun rief der bayrische Offizier in gewandtem Französisch mit lauter Stimme: „Ihr habt Euch brav geschlagen. Aber hier ist kein Durchkommen, die Häuser zu beiden Seiten sind besetzt — ergebt Euch!"

Aber schon griff der Führer der Franzosen blitzschnell an seinen Säbel, den der Ahnungslose bereits in der Scheide versorgt hatte.

„Niemals!" rief er mit kräftiger, jugendlicher Stimme.

Zugleich krachte aus den Reihen hinter ihm ein Schuß — die Kugel pfiff dicht am Kopfe des Hauptmanns vorüber.

Dieser selbst hatte vorsorglich die Rechte an den Griff seines Revolvers gehalten. Nun riß er ihn empor, um der entschlossenen Abwehr des andern zuvorzukommen. Er drückte los — der leisere Knall aber ward bereits übertönt von zwei rollenden Salven, deren eine die Franzosen zu den Fenstern emporsandten, worauf unmittelbar eine zweite auf sie herniederschmetterte.

Der Erfolg des Tages war besiegelt. Aus den Häusern drängten die Bayern hervor, um ihre ganz ungedeckt stehenden Offiziere gegen einen letzten, verzweifelten Durchbruchsversuch von seite des Feindes zu schützen. Aber dessen Widerstand war endgültig gebrochen. Ein Teil wälzte sich in seinem Blute auf der Straße und den beiden Trottoirs — der größere Teil aber rief um Pardon und streckte die Kolben der Chassepots in die Höhe.

Man entwaffnete alle. Manche der deutschen Soldaten aber, findig und durstlechzend, die schon seit Beginn des Feldzuges die Praxis des Kriegslebens nach allen Seiten ausgekostet hatten, wußten sich alsbald im Innern der Häuser Lichter zu verschaffen und tauchten behende in die Keller nieder. Dort saßen die armen Bourgeois zähneklappernd vor Angst bei ihren stattlichen Weinvorräten — sie glaubten, auch ihnen habe das letzte Stündlein geschlagen. Als sie aber sahen, daß die unter Lachen und Späßen begonnene Razzia der gefürchteten Barbaren nicht ihrem Leben, sondern nur ihren Flaschen galt — da atmeten sie erleichtert auf, und mit dankbarer Zutraulichkeit schleppten sie hinauf, was nur ihre beiden Arme zu tragen vermochten.

Droben labten Offiziere und Soldaten die brennenden Kehlen, die so ausgedörrt waren, daß alle Stimmen völlig heiser klangen. Auch die Verwundeten, die klagend umherlagen, und die unverletzten Gefangenen, die in dumpfem Brüten an den Randsteinen entlang saßen, wurden gutmütig bedacht.

Bald aber wurde wieder strenge Ordnung hergestellt. Eines der Häuser wurde mit den Verwundeten belegt. Einige Tote schob man aus dem Wege in den Winkel bei einem Hofthore. Dann hielten die Offiziere Musterung über ihre Mannschaft, die bei dem Vordringen durch die Gärten durcheinander geraten war.

Während die Reihen sich wieder ordneten, ertönten von neuem die taktmäßigen Tritte einer anmarschierenden Truppe von draußen her. Sollten es noch feindliche Nachzügler sein? Doch diesmal war es ein gemessener, fester Schritt, der dumpf über den Granit des Straßenpflasters hinhallte.

Es waren die braven Kameraden, die nach heißem, schwerem Ringen den Einmarsch in die Hauptstraße der Vorstadt erzwungen hatten. Mit freudigem Hurra begrüßten sich die Abteilungen gegenseitig. In endlosem Zuge rückten die Sieger herein — Orléans war in den Händen der Deutschen!

Und schon brachten Ordonnanzen den Befehl, daß die Truppen in den Quartieren, welche ihnen oben zunächst lagen, sich häuslich niederlassen sollten. Die Reserven sollten über sie hinaus vordringen und die inneren Teile der Stadt besetzen. Mit großer Befriedigung folgten die ermüdeten Streiter diesem Auftrag. Überall in der endlosen Häuserzeile wurde es alsbald lebendig. Aber nur für kurze Zeit. Die Herdfeuer wurden diesen Abend nur wenig mehr in Anspruch genommen. Die meisten begnügten sich mit einer tüchtigen Ladung des trefflichen Rotweins, der in Hülle und Fülle in den Kellern der wohlhabenden Orléanesen lagerte, dazu einem Stück Brot, das sie im Hause oder in dem Leinensacke an ihrer Hüfte noch vorfanden — und dann sanken sie dem Schlummer in die Arme, sorglos, traumlos, und keinen von ihnen weckte diese Nacht das polternde Rollen der Fahrzeuge, die draußen vorüberkamen, um auf dem Boulevard zu einem Parke zusammengestellt zu werden.

Der französische Lieutenant, welcher an der Spitze seiner Abteilung jenes mutige und so fatale „Niemals!" gerufen hatte, befand sich unter den Opfern des Tages. Der Hauptmann, der ihm mit seinem Zurufe voll Anerkennung eine goldene Brücke bauen wollte, mußte seinem unbesieglichen Trotze zuvorkommen, indem er seinen Revolver auf ihn abschoß. Der Getroffene strauchelte — in dem allgemeinen Gewirre, das auf die beiden mörderischen Salven folgte, ging er den Blicken seines Gegners verloren.

Erst als die Verwundeten und die Gefangenen

untergebracht werden sollten, wurde man seiner wieder ansichtig. Einer seiner Untergebenen wand ihm eben um die linke Hand und den Vorderarm ein seidenes Tuch, und suchte dann im nächsten Hause beim Schein einer Kerze nach einer größeren und festeren Hülle. Bald hatte er sich einer Serviette bemächtigt, die er sorgsam zu einer Schlinge band, um den blutbenetzten Arm seines tapferen Führers darein zu legen. Bleich und stumm hielt dieser dem Schmerz der Wunde stand.

Eine Ordonnanz, die draußen vorüberritt, wurde von einem der deutschen Offiziere angehalten; sie sollte, da ihr Weg sie an Verbandplätzen im Gelände vor der Stadt vorüberführte, die Nachricht hinausbringen, daß hier viele Leicht- und mehrere Schwerverwundete ärztlicher Hilfe harrten.

Aber Stunden vergingen, ehe diese Hilfe gewährt werden konnte. Und als endlich ein deutscher Arzt mit seinen Gehilfen und dem Verbandwagen zur Stelle kam, da wandte er sich vor allem zu dem jungen Offizier, der regungslos, im Halbschlummer der Ermüdung, auf dem Sofa in einer Wohnstube sich niedergelassen hatte.

Die freundliche Ansprache des Arztes erweckte ihn schnell zum klaren Bewußtsein. Mit einem verbindlichen Kopfneigen dankte er ihm und wies mit der Rechten durch die offene Thür hinaus in das anstoßende Gemach, woher Schmerzensstöhnen und manchmal ein leises Wimmern drang.

„Meine Verletzung ist nur leicht," sprach er; „ich bitte Sie, Ihre Fürsorge zuvor den Armen dort draußen zu widmen."

Und so geschah es. Mitternacht war schon vorüber, als der Arzt die Wunde des Lieutenants in Behandlung nahm. Dieser hatte, als sein Gegner auf ihn anlegte, rasch den linken Arm gehoben, um seine Brust zu schützen. Die Kugel war über dem Handgelenk eingedrungen; nicht stark genug, den Ellenknochen durchzuschlagen, nahm sie ihren Weg an demselben entlang, um kurz darauf wieder auszutreten. Nach einer mit schonendster Sorgfalt geführten Untersuchung gab der Arzt dem Verwundeten die tröstliche Versicherung, daß er bald wieder hergestellt sein dürfte.

Während er ihm einen Verband anlegte, erschien ein Unteroffizier im Zimmer. Er trug eine Liste in der Hand und erbat sich von dem Arzt eine dienstliche Auskunft darüber, ob der fremde Offizier imstande wäre, mit den unverwundeten oder ganz leicht verletzten Gefangenen zu Fuß den Weg in die Gefangenschaft anzutreten.

„Keinesfalls," war die Antwort; „es wird sich starkes Fieber einstellen. Derselbe darf nur einem eigentlichen Verwundetentransporte zu Wagen oder auf der Eisenbahn angeschlossen werden."

„Außerdem bin ich beauftragt, den Namen des Offiziers in diese Liste einzutragen."

Der Doktor übersetzte seinem Pflegling das Verlangen des Unteroffiziers.

Der junge Lieutenant winkte diesem alsbald mit der Rechten, ließ die Liste vor sich auf dem Tische ausbreiten, durchflog die Reihe der darauf bereits notierten Namen mit schmerzlichem Blicke — dann ergriff er die bereit gehaltene Feder und schrieb darunter mit äußerster Überwindung: „Armand Baron de Saraudy" . . .

Einundzwanzigstes Kapitel.

Schon früh am nächsten Morgen herrschte ein reges, nervöses Leben in der eroberten Stadt. Mit Bangen und Zagen betrachtete sich die Bevölkerung die fremden Eindringlinge, ihre nunmehrigen Herren. Das Oberkommando erließ an den Maire die Aufforderung, eine Kriegskontribution von zwei Millionen Franken zu leisten. Auf dessen inständige Bitten und Vorstellungen wurde sie auf die Hälfte ermäßigt, und die biederen Orléanesen, geriebene Handelsleute, lachten sich heimlich ins Fäustchen, daß sie wider ihr eigenes Erwarten so billig weggekommen waren. Sie dachten mit Recht, daß der weißbärtige General von der Tann, mit der martialischen Schmarre auf der linken Wange, doch in Wirklichkeit ein milder Herr sei, der auch in anderen Fällen mit sich reden lassen werde.

Und die Truppen?

Man hatte sich von den siegreichen Barbaren des Ärgsten versehen! Aber noch war der erste Tag nach ihrem Eindringen nicht zu Ende, als die Bewohner bereits erleichtert aufatmeten und fanden, daß diese blauen Teufel doch eigentlich durchaus bons garçons seien. So ward eine freundliche Verständigung angebahnt, die beiden Teilen zu gute kam.

Im Laufe des ersten Vormittags ward bereits eine planmäßige Belegung des Stadtrayons und der Vororte durchgeführt. Der Bahnhof ward zu einem ungeheuren Lazarett umgewandelt. Über zwölftausend Gefangene wurden zum Abmarsch nach Deutschland gesammelt.

Armand von Saraudy hatte todesmatt, dennoch fast schlaflos die Nacht verbracht. Nicht seine Wunde schmerzte ihn — nur der eine Gedanke nahm ihn in Anspruch, daß sein militärisches Wirken im Dienste des geknechteten Vaterlandes ein so jähes Ende finden mußte, nachdem er es so hoffnungsfreudig kaum begonnen! Draußen führte man verschiedene Trupps Gefangener vorüber, um sie an dem vorgeschriebenen Sammelpunkte zu vereinigen. Er sah sein eigenes Schicksal vor Augen: man wird kommen, auch ihn zu holen — wenn nicht heute, doch morgen, oder übermorgen, jedenfalls binnen wenigen Tagen!

Der Besitzer des Hauses brachte ihm ein Frühstück als erste, frugale Labung. Er berichtete dem Verwundeten, was er draußen gehört: daß man die Evakuation aller Transportfähigen so rasch als möglich durchführen wolle.

In der That erschien nach einiger Zeit ein deutscher Offizier in Armands Zimmer. Er trug jene Liste bei sich, in welche der Gefangene sich selbst in der Nacht eingezeichnet hatte. Nach einigen Worten höflicher Teilnahme richtete er an Armand die Frage:

„Sind Sie geneigt, Ihr Ehrenwort zu geben, daß Sie im Laufe dieses Krieges nicht mehr gegen Deutschland dienen wollen? In diesem Falle hätten Sie nur einen Revers zu unterzeichnen — dann können Sie frei von dannen gehen."

Aber Armand von Saraudy schüttelte das Haupt. Zwar zitterte seine Stimme vor schmerzlicher Erregung, als er nun ohne jedes Bedenken die Antwort gab:

„Es widerstrebt mir, von dieser Vergünstigung Gebrauch zu machen."

„So bitte ich Sie, sich bereit zu halten zur Reise nach Deutschland — als Kriegsgefangener."

Armand, marmorbleich, antwortete nur mit einem leichten Neigen des Kopfes — der deutsche Offizier zog sich mit einem verbindlichen Gruße zurück.

Als Armand sich wieder allein sah, füllten sich seine Augen mit Thränen. Der Schmerz ob dieser trostlosen Wendung, das so schwer verwundete Ehrgefühl, die Demütigung, welche er für seine Person, wie er sich redlich gestehen durfte, so wenig verdient hatte, drohten ihn völlig zu übermannen.

Er sprang auf und trat hinaus ins Nebenzimmer, wo mehrere seiner Untergebenen auf Stroh und Kissen sich in Schmerzen wanden. Indem er ihnen Trost zusprach und mit dem gutmütigen deutschen Wärter sich in die kleinen Dienste teilte, soweit es seine eigene Kraft zuließ, hoffte er die Festigkeit und Ruhe der Seele wieder zu erreichen.

Bald aber überkam ihn eine große Ermüdung. Er wandte sich wieder zu seinem Gemache zurück, dessen Thür er beim Hinaustreten nur angelehnt hatte.

Als er sie öffnete, blieb er starr vor Staunen auf der Schwelle stehen.

„Ich grüße Sie, Baron Armand," tönte ihm, leise gesprochen, ein Gruß entgegen.

Vor ihm stand in der Mitte des Zimmers — Hertha Sommer. Sie trug ein sehr schlichtes graues Gewand und am linken Arme eine weiße Binde mit dem Genfer Kreuz.

Sie streckte ihm die Rechte entgegen und gab ihm zugleich einen Wink, dies Wiedersehen scheinbar ohne besondere Überraschung hinzunehmen, damit kein zufälliger Zeuge ihnen seine Aufmerksamkeit widme. Dann schloß sie hinter ihm die Thür zum Nebengemache.

„Wir haben manches zu besprechen!" sagte sie leise, doch leuchtenden Auges.

„Aber wie kommen Sie überhaupt nach Orléans? Wie haben Sie mich ausfindig gemacht?"

Hertha nötigte ihn auf das Sofa nieder. Dann setzte sie sich ihm gegenüber auf einen Stuhl. Alles mit einer gewissen geschäftsmäßigen Ruhe, als gehe sie völlig in ihrem neuen Berufe als soeur de charité auf. Nur in ihrem Augenaufschlag, in einer momentanen Spannung der Züge lag es manchmal wie ein mühsam behütetes, leidenschaftliches Geheimnis.

„Sie wagten sich," begann Armand wieder mit sichtlicher Besorgnis, „mitten unter die streitenden Parteien! Aber auch Samariter sind nicht gefeit gegen den brutalen Zufall des Getroffenwerdens. Überhaupt hätten Sie sich in Paris nach menschlicher Berechnung in größerer Sicherheit befunden —"

„Wer weiß!" fiel ihm Hertha ins Wort. „Das Unglück kam so rasch, daß man im Volke glaubte, es sei nur wenig für eine nachhaltige Verteidigung geschehen, und die Deutschen könnten mit einem Handstreich auch die Hauptstadt in ihre Gewalt bringen."

„Und Sie, selbst eine Deutsche, wollten ihnen gerade aus dem Wege gehen?"

„Meine Interessen, mein ganzes Denken wurzeln seit lange in Frankreich —"

„Aber der Ausweisungsbefehl der Regierung, der auch Sie trifft, ohne Rücksicht auf Ihre Sympathien!"

„Ei was, polternde Überschwenglichkeiten der Herren Diktatoren, mit denen sie das Land nicht retten, und die von dem leicht übertreten werden können, der sich vorsieht!"

Lächelnd zog sie ein kleines Bündel Papiere aus der Tasche, indem sie ruhig weiter plauderte:

„Sie werden mich nicht verraten. Im übrigen ist Hertha Sommer auf unbestimmte Zeit verschwunden; vor Ihnen sitzt eine andere. Dies hier mein Name. Ich wollte in Frankreich bleiben und habe mich hierfür mit einigen Dokumenten ausgerüstet. Wozu hätte man auch seine Verbindungen!"

Sie schob Armand ein Blatt hin, in welchem dieser mit peinlichem Staunen las.

„Natürlich ist es zu unser beider Vorteil," fuhr Hertha fort, „wenn wir in Gegenwart deutscher Wärter und so weiter, uns nicht schon von früher kennen. Ich selbst werde jedes deutsche Wort sorgfältig vermeiden, so daß ich denen, die Sie bewachen, als eine Vollblutfranzösin gelte —"

„Aber was soll uns das, liebes Fräulein!" meinte Armand kopfschüttelnd. „Unser Wiedersehen wird ein kurzes sein — man hat mir bereits meine Abführung in die Gefangenschaft angekündigt."

„Wann wird das geschehen?"

„Der Tag ist noch nicht bestimmt."

„Das genügt. Hören Sie mich, Baron Armand. Warum ich Paris verlassen habe? Je nun — wenn die Deutschen dort eindrangen, war die Gefahr einer furchtbaren Kanonade, hartnäckiger Straßenkämpfe gegeben, ehe die Stadt ganz in ihrer Gewalt war. Keine tröstlichen Aussichten für den Unbeteiligten! So ging ich denn rechtzeitig, da nichts mich dort fesselte."

„Aber Sie setzen sich den gleichen Gefahren nun in der Provinz aus!"

„Das — ist etwas anderes."

„Keineswegs. Nur trotzen Sie vielleicht den Gefahren hier mit größerer Entschlossenheit, weil — eben hier Sie etwas fesselt?"

„Möglich," entgegnete Hertha leiser, während sie leicht errötend den Blick auf das linienwirre Farbenspiel des Tischteppichs gerichtet hielt. Dann aber fuhr sie etwas lebhafter fort: „Übrigens haben auch Sie Paris verlassen, um sich in der Provinz zum Dienste zu melden."

„Aus Berechnung," entgegnete Armand. „Die

Cadres, welche in Paris zu Anfang des Feldzugs zurückgeblieben waren, hatten noch keinen Mangel an Offizieren. Ich hatte also dort die Aussicht, für lange Zeit den Tornister zu schleppen und in den Forts oder an den Thoren der Enceinte Schildwache zu stehen. In den Armeen hingegen, welche sich im Süden vorbereiteten, war absoluter Mangel an Chargen, da uns die Reserve- und Landwehrorganisation der Deutschen mangelte. Ich konnte voraussetzen, hier sehr bald befördert zu werden."

„Und Sie haben sich nicht getäuscht. Ich selbst hatte mich zuerst nach Tours gewandt, dem neuen Sitze der Regierung. Dort erfuhr ich — ganz zufällig — in welchem Regimente Sie dienten. Um nicht belästigt zu werden, habe ich mich in eine Krankenpflegerin verwandelt, ohne mich jedoch bei einer Kommandostelle einschreiben zu lassen. Ich will keine dienstliche Bevormundung —"

„Aber in diesem Falle," unterbrach sie Armand, „durften Sie sich am wenigsten hierherwenden. Die Deutschen werden Sie ihre Befehle bald fühlen lassen, so viel ich beobachte, bringt sie das Chaos, das ein Schlachttag natürlicherweise im Gefolge hat, durchaus nicht in Verlegenheit. Es kommt schon wieder Ordnung in das ungeheure Getriebe, und so wird es nicht lange dauern, bis man auch Ihr eigenmächtiges Samaritertum unter dieselbe zwingt!"

„Wir wollen es abwarten," sprach Hertha in bester Stimmung. „Vorgestern also hieß es in Tours, daß es hier zum Schlagen kommen werde. Ich benutzte einen der Züge, die noch Mannschaften und Kriegsmaterial hierherbrachten. Überall eine nervöse Hast, Unordnung, Planlosigkeit. Aus den Waggons heraus führte man die Abteilungen unmittelbar in das Gelände nördlich der Stadt. Von Artenay her donnerten die Kanonen — ich fragte bei den Bourgeois die Kreuz und Quer, wo Ihr Regiment ungefähr stehe. Niemand wußte Auskunft. Gestern nun wütete der Kampf in nächster Nähe. Erst nach dessen Beendigung kam ich durch Umfrage bei Gefangenen, welche die Nummer Ihres Regiments trugen, auf Ihre Spur. Meine Ausdauer ward belohnt, nach stundenlangem Suchen habe ich Sie nun gefunden. Und nun, Baron Armand, verfügen Sie ganz über mich!"

Armand von Saraudy sah in ihr leuchtendes Auge, er fühlte sein Herz seltsam bewegt. Was er schon bei der letzten Begegnung mit Hertha geahnt, das ward ihm jetzt zur vollen Gewißheit: er selbst galt ihr viel, sehr viel! Und es war dies bei ihr kein unbewußtes, mädchenhaft verschämtes Hinneigen zu dem Manne, der ihr Wohlgefallen besaß, ihre sichere Natur, welcher nichts Kindliches, kein zielloses Schwärmen mehr eignete, trat ihm mit klar bewußter Leidenschaft entgegen; sie suchte ihn auf unter Stürmen und Hindernissen, sie drängte ihm entgegen mit der Gewalt eines unbeirrbaren Entschlusses, der selbst den unheimlichen Mächten der Zeitlage trotzte!

Und Hertha war schön, auch in dem unscheinbaren Gewande der Pflegerin fesselte sie den Blick.

Aber Armand wußte sich zu beherrschen, damit sie den wahren Eindruck ihrer Darlegungen nicht gewahr werde. Die Schule der Galanterie hatte ihn längst gelehrt, vor Frauen der Bewunderung ihrer Vorzüge nicht allzu rasch Ausdruck zu geben. Doch nicht so sehr die Übung dieser Erkenntnis, als vielmehr seine trostlose Lage war es heute, welche ihm eine gemessene Zurückhaltung erleichterte.

Er streckte ihr die gesunde Rechte hin und sprach treuherzige, aufrichtige Worte des Dankes. Dann aber fuhr er mit schmerzlichem Humor fort, als ahnte er nicht die wahren Beweggründe, die Sehnsucht des vereinsamten Mädchens, auf welche er selbst bei der letzten Begegnung in der Rue de Varennes angespielt hatte:

„Wie Sie sehen, ist alles Verfügungsrecht mir benommen. Meine Wunde bedarf im Augenblick Ihrer freundlichen Fürsorge nicht, und bis der nächste Wechsel des Verbandes erfolgt, befinde ich mich wohl auf der Fahrt nach Deutschland —"

Er schwieg, nur einen Augenblick, dann aber fuhr er leiser fort:

„Und dahin würden Sie mich ja nicht begleiten wollen."

Hertha zögerte ein wenig. Dann sprach sie mit fester Stimme: „Ich hasse den Gedanken allein schon an die Rückkehr dahin. Gleichwohl könnte ich mich dazu entschließen, wenn ich sicher wäre, mich dort ganz Ihrer Pflege widmen zu können!"

„Hertha!"

Armands Herz pochte in schnelleren Schlägen. Ein solches Geständnis durfte er nicht länger mit berechnender Kühle aufnehmen, ohne das schöne Mädchen unverdient zu verletzen. Hertha Sommer war auch nicht entfernt nach dem Maßstabe zu beurteilen, den die zaghafte Zurückhaltung junger Damen der Gesellschaft an die Hand gab. Die Selbstbestimmung, welche bei diesen kaum je einen Lebensfaktor bildet, war durch die besonderen Verhältnisse in Herthas Entwickelung zur Hauptmacht geworden. Und für Armand, der selbst ein Mann von ausgesprochener Eigenart war, hatte es wenig Befremdliches, wenn jene nicht in schüchterner Passivität sich in das Walten des Schicksals ergab.

Er nahm wieder ihre Hand, diesmal drückte er einen Kuß darauf.

„Wie danke ich Ihnen," sprach er mit Wärme, „für diese freundschaftliche Opferwilligkeit! Ach, wie wohl thut diese Teilnahme, insbesondere jetzt, da ich selbst auch — wie seit langem Sie — in einer fremden Welt mich vereinsamt fühle, die mir feindlich ist und welcher ich hilflos in die Gewalt gegeben bin. Ich sehe recht trostlose Tage vor mir, in denen es mir eine große Erquickung wäre, Sie stets um mich zu sehen, Ihre zarte Fürsorge zu genießen — aber dieser Wunsch wird nicht erfüllt werden können. Nicht bloß meine Heilung wird unter der strikten militärischen Aufsicht meiner Feinde vor sich gehen — noch vielmehr werde ich derselben nach meiner Genesung unterstehen. Ich bin ohne jede Kenntnis darüber, wie Deutschland seine Kriegsgefangenen behandelt. Doch fürchte ich von seiner pedantischen Disciplin eine mehr als lästige Überwachung, vielleicht Internierung, die jeden Verkehr zwischen uns beiden aufheben würde. Dann

wäre Ihre Hingebung zwecklos gewesen, Sie ständen allein in dem Ihnen nunmehr verhaßten Lande."

„Aber dem allen könnten wir vielleicht vorbeugen," nahm nun Hertha eifrig das Wort — „indem ich Ihnen zur Flucht verhelfe!"

„Dabei würden Sie größere Gefahr laufen als ich," entgegnete Armand mit einem Lächeln der Enttäuschung.

„O, wenn Sie sich kräftig genug fühlen, bin ich bereit zu dem Wagnis."

„Ich würde gern den letzten Atemzug an ein Entrinnen setzen — der Gedanke an die Gefangenschaft ist mir zu furchtbar, gerade weil ich nicht schwer verwundet bin und binnen kurzem vielleicht wieder Dienste thun könnte!"

„So erwarten Sie mich, Baron Armand, im Laufe des nächsten Abends."

„Was haben Sie vor? Wie gedenken Sie das fast unmöglich Scheinende zu leisten?"

„Haben Sie Vertrauen, und stellen Sie sich angegriffener als Sie vielleicht sind, damit man Sie nicht besonders überwache. Ruhen Sie, um Kräfte zu sammeln."

Sie erhob sich in freudiger Hast. Ihre Augen leuchteten, als sie ihm noch flüchtig die Hand reichte. Dann aber schritt sie rasch zur Thür und öffnete diese mit einem meisterhaft gespielten Phlegma.

Draußen verwickelte sie den Besitzer des Hauses in ein Gespräch und wußte dieses so zu wenden, daß er ihr selbst einen Gang durch den geräumigen, von rückwärts an das Haus stoßenden Garten vorschlug. Sie gab ihrer Befriedigung Ausdruck, auf einige Augenblicke die frische Luft einatmen zu können, nachdem sie die ganze Nacht und einen Teil des Vormittags in den dunsterfüllten Räumen zugebracht hatte, wo der Jammer und das Elend der Verwundeten herrschten.

Unter harmlosen Reden musterte sie mit scharfem Auge das Terrain, auch die Nachbargärten und deren Verbindungen.

Nach kurzem entfernte sie sich, freundlich grüßend, um wieder, wie sie sich ausdrückte, zu ihrer „Pflicht" zurückzukehren.

Der biedere Bourgeois trat in Armands Zimmer, sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

„Ist es nicht eine Heilige," sprach der gute Alte mit fast jugendlicher Wärme, „diese soeur, die eben von Ihnen ging? Der schwere Beruf, in dem sie ganz aufgeht, umgiebt sie sozusagen mit einer Verklärung! Ihr Schritt ist manchmal schwer vor Müdigkeit, ihre Züge abgespannt. Aber im nächsten Augenblick leuchtet es wieder in ihrem Antlitz auf — überirdisch — geradezu überirdisch! Haben Sie es nicht auch bemerkt?"

„Sie beobachten sehr gut, mein bester Herr," entgegnete Armand.

„Nicht wahr! Ist sie nicht eine Heilige?"

„Vollkommen."

„Sacrebleu — so schön, und noch dazu eine Heilige — ist es nicht viel auf einmal?"

„Und selten, sehr selten!"

„Nicht wahr! Um so mehr ist es mir aufgefallen — bin ja auch einmal jung gewesen!"

Und indem er Armand nochmal vertraulich blinzelnd zunickte, schritt er wieder hinaus, noch immer zwischen den Zähnen murmelnd: „Wahrhaftig, eine Heilige — eine Heilige!"

Als aber Armand sich allein sah, da mußte er so herzlich als lange lachen. Die dumpfe Trauer seines Wesens lichtete sich ja schon einigermaßen unter dem Eindruck von Herthas Verheißungen, mochten sie auch zunächst noch recht unsicher und allgemein lauten. Er strich sich mit der rechten Hand über die brennenden Augenlider, und flüsterte dann vergnügt in sich hinein:

„Alterchen, wüßtest Du, wie Du mich amüsierst! Ich beginne vielmehr es sehr charmant zu finden, daß diese reizende Hertha — keine Heilige ist!"

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Stunden vergingen, und eine große Erschöpfung überkam allmählich Armand von Saraudy.

Die Wunde brannte zwar, und das Fieber schlich durch den jugendstarken Körper — dennoch umfing ihn ein wohlthuender Schlummer, nachdem ihn der Herr des Hauses nochmal mit einem einfachen, aber mit aller Sorgfalt bereiteten Imbiß gelabt hatte.

Armand schlief bis in den Abend hinein, der um diese Jahreszeit, Mitte Oktober, schon frühe anbrach. Um die Dämmerstunde kam der Arzt, reinigte und verband die Wunde von neuem.

Der Patient erkundigte sich angelegentlich, welche Bestimmungen über die Reise der Verwundeten getroffen seien, ganz, als habe er sich mit dem Gedanken an diese Fahrt schon vertraut gemacht, ja sogar ausgesöhnt. Aus der Zurückhaltung des Arztes konnte er jedoch Bestimmtes nicht entnehmen. Da die Franzosen das Fahrmaterial, insbesondere die Lokomotiven rechtzeitig vom Bahnhof über die Loire gerettet hatten, so war der Schienenweg vorerst noch nicht zu benutzen. Die unverwundeten Gefangenen waren ja bereits unter Eskorte nach Norden abmarschiert. Für die Verwundeten mußte man die nötigen Fahrzeuge erst durch Requisitionen aus der Umgegend zusammenholen. Armand hoffte mit Recht im stillen, daß dieser umständliche und bei den großen Verlusten schier endlose Transport nicht vor dem nächsten Morgen bewerkstelligt werden könnte. Bis dahin aber — —

Als die Nacht anbrach, war es schon sehr stille in der Vorstadt. Jetzt erst trat nach den Mühen und Aufregungen des gestrigen Kampfes die Ruhe und Erholung für Freund und Feind in ihr volles Recht.

Doch nach dem Weggang des Arztes fand Armand keine Ruhe mehr. Der Herr des Hauses leistete ihm in herzlich gut gemeinter Zudringlichkeit eine Zeitlang Gesellschaft; er ließ sie sich gern gefallen, solange er das einfache Abendmahl einnahm. Dann aber, obwohl seine innere Erregung mit jeder Viertelstunde wuchs, affektierte er eine hoch-

gradige Ermüdung, um nur den freundlichen Biedermann los zu werden. Und alsbald rief dieser im besten Glauben aus dem Nebenzimmer den Wärter herein, damit er mit seinen sachkundigen Händen dem verwundeten Offizier beim Auskleiden behilflich sei.

Armand biß sich auf die Lippen. Die liebevolle Fürsorge des treuherzigen Alten peinigte ihn. Durfte er widersprechen? Aber es war in der That unnatürlich, wenn er auch diese Nacht hätte in den Kleidern verbringen wollen, da ihm doch ein treffliches Bett dort in der Ecke zur Verfügung stand! Zum Gelingen seines Anschlags that es vor allem not, daß er bei niemand auch nur den leisesten Verdacht wachrief! So ließ er es denn geduldig geschehen, daß der Wärter ihn entkleidete. Der Herr des Hauses stellte eine Lampe neben sein Lager und entfernte sich, nachdem er seinen Wünschen für eine „gute Nacht" einen etwas umständlichen Ausdruck gegeben hatte. Auch der Wärter zog sich zurück, als er durch Armands schlaftrunkenes Verhalten die Überzeugung gewonnen, daß dieser die ganze Nacht hindurch in einem bleiernen Schlummer ruhen werde.

Neun Uhr war längst vorüber, als die Thür vom Hausgange her leise geöffnet wurde und Hertha mit unhörbaren Schritten ins Gemach trat. Sie trug ein schweres Bündel auf dem linken Arme — bei dem gedämpften Licht der Lampe konnte Armand dessen Inhalt nicht erkennen, als sie auf dem Tisch den Knoten der Umhüllung löste. Aber was war das? Nun drehte sie den Docht so tief herab, daß ein nächtliches Dunkel sich alsbald rings verbreitete. Dann flüsterte sie ihm ins Ohr: „Nur stille halten und noch einen Augenblick Geduld!" und ohne eine Entgegnung abzuwarten, schritt sie hinaus ins Nebenzimmer. Hier fuhr der Wärter aus dem Halbschlummer auf, der ihn bei einer Flasche Wein übermannt hatte.

Aber Hertha wandte sich freundlich zu ihm, und wußte ihm durch beredte Zeichen verständlich zu machen, er solle sich selbst doch auch in der Ecke ein bequemes Strohlager zurecht richten und sich sorglos dem Schlafe überlassen, da sie selbst gekommen sei, die Wache zu übernehmen. Der müde Bursche ließ sich das nicht zweimal sagen — das imponierende Wesen der Schwester wirkte fast mit der Macht eines Befehles auf ihn.

Es währte nicht lange, bis auch er, in einer Reihe mit seinen Schutzbefohlenen liegend, hinüberschlummerte.

Hertha kehrte zu Armand zurück. Die Dunkelheit gestattete hier kaum mehr als ein Tasten; aber mit flinken Händen war sie ihm beim Anziehen behilflich.

„Was haben Sie in jenem Bündel mitgebracht?" fragte er leise.

„Sie sollen alles erfahren," flüsterte sie; „aber nur rasch jetzt, und volles Vertrauen! Es ist keine Minute zu verlieren."

Armand hatte jede Müdigkeit abgestreift. Die alte Energie war wieder in ihm erwacht, er wollte an seinem Teil zu seiner Befreiung mitwirken, koste es, was es wolle. Auch des Schmerzes in der Wunde ward er kaum mehr gewahr. Da der linke Arm in Binden lag, konnte er nur mit dem rechten in den Waffenrock schlüpfen. Aber Hertha hatte Schnüre und Haften zur Stelle, den Rock um seinen Hals so zu befestigen, daß er von demselben nicht merklich belästigt wurde. Dann hing sie ihm den Mantel über die Schultern, schnallte ihm den Revolver um die Hüften, suchte nach seiner Anweisung das Bargeld wie die Brieftasche mit einigen Dokumenten, die er in einer Schublade eingeschlossen hatte.

„So, und jetzt noch das Käppi," flüsterte sie und setzte ihm eine Mütze aufs Haupt.

Armand wollte dasselbe besser zurecht rücken, weil es ihm nicht bequem saß. In diesem Augenblick, als sie es bemerkte, blies Hertha die Lampe vollends aus.

„Aber das ist doch gar nicht mein Käppi," sprach Armand unruhig, während er die Kopfbedeckung nach allen Seiten im Finstern befühlte. „Ach," meinte er dann schnell beruhigt, „Sie haben mir eine Bourgeoismütze aufgesetzt!"

„Freilich!"

„Doch ist die Nacht finster genug, daß ich in meiner Uniform die Flucht antreten kann?"

„Vollkommen. Alles weitere ist vorbereitet. Nun folgen Sie mir!"

Und indem sie ihn bei der rechten Hand faßte, führte sie ihn hinaus, nicht rechtshin aus dem Hausthor auf die Hauptstraße, sondern nach dem Garten.

An einem Rebenspalier hin, dessen abgefallene Blätter manchmal unter ihren vorsichtigen Tritten raschelten, gelangten sie zu einem Pförtchen in der Umfassungsmauer. Hertha holte einen Schlüssel aus der Tasche und schloß auf. Bevor sie die Thür öffnete, flüsterte sie dem erstaunten Armand zu:

„Wir kommen hier in ein unscheinbares Nebengäßchen."

„Aber wie gelangten Sie zu dem Schlüssel?" fragte Armand, der mit Interesse ihr sicheres Gebahren verfolgte.

„Der hing am Pfosten der Hausthür, die zum Garten führt. Das habe ich dem ahnungslosen Monsieur Tutain, Ihrem Hauswirt, heute morgen herausgelockt. Treten Sie nur hinaus."

Armand schritt voran, Hertha folgte ihm auf dem Fuße und zog hinter sich die Thür ins Schloß.

„So," sprach sie dann mit einer freudigen Entschiedenheit, „nun giebt es keinen Rückweg mehr. Vorwärts denn, und nun vernehmen Sie das weitere. Vor allem also: ich habe Sie in die Uniform eines bayrischen Offiziers gekleidet —"

Armand blieb stehen. „Um Gottes willen, Hertha, was ließen Sie sich beikommen!"

Aber das Mädchen faßte seinen rechten Arm und drängte ihn vorwärts. „Kommen Sie doch; es ist das einzige Mittel, Sie unbelästigt, unentdeckt aus der Stadt zu bringen."

„Aber die Kleidung eines Bourgeois hätte doch auch diesen Dienst gethan!"

„Durchaus nicht. Wir laufen jeden Augenblick Gefahr, von einer Patrouille angehalten zu werden, die den Weg, die Entfernung nach einem bestimmten Punkte von uns erfragen möchte. Denn ein Herr

in Civilkleidern müßte ihr unbedingt als ein Sohn der Gegend gelten. Man würde entdecken, daß Sie verwundet sind, damit wäre die Vermutung gegeben, daß Sie sich als Civilist am Kampfe beteiligten! Man würde Sie in die Stadt zurückbringen, eine Untersuchung führen — inzwischen würde auch Ihre Flucht entdeckt — unser Unternehmen wäre vernichtet! An einem deutschen Offizier jedoch, der in seinem Paletot und mit der Dienstmütze als solcher auch im Dunkeln leicht erkenntlich ist, wird die Patrouille sogar grüßend vorüberreiten und sich höchstens einige lustige Gedanken machen über die geheimen Wege, die der Herr Lieutenant zu so später Nachtstunde wandelt! Die Uniform selbst habe ich mir launig genug verschafft. Im Hauptgebäude des Bahnhofs sind mehrere Zimmer — vorher Bureaus — mit verwundeten deutschen Offizieren belegt. Ich that dort Samariterdienste bis nach eingebrochener Dunkelheit. In einem Nebenraume hingen ihre Kleidungsstücke. Ich nahm, was mir passend schien, und zwar von verschiedenen Nägeln, damit der Abgang nicht so bald entdeckt würde."

Indem sie dies erzählte, lachte sie ganz vergnügt in sich hinein. Armand blieb stehen, als trügen ihn seine Füße nicht mehr vorwärts.

„Diese Kleider brennen mir wie ein Nessushemd auf dem Leibe!" raunte er dumpf.

„Und Sie würden am liebsten wieder in die Gefangenschaft zurückkehren?" fiel Hertha ihm rasch ins Wort. Und sie schmiegte sich etwas enger an ihn, indem sie ihn mit liebenswürdiger Geschäftigkeit vorwärts drängte. „Aber die Freiheit ist Ihnen näher als Sie ahnen. Ich habe hier draußen einen schlichten Mann gewonnen, der im Vorland eine Gärtnerei betreibt. Derselbe erwartet uns am Thore seines Anwesens. Er wird uns mit Vermeidung aller Wege die Nacht hindurch so lange westwärts führen, bis wir wieder im Machtbereich der französischen Armee angekommen sind. Sollten wir bis zum nächsten Morgen nicht so weit sein, dann rasten wir im Waldesdickicht, um den Marsch nach Einbruch der Dunkelheit fortzusetzen. Unser Führer hat seiner Zeit jahrelang Botendienste gethan zwischen Orléans und Vendôme, Blois, Château Renault, und auch drüben in der öden Sologne. Er kennt Wege und Stege weitum, aber auch die abgelegensten Pfade, welche die einzelnen Weiler und Meierhöfe in der kürzesten Linie verbinden. Er wird uns voranschreiten mit einer Krücke, darin er Proviant für zwei Tage trägt und verschiedene Gegenstände — als sei er, wie früher, auf einem Bestellgange begriffen. Denn je nach den Umständen wird er morgen am Tage von unserm Versteck aus weit herum auf Spähe ausgehen. Und nun gewinnen Sie hoffentlich die Überzeugung, Baron Armand, daß ich Ihre Befreiung nicht kopflos geplant und vorbereitet habe."

„Ich danke Ihnen, Hertha," entgegnete Armand leise. „Ich weiß ja, daß ich selbst bei meiner Flucht nichts oder nur sehr wenig riskiere. Ich habe ja ausdrücklich mein Ehrenwort verweigert. Sie selbst aber haben für Ihre Person das Äußerste gewagt, indem Sie das Genfer Kreuz mißbrauchten —"

„Sprechen wir nicht davon," warf Hertha leicht hin. „Mir gilt nichts weiter als Ihre Befreiung, und —"

„Und?"

„Nun sind wir sogleich zur Stelle," sprach sie schnell ablenkend.

Aber Armand fühlte das Bedürfnis, ihre mutvolle, ja todverachtende Hingebung mit einem herzenswarmen Worte anzuerkennen. Er faßte ihre Hand, die bisher in seinem Arm geruht hatte, drückte die Lippen darauf und flüsterte: „Meine liebe, gute, Hertha!"

Durch das Dunkel der Nacht sah er den glühenden Strahl, der ihn aus ihrem Auge traf.

„Hier sind wir," sagte sie, Atem schöpfend.

Sie standen an einer rohgezimmerten Planke. Am Pfosten der offenen Eingangsthür lehnte ein Mann, angethan mit der landesüblichen blauen Bluse, die übrigens um diese Jahreszeit weitfaltig über ein hübsch warmes Wams gestülpt wird. Als er Hertha in dem langen, grauen Überwurf erkannte, nickte er stumm — und trat in die Thür zurück, um gleich darauf mit einer nur mäßig bepackten Krücke zu erscheinen.

„Sie können ganz gut auf fünfzig Schritt hinter mir bleiben," raunte er. „Gleich hier vorne geht es zunächst über den Eisenbahndamm, dann kommen wir auf eine gut gangbare Wiese; und nach kurzem schon, mitten durch einen Weinberg — da müssen Sie sich vorsichtig zwischen den Weinpfählen durchwinden — erreichen wir ein dichtes Jungholz. Sind wir erst einmal da drinnen, dann sind wir so ziemlich geborgen!"

Er schritt voran, gleich vom Wege ab, über ein bereits umbrochenes Feld, welches an die Planke seiner Gärtnerei sich anlehnte.

Armand und Hertha folgten in einiger Entfernung, kein Wort wurde mehr gewechselt.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Eine dumpfe Ruhe lag über der Landschaft. Nur manchmal ward sie von dem Gekläffe eines wachsamen Hundes unterbrochen, der das abgelegene Heim seines Herrn umkreiste — sonst aber lagen Wald und Feld grabesstille.

Der schlichte Alte, welcher die Flüchtlinge mit sorgfältiger Vermeidung aller gebahnten Wege durch die Nacht dahin begleitete, hatte nicht zu viel versprochen. Kaum hatte er den Wald erreicht, als er die Richtung nach Westen einschlug, die er nun im allgemeinen fest einhielt, wenn nicht die Nähe einer Ortschaft oder eine von größeren Verkehrswegen durchzogene Lichtung ihn zu vorsichtigem Ausbiegen veranlaßte. Manchmal wurde ein kurzer Halt gemacht, damit seine Schützlinge sich verschnaufen und eine kleine Stärkung zu sich nehmen konnten. Aber bald strebten sie wieder vorwärts, rüstig und entschlossen, galt es doch, den herrlichsten Preis zu erjagen: die Freiheit eines Tapferen!

Als das erste, schwache Morgengrauen heraufdämmerte, erblickten sie vor sich eine freie Gegend, in welcher der Ackerbau herrschte. Der Führer hemmte seine Schritte.

„Hier ist kein Weiterkommen mehr bis zum nächsten Abend," sprach er so bestimmt als ruhig. „Die Deutschen werden sich die Pachthöfe hier herum zu ihren Requisitionen ausersehen, da könnten wir zu leicht auf ein solches Kommando stoßen. Übrigens sind Sie auch beide so erschöpft, daß eine lange Rast Ihnen notthut. Gehen wir also tief in den Wald zurück. Erst schlafen wir einmal tüchtig, dann gehe ich auf Kundschaft aus, und abends bin ich wieder rechtzeitig zur Stelle. Dort hinüber, nicht mehr allzuweit, liegt Beaugency. Wenn Ihre Kraft die nächste Nacht noch tüchtig vorhält, sollten wir, meine ich, morgen früh im Bereiche der Unsrigen sein!"

Hertha betrachtete in dem fahlen Morgenlichte die Züge Armands. Sie sah wohl, daß er litt.

„Mein lieber Freund," sprach sie zu dem Führer, „ehe Sie sich Ruhe gönnen, schaffen Sie mir Wasser zur Stelle, daß ich die Wunde des Herrn vor allem pflegen kann."

„Soll geschehen," nickte der Alte und schritt voran. Im dichten Gebüsche hin, halb kriechend machte er den Nachfolgenden eine notdürftige Bahn durch die lautlose Wildnis. Doch währte es nicht lange, bis er plötzlich wieder stehen blieb und die Krücke abnahm.

„Hier ist ein freies Plätzchen, wie keines abgelegener zu finden ist," sagte er befriedigt.

Er breitete eine dichte Wolldecke auf den feuchten Boden und lud die beiden ein, sich's darauf bequem zu machen. Dann nahm er seine Last wieder auf und verschwand nach wenigen Schritten im Gestrüppe.

Armand und Hertha fanden sich rasch in die seltsame Lage. Die furchtbare Ermüdung ließ keine Umständlichkeiten aufkommen. Das energische Mädchen rollte seinen Mantel zu einem Kissen zusammen und nötigte Armand sich desselben zu bedienen. Während er sich auf die Decke hinstreckte, murmelte er im Halbschlaf noch einige willenlose Einwände, aber gleich darauf verstummten seine Lippen, ein tiefer Schlummer hielt ihn umfangen.

Sie sah es, und ihre stille Sorge wich einem Lächeln der Befriedigung. Der Schlaf ist ja der große, gute Arzt des Menschen; wo er noch am Lager eines Leidenden weilt, da steht es um ihn wohl nicht allzu schlimm.

Bis aber der Führer mit Wasser wiederkehrte, mochte es wohl sehr lange dauern. Ihre praktische Veranlagung sagte ihr, daß es ein nutzloses Opfer wäre, wollte sie die ganze Zeit über trotz der eigenen äußersten Erschöpfung an Armands Seite Wache halten. Mußten doch ihre Kräfte, nachdem sie bereits die beiden letzten Nächte schlaflos verbracht, auch noch zum mindesten für die Anstrengungen der kommenden Nacht vorhalten! So ließ denn auch sie sich auf die Decke nieder, und es währte nicht lange, bis die Vorstellungen und Träume von einem aufdämmernden Glücke in einem festen Schlummer sich auflösten.

Es war fast heller Tag geworden, als der Führer sie weckte. Neben ihm auf dem Boden stand ein großer irdener Krug, von jener ungebrannten Art, worin die Feldarbeiter ihre Getränke kühl erhalten. Alle Müdigkeit schien von Hertha geflohen, als sie sich nun sofort daran machte, Armands Wunde zu reinigen und neu zu verbinden. Der Leidende selbst ließ es geschehen, ohne zu vollem, klarem Bewußtsein zu erwachen. Manchmal lallten seine Lippen schwerverständliche Worte, die seine Pflegerin klopfenden Herzens als „Gute Hertha!" glaubte deuten zu dürfen — seine schlaftrunkenen Sinne umfing eine süße Sorglosigkeit in dem erquickenden Gefühle, daß liebende Hände sich um ihn bemühten.

Der Führer saß daneben und verzehrte sein Frühstück, lockeres Brot und eine mächtige Scheibe Käse. Er reichte auch Hertha von seinem reichlichen Vorrat, als diese ihre Arbeit beendigt hatte.

Bald jedoch lagen alle drei im tiefen Schlummer, der nach den Aufregungen der letzten Tage gebieterisch seine Rechte geltend machte.

Stunden um Stunden rannen. Die Sonne war bereits durch den Zenith gegangen, als sie wieder erwachten — trotz dem einfachen und harten Lager gestärkt und in gehobener Stimmung. Der Führer legte gleich einen Imbiß zurecht — ein äußerst ländliches Menu, gegen dessen Frugalität jedoch ein gesunder Hunger heute keinen Einwand erhob.

Nach einiger Zeit machte der Vertraute der beiden Flüchtlinge sich wieder auf. Er hob die Krücke wieder mit verschiedenen Gebrauchsgegenständen auf den Buckel, als kehrte er von einem Bestellgang aus der Stadt zurück — nun galt es, in der Umgegend Kundschaft über die Bewegungen der Deutschen einzuziehen, ehe er die genauere Richtung für die nächste nächtliche Wanderung feststellte.

„Vor dem Abend werde ich wieder zurück sein," sagte er mit ruhiger Bestimmtheit und verschwand.

Zum ersten Male maß Armand nun mit einem aufmerksamen Rundblick das Versteck, um welches junge Buchen ihr Laubdach wölbten, das noch dicht in herbstlichem Rot erglühte.

Da traf sein Blick auch das dunkle Auge Herthas, aus dem so manche stumme Frage und eine unendliche Hingebung ihm entgegenstrahlten. Nun überkam auch ihn ein mächtiges Gefühl — sein vom langen Schlummer erquickter Geist erfaßte plötzlich mit aller Lebhaftigkeit eine klare Vorstellung von den Opfern und Gefahren, welche das Mädchen um seinetwillen auf sich nahm. Er streckte ihr die Rechte hin, aber kaum hatte er ihre fast zögernd dargebotene Hand ergriffen, als er mit einem innigen, nur halb unterdrückten Ausrufe sie ganz an sich zog und den Arm fest um ihren Nacken legte.

Nun hielt auch Hertha sich nicht länger zurück. Strahlend vor Wonne umfing sie ihn mit beiden Armen und gab ihm seine Küsse zurück — nun war ja endlich der Augenblick gekommen, der ihrem verwaisten Dasein einen neuen Inhalt gab!

Auch Armand, seit Monaten nur von den großen Interessen der Zeit in Anspruch genommen, versenkte

sich jetzt ganz in den Zauber dieser weltentrückten Idylle. Wie ein Klang von friedlichen Schalmeien zog es durch sein Gemüt, das gern wieder einmal von der furchtbaren Spannung aufatmete. Der unwillkürliche, fast wortlose Gefühlsausbruch, mit welchem er dem schönen Mädchen plötzlich seine zärtliche Gesinnung verriet, erschien ihm nun selbst als die natürliche Frucht von Beziehungen, welche im Sonnenglanze des thymianduftenden Eilandes der Provence zuerst zwischen ihnen ihre Wurzeln noch ganz im verborgenen getrieben hatten. Und in Herthas Seele sproßte es von Glück und Versöhnung — der stille Groll ob mancher bitteren Enttäuschung und ihres liebeleeren, inmitten der Menschen vereinsamten Daseins, wich den süßen Eindrücken des Augenblicks.

Wie schnell schwand ihnen nun die Zeit im frohen Austausch von Zärtlichkeiten, die sie mit Rücksicht auf ihre Sicherheit sich nur getrauten einander zuzuflüstern. Doch der stille Herbstwald wachte mit freundlicher Verschwiegenheit ob ihrem jung erblühten Liebesglück.

Es war natürlich, daß im Geplauder ihre Erinnerungen sich auch rückwärts wandten. Und nach einigem Zögern stieß Hertha einmal plötzlich die Frage hervor:

„Nun sage mir aufrichtig, Armand, wie standest Du eigentlich zu Frieda von Elmsrode?“

„O, durchaus freundschaftlich,“ entgegnete Armand harmlos lächelnd.

„Du warst einige Male gleichzeitig mit ihr auf dem Schlosse der Marquise zu Gaste!“

„Allerdings — und daher unsere Bekanntschaft, ich will sogar wiederholen: Freundschaft, wenn dieses Wort Dich nicht etwas erregt.“

„Ich bin nicht so naiv, ein Wort so genau abzuwägen. Auf die Sache kommt es an! Und da dachte ich, daß es Dir ein Leichtes sein müßte, Deinen Freund René zu verdrängen!“

„Eine müßige Sorge, Hertha. Frieda von Elmsrode ist, soweit es den Freunden des Hauses erscheint, mit ihrem Vetter René so gut wie verlobt!“

„Als ob das ein Hindernis wäre —“

„Es ist's. Ich bin eine — sagen wir zu prosaische Natur, als daß ich den Helden eines Dramas abgeben möchte, wie sie von Jahr zu Jahr sich immer mehr zu einer Spezialität der Pariser Bühnen herausbilden, nachdem der Pariser Roman den Versucher und Verführer aus Laune, den Zerstörer zarter Beziehungen schon länger als Hauptperson verwendet. Ich will durchaus nicht meine Unwiderstehlichkeit erproben in einem Falle, wo ich das Vertrauen eines vornehmen Familienkreises genieße. Wenn unsere Pariser goldene Jugend arbeiten gelernt hätte, wenn sie das Wirken in einem ordentlichen Berufe zu schätzen wüßte, statt die Renten ihrer Eltern sinnlos zu vergeuden, dann hätte sie auch keine Zeit und Lust zu jenen Abenteuern, die unser soziales Leben mit einem zweideutigen Parfüm durchtränken.“

Hertha antwortete nicht gleich. Sie blickte sinnend vor sich nieder. Plötzlich aber sah sie ihm fest ins Auge und sprach:

„Aber wenn Du nach Deinen Anschauungen Frieda noch als frei erachten könntest — dann hättest Du wohl Gefallen an ihr gefunden und Dich auch um ihr Gefallen beworben?“

„Beruhige Dich, Hertha,“ entgegnete Armand in mildem Tone. „Frieda von Elmsrode hat zwar auch so mein Gefallen gefunden — auch der patriotischste Neid müßte ihre Schönheit und das klare, bestimmte Gepräge ihres Geistes anerkennen! Aber trotz alledem würde ich nie daran denken, ihr über unsere freundschaftlichen Beziehungen hinaus näher zu treten.“

„Aber wenn eine Leidenschaft zu ihr Dich erfaßte!“

„Du fragst das, während ich an Deiner Seite ruhe!“

Hertha umarmte ihn stürmisch: „Ist es nicht verzeihlich, wenn ich für den Bestand meines jungen Glückes fürchte?“

Armand schwieg, während seine Miene ernster wurde.

„O, Du antwortest nicht!“ flüsterte Hertha mit bebender Stimme.

„Weil ich nicht gerne Deine Illusionen zerstöre. Und dennoch darf ich Dich nicht in dem Glauben belassen, als könnte ich über meine Wiederherstellung hinaus eine Stunde länger säumen, zu meiner Pflicht als Soldat zurückzukehren!“

„O, bis dahin wird der Feldzug zu Ende sein. Mich beschäftigt vielmehr Deine andere Bemerkung, daß Du trotz Deinem Gefallen an Frieda nie daran denken würdest, ihr näher zu treten.“

„Aber laß doch das,“ fiel Armand begütigend ein. „Du könntest mich ebensogut wegen jedes andern hübschen Mädchens also fragen.“

„Armand, wenn Dir meine Beruhigung lieb ist, so nenne mir den Grund.“

„Sympathie und Antipathie verlangen nicht nach Gründen.“

„Bei Dir gewiß! Aber Du weichst mir aus. So muß ich Dir die Ursache nennen! Weil Frieda eine Deutsche ist, und ein französischer Diplomat für seine dienstliche Carriere fürchten müßte —“

Armand unterbrach sie wieder, und suchte das Gespräch abzulenken. Aber Hertha hielt an dem Gedanken fest.

„Das sind ja recht erfreuliche Aussichten auch für mich!“ murmelte sie vor sich hin.

Und nun begann sie unter Thränen ein Bitten und Beschwören, daß Armand sich aus dem Operationsgebiete der Armeen nach dem Süden zurückziehen möge, wo er ja reich begütert war. Sie wollte ihm folgen als seine Pflegerin, deren treue Hingabe ihn ja rühren und bei seiner Charakteranlage ihn dauernd fesseln werde. Er möge dem Staatsdienste entsagen, der unter dem republikanischen Régime einiger Advokaten und Epiciers für ihn wohl manche empfindliche Demütigung im Gefolge haben dürfte. Indem er seine Güter selbst bewirtschafte, sei sie ihm eine verständige, thatkräftige Gefährtin — sollte der Krieg sich noch wider Erwarten in die Länge ziehen, dann könnten sie ja inzwischen auf schweizerischem oder italienischem Boden ihre eheliche Verbindung betreiben —

Armand hörte sie schweigend an.

„Wenn Du mich wahrhaft liebst,“ fuhr sie fort, „wenn ich Dir in diesen ernsten Tagen wert geworden bin, dann wirst Du auch erkennen, daß Du als unabhängiger Gutsherr nicht jene äußeren, unter Umständen fast unnatürlichen Rücksichten zu nehmen brauchst, die Deine freie Entschließung im äußeren Dienste vielleicht belasten würden. Da ich Dich jetzt an meinem Herzen halte und die Stunde der wichtigsten Entscheidung für uns beide gekommen ist, vermag ich nicht ohne alles eigene Zuthun, in mädchenhafter Zurückhaltung Deine einseitigen Entschlüsse zu erwarten. Das Leben hat mir dieselbe als einen zumeist schädlichen Ballast längst abgestreift, ich mußte mich von jeher tapfer um meinen eigenen Vorteil rühren. So sprich, Armand, willst Du mich zu Deinem Weibe nehmen, das Dir mit treuer, mit unendlicher Liebe anhängt?“

Und sie legte die Hand unter sein Kinn, um sein Gesicht, das er etwas gesenkt hatte, dem ihrigen mit sanfter Gewalt voll zuzukehren. Nun wich er ihrem Blicke nicht mehr aus, er streichelte ihr die Wange und sprach in freundlichem Tone:

„Liebe Hertha, ich sagte Dir doch, welche Pflichten ich noch auf unbestimmte Zeit als Offizier zu erfüllen habe. So ist Dein vornehmster Wunsch ja noch lange nicht spruchreif für uns beide.“

„So sage doch wenigstens, was Du thun wirst, wenn wieder Friede im Lande?“

Armand erhob sich aus seiner liegenden Stellung. „Hörtest Du nichts?“ flüsterte er, in die Ferne lauschend.

„O, es ist nichts,“ entgegnete Hertha, indem sie sich ebenfalls rasch erhob. „Ich höre nur das eine,“ fuhr sie mühsam fort und legte den Arm fest um seinen Nacken, „daß Du meiner Frage ausweichen willst! Sei wahr, offen, Armand.“

Der Verwundete sah ihr mit einem weichen Blick ins Auge. Er streichelte sanft mit der Rechten über ihr volles braunes Haar hin, dann sagte er bewegt:

„Du bist gut, Hertha, fürwahr, recht gut. Dennoch —“

„Sprich, ich beschwöre Dich!“

Mit vieler Überwindung fuhr Armand fort: „Während unseres Ausfluges nach St. Marguerite ist eine Äußerung gefallen, über welche nachzugrübeln ich damals keinen Grund und kein Recht hatte. Aber sie blieb mir unvergessen —“

„Du meinst jene hämische Bemerkung Renés, als wir noch in der Barke saßen, kurz vor unsrer ersten Landung auf der Insel —“

„In der That.“

„O, er wird Dir noch mehr gesagt haben, auf dem Spaziergange nach dem Pinienwald, und späterhin, bei Euren ferneren Begegnungen, zuletzt wohl noch in Paris —“

„Du irrst.“

„O, so war auch jene erste und einzige Anspielung zu viel, wie ich nun aus Deinen Bedenken ersehen muß.“

„Ihr kanntet Euch seit lange — es hat also zwischen Euch einmal eine Intimität bestanden?“

Hertha legte mit einer krampfhaften Bewegung die Hand aufs Herz — ihr war, als müßte es zerspringen vor Wehmut. Dann sah sie, äußerliche Ruhe erzwingend, Armand gerade ins Auge und hauchte ein bestimmtes: „Ja.“

Armand zuckte und wandte sich schweigend zur Seite.

Auch Hertha vermochte nicht weiter zu reden. Bleich stand sie neben ihm, ihre hohe Gestalt erbebte unter dem Urteilsspruch, den sie soeben über sich selbst gefällt hatte. Sie fühlte, daß auch die leidenschaftlichste Berufung hiergegen bei Armand ganz aussichtslos sei.

„So ist denn auch dieses kurze Glück für mich zu Ende!“ sprach sie nach einer langen Pause tonlos. „Und zerstört von einem so unwürdigen Buben! Aber ermiß, wie unaussprechlich ich Dich liebe, und wie hoch mein blutendes Herz Dich stellt, daß ich trotz aller Voraussicht dieses Ausgangs selbst einer Notlüge vor Dir unfähig war, um Deine Gunst mir zu erhalten. Ich muß in diesem Augenblick des Schicksals gedenken, das Tausende deutscher Mädchen erreicht, Töchter der besten Familien! An ihrer Wiege wird es ihnen nicht gesungen, daß der frühe Tod des Vaters, der Verlust des Vermögens — sofern die Familie überhaupt je ein solches besessen — die Lieblosigkeit von Stiefeltern oder Verwandten sie einmal hinausstoßen werde in eine fremde Welt! Ein vollständig überlebtes Erziehungssystem, bei welchem in einfach spießbürgerlichen Verhältnissen ihre Mütter dereinst moralisch gedeihen mochten, da keine Versuchung, kein Ringen um die Existenz, keine Loslösung aus dem schützenden Familienverbande ihre behagliche Entwicklung bedrohte — jene durchaus veraltete Zuversicht: ‚Es wird schon recht werden!‘ mit welcher gemütsträge Eltern sich über die Zukunft ihrer Töchter beruhigen, ist für diese letzteren der verhängnisvolle Reisepaß in die Fremde. Wüßte man in Deutschland, oder vielmehr, wollte die philisterhafte soziale Gleichgültigkeit dort wissen, wie viele hübsche und gut veranlagte Töchter des Landes draußen als Erzieherinnen, Gesellschafterinnen u. s. w. verkommen, weil sie aus der Heimat nicht schon das stachelichte Rüstzeug eines durchgebildeten, bewußten Selbstgefühls mitbrachten — durch die ganze Nation ginge ein gellender Schrei der Entrüstung, der Bestürzung! Aber die große Mehrzahl jener Opfer verliert sich schweigend in den stürmischen Strudeln des Völkerlebens; und eine salbungsvolle, pharisäische Gesinnungstüchtigkeit, welcher der glückliche Zufall zu Hause vielleicht jede ernstere Probe erspart hatte, zuckt mit den Achseln, wenn je die Rede auf ein solches Opfer kommt, und spricht mit gewissensruhiger Würde: ‚Ein guter Charakter geht nie unter!‘

„Und hiermit, Armand, kennst Du auch meine Vergangenheit. Ich beschönige nicht, ich erkläre bloß, um vor Deinem Mitgefühl wenigstens einigermaßen gerechtfertigt zu werden. Im übrigen bin ich mir ja bewußt, welch schmerzlichen Verzicht mir diese Stunde auferlegt. Ich will bei Dir bleiben, solange Du meiner pflegenden Hand bedarfst — darüber hinaus werde ich Dir nicht lästig fallen.“

Armand war tief erschüttert. Aber nun wandte er sich mit liebevoller Wärme zu ihr:

„Laß gut sein, Hertha. Wir thun unrecht, die Gestaltung der Zukunft zu erwägen, da wir doch gerade jetzt uns als die hinfälligen Kinder der Stunde betrachten müssen."

Er ließ ihr nicht Zeit zu einer weiteren Entgegnung. Denn indem er rasch und mit entschiedenem Tone dem Gespräch eine andere Wendung gab, fuhr er also fort:

„Wenn ich nur erst aus diesen Kleidern heraus wäre! Das Blusenhemd eines Knechtes, die abgegriffenste Mütze und ein Paar halb durchgelaufene Holzschuhe würde ich mit Wonne dagegen vertauschen."

Hertha verstand diese Ablenkung und widersetzte sich ihr nicht mehr. Sie suchte Armands Unmut ob seiner Verkleidung zu besänftigen durch den Hinweis, daß dieselbe eben zu seiner Sicherheit unerläßlich war, solange sie im Weichbild der Stadt und in deren Nähe sich bewegten. Jetzt freilich würde auch eine bäuerliche Maske ihre Dienste thun, aber die war eben im Augenblicke nicht zu beschaffen. Er mochte sich aber trösten, daß er hoffentlich schon am nächsten Morgen im Bereich der französischen Streitmächte angekommen sein und dann überhaupt keiner Verkleidung mehr bedürfen würde. —

Leise kam der Abend gegangen, und plötzlich stand der Führer, wie er versprochen, wieder vor seinen beiden Schützlingen.

Er lächelte zufrieden, indem er das Ergebnis seiner Nachforschungen vor ihnen auskramte:

„Es zieht sich ein neues Unwetter in der Gegend von Châteaudun zusammen. Die Unsrigen wollen auf der großen Straße über Chartres gegen Paris vordringen, um der Besatzung die Hand zu reichen. Aber die deutsche Reiterei ist in jener Gegend schon immer um die Wege, und man hat auch schon Infanterie und Artillerie marschieren gesehen. Dagegen scheint es loireabwärts ganz ruhig, man weiß nichts von einem Vormarsch der Deutschen in dieser Richtung. Es scheint, daß die in Orléans sich darauf beschränken, dort ihre Stellung zu sichern. Das kann uns recht sein; wenn wir diese Nacht noch mit Vorsicht frisch drauf losgehen, immer in der Richtung gegen Blois, dann hat der Herr Offizier es morgen sicher gewonnen!"

Das Auge Armands strahlte bei dieser Kunde. Er drückte dem Vertrauten unter lebhaften Dankesbezeugungen die Rechte. Doch dessen Mahnung, sich noch durch ein Schläfchen für die kommende Anstrengung weiter zu kräftigen, konnte er nicht mehr befolgen. In seiner Seele wogte es von erhebenden und betrübenden Eindrücken, und vor seinem geistigen Auge dehnte sich ein chaotisches Gebilde, das zu keinem klaren, sicheren, am wenigsten zu einem erfreulichen Umrisse sich gestalten wollte: es war die Zukunft seines geliebten Vaterlandes — und seine eigene.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Und wieder wich die Nacht einem nebelumdüsterten Morgen.

Unter ihrem Schutze waren die drei Flüchtlinge rastlos westwärts gewandert. Je weiter sie sich von der Stadt der Pucelle entfernten, desto kühner wurden sie; sie hielten sich nicht mehr ausschließlich an die entlegensten Waldwege; um die zeitraubenden Ausbiegungen zu vermeiden, verfolgten sie oft die kürzeste Richtung querfeldein, und kein holperiges Ackerfeld, kein feuchter Wiesengrund vermochte ihren entschlossenen Eifer, ihre raschen Schritte zu hemmen.

Schon ward es helles Licht im Osten, aber unter der schützenden Nebeldecke strebten sie noch immer unaufhaltsam vorwärts, dahin, wo die Befreiung winkte. Vor einem Abirren bewahrte sie der Kompaß, den Armand bei sich trug, und auf dem er vor dem Aufbruch die Himmelsrichtung festgelegt hatte.

Plötzlich blieb der vorausgehende Führer stehen und mahnte durch eine Handbewegung seine beiden Begleiter, dasselbe zu thun. Kein Wort wurde gewechselt. Er deutete etwas links hin und legte dann die Hand ans Ohr. Auch Armand und Hertha lauschten aufmerksam hinaus in die totenstillen Lande. Durch ihr eigenes hörbares Atemholen, wozu sie die außerordentliche Anstrengung zwang, vernahmen sie den Schlag einer Turmglocke.

Mälich kamen auch die trägen Nebelschleier in Bewegung. Es war ein Heben und Senken unter dem Einfluß der ersten Sonnenstrahlen.

Der Führer hielt scharfe Ausschau. Wo der leise Morgenwind in die grauweiße dichte Umhüllung eine Lücke riß, da suchte er sichere Merkmale zur Orientierung zu gewinnen. Nach einiger Zeit winkte er mit befriedigter Miene wieder dem lauschenden Paare zu, und gespannt folgte ihm dieses auf dem Fuße.

Bald tauchten vor ihnen die Mauern ländlicher Häuser empor, und die schmucklosen Umfriedungen kleiner Gärten und Hofräume. Der Führer bemerkte kurz, daß sie an einem ihm wohlbekannten stattlichen Dorfe angekommen seien.

Jetzt schwebte auch der Nebel höher und höher. Im Dorfe herrschte noch Ruhe, nur vom nächsten Hause her ließ sich das Gebell eines wachsamen Hundes vernehmen.

„Wenn der Feind um die Wege wäre," sprach der Führer zufrieden lächelnd, „dann wäre es längst viel lebendiger dort drinnen. Ich bin sicher, daß die Luft rein ist." Er schritt auf das erste Haus zu, während Armand und Hertha, von einer lebenden Hecke gedeckt, etwas zurückblieben. Inzwischen hatte das Gekläffe des argwöhnischen Wächters durch die lange Dorfzeile hin bei allen übrigen Hunden ein lebhaftes Echo gefunden. Die Leute traten allenthalben vor die Thüren ihrer Häuser; denn in diesen Tagen dumpfer Erwartung, da jeder Augenblick eine befreundete oder auch feindliche Abteilung heranführen konnte, war auch bei dem behäbigsten Dörfler die Gleichgültigkeit gegen äußere Vorgänge gewichen.

Die Bewohner des ersten Hauses erklärten dem sie Befragenden, daß sie eines deutschen Soldaten noch nicht ansichtig geworden seien. Dagegen sollten französische Abteilungen in Blois und dessen Umgegend, bis nahe heran an das von den Hauptstraßen abgelegene Dorf, auf Vorposten stehen!

Der Führer ging befriedigt die kurze Strecke zum Ausgange des Dorfes zurück, um seine Schutz-

befohlenen zu benachrichtigen. Die Leute in den nächstgelegenen Häusern waren auf ihn aufmerksam geworden und auf die Straße herausgetreten; manche hatten seine eignen Fragen mit eben solchen beantwortet, ob er über die Stellungen und Bewegungen der Deutschen Kunde geben könne. Aber daß er ihnen nicht Rede stand, sondern schnell, wie er gekommen, sich wieder entfernte, erregte noch mehr ihr unruhiges Interesse.

Mehrere folgten ihm. Nun sahen sie, wie er mit zwei Fremden, die plötzlich aus ihrem Verstecke auftauchten, angelegentlich sprach. In argwöhnischer Neugier drängten die Bauern immer näher.

„Schaut nur, das ist doch eine Art militärischer Kleidung, die jener dort trägt," rief einer.

„Aber keine französische Uniform!" entgegnete rasch ein anderer, der selbst einst gedient hatte.

„Was ist es denn mit diesen Fremden?" kam es nun gleichzeitig von den Lippen anderer.

„Hat einer von uns schon einen Prussien gesehen?" rief alsbald eine Stimme.

„Ich nicht —"

„Ich auch nicht —"

Alle verneinten, während sie sich dicht an die fremdartige Gruppe heranschoben.

„Die in dem grauen Mantel und dem Häubchen ist wohl eine Pflegerin?"

„Und er trägt gar den Arm in der Binde."

„Die Sache kommt mir verdächtig vor."

„Sie sehen sich beobachtet. Nun kommen sie geradewegs auf uns zu."

„Weil sie merken, daß ein Auskneifen nicht mehr möglich."

„Ich wette, es sind Deutsche, die sich verirrt haben. Gebt acht, nun wollen sie durch sicheres Auftreten sich aus der Schlinge ziehen."

„Aber ein Franzose führt sie doch!"

„Bah, für ein gutes Stück Geld ginge mancher!"

Die Bauern standen inmitten der Straße, so daß sie der herankommenden Gruppe den Weg versperrten.

„Wen bringst Du eigentlich da?" fragte nun einer den Führer, während er sich klotzig vor diesen hinpflanzte.

„Kommt mit zum Maire," gab jener kurz zurück. „Dort wirst Du es ja hören."

„Das wollen wir auch," höhnten bereits einige.

Sie drückten sich auf eine Entfernung von drei Schritten um das seltsame Paar herum, das von ihrer, immer geräuschvoller werdenden Anwesenheit keine Notiz zu nehmen schien, und folgten demselben unter lebhaften Kommentaren. Ein jüngerer Bursche aber sprang eilig voraus und rief die lange Gasse hinab:

„Da bringen sie einen Prussien zum Maire, der vom Wege abgekommen ist, ha, ha!"

Und alsbald pflanzte sich der Ruf von Haus zu Hause fort: „Ein Prussien, ein gefangener Prussien, ha, ha!"

In Scharen strömte das Volk herbei. Voran die Megären des Dorfes. Sie betrachteten sich die beiden Fremden mit dem feigen Behagen, das ihnen die überlegene Zahl der Dorfgenossen einflößte, und bildeten ihr keifendes, witzelndes Geleite.

Armand hatte seinen Führer ermahnt, er möge mit ausführlichen Erklärungen an die neugierige Menge keine Zeit verlieren. Es war ihm gleichgültig, was die Leute von ihm und seiner Gefährtin hielten; er hatte nur die eine Sorge in diesem Augenblick, sich vor dem Maire als dem Vertreter der staatlichen Obrigkeit zu legilimieren, und dann in bürgerlicher Kleidung den Weg bis zu den französischen Vorposten fortzusetzen, und zwar wenn irgend rätlich zu Wagen! Denn er fühlte sich am Ende seiner Kräfte, und auch auf Herthas Zügen lag eine Abspannung, welche ihn für ihr Befinden ernstlich befürchten ließ.

„Dort ist der Maire, er steht bereits unter der Hausthür!" rief eine Stimme aus dem Haufen.

Ein häßliches Weib mit grauen Strähnen um die Stirn spuckte nach Armand und hob drohend den dürren Arm.

Der Führer rief ihr entrüstet zu: „Du beschimpfst einen französischen Offizier!"

Aber Lachen und Spottrufe antworteten ihm von allen Seiten. Armand jedoch sprach begütigend:

„Lassen Sie die Alte. Jedes ist eben patriotisch in seiner Weise. Da sind wir ja beim Maire angelangt, und nun wird sich alles aufklären."

Der Repräsentant der bürgerlichen Autorität, ein kleines, wohlbeleibtes Männchen mit kurzgeschnittenem Haupthaar, war von dem vorauseilenden Boten über den sonderbaren Vorfall bereits flüchtig unterrichtet worden. Er trat der andrängenden Menge einige Schritte entgegen und maß die beiden Fremden, welche man nun seiner Gewalt überlieferte, mit argwöhnisch forschenden Blicken.

Die Dorfleute hatten einen Halbkreis gebildet und verfolgten den Auftritt mit höchster Spannung. Armand von Saraudy begrüßte den Maire mit einigen verbindlichen Worten und nannte seinen Namen sowie die Nummer seines Regiments.

Der kleine Dorftyrann rückte mit der Rechten ein wenig am Schild seiner Mütze — die distinguierte Ansprache seines verdächtigen Gegenübers setzte ihn einigermaßen in Verlegenheit. Bei den ersten in Hast und Aufregung hervorgestoßenen Mitteilungen des jungen Burschen hatte ihn ein stolzes Gefühl durchzuckt — im Geiste sah er sich schon als den Retter des Vaterlandes, der die feindlichen Offiziere nur so wegfing, und für solche Heldenthaten nach dem Friedensschlusse unter dem Jubel von ganz Frankreich mit dem Kreuze der Ehrenlegion belohnt wurde!

Aber dieser seltsame Fremde hier — —

Der Dorfgewaltige räusperte sich einige Sekunden lang. Als es aber schien, daß er zu keinem Entschlusse komme, ersuchte ihn Armand höflich, das weitere Verfahren in seiner Amtsstube, nicht hier im Angesichte der erregten Menge, fortsetzen zu wollen.

Der Maire verstand wohl nicht diese indirekte Zurechtweisung, denn er nickte befriedigt und schritt zur Thür seines Hauses zurück.

In diesem Augenblick wandten sich alle Köpfe dem jenseitigen Ausgange des Dorfes zu, woher das

flüchtige Traben einiger Pferde vernehmbar wurde. Und starr vor Überraschung sahen die Leute zwei Reiter heransprengen. In gestrecktem Laufe, den Karabiner schußbereit über den Sattelknopf gelegt, und offenbar sehr lustiger Dinge, so näherten sie sich der Menge, die hier die Straße fast völlig sperrte.

Auch der Maire blieb stehen, ein ängstliches Staunen hemmte seine Schritte. Alles starrte die unbekannten Uniformen an, enganliegende, reichverschnürte Attilas, dazu die Pelzmütze keck in die Stirn gedrückt —

Hertha war es, die sich zuerst faßte.

„Deutsche Husaren!“ rief sie, und sich an Armand wendend fügte sie leiser hinzu: „Rasch ins Haus — sonst ist alles verloren!“

Es war zu spät. Bereits parierten die flinken Reiter dicht vor dem Haufen ihre Pferde, und gewandt mit einem einzigen Blicke die Situation übersehend rief der eine auf Armand hinab:

„Ei, da kommen wir aber sehr gelegen, Herr Lieutenant, Sie aus dieser Bande herauszuholen!“

Und mit hellem Lachen gaben er und sein Kamerad von neuem den Pferden die Sporen — mit einem mächtigen Satze, mitten durch den Ring der Bauern, die erschreckt zur Seite wichen, hielten sie alsbald dicht neben Armand.

Die Uniform des bayrischen Offiziers verursachte ihnen die angenehme Täuschung, daß sie eben rechtzeitig angelangt seien, um einen der Ihrigen gegen die Wut des fanatisch erregten Pöbels zu schützen. Und in der begründeten Voraussetzung, daß hier niemand sonst der deutschen Sprache mächtig sei, sagte nun einer der Husaren leiser zu Armand:

„Kommen Sie rasch in unsere Mitte, Herr Lieutenant. Wir sind nur zu zweien — weiter zurück folgt nur noch ein Mann — auf einer Rekognoscierung begriffen. Wir müssen im Freien sein, ehe die Leute sich von ihrem Staunen erholen; ihre Überzahl ist gegen uns groß genug, um gefährlich werden zu können.“

Hertha wartete nicht ab, bis der Reiter seine vertrauliche Äußerung vollendet hatte. Kaum hatte sie vernommen, daß keine größere Abteilung ihnen auf dem Fuße folgte, als sie sich unauffällig an der Krücke ihres Führers zu schaffen machte, die dieser noch auf dem Rücken trug. Armand hatte nämlich im Laufe der Nacht seinen Revolver dem Manne zum Tragen gegeben, da seine abnehmenden Kräfte von der den Leib umspannenden Last sich belästigt fühlten. Nun erfaßte Hertha rasch die Waffe, löste die Versicherung, und den Hahn überziehend, hielt sie die Mündung dem Husaren entgegen.

„Zieht Euch zurück,“ rief sie in deutscher Sprache, „wenn Euch Euer Leben lieb ist. Der Offizier ist Franzose — seine Kleidung nur eine Kriegslist!“

Die beiden Reiter warfen einen Blick auf Armand — nun begriffen sie seine sonderbare Zurückhaltung, daß er noch immer zögerte, sich ganz unter ihren Schutz zu stellen.

Da rief der erste grimmig: „Elende Verräterin!“ Zugleich schlug er den Karabiner auf Hertha an — Aber sie kam ihm zuvor. Ein Schuß krachte aus dem Revolver — der Reiter wankte, die Waffe entsank seinen Händen.

Doch im selben Augenblick hob der zweite den Karabiner — noch durch den Rauch des ersten Schusses sandte er die sichere Kugel in die Brust des fremden Weibes, das noch eben mit so furchtbarer Entschlossenheit den deutschen Reitern getrotzt hatte.

Ein schwacher Klagelaut entrang sich den Lippen Herthas, als sie in die Kniee sank, von dem schnell herzuspringenden Armand nur mühsam gestützt, der ja seines linken Armes nicht mächtig war. Die allgemeine Verwirrung, welche entstanden, das Zurückprallen der entsetzten Landleute benutzte der flinke Schütze, indem er die Zügel seines Kameraden ergriff, diesen mit der rechten Hand festhielt, die beiden Pferde herumwarf und die Straße hinabeilte, woher der dritte als willkommener Helfer in dieser schlimmen Lage ja alsbald erscheinen mußte. Er suchte vor allem das freie Feld zu gewinnen.

Während von fernher die letzten Hufschläge verhallten, kam wieder Leben in die schreckensstarre Menge. Nun drängte alles näher.

„Glaubt Ihr es endlich, daß ich ein Franzose bin?“ rief Armand mit bebender Stimme, während er sich um die röchelnde Hertha bemühte.

„Armand,“ lallte diese kaum mehr verständlich, „umkleiden — rasch — rasch — fort — fort — sie werden wiederkommen!“

Auch die Zunge des Maire, der bisher wie gelähmt die Vorgänge beobachtet hatte, löste sich endlich. Die Mahnung der Sterbenden: „sie werden wiederkommen!“ that mit einem Male, blitzschnell ihre Wirkung. Durch das Gehirn des behäbigen Männleins zuckte der Gedanke, daß er selbst, der verantwortliche Leiter des Gemeinwesens, ob des blutigen Vorfalls zur Rechenschaft gezogen werden könnte, wenn eine stärkere feindliche Abteilung als Exekutionskommando, durch die Meldung des entflohenen Reiters herbeigerufen, in das Dorf einrücken sollte.

Diese wenig tröstliche Aussicht gab seinen Erwägungen und Entschlüssen alsbald einen energischen Schwung.

„Sie müssen fort, unbedingt fort.“ rief er Armand hastig zu. Dann wandte er sich an seinen Knecht, der ziemlich stumpfen Blickes in der Nähe stand:

„Spanne zwei Pferde vor das Wägelchen!“

„Aber wohin, Vater Garin?“ rief einer mit ängstlicher Miene.

„O dort hinaus, wo die Unsrigen nicht mehr ferne stehen! Man muß den Herrn Offizier in Sicherheit bringen — und ich selbst will es versuchen,“ sprach der Maire, nicht ohne Pathos.

„Und Dich selbst und Deine zwei Pferde dazu!“ meinte ein Spottvogel mit heiserer Stimme, dem das Alter schon den Rücken krümmte.

Jener aber schien es nicht zu hören. Er zerrte Armand an der rechten Schulter, der, unbekümmert um die verdutzten Gaffer, sich über Hertha beugte, ihr Haupt mit Küssen bedeckend.

Mit matter, zitternder Hand streichelte sie noch sein schmerzverzerrtes Antlitz: „Geh, geh,“ hauchte sie mit einer letzten Anstrengung, „rette Dich —

in dieser Hoffnung mag ich ruhig sterben! Es ist ja gut so — ganz gut so — ein Lebensabschluß voll versöhnender Weihe — nach Schmerzen und Enttäuschungen noch eine große, freudige Genugthuung!"

Und in einem leisen Beben der Lippen hauchte sie einen letzten Gruß hin. Dann verwirrten sich ihre Sinne, der Glanz des dunklen Auges wurde trübe.

„Kommen Sie!" drängte der Maire ziemlich unsanft; „mein Nachbar, der Ihre Statur hat, ist in sein Haus geeilt, Sie mit einem Anzuge zu versorgen. Der Wagen wird gleich bereit stehen. Die feindliche Uniform, die Sie tragen, soll im Backofen verbrannt werden; keine Spur darf davon übrig bleiben."

Armand raffte sich auf. Hertha lag in einer tiefen Ohnmacht. Er winkte den Nächststehenden:

„Ohne sie wäre meine Rettung nicht gelungen. Gönnt ihr doch wenigstens ein weiches Lager zum Sterben und ein ehrenvolles Grab auf Eurem Friedhof! Sobald es Friede geworden, komme ich wieder, und werde es denen reichlich danken, die ihr in der letzten Stunde Liebes erwiesen!"

Noch einen Kuß drückte er auf die Lippen der Sterbenden, noch beschenkte er reichlich seinen Führer, dann eilte er ins Haus. Und indem er sich erhob, sah er bereits, wie seine klingende Verheißung Wunder wirkte. Zwanzig hilfbereite Hände bemühten sich plötzlich um Hertha.

„Eigennützige Kanaillen!" dachte er in geheimem Ingrimm, und betrat ein Zimmer im Parterre der Bürgermeisterei.

Inzwischen waren mehrere junge Leute auf Verlangen des Maire nach allen Himmelsrichtungen ausgeschwärmt, um von erhöhten Punkten aus die Umgegend zu beobachten und alles Verdächtige rasch ins Dorf zu melden.

Aber kein neuer Zwischenfall unterbrach die schleunigen Vorbereitungen zur Abfahrt.

Nach einiger Zeit erschien Armand in ländlicher Kleidung unter der Thür. Der Wagen fuhr vor, der Maire trippelte vor Ungeduld. Dann nahmen Armand, der Bürgermeister und ein Vertrauter desselben Platz.

Nochmal wollte der Verwundete sich zu den Umstehenden wenden, um an sie einige Fragen bezüglich Herthas zu stellen.

Einer, der seinen Wunsch erriet, rief ihm zu, ohne sein Pfeifchen aus dem Munde zu nehmen: „Man brachte sie dort ins Nachbarhaus — wird aber inzwischen schon gestorben sein!"

Armand konnte die letzten Worte kaum mehr verstehen. Denn der Maire hieb bereits auf die Pferde ein, und kreischend setzte sich das Gefährt in Bewegung.

Noch einen letzten, thränenumflorten Blick warf Armand auf das Haus, darin das schöne Opfer vielleicht eben den letzten Seufzer that — aber die Pferde rasten schon dem Südausgange des Dorfes zu. Armand legte die Hand über die Augen und wehrte den Thränen nicht.

Einsam, verlassen in der lieblosen Fremde — die Macht der Verhältnisse fügte es, daß dies das herbe Schicksal der schönen, guten Hertha blieb — bis an ihr opferfreudiges, schmerzliches Ende!

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Frieden.

Leis kommt die Nacht; mit sterngesticktem Schleier
Umspinnt sie gnadenvoll die müde Welt,
Und wie ein gottgesandtes Friedensgrüßen
Steigt es herab vom hehren Himmelszelt.

Auch Dir, Du wundes Herz, so kampfesmüde,
Auch Dir gilt dieser stille Friedensgruß,
Auch euch, ihr rastlos wildburchpochte Schläfe,
Umhaucht begnadend dieser Weihekuß.

Und ringst Du auch, Du Menschenkind, schon wieder
Im neuen Kampf im neuen Morgenlicht,
Auch Dir kommt einst, ersehnt, der ew'ge Frieden,
Wenn weltverklärt Dein müdes Auge bricht.

Ulrich Kleist.

Spaziergänge in der Seele.

Von **Otto v. Leixner.**

III.

Sinnliche Vorstellungen und Gefühle.

Jeder unserer Sinne antwortet auf das, was von außen ihn anspricht, auf den Reiz, in der ihm eigenen Weise. Die „Reize", d. h. Licht- und Luftwellen, chemische Stoffe, elektrische Ströme, verschiedene Wärme haben auf den Bau der Lebewesen von jeher Wirkungen ausgeübt. Der Lebensbau (Organismus) besaß die geheimnisvolle Fähigkeit, auf den Reiz mit der Bildung von Sinneswerkzeugen zu antworten, d. h. also: das Licht hat das Auge schaffen helfen, die bewegte Luftwelle das Ohr, damit wir den Reiz empfinden. Empfinden ist die dem Lebenden in uns eigene Thätigkeit, welche die Wahrnehmung der Reize vermittelt; sie liegt beschlossen in uns.

Nach den heute gültigen Anschauungen geht von einer Quelle, z. B. der Sonne die Bewegung eines ungemein feinen Stoffes aus, den man Äther nennt. Eine bestimmte Art der Bewegung wird zum Auge und von da zum Gehirn geleitet, wo sie sich in jene Empfindung umsetzt, die wir Licht oder Farbe nennen. Kurz: jede Empfindung ist unsere Thätigkeit, jene Bewegung selbst empfindet sich nicht als Licht, Farbe u. s. w.

Daher sind alle Emfindungen dieser Art sinnliche Vorstellungen; der einzelne Lichtstrahl ebenso, wie etwa eine ganze Landschaft mit ihrem Wechsel von Licht und Farben, oder ein Gemälde, sind Vorstellungen des Gesichts, ein Klang oder eine Reihe von Klängen solche des Gehörs u. s. w.

Nun wirken nicht alle gleich: sie werden angenehm,

gleichgültig oder unangenehm empfunden, aber auch das nicht bei allen Menschen gleich. Schon der Säugling wählt, d. h. er folgt seinem Eingeborenen, wenn er z. B. zwischen zwei Farben entscheidet. Von zwei Knäblein, denen im gleichen Alter ein rotes und ein blaues Band vorgehalten worden ist, hat das eine zu dem ersten, das andere zum zweiten gegriffen, und jedes das andere abgelehnt.

Schon das Kind beginnt die sinnlichen Vorstellungen zu ordnen. Es erhält zum ersten Male die Mutterbrust. Nach einigen ungeschickten Versuchen hat es die ziemlich verwickelten Mundbewegungen, die das Saugen nötig macht, in der Übung. Es empfindet zunächst zwischen den Lippen etwas, dann ein Weiches, das sein Gesicht berührt, zuletzt den Reiz, den die über die Zunge strömende Milch veranlaßt. Mit der Empfindung der Sättigung erlischt für den Augenblick der Nahrungstrieb und die Reihe der Vorstellungen ist abgeschlossen. Aber der Vorgang wiederholt sich, prägt sich dem Gedächtnis ein und allmählich treten andere Vorstellungen hinzu. War bis jetzt nur das Getast thätig, so gesellen sich nun dazu Gesicht und Gehör: das Kind erkennt die Mutter und deren Stimme und alle die durch verschiedene Sinne verwickelten Vorstellungen vereinen sich zu einer Gruppe, deren jedes einzelne Glied sofort die andern ins „Bewußtsein“ bringen. Der hungrige Säugling braucht nur die Pflegerin zu sehen oder zu hören und schon hört er mit dem Schreien auf, denn er weiß, daß nun der gewohnte Ablauf der Empfindungen sich vollziehen werde. Er hat damit zugleich die Verbindung der scheinbar getrennten Sinneseindrücke vollzogen. Das aber ist nur möglich, wenn in ihm das gleiche Etwas sieht, hört, tastet u. s. w.

Wenn wir diese Thätigkeit der Untersuchung wegen mit dem Verstande nach den Sinneswerkzeugen einteilen, so ist das keine Wiedergabe der Thatsache, sondern nur ein Denkvorgang; wer das übersieht — und das thun leider sehr gelehrte Leute — kommt zu falschen Folgerungen.

Ich teile nur im Denken die einheitliche Thatsache. Ich kann nun sagen: die einzelnen Bestandteile sind durch die Sinne vermittelt, sind Sinnesvorstellungen; der Reiz kommt von außen,*) das, was ihn veranlaßt, befindet sich außerhalb des Körpers. Ich nenne nun alle durch die Sinne vermittelten Vorstellungen: Empfindungen.

Verfolgen wir nun den Vorgang bei dem Kinde weiter. Zuerst geht sein ganzes Gebahren aus dem Nahrungsbedürfnis hervor. Allmählich macht sich im lebendigen Etwas eine neue Art der Thätigkeit bemerkbar. Das satte Kind beginnt der Mutter die Händchen entgegenzustrecken; die Augen glänzen, es zeigt alle Zeichen des Wohlbehagens, und wird unruhig, wenn die Mutter es verläßt. Das sind nicht mehr sinnliche Empfindungen; im Innern regt sich etwas, das sich mit einer Vorstellung, die von außen eintritt, vereint, kurz: das Kind beginnt zu fühlen. Es fühlt aber auch, wenn es eine Vorstellung ablehnt und bei dem Anblick eines fremden Menschen, der ihm einen unangenehmen Eindruck macht, sich abwendet oder weint. Ein Kind z. B. hat schon im Säuglingsalter Widerwillen gegen alle Schwarzäugigen gehabt. Eine innere Regung wehrte sich gegen einen als unangenehm empfundenen Eindruck. Oft sind die Gründe solcher Abneigung nicht zu entdecken, so lebhaft sie sich äußert.

Wir wollen noch einige Beispiele anführen, um den Unterschied zwischen Empfindung und Gefühl deutlicher zu machen.

*) Über Außen und Innen werden wir noch zu sprechen haben. Vorläufig wird das Wort in landläufigem Sinne gebraucht.

Ich gehe in der Dämmerung durch eine Gasse. Etwa zwanzig Schritte vor mir kommt ein Mann. Ich erhalte zunächst das Bild von außen, ich sehe die Gewandung, die Art des Gehens u. s. w., kurz, ich habe eine sinnliche Vorstellung, die mich wahrscheinlich ganz gleichgültig läßt. Jetzt ist die Gestalt etwa nur mehr zehn Schritte vor mir und in diesem Augenblicke erkenne ich einen sehr lieben, lange nicht gesehenen Freund. Da wallen aus mir heraus Gefühle auf, Liebe, Freude u. s. w.

Ich finde unter aufgehobenen Erinnerungszeichen kramend eine Stecknadel, eingewickelt in ein Stückchen Papier. Ich habe nun durch den Gesichtsreiz eine sinnliche Vorstellung, die der Nadel. Sie läßt mich an sich gleichgültig. Dann aber beginnt eine innere Thätigkeit, die mit der Frage einsetzt: „Wozu habe ich die Nadel aufgehoben?“ Endlich erinnere ich mich. Ein geliebter Freund hat mit dieser Stecknadel in der letzten Lebensstunde eine Namenskarte auf ein seidenes Tuch befestigt, das er mir als letzten Beweis seiner Liebe zudachte. Da wallen in mir Rührung und Wehmut empor und die Augen beginnen zu brennen.

Also: was von außen zu mir kommt, ist Empfindung, was aus mir der Empfindung antwortet, ist Gefühl. Beide nun „stellen sich vor“ dem Etwas in uns, die erste mittels der Sinne, das andere ohne diese. So kann man alle Empfindungen vermittelte Vorstellungen, alle Gefühle unmittelbare Vorstellungen nennen, d. h. Gefühle werden nicht mittels der Sinne wahrgenommen.

Keine von diesen kann, wenn sie einmal in uns aufgetreten ist, ein Sonderleben für sich führen. Wie sich die Bilder verketten und trennen, haben wir schon in dem zweiten Spaziergang gesehen. Jedes Gefühl hat eine Empfindung nötig, die es weckt, ihm Bestimmtheit giebt.

Im Wesen der Menschen liegt ein Drang nach Vereinigung. Er ist zuerst ganz unbestimmt, ist eine unklare unmittelbare Vorstellung, ein Gefühl. Es treibt das Kind zu Altersgenossen. Jeder von diesen tritt ihm entgegen als mittelbare Vorstellung, d. h. sein ganzes Wesen giebt zunächst eine Empfindung, die als angenehm, gleichgültig oder unangenehm empfunden wird, Zuneigung oder Abneigung erweckt. Wenn das suchende Gefühl, der tastende Drang nach Vereinigung, in einem Genossen volle Befriedigung findet, so verkörpert es sich in dem Bilde des Gefährten. Das Gefühl gewinnt feste Umrisse, bestimmt aber zugleich die Auffassung. Das Benehmen, die Stimme, die Gesichtszüge werden als angenehm empfunden und prägen sich dem Gedächtnis so ein, daß nach Jahrzehnten eine Ähnlichkeit bei einem Fremden eine Gefühlswelle der Zuneigung auftauchen macht. Es ist aber klar, daß jenes Gefühl der Befriedigung in keiner Art durch die Umgebung bestimmt worden ist, sondern aus der Eigenart des Kindes stammt. Indem das Gefühl sich von der Erscheinung eines ganz bestimmten Genossen angezogen, von der eines anderen abgestoßen weiß, zeigt es, daß es durchaus nicht etwas an sich Unklares, Uferloses sei. Es hat schon in frühester Zeit eine Richtung, ehe noch die äußere Erziehung eingegriffen hat. Ich habe sogar beobachtet, daß Menschen als Kinder viel schärfer ausgeprägte Eigenart besaßen, als später als Erwachsene.

Wie ich eine mittelbare Vorstellung fast stets sofort wiedererkenne, wenn sie schon einmal in mir war, so auch das Gefühl. Ich habe z. B. das Gefühl des Abscheus oder

Hasses in mir gehabt; sobald es wieder kommt, bin ich sogleich über die Art klar. Also nicht nur Bilder werden vom Gedächtnis festgehalten, sondern auch Gefühle. Sie können sich mischen; irgend etwas kann uns halb angenehm, halb widrig berühren, sodaß wir es halb festhalten, halb abstoßen möchten. Aber zumeist ist die Art des Gefühls klar und fest begrenzt.

Wie nun sinnliche Vorstellungen in uns Gefühle auslösen, so schaffen diese wieder Bilder im weitesten Umfange des Wortes. Sie benutzen zu deren Gestaltung zunächst die Gedächtnisvorstellungen. Irgend ein Mensch hat in mir den Drang wachgerufen, mit ihm eins zu sein, d. h. Liebe. Das Gefühl ist klar umrissen, so verschieden es bei den einzelnen auftreten mag. Es wird nun das Bild des Geliebten, wie es als Vorstellung in das innere Gesichtsfeld getreten ist, hervorrufen und es vor sich hinstellen. Das ist vor allem durch jene Thätigkeit bewirkt, die wir Gedächtnis nennen. Aber doch macht sich schon eine zweite Thätigkeit bemerkbar, die unmittelbar vom Gefühle bestimmt ist. Alles, was unserm Wesen seiner Anlage nach besonders angenehm ist, wird in der Vorstellung auch besonders kräftig sich zeichnen. Der eine liebt die schwarzen Haare und die dunklen Augen an dem geliebten Gegenstande — sie werden in dem Bilde deshalb vorherrschen. Ein zweiter ist durch die freundlich lächelnden Züge um den Mund entzückt: bei ihm werden diese den Ausdruck des Gedächtnisbildes bestimmen; ein dritter liebt stolzen Ernst; so wird dieser sich besonders ausprägen, fast immer mehr, als es für irgend einen andern der Fall ist. Damit ist also eine Veränderung der Vorstellung gegeben. Die Fähigkeit solcher Umprägung wird Einbildungskraft genannt. Sie kann dann frei walten, indem sie die Vorstellung der Geliebten in Lagen und Umgebungen versetzt, die nicht schon einmal durchlebt worden sind. Der Liebende stellt sich einen Waldweg vor, auf dem er mit der Geliebten hinschreitet — rings tiefe Ruhe. Er bricht endlich das Schweigen, sagt, was er in sich trägt; sie senkt die Augen, wird rot, zuletzt sieht sie ihn an und schlägt die Arme um seinen Hals. Jeder Teil dieses vorgestellten Vorganges kann Gedächtnisvorstellung sein: ich kann einen Waldweg gesehen haben, ein errötendes Mädchen; ich kann schon von Liebe gesprochen, von einem Mädchen umarmt worden sein. Dann scheint die Einbildungskraft getrennte Teile zu einem Ganzen vereint zu haben. In Wahrheit aber ist es das **Gefühl**, das diese Vorgänge einigt und dazu die Einbildungskraft benutzt.

Es ist aber auch möglich, daß ich keinen Waldweg kenne, noch nie von Liebe gesprochen habe, nie von einem Mädchen umarmt worden bin. Ich habe aber einen Baum oder eine Gruppe von Bäumen im Gedächtnis, und ebenso einen Weg. Indem ich in der Vorstellung diese Gruppe vervielfache, schaffe ich durch die Einbildungskraft den Waldweg; das drängende Gefühl nimmt alle Worte, in denen sich Verlangen und Zuneigung ausdrücken lassen oder auch nur wenige stammelnde Laute, um sich zu enthüllen; die Umarmung wird vorgestellt, auch wenn sie nicht im Gedächtnis ist. So erweitert die Einbildungskraft mit geringen Hilfsmitteln den Vorgang in freier Thätigkeit. Aber auch hier ist es das Gefühl, das die Aufeinanderfolge der Augenblicksbilder bis in das kleinste, ganz nach dem Eigenwesen bestimmt. Wenn ein solcher Vorstellender z. B. die rote Farbe unangenehm empfindet, wird er der vorgestellten Geliebten gewiß nicht ein rotes Kleid geben, er müßte es denn in Wirklichkeit an ihr gesehen haben.

Nehmen wir nun als zweites Beispiel jemand, der gegen einen bestimmten Menschen Haß hegt. Das Gefühl ist scharf bestimmt. Wenn der Liebende das geliebte Wesen in seine Vorstellungen innig zu verweben strebt, so ist beim Hassenden der Gegensatz: er möchte das Verabscheute aus seinen Vorstellungen ausscheiden.

Zunächst bestimmt das Gefühl die Auffassung des Bildes. Alles Widrige erscheint schärfer ausgearbeitet: ein leiser Zug des Spottes wird zur Linie des Hohns vertieft; glänzende Augen bekommen einen stechenden Ausdruck; Eigenschaften, die auf andere anziehend wirken, werden verwischt oder in das Gegenteil verkehrt. Der ganze Vorgang dieses Ausgestaltens der Vorstellung ist vom Gefühle bestimmt, bis das Gedächtnisbild so dasteht, wie dieses es verlangt. Wie der Liebende den in seinen Gesichtskreis fallenden Handlungen des geliebten Wesens stets Beweggründe unterschiebt, die sein Gefühl bestärken können, so thut es der Hasser, und was widerspricht, wird so lange umgedeutet, bis es dem Gefühle gemäß erscheint.

Läßt nun der Hassende die Einbildungskraft walten, so wird er stets Auftritte erstehen lassen, in denen sein Gefühl irgendwie Befriedigung findet, in denen er als Sieger hervorgeht.

Im folgenden Beispiele mag ein Gefühl zu Grunde gelegt werden, das nicht so einfach ist, wie Liebe und Haß: der Neid.

In ihm mischen sich zwei Vorstellungskreise. Zunächst ist ein Begehren vorhanden; irgend etwas erscheint dem einzelnen wertvoll. Er stellt es sich vor aus seinem Gefühle heraus, d. h. mit besonders scharfer Ausprägung jener Eigenschaften, von denen er höchsten Genuß erwartet. Die Einbildungskraft führt ihm den Augenblick vor, wo er das Gewünschte erreicht. Wir wollen annehmen, es handle sich um einen Orden. Das begehrende Ich sieht sich im Besitze des Kreuzchens, das auf dem Rocke funkelt; es sieht sich in eine Versammlung eintreten; die Menschen weisen auf ihn, flüstern sich seinen Namen zu. So sehr aber diese Vorstellungen mit Hilfe der Einbildungskraft das innere Blickfeld ausfüllen, taucht immer wieder die Vorstellung der Wirklichkeit auf. Das im Vorstellungsspiele befriedigte Gefühl erkennt, daß es sich mit Scheingerichten habe sättigen wollen — die lockenden Bilder verblassen, das Begehren allein bleibt. Dieser Wechsel der Vorstellungen führt quälende Unruhe mit sich. Nun erhält ein anderer den Orden. Vielleicht muß der Begehrliche jenen Auftritt, in dessen Mittelpunkt er schon sein Ich gesehen hat, als Zuschauer miterleben, d. h. als „mittelbare Vorstellung" in sein Bewußtsein aufnehmen. Es sind nun zwei Kreise von Bildern vorhanden: jener aus dem Gefühl mittels der Einbildungskraft geschaffene und jener zweite. Das Verlangen möchte das Ich genießen, das Gedächtnis führt den Vorgang aus der Wirklichkeit vor, der dieses Verlangen verneint. Dieser Widerspruch wird als jenes Leid gefühlt, das wir Neid nennen. Der Neidische sucht einen Urheber seines Schmerzes und findet ihn in dem „Glücklicheren". Wie sich nun das weitere vollzieht, hängt ganz von den anderen vorhandenen Eigenschaften und den Umständen ab. Wenn die Regung des Neides in einem bequemen, gutmütigen Menschen auftaucht, so wird er danach streben, sich ihrer zu entledigen. Das geschieht, wenn er alle beunruhigenden Bilder, die auftauchen, durch andere verdrängt, wenn er die Vorstellung aushungert, bis sie schattenhaft wird und zuletzt verschwindet. Ist der Zurückgesetzte feige, so wird er den Neid verstecken, aber das Gefühl doch innerlich durch Vor-

stellungen nähren, an denen es erstarkt. Ist er bösartig, so wird er eine Gelegenheit suchen, dem Nebenbuhler irgendwie zu schaden. Wir sehen hier das Gleiche, wie bei der Verkettung der Bilder: das Auftreten jedes Gefühls hängt von den vorhandenen ab; die Zahl der Mischungen ist nicht zu bestimmen. Wie stark aber ein Gefühl auch sein möge, es schafft, sich erinnernd und neugestaltend, stets Bilder.

Das Gefühl ist es, das die ganze Welt der vermittelten Vorstellungen in ihrer ganzen Gestaltung bestimmt, auch bei Vorgängen, die ihm scheinbar entzogen sind, bei jenen Thätigkeiten, die wir Verstand und Vernunft nennen und die wir noch später kennen lernen werden

(Schluß folgt.)

Spätsommertag.

Zielloses Wandern, köstlich Geh'n zu Zwei'n
Still Hand in Hand, das Aug' ins Auge senkend,
Am späten Sommertag, im Mittagsschein,
Kein Gestern kennend, an kein Morgen denkend.

Wunschloses Glück! — Es blaut die weite See
Und dehnt sich gleißend wie ein Riesenspiegel.
Ein Möwenpaar regt des Gefieders Schnee
Und streift die Fläche mit gespanntem Flügel.

Wir schreiten langsam Arm in Arm dahin,
Im wachen Traum die schöne Welt betrachtend,
Halb unbewußt und halb mit Deutungssinn
Des leisen Gleichklangs unsrer Schritte achtend.

Da kommt's herangeflattert, schimmernd weiß
Wie Greisenhaar, ein luftiges Gewebe.
Des Herbstes früher Gruß. Es hebt sich leis
Und senkt sich dann als ob es atmend lebe.

Und schwebt gelassenen Fluges auf und ab
Gleich wie ein Schmetterling, ein duftbetäubter.
Nun wallt das weiße Schleiertuch herab
Und schlingt sich sanft um unsere beiden Häupter.

Wir hemmen unsern Schritt, stumm und verwirrt
Und bang vorahnend regt sich's in uns beiden:
Der seidenweiche Sommerfaden wird
Zur Fessel werden, uns ins Fleisch zu schneiden.

Clara Eysell.

Eine Reise nach Rom 1546.*)

Von **Julius Bintz**. (†)

1. Von Mainz nach Rom.

In dem Jahre, in welchem Dr. Martin Luther vor dem Elsterthore zu Wittenberg die päpstliche Bannbulle verbraunte, den Römlingen zum Ingrimm, seinen Anhängern zum Jubel, in demselben Jahre 1520 ward in Greifswald Bartholomäus Sastrow geboren. Als dieser merkwürdige Mann im Alter von 75 Jahren die Geschichte seines Lebens aufsetzte, da konnte er auf ungewöhnlich reiche und bunte Schicksale zurücksehen und durfte in seiner Selbstbiographie der eigenen Familie Beweis und Vorbild geben, daß Tüchtigkeit und kraftvolles Streben sich stets Bahn brechen. Ihm war es gegeben, mit den bedeutendsten Männern jener Zeit, einem Martin Luther, Philipp Melanchthon, Karl dem Fünften und so vielen anderen in Berührung zu kommen. Er konnte zuerst in untergeordneter Stellung das Treiben am Reichskammergericht in Speier und in der Rezeptur des Johanniterordens, die Zustände in Italien und die Wirren des Schmalkaldischen Krieges kennen lernen. Er hatte dann in pommerschen Diensten Gelegenheit im kaiserlichen Lager und auf den Reichstagen zu Augsburg vom Jahre 1547 und 1548, am Reichskammergericht und in mancherlei Mission ein gutes Stück Weltgeschichte mitzuerleben. Schließlich war es ihm gegönnt als tüchtiger Notar in seiner Vaterstadt Greifswald und als streitfertiger Bürgermeister in Stralsund einer ehrenvollen und reichen Thätigkeit zu leben.

Die Aufzeichnungen Sastrows, die namentlich für die Geschichte des erwähnten Augsburger Reichstages und des Interims, dann aber auch für das Kleinleben in einem bürgerlichen Hause wertvoll sind, hat unter anderen Gustav Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit benutzt. Der Leser wird die Auszüge im dritten Bande des genannten Werkes finden. Was wir hier bringen wollen, ist die Schilderung Sastrows von seiner Reise nach Rom, die er nach dem daselbst erfolgten Tode seines älteren Bruders unternahm, um sich nach den näheren Umständen dieses unerwarteten Todesfalles und nach der Hinterlassenschaft des Verstorbenen umzusehen. Bartholomäus Sastrow machte die weite Reise — sie fällt in das Todesjahr Martin Luthers, in das Jahr 1546 — ebenso wie sechsunddreißig Jahre vor ihm Luther zu Fuße, per pedes apostolorum, wie er sich ausdrückt. Die Mühseligkeiten und Gefahren des Reisens, die Gedankenwelt und die Figuren der Landstraße treten uns energisch in dieser Schilderung entgegen und mahnen uns, welch lange Kulturarbeit nötig war, um unser modernes Geschlecht mit seiner Lebensauffassung und seinen Ansprüchen zu zeitigen. Es war geboten, den Text zu kürzen und manches zu ändern, anderes völlig umzuarbeiten. Das Kolorit der Darstellung aber ist möglichst unverändert gelassen. Die Reise trat Sastrow von Mainz aus an, woselbst er durch ein Schreiben seines Vaters vom Tode des Bruders unterrichtet wurde. So mag er denn im folgenden selbst erzählen:

„Am achten Tage des Monats April des Jahres 1546 habe ich mich von Mainz aufgemacht und bin bis Kempten, einer gar alten Reichsstadt, woselbst auch eine ansehnliche Abtei ist, sechsunddreißig große Meilen rauhen und mir unbekannten Weges ganz allein gegangen. Ich hatte auf diesem Marsche nichts Verdrießliches, als daß ich müde und mir

---

*) Aus: „Deutsche Kulturbilder aus sieben Jahrhunderten“ von Dr. Jul. Bintz. 1. Bd. 12.—17. Jahrh. 2. Bd. 18. u. 19. Jahrh. (1893. Hamburg. Otto Meißner). 5 Mk. Die beiden Bände enthalten sittengeschichtliche Schilderungen, die sich zumeist unmittelbar an echte Quellen anlehnen. Es kann nicht oft genug gesagt werden, daß das geschichtliche Wissen, das uns die Schule vermittelt, ein durchaus unzureichendes ist. Wir lernen meist nur Fürsten und Kriege kennen; wie unsere Väter gelebt haben, wie sie litten und sich freuten, wie sie in Dörfern, Städten und in Schlössern lebten, wie sie reisten, davon erfahren wir sehr wenig. Und auch die Litteraturgeschichte nimmt zu wenig Rücksicht auf den sittengeschichtlichen Hintergrund. Neben dem noch immer zu kostspieligen Werke Freytags hat darum ein billiges Werk, wie das vorliegende, doppeltes Recht auf allgemeine Beachtung, besonders wenn es den Vorzug besitzt, lebendig geschrieben, von Liebe zu deutschem Wesen erfüllt zu sein, ohne Volksschwächen zu schmeicheln. Diese Vorzüge besitzen die „Kulturbilder“ des verstorbenen Leiters des Wilhelm-Gymnasiums in Hamburg. Sie vereinen 38 Aufsätze, die dem Laien wirklich ein faßliches Bild deutschen Lebens vermitteln können und trotz der kurzen Fassung nicht oberflächlich sind. Wir wünschen dem Buche besten Erfolg. Möge die Probe, mehr als es die bloße Empfehlung vermag, dem Werke Freunde gewinnen. D. v. L.

der Weg in Ermangelung von Gesellschaft langweilig wurde. Aber hart vor Kempten, als die Sonne unterging, da kamen von der rechten Hand her zwei ausgewachsene Wölfe über das Feld gelaufen, die liefen einem Eichenwäldchen zu, das sich links vom Wege befand. Wie die auf den Weg kamen und etwa einen Steinwurf weit von mir ab waren, da wendeten sie sich gegen mich und blieben so stehen. Ich gedachte, es wäre mit mir jetzt zum Letzten gekommen; denn ging ich zurück, so wären sie mir nachgelaufen, ging ich aber zu, so brachte ich sie mir näher. Jedoch ich blieb ruhig und befahl mich unserem Herrgott; und als ich dann beherzt weiter ging, wandten sich die Wölfe von mir ab und liefen auf das Gehölz zu. Aber ich säumte auch nicht lange, beides, wegen der Gefahr vor den Wölfen und weil der Tag sich neigte, damit ich in die Stadt vor dem Zuschließen käme. Da ich nun solches in der Herberge berichtete, sagten sie, daß ich mich dessen nicht sollte wundern, denn das Gebirge habe viel des Raubzeuges; doch nähme sie es wunder, daß ich von den Wölfen dermaßen ruhig gelassen worden, deswegen hätte ich dem gnädigen Gott höchlichst zu danken.

„Zu Kempten lag ich zwei Nächte, denn sie sagten, es geschähe viel Mordens im Gebirge; auch wären Wölfe und andere schädliche Tiere darin, deshalb rate man mir, mich nicht allein hineinzubegeben. Und es kamen erstlich drei Niederländer, die wollten nach Rom und Neapel, und ich gedachte, das wäre eine rechte Gesellschaft; und da folgends noch mehr Gefährten auf Venedig kamen, so gingen wir miteinander. Alle Abend oder auch einen um den anderen Abend setzten wir die Beine bis fast an die Kniee in fließendes Wasser, das zieht die Hitze und Müdigkeit trefflich aus, so daß man gar frisch wird. Solches lehrten mich die Niederländer. Also kamen wir in der Osterzeit während des Konzils nach Trient, das von Kempten 34 Meilen ist. Jedoch ehe wir nach Trient gelangten, kamen wir in einen Marktflecken, erquickten uns am Mittage die Schenkel in fließendem Wasser, kochten uns selbst Milch und Eier und was wir sonst bekommen konnten, und baten den Wirt und die Wirtin zu Gast. Die aber waren gutwillig in allem, was wir begehrten, denn ihnen däuchte, wir würden es wohl bezahlen. Als wir nun gut geruht hatten, dazu wohl gegessen und getrunken hatten, machten wir Rechnung, bezahlten, grüßten den Wirt und die Wirtin und gingen unseres Weges weiter. Wie wir aber ein gutes Stück von der Herberge waren, sahen wir einen auf einem Klepper uns eilends nachreiten, der winkte mit dem Hute, daß wir seiner Ankunft warteten. Dieser brachte mir mein Säckel — es war von braunem Damast — darinnen ich mein Zehrgeld hatte und das ich auf dem Tisch liegen gelassen. Ich wollte ihm ein Trinkgeld geben, aber er verweigerte es. Ob das wohl auch allhier geschehen wäre und solche Treue und Aufrichtigkeit einem widerfahren wäre?

„In der Osterzeit habe ich zu Trient die lieblichste Musik in der Kirche gehört. Habe sonst Herzog Ulrichs von Württemberg, des Kurfürsten von Sachsen, des Römischen Königs, ja des Kaisers Musik gehört, aber dieser waren sie lang nicht gleich. Alte Männer, die Bärte hatten bis auf den Latz, sangen in voller, nicht mutierter Stimme den Diskant so rein und lieblich wie wohlstimmende Mägdlein.

„Es war einer mit der Post von Venedig zum Konzil nach Trient geritten, ein Postknecht hatte das Pferd bei sich, um es zurückzuführen. Mit diesem handelte ich um ein Geringes, daß ich mit ihm auf dem einen Pferde ritt bis gegen Venedig; mit meinen Gefährten aber besprach ich, daß ich ihrer daselbst in der Herberge, die man ‚leone blanco‘ nennt, auf deutsch ‚zum weißen Löwen‘, warten wollte.

„Eine kleine Tagereise von Trient kommt man aus den Alpen nach Lombardien;*) da war man wie in einer anderen Welt, die Luft war warm, alle Bäume waren grün, die Kirschen waren reif; hätte ich für tausend Gulden Kirschen haben wollen, so hätte ich sie zu Trient und Venedig bekommen können, nicht anders als in Pommern mitten im Juni. Lombardien ist ein schönes, fruchtbares, ebenes, wohl bebautes Land; der eine Baum steht von dem anderen etwa dreißig Schuh, und die eine Reihe von der anderen etwa sechzig Schuh. An die Bäume sind Weinstöcke gepflanzt, die neben den Bäumen aufwachsen, und ihre Ranken reichen von einem Baume zum anderen, so daß Äpfel und Birnen auf den Bäumen sitzen und die Weintrauben zwischen den Bäumen hängen; zwischen den Baumreihen aber wächst das Korn. Am Rande des Ackers sind Bächlein geleitet; wollen sie nun den Acker wässern, so können sie des Morgens aus den Bächlein durch Löcher, die sie nach Gefallen auf- und zumachen, das Wasser über den Acker laufen lassen, daß er nicht anders daliegt als wie eine Wiese; den Tag über hat er die warme Sonne. Da muß freilich alles wachsen, auch das Korn zweimal Ähren bekommen. Es hat jedoch auch die Lombardei zwischen Trient und Venedig viele schöne Städte und Schlösser.

„Zu Venedig bin ich nun fast Ende April angekommen und, bis meine Gefährten mir nachkämen, hin und her spaziert. Da nun die Jungen auf der Gasse mich an der Kleidung als Deutschen erkannten und mir nachriefen: ‚Du bist ein Deutscher, also ein Lutherischer‘, habe ich meine Kleider auf welsche Art umändern lassen.

„Es ist auch ein alter Meßpfaffe aus dem Niederlande geritten gekommen mit einem Knecht, der ihm das Pferd besorgte, der wollte aus närrischer Andacht nach dem heiligen Grabe ziehen. Meine Gefährten wollten mit ihm in Religionssachen disputieren; da ich ihn zu schwach befand, so gab ich in der Disputation einen Katholiken ab. Deshalb bezahlte er für mich in der Herberge und bat mich, ich möchte mit ihm nach Jerusalem ziehen, er wolle mich ganz und gar frei halten; doch ich bin bei meinem Vorsatz, nach Rom zu gehen, geblieben. Ob wir nun gleich in Venedig an den ins Wasser gebauten Häusern und Klöstern alle Augen voll zu sehen hatten, auch wenn wir ein ganzes Jahr still gelegen wären, so vertrug das doch unser Säckel nicht, und so sind wir nach Chiosa geschifft, welche Stadt den Venetianern gehört und 25 welsche Meilen von Venedig liegt. Dort geht erst recht das Adriatische Meer an; wir aber mieteten uns auf einem großen Schiffe nach Ancona zu ein, doch mußten wir etliche Tage zu Chiosa still liegen, weil uns der Wind nicht günstig war.

„Zu Chiosa ward uns die Zeit lang; die vertrieben wir uns vor dem Thore mit Kegelschieben. Ich hatte aber meinen Dolch ebenso wie meine Gefährten auf dem Rücken stecken, denn das ist eine Sitte der Niederländer. Die Obrigkeit beschied uns vor sich, stellte uns zur Rede, wie wir dazu kämen, daß wir die Dolche öffentlich trügen. Das dürfe

*) Vergleiche hiezu die Schilderung Luthers: „Italien ist ein sehr fruchtbar, gut und lustig Land, sonderlich Lombardia ist ein Thal zwanzig deutscher Meilen Wegs breit; mitten dadurch fließt der Po, gar ein sehr lustig Wasser, so breit als von Wittenberg gen Brate ist: auf beiden Seiten sind die Alpen und das Apenninusgebirge.“

man in Italien nicht thun bei der Vermeidung der Folter, doch sie erachteten, daß uns solches Gesetz unbekannt. Deshalb wollten sie uns für dieses Mal verschonen, aber uns vermahnt haben, den Dolch stracks abzulegen. Auch examinierten sie uns, von wannen wir kämen und wo wir daheim wären. Als ich sagte, meine Heimat wäre fast zweihundert Meilen von dannen, das Land heiße Pommern und liege am Baltischen Meere, so konnten sie sich nicht genugsam wundern. Sie fragten uns, ob wir auch katholischer Religion wären?

„Ich sagte: ‚Ja!‘ — Ob wir denn auch des heiligsten Vaters, des Papstes, Lehre für recht hielten, ferner was wir von der Mutter Gottes und anderen Heiligen, dazu auch von der Messe dächten? — Wir sagten, daheim in unseren Kirchen würden wir gelehrt, daß Gott der Vater, als sein geliebter Sohn Jesus Christus von Sankt Johannes im Jordan getauft worden, vom Himmel heruntergerufen habe: ‚Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Gefallen habe, den sollt ihr hören.‘ Die Lehre, die der Sohn Gottes und die heiligen Apostel hinterlassen, wäre die rechte katholische Lehre; deshalb hielten wir von der benedeiten Jungfrau Maria, allen Heiligen und von der Messe, soviel davon in der heiligen Schrift und in Gottes Wort wäre. — ‚Wo wir denn hinaus wollten?‘ — ‚Nach Rom,‘ sagten wir. — Sie schüttelten die Köpfe, lachten und befahlen uns in Gottes und seiner heiligen Engel Schutz mit Vertröstung, daß uns bei ihnen kein Leid widerfahren solle.

„Als aber der Wind begann gut zu werden, gingen wir zu Schiff, und wir hatten an Essen und Trinken, soviel wir nach Bericht des Schiffers vonnöten, eingekauft. Der Schiffer zog die Segel auf, und wir fuhren auf Ancona zu, liegt von Venedig 211 welsche Meilen, bekamen aber zwischen Chiosa und Ancona Ravenna und viele andere schöne Städte an dem Adriatischen Meere zu Gesicht. Zu Ancona sind wir wieder ans Land gekommen; es ist eine gewaltige, große Kaufstadt, hat einen trefflichen Hafen, der um die Stadt in Form eines Halbmondes gebaut ist, in welchem viele große Schiffe vor allem Sturm und Unwetter still und sicher liegen können, als lägen sie mitten in der Stadt. In dieser Stadt ist zu unserer Gesellschaft ein Niederländer gekommen, der war Petrus genannt, ein langer, feiner, junger Mensch, der lange in Welschland gewesen, dem Kriege nachgezogen war und nach Rom wollte. Den Weg von Ancona nach Rom durch die Flecken und Städte wußte er gar fir. Von Ancona führte er uns nach Loreto, ist fünf welsche Meilen von Ancona; es liegt in einem räuberischen Orte, einer rechten Wildnis, hat nur eine Gasse, an deren Ende ein kleines Kirchlein ist. Hiervon fabulieren sie, daß daselbst der Jungfrau Maria Wohnung gewesen sei, die die Engel aus Nazareth über das Meer geführt und an den Ort gesetzt haben sollen. In dem Kirchlein steht in Manneshöhe ein Marienbild, das soll Sankt Lucas als der Jungfrau Maria Conterfei gemalt haben. Wenn dann die Pilger dorthin kommen und durch den anwesenden Meßpfaffen ihr Paternoster an das Marienbild halten lassen, so bekommt das Paternoster von den Anrührern grausam viele Indulgentien, die man nicht um ein Fürstentum verkaufen sollte.

„Sie haben zu Loreto für die Pilger viele Stachelschweinfedern; ich habe selbst viele lebendige Stachelschweine gesehen, die so groß wie ein Igel sind. Die Federn, wie man sie nennt, wachsen ihnen auf dem Rücken wie den Schweinen die Borsten. Drei Federn, an einer jeden ein Fähnlein und vor demselben ein großes Marienbild von Blei gegossen, kaufte ich mir und ließ mir das am Strohhut befestigen; damit ging ich bis nach Rom. Auch habe ich zu Loreto eine lebendige Gemse gesehen. Und ob es wohl dort, sonderlich in den Alpen, viele giebt, ich auch von dem Fleische gegessen habe, das höher geschätzt wird als das Rehfleisch, ich ferner von Gemsleder ein Paar Hosen aufgetragen habe, die man jederzeit wie Leinwand waschen kann und die gar geschmeidig bleiben, so habe ich doch eine weitere Gemse lebendig nicht gesehen, als diese eine allein.

„Von Loreto bis nach Rom sind 119 welsche Meilen; auf diesem Wege liegen viele große Städte, deren Namen ich mir nicht gemerkt habe. Denn Petrus war des Weges kundig und bei allen Städten wußte er, wie weit sie voneinander liegen und wie sie heißen, namentlich war das bei den Klöstern der Fall. Obgleich er nichts studiert hatte, so war er doch ein guter Musikus und konnte singen, was ihm vorkam. Wenn wir in eine Stadt kamen, so lief er stracks mit uns nach dem Kloster; die jungen Mönche wußten ihn bei Namen zu nennen, empfingen ihn freundlich und holten hurtig etwas zu essen und ein Glas Wein; dann wurde ein Stücklein gesungen und ein Trunk getrunken, und flugs ging es nach einem anderen Orte. Wir hatten an Petrus einen bequemen Gefährten, weil er den Weg kannte und in den Städten gar wohl bekannt war; auch war er unterwegs kurzweilig, und es ist, wie der Lateiner sagt, das Plaudern eines Gefährten auf der Reise so gut wie ein Wagen. Er erzählte uns der Länge nach, wo er zu Hause sei, wie viele Jahre er seine Eltern und Freunde nicht gesehen, wie er stets in Italien geblieben, doch jetzt begehre er heimzuziehen. Ich berichtete dagegen meine Angelegenheit und warum ich nach Rom zöge; wenn ich meine Geschäfte daselbst verrichtet, wollte ich wieder nach Deutschland. Jener sagte, er wolle mich dann begleiten, es werde eine lustige Reise nach Mailand zu und durch einen Teil von Frankreich werden; er wisse die Wege bis nach dem Niederland. Ich war froh, daß ich solchen Gefährten zurück haben sollte. Aber das wäre mir beinahe übel bekommen, wie ich im folgenden bei meiner Abreise von Rom berichten will. Als wir nun zu Rom den 22. Mai ankamen, hat uns Petrus in eine Herberge gebracht; ich erkundigte mich bei ihm, wo er zu finden, und bat ihn, mich öfters zu besuchen. Sobald wir in Rom fertig, wollten wir miteinander nach Deutschland zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Kehr wieder.

„Kleine Blumenkinder, an der Wiese Saum,
Hab euch abgepflückt, so wie in wachem Traum.
Sommerwinde wehen über die Wälder hin,
Leises, tiefes Sehnen geht durch meinen Sinn.
Klänge tiefster Sehnsucht stimmt mein Herz nun an,
Wann denn kehrst Du wieder, Du geliebter Mann?
Pflücke für Dich Blumen, singe für Dich Lieder,
Alle mit dem Rufe: kehre, kehre wieder!“

W. Ullrich.

Gedanken.

Von **Clara Dorn.**

Wenn ein großer Schmerz einen mächtigen Riß in unser Sein gemacht hat, so wird dies zwar nie wieder zu einem Ganzen, aber in den ausgetretenen Geleisen des Alltagslebens finden wir uns dennoch schnell genug wieder zurecht. Wenn ein Stern zersprungen ist, so irren seine Trümmer oft noch Millionen Jahre über die gewohnten Bahnen. Und es ist gut, daß die Grundbedingungen ihrer Existenz sie darin festhalten, denn ins Weltall hinausgeschleudert würden sie zu Atomen zerstieben.

*

Wie in dem großen Gewebe, das der Schöpfer in unsichtbarer Hand hält, Masche in Masche greift, für sich und doch nicht für sich existierend, so schafft zwar die Kunst, einem unbewußten Drange gehorchend, aus sich heraus, dient aber, ans Licht getreten, ihrer erhabenen Bestimmung, in vielfachen Gestalten und Bildern den leitenden Gedanken des großen Werkmeisters festzuhalten, ahnungsvoll Stoff und Bedeutung so miteinander verknüpfend.

*

Wer etwas Bleibendes schaffen will, der muß am Webstuhl reiner Menschheit das wirken, was keiner Mode unterworfen ist.

*

Konzentration ist, was den Menschen heutzutage abhanden gekommen ist. Nur die im Brennspiegel gesammelten Sonnenstrahlen zünden.

*

Wollte man doch beim Kinde zuerst die Lüge ausrotten! Lehrt es die Wahrheit lieben, dann ist ihm alles Schlechte zuwider, wie die Flecken im Spiegel. Und ist denn nicht jedes Unrecht nur eine in die That umgesetzte Lüge, ein Ausfluß aus dem Geiste der Verwirrung, der die einst paradiesische Erde zum Jammerthal machte?

*

Die Lüge zieht sich durch alle Schichten der modernen Gesellschaft; in den höhern erscheint sie als die geschminkte Heuchlerin, die sich mit ihrem Wesen nicht recht hervorwagt; in den niedern macht sie sich breit wie ein grobes Gassenweib, das seine Existenz für vollkommen berechtigt und unentbehrlich hält.

Neue Bücher.

Schneeballen vom Bodensee. Heidelberg, Georg Weiß.
Dr. Heinrich Hansjakob hat unter diesem Titel ein Buch herausgegeben, welches seinen zwei Vorgängern gleichen Namens ebenbürtig ist an Lebenswahrheit, Humor und poetischem Reiz. Jene führten uns ein in das Leben großangelegter, elegischer Bauernnaturen des ernsten, tannenüberwachsenen Schwarzwaldes. Dieses zeigt uns die beweglicheren, farbenreicheren, „von der Kultur nicht mehr ganz freien Menschen" eines Rebdorfes am Ufer des sonnenbeglänzten, sturmbewegten schwäbischen Meeres, des Verfassers „liebsten Freundes", wo er während 14 Jahren Pfarrer war.

Die Fischer und Rebleute von Hagnau sind arm, und sie haben den Heroismus der Armut. Wenn sie aber in schneeigen Winternächten aus dem „Wigarte", dem jetzt säkularisierten Klosterwalde, das Holz holen, welches ihnen früher als freie Gabe zukam, so halten sie das für ritterliche That. Und wenn die Schmuggler von der Schweizerseite über den finstern See gerudert kamen, war es der Nachtwächter selbst, der durch einen brennenden Strohwisch das Zeichen gab, es könne in Sicherheit vor den Zollwächtern gelandet werden.

Ihren Frohsinn verdanken die Hagnauer vielleicht wohl dem Seewein, der aber so sauer ist, daß er nur da, wo er gewachsen, unter dem Einfluß der heimatlichen Ufer trinkbar ist, den Hagnauer Rebbauern und Schifferleuten aber, nach dem Worte Homers, „die seligste Wonne des Lebens" dünkt. „Ein Trunk" spielt auch bei allen Gelegenheiten keine kleine Rolle, und wer statt des Weines „Lire" (Apfelmost) trinken muß, der ist wahrhaft arm. Die Trinkfähigkeit der Weinbauern bezeugt der folgende Gebrauch. Die stramme Weste ihres Sonntagsanzuges hat vierundzwanzig Knöpfe, die mit der gewöhnlichen Bestimmung aller Knöpfe noch die einer Zahltafel verbinden. Für jeden getrunkenen Schoppen am Sonntag nachmittag wird, von unten angefangen, einer aufgeknöpft, und ist die Reihe an den vierundzwanzigsten gekommen, so beginnt die Weiterzählung, indem sie von oben wieder zugeknöpft werden.

Es lebte in Hagnau früher ein gut Stück Volkspoesie. Wir empfinden sie, wenn im Morgengrauen die geladenen Kirschenboote in den Nebel hinausruderten gegen Konstanz zum Markt, — wenn die Segelschiffe der verschiedenen Uferländer in einem winzigen Hafen sich zusammenfanden, um auf günstigen Wind zu warten, während ihre Mannschaft sich am Seewein gütlich that; — sie lebt aber auch heute noch in den Bittgängen der Gemeinde dem Ufer des bergumsäumten Sees entlang; — in der „Seeprozession", wenn über die drei Stunden breite zugefrorene Wasserfläche das Bild des heiligen Johannes feierlich getragen wird, um in der Kirche des gegenüberliegenden Ortes bis zum nächsten Überfrieren (was gar selten nur eintritt) zu bleiben; wie dies nach der Inschrift des Bildes bereits im Jahre 1573 geschah; — sie lebt in der alten Sitte des „Funkensonntags", dem ersten Sonntag in der Fasten, wenn der Schnee schmilzt und das Frühjahr im Anzug ist; da werden in allen Dörfern des rechten Seeufers Freudenfeuer angezündet, wozu die erwachsenen Buben von Haus zu Haus das Holz erbitten und auch der ärmste Mann wenigstens sein Bündel Rebholz freudig schenkt. Am Lätaresonntag darauf brennen dann die „Funken" auf den gegenüberliegenden Bergen und senden ihre roten Sternenlichter über den abendlichen See.

In Dr. Hansjakobs Schilderungen der Menschen vereinigt sich auf ergreifende Weise der Humor und das Tragische; so beim „Prinzen Hanne", der in der Jugend sein Erbteil auf einer fürstlichen Reise im Vierspänner, in Begleitung des Tambours als Kammerdiener, verthat, und im Alter durch Hunger und Erschöpfung auf der Landstraße in einer Winternacht den Tod fand; so beim Schneider Klemens, der in einem Thorturm der Reichsstadt Wangen unter Mißhandlung und Heimweh seine Jugend vernähte und dabei noch Zoll- und Nachtwächterdienst versah; später in der Lotterie gewann und die Amtmannstochter heiratete, dann aber doch im Armenhause starb. — Von den Schneidern im allgemeinen heißt es, daß sie fleißig in die Kirche gingen, bei den Wahlen aber immer rot wählten. — Die sympathischste Figur ist der „groß Kübele", der von seinem

Pfarrer „eingeschmuggelte Sakristan“, welcher aus dem Hungerjahr 1817 einen ungewöhnlichen Appetit „ererbt“ hatte, der es trotz Arbeit und Sparsamkeit und immer neuem Hoffen doch nie zu einem „Süle“ (Schweinchen) brachte, und verbittert, sich der 48er Revolution ergab. Ein Mann voll Idealismus und selbst Romantik, der „bis zu seinem letzten Atemzug große Gedanken hatte“, der lebte und starb mit dem Heldenmut und mit der einfachen Ruhe des Armen.

Es sind originelle, echte Menschen, die wir kennen und lieb haben lernen, frei von der konventionellen Derbheit sowie von der konventionellen Sentimentalität der Bauersleute gewöhnlicher Dorfgeschichten. Ihre Eigenart und ihre Schicksale bilden weniger das Thema dramatisch abgerundeter Novellen wie bei Rosegger, als sie in epischer Aufeinanderfolge, reich mit Episoden verflochten, vor uns vorüberziehen oder auch uns mitreißen. Der anscheinend kunstlose Realismus der Darstellung, die fast natürliche Einfachheit des Tones, wie sie den geschilderten Menschen abgelauscht scheint, durchwoben und durchleuchtet von Poesie und Humor, bringt uns dieselben ergreifend nahe. Zu solch wunderbarer Wahrheit gehört aber neben der Dichtergabe auch ein tiefes Verständnis des arbeitenden und des armen Mannes, wie es nur derjenige erlangt, der ihm seine besten Lebenskräfte weiht.

„Die Volksseele ist von Gottes Gnaden,“ sagt Hansjakob, und das bringt er uns zum Bewußtsein in seinen Büchern. C. Bl.

Übersicht über die Leistungen der Deutschen Böhmens auf dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Litteratur im Jahre 1891. Herausgegeben von der durch Professor Philipp Kroll 1892 ins Leben gerufenen „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen“ und erschienen im Selbstverlage dieser Vereinigung nationalpatriotischer Männer.

Dieses 10 Bogen in Großfolio umfassende Buch soll den unwiderleglichen Beweis erbringen, daß auch unter den heutigen schwierigen Verhältnissen die deutsche Geistesarbeit in Böhmen vorherrscht. Es bildet somit ein wichtiges Bollwerk im Verteidigungs-System der dortigen Deutschen. Sorgfältige Zusammenstellung und gute Gliederung sind dieser Übersicht nachzurühmen. K. Pr.

Frühlingslüfte und Herbsteswehen. Eine Liedergabe von Anna Schilling. (Verlag von Entrich.)

Ein gefälliger Mann, der seinen Namen nicht einmal verschweigt, giebt der „Dichtergenossin“ oder wie ohne Vorspiegelung falscher Thatsachen besser gesagt werden kann, der Verfasserin recht freundliche Lobsprüche mit, die sich in klingelnden Reimen nicht übel ausnehmen. Er nennt Anna Schillings Gedichte eine selige Schar mit himmlischem Gefieder. Er vergleicht sie mit perlenden Thränen, geschöpft aus tiefstem Gemüt. Niemand außer Nahbefreundeten oder Kritikern, deren Lob weniger ehrt als ihr Tadel, kann in Anna Schillings „Frühlingslüften und Herbsteswehen“ etwas entdecken, das an Begabung erinnert oder gar an Eigenart. Und selbst wenn es der Fall wäre, so würde der Weg noch ein weiter sein zu dem Lob von Liedern, die perlenden Thränen gleichen oder einer seligen Schar mit himmlischem Gefieder. Die Vorstellungen vom Himmel sind ja verschieden. Einstimmig aber würde Freund wie Feind einen Himmel ablehnen, wo die Langeweile so regierte, wie in dieser überflüssigen „Liedergabe“. Fr. K.

Zur Besprechung eingeschickte Bücher.

Erzählendes.

Oskar Linke: **Chrysothemis erzählt.** Griechische Geschichten. Leipzig, Liebeskind. — Max Kretzer. **Irrlichter und Gespenster.** Weimar, Schriftenvertriebsanstalt 1894. — B. v. d. Lanken: **Magelone.** Roman. Berlin, Georgi. — O. Ernst: **Auf heiligem Boden.** 2 Bde. Breslau, Schottländer. — Robert Hamerling: **Was man sich in Venedig erzählt.** Hamburg. J. F. Richter. — B. Dornfeld. **Tiefenthal.** Erzählung. Leipzig, Ernst Rust. — A. v. Puschkin: **Dubrowsky.** Novelle, übersetzt von Natalie von Bessel. Breslau, Schottländer. — Ludwig Ganghofer: **Der Klosterjäger.** Stuttgart, Bonz. — W. Siegfried: **Fermont.** Roman. München, Albert. — Marie Bernhard: **Unweiblich.** Roman. 2 Bde. Dresden, Universum. — Nievelt: **Sturmnot und andere Phantasien.** Aus dem Holländischen von B. Zimmermann. Hamburg, J. F. Richter. — F. v. Schönthan: **Der General.** Eine erlebte Geschichte. Breslau, Schottländer. — Ossip Schubin: **Schatten.** Novellen. Stuttgart, Engelhorn. — Zach. Nielsen: **Die Möwe.** Übersetzt von M. Mann. 2 Bde. Ebendas. — K. E. Franzos: **Ein Opfer.** Erzählung. Ebendas. — Friedrich Elbogen: **Delirien.** Berlin, Steinitz. — Hedwig Dohm: **Wie Frauen werden. Werde wie Du bist.** (Novellen.) Breslau, Schottländer.

Dramen. Epen. Gedichte.

Banville: **Gringoire.** Schauspiel, deutsch von Heynol. Halle, Hendel. — Joh. Börjesson: **König Erich.** Trauerspiel, deutsch von Passarge. Ebendas. — B. Weiß. **Atheisten.** Schauspiel. Zürich, Schabelitz. — Ernst Wichert: **Aus eigenem Recht.** Schauspiel. Leipzig, Reißner. — Beatus Rhenanus. **Meister Martin und seine Gesellen.** Ein Reimspiel. Marburg, Elwert. — Emma Croon-Mayer: **Johannes von St. Gallen.** Dresden, Pierson. — Aug. Kellner. **Hie Rothenburg.** Dichtung. Oldenburg, Schulze. — Rob. Hamerling. **Letzte Grüße aus Stiftinghaus.** Lyrischer Nachlaß. Hamburg, J. F. Richter. — Lina Herrlinger-Ludwig: **Meine Lieder.** Stuttgart, Bonz. — E. Albrecht. **Drachenhort.** München, Albert. — Joh. Hilger. **Gedichte.** Dresden, Pierson. — E. Lechleitner: **Tiroler Waldrast.** Liederbuch. Wolfenbüttel, Zwißler. — Anton Ohorn: **Brevier und Fiedel.** Neue Gedichte. Großenhein, Baumert und Ronge. — Heinrich Teweles: **Prager Dichterbuch.** Prag, Ehrlich. — **Moderner Musenalmanach** auf das Jahr 1894. Herausgegeben von O. H. Bierbaum. München, Albert. — Franz Held: **Trotz Alledem!** Berlin, Freskoverlag. — Paul Remer: **Unterm Regenbogen.** Berlin, Verlagsabteilung der Deutschen Schriftstellergenossenschaft 1894.

Inhalt der Nr. 18.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 19.

Schwestern.

Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

„Nimm es Dir nicht zu Herzen," tröstete Toni, „das passiert uns allen, wenn wir arm und hübsch sind. Nur laß Dich nicht darauf ein, den Unsinn für wahr zu halten, den Dir die vornehmen Männer vorflunkern. Ehrlich meint es keiner; das kannst Du glauben."

„Wäre ich im Hause der seligen gnädigen Frau geblieben, es wäre anders," sprach Nora leise.

„Ja, Kind, das war auch ein Unglück für Dich, daß Du es erfahren lerntest, es könne schöner auf der Welt sein, als Du es jetzt hast. Besser wäre es gewesen, Du hättest die reiche Frau nie gesehen."

„Ach, Toni, sage das nicht; ich war so glücklich bei ihr."

„Was ist das Glück nütze, das nur so kurze Zeit dauert? Man wird unglücklicher nachher, wenn man es verloren hat. Was hast Du davon, daß Du einmal in einem feinen Zimmer gewohnt und an einem vollbesetzten Tische gegessen hast? Du wärest zufriedener geblieben ohne das alles."

„Es ist nicht das, was ich vermisse," erwiderte das Mädchen. „Sie waren alle so lieb und gut zu mir, wie es jetzt keiner ist. Die teure gnädige Frau, Ellen und auch Leo von Rochus."

Toni blickte auf. „Leo von Rochus?" wiederholte sie. „Kennst Du denn den?"

„Er kam oft in das Haus, so lange ich bei Frau von Walldorf war. Seitdem habe ich nie wieder etwas von ihm gehört."

„Ist denn das der Lieutenant bei den Ulanen, für den die Tücher dort sind?"

„Die Batisttücher, die ich säumen soll — für Leo?" rief Nora mit stockendem Atem aus. „Ja, er steht bei den Ulanen. Sollte er denn hier sein?"

„Wenn das Dein Bekannter ist, dann ist er hier. Sein Diener brachte mir die Taschentücher vor acht Tagen und wollte sie bald wieder holen, da sein Lieutenant sie brauche. Ich habe auch seitdem Tag für Tag darüber gesessen, aber eins ist noch übrig."

„O bitte, zeige sie einmal."

Toni holte die sorglich eingeschlagenen Batisttücher herbei.

„Hier sind sie; da ist das L. R. mit der Krone. Haben mir Mühe gemacht, denn der Herr Lieutenant schickte mir die Zeichnung für sein Monogramm mit."

Noras Hand strich über den kunstvoll ausgeführten Namenszug. Für Leo also! Sie wußte nicht, was sie so wehe dabei durchzuckte. Vor Jahren hatten sie ihre Spiele geteilt und sie hatte zuweilen einen kleinen Schaden heilen müssen, den er seiner Kleidung beim Laufen und Klettern zugezogen. Nun war sie wieder thätig für ihn, doch fortan als bezahlte Näherin.

„Gute Nacht, Toni," sagte sie gepreßt, „es wird spät, ich muß mich eilen, wenn ich Dir die Tücher noch säumen soll. Wo sollst Du sie hinschicken?"

„Das ist nicht weit. Der Herr Baron ist seit dem Ersten hier in die Nachbarschaft gezogen, Gartenstraße 14, glaube ich."

Nora ging mit ihrer Arbeit hinweg, um sich in ihrem Stübchen an die Maschine zu setzen. Sie beugte den Kopf tief über die feinen Tücher vor ihr und nähte eifriger, als sonst, als müsse sie den Gedanken entfliehen, die so unablässig auf sie einstürmten, den Wunsch gewaltsam unterdrücken, der in ihr emporgestiegen und der in dem Verlangen gipfelte, den Freund ihrer Kindheit, Leo Rochus, wiederzusehen.

Er wohnte in einem eleganten Hause schräg gegenüber; sie wußte es bereits am folgenden Tage. Die drei Parterrefenster, von weißen Vorhängen verhüllt, gehörten ihm — vielleicht fügte es der Zufall, daß sie ihn vorbeireiten oder gehen sähe.

Ach, er brauchte es ja nicht zu wissen, daß sie in seiner Nähe sei — was hatte er noch mit ihr fernerhin zu schaffen? Sie waren getrennt, als ob

das weite Meer zwischen ihnen läge, wenn auch nicht räumlich, so doch durch die gesellschaftliche Kluft, die sich zwischen ihnen aufgethan.

Sie saß mit ihrer Näherei am Fenster und wartete — wartete, wie jene tausend anderen vor ihr, nach ihr, die mit sehnenden, anklagenden Augen nach dem Wunder des Glückes ausschauen, das zu ihnen den Weg nicht findet.

Noch war es ja so wenig, was sie begehrte — einen flüchtigen Blick auf eine Gestalt, die ihr aus vergangenen Tagen teuer war, und die ihr alles verkörperte, was sie betrauerte — noch hatte sie den Mut und auch die Geduld, von dieser Bettlergabe des reichen Schicksals zehren zu wollen, als sei ihr mit solcher ein wirkliches Geschenk zu teil geworden.

Ihr Ausharren wurde belohnt. Schon am dritten Tage kam er vorübergesprengt auf seinem feurigen Rotschimmel, ein Bild jugendlicher Männerschöne, wie der Kriegsgott, dem er diente.

Er grüßte nach der Richtung, wo Nora hinter ihrer Gardine verborgen stand. Das war sein altes freundliches Lächeln. Sie schalt sich thöricht, daß ihr unwillkürlich die Thränen in die Augen traten. Er war wohl noch der gleiche geblieben, der er damals war; nur sie, nur sie war eine andere geworden, oder glaubte sie es nur, weil ihr Herz so voll stillen Wehes war, die ganze Welt ihr verwandelt zeigend, den aufgehenden Tag sonnenlos, die Zukunft öde und grau?

Aber jetzt, fast ungeahnt, schien plötzlich das Dasein ihr erträglicher, als zuvor. Es gab ein Etwas in den langen Stunden, auf das sie sich zu freuen vermochte; es war der kurze Augenblick, da Leo von Rochus täglich an ihrem Fenster vorüberritt.

Sie kannte nun schon genau die Stunden seines Dienstes. Sie zählte die Minuten bis zu der einen, die ihn vorbeiführte, und sie zitterte vor Aufregung, wenn irgend eine häusliche Arbeit oder ein Auftrag der Mutter sie zu verhindern drohte, an ihrem Lauscherplatze zu sein.

Er hatte sie noch nie gesehen, sie kam wenig auf die Straße und dann gewöhnlich erst am späten Abend, Einkäufe zu machen oder eine bestellte Arbeit abzuliefern. Ob sie eine Begegnung mit ihm wünschte? Sie vermied es, sich darüber klar zu werden. Noch war es ja genug, ihn täglich zu sehen und sich aus diesen kargen Momenten eine Welt der Träume, des inneren Glückes zu schaffen.

Die gefahrvolle Gauklerin Phantasie schlug abermals die trügerischen Schleier um ihr junges Haupt, wie es ihr in den glückseligen Tagen in Helenens Hause geschehen. Damals war es ein goldener Märchenschimmer, der ihr das kleinste Ereignis der Natur verklärte, sie ein geheimnisvolles Wunder dort erblicken ließ, wo nur natürliche Kräfte walteten — jetzt flüsterte ihr Herz ihr abermals ein Märchen zu, holdseliger, als jene anderen, und sie wußte, daß es nur ein Märchen war. Aber sie träumte es weiter, wie wir alle einen Wahn pflegen, der uns über das Elend unseres Lebens hinwegtäuschen hilft.

Die Mutter erstaunte zuweilen, das Mädchen so viel williger zu allen Diensten, fast heiter zu sehen, aber sie dachte nicht über die Ursache ihres veränderten Wesens nach. Endlich mußte die Nora sich ja auch mit ihrer Lage zufrieden geben und die vornehmen Mucken sich aus dem Kopfe schlagen.

Tonis helle Augen sahen schärfer.

„Höre einmal," sagte sie eines Tages, als Nora zur Arbeit zu ihr kam. „Dir muß etwas sehr Angenehmes passiert sein."

Das Mädchen errötete. „Woraus schließest Du das?"

„Du bist anders, als früher, gar nicht mehr zum Erkennen."

„Auch von Dir nicht, die mich so genau kennt?" fragte Nora.

„Wenn ich raten sollte, was Dir ist, so würde ich sagen, Du seiest verliebt," sprach die Stickerin, geradeswegs auf ihr Ziel losgehend.

„Toni, in wen dürfte ich denn verliebt sein?" entgegnete Nora unsicher.

„Dürfen?" wiederholte Toni. „Ob man darf, fragt man gewöhnlich nicht. Das kommt von selbst und ist es da, so scheint es, als sei uns nichts anderes bestimmt, als just das, was wir im stillen möchten."

„Und wäre es niemals möglich, daß es so sei?"

„Wenn wir hübsch bescheiden bleiben und mit dem zufrieden sind, was eine andere kaum von der Straße aufheben würde, dann kann es sein. Doch wenn wir etwas wünschen, was uns so übermütig glücklich machen soll, daß wir alles um uns her auch glücklich sehen möchten, dann, Kind, ist es nie der Fall."

„Hast Du das an Dir selbst erfahren?"

„Freilich, Nora, wie könnt' ich es sonst wissen? Ich war auch einmal jung, wie Du, und hatte den Kopf voll dummer Gedanken, die alle nach oben strebten, höher hinaus, als alle anderen, während es mir doch beschieden war, tief unten zu bleiben. Nun, hoch hinauf bin ich ja endlich noch gekommen, wenn's auch nur eine Dachkammer ist, während ich mir doch eingebildet hatte, im ersten Stock zu wohnen."

Nora streichelte, von Mitgefühl ergriffen, die Hand der alten Stickerin.

„Erzähle mir, was Du erlebt," bat sie.

„Das ist schon lange her," sagte Toni, ihre Arbeit ruhig fortsetzend. „Damals war ich Bonne bei den Kindern des reichen Ahlen, dessen Nachfolger das große Leinengeschäft am Königsplatz haben. Ich hatte es gut dort. Die Frau war ein Engel, die beiden Kinder, die ich beaufsichtigen mußte, hatten mich lieb. Ich soll hübsch gewesen sein, lahm war ich auch noch nicht, aber lustig dafür; ich hätte den ganzen Tag singen und tanzen mögen."

Sie schwieg eine Weile, ihre Finger bewegten sich hastiger.

„Sie waren alle gut zu mir," fuhr sie fort, „der Herr, die Frau — alle. Da war auch noch ein jüngerer Bruder des Herrn, das war der beste. Ich dachte es wenigstens und Du wirst es auch denken von dem, den Du lieb hast. Er war stattlich und schön, hatte auch mancherlei gelernt und sollte in kurzem Compagnon seines Bruders werden. Nun, wie es kam, ich weiß es nicht. Er hatte mich gern

und sagte es mir. Das war eines Abends, als es einen großen Ball im Hause gab und man mir erlaubte, mitzutanzen. Wir standen auf dem Balkon — es war im Herbst — und in dem Saale drinnen wurde ein Walzer gespielt — ich höre ihn noch heut. Da legte er den Arm um mich und fragte, ob ich seine Frau werden wolle, und mir war es, als sei es nicht mehr Nacht, als sei die helle Sonne mit einem Male wieder aufgegangen. Und dann hatte ich den Kopf an seiner Schulter und sagte ihm, daß ich ihn auch lieb hätte — o, zum Sterben lieb — und daß ich es ja nicht glauben könne — und daß ich viel zu geringe für ihn sei — und daß mir doch das Herz entzweispringen würde, wenn er wieder von mir ginge."

„Wie wurde es dann weiter?" fragte Nora, deren Blicke voll Spannung an den Lippen der Erzählerin hingen.

„Ja, wie es weiter wurde," sprach die Stickerin, während sich die Falten um Mund und Augen ihr zu vertiefen schienen. „Am andern Morgen ging der Lärm schon an. Der Rudolph, so hieß mein Liebster, war ehrenhaft und brav. Er wollte nicht, daß ich so eine ungewisse Zeit hindurch sein heimlich Schätzchen sei, eine, die man hinauströstet, daß alles gut werden müsse, wenn man nur fein geduldig warten wolle, während doch der saubere Herr Bräutigam sich geniert, es seiner hochmütigen Familie einzugestehen, daß er einem ehrlichen Mädchen sein Wort gegeben. Er ging gleich am andern Morgen zu seinem Bruder in das Comptoir und sagte ihm alles, auch, daß er sich nicht davon abbringen lassen werde, mich zu heiraten."

„Sein Bruder aber wollte es nicht, Toni?" bemerkte Nora. „Und er verließ Dich dann?"

„Nein, Kind. Er hielt stand und wollte es durchsetzen; ja, sogar von seinem Bruder wollte er sich trennen und ein eigenes Geschäft eröffnen, wie bescheiden es auch anfangs sei. Zunächst sollte ich das Haus verlassen, wo es mit einem Male mit der Herrlichkeit für mich zu Ende war."

„Aber es war doch nicht seine Schuld, daß er Dich lieb gewann, und jetzt behandelte man Dich nicht mehr gut? Du sagtest doch, sie hätten Dich vorher gern gehabt."

„Narr Du, man kann einen Menschen recht gern haben und ihm auch alles Schöne wünschen, wenn er sonst nur hübsch aus unserem Wege bleibt und nicht verlangt, von Rechts wegen zu uns zu gehören. So ging es Ahlens auch mit mir. Hätte ich einen Handwerker haben wollen oder einen Schreiber, der mit ihnen zu thun hatte, so wäre alles recht gewesen und sie hätten mich noch endlich ausgesteuert. Aber einen Sohn des Hauses, und werden, was sie selber waren — nein, das war doch zu arg. Geld will ja jeder noch mehr haben, als er schon hat. So ein bettelarmes Ding, wie ich, das gar nichts mitbrachte, war doch eine Schande für das reiche Haus. Sie setzten ihm zu und sie setzten mir zu. Dann kam noch seine alte Mutter, mich zu bitten, zurückzutreten; sie hätten schon eine für ihn bestimmt. Und als wir beide fest blieben, da wollten sie wenigstens einen Aufschub. Er sollte in Geschäften nach Amerika; wenn er in einem Jahre wiederkäme, sollte die Hochzeit sein."

Wieder schwieg die Erzählerin und auch Nora wagte nicht zu sprechen. Das Ticken der alten Wanduhr tönte durch die Stille und der Kanarienvogel zwitscherte.

„Er kam nicht wieder," sagte Toni Wegscheid, „zwei Monate, nachdem wir voneinander Abschied genommen, ist er an einem hitzigen Fieber drüben gestorben."

„Arme, arme Toni," flüsterte Nora vor sich hin.

Die Stickerin nähte weiter. „Nun ja, es war schon bitter genug. Da stand ich denn wieder in der Welt allein und es war schlimmer, als vorher, weil ich ja nun erfahren hatte, wie es thut, wenn man so recht von Herzen sich auf ein großes Glück gefreut hat. Da sagen sie immer, es sei leichter, nichts gehabt zu haben, als etwas Liebes zu verlieren, das man schon besessen hat. Ich fand das nicht; mir war nur zu Mute, als sei die ganze Welt fortan leer, wie eine Eierschale, und ich wunderte mich, daß sich gar niemand finden wollte, der mich aus Barmherzigkeit totschlüge."

„Ich würde denken, wie Du, Toni," sprach Nora, „ich würde es leichter tragen können, ein wirkliches Glück zu verlieren, als nie im Leben eins gekannt zu haben. Wie bist Du nur darüber hinweggekommen?"

„Ich meinte zuerst, ich käme nie darüber hinweg," erwiderte das alte Mädchen, „aber vom Kummer stirbt man nicht so leicht, als man möchte, sonst lebten viele schon nicht mehr, die jetzt noch herumlaufen und sich fragen, wozu sie eigentlich da sind, wenn sie weiter nichts sollen, als arbeiten, essen und trinken und anderen im Wege stehen. Ich starb eben auch nicht, so viel ich den Herrgott darum bat, ich lebte weiter und da ich Hunger hatte und niemand mir etwas gab, so mußte ich mich wohl wieder zur Arbeit bequemen. Du siehst ja, daß es heute noch geht."

„Und thaten denn die Anverwandten Deines Bräutigams nichts für Dich in Deinem Unglück?"

„Die waren froh, daß sie mich nicht mehr sahen, denn in ihren Augen war ich ja die Ursache, daß der Rudolph gestorben."

„O, wie ungerecht!"

„Das sind die Menschen alle gegen den, der in dieser Welt nichts erreicht hat," sprach Toni ruhig, ohne Bitterkeit. „Bekommst Du nichts, so hast Du auch kein Recht gehabt, Dir etwas zu wünschen und noch dazu etwas, das, ihrer Ansicht nach, zu viel für Dich gewesen wäre. Ich habe es fühlen müssen, als ich in meinem Jammer dasaß. Was brauchte ich die Augen so hoch zu werfen? Wäre ich bescheiden in meinem Stande geblieben, hätte ich ja all den Kummer nicht erlebt."

„Kam denn kein anderer nachher, der Dich heiraten mochte? Du sagtest, daß Du gefielest."

„Es kamen schon noch einige, aber erst war es noch zu früh und die mich wollten, waren auch kleine Leute, bei denen Not und Sorge gleich haushoch da war. Der eine hatte Schulden, die ich ihm helfen

sollte abarbeiten, der andere einen Haufen Kinder, der dritte fand nirgends eine Stelle und dachte, daß ich ihn ernähren sollte."

„Die hätte ich auch nicht genommen," entgegnete Nora. „Aber sagten Deine Bekannten nicht, daß Du hochmütig seiest?"

„Das sagten sie schon; ich hörte nur nicht darauf. Hätte ich einen von denen geheiratet und nachher so recht im Elend gesteckt, dann hätten sie gesagt: nun hat sie zugelangt, weil kein besserer gekommen ist und bildete sich doch ein, sie würde einmal die reiche Ahlen werden."

„Ach, Toni, bist Du denn glücklich, so wie Du jetzt bist?"

Die klugen Augen der Stickerin trafen die ihren. „Wer verlangt denn das?" fragte sie trocken. „Ich bin gesund und habe zu leben und weiß, daß es nicht lange mehr dauert. Was will ich außerdem noch?"

Nora seufzte tief. War es nur möglich, daß sie einst auch so denken lernte, wie ihre alte Freundin, die jung und hoffnungsvoll gewesen, im Sehnen nach einem fernen Glücke, wie sie?

„Du meinst jetzt, das ginge gar nicht," sprach Toni, „Du meinst, es müsse für Dich das kommen, was Du Dir im stillen wünschest oder etwas, das noch mehr sei, als das. Hüte Dich, Kind. Du bist eine von denen, die auch hoch hinaus möchten. Das sind die, die am meisten zu leiden haben in dieser Welt."

„Toni, ist es denn eine Sünde, daß ich mich nicht wohl bei der Mutter fühle? Sie ist doch so ganz anders, als ich."

„Eine Sünde ist es nicht, aber wer weiß, ob es Dir nicht als eine angerechnet wird."

„Ich mühe mich, meine Pflicht zu thun, und verlange nichts für mich."

„Und hoffst dabei, es würde Dir gelohnt werden. Ich kann mir's denken, hättest es auch verdient, aber danach geht es nicht."

Nora war es, als könne sie das Gespräch nicht länger ertragen. Sie packte ihre Arbeit zusammen.

„Ich muß hinunter," sagte sie hastig, „die Mutter wird mich brauchen."

Toni reichte ihr — was sie selten that — zum Abschiede die Hand.

„Geh nur, Kind," sprach sie, und aus ihren Augen flog ein Blick der Teilnahme zu dem Mädchen. „Träume aber nicht zu viel, wenn Du bei Deiner Näherei sitzest, und sieh nicht zu oft nach dem Hause hinüber, wo der schöne junge Lieutenant wohnt, den Du von früher kanntest. Es kommt nichts heraus dabei."

Also das argwöhnte sie schon. Nora eilte verwirrt hinaus, die Treppe hinab. Die Mutter wartete bereits auf sie. Der Laden war voller Kunden und es mußte einiges für Oswald besorgt werden, der zum Abendessen nach Hause zu kommen pflegte.

„Du kannst auch gleich einen neuen Shlips für ihn mitbringen," fügte die Mutter hinzu. „Er trägt nur seidene von Herzberg. Eile Dich nur, daß Du um sieben zurück bist."

Zehntes Kapitel.

Das große Warenlager des Kaufmanns Herzberg lag von der Gartenstraße ziemlich entfernt. Es wäre nicht nötig gewesen, daß Oswald gerade seine seidenen Shlipse von dort bezog, aber die Mutter suchte ihm auch solche Wünsche zu erfüllen, die für seine Stellung schon als Luxus gelten konnten, und waren ihre Mittel zu knapp dazu, mußten Noras Ersparnisse herhalten.

Das alte Verhältnis aus der Kinderzeit schien wiederzukehren. Die Schwester mußte sich zu größeren und kleineren Opfern verstehen, wenn es den verzogenen Sohn des Hauses galt.

Sie ging denn auch heute ohne Zögern, die angeordneten Einkäufe zu machen, einige Sachen für den Laden, einige Lebensmittel für das frugale Nachtmahl, dann in das hell erleuchtete Magazin, wo sie den Shlips holen sollte.

Der Laden war, trotz der späten Nachmittagsstunde, noch übervoll. Das einfach gekleidete Mädchen wurde anfangs von den Commis nicht beachtet, die den übrigen Käuferinnen seidene und Ballstoffe vorlegten. Die Saison sollte in kurzem ihren Anfang nehmen.

Dort der eine Tisch namentlich, an welchem zwei elegante Damen standen, war völlig von Wolken duftiger Stoffe bedeckt und dennoch schien nichts nach dem Geschmacke der wählerischen Käuferinnen zu sein.

„Komm, Ellen," sagte endlich die ältere der Damen gelangweilt, „wir finden hier nichts Passendes; warum mußtest Du auch auf der Farbe bestehen?"

„Leo wünschte, daß ich sie bei dem Reiterfeste tragen sollte; er hat sie auf einem alten Bilde gesehen," antwortete das junge Mädchen ihr zur Seite. „Wir können es ja noch wo anders versuchen."

Sie wandte sich, um mit der Tante den Laden zu verlassen. Der Commis, offenbar geärgert, daß er bei den Damen so wenig Erfolg seiner Bemühungen gefunden, hielt es jetzt für angezeigt, Nora einige Aufmerksamkeit zuzuwenden.

„Ah, Fräulein Möller," rief er, „Sie warten schon so lange; bitte nur hierher; womit kann ich dienen?"

Nora trat schüchtern näher. Jetzt fiel auch Ellens Blick auf sie und unwillkürlich hemmte sie ihren Schritt.

„Nora, Du — Sie?" stammelte sie betroffen.

Sie standen sich gegenüber, die einst bestimmt gewesen, sich Schwestern werden zu sollen, — das vornehme, verwöhnte Mädchen in dem kleidsamen Sammetkostüm, ein Federhütchen keck auf den wallenden Locken, und die Arbeiterin im grauen, schon einmal gewendeten Jaquet, eine Ledertasche in den mit schwarzen Wollhandschuhen bekleideten Händen. Sie waren beide anmutig und schön, mit allen Reizen ausgestattet, die das jungfräuliche Weib begehrenswert zu machen fähig sind — doch ach, wie verschieden hatte das Geschick die Wege ihnen vorgezeichnet!

Ellen war es, die zuerst von ihrer Überraschung sich erholte. Hätte sie ihrem Herzen folgen können,

sie würde ein warmes Wort für die Gespielin ihrer Kindheit gefunden haben. Der ernst mahnende Blick der Tante hielt die erste Regung zurück.

„Wir haben uns lange nicht gesehen," sagte sie, Nora zögernd die Hand hinstreckend. „Wie ist es Dir — Ihnen ergangen?"

„Ich danke, gut," antwortete Nora ebenfalls zurückhaltend, ohne die gebotene Hand zu berühren.

„Wollen Sie mich nicht einmal besuchen?" fuhr Ellen fort.

„Dazu wird das junge Mädchen keine Zeit haben," fiel die Gräfin ein. „Du weißt ja auch, mein Kind, wie sehr wir den ganzen Tag in Anspruch genommen sind. Adieu, liebes Fräulein; komm Ellen, wir haben noch mehr zu besorgen."

Sie wollte die Nichte mit sich hinwegziehen. Da wurde die Thür des Ladens heftig aufgerissen; ein junger Ulanenoffizier stürmte herein.

„Ah, finde ich die Damen endlich hier! Ich laufe schon seit einer Stunde von Laden zu Laden, um Ellen zu sagen, daß Prinzeß Helene sie morgen erwartet — doch ich störe im Gespräche, wie ich gewahre, —" fügte er hinzu, einen fragenden Blick auf Nora werfend.

Ellen schien zu einem Entschlusse gelangt zu sein.

„Nein, Du störst durchaus nicht," sagte sie, „es ist Nora Möller, die ich zufällig getroffen. Kennst Du sie nicht mehr?"

Ja, er kannte sie noch. Wie war es möglich gewesen, daß es nicht sogleich geschehen?

„Nora," rief er mit seiner fröhlichen, hellen Stimme. „Unsere kleine Kameradin aus der schönen Kinderzeit. Wie freue ich mich, Sie wiederzusehen, Fräulein Nora."

Auch er hielt ihr die Hand entgegen, nicht scheu und verlegen, wie Ellen wenige Minuten zuvor, sondern mit der unbefangenen Herzlichkeit, wie man alte Bekannte begrüßt, und diesmal legte Nora ihre Hand leise in die dargebotene Rechte.

„Können wir denn endlich gehen, lieber Baron?" fragte Gräfin Sernsheim etwas spitz. „Ich warte wenigstens schon eine Viertelstunde."

„Ich stehe zur Verfügung," erwiderte Leo höflich. „Verzeihen Frau Gräfin, daß ich schuld an der Zögerung war. Ellen, Fräulein Nora kommt doch bald zu Dir; da können wir ja die Erinnerungen früherer Jahre in Ruhe austauschen."

„Ich bemerkte schon vorhin zu Ellen, daß wir augenblicklich keine Zeit haben, das junge Mädchen, den Schützling der Frau von Walldorf, zu empfangen," sprach die Gräfin kurz. „Wenn Sie jedoch etwas benötigen sollten, meine Liebe, so bin ich gern bereit, etwas für Sie zu thun."

Zum ersten Male, seit sie vor den Damen stand, erhob Nora stolz und frei den Kopf.

„Ich danke, gnädige Frau," entgegnete sie hart, „ich bedarf keiner Unterstützung."

Über Ellens Gesicht war bei dem unzarten Anerbieten eine tiefe Röte gegangen. Leo hatte die Brauen finster zusammengezogen.

„Wie Sie wollen, liebes Kind," sagte die Gräfin gleichgültig. „Ihre Mutter denkt ja wohl darin anders, wie Sie, sonst hätte sie Baron Rochus nicht so oft belästigt."

Mit einem steifen Kopfnicken schritt sie zur Thür; Ellen und Leo folgten, letzterer nicht, ohne sich mit freundlichem Gruße von Nora zu verabschieden.

„Weißt Du, Ellen," sagte Leo draußen, „daß ich das Benehmen von Euch beiden Nora gegenüber sonderbar finde?"

Ellen, die seinen Arm genommen, winkte nach der Tante hinüber, die in geringer Entfernung vor ihnen ging.

„Sprich nicht so laut," warnte sie, „Tante könnte uns hören."

„O, ich hätte schon die Absicht, es ihr selbst zu sagen, sowie wir nach Hause gekommen."

„Mir that es auch leid," bemerkte Ellen, „aber Tante ist nicht anders."

„Diese Rücksichtslosigkeit, dem Mädchen in dem offenen Laden vor allen Leuten Geld anzubieten," fuhr Leo erzürnt fort.

„Sie hat es gewiß nicht böse gemeint," beschwichtigte Ellen.

„Ach, sie wollte sie kränken und vor Dir herabsetzen — weiter nichts."

„Tante ist sonst so unendlich gut."

„Davon merkte ich heute nichts."

„Sie hält den Verkehr mit Nora nun einmal unpassend für mich."

„Deine selige Mutter dachte anders darin."

„Aber auch Dein Vater wollte nie etwas von Nora wissen."

„Das gab auch schon einmal Anlaß zu einem Streite zwischen mir und ihm. Ich habe es gemißbilligt, daß man für Nora nach Deiner Mutter Tode nicht besser sorgte."

„Ja, das war auch nicht recht," gab Ellen kleinlaut zu.

„Und daß sie Dich jetzt nicht einmal besuchen soll — wie unfreundlich!"

Ellen schmiegte sich näher an ihn. „Nun bist Du wohl auch gar böse auf mich?" fragte sie.

Er lächelte auf sie herab. „Du kannst ja nichts dafür, obgleich ich an Deiner Stelle energischer auftreten würde."

„Weißt Du, Leo, was Du thun könntest? Du könntest einmal zu ihr gehen."

„Ich? Aber wo wohnt denn ihre Mutter?"

„Gar nicht weit von Dir, Gartenstraße 20 hat sie einen kleinen Laden."

„Das ist ja fast mir vis-à-vis."

„Wußtest Du es nicht?"

„Woher soll ich es wissen? Ich sah sie vorhin zum ersten Male wieder."

„Und dann," fuhr Ellen leiser fort, „könntest Du ihr sagen, daß ich sie nicht etwa vergessen, sondern der Tante gehorchen mußte, die mir alles zu Gefallen thut. Und vielleicht erfährst Du auch, ob sie sich etwas wünscht, dann könnten wir es ihr geben."

„Nach dem heutigen Zusammentreffen mit Euch wird sie sich wohl nichts wünschen, wenigstens von Euch nicht."

Die Tante blieb stehen und wandte sich nach dem jungen Paare um.

„Ihr kommt ja langsam, wie die Schnecken,“ sagte sie, „ist das interessante Gespräch über Nora Möller endlich zu Ende?“

„Ja, soeben,“ antwortete Leo unbefangen, während Ellen seinen Arm drückte und ihm zuflüsterte: „Siehst Du? Sie hat alles gehört.“

„Nun, dann spare ich mir eine Wiederholung,“ entgegnete Leo in gleichem Tone. „Mir ist es ganz recht, wenn sie weiß, wie ich darüber denke.“

Doch auf Ellens inständiges Bitten unterließ er es, das gewagte Thema nochmals zu berühren. Er sah auch ein, daß es ihm bei Gräfin Sernsheim nichts genützt haben würde und so nahm er sich vor, aus eigener Machtvollkommenheit die Härten seiner Anverwandten an Nora wieder gutzumachen.

Seine lebhaft empfindende, warmherzige Natur war weniger in dem Banne der Vorurteile befangen, als seine Standesgenossen, deren Fehler und Vorzüge er in vielen anderen Stücken ebenso zur Schau trug.

Nora hatte nie an die Möglichkeit gedacht, ihn jemals als Besucher bei sich zu sehen. Das wäre eines jener Wunder gewesen, die zu hoch, zu beseligend waren, um glaubhaft zu sein. Sie träumte zuweilen, er träte in ihr bescheidenes Stübchen, wie jene Königssöhne von ihrer Höhe herabstiegen, von welchen ihr die Märchen ihrer Kindheit erzählt hatten. Und der Traum ging weiter dann, wie jene Märchen. Die Decke des Zimmers hob sich, die Wände wurden weiter und weiter, bis ein glänzender Palast daraus geworden; sie selbst stand vor ihm in goldschimmerndem Gewande, ein Aschenbrödel, das Feenhände geschmückt.

„Er aber machte die Holde
Zu seiner Königin.“

Sie schalt sich jedesmal, wenn sie aus solchem Traume emporgeschreckt wurde — es war ja Thorheit, alles, alles. Er würde niemals zu ihr kommen, er gehörte der fernen Welt, an der sie keinen Anteil hatte; es müßte denn sein, daß eines jener Wunder geschähe, die nur in ihrer Phantasie lebten.

Und dann — wie war es nur zugegangen? Zwei Tage waren seit der Begegnung im Herzbergschen Magazin verflossen; Nora hatte einen großen Stoß Arbeit vor sich, Tisch- und Bettwäsche für die Aussteuer einer reichen Kaufmannstochter. Da tönte plötzlich die Klingel des Ladens, ein klirrender Schritt ward hörbar und jene lachende Stimme, die sie unlängst erst vernommen, fragte: „Wohnt hier Fräulein Nora Möller? Kann ich sie sprechen?“

Die Mutter riß die Thür zu dem anstoßenden Zimmer auf. „Nora, hier ist ein Herr, der nach Dir fragt.“

„Ich kenne Fräulein Nora aus dem Walldorfschen Hause,“ erläuterte der junge Offizier, „mein Name ist Leo von Rochus, Sie werden ihn schon gehört haben.“

„Ach so, dann sind Sie der Sohn von dem Baron von Rochus, der immer so garstig zu uns war,“ sprach Frau Möller enttäuscht. „Nun, dann könnten Sie Ihrem Vater sagen —“

Nora war auf der Schwelle ihres Zimmers erschienen.

„Der Herr Lieutenant wird nicht hierhergekommen sein, Aufträge an seinen Vater zu übernehmen,“ sagte sie ernst. „Wollen Sie die Güte haben, näher zu treten.“

Frau Möller war verstummt. Bei manchen Anlässen flößte die Tochter ihr einen gewissen Respekt ein, wie in diesem Augenblicke, da sie so gebietend, fast hoheitsvoll vor ihr stand.

Aber auch Leo war betroffen. Er bemerkte erst jetzt, wie schön Nora geworden sei. In dem Laden neulich bei dem flackernden Gaslicht hatte er ihre Züge, die ein breitrandiger Hut verdeckte, kaum unterschieden, deren reine Linien ihn an klassische Formvollendung gemahnten.

Er trat mit ihr in den schmucklosen Raum, in dem ihr Tagewerk sich abspann. Sie hatte keine Zeit, das Zimmer wohnlicher zu gestalten, auch nicht die Mittel dazu; wenn sie für Ordnung und Sauberkeit sorgte, so war geschehen, was sie thun konnte.

„Ich konnte mir es nicht versagen, Sie nach so langer Zeit zu begrüßen,“ begann er, als er auf einem alten Polstersessel neben ihrer Maschine Platz genommen. „Ich hoffe, daß Sie mir noch eine kleine Erinnerung aus jenen Jahren bewahrt haben, da wir unsere Kinderspiele miteinander teilten.“

„Sie sind sehr gütig, Herr von Rochus, meiner zu gedenken,“ sagte Nora, einen Saum in die vor ihr liegende Serviette faltend.

„Sie hätten es nach der Kälte, mit der man Ihnen von anderer Seite begegnete, wohl nicht erwartet?“ sprach er offen. „Suchen Sie es zu vergessen, Nora; es ist eigentlich der Grund, weshalb ich hergekommen.“

Sie schlug die Augen mit leuchtendem Blicke zu ihm empor, um sie verwirrt sofort wieder zu senken. So hatte er die bittere Kränkung empfunden, die sie erfahren. Ihr Herz wallte auf in Dankbarkeit und demütiger Bewunderung.

Er hatte ihre Bewegung nicht beachtet; wieder betrachtete er sinnend ihr leicht gerötetes Angesicht.

„Wie sehr Sie sich in den fünf oder sechs Jahren verändert haben, seit wir uns nicht gesehen,“ sagte er, „wie schön Sie geworden sind, Nora!“

Sie schüttelte den Kopf. „O, Herr Baron, für ein Mädchen meines Standes paßt wohl solche Schmeichelei nicht.“

Der Assessor hatte ihr das nämliche schon oft gesagt und ihr Spiegel sagte es ihr auch, aber von Leos Lippen berührte die Versicherung sie schmerzlich — sollte er in keiner anderen Absicht gekommen sein, wie Herr von Büchting, der diese Schmeichelreden nur anwandte, um zu einem unlauteren Ziele zu gelangen?

Leo bemerkte, daß sie verletzt war. Die Armut ist es leichter, als diejenigen, die in Glück und Glanz leben. Er änderte das Gespräch.

„Sie müssen mir erzählen, wie es Ihnen ergangen ist,“ begann er von neuem. „Ich habe Sie tief beklagt, daß Sie die freundliche Heimat verloren,

die Sie bei Tante Helene fanden. Aber auch meine Vorstellungen hätten ja nichts genützt."

„Ich hatte nichts zu verlangen," sagte Nora, „ich war aus Barmherzigkeit von Frau von Walldorf aufgenommen worden und niemand war verpflichtet, sich meiner ferner noch anzunehmen."

„Das vielleicht nicht, aber es war hart, unendlich hart für Sie."

„Ja, das war es," erwiderte Nora und Thränen traten in ihre Augen.

„Und wie leben Sie jetzt?" fragte Leo, sich in dem Zimmer umschauend. „Sie arbeiten angestrengt, wie ich sehe."

„Das beklage ich nicht, denn die Mutter und mein Bruder brauchen meinen Verdienst und so bleibt mir keine Zeit, darüber nachzudenken, daß die teure, gnädige Frau einst es anders mit mir im Sinne hatte. Sie nannte mich zuweilen die Schwester ihrer Ellen."

„Das sollten Sie ja auch sein."

„Ellen vermißte mich aber nie, seit wir uns trennten, wenigstens erfuhr ich es nicht."

„Sie müssen Ellen nicht zu hart dafür verurteilen," begütigte Leo, „sie war genötigt, sich zu fügen und damals auch noch ein Kind."

„Ich mache ihr auch keine Vorwürfe," entgegnete Nora. „Ich dachte nur manchmal: hätte sie an mir gehangen, wie ich an ihrer Mutter und ihr selbst, an allem, allem, was zu dem geliebten Hause gehörte, wir wären uns nie so fremd geworden und ich hätte zuweilen etwas gehabt, woran ich mit Freude denken konnte."

Er verstand die Anklage, die sich in ihren Worten barg. „Stehen Sie mit Ihrer Mutter, Ihrem Bruder nicht herzlich genug, um bei ihnen Ersatz zu finden?" forschte er teilnehmend.

Nora warf einen Blick nach der Thür, die in den Laden führte, doch in diesen war kurz zuvor eine Nachbarin getreten, die mit großer Umständlichkeit eine Klatschgeschichte aus ihrem Hause erzählte, und Frau Möller hörte gespannt zu. Sie hatte keine Zeit, das Gespräch im Nebenzimmer zu belauschen.

„Meine Mutter," antwortete Nora auf die vorige Frage, „wird es schwerlich jemals begreifen, wieviel ich verloren. Ich kann daher bei ihr auf keine Tröstung rechnen. Mein Bruder aber denkt, wie es seinen Jahren nach nicht anders sein kann, mehr an sich, als an die andern. Er hat noch wenig erlebt und nimmt alle Dinge leicht, oft leichter, als er sollte."

„Haben Sie auch keine Freundinnen unter Ihren Altersgenossinnen, mit denen Sie sich manchmal vergnügen könnten?"

„Nein."

„Niemand, gegen den Sie sich zuweilen aussprechen?"

„Ich gehe fast jeden Tag zu der Stickerin oben im vierten Stock, die mir immer Arbeit verschafft, und mit ihr plaudere ich von allerlei."

Er wußte nicht sogleich etwas zu sagen. Ihm war es, als habe er nie für jemanden ein ähnliches Mitleid empfunden, wie für dieses junge Mädchen.

„Besuchen Sie auch nie ein Theater?" fragte er von neuem. „Irgend eine Zerstreuung müssen doch auch Sie nach der Arbeit haben."

„Wenn die Mutter es erlaubt, ja; aber ich gebe ihr das Geld, das ich verdiene und davon bleibt zum Theater nicht immer etwas übrig. Wenn mein Bruder gehen will, trete ich ihm auch gern das Billet ab."

„Mögen Sie das Theater nicht?"

Sie blickte an ihm vorüber in die Ferne. „Es ist doch so ganz anders, als das Leben," sagte sie.

„Sie meinen, die Gestalten, die Ihnen darin vorgeführt werden, seien unwahr," erwiderte Leo. „Aber dafür ist es ja eben nur ein Schauspiel, eine Erfindung der Phantasie."

„Ich sah einige Stücke in dem Volkstheater am Karlsplatz," sprach Nora. „Es waren alle Reichen darin schlecht und hartherzig, alle Armen genügsam, aufopfernd, edel. Den Reichen ging es endlich übel und die Armen wurden belohnt."

„Und das kam Ihnen unwahrscheinlich vor?" lächelte der junge Ulan.

„Warum sollen denn alle Armen gut und alle Reichen schlecht sein? Ich habe nicht bemerkt, daß von den Leuten, die ich kenne — und sie sind fast alle arm — einer so gut und edel sei, als es die selige gnädige Frau war. Und zufrieden ist auch keiner mit seinem Loose. Ich höre überall nur Klagen."

„Das mag in einem gewissen Sinne auch seine Berechtigung haben, aber Sie sind eine scharfe Kritikerin den harmlosen Stücken am Volkstheater gegenüber, die wohl für ein anderes Publikum bestimmt sind. Hören Sie nicht lieber eine Oper oder ein Konzert?"

„Dort war ich noch nie."

„Und wenn ich Ihnen ein Billet schickte, würden Sie hingehen?"

„Ich danke Ihnen, Herr Baron," entgegnete das Mädchen mit ruhiger Entschiedenheit, „ich nehme keine Geschenke von Herren an."

Die Ablehnung mußte ihn überraschen, aber es gefiel ihm, daß das Mädchen, trotz seiner Armut, soviel Selbstgefühl zeigte.

„Sie sind stolz, Nora," sagte er nach einer Pause, „ich schätze das an Ihnen; aber giebt es denn gar nichts, womit ich Ihnen eine Freude bereiten könnte, ohne Sie zu verletzen? Sie liebten früher Blumen. Darf ich Ihnen nicht einmal eine Rose, ein paar Veilchen schicken? Blumen sind ja kein Geschenk, sie sind eine Gabe."

Es glitt über ihr Antlitz wie Sonnenschein. „Ja, das wäre mir eine große Freude," erwiderte sie halblaut.

Er erhob sich. „Und eine zweite Frage, Nora — nicht wahr, ich darf Sie so nennen? Darf ich wiederkommen?"

Sie zögerte mit der Antwort; in ihrem Herzen brannte der Wunsch, seine Bitte zu gewähren, sie wagte es nicht. Er mußte an dem zitternden „Ja" es hören, wie unsäglich lieb sie ihn hatte.

Er nahm ihre Hand, die schlaff an ihrer Seite

niederhing, in die seine. Es war eine kleine, wohlgepflegte Hand mit rosigen Nägeln, sammetweicher Haut, die einzige Eitelkeit, die Nora sich gönnte und für die sie sogar mitunter eine Luxusausgabe nicht scheute.

„Sie antworten mir nicht," sprach er weich, „es kämpft in Ihnen auch mir gegenüber das Mißtrauen, das Sie gegen Ihre einstige Pflegeschwester und ihre Verwandten erfüllt. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf daraus; ich beklage vielmehr, daß Sie mit uns diese trüben Erfahrungen machten und wünschte nur, daß Sie mich nicht der gleichen Härte fähig halten."

„Nein, nein!"

Frau Möller stieß die Thüre auf. „Ich glaube, Nora," rief sie, „Du denkst nicht daran, daß der Oswald heute früher zu Mittag kommt. Mach, daß Du in die Küche kommst. Das Essen sollte schon auf dem Herde stehen."

Leo begriff, daß Frau Möller die Unterredung geendet haben wollte. Mit kurzem Gruße verabschiedete er sich. Nora begab sich in die Küche, wohin ihr die Mutter folgte.

„Nun, das war ja eine lange Unterhaltung," sagte Frau Möller. „Was wollte der Herr Baron bei Dir?"

„Nur fragen, wie es mir geht," war die Antwort des Mädchens.

„Und dazu brauchte er soviel Zeit," meinte die Mutter mißtrauisch. „Ich dachte, er wollte Dir etwas bringen."

„Ich habe nichts von ihm zu fordern," sprach Nora, wie immer von der Mutter Habgier unangenehm berührt.

„Freilich hast Du zu fordern von der Bagage, die Dich so betrogen," fuhr Frau Möller auf. „Und wenn Du klug warst, konntest Du den jungen Laffen dahin bringen, daß er Dir ersetzt, was sein Vater Dir geradezu gestohlen."

„Ich würde mich schämen, es zu thun," rief Nora flammenden Gesichtes.

„Du bist eben zu allem zu dumm," grollte die Mutter. „Nicht einmal an Deinen Bruder denkst Du."

„Oswald leidet keinen Mangel."

„Das soll er auch nicht. Ich will wenigstens, daß ich auf eines meiner Kinder stolz sein kann."

„So könntest Du Oswald sagen, daß er sich mit dem einrichtet, was wir beide ihm geben," sprach Nora ernst. „So wie er jetzt lebt, wird er nie auskommen."

„Du gönnst dem Kinde nichts," sagte die Mutter gereizt, „Du bist eine schlechte Schwester; Ich wußte es immer."

„Oswald ist kein Kind mehr; er wird bald siebzehn Jahre."

„Du hast alle Augenblicke etwas gegen ihn."

„Nein, Mutter, ich will nur sein Bestes und Dir neue Sorgen ersparen. Erst gestern sagte mir Oswald, daß er wieder Geld brauche. Woher sollen wir es denn endlich nehmen?"

Die Mutter fand keine Antwort darauf. Im stillen gab sie der Tochter recht, aber ihre Vorliebe für den Sohn war zu groß, um dies einzugestehen.

Der Gegenstand des unerfreulichen Gespräches kam kurz darauf nach Hause. Er war ein blasser, hochaufgeschossener Jüngling mit ziemlich hübschen Gesichtszügen, denen aber, wie auch seinem ganzen Benehmen, etwas Unstätes anhaftete. Seine großen, hellen Augen hatten jenen flackernden Blick, der eine frühe Genußsucht bekundet; Eitelkeit und ein gewisser Hang zum Geckentum sprach sich in seinem ganzen Äußeren aus.

Er ging sorgfältig gekleidet, eleganter sogar, als es seiner Stellung angemessen war und sein wohlfrisiertes Haar verbreitete eine Wolke von starkduftendem Parfum um sich.

Die Mutter begrüßte ihn mit sichtlicher Freude, die er wie eine Art selbstverständlichen Tributes hinnahm. Die Geschwister nickten sich nur flüchtig zu.

Das Mittagessen wurde hereingebracht. Der Sohn des Hauses stocherte mißmutig in dem Gemüse umher.

„Ihr kocht auch immer dasselbe," murrte er. „Ich werde doch lieber im Gasthofe essen."

„Aber Oswald," mahnte die Mutter erschrocken, „das wird ja viel zu teuer."

„Nun, warum hältst Du mich so kurz?" entgegnete der Jüngling. „Die anderen können es doch auch."

„Die sind aus wohlhabenderen Häusern. Wir aber sind arme Leute."

„Der Laden geht doch ganz gut und Nora verdient auch genug."

„Das geht im Hause und für Dich drauf. Das Leben hier in der Stadt ist teuer."

„Und wenn die Nora wollte," fuhr Oswald fort, „so bekäme sie noch viel mehr."

„Wieso?"

„Der Assessor mit der Glatze auf dem Kopf läuft hundertmal bei ihrem Fenster vorbei, und neulich sagte er mir, ich solle dafür sorgen, daß die Nora freundlicher zu ihm sei. Dann wolle er ihr alles mögliche schenken."

„Schweige, Oswald," rief Nora gebietend.

„Nun, vielleicht heiratet er Dich," bemerkte ihr Bruder.

„Daran denkt er nicht."

„Pah, das ließe sich abwarten," meinte der, trotz seiner Jugend welterfahrene Commis. „Ich könnte gerade jetzt einen reichen Schwager brauchen."

„Oswald," fragte die Mutter besorgt, „Du hast doch nicht etwa Schulden?"

„Warum nicht? Die hat ein jeder von uns."

„Wer soll sie denn bezahlen? Ich habe doch nichts."

„Du wirst schon etwas finden."

Nora warf einen Blick zu ihrer Mutter hinüber, der deutlich auszudrücken schien: „Sagte ich es nicht?"

Frau Möller war betroffen. „Ist es denn viel, was Du haben mußt?"

„O nein, nicht viel, so ungefähr fünfzig Mark."

Die Mutter schwieg. Sie war überzeugt, daß sie das Geld ihrem Sohne geben müße und rechnete dennoch gleichzeitig im stillen aus, wieviel sie und Nora sich wieder würden versagen müssen, um die unaufhörlichen Ansprüche Oswalds zu erfüllen.

Ihr Sohn machte sich deswegen keine Sorge. Irgendwo würde das Geld endlich herkommen, wie es bisher geschehen war, das „woher" kümmerte ihn nicht. Auch Nora dachte darüber nach, wie viele tausend Stiche ihre fleißige Nadel werde anfertigen müssen, bis die genannte Summe erarbeitet sei und sie seufzte leise. Sie hatte nach Leos Entfernung plötzlich das Verlangen in sich erwachen gefühlt, einmal ein Konzert oder eine Oper zu besuchen, wie er es vorgeschlagen. Das war nun wieder unmöglich auf lange Zeit hinaus.

Der kurze Augenblick des Glückes, den ihr Leos Erscheinen gebracht, ging in neuer Sorge unter. Es giebt Menschen, die jeden kargen Sonnenstrahl im Leben durch eine lange, dunkle Nacht bezahlen müssen, und auch Nora gehörte zu diesen.

Elftes Kapitel.

Es waren Wochen seit Leos Besuche bei Nora verflossen und noch immer hatte er Ellen nichts davon erzählt. Anfangs hatte sich keine Gelegenheit dazu geboten. Die Tante war immer zugegen und in ihrer Gegenwart scheute er sich, Nora Möllers zu erwähnen. Dann kam das Reiterfest, das wochenlang vorher und nachher Zeit und Gedanken der Damen in Anspruch nahm, und überdies schien auch Ellens Interesse für die Jugendgespielin ebenso schnell wieder erloschen, wie es unter Leos Vorstellungen emporgekeimt.

Es war nichts Befremdendes in diesem Vergessen. Ellen pflegte jedem Eindrucke leicht nachzugeben, um keinen besonders lange festzuhalten, am wenigsten solche, die ihr lästig oder unangenehm waren. Das Leben hatte sie zur Selbstsucht erzogen, ohne daß sie sich dessen bewußt geworden. Sie war eine gutherzige, harmlose Natur, die es liebte, Frohsinn und Heiterkeit um sich zu breiten, und wenn sie Armut und Elend vor sich sah, schnell bereit war, vermöge ihrer reichlichen Mittel Abhilfe zu schaffen. Aber sie glaubte damit auch alles gethan zu haben, was ihre Pflicht gegen ihre Nebenmenschen erheischte.

Für die Not der Seelen, die größer oftmals ist, als materielles Darben, hatte sie kein Verständnis. Die Tante war bestrebt, ihr jeden trüben Eindruck fernzuhalten, so war es stets gewesen und so sollte es ferner sein. Auch Gräfin Sernsheim war es unbequem, von dem Leide anderer zu hören. Wer mit Klagen zu ihr kam, konnte sicher sein, von ihr entweder gar nicht angehört zu werden, oder wenigstens keinen Trost zu erhalten. Frau von Walldorfs unerschöpfliche Geduld und Güte für den Kummer anderer hatte sie einfach gemißbilligt. Was hatte man davon, sich mit dem ewigen Jammern die Stimmung verderben zu lassen? Mochte doch jeder selbst sehen, wie er fertig wurde, ohne seinen Nächsten zu belästigen. Sie wünschte ja niemand etwas Böses, aber sie wollte auch in dem eigenen Wohlbehagen nicht gestört sein.

Auf Ellen konnte eine derartige Gesinnung nicht ohne Wirkung bleiben. Sie hatte, was sie zu ihrem Glücke, ihrer Befriedigung brauchte — weshalb waren andere nicht ebenso zufrieden und fröhlich wie sie? Über Noras Schicksal war sie längst beruhigt, als die Tante ihr gesagt hatte, daß sie und ihre Mutter ein zwar bescheidenes, aber genügendes Auskommen hätten. Nun, also hungerte sie ja nicht, was ihr sehr leid gethan haben würde — sie durfte sich ihretwegen keine Sorge machen.

Die größere Mehrzahl der Menschen ist gewohnt, ebenso zu denken, zu empfinden. Es kommt nur wenigen in den Sinn, daß es auch Unterlassungssünden geben könne, welche schwerer wiegen, als thatsächliche Vergehen. Das sind die Sünden wider den heiligen Geist erbarmender Menschenliebe. Kalt, ungerührt an dem Traurigen vorüberzugehen, sich nicht einmal der Mühe zu unterziehen, nachzuforschen, welches die wunde Stelle in seinem Herzen ist, die danach verlangt, daß eine milde Hand sie heilend berühre, ist eine größere Härte, als die Verweigerung eines Beitrages zu sogenannten wohlthätigen Zwecken. Und wer Verzeihung heischt an Gottes Thron, sollte sie auch für die ungesprochenen Worte erflehen, die er vielleicht nur aus Bequemlichkeit unterließ und die einem müden und betrübten Herzen die Last zu erleichtern fähig wären, unter welcher es zusammenzubrechen drohte.

Leo von Rochus war noch nicht zum Nachdenken über die Charaktereigenschaften seiner zukünftigen Gattin gelangt. Sie gefiel ihm, sie war hübsch, liebenswürdig, stets guter Laune, unter den jungen Damen, die er kannte, nahm sie entschieden einen hervorragenden Platz ein. Er hatte sie gern, und es schmeichelte seiner Eitelkeit, daß er erfahren mußte, wie sehr sie an ihm hing.

Seit kurzem waren sie ein verlobtes Paar, doch sollte dieses Verlöbnis erst später bekannt gemacht werden. Die Gräfin wollte es so. Sie meinte, daß ihre Nichte sich besser amüsieren würde, wenn man sie noch für frei hielte. Das Interesse für eine Braut erkaltete bei der jüngeren Herrenwelt sofort; mochte doch Ellen die drei Jahre bis zu ihrer Verheiratung noch ganz in Jugendlust genießen.

Ellen fügte sich dieser Anordnung leichter als Leo, dem dieser heimliche Brautstand manchen Zwang auferlegte. Er galt als der bevorzugte Bewerber der jungen Erbin, er besaß das Vorrecht langjähriger Jugendfreundschaft, aber er konnte es nicht hindern, wenn die übrigen Verehrer Ellens ebenfalls danach strebten, ihre Gunst zu erringen, und wenn sie in dem Rausche des Vergnügens, das ihre Tage ausfüllte, die Huldigungen anderer mit lebhafterem Wohlgefallen entgegennahm, als es ihm erwünscht war.

Der Winter trat in diesem Jahre mit einiger Strenge auf; schon ziemlich früh im Jahre konnte die elegante Welt die Eisbahn zum Tummelplatze machen, die in dem weiten Stadtparke auf einer Wiese hergerichtet war. Auch Leo und Ellen benutzten sie fleißig, soweit es des ersteren Dienst gestattete; oft meinte Ellen, es sei eine größere Lust, auf spiegelglatter Fläche dahinzufliegen, als in den erstickend heißen Ballsälen bis an den Morgen zu tanzen.

Es war eines Tages später als gewöhnlich für Leo geworden. Fast mußte er fürchten, Ellen nicht mehr auf der Eisbahn zu treffen, als er, vom Dienste heimkehrend, den Weg nach dem Stadtparke einschlug. Sie war in Begleitung der Tante dorthin gegangen, doch kehrten die Damen häufig schon um drei Uhr heim, weil der Gräfin das lange Stehen in der Kälte lästig war, und soeben hatte es halb geschlagen, als er die Reiterkaserne verließ.

Ellen schmollte stets ein wenig, wenn er so spät kam. Um sie zu versöhnen, nahm er schnell noch einige Marschall-Nielrosen von dem nächsten Gärtner mit. Dann schritt er eilig durch eine kürzere Seitenstraße dem Stadtparke zu.

Die Gegend hier war still und menschenleer. Die Häuser wurden seltener. Die andere Seite der Straße war noch nicht bebaut, nur einige Arbeiter gingen in geringer Entfernung von ihm und drüben von der Parkseite her kam eine dunkelgekleidete Frauengestalt.

Leo blickte schärfer nach ihr hinüber. Dieses stolz getragene Haupt, den leichten schwebenden Gang, er kannte beides. Mit raschen Schritten eilte er ihr nach, um sie zu erreichen, noch bevor sie in einem Seitenwege verschwunden.

„Nora!"

Sie wandte sich überrascht um.

„Herr von Rochus!"

„Wie kommen Sie hierher in diese einsame Straße?" fragte er lebhaft. „Und wissen Sie, daß ich mich freue, Sie so unvermutet zu treffen?"

Sie errötete tief. Vielleicht war ihre Freude noch größer, als die seine; aber wie hätte sie es wagen dürfen, ihm dies zu gestehen?

„Ich brachte ein Paket fertiger Wäsche nach dem Waisenhause," erwiderte sie, „der Weg durch den Park ist näher, als durch die Stadt."

„Aber diese Gegend sollten Sie vermeiden," sprach er. „Sie ist für ein Mädchen Ihres Alters nicht ratsam zu besuchen."

„Wir Arbeiterinnen müssen uns daran gewöhnen, nicht zu ängstlich zu sein," sagte Nora, „es ist nicht möglich für uns, einen Schutz zur Seite zu haben."

„Nun, eine kurze Strecke kann ich Sie begleiten," entgegnete er, „ich gehe auf die Eisbahn, wo Ellen mich erwartet."

„Glückliche Ellen!" dachte Nora. Sie würde jetzt einige frohe Stunden mit ihm verleben. Ob sie diese wohl mit so tiefem Danke empfand, als sie die wenigen Minuten?

„Ich habe Sie lange nicht gesehen, Nora," sprach Leo, als sie stumm blieb. „Nicht einmal an Ihrem Fenster, wenn ich morgens vorbeireite."

„Ich war dort," sagte sie befangen.

„Und verbargen sich hinter der Gardine vor mir," scherzte er. „Sie mögen es also nicht, wenn ich Sie grüße."

„O doch, aber —"

„Aber die Nachbarn könnten darüber reden. Habe ich es erraten? Und davor scheuen Sie sich!"

„Ja, Herr Baron," antwortete sie offen, „und Sie werden es am besten entscheiden können, ob ich darin unrecht habe."

Sein Auge traf das ihre. „Nein, Nora, Sie haben recht. Ich lege zwar nicht übermäßigen Wert auf die Lästerreden anderer, Sie aber haben Grund, sie zu meiden, und ich möchte niemals Schuld tragen, daß irgend etwas Sie betrübte."

„Sie sind so gut," murmelte sie.

„Ach, gar nicht," lachte er. „Ich bin nicht besser, hoffentlich auch nicht schlechter als tausend andere. Wäre ich wirklich gut, hätte ich mich schon vor Jahren viel mehr um Sie gekümmert und jetzt mehr für Sie gethan, aber das erlauben Sie mir ja doch nicht."

„Es war schon viel, o, überreichlich, daß Sie sich meiner noch erinnerten und Teilnahme für mich äußerten," sagte Nora. „Ich bin nicht verwöhnt damit."

„Armes Kind!"

„Und dann die Blumen, die Sie mir schickten," fuhr sie fort. „Ich dachte, es könnte nichts Schöneres geben."

„Haben Sie sich darüber wirklich so gefreut?" fragte er bewegt.

„O, mehr, als ich es Ihnen sagen kann."

„So möchte ich, daß Sie auch diese beiden Rosen nähmen," sprach er, ihr die Rosen reichend, die er in der Hand hielt. „Ich denke, daß sie sich in Ihrem dunklen Haar sehr hübsch ausnehmen müßten."

„Ich habe noch nie Blumen im Haare getragen," entgegnete sie, „und diese sind doch auch zu schade dafür."

„Zu schade für Ihr schönes Haar, Nora? Sind Sie wirklich dieser Ansicht? Dagegen würde ich auf das lebhafteste Einspruch erheben."

Sie wandte sich ab. „Sie waren doch auch nicht für mich bestimmt," sagte sie schüchtern.

„Vielleicht nicht, aber wenn ich Sie nun herzlich bitte, sie zu nehmen, weisen Sie sie dann noch zurück?"

Sie ließ es geschehen, daß er die Rosen in ihre Hand legte und ihre schlanken Finger scherzend darum schloß.

„Jetzt lächeln Sie endlich, Nora; haben Sie es denn so ganz verlernt? Sie waren stets ein ernstes Kind, doch nie so schwermütig, wie Sie es augenblicklich sind."

„Als wir uns kennen lernten, war ich auch glücklich."

„Und jetzt fühlen Sie sich unglücklich? Das wollen Sie doch wohl damit ausdrücken."

„Nein, jetzt nicht," sprach sie unwillkürlich und erschrak gleich darauf über das unbedachte Wort. „Ich wäre undankbar, wenn ich mich so nennen wollte, nachdem mir soeben wieder eine Freundlichkeit zu teil geworden," fügte sie rasch hinzu.

„Wenn Sie es mir doch gestatten wollten, diese geringen Freundlichkeiten öfters zu wiederholen."

„Nein, nein, es ist genug, was Sie gethan."

„Lachen Sie mich aus. Es bedrückt mich, daß es nicht mehr sein darf. Ich fühle ein wahrhaftes Unbehagen, wenn ich spät abends an Ihrem Fenster vorbeikomme und Ihre Maschine noch rasseln höre. Sind wir nicht schuld, mein Vater, Ellen, wir alle, daß Sie sich so quälen müssen, daß Sie gezwungen sind, ein trübes und ärmliches Leben zu führen?"

„Aber das können ja auch Sie nicht ändern."

„Nicht vollständig; nur es Ihnen erleichtern. Sie sind für mich die kleine Spielgefährtin geblieben, mit der ich so gerne durch Wald und Feld lief. Ich habe es nie vergessen, wie gut wir uns vertrugen."

„Dank, Dank dafür!"

Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander her; der Schnee knirschte unter ihren Tritten, aus der Ferne tönte die Musik, die auf dem Eise spielte. Leo erinnerte sich plötzlich, welches der eigentliche Zweck seines Ganges war.

Nora erriet es. „Sie wollten auf die Eisbahn, Herr von Rochus," sprach sie, „wird Ellen Sie nicht vermissen?"

„Ja, ich glaube, ich muß hin, sonst bekomme ich von der Tante ein finsteres Gesicht," erwiderte er. „Welchen Weg nehmen Sie nach Hause, Nora?"

„Ich gehe noch nicht nach Hause. Ich muß noch Leinwand für unseren Laden einkaufen."

„Thun Sie mir den Gefallen, nicht durch die Straße zurückzugehen, in der wir uns vorhin trafen."

„Warum nicht?"

„Die Gegend ist verrufen. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Ihnen etwas zustieße."

Es war ein Lächeln des Glückes, mit dem sie zu ihm aufsah. Er war besorgt um sie, er scheute die Kränkung, die ihr, der Schutzlosen, widerfahren konnte — war es, war es denn nur möglich?

Sie wußte nicht, wie sie den weiten Weg bis zu ihrer Wohnung zurückgelegt hatte. Es schien ihr, als sei der Himmel über ihr heute heller, die Menschen, die geschäftig an ihr vorübereilten, froher, das eigene Leben holder, als seit langer Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Die Welfin von Elmsrode.

Roman

von

Gustav Schollwöck.

(Fortsetzung.)

Fünftes Buch.

Ein Kriegsgericht.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Es ist Spätherbst.

Kalte Novembernebel rieseln tagelang zur Erde nieder, auf die braune Heide und die nackten Schollen der Felder und die laubverarmten Wipfel des Waldes. Manchmal breitet eine frostige Nacht über sie die silberglanzdurchwirkte Decke des Reifes hin, die dann mit mattem Bemühen die Sonne wieder hinwegzieht. Oft auch rauschen Regenschauer nieder, daß sie das Land wie mit klatschenden Geißelhieben wund peitschen. Ein stummes Trauern, eine dumpfe Trostlosigkeit in Au und Lüften! Durch den feuchten Mühlgrund dort unten im Thale, wo die altersschiefe, schimmelmoberige Herberge des Kleinpächters steht — und dort oben, wo vom windumbrausten Thalrande die Zinnen eines mittelalterlichen Lehensschlosses noch quaderfest herabbräuen, das der stolze Bergfried überragt, die trutzige Stirne schmeichelnd umrankt von grünem Epheu — überall schleicht die bange Erwartung einher, wie im Hochsommer dem drohenden Gewittersturm die ganze Natur entgegenbebt!

Aber noch schweigen des Himmels Donner, noch ruhen seine Blitze — enggewölbt, wie eine Schlummerhaube spannt er sich um die tagwerksmüde Erde. Selten winkt durch ihr düsteres Träumen ein bleiches Sonnenlächeln, Hoffnung spendend wie ein Lenzgruß — aber dann deckt schnell wieder ein bleiernes Nebelband ihr fahles Antlitz, als wollte sie selbst die schwere Trübsal dieser Tage verschlafen — sie nicht sehen, nur nicht sehen!

Der Feind steht im Lande! Schon ist er kühn vorgedrungen bis zu den stillen Waldthälern der Perche, über Nogent le Rotrou hinaus nähert er sich, dem Laufe des Huisne entlang, bereits Le Mans! Nicht das verzagteste Herz, welches in Frankreichs weiten Gauen schlug, hätte beim Beginn des Krieges, selbst nach dem furchtbaren Zusammenbruch bei Sedan, einen solchen Siegeszug der deutschen Waffen vorausgesetzt!

Die Armeeabteilung, welche hier im Süden der Belagerungsarmee von Paris als schützender Gürtel sich vorlegte, stand unter dem Oberbefehl des Großherzogs Friedrich von Mecklenburg. Zu ihr zählte das erste bayrische Korps von der Tanns. In täglichen Kämpfen, oft an drei und vier voneinander weit getrennten Plätzen zugleich, suchte sie dem überlegenen Feinde möglichst viel Boden abzuringen, ohne ihre schwachen Verbindungen nach rückwärts allzusehr zu gefährden.

Es war ein hartes, die Kräfte des Körpers und des Gemütes in gleicher Weise erschöpfendes Ringen. Nicht der frische, stählende Zauber der großen Feldschlacht bot sich den braven Truppen als Lohn für ihr opfermutiges Ertragen unsäglicher Beschwerden; am Rande jedes Waldes, jedes Dorfes erwartete sie der oft recht zähe Widerstand der Feinde, die meistens gut ausgeruht, aus dem reichen Hinterlande trefflich verpflegt, in nagelneuer, sorgfältiger Adjustierung, und mit weit überlegenen Waffen bewehrt, außerdem stets in Überzahl, ihre Heimat unter den günstigsten

Bedingungen gegen den Angreifer verteidigten. Insbesondere mußten die Deutschen fast jeden Abend sich ihr Quartier erst erkämpfen, wollten sie nicht unter den größten Unbilden der Jahreszeit auf freiem Felde, allen menschlichen Wohnungen fern, die Nächte verbringen, und damit die letzten Kräfte von Mann und Roß erschöpfen.

Wenn es jetzt glührot gegen Abend am Horizont aufqualmte, war es nicht mehr von den Freudenfeuern nach glücklich geborgener Ernte, welche die Dorfjugend mit verdorrten Kräutern nährte. Da war sonst die Liebste mit dem Schatze glückselig zum Reigen um die lustig lodernde Flamme angetreten, während in der nächsten Schenke die Alten sich in Eintracht gütlich thaten an einem Trunke wohlgeratenen Ziders und an dem duftigen Kaporal ihres Pfeifchens — wenn es jetzt aufloderte in rötlichem Scheine, so war es, weil die Furien des Krieges dort zum wilden Tanze angetreten waren. Und wenn vom Pachthofe weithin über das Blachfeld dumpfe Schläge dröhnten, und vom Bühle her ein helles Knattern die Emmerlinge aufschreckte, die mit ortskundigem Fürwitz in den Feldern Nachlese hielten — dann war es nicht der Lärm der Tenne, wo der goldene Segen des Jahres im Takte quoll, und nicht das lustige Klappern der Geisterflügel einer Windmühle: dann waren es die ehernen Grüße der Geschütze, das keifende Rasseln der Gewehre, das wie mit teuflischer Schadenfreude den heiligen Frieden der Landschaft durchbrach! —

An dem hochgewölbten Fenster ihres petit salon im alten Schlosse Le Ban sitzt die Marquise d'Autran und vor ihr, auf einem niedrigen Schemel, ihre Nichte Frieda von Elmsrode, Deutschlands schöne, ungetreue Tochter.

Tiefes Schwarz umhüllt die Herrin des Hauses, und die Spitzen eines Trauerhäubchens bedecken ihr ergrauendes Haupthaar. Und tiefes Schwarz deckt auch die kraftgeschmeidigen Glieder des schönen Mädchens.

„. . . Daß ich ein solches Unglück erleben mußte!“ sprach nun die Tante, während sie einen Blick dumpfer Trostlosigkeit durch das Fenster in den dämmernden Abend hinauswarf. „Fliehen müssen — vor den Preußen — aus Paris! Ist es denn überhaupt die denkbare Möglichkeit!“

„Ja, Tantchen, es ist nun einmal die brutale Wirklichkeit! Und das schon zum dritten Male in diesem Jahrhundert!“

„O — o rede nicht davon!“ rief die Marquise etwas nervös. „Und kein Ende dieses Leides ist noch abzusehen! Wenn die Zuversicht in den prunkvollen Manifesten Gambettas sich nicht bald durch die Thatsache entscheidender Siege bestätigt, müssen wir zuletzt sogar noch diesen Herrensitz, der seit den englischen Kriegen keinen Feind Frankreichs mehr sein Thor durchreiten sah, vor den Deutschen räumen!“

„Ich fürchte es, Tante,“ sprach Frieda leise.

„Aber, mein teures Kind,“ fuhr die Marquise noch lebhafter fort, „wird eine solche neue Heimsuchung überhaupt zu ertragen sein? Und wenn ich selbst die Aufregungen und Leiden einer neuen Flucht, soweit sie mich und meinen süßen René berühren, einen Augenblick außer Acht lassen wollte — so bleibt mir doch noch die besondere Sorge um Dich!“

„Wieso, Tante?“

„Wenn wir aus der stillen Waldeinsamkeit von hier noch weiter südwärts flüchten müssen, dann wächst die Gefahr, Dich als Deutsche entdeckt zu sehen, ins Bedenkliche. Der Ausweisungsbefehl des plebejischen Diktators, der alle Deutschen vom französischen Territorium verjagte, sollte längst auch Dich treffen. Ich habe ihm heimlich getrotzt, Dich zurückgehalten; denn für den Fall, daß man Dich erkennen sollte, stützte ich mich getrost auf die Autorität meines alten Namens und meiner mächtigen Verbindungen, über welche auch jene revolutionären Machthaber nicht ohne weiteres hinwegsehen konnten. Aber je weiter nach Süden der Schwerpunkt der Regierung verlegt werden muß, je erbitterter der Widerstand der Unsrigen zu einem wahren Parteigängerkriege ausartet, desto wertloser werden für den Notfall jene Verbindungen, die doch zumeist nach Paris gravitieren, und desto näher die Möglichkeit, daß Wut, Rachsucht und gelockerte Disciplin bei einer etwaigen Entdeckung Dich in schwere Gefahr bringen!“

Frieda hatte den Bedenklichkeiten der Marquise ziemlich gleichmütig gelauscht. Nun ergriff sie freundlich lächelnd deren zarte Rechte, drückte einen Kuß darauf und sprach ruhig:

„Liebe Tante, sorge doch nicht um das, was etwa werden könnte! Wir wollen klug sein und ruhig abwarten. Kommt Zeit, kommt Rat! sagt ein deutsches Sprichwort.“

„Sehr bequem — aber nicht so klug als ein vorschauendes Bedenken!“

„Doch was wäre hier zu thun?“

„Es gäbe eine einfache, eine definitive Lösung, mein Kind — indem Du die französische Nationalität annähmst.“

„Aber Tante, Du weißt doch, daß dieselbe nach eben jenem Edikte zur Zeit gar nicht erteilt werden darf!“

„Auf die Eingabe eines einzelnen hin! Aber vor allem würdest Du als Hannoveranerin den Vorteil genießen, nicht als Deutsche in Gambettas Sinne betrachtet zu werden. Vollends jedes Bedenken würde aber schwinden, wenn Du —“

Frieda machte eine hastige Bewegung. „Horch,“ rief sie und lauschte aufmerksam nach der Thür.

„Was ist's, mein liebes Kind?“

„Ich glaubte, man kommt.“

„Hoffentlich ist es René, der mir schon zu lange außen bleibt.“

Frieda schwieg. Die Marquise sah forschend auf sie nieder und konnte bemerken, daß das Mädchen eine innere Unruhe zu verbergen suchte. Nach einer Pause begann sie wieder:

„Wie gefällt Dir mein René?“

„Vetter René ist sehr gut.“

„Und er hält große Stücke auf Dich. Doch das nebenbei! Um auf die vorige Sache zurückzukommen — hast Du Dich bisher noch nie mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß in solch schrecklichen Zeiten, wie wir sie durchleben, und in denen alles wankt und

aus dem Gefüge zu geraten droht, ein junges Mädchen sich glücklich preisen mag, das im Schutze eines braven Mannes einen eigenen Herd findet, den eigentlichen, unter solchen Verhältnissen sichersten Mittelpunkt ihrer ganzen Existenz?"

Die zunehmende Dunkelheit verbarg das verlegene Erröten auf Friedas Antlitz. Sie senkte das Haupt und antwortete nicht.

Aber die Tante hielt den Faden fest, den sie nun einmal angesponnen.

„Nun, Frieda?"

Mit etwas geschäftiger Heiterkeit entgegnete nun das Mädchen: „Ach, Tante, in der Not der Zeit, die ja alle Herzen so schwer bedrückt, habe ich — verzeihe mir gütigst den Gegensatz gegen Deine Auffassung — an eine solche Veränderung erst recht nicht gedacht!"

„Du thatest unrecht, mein Kind. Und es kann Dich doch gar nicht überraschen, wenn ich Dir sage, daß mein herziger René Dir wahrhaft gut ist! Ich muß ja wohl für ihn als Freiwerberin auftreten, da mein guter Sohn so schüchtern, so zurückhaltend ist und nach meinen Erziehungsgrundsätzen gewohnt, den Entscheidungen meiner mütterlichen Erfahrung und Fürsorge schlechthin sich unterzuordnen."

Frieda hob das Haupt — die Verlegenheit schien aus ihren Zügen gewichen.

„René — schüchtern?" sprach sie lächelnd. „Sah ich ihn doch schon mit den Töchtern der Pächter charmieren, so gewandt, als sei dies die vornehmste Aufgabe des Gutsherrn!"

„Wie häßlich Du das mißdeutest!" rief die Marquise fast verdrossen. „Mein sanfter René charmiert nicht — er ist leutselig! Und darin hat er ganz den Beifall seiner strengen Mutter. Ich hätte übrigens nicht gedacht, daß ein solcher Begriff in Deinem Bewußtsein, ein solches Wort auf Deinen Lippen lebte."

„Du vergißt, Tante, daß das Schicksal mich aus dem engumfriedeten Paradiese träumerischer Mädcheneinfalt sehr früh vertrieben hat. Und ich danke es meinem Vormund aus ganzer Seele, daß er mich den vorurteilslosen Blick ins Leben lehrte, noch ehe ich die freie, unumschränkte Herrin meines Willens geworden war. Wenn mich der Zufall des Weges führte, da René gerade der niedlichen Sabine Aufmerksamkeiten erwies — sollte ich da etwa die Augen schließen, um ein erträumtes Charakterbild meines Vetters festzuhalten?"

„Aber ich sagte Dir," fiel die Marquise hartnäckig ein, „daß Du ihn falsch beurteilst! Wir huldigen nur nicht jenen pedantischen Formen des Verkehrs, deren freundliche Milderung Eurem nordischen Empfinden schon gleichbedeutend ist mit einem Fehltritt! O, das Herz meines René ist gut, ist rein —"

„Ich zweifle nicht, Tantchen," entgegnete Frieda mit einem Lächeln, das schnell versöhnend einlenkte; „aber die Zeit, die böse Zeit will der Myrte das Blühen nicht gönnen! Und wenn René zum Dienste eingezogen worden wäre —"

„Das fehlte noch!" unterbrach sie nun die Marquise sehr mißgestimmt. „René, mein einziger, der letzte, zarte Sprosse zweier alten, ehrwürdigen, edlen Stämme! Es wäre doch ein Frevel, ihn gerade dem wahllos rohen Kriegsglücke auszusetzen!"

Frieda blickte erstaunt auf. Dann aber nickte sie leicht und sprach sehr ruhig:

„Ach ja, ich weiß — das ist in Frankreich anders geworden. Einst, unter Euren Königen, drängten sich die Söhne der ersten Familien des Landes zum Waffendienste; es galt als höchste Ehre, dem Vaterlande im Felde zu dienen! In der jüngsten Epoche Eurer Geschichte haben die Kronen zu oft gewechselt, sowie deren volkstümliche und staatsrechtliche Bedeutung für das Land. Es ist aber gerade den stolzesten Familien am wenigsten gegeben, diesen raschen Wandlungen ohne Bedauern, mit Hingabe zu folgen. So haben sich viele der ritterlichsten Elemente aus der Armee zurückgezogen — zu ihrem großen Schaden, wie der Verlauf dieses Feldzugs erweist!"

Die Marquise ward aber alles eher denn beruhigt.

„Gleichviel, wie das so gekommen," rief sie ärgerlich. „Ich denke nun einmal nur an meinen René, und bin entsetzt darüber, daß Du nur entfernt den Gedanken fassen konntest, er sollte sein kostbares Leben an diesen häßlichen Krieg wagen! Du liebst ihn nicht, sonst läge Dir nichts ferner. Es sind doch wahrlich sehr viele im Lande, die weniger zu verlieren haben als er — mögen sie sich schlagen und uns die Preußen vom Halse halten!"

Sie schwieg und blickte mit unliebenswürdiger Miene aus dem Fenster.

Auch Frieda zog es vor, still in Gedanken die Unterhaltung mit sich selbst weiterzuspinnen, obwohl sie sich durchaus unschuldig an der peinlichen Wendung fühlte, welche dieselbe genommen hatte.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Nach einiger Zeit öffnete sich die Thür. Ein alter Diener brachte die Lampe und stellte sie auf einen Rundtisch in der Mitte des Gemaches. Dann sprach er mit gedämpfter Stimme:

„Eben ist der Herr Marquis eingeritten."

„Gott sei gedankt, daß der kühne Junge wieder glücklich zurück ist!" rief die Marquise erleichtert.

„Und die Zeitungen?" fragte Frieda den Diener.

„Sind ausgeblieben," entgegnete dieser mit beklommener Miene. Dann verharrte er noch einen Augenblick in ehrerbietigem Schweigen, und als keine Frage, kein Auftrag weiter erfolgte, ging er wieder mit unhörbaren Schritten zur Thür —

Plötzlich, wie ein Sturmhauch, der durch die Korridore des weiten Schlosses fegt, bricht René mit einem hastigen Ausruf in die Stille des Gemaches:

„Schnell, André, packe mit Delphine nur das Nötigste in einige Koffer! Unten im Hofe habe ich schon Auftrag gegeben, den Wagen bereit zu machen. In einer halben Stunde reisen wir!"

Herrisch winkt er. Der Diener greift ratlos an den Kopf — blickt dann fragend auf die Marquise — aber schon hat diese sich von ihrem Sitze erhoben und tritt nun zugleich mit Frieda in den Lichtkreis der Lampe.

„Was soll's, René?"

„Ach, Mama, eine lange, ernste Geschichte! Und es ist keine Minute mehr zu verlieren —"

Seine Mutter gab André einen Wink. Aufs höchste bestürzt eilte der Alte hinweg.

René küßte der Marquise flüchtig die Hand.

„Auf dem weiten Umweg über Savigny," erzählte er dann mit fliegendem Atem, „gelangte ich gestern spät abends nach Vendôme. Dort hat zur Zeit General de Sonis sein Hauptquartier. Unter seinem Befehle stehen vier intakte Divisionen, bereit, jeden Augenblick den Vormarsch anzutreten. Es kostete mich einige Umfrage, ehe ich Armand Saraudy auffinden konnte — es ist noch der alte Träumer! Er war, als die Bayern Orléans besetzten, verwundet worden — ziemlich leicht; denn ehe sie ihn in Gefangenschaft abführen wollten, hat er sich ihnen durch die Flucht entzogen. In Tours mußte er einige Zeit seine Wunde pflegen, und ehe er noch völlig hergestellt war, meldete er sich wieder — ist das nicht sinnlos! — zum Dienst! Und zwar ging er direkt zu de Sonis, erklärte ihm, daß er die Gegend im meilenweiten Umkreis ziemlich gut, den Landstrich um Le Ban jedoch sehr genau kenne, da er mehrmals als Gast der Marquise d'Autran hier geweilt und auf Jagden und Fischzügen alle Pfade durchstreift hatte. Der General behielt ihn als Ordonnanzoffizier an seiner Seite. Armand trägt den Arm noch in der Schlinge. Gleichwohl hat er sich seinem Chef erboten, für heute mit nur einigen Mann eine sehr wichtige Rekognoscierung auszuführen. Der General ist unglücklich über den ungenügenden Aufklärungsdienst, den unsere Leute leisten sollen. Da ist nun Armand der Mann des Tages. Er erklärte mir, daß er heute mit dem frühesten Morgen ausziehen werde, um über Epuisay und Marolles jenseits Berfay zu gelangen — wenn die Deutschen es noch gestatten —"

„Wie," unterbrach nun die Marquise ihren Sohn mit einem Blick des Entsetzens, „wenn die Deutschen es noch gestatten? Sollen sie denn überhaupt schon so nahe stehen?"

„Die Anzeichen mehren sich mit jedem Tage! Du siehst, liebe Mama, es braut ein Wetter um Le Ban, unsern stillen Ruhesitz. Wenn die bis gestern abend eingelaufenen Meldungen den Thatsachen entsprechen — was der Generalstab eben noch in Zweifel zieht, sonst würde man nicht erst Armand auf Kundschaft schicken — dann können die Deutschen hier sein, ehe wir uns dessen versehen! Sie werden nach Barbarenweise unser noch unentweihtes Heim schänden! Wir können also auch gar nicht abwarten, daß Armand auf dem Rückwege bei uns vorspricht, um uns nähere Mitteilungen zu machen, die dann über unser Bleiben oder unsere Flucht entscheiden sollen. Denn wer weiß, ob er von dem gefahrvollen Ritte überhaupt wiederkehrt, oder ob der Feind nicht schon halbwegs ihm entgegentreten und dann fast gleichzeitig mit ihm hier eintreffen wird! Da ich keine Lust verspürte, mich von einer preußischen Streifpatrouille abfangen zu lassen, die etwa sehr weit vorgestoßen wäre, nahm ich den Weg wieder durch unsere Linien zurück, Euch zu benachrichtigen — bei der Nähe des Feindes gleichwohl ein ziemlich kühner Ritt, nicht wahr?"

Und René d'Autran warf sich gewaltig in die Brust, mit stolzer Genugthuung die Bewunderung der beiden Damen einzuernten. Doch nur für einen Augenblick, denn alsbald rief er mit noch größerer Hast:

„So eilt denn, Euch reisefertig zu machen. Noch heute müssen wir Grand Lucé erreichen. Und dann fort, fort, immer weiter nach Süden, unaufhaltsam —"

Mit einer raschen Wendung wollte er schon hinwegeilen, um die Ausführung seiner Befehle aufs äußerste zu beschleunigen.

Da plötzlich rief Frieda, wie unter dem Eindruck einer augenblicklichen Eingebung: „Halt, René, keine Übereilung!"

Die Marquise und ihr Sohn blickten mit unwilligem Staunen auf das Mädchen. Frieda aber, als sei sie nun selbst über ihren Widerstand betroffen, schwieg einen Moment lang. Was ging mit einem Male in ihr vor, daß sie über ihren eigenen Ausruf nun leicht errötete? Doch schnell wieder gefaßt, wandte sie sich an René:

„Es hieß bisher, daß drüben auf deutscher Seite die Bayern in erster Linie stehen?"

„Natürlich, weil die klugen Preußen sie als Kanonenfutter immer vorschieben!"

„O, sie werden alle ihr redlich Teil zu leisten haben! Aber ich möchte nur preußischen Abteilungen ganz besonders aus dem Wege gehen. Sollten aber Bayern hier einrücken —"

„Nun?"

Frieda stockte wieder. Dann, wie nach einer Umschreibung ihrer geheimen Gedanken suchend, fuhr sie etwas zögernd fort: „Sie waren unsere Verbündeten vor vier Jahren. Es sind gutmütige Leute und anspruchsloser als die kriegsgeübteren und selbstbewußteren Preußen. Ich halte dafür — wir bleiben!"

„Aber Frieda!" riefen Mutter und Sohn zugleich.

„Ich wiederhole es: bleiben wir! Die Hast der nächtlichen Fahrt, noch gar in solcher Jahreszeit, erschöpft in ganz überflüssiger Weise die Tante."

Und indem sie zärtlich den Arm um den Hals der Marquise legte, fuhr sie mit sanfter Eindringlichkeit fort: „Fürchte nichts. Die Deutschen führen nicht Krieg gegen würdige Matronen. Vielmehr wird jeder die harten Gebote seiner Pflicht mit achtungsvoller Schonung gegen Dich zu vereinigen wissen!"

Doch schon rief René leidenschaftlich: „O, sie werden plündern!"

„Wenn das Schloß ganz verlassen ist — sehr wahrscheinlich! Nicht aber, wenn man ihnen das Notwendigste ohne Widerspruch zur Verfügung stellt."

„Sie werden mich als Gefangenen in die Kasematten einer Festung schleppen!"

„Nein, René, höchstens sich verwundern, Dich hier anzutreffen — mit gesunden Gliedern!"

René biß sich auf die Lippen. Aber dann lächelte er überlegen: „Wenn ich mich vom Dienste frei zu halten suchte und es unter dem Beistande eines sehr vernünftigen Chefarztes auch erreichte, so bewog mich hiezu in erster Linie meine grenzenlose Kindesliebe, da die Mama den Schrecken nicht überlebt hätte, mich als Konskribierten zu sehen. Dann waren es auch Erwägungen der Politik, da ich mich weder für Herrn Badinguet noch für die rote Republik totschießen lassen mag. Und dann — nicht zuletzt, ist es auch Dein Verschulden, Cousinchen; ich wollte für alle Fälle als Beschützer in Deiner Nähe bleiben!"

Jetzt aber richtete Frieda sich stolz auf, und feierlich sprach sie: „René, wenn Du Dein Vaterland um mich vergessen wolltest, dann ist es mein heiliger Wunsch, Du mögest vielmehr mich um Dein Vaterland vergessen! Sieh doch, die deutschen Heere wälzen sich schon heran bis in das Herz Frankreichs, unaufhaltsam und unerschöpflich, als würden sie aus dem Zauberbrunnen ihrer blutigen Siege neu und immer neu geboren! Ich sage Dir, daß Spott, Mißachtung, ein phantastisches Hoffen, das sich an prahlerischen Gerüchten und kindischen Lügen tagtäglich schnell wie ein Strohfeuer entzündet, um dann ebenso schnell wieder in Asche zu sinken — daß all dies keine Waffen sind gegen den gewaltigen Siegesschritt eines solchen Feindes! Die Deutschen schmieden nun einmal die Pfeile ihrer Rache in der heilig glühenden Flamme eines festen Gottvertrauens und alter bitterster Schmerzerinnerungen! Immer weniger kann ich des Glaubens mich erwehren, daß Frankreich rettungslos zertreten wird, wenn nicht der letzte seiner Söhne sich in ernstem Selbstvergessen zur Opferweihe auf dem Altar des Vaterlandes hindrängt! Ja, die Sieger von Sadowa sind in aller Welt verhaßt — aber sie können dieses Hasses lachen, so lange sie gefürchtet sind. Und diese Furcht wird ihnen, verstärkt durch die treue Bundesgenossenschaft der Süddeutschen, unfehlbar zu teil: wenn sie die Siegestrophäen dieses Riesenkampfes endgültig in ihrer Eisenfaust festhalten! Ich mag das als einen Schlag gegen mein engeres Vaterland empfinden, als einen blutigen Hohn auf die Traditionen, welche ich eingesogen; ich mag noch immer festhalten an der allerdings schon bedenklich abgeschwächten Hoffnung, daß der Süden Frankreichs in einer letzten, ungeheuren Kraftentfaltung den Eindringlingen eine Vergeltung à la Sedan bereiten wird — — aber über einen gewissen Tag und ein gewisses Maß hinaus an Anschauungen festhalten, denen die ganze Ordnung der Dinge widerspricht: das ist dann nicht mehr die Erhabenheit unbeugsamer Charakterstärke, das ist vielmehr die Lächerlichkeit verbohrten Eigensinnes! Ebenso verhält es sich bei Euch mit der Phrase von dem ‚unbesieglichen' Frankreich, die von jedem Jahrhundert als unhaltbar erwiesen wurde! In mir, mein lieber René, befestigt sich allmählich, wie auch mein ganzes Gemüt widerstrebe, die Überzeugung, daß Europa sich einer neuen Ordnung versehen müsse, wenn die Deutschen dieses Mal endgültig Sieger bleiben. Und wahrlich, den Anschein hierzu hat es. Wenn es Euch gefällt, Eure Nation stets als die schlechthin ‚kriegerische' hinzustellen, so höre diese meine Widerlegung: In Frankreich besteht gesetzlich der Loskauf, der nur jetzt momentan aufgehoben ist. Der alte Adel, die haute bourgeoisie finden den Militärdienst nicht mehr comme il faut. Das fatale Enrichissez-vous! des Julikönigtums, diese von Gott und allen Idealen verlassene Parole, hat zwar Dein Land sehr reich an materiellen Gütern gemacht; aber es ist unter ihr ungeheuer verarmt an jenen geistigen Gütern, die in Zeiten nationaler Heimsuchung ein besserer Notpfennig sind als Milliarden gemünzten Goldes! In Deutschland aber steht der Sohn des Standesherrn, den die Verfassung vom Dienste besonders befreit, freiwillig in Reihe und Glied mit dem Sohne des Einödbauers! Die jungen Feuergeister der Hochschulen tragen dort mit Stolz, ob auch als gemeine Soldaten, den Rock des Kriegers, und teilen so den jugendlichen Schwung der Seelen, ihrer Bildung und höheren Auffassung den schwerfälligeren Kameraden mit. Es ist das eine Art von ‚élan', von welcher auch der kriegsgeübteste troupier auf Eurer Seite keine Ahnung hat, und wahrlich, seine Probe hat er bis jetzt bestanden — nur zu gut für unser beleidigtes Empfinden! Aber die Weltgeschichte fragt nicht nach unseren Enttäuschungen, sondern danach, wer das Höchste leistet. Ihr aber könnt es nicht, so lange Eure Vaterlandsliebe mit Euren privaten Erwägungen im Streite liegt!"

Durch den Dämmerschein des Gemaches strahlten Friedas Augen wie mit Seherleuchten. René trommelte krampfhaft mit den Fingern auf dem Teppich des Tisches, während die Marquise an verschiedenen Möbeln sich zu schaffen machte, um Wertsachen, Dinge des täglichen Gebrauches und manchen nutzlosen Gegenstand, der ihr aber durch besondere Affektion geheiligt war, in ein Kästchen zu packen.

Nun nahm René mit unzufriedener Miene das Wort: „Jedenfalls muß ich Euch erst in Sicherheit bringen; das ist nun einmal meine nächste Pflicht."

„Deine nächste?" rief die Marquise, während sie geschäftig umhertrippelte. „Du wirst doch nicht daran denken, nachher Dich zu stellen, um Deiner Cousine zu gefallen? Schlag Dir derlei aus dem Kopfe, mein Kind, ich lasse Dich nicht von meiner Seite!"

„Also in einer Viertelstunde längstens seid Ihr bereit?"

„Ich werde trachten, mein Sohn."

Plötzlich wandte sich Frieda zur Marquise:

„Tante, Du würdest durch Dein Bleiben wirklich nicht die geringste Gefahr laufen —"

„Du träumst wohl?" gab die Schloßherrin schroff zurück. „Eile vielmehr, Dich fertig zu machen!"

„So geh mit Gott, Tante — aber laß mich hier zurück! Meinen Dank für Deine Gastfreundschaft glaube ich nicht besser abzustatten, als daß ich die Verwaltung Deines Hauses während der Okkupation durch die Deutschen übernehme. Durch mein persön-

liches Eintreten hoffe ich es vor größerer Schädigung zu bewahren."

„Was Du für sonderbare Anschauungen hast!" rief die Marquise gereizt. „Du als junges Mädchen inmitten der rohen Soldateska!"

„Ja," fiel René ein, „es ist unbegreiflich. Und überdies, wenn die Unsrigen vorrücken und den Deutschen hier herum eine Schlacht liefern —"

„Sehr wohl bemerkt," bekräftigte seine Mutter. „Gerade als dankbare Anerkennung für den Schutz, den ich Dir wiederholt gewährte, erwarte ich, daß Du an meiner Seite bleibest."

„Aber ich muß fürchten, Dir lästig zu werden — nach Deinen eigenen Befürchtungen!" entgegnete Frieda fest.

„Die Du doch selbst nicht teiltest!" warf die Marquise spitzig hin. „Jedenfalls kann ich den Gedanken nicht ertragen, daß meine Nichte mit einer Romantik sich umgiebt, die mehr abenteuerlich als distinguiert genannt werden muß!"

Frieda antwortete nicht mehr. In diesem Augenblick traf ihre Seele eine Entscheidung, bestimmt und unwiderruflich — es war die völlige innere Loslösung aus dem Bannkreise dieses Hauses. Nun fühlte sie es zum ersten Male klar, daß sie mit diesen beiden Wesen, bei welchen eine freundliche Gewöhnung sie schon mehrmals geraume Zeit festgehalten hatte, doch eigentlich innerlich nichts verband — in jenem höheren Sinne, daß ein inniges Verständnis, eine verwandte Lebensauffassung den unlöslichen Kitt gebildet hätte, der über die oberflächlichen Anregungen eines Plauderstündchens hinaus auch für die Tage ernster Prüfung und tiefaufregender Schicksalswendungen vorhielt. Insbesondere fühlte sich ihr mädchenhaftes Empfinden verletzt durch die Ahnung, die sich nach der letzten Wendung des Gesprächs unabweisbar hervordrängte, daß sie in den mütterlichen Berechnungen der Tante eine sehr materielle Rolle spielte — ja überhaupt keine andere.

„Also abgemacht, Du kommst mit uns!" rief René mit einer Autorität, die ihm das schroffe Verhalten seiner Mutter eingeflößt haben mochte.

„Um nicht den Vorwurf der Undankbarkeit zu ernten, so wenig er auch in diesem Falle angebracht wäre!" gab Frieda in eisigem Tone zur Antwort und schritt aus dem Gemache.

Sie begab sich in ihre Zimmer, wo sie ihr Mädchen bereits beschäftigt fand, in fliegender Hast die Koffer zu packen. Nun legte sie selbst rüstig die Hand an mit jener sicheren Gewandtheit, welche sie auf ihren häufigen Reisen erworben hatte. In diesem Augenblick war ihr ja eine solche mechanische Beschäftigung ganz willkommen, bis ihr Gemüt die erste Bitterkeit überwunden hatte, womit die letzte Stunde dasselbe in so unerwartetem Maße durchtränkte.

Als alles geordnet und die Koffer verschlossen waren, schickte sie das Mädchen weg. Nun hatte sie das Bedürfnis, mit sich allein zu sein, mit sich zu Rate zu gehen — —

Sie trat in den Fensterbogen und starrte hinab in den stillen Thalgrund, drin die Nacht im Eilmarsch heranzog und ihre schwarzen Banner schon entfaltete. Sie drückte die Stirn an das eichene Fensterkreuz —

Was wollte sie doch eigentlich mit sich beraten? War es ihr nicht bereits vollkommen klar geworden, daß sie mit der ersten schicklichen Gelegenheit entschlossen und für immer aus dem Lebenskreise scheiden mußte, der sie noch umfing? Und wollte sie bis dahin nicht ebenso entschlossen in untadelhafter Ergebenheit sich ihrer Tante widmen?

Das alles stand ja bereits fest bei ihr. In Wahrheit waren es andere Gedanken, die sich nun hervordrängten, und denen sie ungestört nachhängen wollte, ehe die Zwischenfälle der nächtlichen Reise sie ganz in Anspruch nahmen. Tiefinnerlich in ihrer Brust regte sich's — ein stilles Hoffen, daß die Abfahrt sich verzögern möchte! Wenn, wie Renés Nachrichten vermuten ließen, die Deutschen schon über Erwarten nahe standen — war es dann nicht möglich, daß sie noch Le Van besetzten, ehe die Tante reisefertig war?

Und dann — dann bot sich ihr die Aussicht, von den Schicksalen dessen zu hören, der so oft in stillen Stunden ihre Erinnerung beschäftigte — —

Und mit beiden Händen den Griff am Fensterkreuz umklammernd, sprach sie flüsternd, indem sie den Blick zu dem finster drohenden Himmel emporrichtete:

„Allmächtiger Gott der Schlachten, ich bitte Dich, verschone ihn — verschone Richard von Rockstein!"

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

An einem Seitenthore des Schlosses hält ein Leiterwagen, bespannt mit zwei starken Arbeitspferden. Er ist bestimmt, das Gepäck der Herrschaft wie der begleitenden Diener aufzunehmen.

Aus einer Remise im Wirtschaftshofe ziehen Knechte eine gedeckte Kutsche sowie ein Landaulet, welche sie von dem Staubkleide einer langen Ruhe nur oberflächlich reinigen.

Drüben im Stalle pusten die Rosse verdrießlich, da man sie plötzlich im Abendimbiß störte, und in ahnungsvoller Unruhe wecken sie mit ihren Hufen das dumpfe Echo der Wölbung.

Im Schlosse selbst aber ist ein Huschen und Rufen durch die Korridore, Thüren fallen zu mit donnerndem Geräusch — die vornehme Ruhe einer streng gewahrten Hausordnung ist zerstoben vor der ängstlichen Hast der unheilvollen Stunde.

Bereits sind einige Koffer verladen; in Erwartung der übrigen umstehen die Knechte den Wagen und tauschen mit gedämpften Stimmen ihre Mutmaßungen über die nächsten Ereignisse.

Da plötzlich verstummen sie und lauschen den breiten Fahrweg hinab, der im Schutze hundertjähriger Rüstern aus dem Thalgrunde heraufbiegt. Wie leises Waffenklirren schlägt's an ihr Ohr — und schon sehen sie, wie aus dem nebelfeuchten Astgewirre Bajonette und Gestalten hervortauchen.

„Um Gottes willen — die Preußen!" raunt der eine mit bebender Stimme. Und von Schrecken gelähmt bleiben alle wie angewurzelt an der Stelle.

Jetzt tönt ein kurzer Anruf zu ihnen herüber, und in den Lichtkreis der Thorlaterne tritt ein junger Offizier —

„Gott sei Dank — es sind die Unsrigen!“ rufen nun jene, freudig aufatmend, zugleich.

Der junge Lieutenant stellt einige Fragen an sie, anfangs mit einer fast unkriegerischen Zurückhaltung. Aber die Auskunft, die er erhält, gereicht ihm sichtlich zu großer Befriedigung. Denn immer mehr wirft er sich in die Brust, und zuletzt wendet er sich der nachtumhüllten Auffahrt zu, und ruft ein lautes: „Vorwärts!“ hinab.

In langem Zuge, weil in sehr loser Ordnung, windet sich alsbald eine Schar Mobilgardisten heran. An ihrer Spitze, fest in die Kapuze gehüllt, und auf die feuchte Unbill eines solchen Nachtmarsches ziemlich vernehmlich fluchend, trägt ein Kapitän heran seines Leibes Fülle — vieux garçon, wie sein eisgrauer Bart sofort verrät. Um ihn her aber, schlank und jugendlich geschmeidig, bartlos, trippeln eine Anzahl Offiziere, nur flüsternd in geheimer Unruhe. Selbst im spärlichen Schein der Laterne prunken ihre Anzüge in ziemlich phantastischem Farbenspiele, und ein Arsenal von Waffen blitzt um die schmächtigen Gestalten.

Hinter ihnen folgt in müder Haltung die schwankende Kolonne.

Als der Führer unter dem schützenden Thorbogen angekommen, streift er vom Haupt die Kapuze, dreht die längst gebleichte Schnurre und den kurzen Kinnbart zu martialischen Spitzen aus, und nimmt den Haushofmeister ins Gebet, der soeben aus dem Innern des Schlosses herausgekommen war.

„Also kein Preuße hat sich noch hier herum gezeigt? Aber Ihre Herrschaft will doch schon flüchtig gehen? Nun, 's ist am Ende auch besser — um so weniger werden wir beengt sein!“

Indem der alte Herr sich die frostigen Hände reibt, überschreitet er die Schwelle. Dann aber wendet er sich zu einem seiner jugendlichen Begleiter:

„Nehmen Sie zehn Mann und den Korporal Sarrien, und verfolgen Sie thalauswärts die Straße. Unsere Sicherheit ist Ihnen damit ganz anvertraut. Geben Sie auf alle verdächtigen Anzeichen acht, verschaffen Sie sich Klarheit darüber, und sorgen Sie für rechtzeitige Meldung an mich!“

Der Angeredete scheidet zögernd aus dem Kreise der jungen Herren. Draußen wählt er die Mannschaft aus, winkt den Korporal an seine Seite, und während seine Kameraden und die Kompagnie in den weiten Räumen des Herrensitzes frohgemut ihr Quartier beziehen, tritt er mit seinen Leuten den Marsch an. Als er die Landstraße wieder erreicht, biegt er in die Richtung gen Norden ein. Manchmal hält er lautlos stille und lauscht sichernd in die Ferne; wenn er aber dann den Weg fortsetzte, vermochte er seinem Unmut nicht länger Schweigen zu gebieten, und hadernd brummte er vor sich hin:

„Natürlich! Weil da endlich, nach einem erschöpfenden Gewaltmarsch, aus der dunklen Nacht solch ein Prachtquartier plötzlich hervorleuchtet — muß es nun mich gerade treffen, als Patrouille hungrig und durstig weiterzustolpern! Die andern aber, diese Leckermäuler, dürfen lustig an der jedenfalls sehr wohlbesetzten Tafel prassen! Ach, es ist doch ein Götterdasein dort unten am Ufer der Gironde, wo die Gluten der Sonne und des Weines und — heißer Frauenherzen stets mit der gleichen Wärme uns paradiesisch umschmeicheln, auf welcher Stunde auch der Zeiger des Jahres stehen mag! Aber hier, im nebligen Norden, wo Schnupfen und Husten, wo Rheuma und Katarrhe in jeder Stube, an jeder Straßenecke lauern — hier möchte ein Sohn des milden Südens schwören, daß er sich nicht mehr im ‚süßen Frankreich‘ befindet. Vielmehr glaubt er schon dort hinten zu sein, wo das Hundeheim des Preußen windschief, lehmgepolstert, in Sand oder Moor oder endlos stummen Wäldern kaum über die Oberfläche des Bodens hervorragt! Ventrebleu, daß nur einmal der Teufel diesen Krieg holte — nichts als Zwiebackknuspern, ein schlafloses Schmutzgepatsche; aber vor allem sollte er die Urheber dieses ganzen inhumanen Handwerks holen — nämlich die Preußen samt und sonders!“

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Anders aber tönt das Lob dieses Abends vom Munde der Kameraden, die sich sehr bald, nachdem sie um die Unterkunft der Mannschaft kaum, oder nur sehr oberflächlich sich gekümmert, im Speisesaale um ihren bejahrten Führer sammeln.

Rings umgiebt sie gediegene Pracht — in dem tiefbraunen, alten Eichengetäfel der Wände feingeschnörkelte Intarsien; in gleichen Zwischenräumen quellen als Konsolen knospende holde Mädchenleiber hervor, die mit anmutvoll verschränkten Armen ein Gesimse tragen — eine fortlaufende Guirlande von zierlich geschnitzten Früchten und Blumen. Darüber heben sich vom samtnen Grunde einer schweren Ledertapete Frankreichs goldene Lilien ab, stumme, bedeutungsvolle Zeugen von der Schloßherren altererbten Sympathien!

Zwei marmorne Riesen bewachen zu beiden Seiten den hohen Kamin, in welchem bereits mächtige Erlenklötze zu Ehren der Gäste prasseln und die Flammen in lustigem Spiele emporzüngeln. Aus der Ecke kündet eine Standuhr mit silbernem Zifferblatte eben in klangvollen Schlägen die flüchtige Stunde. Über die mit blendendem Linnen gedeckte Tafel streuen mächtige Girandolen den sanften Schein ihrer Wachskerzen.

In Vertretung des Haushofmeisters, der um seine Herrin bemüht war, besorgte ein Diener die Vorbereitungen für den Abendtisch der Offiziere. Diese dehnten sich bereits behaglich auf den Stühlen, in ungeduldiger, doch zugleich freudiger Erwartung einer trefflichen Mahlzeit, wie sie seit dem Abschied von der Heimat vielleicht keine mehr eingenommen hatten. Ihre Mäntel, ihre Käppis und Waffen hatten sie in bunter Unordnung beiseite gelegt.

Dicht vor dem Kamine, noch schlecht gelaunt, saß der Kapitän und hielt seine Füße über den blinkenden Messingvorsatz hinweg bis dicht an die Flammen, daß der Dampf von seinen feuchten Stiefeln emporstieg.

Als erste Labung stellte ein Diener eine Batterie Bordeauxflaschen auf den Tisch — das Diner selbst bedurfte doch längerer Vorbereitungen, sollte es zur Zufriedenheit der jugendlichen Krieger ausfallen. Man war übereingekommen, die Marquise und ihre Angehörigen in keiner Weise stören zu wollen — es entsprach ja dem Wunsche beider Teile, daß die Abreise so viel als möglich beschleunigt werde.

Die Wärme, welche von der Feuerstätte und dem edlen Tranke wohlthuend ausströmte, belebte bald die jungen Feuergeister. Die Strapazen des Marsches traten in den Hintergrund, man freute sich des freundlichen Augenblicks, Scherzworte flogen hin und her, und mancher stimmte, mit Rücksicht auf die Schloßherrin noch mit einiger Zurückhaltung, die stets sangeslustige Kehle zu einem neckischen Liedchen.

Und nun glitt ein behagliches Lächeln auch über das gutmütige Gesicht des Kapitäns. In kräftigen Zügen schlürfte er den belebenden Trank, und dazwischen polterte er, halb ernst, halb scherzhaft:

„Ja, ja, so sind sie nun einmal heutzutage, die jungen Herrchen unseres reichgesegneten Frankreichs! Hättet Ihr so wie ich durch dreißig lange Jahre im Sonnenbrande Biskras Euch aller heimischen Kultur entschlagen und es hübsch langsam vom Tambour zum Kapitän gebracht: dann wäret Ihr etwas anspruchsloser geraten! Aber so zarte Muttersöhnchen, die man nun plötzlich vom Pulte im Handelscomptoir, ja fast von der Schulbank weg zum rauhen Waffenhandwerk gepreßt hat, die ganz unerfahren sind in den tausend kitzlichen Obliegenheiten des Dienstes, die überhaupt heute eigentlich den ersten Kriegsmarsch, was man allenfalls so nennen kann, unter manch schwerem Seufzer vollbracht haben — ei freilich, die vermeinen wohl, daß auch im Felde sich das heimatliche Tischlein deck dich! so von selbst fortsetzt! Na, wartet nur: ich sage Euch, Freund Leichtfuß wird sich noch manchmal gar verwundert den Mund wischen!"

Rings um die Tafel her beugt all das junge Volk sich belustigt weit zurück in den Sesseln. Aus vollem Halse lachen sie und trinken lärmend ihrem Kapitän zu. Vom untern Ende des Tisches aber ruft einer herauf, und es klingt fast herablassend:

„Es lebe Papa Perrin, unser Kapitän, der sich in der That freundlich und liebevoll in unsere ungebrillte Civilistenweise findet! O, er ist kein solch unbeugsamer Dienstzopf, der nutzlos die Leute peinigt; vielmehr weiß er gar wohl, daß die äußere Form nicht den frischen Geist töten darf! Er hat es im Wüstensande Algeriens nicht verlernt, was ein guter Cognac, was eine schmackhafte Cigarette, was ein lustiger Boulevardwitz ist. Und er wäre kein rechter Franzose, wüßte er unter Umständen nicht auch einem Diner von sechs Gängen alle Ehre zu geben. Nun, Kameraden, nur heute noch lustig, weil uns ein Schwelgerstündchen noch gegönnt ist! Schon morgen geht es im atemlosen Eilmarsch gegen Versailles, rechts herum um die Deutschen, die sich immer mehr vor Orléans festbeißen und dort unsern Hauptwiderstand erwarten! Dank sei den Herren von der Delegation in Tours, die so mit einem Male der Unentschlossenheit des Generalstabs ein Ende bereitet und der Loire-Armee den Triumphpfad vorgezeichnet haben! Der alte Guillaume und sein Gefolge, das ja gern in Strömen Blutes watet, werden böse Augen machen, wenn wir sie nächster Tage aus den Federn holen, Paris von dem Eisenring befreien, und damit der gewaltigen Armee, die in seinen Mauern festgekeilt liegt, offene Bahn zu einem Marsch nach Osten schaffen! Dann zerstören wir alle rückwärtigen Verbindungen der deutschen Heere, und nur im Herzen Deutschlands stellen wir die Ehre der französischen Waffen wieder her! Und um diese welthistorische Wendung einzuleiten, ward unser einundzwanzigstes Armeekorps ausersehen, und innerhalb desselben hat man uns die Ehre erwiesen, als erste Vorhut vorzudringen, des feurigen Südens auserwählter Schar — Les Vengeurs de la Gironde! Ja, junge Brauseköpfe sind wir, drinnen es von hohen Siegesgedanken wirbelt — aber vom dienstergrauten Alter väterlich gelenkt und in unserer Vernichtungswut gemäßigt! Es leben die Elite-Kompagnien, die Rächer der Gironde! Es lebe ihr Chef, der gute Papa Perrin!"

Mit Begeisterung nahmen den Ruf alle auf und wiederholten ihn im hellstimmigen Chore. Papa Perrin nickte freundlich zum Danke, während er mit den Händen seine noch immer steifen Beine strich.

„Ja, Kinder," nahm er das Wort, „der alte Camille Perrin liebt auch Euch alle. Doch solltet Ihr Euch bemühen, diese Liebe etwas gewissenhafter und pünktlicher zu erwidern! Solltet nicht gleich Gesichter schneiden, wenn Ihr zu irgend einem kleinen Extradienst aus dem Quartiere geholt werdet! Die Armee kann nun einmal ohne Wachtdienst, ohne Fouragieren, ohne Patrouillieren u. s. w. nicht leben, am wenigsten aber siegen! Der Krieg besteht nicht bloß in einem lustigen Drausloshauen, und — stechen — und schießen! Das würde Euch ja passen, aber all die kleinen ebenso unentbehrlichen, und noch viel beschwerlicheren Nebendinge wollen Euch nur allzuschwer in den Sinn! Aber sie müssen es doch, soll es endlich einmal in unserer Elite-Truppe wirklich kriegsmäßig zugehen. Drum thut mir den Gefallen, nicht jeder so ein kleiner König Fainéant sein zu wollen — Ihr kennt ihn ja, den Schlingel, Henri hieß er —"

„Louis! Louis!" unterbricht es ihn von allen Seiten, und ein wenig respektvolles Lachen begleitet die Korrektur.

„Also meinethalben Louis," wiederholt Papa Perrin gelassen. „Richtig ja, es war der Zwölfte seines Namens!"

„Nein, der Fünfte!" verbesserten diesmal nur einige.

„Der letzte Karolinger!" fügte ein einziger bei, und mit einem stolzen Rundblick forderte er die Bewunderung der Genossen heraus über die seltene Gründlichkeit seiner Kenntnisse in der vaterländischen Geschichte.

Papa Perrin aber räusperte sich: „Nun, gerade den, den Fünften, meinte ich ja beiläufig! Übrigens — je m'en moque . . . Wenn nur endlich einmal das Diner angefahren kommen wollte!"

Allseitige, energische Zustimmung. Papa Perrin aber goß ein frisches Glas hinter die Binde, und widmete sich dann, nachdem er umsonst versucht hatte, dem jungen Volke durch dreist erlogene wissenschaftliche Kenntnisse zu imponieren, wieder mit liebevoller Sorgfalt der Pflege seiner noch immer frostdurchschauerten Glieder!

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Plötzlich wenden aller Augen sich zur Flügelthür. Denn diese öffnet sich, und mit festen Schritten tritt ein hochgewachsener Bursche herein. An dem Riemen um den Nacken hat er ein doppelläufiges Jagdgewehr hängen, die Gamaschen trägt er hoch heraufgeknöpft, aus der Tasche des grauen Wamses lugt die Wollmütze hervor, die er vor dem Betreten des Saales respektvoll dort geborgen hatte. Quer über seine Brust aber zieht sich eine Reihe von messingblinkenden Patronen, deren einzelne Behälter nach Kosakenart in das Wams eingenäht waren.

Mit einem raschen Überblick sucht er den Führer der Truppe, dann tritt er zu Kapitän Perrin und spricht:

„Ich bin Förster und Fasanenheger im Dienste der Frau Marquise d'Autran. Da ein unzeitig losgegangener Schuß mir einmal meine Linke verstümmelte, hat man mich zum Dienste nicht eingezogen. Aber ich will doch auch als Krüppel etwas fürs Vaterland thun! Ich bringe Ihnen eine wichtige Kunde: die Marquise hat trotz dem Verbote der Regierungsdelegation eine Deutsche, ihre Nichte, hier behalten. Was hat das Fräulein hier zu schaffen! Ich bin überzeugt, daß es einer jener vielen Spione ist, die eine Hauptschuld an unseren Mißerfolgen tragen! Oft streift sie halbe Tage im Sattel umher, einmal süd- oder westwärts, also den Unsrigen entgegen; dann wieder gen Norden, wo die Ulanen das Land unsicher machen — ich möchte darauf wetten, daß sie mit diesen in Verbindung steht, sonst wäre sie längst abgefangen worden!“

Immer mißmutiger blickte der gute Papa Perrin, je mehr der Förster seine Enthüllungen vervollständigte. Nun wandte er sich ziemlich barsch zu diesem:

„Wenn eine solche Verbindung bestände, müßte doch die Marquise selbst auch schon Verdacht geschöpft und einem solchen Mißbrauch der Gastfreundschaft vorgebeugt haben!“

„O, die Marquise ist vernarrt in das Fräulein!“ entgegnete der Förster sehr bestimmt. „Sie hat mit ihr besondere Absichten; der junge Marquis soll sie heiraten! Aber der wird es darum doch nicht aufgeben, den hübschen Pächterstöchtern nachzustellen — auch meiner Madelon. Ich bin darum schon mit ihm aneinander geraten, und da er in dieser Beziehung ebenso harthörig ist wie bezüglich seiner Pflichten gegen das Land, suche ich mir einen anderen Dienst. Mit Ihrem Zeugnis, Kapitän, das meinen patriotischen Eifer ins rechte Licht setzt, hoffe ich bei der Direktion der Forsten günstig anzukommen.“

„Abwarten!“ brummte Papa Perrin.

Doch seine jugendliche Umgebung hatte von diesen überraschenden Mitteilungen einen ganz andern Eindruck empfangen. Erst hatten sie mit dem Schweigen der Ratlosigkeit zugehört. Dann aber drängten sie näher und, ohne ihrem Chef den Vorrang zu lassen, bestürmten sie den Förster mit Fragen. Und mit überlegener Sicherheit träufelte dieser das Gift des Verdachtes in die haßerregten Seelen.

„So lassen wir die Fremde vorführen!“ rief bereits einer der Lieutenants vorlaut.

„Ja, ja, man kann die Sache nicht in den Wind schlagen, man muß ihr auf den Grund gehen!“ ergänzten mehrere sehr leidenschaftlich.

„Wenn man hinterher im Hauptquartier erführe, daß wir uns gar nicht darum scherten, würde man uns vor ein Kriegsgericht stellen!“

„Ei, da wollen wir doch lieber gleich selbst eines veranstalten!“ rief, lachend vor Übermut, ein anderer.

Papa Perrin kraute sich hinter den Ohren. „Kinder, die Sache ist doch nicht sehr wahrscheinlich. Und dann sind wir nur eine weit vorgeschobene Vorhut, die ganz auf dem Qui vive! lebt und darum nicht Zeit hat, lange Untersuchungen anzustellen. Und dann, warum hat dieser Biedermann seine Meldung gerade für uns aufgespart, denen sie am ungelegensten kommt —“

„Im Gegenteil, sehr gelegen!“ unterbrachen ihn alle mit feurigen Blicken.

„Aha, weil es ein Mädchen ist!“ drohte lächelnd der Alte.

„Gerade darum, Papa Perrin!“

„Ach, laßt mich. Das giebt nur wieder eine neue Plackerei, bei der entweder nichts herauskommt, oder man wird die halbe Nacht, statt ein bißchen sich auszuruhen, das verdammte Meldung-Kritzeln nicht los!“

Ein blonder Milchbart trat sofort näher.

„Kapitän, das besorge ich! Sie brauchen den Bericht dann nur zu unterschreiben!“

Und wieder drängten die lustigen Söhne des Mars auf den Alten ein, der noch immer die buschigen Augenbrauen zusammenzog.

„Hören Sie unsern Vorschlag, Papa Perrin, um die langweilige Wartezeit bis zum Diner angenehm auszufüllen! Wir konstituieren uns in aller Form als Kriegsgericht. Biscard, der wortgewandteste Schwerenöter von uns allen, leitet das Verhör. Durch Fragen die Kreuz und Quer muß er dem Fräulein gehörig zusetzen, sie aus der Fassung bringen — es ist zunächst ganz gleichgültig, ob der Verdacht begründet sei oder nicht. In jedem Falle giebt es für uns einen Jux, ungewöhnlich und interessant. Kamerad Gubin schreibt das Protokoll, wozu er sich selbst erboten hat. Kamerad Evian von der Rechtsschule, die künftige Leuchte des Barreaus von Bordeaux, wird die Angeklagte verteidigen! Und wir andern — nun, wir sind die Richter, und haben Muße, uns am Anblick der Angeklagten nach Herzenslust zu weiden! Alles in allem — es ist ja nur eine Deutsche!“

„Und schön, sehr schön!“ fügte nun der Förster mit besonderem Nachdruck bei, der diesen Trumpf

in wohlberechneter Absicht bis zuletzt aufgespart hatte.

Nun war es um den Widerstand des guten Papa Perrin geschehen. Mit aufgehobenen Händen umstand ihn die goldene Jugend und bestürmte ihn mit allen erdenklichen Kosenamen, an denen ihre Muttersprache ohnedies überreich ist. Und siehe da, der Alte lächelte, nickte, und in seinem Herzen, dessen kleine Jugendschwächen man von dem Gluthauche der Sahara längst versengt glauben mochte, weckte der Tau der Überredung und insbesondere das Zauberwort: „Sie ist sehr schön!“ noch einmal die Jugendschalkheit wach!

Nun stürmten, ohne sein ausdrücklich und feierlich erteiltes „Ja“ abzuwarten, drei der mutwilligen Genossen aus dem Saale. Galt es doch, der Abreise der schönen Fremden, die jeden Augenblick bevorstand, noch rechtzeitig zuvorzukommen.

Die übrigen aber ordneten schnell die Stühle in einen Halbkreis, ließen sich darauf nieder und übten sich einstweilen, zwischenein unter den lustigsten Grimassen, ihren Gesichtern die rechte Inquisitorenmiene aufzuprägen.

Der Förster aber legte mit einem beredten Winke den Finger auf seine Lippen; dann drückte er sich lautlos durch eine Tapetenthür, und verschwand bald darauf in dem nachtumwobenen Säulendome des weiten Parkes, der das Schloß von drei Seiten umgab.

Dreißigstes Kapitel.

Nicht lange währte es, bis die Flügelthüren des Haupteinganges sich von neuem aufthaten — und herein trat, etwas bleich, mit kalter Würde, Frieda von Elmsrode. Hinter ihr folgte das Kleeblatt in einer Haltung, die ihm unwillkürlich mehr den Anschein eines Ehrengeleites gab, als den feindseliger Wächter.

Alle erhoben sich zu einem stummen Gruße, auch Papa Perrin, der jedoch seinen Fauteuil am Kamine sofort wieder einnahm. Dann stocherte er emsig mit der Feuerzange in der Glut umher und legte einige neue Klötze darauf, wie um anzudeuten, daß er in seiner Würde als Kapitän sich gar nicht veranlaßt fühle, selbst in die Verhandlung einzugreifen. Der Chef einer solchen Elite-Truppe konnte deren Durchführung ganz getrost seinen Untergebenen überlassen!

Der erste, welcher seine volle Fassung wiederfand, war Lieutenant Biscard. Er ging der schönen Nichte der Marquise entgegen und geleitete sie nach einer höflichen Verbeugung mit formensicherm Anstand in den Kreis der Offiziere. Dann nahmen diese mit steifer Feierlichkeit, die am besten die jugendliche Befangenheit der meisten verbarg, ihre Plätze ein. Frieda wies mit eisiger Ruhe den Stuhl zurück, den man ihr anbot. Verwundert, aber furchtlos blickte sie um sich, in stiller Hoheit die schmächtigen Söhnchen des mittägigen Frankreichs überragend.

„Jene Herren haben mich gebeten, hier zu erscheinen,“ sprach sie mit fester Stimme; „was soll ich hier? Vor allem bitte ich Sie, sich sehr kurz zu fassen, da der Reisewagen meiner Tante zur Abfahrt bereit steht.“

Biscard, der Hauptschelm, zog eine sehr bedenkliche Miene.

„Mein Fräulein,“ begann er, „es sind gegen Ihre Person schwerwiegende Denunziationen beim Kommando eingelaufen. Da uns ein besonderer taktischer Auftrag heute hierherführte, hat man uns zugleich beordert, eine gründliche Voruntersuchung anzustellen —“

„Welche Denunziationen?“ unterbrach ihn nun Frieda ziemlich ungeduldig, doch ihre Stimme bebte etwas von dem peinlichen Eindruck jener unerwarteten Eröffnungen.

„Sie sollen es sofort erfahren. Wir wollen ganz ordnungsgemäß vorgehen. Herr Lieutenant Gudin, nehmen Sie die folgenden Aussagen des Fräuleins genau zu Protokoll.“

Der Sekretär des improvisierten Gerichtshofes saß bereits an der Tafel vor dem Schreibzeug, das er rasch herbefohlen hatte.

„Zu Befehl, Herr Präsident,“ gab er höchst respektvoll leise zur Antwort.

Frieda horchte gespannt auf und maß mit einem Blicke keimenden Zweifels ihre Umgebung. Papa Perrin räusperte sich wieder und stocherte von neuem in den Flammen.

Biscard aber fuhr fort: „Ihr Name, mein Fräulein? Ihr Stand? Ihre Heimat?“

Lautlose Stille. Die Miene des Vorsitzenden gewann einen noch wichtigeren, fast drohenden Ausdruck. Mancher der Herren Richter jedoch, welche die schöne Angeklagte bereits mit dreisten Blicken zu mustern begannen, suchten mit den Augen nun wieder den Boden, als die Vernehmung in einer für sie so wenig ermutigenden Weise anhub.

Doch Lieutenant Biscard blieb fest bei seiner Rolle. „Ihr Alter?“ fuhr er mit bestimmtem Ausdruck fort.

Tiefes Schweigen wiederum.

„Ihr Alter, mein Fräulein?“ fragte der andere unentwegt, und mit ganz besonderer Spannung lauschten diesmal seine Gefährten.

Frieda antwortete noch immer nicht. Doch plötzlich sah sie, wie zwei der jungen Herren einen raschen Blick wechselten, dessen unverschleiertes, joviales Einverständnis ihr blitzschnell das Blut in die Wangen trieb. Nun war ihre Zurückhaltung dahin, und mit herber Strenge warf sie dem dreisten Frager die Worte ins Gesicht: „Ich verweigere Ihnen hiermit jede, auch die geringste Auskunft, da ich diese Runde nicht als Gerichtshof anerkennen kann. Sie haben es nicht alle vorsichtig genug zu verbergen vermocht, daß diese Scene Ihnen selbst wohl zum guten Teil als ein unwürdiges Possenspiel gilt!“

Und indem sie der verdutzten Herrchen mit keinem Blicke mehr weiter achtete, wandte sie sich zur Thür.

Aber rasch hatte Biscard sie eingeholt und schon versperrte er ihr den Ausweg. Sein Beispiel weckte auch die andern aus ihrer plötzlichen Verblüffung. Sie springen empor, die einen mit gut geheuchelter, die andern mit wirklich empfundener Entrüstung;

alle aber von dem einen Gedanken beseelt, die schimpfliche Zurechtweisung, welche ihnen aus dem Munde einer „Deutschen“ geworden, nicht auf sich beruhen zu lassen.

Die Stimme Biscards lichtete rasch den Tumult.

„Sie irren, mein Fräulein,“ sprach er nun mit veränderter Stimme, im Tone aufrichtigen Mitgefühls; „es ist in der That kein eigentlicher Gerichtshof, der hier tagt; aber es ist doch eine Untersuchungskommission, die Sie zu einem Vorverhöre einlud. Und unser Gutachten ist nun einmal von entscheidendem Einfluß auf die weitere Entwickelung der Angelegenheit. Wenn Ihre Antworten unsere Zweifel lösen sollten, dann brauchen wir Sie nicht dem wirklichen Standgericht zu überliefern — das im andern Falle noch in dieser Nacht in St. Calais zusammentreten müßte!“

Nun ging ein Zittern durch Friedas Glieder, ein erstes Anzeichen einer keimenden Unsicherheit. Biscard bemerkt es mit scharfem Blicke, und indem er wieder das Wort ergreift, entrollt er nun in eindruckssicheren Schilderungen vor der bangen Seele des Mädchens Schreckensbilder — —

Erst ihre Abreise von hier unter dem waffenstarrenden Geleite eines Pickets. Dann in St. Calais ein unwürdiger Gewahrsam in dem Dunstkreise irgend einer Keuche, da alle verfügbaren Räume des Ortes mit Truppen und Armeematerial überfüllt seien. Dann ein erbarmungsloses Kreuzverhör ihrer wirklichen Richter, bei denen vielleicht ein starker Haß die schwachen Verdachtsgründe ganz falsch würdigt, und deren durch keine Berufung zu hemmendes Urteil vielleicht von dem Blutdurste dieser Zeit, ob auch ihnen selbst gar nicht bewußt, umnebelt ist! Und wenn nun ein überhasteter Schuldspruch erfolgen sollte, dann erübrigt nichts mehr als die unabänderliche Bekräftigung durch den Knall — einiger Chassepots! Aber wenn selbst auf ein „Nichtschuldig“ erkannt werden und ihr junges Leben so diesmal der Vernichtung entrinnen sollte — dann harrt ihrer doch eine schauerliche Haft in irgend einem wildentlegenen Burgverließe tief unten in den Pyrenäen, wo das Fieber von den feuchten Wänden niederträufelt! Denn immerhin bleibt sie schuldig, dem Ausweisungsdekrete getrotzt zu haben, und bleibt sie der Spionage wenigstens verdächtig! Und darum wird man sie ihr gründlich verleiden in einer Gefangenschaft, wohin die schützende Befürwortung ihrer Lieben niemals bringen wird, wo die rohen Instinkte ihrer Wärter ihren Mädchenstolz vielleicht empfindlicher beleidigen, als wenn sie auf dem Sande irgend eines Hofes unter dem Walten der raschen, unerbittlichen Kriegsjustiz verbluten müßte — —

Eindringlich, mit rasch sich steigernder Leidenschaftlichkeit hatte Biscard gesprochen. Das Bewußtsein seiner Rolle war nun auch bei ihm in den Hintergrund getreten. Im unmittelbaren Anblick des schönen Mädchens vergaß er ganz des Rahmens, den man dem Verhöre vorher gesteckt hatte. Ihm galt es jetzt vielmehr, statt der immerhin eigentümlichen Stellung des Mädchens auf den Grund zu kommen, sich an ihrer furchtsamen, willenlosen Ergebung zu weiden, nachdem er sie durch seine Schilderungen drohender Gefahren völlig eingeschüchtert.

Er beobachtete wohl, wie Frieda vor den grausen Schreckensbildern erschauderte. Damit aber war für sein Empfinden auch zugleich ihre Unnahbarkeit gebrochen — sie war ja nun in seiner Macht!

Feurig lohte es in seinen Augen, als er noch näher an sie herantrat. Der Hauch seines Atems streifte sie fast, als er fortfuhr:

„Teures Fräulein, ja, die Richter, welche Sie in St. Calais erwarten, sind wahrhaft feindselige, bärbeißige Gesellen, die ungerührt bleiben, ob selbst eine Göttin vor ihre Schranken trete! Auf ihre Milde dürfen Sie nicht bauen, wenn Ihnen am Leben liegt. Anders steht es um uns, die wir geblendet von dem Reize unserer schönen Feindin —“

Fortgerissen von dem Glutstrom seiner eigenen Worte hatte er, wohl seiner selbst nicht mehr bewußt, den Arm um ihre Gestalt gelegt. Auch im Offiziersrock war der anmaßliche Commis Voyageur zum Durchbruch gekommen, dessen bisherige Beziehungen zum schönen Geschlechte mehr dreist als wählerisch gewesen sein mochten.

Aber ein heftiger Ruck, mit welchem das Fräulein plötzlich seine Hand zurückstieß, brachte ihn wieder zur Besinnung.

„Geben Sie die Schwelle frei!“ rief sie zornerglüht, und als Biscard nicht sofort zur Seite trat, warf sie nach dem alten Kapitän einen Blick, in dem eine heftige Anklage und Verachtung loderten. Die andern aber umstanden ihr wehrloses Opfer mit jenem höhnischen Behagen, darin mutlose, unritterliche Naturen im Augenblick zufälliger Überlegenheit sich gefallen, und ihre Stimmen klangen wirr durcheinander:

„Ach laß sie, Biscard, das deutsche Gretchen! Man bringt sie einfach unter tüchtiger Bedeckung zum Stabe der Division — —“

Einunddreißigstes Kapitel.

In diesem Moment öffnete ein Diener des Hauses die Flügelthür. Ihm auf dem Fuße folgte mit hastigem Sporenklirren ein französischer Offizier.

„Baron Armand!“ ertönt nun ein Freudenruf aus Friedas tiefster Brust.

Armand von Saraudy, den linken Arm noch in der Schlinge, bleibt auf der Schwelle wie angewurzelt stehen. Die aufgeregten Mienen der jungen Herren und Friedas von Elmsrode vermag er sich nicht zu deuten. Eine flüchtige, gegenseitige Vorstellung mit dem ihm zunächst stehenden Biscard erfolgt; dann tritt er in den Saal und faßt Friedas Hand, die er unter herzlichen Begrüßungsworten an die Lippen führt.

Stumm, verlegen waren die jugendlichen Widersacher des fremden Mädchens etwas zurückgetreten. Nun blickte Armand fragend um sich — aber keiner brach das Schweigen. Plötzlich sah er aus der dichten Runde einen Weißbart hervorblicken — Papa Perrin war herangetreten, um die Scene zu schlichten, die

sich eben zu verwickeln drohte. Als Armand dessen ansichtig wurde, der hier offenbar als Führer der ganzen Truppe zu gelten hatte, überkam ihn das Bewußtsein der schweren Pflichten des Tages wieder so lebhaft, daß er, nach einigen entschuldigenden Worten zu Frieda, sich sofort an jenen wandte. Er gab ihm eine kurze Schilderung des Auftrags, den General de Sonis ihm tags zuvor persönlich erteilt hatte. Um ihn auszuführen, hatte er sich diesen Morgen in den Sattel geschwungen und war mit einigen erprobten Leuten gegen die deutschen Linien vorgeritten.

Dann fuhr er fort: „Auf einem entlegenen Waldwege gelang es uns, eine feindliche Patrouille aufs Moos niederzustrecken — etwa eine Stunde von hier. Einem der Gefallenen nahm ich einen Meldezettel ab, der uns einen wichtigen Einblick in die Absichten der Deutschen eröffnete. Die Meldung sollte nämlich von General Schmidt, dem Kommandeur der sechsten Kavallerie-Division, an das Korpsquartier der Bayern, an General von der Tann, ergehen, und den Überbringern war als Ziel ihres Rittes — Le Ban auf den Umschlag notiert worden! Es geht daraus, wie auch aus dem Inhalt der Depesche, klar hervor —“

„Nicht weiter!“ unterbrach nun plötzlich Lieutenant Biscard den Bericht Armands. Und als dieser sehr verwundert nach ihm blickte, setzte er bei: „Sie sind zwar, wie wir zu unserem Staunen erfahren mußten, mit dieser Dame sehr befreundet. Doch bedauere ich, Ihnen eröffnen zu müssen, daß sie unter dem Verdachte der Spionage verhaftet wurde —“

Die Anklage kam für Armand so überraschend, daß er einen Augenblick nach Worten suchen mußte. Schnell aber obsiegte seine ruhige Fassung, die in nichts den Zorn verriet, welcher in ihm über den ungeheuerlichen Vorwurf aufkeimte.

„Und wenn dem so wäre,“ entgegnete er, „weshalb beliebten Sie mich zu unterbrechen?“

„Damit wir zur größeren Vorsicht erst die Dame aus dem Hörbereiche Ihrer Mitteilungen führen!“

Jetzt zuckte es unwillig um den Mund Armands. Seine schlanke Gestalt richtete sich hoch auf, und mit feierlichem Trotze sprach er sehr nachdrucksvoll:

„Diese Dame steht unter meinem ganz besonderen Schutze!“ Und wieder sich zum Kapitän wendend, fuhr er fort: „Die Depesche enthüllte uns also, daß die Deutschen den Vormarsch auf St. Calais, beziehungsweise Le Mans wieder aufgenommen haben, und daß nicht bloß die Vorhut, sondern sogar die Hauptmacht der Bayern heute noch hier durchziehen wird! von der Tann will ja die Nacht hier zubringen.“

Dem guten Papa Perrin wirbelte es im Kopfe. Er rieb sich wiederholt die Stirn und suchte diese unerwartete Wendung mit seinem eigenen Auftrage einigermaßen in Einklang zu bringen.

Armand ließ ihm nicht lange Zeit. Durch hastiges Fragen gelangte er auch zur Erkenntnis, daß der Kapitän mit seinem Häuflein ganz auf sich selbst angewiesen war, daß auf viele Stunden kein Rückhalt für ihn bereit stand, der im Falle eines feindlichen Angriffs ihn hätte rechtzeitig und genügend unterstützen oder aufnehmen können.

Armand bat ihn dringend, den Befehl zu einem geordneten Rückzuge zu erteilen, so lange derselbe noch ohne nutzlos gebrachte blutige Opfer bewerkstelligt werden konnte.

Aber plötzlich umwogt es ihn in fiebernder Entrüstung. In einem Ausbruch beherzten Grimmes ballen die feurigen Söhne des Südens die Fäuste:

„Was, Rückzug? Wir, ehe wir noch dem Feinde an die Klinge gekommen? O, die ‚Rächer der Gironde‘ kennen nur ein stürmisches: Vorwärts! Papa Perrin, wir bleiben doch!?“

Der Kapitän blieb ziemlich ruhig. „Sammeln Sie zunächst die Mannschaft. Die Abendsuppe soll vorerst noch weiter kochen, nicht ausgeschüttet werden. Aber überzeugen Sie sich genau, daß keiner ‚schlafend‘ in den Remisen und sonstigen Wirtschaftsgebäuden zurückbleibt! Ich selbst folge sogleich.“

Die Offiziere eilten zu ihren Waffen, die im ganzen Saale zerstreut umherlagen. Hurtig schlüpften sie in den Wirrwarr der verschiedenen Riemen, an denen Säbel, Fernglas, Revolver, Feldflasche befestigt waren — besonders ihre Revolver stellten ein beschwerliches Stück Gepäck dar, weil sie durchgehends vom größten Kaliber waren, doch ihre ledernen Futterale glänzten noch in verräterischer Neuheit!

Dann warfen sie den kurzen, blauen Mantelkragen mit der Kapuze um die Schultern und stürmten hinaus —

Nur einer zögerte noch — Biscard.

„Und die Dame?“ fragte er etwas spitzig den Kapitän.

„Nachher!“ rief dieser nun sehr unwirsch.

„Aber Sie sehen jetzt, Kapitän, wie berechtigt der Verdacht gegen sie gewesen. Sie macht ja gar keine Anstalten, vor den Deutschen zu fliehen. Vielmehr ist sie ersichtlich ruhiger, seit sie von deren Anmarsch Kunde hat —“

Armand wollte dem hartnäckigen Ankläger eben erregt ins Wort fallen. Aber der Kapitän, offenbar bestrebt, vor dem Ordonnanzoffizier seine Autorität ins rechte Licht zu setzen, wetterte jenem plötzlich ein kurzes Befehlswort entgegen, daß Biscard es diesmal vorzog, mit einem raschen Kehrt sich einer etwa noch grobkörnigeren Wiederholung desselben zu entziehen.

Armand wandte sich zu Frieda: „Eilen Sie — beschleunigen Sie die Abfahrt so viel nur möglich! Unterm Thore hoffe ich Ihnen noch ein Lebewohl zu sagen.“

Frieda reichte ihm die Rechte — ein stummer Dank und Gruß! Sie vermochte kein Wort hervorzubringen. Aber in ihrem Auge schimmerte eine Thräne — denn jetzt, da Ruhe um sie geworden war, überkam sie der Ernst dieses Momentes mit düsterer Gewalt. Welch ein Wiedersehen war das jetzt, inmitten der Brandung dieses Vernichtungskampfes — im Gegensatz zu jenen freundlichen Herbsttagen, die ihnen, als Gästen der Marquise, in sorglos heiterer Abwechselung hier verrauscht waren!

Aber der rauhe Drang des Augenblickes ließ sie

nicht länger bei solchen Gedanken verweilen. Noch ein leichtes Neigen des Hauptes — und rasch schritt sie aus dem Saale.

Auch Armand mußte sich des beklemmenden Eindrucks dieser Begegnung mit Gewalt erwehren. Doch alsbald hatte er ihn überwunden, als nun der Kapitän durch sein dichtes, stark ergrautes Stoppelhaar mit beiden Händen fuhr und in die Worte ausbrach:

„Heute vormittag wurde ich, auf dessen Umsicht man vertrauen konnte, mit der besonderen Ehre bedacht, den großen Vormarsch auf Versailles einzuleiten. Man schickte mich unbesorgt so weit voraus, da man diese Straße wenigstens von größeren Abteilungen der Deutschen frei glaubte!"

Armand blickte sehr düster. „So hat man eben in Tours sich wieder einmal plötzlich über Nacht anders besonnen, und wie es scheint, ohne genügend über die Verteilung der feindlichen Streitkräfte unterrichtet zu sein! Sonst hätte man Sie nicht einer Begegnung mit dem Gros des Mecklenburgers ausgesetzt, die für Sie nicht anders als verhängnisvoll werden und nicht den geringsten Vorteil bringen kann —"

„Gehen wir!" sprach der Kapitän, goß sich noch rasch das nächststehende Glas bis zum Rande voll, leerte es auf einen Zug und schritt dann mit Armand auf den Vorplatz hinaus . . .

Hier ordnete sich bereits die Mannschaft mit jener Umständlichkeit und unnötigem Lärmen, wie sie jungen, ungeübten Truppen eigen sind. Eben entweicht der Nebel etwas durch das enge Netzgeflecht der kahlen Zweige, welches im hohen Bogen die Auffahrt überspannt, und der Mond lugt mit trübem Auge in scheuer Neugier auf das unheimliche Bild hernieder.

Vom Seitenthore her setzt sich der Wagen mit dem Gepäck in Bewegung. Unter dem Hauptportale steht, zur Abfahrt bereit, der Reisewagen. Vom Marstall herüber tönt leises Wiehern — ein Diener führt ein edles Reitpferd heran, das mit dem zierlich stolzen Tanzschritt seiner Hufe etwas scheu den Kiessand scharrt. Frieda hatte den Entschluß gefaßt, den beschränkten Raum der Kutsche ihrer Tante und René ganz zu überlassen — die eingetretene Spannung hatte bewirkt, daß ihr eigentümlicher Vorschlag ohne jeden ernstlichen Widerspruch hingenommen wurde. Im Sattel ihres Leibrosses erklärte sie, dem Wagen zur Seite bleiben zu wollen — —

Die Marquise und ihr Sohn, ganz vergraben in dichte Reisemäntel, gaben das Zeichen. André schwang sich auf den Bock zu dem Kutscher, ein kleinerer Wagen mit der Kammerfrau und Renés persönlichem Aufwärter folgte — und hinaus ging's in die frostige Nacht, unter den alten Rüstern der Chaussee im Thalgrunde entgegen. Gleich darauf knüpfte ein Diener an den Sattel des Reitpferdes eine leichte Ledertasche, von welcher dessen Herrin sich durchaus nicht trennen wollte. Dann bot er Friedas zarten Füßchen seine Hand zum Bügel — noch winkte sie dem zurückbleibenden Hausgesinde und dem Haushofmeister einen freundlichen Gruß von ihrem hohen Sitze zu, und dann folgte sie ohne alle Hast, im Schritte noch, den Voraneilenden —

Da trat nochmals Armand heran. Während der Kapitän damit beschäftigt war, einige Ordnung in seine Mannschaft zu bringen, konnte er sich noch ein paar Augenblicke zu einem herzlichen Abschied von Frieda gönnen.

Sie reichte ihm die Hand, die von innerer Bewegung bebte. „Nehmen Sie meinen Dank und meine Segenswünsche, edler Freund," sprach sie mit leiser Stimme. „Möge uns ein glückliches Wiedersehen beschieden sein in schöneren Friedenstagen!"

Armand hielt ihre Hand fest. Sein dunkles Auge ruhte forschend, fragend auf ihr. Dann nahm er mit gedämpfter Stimme das Wort: „Unsere Sache hat eine unerwartet traurige Wendung genommen. Wie fern sind auch Sie durch Preußens Siege der Erfüllung Ihrer geheimsten Hoffnungen gerückt! Und nun erstehen Ihnen sogar noch Feinde in unserem Lager! Wenn man Sie wirklich anklagen sollte, ob auch noch so grundlos — bei der herrschenden verzweifelten Stimmung wage ich nicht einzustehen, daß ein gerechtes Urteil —"

„Beruhigen Sie sich, Baron Armand," entgegnete Frieda schnell und herzlich, „es wird dazu doch wohl nicht kommen."

Armand suchte in ihrem Blicke zu lesen. „Ein solches Vertrösten ganz obenhin," sprach er beobachtend, „lag sonst nicht in Ihrem Wesen! Mich beruhigt nur die Erwartung einigermaßen, daß René im Notfalle für Sie mit aller Kraft eintreten wird —"

Er hielt inne, einer Antwort gewärtig. Aber Frieda blieb stumm. Nun fuhr Armand dringender fort: „Er muß es doch, da er Sie leidenschaftlich liebt!"

Frieda machte sich an dem Täschchen zu schaffen, das an den Sattel geschnallt war. Armand aber, den es mächtig nach entscheidender Klarheit verlangte, setzte nach kurzer Pause bei: „Sie sollten nicht zögern, seinen heißesten Wunsch zu erfüllen. Als Schwiegertochter der Marquise d'Autran werden Sie über den Verdacht erhaben sein, der Sie jetzt als Fräulein von Elmsrode aufs äußerste gefährdet!"

Noch immer mied Frieda Armands Blick.

„Sie denken nicht daran?" preßte er nun hervor. Und als das Mädchen noch immer schwieg, drängte er weiter: „Der Verlauf des Krieges hat Ihr deutsches Empfinden geweckt! Sie fühlen nicht mehr wie vorher warm für unsere Sache! Nun denn, wenn Sie Ihrem Vetter René selbst alle Chancen benehmen —"

Er brach ab, die eigene Kühnheit noch mit Mühe zügelnd. Dann aber fuhr er mit erzwungener Ruhe langsam fort:

„Wenn man Ihnen infolge einer Denunziation Schwierigkeiten machen sollte, dann rufen Sie mich als Zeugen auf! Ich bin bereit, für Sie einzutreten, bis zum letzten Atemzuge!"

Bei dem unsicheren Lichte des Mondes entging es Armand, daß Frieda bei seinen letzten Worten sich entfärbte. Noch tauschte sie mit ihm einen freundlichen Händedruck — das Pferd unter ihr

wurde unruhig — es war höchste Zeit, die Ihrigen einzuholen.

Noch einmal blickte sie ihm, diesmal in mädchenhaftem Befangen ins Auge. Nun flüsterte sie ein bewegtes: „Leben Sie wohl!“ Dann lenkte sie ihren Renner der Auffahrt zu.

Die Mobilgarden hatten sich in eine lange Linie aufgestellt, welche von den Nebengebäuden des Schlosses bis weit hinab in die Rüsternallee sich fortsetzte. So mußte Frieda von Elmsrode die Front entlang reiten, um die Straße zu erreichen.

Schon war sie dem linken Flügel der Truppe nahe gekommen, als plötzlich eine Faust in ihre Zügel griff, daß das Pferd erschreckt sich emporbäumte. Einer der Offiziere vertrat ihr den Weg, grinste ihr frech ins Gesicht und sprach:

„Ei, so leicht soll uns des Tages schönste Beute nicht entwischen! Der Kapitän scheint Sie ja über den anderen Sorgen des Augenblicks ganz vergessen zu haben. Um so lebhafter mußte ich Ihrer gedenken —“

In diesem Augenblicke trat der Mond deutlicher aus den zerrissenen Nebeln hervor und übergoß den Auftritt mit hellem Lichte. Armand hatte sinnenden Blickes Frieda verfolgt, während sie langsam hinwegritt. Jetzt bemerkte er, wie sie vor dem plötzlichen Hemmnis im Sattel wankte — mit einigen hastigen Sprüngen eilte er zur Stelle. Er erkannte Lieutenant Biscard.

„Geben Sie der Dame den Weg frei!“ herrschte Armand.

„Nein; ich verlange eine kriegsgerichtliche Untersuchung!“ entgegnete jener höhnisch.

Vom Giebel des Schlosses ertönten Glockenschläge, wie eine düstere Mahnung, daß die wertvollsten Augenblicke unwiederbringlich verrannen.

Armand rief: „Ihr Kapitän denkt nicht daran, das Fräulein, eine nahe Verwandte der Marquise, zu verdächtigen!“

„Aber ich!“ lachte Biscard.

„Sie mißachten die Meinungen Ihres Chefs! Die Hand vom Zügel — die Zeit drängt!“

„Ich werde im Gegenteil die Hand nicht davon lassen. Ich möchte einer ehrenvollen Anerkennung meiner Wachsamkeit nicht verlustig gehen!“

„Aber ich sage Ihnen: ich bürge für die Dame — mit meiner Ehre!“

„Bah!“

Armand zuckte zusammen, als habe er einen Faustschlag erhalten. Aber im nächsten Augenblick griff seine gesunde Rechte nach dem Revolver, der ihm an der Seite hing.

„Bube!“ preßte er hervor und hob die Waffe.

Biscard strauchelte rückwärts — seine Hand glitt vom Zügel — schon griff der Rappe weit aus und nach einigen Sekunden verschwand er mit seiner schönen Last in der nächtlichen Ferne . . .

Rasch hatte Lieutenant Biscard sich wieder gesammelt. Eben trat Kapitän Perrin heran, der die Front seiner Truppe abschritt und den Leuten mündlich Weisungen erteilte, deren genaue und wohlverständliche Darlegung er der Unerfahrenheit seiner Offiziere nicht überlassen zu wollen schien. An ihn wandte sich Biscard, den Vorfall meldend.

Der Alte lauschte anfangs mit verdrießlicher Miene — immer mehr aber gewannen seine Züge einen tiefernsten Ausdruck. Er richtete einige kurze Fragen an Armand, die dieser ohne jede Beschönigung seines eigenen Vorgehens beantwortete. Zum Überflusse rief Biscard noch in unritterlichster Weise die nächststehenden Soldaten zu Zeugen auf — Armand von Saraudy wandte sich mit dem Ausdruck des Ekels von seinem Widersacher.

Aber Kapitän Perrin nahm nun das Wort: „Sie haben einen Kameraden bedroht, mit einer tödlichen Waffe sogar! Und Sie haben ohne meine ausdrückliche Erlaubnis das Fräulein freigegeben — geben Sie Ihren Degen ab, Herr von Saraudy! Das Kriegsgericht wird sich nun mit Ihrem Verhalten zu befassen haben!“

Mit der letzten Kraft, die der Eilritt des Tages ihm noch gelassen hatte, löste Armand den Säbel von der Hüfte, reichte auch den Revolver hin und wandte sich zur Seite. Er fühlte seine Kniee wanken. An den Stamm der alten Rüster lehnte er sich, die zunächst am Wege wurzelte — dann trat, vom Kapitän herangerufen, ein Korporal zu ihm, welcher ihn unter seine spezielle Bewachung nehmen sollte. Dieser pflanzte sofort den blanken Yatagan auf die Mündung seines Gewehres.

Plötzlich tauchte aus dem dichten Verstecke des Parkrandes drüben die Kraftgestalt des Försters.

„Herr von Saraudy hat wohl schlimme Nachrichten gebracht, Kapitän?“ wandte er sich in bester Stimmung an Papa Perrin. „Da hätte ich aber einen Vorschlag, der Ihnen hohe Ehre und der Armee großen Vorteil einbringen wird, wenn er zur sorgfältigen Ausführung kommt! Unsern im Parke hat man nämlich eine Menge Sprengstoff gelagert, die zum Abbau eines Steinbruchs bestimmt war — aber der Krieg unterbrach die Arbeiten, er braucht die fleißigen Hände alle für sich. Dort oben am rechten Flügel hörte ich im Vorübergehen einige Herren sich unterhalten, daß das Korpsquartier der Bayern noch diesen Abend in unser Schloß einrücken dürfte. Wenn Sie schleunigst die Fäßchen in die Keller des Herrenhauses verbringen und dort nach meiner Weisung mit schlauer Umsicht verbergen lassen: dann können wir diese Nacht die Herren Deutschen einen Salto machen lassen, von dem sie nicht mehr lebendig zum Erdboden zurückkehren! . . .“

Ein „Ah!“ der höchsten Überraschung tönte von den jugendlichen Lippen der Offiziere.

„Das wird herrlich! Ein Geniestreich! Nun hat das Wort ‚Rückzug‘ erst recht keine Geltung mehr! Wir sind vom Schicksal ausersehen, ein großes Werk zu leisten, das man noch nach Äonen preisen wird!“ so riefen sie enthusiastisch durcheinander.

Papa Perrin schien diese Stimmung nicht in hervorragendem Maße zu teilen.

„Wie groß ist der Park?“ fragte er den Förster.

„Reichlich einen Kilometer tief und nicht viel weniger breit.“

„Hm. Und Ausgänge nach allen Seiten?“

„Gewiß."

Noch schien der Kapitän zu zögern. Doch ein Blick in die leidenschaftlich erregten Mienen seiner Offiziere überzeugte ihn, daß ein Befehl zum Rückzuge, ohne daß er den Vorschlag des Försters weiter beachtet hätte, ihn selbst in die größte Gefahr bringen mußte. Zweifellos würde er nach oben denunziert, einer herrlichen Gelegenheit unentschlossen aus dem Wege gegangen zu sein, dem Feinde nachhaltig zu schaden!

„Ans Werk denn!" sprach er endlich.

Alsbald ertönten einige hastige, halblaute Kommandos die Reihen entlang, und dann folgte die Truppe im Laufschritt dem Förster in die düsteren Schatten des Parkes.

Hinter ihr schritt Armand dahin, dicht an seiner Seite sein Wächter, das Gewehr schuß- und stoßbereit.

Bald erloschen im Schlosse sämtliche Lichter; die Dienerschaft mußte auf ausdrücklichen Befehl dasselbe verlassen, und mußte unter besonderer Aufsicht eines Piketts den Weg durch den Park nach einem benachbarten Dorfe einschlagen, wo man sie ihrem Schicksale überließ.

Eine Sektion war bestimmt worden, alle Kochfeuer sorgfältig zu zerstören, die in den Nebengebäuden und teilweise im Schutze ihrer Mauern im Freien loderten. Die Geschirre mit der halb fertigen Abendsuppe trugen sie den Kameraden nach, welche bereits die Vorbereitungen zu dem großen Werke der Zerstörung in Angriff genommen hatten.

In banger Stille ging die unheimliche Arbeit von statten.

Und bald lagen Schloß und Wald in verräterischem, eisigem Schweigen. — —

Sechstes Buch.

Die Spionin.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Waldesfriede — Zauberstille!

Kein einziger Laut aus dem Thalgrunde, aus den Lüften.

Heute träumen in stummer Ruhe selbst die dürren, halbgerollten Blätter des jungen Buchenschlages, die der leiseste Atem des Nachtwindes, wenn sonst auch alles schlummert, doch wach hält, daß sie in raschelndem Zwiegespräch Stunde um Stunde verplaudern. Nirgends das begehrliche Klopfen eines Spechtes, nirgends das pfauchende Flüchten eines Eichhörnchens vor den tödlichen Griffen eines Edelmarders; nirgends der grelle Weckruf einer Krähe an ihre schlaftrunkenen Genossen, wenn ein Weih von seinem späten Raubzuge heimkehrt und sich mit schweren Fittigschlägen auf sein Lager niederläßt, das der dunkle, harzdurchwürzte Baldachin einer mächtigen Fichte beschattet.

Wo im Dickicht ein Durchhau gähnt, da blickt heute kein spitzes Gehörn eines Rehbocks, der die Lichtung hinauf- und hinabäugt — und dennoch ist es wie ein leises Gehen und Kommen, ein Erheben und wieder Verkriechen, dann wieder ein lautlos neckendes Haschen.

Nebelgeister sind es, die ihren gespenstischen Reigen schlingen. Bald blähen ihre luftigen Gewänder sich in ödem Grau; bald auch, wenn ein flüchtiger Blick des Mondes sie hell bestrahlt, erglänzen sie ganz licht in fleckenloser Reine. —

Da plötzlich drängt ein trabendes Roß sich mitten durch ihre zierlichen Spiele. Aber kaum, daß seine flüchtigen Hufe das samtene Knirschen des Sandes wecken. Nur manchmal pustet es wie in Ungeduld durch das feuchtwogende Gewirre dahin, während auf dem geschmeidigen Rücken das Sattelzeug im Takte knarrt.

Die einsame Reiterin hält die Hand fest am Zügel und wendet prüfend oft die Blicke seitwärts. Oft auch hemmt sie die willige Eile ihres Renners, und dann lauscht sie regungslos hinaus ins nächtlich bange Schweigen. Und wieder geht der späte Ritt dahin, behutsam, doch in stummer Hast.

Nun hält sie wieder an — sie richtet sich hoch auf im Sattel, und lange horcht sie hinaus in die Nebelferne. Jetzt legt sie, tief Atem holend, die Linke auf das hämmernde Herz — und halb im Gefühle der Befreiung, halb der Beklemmung, tönt es leise von ihren Lippen:

„Kein Zweifel mehr, sie sind's. Man hört sie deutlich nahen auf dem harten Damm der Straße — es ist die Richtung von Versay her!"

Durch die tiefe Stille drang ein leises unbestimmtes Summen. Nach einiger Zeit wurde es zu einem dumpfen Rollen, als wie von lastbeschwerten Wagen. Bald dröhnt es näher und heller, ein Klappern und Klirren wie von Rosseshufen mengt sich darein —

Jetzt wird das Geräusch von Massentritten unterscheidbar — durch eine endlose Marschkolonne schwankt des Schrittes Takt, wie Meereswogen in gleicher Hebung an den Strand rollen —

Frieda von Elmsrode hielt noch immer auf dem schmalen Seitenpfade, der in geringer Entfernung von der Chaussee durch den Wald lief. Eine tiefe Bewegung hatte sich ihrer bemächtigt, gegen welche ihre ganze Willenskraft lange umsonst ankämpfte.

Als sie das untere Parkthor, welches auf die große Heerstraße mündet, hinter sich hatte, da war sie nicht der flüchtenden Karawane rechtshin gefolgt, südwärts, den französischen Linien entgegen — vielmehr trieb sie ihr treues Roß ohne Zögern quer über die Straße weg ins dichte Gehölz auf einem Karrenwege, der nahe dabei sich mählig ins Thal herabsenkte. Dann erst, als schützendes Dickicht sie von allen Seiten umgab, hielt sie in der tollen Flucht inne und gönnte der ruhigen Überlegung Raum.

Ein Augenblick der Entscheidung war für sie gekommen — sie fühlte, daß es eine Entscheidung werden mußte fürs ganze Leben!

Sollte sie, nach allem, was die letzten Stunden ihr gebracht, sich dennoch dort hinaus wenden, wohin die Marquise mit René ihr vorausgeeilt war? Sollte sie ihr Schicksal noch ferner an einen Lebenskreis

knüpfen, der ihr heute mit einem Male in frostiger Fremdartigkeit sich enthüllt hatte? Solange der Friede mit seinem behäbigen Wohlleben jede tiefernste Erregung ferne hielt, solange jene allgemeinen Fragen ruhten, die dem Dasein seinen höheren Gehalt verleihen und zugleich die Probe auf den inneren Wert des Einzelnen besser ermöglichen als jene tändelnde Oberflächlichkeit genußreicher Friedenstage — solange bewahrte ihr Verkehr mit der Tante und dem Vetter die Formen rücksichtsvollster Wertschätzung und Anhänglichkeit. Sie selbst wurde darin bestärkt durch ein Gefühl des Verwaistseins, welches in der Heimat mit doppelter Schwere auf ihr lastete, seit die politischen Wandlungen der letzten Jahre die mehr von ihrer Umgebung ihr anerzogenen, als durch ein reifes Denken erworbenen Ideen beleidigten.

Dieser letztere Umstand machte sich nur manchmal als flüchtige Ahnung geltend, die sie zwar stets mit heftigem Unwillen von sich scheuchte. Aber sie drängte sich wieder auf, und je weiter die deutschen Heere ihr Siegeslauf ins Herz Frankreichs hineinführte, desto vernehmlicher pochte jene Ahnung an Friedas harten Sinn, den sie noch immer gewaltsam gegen eine neue Erkenntnis verschlossen hielt, als beginge sie gegen sich selbst eine Untreue, wenn sie derselben ihr Gemüt eröffnete!

Hier unten, am Rande der Straße, hatte sie nicht selten in den letzten Monaten gestanden, von einer unwiderstehlichen Gewalt aus ihren behaglichen Gemächern hergetrieben. Da sah sie deutsche Krieger als Gefangene südwärts wandern, die in kleinen Häuflein das stille Waldthal entlang eskortiert wurden — bayrische Infanteristen nach dem Tage von Coulmiers; dann wieder brandenburgische Husaren, Kürassiere, Ulanen, mecklenburgische Dragoner, auch schlesische und schleswig-holsteinsche Reiter, manch ein thüringischer Blondkopf, meistens auf ihren einsamen Patrouillenritten aus einem Hinterhalte unschädlich gemacht. Fast alle trugen blutige Binden als ehrenvollsten Beweis ihres äußersten Widerstandes. So marschierten sie dahin, ihre Mienen von bitterem Harme umdüstert, Söhne der verschiedensten deutschen Stämme — aber jetzt blutsverwandt im schönsten Sinne des Wortes! Wahrlich, der Traum, den einst der behäbige Doktor Wilfried Sonklar auf der Ruhebank vor der Zufallhütte wachen Auges geträumt hatte, indem er Deutschlands Zukunft mit der herzenswarmen, alpentrotzigen Zuversicht des Bayers vorausgestaltete — jener Traum war im Ehrenwettstreit aller deutschen Stämme so schnell zur herrlichen That geworden!

Und Friedas engere Landsleute, die braven Hannoveraner, hatten nicht zum mindesten dazu beigetragen!

Jene Fronde aber, die ihr im Gewühle des Boulevards so ausdringlich versichert hatte, daß sie als „hannover'sche Legion" die Sieger von sechsundsechzig heimwärts in ihre sandigen Marken peitschen wolle — wo war sie, wo waren ihre prahlerisch voraus verkündeten Ruhmesthaten geblieben?

Und jetzt sah Frieda sich plötzlich in dem Lande, dessen Gastfreundschaft sie mit aufrichtiger Sympathie und Segenswünschen dankbar erwidert hatte, als Spionin, Verräterin gebrandmarkt, ihr Leben bedroht — und das mit einem Mangel an sittlichem Ernste, mit einer nur von rohen Instinkten genährten Frivolität, daß Friedas lebhaftes Billigkeitsgefühl davon aufs tiefste empört war. Das war eine Enttäuschung, die über das Bangen für ihr eigenes junges Leben hinaus zu einem allgemeinen Eindruck sich erhob — daß die sittlichen Kräfte dieser Nation schon von länger her in Zerrüttung begriffen sein mußten. Sie war davon um so mehr überrascht, als sie mit so vielen Deutschen bis zu der Stunde dem Glauben gehuldigt hatte, daß vor allen civilisierten Nationen doch der französischen der Preis echter Ritterlichkeit gebührte. Aber die Vernichtungsschläge eines kurzen Krieges konnten diesen Verfall des öffentlichen Geistes, der sittlichen Anschauungen nicht allein bewirkt haben; er eröffnete vielmehr eine düstere Perspektive rückwärts, auf die blendende Prosperität des Kaiserreichs, die also vielleicht nur eine lügnerische Decke über jener Fäulnis war?

In solcher Stimmung befand sich Frieda von Elmsrode, als sie nun in ihrem nebelumsäumten Versteck abseits der großen Straße mit sich zu Rate ging, wohin sie ihre Schritte lenken sollte. Es kam über sie wie eine innere Loslösung von allem, was sie bisher so hoch gehalten. Nur die ritterliche Gestalt Armands hob sich ihr von dem trüben Hintergrunde licht und freundlich ab.

Ein Einzelner! Das war aber wenig, zu wenig, um ihr von so vielen beleidigtes innerstes Empfinden zu versöhnen. Und nun durchrieselte sie ein leiser Schauer — solange sie in der Gewalt jener Menschen stand, war ihr Leben bedroht! Da ging ihr das Wort Egmonts durch den Sinn: „Süßes Leben! schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens!" Ihr junges Herz klammerte sich mit allen Fasern an dieses süße Leben!

Aber wenn sie aus dem bisherigen Lebenskreise herauszutreten beschloß — was dann? Hier inmitten zweier feindlichen Mächte, die jeden Augenblick neuerdings aufeinanderstoßen konnten, weilte sie selbst so ganz verlassen, ohne einen anderen Halt als ihr eigenes, nun doch so banges Herz! Und sie fühlte es wie eine Beschämung, sollte sie sich jetzt unter den Schutz der Deutschen stellen, dem sie sich früher doch in stolzer Verachtung entzogen hatte.

Verachtung! Aber war dies Gefühl denn wirklich berechtigt? War es heute berechtigt? Der Angriff war von Seiten Frankreichs erfolgt — darüber war für sie kein Zweifel möglich, nachdem ihr Aufenthalt in Cannes sie in die wahre Stimmung der leitenden Kreise des Kaiserreichs eingeweiht hatte. So übten denn die Deutschen nur ihr heiliges Recht, ja ihre heilige Pflicht, indem sie sich des frivolen Angriffs in furchtbarer Kraftentfaltung erwehrten. Sie konnte ihnen darum nicht zürnen — auch nicht den verhaßten Preußen und ihrem heiligen Zorne, der nun so schwer auf dem Volke lastete, das sie jenen vorgezogen!

Und der Preußen Bundesgenossen? Hätten sie sich wirklich schmollend in den Winkel drücken sollen? Während die Enkel Blüchers, Scharnhorsts sich in

schlachtgewaltigem Grimme mit dem alten Erbfeinde maßen — sollte da der Bayernleu so nahe dabei in beschaulicher Ruhe, von dem ganzen Handel unberührt, hübsch seine Tatzen übereinander legen?

Während so ihr ganzes seitheriges Empfinden noch im heftigen Streite lag mit den Eindrücken der jüngsten Epoche, hafteten ihre Gedanken plötzlich an ihm, der ihr seit jenem Abend auf der Zufallhütte als die edelste Verkörperung des süddeutschen nationalen Idealismus galt — sie mußte wieder Richards von Nockstein gedenken und seines Freundes —

Und in diesem Augenblick, ihr selbst noch unbewußt, griff ihre Hand bereits fester in den Zügel und lenkte das Pferd auf einen ganz schmalen, aber ihr wohlbekannten Waldweg nach linkshin, nordwärts — woher nach Armands Mitteilungen die Deutschen bereits in Anmarsch begriffen waren. —

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Kaum eine halbe Stunde war verflossen, seit Frieda jene endgültige Entscheidung getroffen hatte — als ein unbestimmtes Geräusch aus der Ferne an ihr Ohr schlug, welches rasch näher kam und sie bald jedes Zweifels überhob, daß nunmehr der Machtbereich ihrer deutschen Landsleute sie umfing!

Ein dichtes Untergehölz breitete sich zwischen der Straße und ihrem Verstecke aus, die durch eine Entfernung von kaum zweihundert Schritten getrennt waren.

Schon mußte die Spitze der anmarschierenden Truppen vorüber sein, denn die Tritte geschlossener Massen ertönten aus allernächster Nähe. Noch immer zögerte Frieda, denselben zu begegnen. Aber der leichtfüßige Rappe, der sie trug, wurde nun unruhig, pustete manchmal sehr vernehmlich, und die einsame Reiterin erwog den eigentümlichen Eindruck, den ihre Entdeckung machen mußte, wenn sie dieselbe nicht sichtlich selbst herbeiführte.

So galt es denn den letzten, peinlichen Entschluß.

Frieda blickte aufmerksam nach dem Halbmond, der in unbeständiger Laune bald aus blauen Tiefen herableuchtete, bald durch trübe Wolken taumelte, bald sich hinter buschigen Fichtenkronen oder Nebelballen verbarg. Und als derselbe eben unverschleiert aus reiner Höhe niederlachte, als wollte er sich in seiner sichern Ruhe an der marmorbleichen Angst des fremden Mädchens nur noch mehr weiden — da faßte sich Frieda ein Herz: sie lenkte das Pferd seitwärts, wo ein ganz schmaler Fußsteig, von welkem Laube noch dicht umsponnen, zur Straße hinausführte — —

Draußen stockte plötzlich der Marsch.

„Halt! Wer da?“ rief es zur Böschung herauf, von wo das Rascheln der Zweige in der Kolonne vernommen worden war.

Frieda hielt schon ihr Taschentuch bereit, welches sie jetzt lebhaft schwenkte, während sie den Rappen bis zum Rande der steilen Böschung vordrängte und ihn dann, ohne einen Augenblick zu zögern, in einem zierlich leichten Absprung auf die Straße hinabsetzen ließ.

„Ah, gar ein Frauenzimmer!“ rief es nun lustig aus den dichten Reihen, und in Neugier umdrängten die stämmigen Bajuwaren die Dame.

Nun ritt auch ein Offizier heran, der ihr bei dem unsichern Leuchten des Mondes sehr argwöhnisch ins Auge blickte.

„Ah, die hat ja an' Revolver!“ sprach einer der Soldaten, griff mit spürgewandter Hand nach Friedas Satteltasche und entnahm ihr die blanke Waffe.

Das Mädchen aber wandte sich mit bebender Stimme zu dem Offizier: „Kann ich wohl an dieser Stelle das Erscheinen Ihres Generalstabs abwarten?“

Ein allgemeines „Ah!“ entrang sich den Lippen der Krieger, als die trauten deutschen Laute von schönen Lippen an ihr Ohr schlugen.

Der Offizier aber antwortete mit kalter Höflichkeit: „Der Kommandeur der Vorhut folgt nach diesem Regiment in der Kolonne. An ihm ist es, Ihre Mitteilungen entgegen zu nehmen.“

Alsbald ruft er ein kurzes Befehlswort — die Kompagnie schließt ihre Glieder wieder in Ordnung und setzt den Marsch fort. Nur ein Mann bleibt auf einen Wink des Hauptmanns am Raine stehen und legt den Zügel des Rappen um seinen Arm. Nach einem kurzen Gruße reitet auch der Offizier die Straße fürbaß — am Rande aber bleibt Frieda zurück, klopfenden Herzens, von dem Soldaten stumm und strenge bewacht.

Schweigend und, nachdem sie den ganzen Tag über marschiert waren, in müdem Gleichschritt folgt Bataillon auf Bataillon. In den dichten Reihen achtet mancher, schon schlafbefangen, kaum der Reiterin am Wegerande. Aber die meisten freilich drehen die Hälse erstaunt nach dem ungewöhnlichen Anblick. Gar mancher der jungen Lieutenants tritt schnell an den Wächter der Dame heran zu einer kurzen Neugierfrage und sucht, dem neidischen Mondlicht zum Trotz, in ihren Zügen zu lesen. Doch diese hatte, seit sie am Wegrande hielt, einen Halbschleier über ihr Gesicht gezogen.

Jetzt nahte mit polterndem Gerassel ein Zug Geschütze. Dann folgte eine kurze Lücke — und dann, gefolgt von seinem Stabe und einigen Ordonnanzen, kam in ernstem Schweigen der Brigadechef heran.

Selbst sein mit buschiges Auge strahlte von neugieriger Teilnahme, als der Soldat nun an ihn herantrat und seine Meldung machte. Der General winkte seinen Stabschef herbei und alsbald unterwarf dieser die Fremde einem Verhöre. Frieda gab mit leise zitternder Stimme, doch ohne Besinnen Antwort auf seine Fragen.

„Sie glauben also, daß wir Le Ban unbesetzt finden werden?“

„Ich denke so. Die Mannschaft stand zum Aufbruch bereit, als ich von dort abritt. Ein Ordonnanzoffizier des Generals de Sonis, der bereits von Ihrem Anmarsch sichere Kunde hatte, dürfte den Kapitän zum Rückzug vor der erdrückenden Übermacht wohl bestimmt haben.“

Nun nahm der General mit ruhigem Gleichmut das Wort: „Eine Kavalleriepatrouille ist ja weit

vorgestoßen; sie muß vor Le Ban bereits angekommen sein. Wenn diese uns meldet, daß das Schloß vom Feinde frei ist, dann will ich auch glauben, was wir eben gehört haben. Und dann entfällt auch aller Argwohn, den die seltsame Romantik eines solchen Mondscheinrittes freilich bei uns zeitigen muß. Die Dame möge uns nur einstweilen gegen Le Ban folgen!"

Er beachtete Friedas Bestürzung nicht weiter, die nun wider alles Erwarten ihr Vorgehen auch hier mit Argwohn aufgenommen sah!

Und weiter ging der Marsch — mit stillem Zorne verwünschten die Offiziere des Stabes das fahle Leuchten des Mondes, als nun das fremde Mädchen ganz in sich gekehrt, den Blick zu Boden gesenkt, an ihrer Seite dahinritt — —

Vierunddreißigstes Kapitel.

Plötzlich, von der Spitze her, nahte ein Zietenscher Husar im gestreckten Trabe.

Vor dem General parierte er sein Roß und erstattete die Meldung:

„In einem einsamen Hause, weiterhin an der Straße, hatte die Vorhut des Feindes sich festgesetzt, ein Lieutenant mit seinem Zuge. Hatten natürlich keinen Posten ausgestellt, sondern wärmten sich alle an einem Feuer in der Stube. Um sie gefangen zu nehmen, waren wir zu dreien doch zu schwach; haben sie darum angeschossen, worauf sie kopfsüber in größter Unordnung zurückgingen. Wir folgten ihnen beobachtend bis Le Ban, wo sie zum Schlosse hinaufeilten. Dieses, von einem großen Park umgeben, beherrscht die Straße vollständig. Wir suchten auf ihr in dessen Rücken zu gelangen, um etwa den Abzug der Hauptabteilung im Auge behalten zu können. Dabei holten wir einige Chaisen ein; aus dem Kauderwelsch der Insassen entnahmen wir, daß das Schloß dicht besetzt sei. Meine Kameraden blieben in dessen Nähe auf der Lauer. Bis zu meinem Abritt aber hat kein Mensch das Schloß noch den Park verlassen — der Feind scheint also entschlossen, dasselbe zu halten."

Ruhig hört es der General mit an. Aber unwillkürlich lenken die übrigen Offiziere ihre Blicke auf das fremde Fräulein — denn die Meldung des strammen Husaren widerstreitet schroff ihren eigenen Angaben!

„Sollte hier wirklich der Wahnwitz einer Amazone beabsichtigt haben, uns in eine Falle zu locken?" raunte der eine seinem Nachbar zu.

Aber schon erteilt der Führer der Vorhut seine Befehle. Einige Ordonnanzen tragen sie nach vorne und rückwärts.

Durch die schwankende Kolonne weht es mit einem Male wie ein Sturmhauch. Aus den schon müden Gliedern aller weicht die Schlaffheit, aus ihrem Sinne das halbe Träumen — ach, von den fernen, fernen Heimatalmen, von den stolzen Hochwäldern ihrer Berge, von den grünen Fluten der majestätischen Donau, unabsehbaren Saatenfeldern, von den tannenumkrönten Kuppen des Bayerwaldes, den blauumwogten Ufern und milden Gartenhainen Lindaus . . .

Wo eben die jungen Herzen sich still an den Blüten der Erinnerung labten, da hat diese der kalte Ernst der Stunde ganz plötzlich versengt, vernichtet — und ein rotwangiger Sohn der hopfenreichen Holletau, der mitten im Gliede marschierte, sah gelassen nach dem Verschlusse seines Gewehres, während er seine Kameraden aus ihrem Halbschlaf mit der Bemerkung vollends wachrief:

„Merkt's was? Heut müaß' ma uns halt wieder ins Quartier erst einirauf'n!"

Nach einiger Zeit ertönte flüchtiger Hufschlag von rückwärts, und zwei Reiter, von einer Ordonnanz geleitet, meldeten sich dem General. Dieser winkte die Herren dicht an seine Seite, während der Stab mit der fremden Dame etwas zurückblieb.

„Herr Doktor," begann der Chef, freundlich sich zu seinem Begleiter zur Linken wendend, „wir müssen beide heute eine Erinnerung auffrischen. Es war Ende September vor Paris, in Ville du Bois, als ich Sie einstmals in meinem Quartier zu Gaste hatte, kurz nachdem Sie mich von einer argen Verkältung wieder hergestellt. Sie erinnern sich noch?"

„Sehr lebhaft, Herr General."

„Ich wollte Ihnen an jenem Tage wie billig eine besondere Ehre anthun. Der kleine schwarze Lieutenant Ihres Bataillons, der vielleicht der findigste Requisitor der ganzen Brigade ist, hatte damals einen wie selten glücklichen Raubzug ausgeführt. In Bruyères hatte er das Schloß des Herrn Lefaucheux entdeckt, der mit seinen Jagdgewehren in der weiten Welt eine hübsche Anzahl Millionen erbeutet hat. Und aus den Kellern dieses Schlosses brachte unser Lieutenant einen Tropfen heim, einen Tropfen, he?"

„O Herr General," lachte der andere und schnalzte fast respektwidrig mit der Zunge, „den herrlichsten Tropfen, der je über meine Lippen gekommen!"

„Nicht wahr! Der Excellenz, meinem Bruder, sandte ich einige Flaschen davon hinüber — aber bloß einige; ich habe damit auch im Korpsquartier große Ehre aufgehoben! Nun also, damals plauderten wir noch geraume Zeit nach Tische. Sie mußten uns ausführlich erzählen, wie die Nachricht von dem plötzlichen Ausbruch des Krieges Sie auf Ihrer Urlaubsreise tief drinnen im Martellthale erreichte; wie Sie und Ihr Freund von der Befürchtung gepeinigt wurden, daß man Ihr Fernbleiben, Ihr förmliches Verschollensein am Ende gar als Fahnenflucht zu Hause deuten könnte, ehe der Regimentskommandeur im Besitze Ihres Telegramms mit den ersten Aufschlüssen war! Wir lauschten damals gern Ihrer lebhaften Darstellung und mußten viel ob Ihrer Bestürzung lachen. Aber wir merkten allmählich, daß Sie mit etwas anderm noch zurückhielten, irgend einer flotten Episode vielleicht, in die sich bald Ihre Erinnerung verlor, so daß Sie ganz ernst, fast träumerisch wurden! Nach langem Drängen endlich rückten Sie etwas mit der Sprache heraus. Sie hatten auf der entlegenen Almhütte eine junge Dame kennen gelernt, welche die Ereignisse von sechsundsechzig im unversöhnlichsten Geiste beurteilte.

Vom Glanze des Kaiserreichs geblendet spottete das schöne Kind auf Deutschlands Hoffnungen und erklärte, daß sie bei Verwandten in Frankreich unsere volle Vernichtung abwarten wollte. Sie hätten damals vor Paris allzu gern gewußt, ob das Fräulein nun auch dort eingeschlossen sei oder noch rechtzeitig sich in die Provinz salviert habe. War es nicht ungefähr so?"

„Ja, Herr General," erwiderte Doktor Sonklar. „Die Dame hielt es für unmöglich, daß wir überhaupt vor Paris erscheinen könnten. Aber selbst für diesen Fall, meinte sie etwas ironisch, würde sie auf einem Schlosse ihrer Tante Zuflucht finden — ich weiß den Namen nicht mehr. Vielleicht erinnert sich Hauptmann von Rockstein —"

Der General wandte sich zu seinem Begleiter zur Rechten: „Nun, Herr Hauptmann?"

Richard von Rockstein hatte mit wachsender Verwunderung den bisherigen Gang der Unterredung vernommen. Etwas unruhig antwortete er:

„Herr General, der Name des Schlosses ist auch mir entfallen; doch behielt ich den Namen der Landschaft, wo jenes liegen soll — es ist die Perche, die wir eben jetzt durchziehen. Auch ich mußte jener lebhaften Erörterung und des großen Wandels, der sich seither vollzogen, in diesen Tagen manchmal lebhaft gedenken," setzte er etwas zurückhaltender bei.

„Seltsam!" murmelte der General und winkte nach rückwärts in sein Gefolge hinein. „Sehen Sie sich einmal die Fremde genauer an."

Eben führte der Soldat den Rappen dicht heran. Aufs höchste gespannt blickten die beiden Freunde nach der neuen Erscheinung. Auch das Fräulein wandte sich scheu, in banger Unruhe nach den bärtigen Gestalten — bei dem unsichern Licht des Mondes bedurften beide Teile erst eines aufmerksam prüfenden Blickes, ehe sie einander erkannten.

„Fräulein von Elmsrode!" rief Richard von Rockstein in unwillkürlicher, freudiger Aufwallung und streckte ihr die Hand hin.

Auch von Friedas Lippen glitt ein jäher Ausruf der Überraschung, der Freude ob des Wiedersehens — die aber alsbald einer peinlichen Verwirrung ob dieses Wiedersehens wich.

Die Freunde blickten betroffen nach dem General, der ruhig weiterritt, und nach den Herren vom Stabe, die sich noch in ein unheimliches Schweigen hüllten.

Dann winkte der Brigadechef nochmal den Hauptmann zu sich heran und sprach längere Zeit leise zu ihm. Er nahm auch dessen Antworten mit freundlicher Aufmerksamkeit entgegen . . .

„Ich sehe schon," schloß er die Unterredung lächelnd, „Sie wollen unsere Gefangene als durchaus schuldlos losbitten. Aber Doktor Sonklar hat damals den glühenden Haß der Dame gegen die neue Ordnung der Dinge in Deutschland mit so beredtem Nachdruck geschildert, daß ich eine romantische Unbesonnenheit derselben nicht unbedingt für ausgeschlossen halten möchte. Jedenfalls wollen wir sie verhindern, mit unsern Gegnern zu korrespondieren, ehe wir selbst wieder ganz an dieselben herangekommen sind. Es war wenigstens sehr auffallend, daß das Fräulein uns über Le Van in falsche Sicherheit zu wiegen suchte. Bis auf weiteres vertraue ich sie Ihrem persönlichen Schutze an. Vielleicht gelingt es Ihrer Gewandtheit und Liebenswürdigkeit, zweckdienliche Aufschlüsse aus ihr herauszulocken. Aber halten Sie sich mit ihr weiter rückwärts in der Kolonne. Le Van ist besetzt, und so werden wir hier vorne zu thun bekommen — Ihre schöne Gefangene soll aber unnötigerweise keiner Gefahr ausgesetzt werden. Guten Abend, Rockstein!"

Der General salutierte kurz und ritt weiter. Richard von Rockstein näherte sich Frieda, nahm den Zügel aus der Hand des Soldaten und bedeutete diesem, seine Abteilung wieder einzuholen. Dann führte er seine Schutzbefohlene an den Wegrand im langsamen Schritte, während der Stab und dessen Troß schweigend, doch in dumpfer Spannung weiterzogen.

Auf einen Wink seines Freundes verlor sich Doktor Sonklar in den Reihen des Regiments, das eben vorüberzog. Richard von Rockstein aber fühlte jetzt noch mehr als vorher die gewohnte stille Fassung seiner Seele vor dem Ansturme eines häßlichen Gedankens wanken — —: wie, wenn Frieda von Elmsrode wirklich in haßverwirrtem Wagen, bauend auf die ritterliche Zuvorkommenheit der Deutschen, es sich zur Aufgabe gemacht haben sollte, dem Feinde zu dienen? . . .

Plötzlich stockte die Marschkolonne — —

(Schluß folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Zwei Augen.

Von **A. Norden.**

Wenn auf des Lebens wild bewegten Wogen
Das Schicksal uns bald hier- bald dorthin schleudert,
Und rauhe Klippen, scharfe Felsenkanten
Verderbendrohend uns entgegenstarren,
Dann richten hilfesuchend wir nach oben
Den Blick, daß uns von dort die Rettung nahe,
Ein süßer Trost in tiefer Nacht des Elends,
Ein Lichtstrahl, der die Wolken uns zerteile. —
Allein die Mächte, die dort oben walten,
Sie ändern nichts an unsern Lebensbahnen,
Die das Naturgesetz für uns bestimmte,
Und unaufhaltsam knüpft und schlingt die Fäden
Der Schicksalsschwestern ewig heil'ge Dreizahl.
Doch nie versiegend ist Allvaters Güte,
Er wußte in unendlichem Erbarmen
Für uns den besten, größten Trost zu finden:
„Und kann ich Euch die Wolken nicht zerteilen,

Die Euren Lebenshimmel schwer umschatten,
So sollen Euch dafür zwei Sonnen leuchten" —
So sprach Allvater zu den fleh'nden Menschen,
„Zwei Sonnen, die Euch Licht und Wärme spenden" —
Und diese Sonnen sind zwei Menschenaugen,
Sie künden uns der Liebe reichste Fülle,
Sie bringen Licht in unsre Nacht des Daseins,
Denn bei der Freude hellen Jubelklängen
Schau'n wir beglückt in diese beiden Augen,
Und nur durch sie seh'n schöner wir und ros'ger
Die Rosen, die das Leben uns gespendet.
Drum Heil dem Menschen, dem einst solche Augen
Im Unglück wie im höchsten Glück geleuchtet,
Die mit ihm klagen, mit ihm jubeln durften!
Und wenn das Schicksal wollte, daß für immer
So liebe Menschenaugen sich geschlossen,
Wenn wir sie nimmermehr erschauen können
In dieser Welt des rastlos ew'gen Wechsels,
Dann meinen wir zuerst voll Weh und Jammer
Das arme Herz, es werde uns zerrissen!
Denn nicht mehr Trost und Liebe soll'n wir schöpfen
Aus diesem Born, der uns so reich beglückte.
Doch wie das Tagsgestirn, die Lebenssonne,
Bei ihrem Scheiden noch zum Trost der Menschen
Den Horizont umsäumt mit gold'gem Schimmer,
Bis tiefe Nacht zum Schlummer freundlich winkt,
So ließen solche lieben Menschenaugen,
Die einst im Leben uns so hold gelächelt,
In unserm Herzen eine Füll' des Lichtes,
Die unser spät'res Leben noch verklärt,
Selbst wenn das Schicksal sie für immer raubte! —
Und der, dem solche Augen einst geleuchtet,
Dem sie erschlossen eine Welt voll Schönheit,
Ihn führt ihr Strahl hinauf zu lichten Höhen,
Wenn durch die dunkle Pforte er geschritten
Zu ewig unvergänglicher Verklärung.

Erste Erfahrungen einer jungen Frau.

Von **Carola Blacker.**

An einem warmen Abend des verflossenen Mai ging ich mit meiner Freundin, die Sie als die „alte Schriftstellerin"*) kennen lernten, durch die frühlingsduftigen Wege des Wimbledon Parks, wo das schöne Heim ihrer glücklichen Vergangenheit liegt. Sinnend schaute sie über den Zaun in den stillen Garten und an das sonnige Haus, über dessen Eingangsthor der lila Blütenregen der Visteria fiel, und dessen große ausgebaute Südfenster umrankt sind von Geißblatt, Rosen und Jasmin. „In der Jugend bringt der Frühling Hoffnungsträume, im Alter die Erinnerung," sagte sie leise. — „Doch habe ich damals zuweilen bedauert, daß die herrlichen Sonnenfarben des Spektroskopes der Gegenwart unterbrochen seien von feinen schwarzen Linien. Im Spektroskop eines hinter uns liegenden Lebens aber scheinen sie mir den Humor zu bedeuten. Das meiste Ärgerliche ist eigentlich nur etwas Lustiges.

Sie möchten etwas hören von den Frauenhoferlinien meines jungverheirateten Daseins? Da muß ich wohl von meiner ersten Köchin erzählen. Jenes „romantische" von Epheu umrahmte und Goldregen überschattete Fenster, auf dessen Sims das Rotkehlchen singt, ist das der Küche. — Der liebliche Schein trügt; — denn da hauste *sie*. Eigentlich bös oder gar schlecht war sie nicht, und ich kann Ihnen in Beziehung auf sie kein wirkliches Abenteuer erzählen. Deren giebt es überhaupt nur wenige; oder auch eine Unzahl — wie man's nimmt; denn in allen Lebenslagen erleben wir eben uns selbst.

Zu der Unerfahrenheit meiner zwanzig Jahre und der vollständigen Unkenntnis der Verhältnisse meines neuen Heimatlandes gesellte sich die daraus entspringende Schüchternheit, wie eine in mir selbst liegende furchtsame Gewissenhaftigkeit, die immer nur die *eigenen* Mängel sieht. Ich begann mit der naiven Unpraktischkeit, mir meine Köchin durch einen befreundeten alten Junggesellen besorgen zu lassen, der sich bei einigen Mitgliedern des Reformklubs dafür erkundigt hatte. Sie erschien eines Nachmittags in unserem Hotel, wo wir bis zur Vollendung unseres Hauses wohnten, — eine ältliche, grauhaarige Dame, von strengen Zügen mit etwas aufgeregten, dunklen Augen und einer sehr würdevollen Art und Weise, zu der der gewirkte Shawl, der Zobelpelz und der feine Schleier ihres Anzuges vollkommen paßten. Mir verging ein wenig der Atem, und auch mein bißchen Englisch, und: wollen Sie sich nicht setzen, war das einzige, wozu ich mich ermannen konnte. Sie folgte, zuerst etwas erstaunt, dann aber begriff sie nur zu sehr die Situation und übernahm zu meiner gewiß sichtlichen Erleichterung die Führung des Gesprächs. Meine Bedingungen, wenn man die mild verneinenden Antworten auf ihre Fragen so nennen darf, stimmten durchaus nicht mit den ihrigen überein. Sie war nicht an harte Arbeit gewöhnt, hatte nie ohne mehrere Küchenmädchen gedient. Doch wolle sie sich entschließen, meine Stelle anzunehmen, weil sie sich von mir angezogen fühle, und in der Eigenschaft als „Haushälterin" mich in die englische Haushaltung einführen wolle. Ich fühlte mich ganz geschmeichelt, daß sie mich nicht abgewiesen hatte, und indem ich ihr für ihr Interesse dankte, dachte ich, ob ich's ihr wohl auch recht machen werde; und es überkam mich eine Angst. Daß ich schließlich doch die Herrin sei, hatte ich im Augenblick ganz vergessen! Dies ist durchaus nicht so originell, denn die Fähigkeit, das Bewußtsein einer eben erlangten Stellung nie mehr zu verlieren, halte ich für eine seltene, weil ganz künstliche.

An einem lieblichen Abend im April zogen wir in unser schönes, wenn auch noch etwas unfertiges Haus und aßen als erste heimatliche Mahlzeit ein hartes, weil von einem der Hausmädchen gebratenes Beefsteak. Die Köchin erschien erst beim Dessert. Auf meine zaghafte Bemerkung über die späte Stunde erhielt ich die im Respektston verweisende Belehrung, daß in London dies so gebräuchlich sei. — Auf meine mit wahrem Luxus ausgestattete Küche hatte ich mich sehr gefreut. Als ich aber am nächsten Morgen hineintrat, sah es wie nach einem Erdbeben aus. Das oberste zu unterst, alles dick voll Staub, Kisten und Packgerätschaften dazwischen, in der Mitte die Köchin, ihre weiße Haube schief auf dem verzweiflungsvoll ins Gesicht fallenden Haar, einem Schreiner kommandierend, welcher Schäfte an die Wand befestigte. „Das habe ich nicht gedacht, daß ich in ein solches Pandämonion kommen würde; ich hatte erwartet, eine menschenwürdige Küche zu finden," redete sie mich mit würdevoller Fürchterlichkeit an. Den folgenden Morgen fand ich sie beim ersten Beginn einer Ordnung, noch systemloser als die voll-

*) Siehe vorigen Jahrgang.

kommene Unordnung, welche doch wenigstens ein Ganzes, eine Einheit repräsentiert hatte, — in tiefster Erschöpfung auf einem Stuhle sitzen, während der sympathisierende oder terrorisierte Schreiner jetzt mit drei kupfernen Pfannen hantierte. Ich bezeichnete dafür einen mir besser zusagenden Platz, als den gewählten, erhielt aber die mit mütterlicher Autorität gegebene Erklärung: so gehöre es sich in einer englischen Küche.

Und so ging's weiter. Wollte ich einmal etwas selber thun, so wurde mir der Gegenstand aus der Hand genommen und mit respektvollem Entsetzen gesagt, so etwas gehöre sich doch nicht für eine Dame! Warf ich einen forschenden Blick durch das Luftgitter der Speisekammerthür, so stellte sich die Köchin-Haushälterin davor, damit ich mir nicht einfallen lasse, hineinzugehen; und ich dachte, ich habe kein Recht, ihr zu mißtrauen. Selbst Schüsseln und Töpfe oder Blechformen wagte ich nicht mehr anzusehen, denn es rief tiefgekränkte Reden hervor, die immer damit endeten, daß alles besser sein werde, wenn wir nur einmal die Handwerkerleute aus dem Hause hätten. Aber warum fand sie dann immer noch etwas für den Schreiner zu thun? — Zuletzt ging ich nur noch aus dem höchsten Pflichtgefühl und indem ich vorher ein Stoßgebet um Mut zum Himmel schickte, in die Küche. Zuweilen aber war meine Köchin ganz ermutigend; ihre wortkarge Verschlossenheit, die mich am meisten einschüchterte, taute auf, und Citationen aus Tennyson und Thackeray mischten sich in den Strom ihrer Rede. Als ich sie eines Tages beim Backen fand, erklärte sie mir sogar mit großem Wohlwollen, daß sie Törtchen mache, von denen sie wisse, daß ich sie besonders gern esse, was mich ganz rührte.

Und so wär's weitergegangen, wer weiß noch wie lang. Aber nun begannen die Dienstboten sich über die Regierung in der Küche zu beschweren, und ich fühlte meine Pflicht, mich in ihrem Interesse als Herrin zu zeigen. Lang und sorgfältig hatte ich meine Rede studiert, als ich aber vor die Schuldige trat, hatte ich sie nicht nur vergessen, sondern es war mir überhaupt nicht möglich, ein Wort herauszubringen, und als ich doch mit großer Willenskraft kurz und abgerissen die Anklage formulierte, klang meine Stimme fremd, daß ich selbst davor erschrak. Für die Dulderin war es aber zu viel. Mit rollenden Augen schaute sie mich an, stumm machte sie sorgfältig beide Thüren zu, ergriff dann ein mächtiges Tranchiermesser, das auf dem Tische lag, und stellte sich, in empörtem Stolze, hochaufgerichtet vor mich hin. Dann brach eine zermalmende Rede los über „diesen Dienst", die ich in sonderbarer Gemütsruhe bis zu Ende hörte. Zum ersten Mal fürchtete ich mich nicht. Die Angegriffene war ja ich — die erschreckende Pflicht, Angreiferin zu sein, lag hinter mir.

Ich war erwacht zum Bewußtsein meiner Regierungspflichten und der Notwendigkeit einer „Lösung unseres Verhältnisses". Der kommende Abend meines ersten kleinen Diners besiegelte den Entschluß. — Es war ein fürchterliches kleines Diner! Die Pausen zwischen den Gängen schienen wahre Lebensabschnitte, während welchen die armen Herren, denen die Ehre ward, neben mir zu sitzen, in heldenhafter Weise die unglaublichsten Gesprächsthemata zu einer ungeahnten Geltung brachten. Die Hängelampe flackerte dazu in regelmäßig langsamem Auf und Nieder, hell und dunkel; der Kutscher, der beim Servieren half, stand wie eine Statue am Büffett und rührte automatisch in der Saucenschüssel in einer Hand, und bei jedem Gange, was er auch sei, wurden grüne Erbsen herumgereicht! Die Köchin mußte doch sehr alteriert gewesen sein. So schien's. Denn kaum war endlich der letzte Wagen mit unseren Gästen abgefahren, so öffnete sich die Küchenregion, und unter der Thür erschien mit bleichem Gesicht, erhobenen Armen und fliegendem Haar, parzengleich, der Genius des Abends: meine betrunkene Köchin.

Den anderen Morgen hatte ich zum letzten Male Angst bei Vollführung meiner ersten Kündigung. Um sie mir zu erleichtern, hatten wir einen fein durchdachten Plan. Während ich das wieder sehr würdevolle Wesen im Eßzimmer interviewte, ging mein Mann im Garten vor dem großen Fenster auf und ab, indem er dazu aus Leibeskräften pfiff. Das gab mir ungeheuren Mut. Und als die Verteidigungsrede der Köchin sich zur Beredsamkeit zu steigern drohte, schaute er „ganz zufällig" ins Zimmer herein, und ersuchte mich, nur einen Augenblick herauszukommen. Blitzschnell hatte ich dies befolgt und verschwand an seinem Arm im Gebüsch, um seine Glückwünsche zu empfangen für mein „tapferes Benehmen".

Zur Belohnung gönnte ich mir nach Abzug des Feindes meine erste eigenhändige Räumerei in meiner eigenen Küche; und als mein Mann dazu kam, tanzten wir vor Freiheitsfreude um den Küchentisch.

Mein Leben war mir in so vieler Beziehung neu, daß fast alles darin zum Erlebnis wurde, was wohl seine Pflichten und Verantwortlichkeiten erschwerte, seinen Annehmlichkeiten aber auch eine erhöhte Freudigkeit gab. Zu diesen rechnete ich nicht am wenigsten unseren Wagen. Schon bei seiner Bestellung in den weiten Magazinen von Peters, wo ich in feierlichem kleinen Zug zur Inspektion herumgeführt wurde, — der Herr des Geschäftes voraus, hinter mir mein Mann, gefolgt von ein paar Angestellten mit Maßstäben, Bleistift und Papier — kam ich mir vor wie eine Persönlichkeit in einer lustigen Geschichte. Gefiel mir einer der Wagen, so ward ich gebeten, ihn zu probieren; Mr. Peters öffnete ehrerbietig den Schlag, mein Mann half mir beim Wiederaussteigen, die Bediensteten nahmen meine Bemerkungen zu Protokoll. Und so oft sich die Prozedur wiederholte, empfand ich das gleiche romanartige Vergnügen.

Endlich war die Bestellung des zu bauenden Landauers gemacht. Nach kurzer Zeit standen auch ein paar Pferde im Stall, und der Tag der ersten Ausfahrt kam heran. Fast eine halbe Stunde vor der bestimmten Zeit war ich schon bereit und schaute erwartungsvoll auf die sonnige Anfahrt im Garten. Bald hielt ich es nimmer aus und ging in den Wirtschaftsteil des Hauses und schaute unter der offenen Thür in den Hof. Da stand die schöne Kutsche und glänzte, und die ebenso schönen Pferde, und auch der Kutscher glänzte in weißen Hemdärmeln, indem er ihnen das silberbeschlagene Geschirr anlegte. Als er mich erblickte, sah er erschrocken aus, grüßte aber mit respektvoller Geistesgegenwart. Jetzt war das Einspannen fertig, und ehe ich wußte, warum und wie, saß ich in meiner Kutsche im Hof! Wie der Blitz fuhr der Kutscher in den von seiner Frau eilig herbeigebrachten Rock, flog auf den Bock hinauf, und triumphierend fuhr ich an meiner eigenen Hausthüre vor, während man drinnen mich suchte und mein Mann nach mir rief.

„Nun, und wo soll Deine erste Fahrt hingehen?" fragte er mich, als er eingestiegen war. „Zuerst muß das Notwendige besorgt werden," — ich war immer ein wenig sententiös — „wir müssen die Katze holen." Die Adresse in der Stadt, wo die mir zugesagte Katze meiner wartete, wurde dem Kutscher genannt, und wir rollten aus dem weitgeöffneten

Gartenthor, an welchem die Kutscherfrau stand und knickste. Ich empfand jene kindisch naive Glückseligkeit, die sich selbst wieder zu einer Freude wird. Der Vergleich mit einer Königin wäre mir zu schwach, zu abgebraucht gewesen. Mir fiel das Märchen von Andersen ein, wo in einem Papiernachen, steif und aufrecht vor lauter Stolz, die Stopfnadel die Gosse hinunterfährt, während die Zinnsoldaten am Wege präsentieren. Ich kam mir wie eine Stopfnadel vor!

Während ich die Angelegenheit in Suffolk Street besorgte, ging mein Mann in die Nationalgalerie, wo ich ihn abholen sollte. „Wollen Sie mich nicht das Kätzchen in einen Korb thun lassen?" fragte die Frau, als sie es mir übergab. Ich wollte es aber lieber auf dem Schoße halten und ließ zu größerer Sicherheit den Wagen schließen. Es war nötig, denn für das unerfahrene kleine Vieh war das Erlebnis seiner ersten Fahrt wohl eine noch größere Aufregung als für mich. Es wurde immer wilder, bis es förmlich im Wagen herumflog, mit der Absicht, zu den Fenstern hinauszuspringen, die ich natürlich beide heraufgezogen hatte. Als wir vor der Nationalgalerie hielten, handelte es sich darum, so schnell als möglich auszusteigen, um die Katze nicht entwischen zu lassen. Energisch hielt ich sie zurück, und mit einem schnellen Stoß sprengte ich die Wagenthür auf. In meiner Aufregung hatte ich aber vergessen, das Fenster zuerst herunterzulassen, und ohne Halt sah ich es jetzt hinausstürzen in die Luft; doch fiel es nicht, denn mitten in seinem Falle ward es auf fast wunderbare Weise aufgehalten, während ich wie in einer Art Somnambulismus mit einem Fuß auf dem Tritt, mit dem anderen noch im Wagen, stehen geblieben war. Doch im gleichen Moment bot sich mir eine stützende Hand, und ich sah vor mir den Retter, der in seinem linken Arm das Wagenfenster umschlungen hielt, während er mit dem anderen mir beim Aussteigen half. Ich kam zur Wirklichkeit zurück, und im Gedanken an die drohende Gefahr rief ich aus: „Oh, the cat will run away!" Der Herr hatte aber schon die Situation erfaßt, und sorgfältig schloß er den Wagen, ehe er mit einem ehrerbietigen Gruß, der aber nicht ganz seine Belustigung verdecken konnte, verschwand.

Der Perugino, den mein Mann in der Galerie mir zeigte, erweckte heute weder Gedanke noch Gefühl in mir, und ich war froh, daß wegen der neuen frischen Pferde wir nicht lange blieben. Mir war's als bedürfte ich der Erholung. Doch „was ist denn da los," rief mein Mann, als wir auf die Freitreppe traten. Unsere Pferde waren auf den Hinterbeinen, und der Kutscher suchte umsonst sie zu beruhigen, während ein Haufen von Leuten den Wagen umdrängten. Ein Polizist mußte uns durch sie den Weg bahnen, und auf die Frage, was denn das zu bedeuten habe, deutete er auf das Wagenfenster, an dem in wilden Sprüngen sich die Katze zeigte und sagte mit sarkastischem Lächeln: „it's the cat."

Als wir des Gedränges und der erschreckten Pferde Herr geworden waren, ließ mein Mann, allen Gefahren der Fluchtversuche zum Trotz, den Wagen aufschlagen. Glücklicherweise war auch der Katze ihre kühne Stimmung vergangen, und sie krallte sich fest in meinen Spitzenshawl, während wir davonfuhren unter dem schrecklichen Rufe der Gassenbuben: „three cheers for the cat, hip, hip, hurrah!" — Von der Stopfnadel war nichts mehr in mir übrig.

„Da Sie gern noch mehr von meinen jungen Erlebnissen hören möchten, so will ich zum Schluß noch erzählen, wie es mit unserem ersten Balle ging," antwortete die Freundin auf meine Bitte.

„Die Unsitte der späten Stunden der Londoner Abendgesellschaften ist Ihnen hinreichend bekannt, und ich glaube auch die Geschichte unseres verfrühten Eintreffens bei einer derselben, wo noch die Diener in Hemdärmeln mit Stühlen im Haus herumliefen, die Platten für das Souper von der Küche herauftrugen, oder die ersten Lichter im Saale anzündeten, in welchem der Durchzug einer Winternacht wehte, und der Gärtner die Erde und Zweige der Blumendekoration zusammenfegte; und wo wir dann an der kahlen Wand auf drei von einer langen Reihe leerer Stühle mit der nervös erregten Hausfrau das grausam künstlichste der Gespräche führten. Dieses Mal wollten wir ungefähr um elf Uhr an Ort und Stelle sein, und die Zeit unserer Abfahrt war danach bestimmt.

Ich hatte schon vor dem Diner Toilette gemacht, und so saßen wir nun um acht Uhr, behaglich wie gewöhnlich, auf dem großen Sofa bei der Lampe, fast vergessend, was uns bevorstand, während mein Mann mir Shakespeares Romeo und Julia vorlas. Endlich bestand ich jedoch darauf, daß er sich losreiße, um sich nun auch in den Gesellschaftsanzug zu werfen. Während er noch mit Begeisterung seine Gedanken über die herrliche Dichtung aussprach, verließ er nur mit Mühe das Zimmer. Ich hörte die Thür seines Ankleidezimmers ins Schloß fallen, indem auch mir ein Seufzer über die Störung des traulichen Abends entschlüpfte. Es schien lange zu dauern, bis er fertig war, und ein- oder zweimal wäre ich beinahe eingenickt. Ich hatte jedoch selbst noch an meinem Anzuge zu vollenden und ging hinauf.

Wie unheimlich still es ist, dachte ich, als ich in das Zimmer trat. Es war leer, und vor dem niedergebrannten Kaminfeuer hingen unberührt die sämtlichen Gegenstände meines Mannes Gesellschaftsanzuges. Ich ging ins Schlafzimmer hinein und glaubte ins Reich der Träume gekommen zu sein: im Halbdunkel einer einzigen Kerze, im Duft der Rosensträuße, die auf dem Anziehtisch des Ansteckens meiner warteten — lag, halb schläfrig, halb vergnügt dareinschauend — mein Mann im Bett!

„By Jupiter!" rief er aus, als er bei meinem Anblick sich aufrichtete; und indem ich mich besann, wie viel von dem Schrecken echt, wie viel davon Schelmerei, erklärte er mir, wie es zugegangen war. Auf zwei Stühlen vor dem Feuer lagen nebeneinander die zwei Anzüge: der eine für den Ball, der andere für das Bett. Zerstreut und noch in Gedanken, glaubte er, den einen eben ausgezogen zu haben und sei dann ganz einfach in den unrechten geschlüpft.

Es war schrecklich, aber es konnte der Fehler noch gut gemacht werden. „Das wirst Du doch nicht von mir verlangen, daß ich wieder aufstehe, damit wir zu dieser unsinnigen Stunde einige Meilen weit durch die Nacht fahren — alles wegen eines idiotischen Balles?" Ich hatte unterdessen meinen Putz vollendet und stellte mich nun als unwiderlegbaren, lebendigen Beweggrund vor ihn ans Bett. „Sieh mich an!" Das zarte Rosa meines Kleides schimmerte in feenhaften Lichtern, die Diamanten des Halsbandes funkelten dazu wie Regenbogenfarben, die Rosen leuchteten in meinem Haar. „Ja, Du bist lieblich wie eine von Shakespeares Mädchengestalten selbst," war die einzige Antwort, die ich erreichte; und händeringend stellte ich ihm nun den Ernst der Lage vor. Im strengsten Tone des Pflichtgefühles machte ich Vorstellungen über die Beleidigung der Familie, die uns eingeladen hatte, über das Unrecht eines Sichnachgebens, welches an Charakterschwäche grenze, und als mir nichts mehr einfiel, über die verschwendete Ausgabe für meinen

Anzug. Dies letztere schien ihn erst recht vergnügt zu stimmen: „Das Geld kränkt Dich doch nicht, mit dem Du Dich so hübsch gemacht hast, daß ich die ganze Zeit mich daran freue?“ — „Horch, da fährt der Wagen vor,“ rief ich jetzt, und mir fuhr's wie ein Schrecken durch alle Glieder. „Willst Du schon gehen? Es war die Nachtigall und nicht die Lerche, die eben jetzt Dein banges Ohr durchdrang,“ deklamierte mein Mann mit einer Mischung von Mutwillen und poetischem Schwung.

Ich aber mit Seelengröße schwang mich auf die Höhe der Situation und war jetzt nur bedacht, das größte Unglück von allem zu verhüten: daß die Dienstboten von dieser Scene etwas vermuteten. „Wir werden nicht auf den Ball fahren,“ rief ich hinter der geschlossenen Thür mit ruhiger Bestimmtheit. „Ich brauche auch keine Hilfe beim Auskleiden, und Ihr könnt alle ins Bett!“

Frage und Antwort.

Von O. v. L.

Der Weltgeist wird Dir nimmer klar,
Wenn nicht Dein Selbst der Fesseln bar;
Willst Du das freie Selbst erwerben,
Dann schlag vorher das Ich in Scherben.

„Da mußt Du aber mich belehren:
Wie kann ich denn das Ich entbehren?
Mich unterscheiden von den andern?
Soll ich als ‚es‘ durchs Leben wandern?“

Sei ruhig! Stirbt Dein erstes Ich,
Dann formt das Selbst ein zweites sich,
Das ihm als treuer Diener lebt
Und nicht mehr nach der Herrschaft strebt.

Und kommt der letzten Stunde Not,
Dann sinkt das Ich in jähen Tod,
Das Selbst, es steigt befreit empor
Zu lichter Wahrheit Himmelsthor.

Eine Reise nach Rom 1546.

Von **Julius Binz**. (†)

II.

„Als ich zu Doktor Kaspar Hoyer ins Haus ging und mich demselben kundthat, ersah er leicht aus dem Gesicht, daß Magister Johannes mein Bruder gewesen. Er hat mir nicht gestatten wollen, den Strohhut und das darauf geheftete Marienbild mit den Stachelschweinsfedern, so ich als köstliches Heiligtum zu Loreto gekauft, zu tragen; sondern er nahm es zu sich und gab mir ein schwazres, italienisches Barett, wie dazumal zu Rom gebräuchlich war, zu tragen. — Doktor Kaspar Hoyer, dem der liebe Gott eine gnädige Auferstehung gnädiglich verleihen wolle, war ein ehrliches, aufrichtiges, diensthaftes Männlein, und nicht wenig bemüht, Zehrung zu ersparen und mich bei einem Herrn unterzubringen So bekam ich Stellung beim Verwalter des Hospitals Sankt Brigitten; der war ein alter schwedischer Pfaff und hatte einen ganzen Tisch voll Advokaten und Prokuratoren. Mein Amt war Kochen, Aufwaschen, Tischdecken, Wein holen, Einschenken und dergleichen. Dafür versprach er mir den Monat eine halbe Krone. Er mit seinen Tischgängern war mit meinem Kochen wohl zufrieden, wiewohl ich nicht viel mehr als Suppen zu kochen hatte; die übrigen Gerichte kaufte der Herr aus der Garküche. — Mein Herr brachte einst als fröhliche neue Zeitung zu Tisch, daß der Erzketzer Martin Luther tot sei und daß er einen gräulichen Abschied genommen; viele Teufel wären um ihn geflogen und hätten einen solchen Lärm mit ihm getrieben, daß niemand bei und um ihn hätte bleiben können; er habe gebrüllt wie ein Ochse und sei zuletzt mit gräßlichem Geschrei verschieden; auch höre es noch nicht auf, in dem Hause zu spuken. Da war keiner, der sich nicht hören ließ, was Luther für ein schädlicher, vom Teufel getriebener Mensch gewesen wäre, weshalb er denn auch in alle Ewigkeit mit allen Teufeln im höllischen Feuer gemartert werde.

„In dem Kirchlein des Hospitals steht ein Altar; an demselben pflegte mein Herr oft Messe zu halten. Nun sollte ich ihm die Messe dienen; da er aber sah, daß ich das Handwerk nicht gelernt, noch zu lernen Lust hätte, sagte er: ‚Sicherlich bist Du ein Lutherischer.‘ Ich sagte: ‚Ich bin ein Christ; ich habe in meiner Heimat mich mit meiner Schule und meinem Studieren befassen müssen, und zu Speier und bei dem Herrn Rezeptor des Johannesordens auf meine Schreiberei und was mir sonst meine Herren zu verrichten befohlen, achten müssen, so daß ich mich um die Messe wenig zu kümmern hatte.‘ Der Argwohn meines Herrn aber, daß ich ein Lutherischer sein müsse, brachte mich mit der Zeit auf den Gedanken, daß ein längeres Bleiben in Rom gefährlich sein müsse. Mein Herr besuchte alle Kirchweihen in und außerhalb der Stadt, deren bisweilen an einem Tage drei waren. Wenn wir nun des Morgens vor Aufgang der Sonne ausgingen und des Abends ziemlich spät nach Hause kamen, trugen wir bei uns eine große Flasche Wein und in einem Korbe gute Eßwaren. In den Kirchen werden die Altäre zugerichtet, gedeckt und mit allem versehen, was zum Meßhalten vonnöten. Wenn wir also in eine Kirche kamen, ging er zum nächsten Altare, kleidete sich an und hielt die Messe. Die erste hielt ich ihm aus, dann ging es fort nach einer anderen Kirche; aber dieweil er die Messe hielt, ging ich hinter den Altar, nahm den Eßkorb, aß einen guten Imbiß und trank aus der Flasche dazu. Wann es dann Essenszeit für ihn auch war und er sich dazu niedersetzte, vermißte er von dem Essen in dem Korb und vom Weine in der Flasche und sagte, wie es damit wäre, wo es geblieben; gewißlich würde ich gegessen und getrunken haben. Ich bekannte ihm die Wahrheit, daß ich hinter dem Altar gesessen, als er die andere Messe gelesen, und dort gegessen und getrunken hätte, denn ich könnte nicht so lange fasten wie er, brauchte es auch nicht zu thun, denn ich hielt keine Messe; damit war er dann ziemlich zufrieden.

„Indem ich also mit meinem Herrn in und außerhalb Roms zu allen Stationen ging, habe ich in solcher kurzen Zeit viel gesehen und erfahren, denn mein Herr war allenthalben bekannt, zeigte und berichtete mir gern, was besonders zu wissen war, ja, er ging um meinetwillen oft dahin, wohin er seines Weges halber nicht zu gehen vonnöten gehabt hätte.“ (Es folgt jetzt eine eingehende Schilderung der Kirchen mit ihren Sehenswürdigkeiten, dann eine ingrimmige Darstellung des unmoralischen Treibens der Geistlichen.) — — — „Rom hat viele, schöne, gewaltige Häuser; solches kommt daher, daß die Päpste sich befleißigen, um sich ein

ewiges Gedächtnis zu machen, einen schönen, großen Palast zu bauen, drei Gemächer übereinander hoch, der muß nach allen Seiten frei und allein stehen, sollten auch halbe und ganze Gassen weggebrochen werden; und alles muß durchaus aus gehauenen Steinen sein, deren zu Rom so viele sind, denn Rom hat große Steine, große Herren und große Schälke. So wollen auch die vielen Kardinäle und Bischöfe nicht in dunklen Gassen und kleinen Hüttlein wohnen; diese neuen Gebäude erfordern treffliche, große Arbeit; um die Steine zu holen, gebrauchen sie die Büffel, starke Biester; zum Auf- und in die Höhe bringen haben sie besondere Instrumente, womit sie die großen Steine mit verwunderlicher Stille behandeln können." (Folgt eine breite Schilderung des päpstlichen Prunkes.) — — „Sonst wurde alle Wochen gehenkt. Ich sah einmal einen henken, zu dem kam einer seiner Bekannten und sah zu; als der Henker jenen von der Leiter stoßen wollte, rief er ihm zu: ‚Herr Nikolaus, vertraut auf Gott!' Der Dieb antwortete: ‚Jawohl, Herr!' So stieß ihn der Henker von der Leiter." Dergleichen Schauspiele, namentlich der Anblick einer Ketzerverbrennung, machten dem guten Sastrow endlich den Boden in Rom heiß. — — „So bin ich in gutem Frieden von meinem Herrn, dem Schweden, geschieden; der gab mir für die sechs Wochen, die ich ihm gedient, eine ganze Krone und wünschte mir glückliche Reise."

2. Von Rom nach Stralsund.

Nicht minder denkwürdig ist der Bericht Sastrows über seine Rückreise. Vielleicht noch mehr treten uns in diesem die Gefahren der Landstraße, die unglaubliche Bescheidenheit der Ansprüche und das Mißliche des Reisens in jener Zeit entgegen, dazu aber empfinden wir die ganze Ärmlichkeit der geistigen Interessen und die Dürftigkeit der Gedankenwelt selbst bei einem so entschieden gescheiten Menschen wie Sastrow war. Aus Rom war er nach sechswöchigem Aufenthalte wieder aufgebrochen, weil er als guter Lutheraner für sein Leben fürchtete und die spanische Inquisition ihm den Geschmack an dem Weine in Rom verdarb, der ihm anfangs so gut und lieblich gemundet hatte. Die persönliche Gefahr war noch gewachsen, als durch den Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges die Erbitterung gegen die Lutheraner zugenommen hatte. So zieht er denn hinweg, während es auf allen Straßen von Kriegsvölkern wimmelt. In Italien ziehen die päpstlichen Soldknechte gegen Norden, um den Kaiser zu unterstützen, in Deutschland selbst gilt es, die kämpfenden Heere zu vermeiden. Sein Begleiter war ein wackerer Lübecker, Namens Nikolaus, eines Schneiders Sohn, der das Italienische fertig sprach und es Sastrow ermöglichte, sich, so lange sie in Italien waren, taub zu stellen, um allen unangenehmen Weiterungen aus dem Wege zu gehen. Ein Schreckensgespenst war für Sastrow sein früherer Gefährte Petrus, der Landsknecht, der ihn auf der Hinreise so entzückt hatte. Mit ihm hatte er zurückreisen wollen, durch Zufall war er seinen Mordanschlägen entgangen, immer fürchtete er anfangs doch noch mit ihm und der Schar, bei der er sich hatte anwerben lassen, zusammenzutreffen. Seine Erzählung über die Rückreise lautet — freilich sehr verkürzt und vielfach im einzelnen verändert — im wesentlichen etwa folgendermaßen.

„Im Jahre des Herrn 1546, im sechsundzwanzigsten Jahre meines Lebens, den sechsten Juli gegen Mittag, bin ich mit meinem treuen Gefährten Nikolaus aus Rom aufgebrochen. Mein Gold hatte ich in den Hemdenkragen eingenäht; ich trug nichts weiteres bei mir als ein kleines Felleisen, worin ein Hemd war nebst den lateinischen Gedichten, die mein seliger Bruder zu Speier und zu Rom gemacht hatte; ein Rappier hatte ich an der Seite, ein Bündel, über welches ich des Tags meinen Mantel warf, auf der Achsel, ein Paternoster vorn an meiner Hose: so glich ich ganz den Soldaten, die nach dem Werbeplatz liefen. Wir verabredeten untereinander, daß ich bei Leib und Leben nicht reden sollte, sondern mich taub stellen. Wenn dann die Soldaten, die an uns vorbeikamen, mit mir reden wollten und ich schwieg, so sagte Nikolaus, ich wäre taub; alsdann hatten sie Mitleiden mit mir und meinten, es wäre schade um einen so feinen jungen Menschen, jedoch würde ich wohl ebenso wacker wie einer, der gut hören könne, unter die lutherischen Bösewichter stechen können. Nikolaus sagte, daß es bei mir daran nicht mangeln werde; so gingen wir einen Tag nach dem anderen zwischen den welschen Soldaten hindurch. Den zweiten Tag wollten wir in Ronciglione über Nacht bleiben und ließen uns zu essen geben, damit wir uns früh niederlegen könnten und anderen Tages um so frischer wären. Wie wir nun bei Tische saßen und eben zu essen angefangen hatten, stürmte ein Haufen Soldaten in das Wirtshaus herein. Der Wirt erschrak und bat uns, wir möchten uns auf die Seite machen, weil er selbst vor den Soldaten nicht sicher sei. Sie jagten auch wirklich den Wirt zum Hause hinaus, nahmen alles, was gekocht war, tranken so viel, als sie wollten, schlugen die Weinkübel entzwei und ließen den Wein in den Keller laufen; denn die welschen Soldaten sind ein wüstes Gesindel, schlimmer als die deutschen Landsknechte; und solches durften sie thun unter Freunden, hart vor den Thoren des Papstes. Als sie uns fragten, ob wir nicht mit ihnen gen Viterbo laufen wollten, sagte Nikolaus, es werde schon Abend, Viterbo möchte verschlossen sein, ehe wir hinkämen. Sie aber sagten: ‚Nein, wir wollen schon hineinkommen.' Nun sahen wir nichs Besseres, als daß wir uns mit ihnen auf den Weg machten, doch war es schon Mitternacht, als wir die Stadt erreichten. Sie riefen dem Thorwärter zu, er solle aufmachen und sie einlassen. Der fragte, wer sie wären. Sie antworteten: ‚Soldaten des Herzogs Oktavius von der Engelsburg.' Jetzt wurde das Thor geöffnet. — —

„Wie wir in Viterbo eingelassen worden, war es mitten in der finsteren Nacht, und da wir in keinem Hause, in welchem Soldaten waren, einkehren wollten, so gingen wir von einem Hause zum anderen, doch alle waren voll Soldaten. Zudem fürchteten wir, der Bösewicht Petrus möchte gerade in dem Hause sein, in das wir gingen, oder uns anderen Tages sehen und verraten, daß wir Deutsche und evangelischer Religion, damit wir stracks greulich ums Leben gebracht würden. Als wir in solcher höchster Angst und Bekümmernis nicht wußten, wie wir es angreifen sollten, und zu Gott von Herzen seufzten, da kommt einer zu uns getreten, ein wohlgestalteter Mann von etwa vierzig Jahren, den wir unser Lebtag nicht gesehen und der uns kein Wörtlein reden gehört. Dieser spricht uns ohne ein Vorwort in der finsteren Nacht mit deutschen Worten an: ‚Ihr seid Deutsche, gedenket Ihr nicht, daß Ihr in Welschland seid? Wenn jetzt der Amtmann an Euch geriete, der würde Euch stracks die Folter geben, auch dürfte Euch als Deutschen leicht noch etwas Schwereres begegnen. Ihr wollt nach Deutschland, kommt, ich will Euch zu dem Thore hinausführen, das Eures Weges sein wird.' Wir erschraken, wußten nicht, was wir vor Verwunderung antworten sollten, und verstummten ganz; dabei

folgten wir ihm bis ans Thor, dahin er uns führte, stillschweigend nach. Dort redete er mit dem Thorwärter, der auf welsch zu uns sagte: ‚Liebe Gesellen, Ihr dauert mich; deswegen will ich Euch hinauslassen, obgleich es mir verboten ist, die Stadt vor Tage zu öffnen. In der Vorstadt werdet Ihr nichts finden, denn die Soldaten haben sie ausgebrannt und geplündert; doch in einer Nacht werdet Ihr nicht verhungern und verdursten.‘ Indem schließt er uns auf, läßt uns hinaus und schließt sofort wieder hinter uns zu. Wir haben uns der wunderbaren Errettung gefreut, besonders aber sind wir dadurch getröstet und der Gegenwart Gottes vergewissert worden, daß er uns nicht verlasse, sondern daß seine Engel sich um uns lagerten und er uns hinfort aus aller Not errette, wie er es in dieser Nacht gethan. Die Vorstadt haben wir ganz ausgebrannt gefunden; aber als wir ins Freie kamen, lag da ein runder Haufen Stroh, aus welchem Pferde und Ochsen das Korn getreten hatten; auf diesem haben wir uns zur Ruhe gelegt. Als wir erwachten und es Tag war, sahen wir über uns einen hölzernen Galgen; dann gingen wir unseres Weges und kamen zu guter Zeit gegen Mittag nach Montefiascone am neunten Juli. Dieses ist ein feines Städtlein, wo guter Muskateller wächst. — Es wurde uns der Mittag mit jungen gebratenen Hühnern und sonstigem wohl angerichtet; wir konnten aber nicht essen wegen der großen Tageshitze und der daraus entstandenen Schwäche. Vom Muskateller aber, der lieblich und gut war, tranken wir desto mehr.

(Schluß folgt.)

Fremde Sterne.

Es glänzt auf den Moscheenkuppeln
Irân'schen Abends Scheidelicht,
Das graue Felsen, braune Hütten
Mit roten Rosen warm umflicht.

Zum Horste sinkt aus kühlern Lüften
Mit müdem Flügelschlag der Aar,
Die Ruhstatt sucht in stillen Klüften
Der Antilopen munt're Schar.

Ein letztes Flammen noch am Himmel,
Auf Erden noch ein letztes Glühn —
Und leis verhallt vom Minarete
Der fromme Ruf des Muäzzin.

Die Nacht zieht ein voll Glanzgefunkel,
Den Pfad erhellt vom Vollmondschein.
Heimlich erblüht im blauen Dunkel
Der Sternenblumen gold'ner Hain ...

Es liegt ein Haus im Heimatsthale,
Wildwein das Giebeldach umflicht
Und drüber glänzt wie Purpurflammen
Des deutschen Abends Scheidelicht.

Am Fenster mit dem grünen Lädchen,
Den Blick ins Abendrot versenkt
Lehnt träumerisch ein blondes Mädchen —
Ich weiß, an wen die Kleine denkt.

Rings wird es Nacht. Die Glocken tönen,
Die Schnitter ziehen heim vom Feld,
Durch weiße Wolkenschleier schauen
Die ersten Sterne in die Welt.

Wie diese Sterne duftverhangen,
Wie leuchtend Irâns Sternenkranz!
Und doch: Ich gäbe all' sein Prangen
Für einen Stern des Vaterlands.

Hans von Schaubert.

Neue Bücher.

„Die nationalen Verhältnisse in Böhmen“. Von Dr. Rudolf Funke. (Leitmeritz, Karl Fickert.)

Der Verfasser stellt als das Ergebnis einer eingehenden, ruhigen und unbefangenen Prüfung die Thatsachen eines bedeutenden Rückganges der deutschen Sprache in Böhmen, und zwar nicht nur als Verkehrssprache, sondern auch als Muttersprache. Letzteres aber bedeutet einen unersetzlichen Verlust für die Nation. Funke vergleicht die Sprachgrenzen, wie sie Czoernig Mitte dieses Jahrhunderts sorgfältig angab, mit den heutigen. Ersterer findet, daß nicht nur zahlreiche deutsche Gemeinwesen in czechische umgewandelt wurden, die deutschen Minoritäten in nicht gemischtsprachigen Orten völlig verschwanden, sondern er verzeichnet auch genau das Eindringen czechischer Elemente in das geschlossene deutsche Sprachgebiet. Er kennzeichnet die planmäßige Arbeit der slawischen Führer, die von diesen angewandten rücksichtsbaren, ja frivolen Mittel, und die Förderung, welche diese Slawisierung durch Verwaltung und Gesetzgebung erhielt. Die Czechen möchten dem reindeutschen Sprachgebiet den Anstrich eines gemischten geben, um ihren nationalen Herrschaftsforderungen eine Grundlage zu schaffen, sie ignorieren dagegen alle deutschen Minderheiten, sogar im „goldenen“ Prag. Funke berührt auch den Unfug, welcher bei den letzten Volkszählungen sich in der Erhebung der Umgangssprache, ferner in der für die Schule maßgebenden Berechnung der schulpflichtigen Kinder zu Gunsten der Czechen breit machen durfte. Er liefert den ziffermäßigen Nachweis, daß noch heute ein geschlossenes deutsches Sprachgebiet existiert, das freilich eingeengt worden ist. Das allein läßt die Hoffnung der Slawenführer, es werde in hundert Jahren Böhmen ganz czechisch sein, als eine Selbsttäuschung erscheinen und soll den Deutschen Vertrauen und Kampfesmut einflößen. Funke giebt auch einen historischen Rückblick auf das Entstehen und auf die Fortschritte der Slawisierungspolitiker und beleuchtet deren Bannerträger und Hilfstruppen. Er erörtert dann Schritt für Schritt die Zustände an der deutsch-böhmischen Sprachgrenze. Das 6 Bogen starke Heft bringt eine Fülle von gründlich durchgearbeitetem Material, zeugt für den Fleiß und die entschiedene deutsche Gesinnung des tüchtigen Verteidigers Funke. K. Pr.

Präludien. Gedichte von Heinrich Stümcke. (München, Dr. Albert.)

Vollendete Nichtigkeiten, an die kein einsichtiger Mensch ein Wort der Kritik verschwenden wird. Immerhin mag das Buch hier genannt werden, als abschreckendes Beispiel des Dilettantismus, der, wenn er sich zur Öffentlichkeit drängt, das Recht der Duldung verliert. Fr. K.

Neue Gedichte. Von Franz Wolff. (Leipzig, Oswald Mutze.)

Was ich kürzlich an anderer Stelle über den Dichter gesagt habe, wiederhole ich hier: er besitzt eine schöne, ausgereifte Begabung. — Es findet sich gewiß manch Richtiges

zwischen seinen Gedichten, aber man übersieht dies gern über den vielen tiefempfundenen und gedanklich originellen Poesien, die uns Wolff vor allem bietet. Und stets verfügt er über einen einschmeichelnden Wohllaut der Sprache und des Rhythmus. Franz Wolff ist kein gewaltiger Dichter, aber ein Poet, der uns mit seinen innig und frisch empfundenen Liedern zu rühren vermag. Möchte er sich seinen fröhlichen Dichtersinn bewahren! B. v. K.

Das Haus am Moor. Roman in 2 Bdn. Von Florence Warden. A. d. Engl. übers. v. F. Mangold. (Stuttgart 1893, J. Engelhorn.) 1 Mk.

Die Geschichte ist schier unheimlich spannend erzählt, aber recht plump in der Erfindung und in der Charakterzeichnung. Leute, die sich gern angruseln lassen, mögen das Buch lesen. B. v. K.

Briefkasten.

N. M. Ich kann Ihnen nur das alte Lied wiederholen: Sie sind ganz unbegabt für die Ausübung der Poesie. Etwa ein dutzendmal habe ich es schon gesagt, Sie kommen immer wieder. Ich kann doch einer alten Frau gegenüber nicht unhöflich werden. Absatz 3 von „Trau nicht" lautet:

Trau nicht, wenn leise Stürme treiben
Den Lebenskahn in klare Flut,
Nicht ahnst, daß diese Wasserscheiben
Sich zeigen in der Wellen Wut.

Was ist das: „leise Stürme"? Dann dürfte man auch „stilles Getöse" sagen. Was sind „Wasserscheiben", die sich in der Wellen Wut zeigen? Und die 3. Zeile ist durchaus sprachwidrig. So aber ist alles. Ich begreife bei Ihren Jahren dieses Verlangen, sich gedruckt zu sehen, nicht. Also bitte: machen Sie Strich durch Ihre Versuche, am besten, ehe Sie sie schreiben. — Frl. A. F. in K. Natürlich gehören auch Sie zu jenen, die dichten „müssen". Dieses Muß ist nichts wie Einbildung. Wären Sie nicht in sich verliebt, so sähen Sie, daß dieses Geschreibsel wertlos ist. Lesen Sie lieber etwas Gutes, statt die Zeit mit solchem Zeug zu verschwenden. — Frl. W. M. in Kl:

Wir saßen in der Pferdebahn
Mit liebendem Gereibe,
Es sah uns bös und neidisch an
Das häßliche Marktweibe.

Ich kann nichts als staunen. Oder ist diese himmelschreiende Originalität der Ausfluß von Backfischübermut? — Herrn O. L. Dr. G. in H. Im Durchschnitt gerechnet, stammen zwei Drittel aller Zusendungen aus weiblichen Federn. Die Bezahlung geschieht für das Beiblatt nach gleichen Sätzen für männliche und weibliche Schriftsteller. Bei Romanen entscheidet der Absatz, der für die Buchausgaben zu erwarten ist, über das Honorar; und über den Absatz selten der innere Wert, sondern Kobold Zufall, der unberechenbare. — Herrn R. N. Sch. in H. 1) Meiner Ansicht nach wertlos und innerlich hohl. 2) Ein sehr gutes aber leider schlecht geschriebenes Buch. 3) Mittelware, von der Stimmung der Mode getragen. — Herrn B. W. New-York. Ich habe eine Postkarte an Sie gesendet. — Freifr. v. R. in P. Der Name ist der echte. — Herrn E. L—D. „Genesung" soll kommen. — Konservatorist J. L. Beide Gedichte sind noch sehr kindlich. — Herrn W. Dr. in D. Zum Erfolge Ihres Trauerspiels meinen besten Glückwunsch. — Fr. Dr. W. in H. Nach dem Schriftstellerlexikon leben in Berlin 123 Schriftstellerinnen, in Wirklichkeit dürften es wohl an 200 sein, da sich verschiedene absichtlich nicht melden oder nur in Tageszeitungen kleinere Arbeiten veröffentlichen. Im ganzen sind für Berlin 1545 Schriftsteller angegeben, so daß das Verhältnis etwa 1 : 8 ist. Thatsächlich stellt es sich auf einzelnen Gebieten anders, so auf dem des Romans, wo nahezu die Hälfte der Arbeiten von weiblichen Federn stammt. — Christoph. Ich habe das „Mutter" selbst eingefügt, weil die Verkleinerung etwas schwächlich gewirkt hat. — Fr. H. K. in Sch. Sie können senden, aber nicht mehr als 3—4, denn die Menge der angenommenen Gedichte ist so groß, daß ich alles Mittelmäßige werde ausscheiden müssen. — Frl. v. M. in W. Die Gedichte sind gewandt geschrieben, aber Eindruck machen können Sie nur auf den, der die geschilderten Gegenden kennt. Besten Gruß. — Frl. L. G. in C. Ich bitte, mir jetzt nichts zu senden. Es liegt so viel da, daß ich alles zurücksenden muß, was im nächsten Halbjahr Eintritt verlangt Besten Gruß. — H. v. A. in Br. Die Gedichte sind noch zu jugendlich unreif. — Motte. Berlin. Herzlichen Dank für Ihre Zeilen und für Ihre Zustimmung zu den Aufsätzen „Zur Frauenfrage". — Frl. Th. in N. Ich habe nicht gesagt, daß Sie abgeschrieben hätten, sondern nur, daß Sie nachempfunden haben, also Ihre Gedichte die Eigenart entbehren. Brieflich kann ich, wie ich schon seit Jahren immer wieder erkläre, nicht antworten; die 10 Pf. Marken werden einfach in einen Sammelkasten des Vereins für Kinderheilstätten geworfen. Wohin käme ich, wollte ich allen Gedichteinsendern Briefe schreiben! — B. S. Eberswalde. Ich erhalte zur letzten Entscheidung nur jene Romane, die vom Prüfungsausschuß als gut bezeichnet werden. Ich bedaure daher, Ihnen über die zurückgeschickte Arbeit nichts sagen zu können. Besten Gruß. — Herrn W. H. in D. Nicht unbegabt, wie es scheint. Sie können gelegentlich anderes senden. — Frl. T. Sp. in N. Senden Sie jetzt keine Aufsätze, denn der Vorrat ist zu groß. — Fr. G. N. W. in B. Nein, weder Stadt noch Staat erhalten die in Berlin eröffneten Gymnasialkurse für Frauen und Mädchen. Das Schulgeld reicht natürlich nicht, es wird jetzt gesammelt. Warten wir das weitere ab. Besten Dank und Gruß.

Inhalt der No. 19.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 20.

Schwestern.

Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

Weniger glücklich als die ihre war Leos Stimmung, als er auf der Eisbahn anlangte, auf der sich eine bunte Menge vergnügte. Er hatte schon in der Allee, die dorthin führte, Gräfin Sernsheim getroffen, die ihn mit sauersüßem Lächeln empfing.

„So spät, lieber Baron?“ redete sie ihn an. „Ich glaubte schon, Sie würden gar nicht mehr kommen, obgleich Sie es so fest versprochen und ich wollte längst nach Hause, aber das liebe Kind bestand darauf, Sie zu erwarten.“

„Verzeihung, gnädige Gräfin,“ entgegnete Leo artig, „ich konnte nicht früher abkommen, da ich bis gegen drei Uhr Dienst hatte.“

„Wirklich?“ meinte die Gräfin. „Und doch war es erst halb drei, als Assessor von Büchting Sie in einem Blumenladen in der Schulstraße sah und jetzt ist es ein viertel auf vier.“

„Des Herrn Assessors Teilnahme für mich ist mir sehr schmeichelhaft,“ sagte Leo gereizt, „aber an der Thatsache ändert es nichts, daß ich nicht früher hier sein konnte.“

„Nun, das mögen Sie mit Ellen ausmachen,“ erwiderte die Tante. „Sie hielten sich offenbar zu lange bei dem Gärtner auf, um Blumen für sie auszusuchen.“

Leo biß sich auf die Lippen. Die Tante schien es darauf abgesehen zu haben, ihn zu ärgern, oder war es ein aufdämmerndes Schuldbewußtsein, das ihn in diesem Momente peinigte?

„Ich habe für Ellen einen Blumenkorb bestellt,“ sagte er kurz; „er ist natürlich noch nicht fertig.“

Die Lüge, welcher er sich sofort schämte, war nicht zu vermeiden. Wenn die Tante eine Ahnung erhielte, daß er die für Ellen bestimmten Rosen Nora geschenkt habe!

„Sie gestatten wohl, daß ich meine Braut aufsuche,“ setzte er hinzu, sich mit leichtem Gruße verabschiedend. Das Gespräch wurde ihm von Minute zu Minute lästiger.

„Ellen wurde soeben von Herrn von Büchting abgeholt,“ erwiderte die Gräfin etwas spitz. „Sie läuft nicht gern allein, wie Sie wissen.“

Er antwortete nicht, sondern eilte auf das Eis, sich die Schlittschuhe anschnallen zu lassen und dann das Paar einzuholen, das er erst nach einigem Suchen zu entdecken vermochte.

Dort ganz weit unten am Ende der Wiese tauchte das weiße Federbarett auf, das er an Ellen kannte — entfernt von allen anderen. Nein, das war stark — was wollte denn Büchting eigentlich, daß er Ellen so weit fortführte?

Er schoß auf das einsame Paar zu.

„Darf ich bitten, Ellen?“ fragte er, ihr die Hand reichend.

Der Assessor machte keine Miene, seine Dame freizugeben.

„Fräulein von Walldorf gestattete mir, sie einige Male über die Bahn zu führen,“ sagte er kühl, „wir haben eben erst angefangen.“

„Und sind doch schon bis an das äußerste Ende gelangt,“ ergänzte Leo trocken.

„Dort oben war es gedrängt voll.“

„Nun denn, da ich den Grund weiß, haben Sie wohl nichts dagegen, wenn ich Sie ablöse,“ sprach Leo. „Fräulein von Walldorf wird Ihnen bestätigen, daß sie mich erwartete.“

Das dunkle Gefühl, in irgend einem Punkte nicht so gehandelt zu haben, wie man es sollte, macht selten liebenswürdig, sondern wandelt sich in eine Art Gereiztheit gegen die, welche das Recht hätten, uns begründete Vorwürfe hören zu lassen. Leo, der kurz zuvor die verabredete Stunde um Noras willen versäumt hatte, fand es jetzt nicht schicklich, daß seine Verlobte mit einem anderen Manne sich an diese einsamste Stelle der Wiese begeben hatte.

„So mag denn das gnädige Fräulein entscheiden, wessen Führung sie sich von uns beiden anvertrauen will," fügte er mit einiger Schärfe hinzu.

Ellen bemerkte, daß er gegen seine sonstige Gewohnheit verstimmt war, sofort legte sie ihre Hand in die seine.

„Herr von Büchting wird mich entschuldigen," sprach sie ruhig. „Ich hatte Dir ja allerdings versprochen, auf Dich zu warten, so müssen wir wohl schnell nachholen, was wir versäumt haben. Nicht wahr, Herr Assessor, Sie sind nicht böse?"

„Ihnen nicht, gnädiges Fräulein," erwiderte der Assessor mit Betonung, „es scheint sich hier um ältere Rechte zu handeln. Da trete ich natürlich zurück."

Er sprach es in höflichem Tone, aber mit wenig wohlwollendem Blicke zu Leo hinüber. Eigentlich hatte er die Absicht, sich um die junge Erbin zu bewerben. Unwillkürlich erwachte in ihm die Überzeugung, daß er zu spät gekommen sei.

Ellen hätte es gerne gesehen, wenn Leo ein versöhnendes Wort geäußert hätte, er that es nicht. Er begnügte sich damit, Herrn von Büchting eine kurze Verbeugung zu machen und mit Ellen davonzufliegen.

Der Assessor schaute dem schönen Paare eine Weile nach. „Hochmütiger Patron," murmelte er vor sich hin, „na warte, Dich treffe ich noch an anderer Stelle und dann ist es die Frage, wer aus dem Wege geht."

„Weshalb warst Du so unfreundlich gegen den Assessor?" fragte Ellen, als sie sich mit Leo allein sah. „Er konnte ja nichts dafür, daß Du nicht gleich da warst."

„Was hat er sich bei jeder Gelegenheit an Dich zu drängen?" lautete die unwirsche Gegenfrage. „Erst neulich im Cotillon setzte er sich auf den Stuhl neben uns und unterhielt Dich mit seinem albernen Gewäsch."

„Liebster, er weiß es ja nicht, daß wir verlobt sind," begütigte Ellen, „wie kannst Du Dich darüber verdrießen, daß er Deine Rechte nicht genügend respektiert?"

„Nun, warum will Deine Tante nicht, daß unsere Verlobung veröffentlicht wird? Das ist auch wieder so eine Idee, für die ich keine vernünftige Erklärung finde. Sie will Dich wohl zur vollständigen Kokette heranbilden?"

„Aber, Leo," rief Ellen nun doch etwas verletzt.

Er wurde sich seiner Ungerechtigkeit bewußt. „Verzeihe," sagte er, sich beherrschend. „Vielleicht ist es nur Eifersucht, die aus mir spricht."

Sie lächelte schon wieder. Eifersucht wird von Bräuten selten übel gedeutet, sie wird erst der verheirateten Frau unbequem.

„Ich werde Tante recht bitten, daß sie im Herbste, wenn wir von der Reise zurückkommen, unsere Verlobung anzeigt," meinte sie, „und nun sei wieder gut. Ist es Dir nicht lieb, so werde ich mit dem Assessor nicht mehr tanzen."

Es war nicht schwer, sich versöhnen zu lassen, wenn die Bitte so liebevoll geflüstert wurde, wie es ihm in diesem Augenblicke von Ellens Lippen geschah. Und war sie denn die Ursache seines Unmutes? Er zog es vor, sich darauf keine Antwort zu geben, vielmehr plötzlich seine gute Laune wiedergewinnend, in heiterer Weise mit ihr zu scherzen, bis der Tante Mahnruf das junge Paar zur Heimkehr trieb.

Am anderen Morgen fand Ellen auf ihrem Tische einen prächtigen Blumenkorb, den Leo, um seine Ausrede der Gräfin gegenüber zur Wahrheit zu machen, noch am Abend bestellt hatte. Der kleine Zwischenfall schien damit beigelegt zu sein, doch konnte der junge Offizier es nicht hindern, daß er öfters an das Schicksal der beiden Marschall-Nielrosen dachte, die ursprünglich für Ellen bestimmt gewesen.

Er dachte dann daran, daß sie in einem einfachen Glase in dem leeren Arbeitszimmer Noras ständen, dessen einzigen Schmuck diese beiden Rosen bildeten. Er sah das Mädchen über eine Näherei gebeugt vor seinem Tische sitzen, und wie sie aufschauend ihre Blicke auf den Blumen ruhen ließ. Die dunklen melancholischen Augen leuchteten wohl dabei, wie sie zu ihm aufstrahlten, als er die Rosen in ihre Hand legte, und sie gedachte dessen, der sie ihr gegeben und der nach ihrem Willen ihr sonst nichts schenken durfte.

Er fuhr empor, wenn er in seinen Gedanken so weit gekommen. Nein, eigentlich war er doch grenzenlos thöricht, der Erinnerung an dieses Mädchen so viel Raum zu gestatten. Es war Mitleid, weiter nichts, was ihn für sie bewegte, Mitleid und die Überzeugung, wie unrecht ihr durch seinen Vater und Ellens Anverwandte geschehen sei. Er wäre nie dazu gelangt, sich so viel für sie zu interessieren, wenn er ihr Los gesichert gesehen hätte, sie auch in anderen Verhältnissen, die ihrer selbst würdiger gewesen wären.

Aber von solchen Betrachtungen zu dem Wunsche, sie wiederzusehen, war es nur ein Schritt. Besaß sie doch sonst fast niemand, der sich um sie kümmerte. Er wußte jetzt ungefähr die Stunden, zu welchen sie ihre Einkäufe zu machen pflegte. Sie konnte vor abends um sieben nicht gut abkommen, weil der ganze Tag der Arbeit gehörte. Einige Male hatte er sie auch schon getroffen und ein paar Worte mit ihr gewechselt, Nora jedoch zeigte eine gewisse Scheu, sich von ihm, wenn auch nur eine kurze Strecke, begleiten zu lassen. Es war die Furcht der Schutzlosen, die ängstlich über ihren Ruf wachen, weil keiner da ist, der für sie eintritt.

Er kam eines Abends von einem Besuche bei Ellen. Es war gegen acht Uhr; ein feines Schneegestöber hüllte die Gegenstände ringsumher in einen dünnen Schleier, die Vorübergehenden schienen sich zu beeilen, aus dem unangenehmen Wetter hinaus in ihre Wohnungen zu kommen. Trübe und unsicher beleuchtete das Gaslicht Straßen und Plätze, ja, an einigen Stellen drohte es ganz und gar zu versagen.

Einzelnen der späten Spaziergänger mochte dies vielleicht erwünscht sein. Jenem Paare zum Beispiel, das im Schatten der Allee dahinging und es offenbar vermied, in das Licht der Laternen zu kommen.

Beide trugen Regenschirme, die sie den Begegnenden halb verbargen. Doch was war das? Die Stimmen, die sich im Gespräche mehr erhoben, kamen Leo bekannt vor — wahrhaftig — das war ja schon wieder der unleidliche Büchting. Und das Mädchen neben ihm; täuschte er sich? Sollte es Nora sein?

Mit drei Schritten war er hinter ihnen; jetzt blieb die Begleiterin des Assessors stehen, um laut und entschieden zu sagen: „Ich bitte Sie, mich endlich meinen Weg allein fortsetzen zu lassen, Herr von Büchting; ich gehe nicht weiter.“

„Nun, hier auf der schneeigen Straße werden Sie doch nicht über Nacht bleiben wollen, schönes Kind,“ lachte der Assessor, „sträuben Sie sich nicht, die Gelegenheit kommt so bald nicht wieder. Endlich habe ich Sie allein und kann Ihnen sagen, was ich für Sie auf dem Herzen habe.“

„Nora, Sie werden diesen Herrn nicht länger anhören,“ sprach eine feste, ruhige Stimme neben ihnen, „und Sie, Herr Assessor, werden gut thun, diese Dame nicht weiter zu belästigen.“

Die in solcher Weise Überraschten wandten sich hastig um. Doch während das Mädchen mit einem wortlosen Schrecken kämpfte, faßte sich der Assessor schnell.

„Treffen wir uns schon wieder auf dem gleichen Gebiete, Herr Baron?“ rief er spöttisch. „Neulich bei Fräulein von Walldorf, heute bei dieser kleinen entzückenden Näherin, die Sie die Güte haben, zur Dame zu erheben.“

„Ich betrachte als Dame jedes anständige Mädchen, das seinen Ruf unbefleckt zu bewahren sucht,“ erklärte Leo kalt, „und werde sie vor Angriffen zu schützen wissen, von wem sie auch ausgehen.“

„Wie aufopfernd! Ob wohl Fräulein Ellen mit diesen Ritterdiensten einverstanden ist?“

„Ohne Zweifel, Herr Assessor, denn Fräulein Möller war fünf Jahre hindurch im Hause ihrer verstorbenen Mutter, die sie wie die eigene Tochter erzog. Vielleicht finden auch Sie es nun begreiflich, daß ich Fräulein Nora als Dame anzusehen geneigt bin, die sie stets für mich sein wird.“

„O, ganz begreiflich,“ erwiderte Herr von Büchting boshaft, „und ich wünsche Ihnen Glück zu dem doppelten Erfolge. Ich sehe, daß ich auch hier zu spät gekommen bin.“

Sein hämisches Lachen schallte den Weiterschreitenden noch eine Weile nach. Leo war dicht an der Seite Noras geblieben.

„Was wollte dieser unverschämte Bursche von Ihnen?“ fragte er aufgeregt. „Wie kam er hierher?“

„Ich glaube, daß er mir schon eine Zeitlang folgte,“ antwortete sie. „Es ist nicht das erste Mal, daß er es versucht, sich an mich zu drängen.“

„Und Sie, Nora,“ sprach er dringender, „Sie wiesen ihn jedesmal zurück, nicht wahr?“

„Gewiß, Herr von Rochus, Sie hörten ja wohl, daß ich ihn auch heute zu entfernen suchte, freilich ohne Erfolg, wenn Sie nicht dazugekommen wären.“

„Nora, sind Sie häufig solchen Angriffen ausgesetzt?“

„Ja, sehr häufig.“

„Auf der Straße oder auch im eigenen Hause?“

„Überall, wo ich mit fremden Männern allein zusammentreffe.“

„Sie sagen das so ruhig, während mich schon der Gedanke empört.“

Sie heftete die schwermütigen Augen auf ihn. „Ich habe zuerst auch viel darüber geweint,“ erwiderte sie, „aber Toni Wegscheid, der ich es einmal klagte, meint, daran müsse ich mich gewöhnen und es nicht zu sehr zu Herzen nehmen. Wer arm und ohne Schutz sei, der habe damit zu kämpfen, so lange er jung wäre. Wir könnten es nicht verlangen, wie die Vornehmen, die beständig von Hütern umgeben seien und bei uns Arbeiterinnen gehe ja auch die Jugend schnell vorüber; dann hörte auch dieser Verdruß auf.“

Sie hatte in ruhigem, fast resigniertem Tone gesprochen, aber ihre Beherrschung täuschte ihn nicht. Er fühlte, wie dieses schöne, stolze Geschöpf unter ähnlichen Beleidigungen gelitten haben müsse.

„Sie sprechen eine traurige Wahrheit aus,“ bemerkte er ernst. „Ja, ich weiß es, daß unser Geschlecht für das schutzlose Weib niemals oder nur äußerst selten Achtung und Schonung besitzt. Noch heute, wie vor Jahrhunderten gilt in dieser Welt das Recht des Stärkeren und das ist der Mann ja immer dem Weibe gegenüber, sei es durch rohe Gewalt, sei es durch den Druck, den er auf sie auszuüben vermag, wenn die Verhältnisse ihm günstig sind, oder eine Abhängigkeit ihrerseits vorhanden ist, die zwingend zu wirken droht.“

„Ich habe dasselbe auch schon oft gedacht,“ sprach Nora, „aber es hilft mir nichts, als mich mit Mut zu wehren. Zum Kämpfen, sagt Toni, sind wir ja geboren, nicht zum Glücklichsein.“

„Könnte ich Ihr Schicksal ändern,“ rief er, „Ihnen eine freundliche und gesicherte Heimat wiedergeben, wie Sie sie hatten.“

„Ach, wie sollte das möglich sein? Und warum wollten Sie es? Ich bin eine unter vielen und die meisten haben es noch schlechter, als ich.“

Es war völlig einsam um sie her; sie gingen in dem stärker werdenden Schneegestöber durch den offenen Garten, der sich vor dem Museum befand. Leo hatte die Hand der einstigen Gespielin erfaßt und hielt sie in der seinen, während sie ihren Weg langsamer, als zuvor, fortsetzten.

„Warum ich teil an Ihnen nehme, Nora?“ sprach er zu ihr herabgebeugt. Und er hätte ihr zuflüstern mögen: „Weil ich Dich liebe, Du herrliches, unglückliches Wesen und weil ich Dich mir retten möchte aus der Wüste dieser Welt, in die man Dich gestoßen.“

Doch die Worte blieben ungesprochen, die sich über seine Lippen drängen wollten. Mit gewaltsamer Anstrengung suchte er seine Bewegung niederzukämpfen — es wirbelte durch seinen Kopf — sein Verlöbnis, Ellen — und daß er ein Elender an diesem Mädchen werden müsse, wenn er sich jetzt hinreißen ließe.

Er fühlte das Zucken der kleinen, schmalen Hand in der seinen, aber er gab sie nicht frei; sein Atem ging schnell und beklommen, als er, sich zur Ruhe

zwingend, sagte: „Es kann Sie nicht in Erstaunen setzen, teure Nora, daß ich die Vorstellung nur schwer ertrage, Sie jeder Gefahr und Anfechtung preisgegeben zu wissen, die Ihre Jugend und Schönheit Ihnen bereiten können. Haben wir uns nicht immer gern gehabt? Und waren Sie es nicht, die mich einst rettete, als ich bei jenem Ausflug, den wir mit Ellen unternahmen, in das Wasser stürzte?"

„Dessen erinnern Sie sich noch?" fragte sie sanft. „Auch ich weiß es noch, als sei es erst gestern gewesen."

„Ich war danach krank," fuhr er fort, „und Sie lasen mir mit Ihrer lieben weichen Stimme vor. Die Stimme haben Sie noch."

Der Garten war zu Ende. Sie traten in den Schein des Gaslichtes hinaus.

„Schicken Sie mich fort?" lächelte er, als sie Miene machte, sich von ihm zu trennen.

„Es ist wohl besser so."

„Ich gehorche Ihnen, aber nur, wenn ich morgen oder übermorgen zu Ihnen kommen darf."

„Was wird meine Mutter denken?"

„Sie kann es mir unmöglich verwehren, wenn ich mit Ihnen plaudere, wie ich es bei Frau von Walldorf täglich thun durfte. Ich berufe mich auf mein Recht langjähriger Jugendfreundschaft. Also, ich darf kommen?"

„Ja."

Die Hände, die noch immer ineinander lagen, lösten sich langsam, Leo folgte mit den Augen der sich entfernenden Gestalt.

„Sie wäre würdig, eine Krone zu tragen," klang es in seinem Inneren. „Warum ist sie nicht in Wahrheit das, wozu das Schicksal sie geschaffen und ich — und ich nicht frei, zu thun, was zu unser beider Glücke dienen könnte?"

Zwölftes Kapitel.

Ellen suchte das ihrem Verlobten gegebene Wort gewissenhaft zu halten; sie gewährte Herrn von Büchting während der nun folgenden Bälle keine Tänze mehr und gab sich Mühe, abstoßend gegen ihn zu sein, was ihrem liebenswürdigen Naturell einigermaßen schwer fiel.

„Gnädiges Fräulein sind sehr grausam zu mir," sagte der Assessor, als er sie bei einem größeren Rout traf. „Nirgends fast wird mir der Vorzug zu teil, Ihnen meine Huldigungen zu Füßen legen zu dürfen. Stets ist es ein anderer, der mir zuvorgekommen, wenn ich um einen Tanz, um eine Tour auf dem Eise nachsuche."

Ellen errötete; ihr that es leid, jemand unfreundlich zu begegnen, aber ihre Liebe für Leo zwang sie dazu, um seinen Unwillen nicht zu erregen.

„Es geschah wohl ohne meine Schuld," erwiderte sie verlegen. „Ich bin oft schon vorher engagiert und —"

„Und den ersten Walzer, sowie den Cotillon scheint Herr Lieutenant von Rochus als sein gutes Recht fest zu behaupten," fiel Büchting ironisch ein.

„Wir sind zusammen aufgewachsen," sprach Ellen, wie entschuldigend. „Ich kenne niemand besser, als ihn. Er spielte mit mir, als ob er mein Bruder sei."

„Hatten gnädiges Fräulein keine Geschwister?"

„Eine ältere Schwester, Namens Lucy, die aber schon vor meiner Mama starb."

„Baron Rochus behauptet, daß Sie eine Pflegeschwester gehabt; ich wollte es eigentlich nicht glauben."

„Darin hat er aber recht," antwortete Ellen. „Meine Mutter nahm mir kurz nach dem Tode meiner Schwester eine Gefährtin, mit der ich meine Lehrstunden teilte."

„Und was ist aus dieser geworden? Ist sie noch bei Ihnen?"

„Nein, leider nicht. Ich wurde ja selbst Gast im Hause meiner Tante und ihr war es zu viel, auch Nora noch zu nehmen."

„Das ist ja sehr traurig für die junge Dame," bemerkte der Assessor.

„Ja, ich möchte manchmal etwas für sie thun," sagte Ellen, „aber ich kann es nicht, weil Onkel Rochus und Tante es nicht gern sehen würden."

„Nun, aber Herr Lieutenant von Rochus nimmt sich ihrer doch teilnehmend an," warf Herr von Büchting scheinbar harmlos hin.

„Leo?" fragte Ellen erstaunt. „Daß ich nicht wüßte."

„Ich begegnete ihm neulich abend mit einem jungen, schönen Mädchen bei Schneegestöber lustwandelnd und als ich ihn etwas neckte, sagte er mir, es sei Ihre Pflegeschwester, mit der er diese Abendpromenade machte."

Er beobachtete bei den letzten Worten scharf des Mädchens Angesicht und hatte die Genugthuung, zu gewahren, daß sie leicht die Farbe wechselte. War ihm schon die Thatsache überraschend gewesen, daß die einstige Pflegeschwester einer jungen adligen Dame jetzt Ladenmädchen und Näherin sei, so befestigte sich mehr und mehr die Vermutung in ihm, daß Ellen von dem Verkehre Leos mit Nora Möller nichts wisse. Er hatte auch schon erkundschaftet, daß sein Nebenbuhler das schöne Mädchen hin und wieder in ihrer Wohnung besuche.

Ellen war, trotz ihrer Jugend, zu weltgewandt, um dem Assessor die Betroffenheit zu zeigen, die sie in der That empfand. Warum hatte ihr denn Leo nie davon erzählt, daß er Nora wiedergesehen?

„Herr von Rochus," erwiderte sie mit erkünstelter Beherrschung, „führte einen Auftrag von mir aus, den ich ihm an Nora übertragen. Wenn ich sie auch selten sehe, freut es mich doch immer, von ihrem Ergehen zu hören."

„Das ist jedenfalls eine Notlüge," dachte der Assessor. „Sie weiß sicher nichts von seinen Besuchen bei der reizenden kleinen Teufelin."

Laut fügte er hinzu: „Ich bewundere Ihre Herzensgüte, gnädiges Fräulein, und kann auch nicht umhin, Baron Rochus meine Achtung zu zollen, daß er sich bestrebt, so in Ihrem Sinne zu handeln.

Wie wohlthuend muß Ihrer beider Teilnahme dem jungen Mädchen sein!"

Ein Schatten überflog Ellens Angesicht und er frohlockte im stillen, daß der feine Pfeil saß.

In der That war es Ellen eine befremdende Mitteilung gewesen, die sie durch ihn empfangen und sie nahm die Gelegenheit wahr, ihren Verlobten danach zu fragen.

Doch sie scheute sich, ihm zu erzählen, daß sie die Kunde einem Manne verdankte, der ihm so unsympathisch war und entschloß sich zum ersten Male, dem Geliebten gegenüber etwas Diplomatie anzuwenden.

„Ich bat Dich, Leo," sagte sie daher unbefangen, „schon vor längerer Zeit, Nora einmal aufzusuchen. Wie geht es zu, daß Du es nicht gethan?"

Die Erinnerung kam so plötzlich, daß er fast in Verwirrung zu geraten drohte. Er fühlte sich seiner Verlobten gegenüber nicht mehr gänzlich frei und auch er heuchelte Unbefangenheit, als er erwiderte: „Ich war bei ihr, Ellen, bald nachdem Du mich darum gebeten. Erzählte ich Dir denn nicht davon?"

„Nein, niemals," antwortete sie ein wenig pikiert, „und Du konntest doch voraussetzen, daß es mich interessieren würde."

„Aber, liebste Ellen, Deine Tante will doch nun einmal nichts von ihr wissen," entgegnete er mit wiedergewonnener Sicherheit. „Ich weiß jetzt, warum ich es unterließ, davon zu sprechen und später habe ich es über all dem Treiben und Hasten vergessen."

„Und doch hat man Dich erst neulich wieder mit ihr gehen sehen," fuhr Ellen hartnäckig fort, „warum sprichst Du auch davon nicht? So viel Zeit hätten wir doch gefunden, um von Tante nicht gehört zu werden."

„Es muß jemand Ellen eifersüchtig gemacht haben," sprach Leo für sich und ein unbehagliches Gefühl beschlich ihn dabei. War diese Eifersucht denn so ganz und gar ungerechtfertigt?

Der Gedanke schoß durch seinen Geist, daß Assessor von Büchting den Verräter gespielt haben könne. Er zählte zu den Verehrern Ellens und hatte daher guten Grund, aus jener Begegnung vor einigen Tagen Vorteil zu ziehen.

„Weißt Du vielleicht durch Herrn von Büchting, daß ich Nora unlängst eines Abends begleitet habe?" fragte er geradezu.

Sie wich seinen forschenden Blicken aus. „Und wenn es so wäre?" stammelte sie verwirrt.

„So kann ich Dir auch sagen, daß jener Herr selbst die Veranlassung dazu gegeben," sprach Leo hohen Tones. „Er belästigte Nora in einer so zudringlichen Weise auf offener Straße, daß ich mich genötigt sah, dagegen einzuschreiten. Ich hätte dies für jedes andere Mädchen gethan, wieviel mehr für Nora, die wir beide so lange kennen und die als Deine einstige Hausgenossin ein volles Anrecht auf meinen Schutz besitzt."

Sie hatten jetzt die Rollen gewechselt; Leos Worte enthielten den Vorwurf, den sie ihm zugedacht. Ellen war beschämt. Sie schmiegte sich an ihn.

„Du handeltest, wie es gut und recht war," sagte sie, „und der Assessor ist ein garstiger Klätscher. Davon hat er natürlich nichts gesagt, daß er Nora belästigte. Verzeih mir, daß ich auf ihn hörte."

Er streichelte leise ihr Haar. „Nun, die Sache hat ja nichts auf sich," sprach er ablenkend, „Du weißt, wie es sich verhält und das ist genügend."

„Wenn ich doch Nora auch einmal besuchen dürfte," seufzte Ellen.

Leo hatte dies früher befürwortet, nun aber wünschte er es nicht mehr.

„Ich sehe sie manchmal im vorübergehen," erwiderte er, „wenn Du es willst, kann ich ihr einen Gruß von Dir mitnehmen. Deine Tante erlaubt es Dir doch nicht, zu ihr zu gehen und ohne ihr Wissen wirst Du es nicht thun wollen."

Das Brautpaar war äußerlich wieder versöhnt; Ellens aufsteigende Befürchtungen schmolzen, wie Nebel vor der Sonne, vor der Gewalt dahin, die er auf sie ausübte. Leo jedoch kam schwerer über die kleine Scene hinweg.

Er empfand, daß er seine Braut zu täuschen beginne, ja, daß seine vermeintliche Liebe zu ihr eine Täuschung gewesen, unter der er mit jedem Tage mehr zu leiden haben mußte. Schon fühlte er, daß ihre Gegenwart ihn nicht in dem Maße beglücke, wie es in der ersten Zeit ihres geheimen Verlöbnisses der Fall gewesen. Er hatte ihr so wenig zu sagen und ihr Geplauder sprach ihn häufig nicht an, da es sich meist um Oberflächlichkeiten bewegte. Wenn er mit ihr zusammen war und ihre lachenden Augen die seinen suchten, sehnte er sich nach jenem anderen traurigen Augenpaare, das so weit hinaus in entlegene Ferne zu blicken schien, als ob von dort das Glück kommen solle, das er, ach! ihr niemals geben durfte, die mehr als je seine Gedanken beschäftigte.

* * *

Ob Nora noch so verlangend das Glück suchte? Sie meinte seit kurzem, es gefunden zu haben, jenes genügsame Glück, das, aus Traum und halber Wirklichkeit zusammengesetzt, das Herz dessen zu bereichern vermag, der es gewohnt ist, nur karge Almosen aus der Hand des Schicksals zu empfangen.

Es war ja ein Märchen, das sie lebte, es würde nur ein solches bleiben, aber seine Wunderwelt umspann sie, gleichsam von der Alltagssorge, dem Ringen um des Daseins Notdurft sie abschließend. Sie war nicht trostverlassen, nicht einsam mehr, denn es war *sein* Bild, das ihr den trüben Tag erhellte, bis es um sie lichte Sonne war.

Die reinste Liebe, die der Gottheit entlehnte, ist die, welche nichts begehrt. Nora begehrte von ihm nichts, dem ein jeder Gedanke ihres Herzens gehörte. Sie täuschte sich nicht über die abgrundtiefe Kluft, welche die Gesellschaft zwischen ihnen beiden geschaffen, sie wußte, daß sie nicht weiter hinausdenken dürfe, als bis zu den Augenblicken, die ihn ihr, flüchtig oft nur, nahe brachten.

Es war ihr genug, wenn sie ihn bei seinen Ausritten hinter der Gardine ihres Fensters erspähte

und ihr Herz schlug auf in Seligkeit und Dank, wenn er mit lächelndem Blicke das Fenster maß, hinter welchem er sie verborgen wußte.

Welche süße Unruhe, welche Aufregung, bis er kam, und welcher Schmerz, wenn die Beschäftigungen im Hause sie zwangen, jenen ersehnten Moment zu versäumen. Der Tag war ein verlorener für sie, an welchem sie ihn nicht wenigstens einmal gesehen. Sie kam jetzt auch weniger zu Toni Wegscheid, nur um ihren Platz unten am Fenster nicht aufgeben zu müssen.

Die alte Stickerin ahnte, was in ihr vorging, und es war nicht nach ihrem Sinne. Sie hatte die junge Arbeiterin lieb und fürchtete für sie. Kannte sie doch die Anlage des Mädchens zu genau, sich in phantastischen Träumen zu verlieren und „Träume sind Schäume," sagte die Vielgeprüfte oft, „sie necken uns mit thörichten Bildern, die auseinandergehen, sobald man die Hand nach ihnen ausstreckt."

Es war ihr beinahe eine erfreuliche Abwechslung, als Nora eines Nachmittags zu der gewohnten Stunde bei ihr eintrat, um bei ihr zu arbeiten. Schon seit längerer Zeit pflegte sich das Mädchen die zu fertigende Wäsche abzuholen und in ihrem Zimmer zu nähen.

„Ei, sieh einmal," redete Toni sie an, „welch seltener Besuch kommt heute! Dachte schon, Du hättest mich ganz vergessen, oder ich sei Dir nicht mehr vornehm genug."

„Toni, wie kannst Du das denken?" entgegnete Nora vorwurfsvoll. „Weißt Du nicht, wie gern ich zu Dir komme?"

„Nun, davon habe ich nicht viel gemerkt, seit die Tage länger geworden sind," meinte die Stickerin trocken. „Da sitzt man wohl lieber am Fenster und lugt auf die Straße, ob nicht einer vorbeigeht oder reitet, der hübscher anzusehen ist, als ich."

„Wie garstig Du sein kannst!"

„Die Wahrheit ist nie besonders schön," sagte Toni, „und warum wirst Du denn so feuerrot, wenn ich nicht recht habe? Meine alten Augen sehen immer noch scharf genug, was bei Euch jungem Volke gar nicht einmal nötig ist."

Nora hatte ihre Arbeit ausgepackt und begann zu nähen. „Sei gut, Toni," bat sie, „heute gerade habe ich Dir einiges zu erzählen, was mir recht viel Gedanken macht."

„Nun, was hat es gegeben?"

„Ach, einen großen Streit mit der Mutter."

„Und das willst Du mir mit solcher Vorbereitung erzählen? Das ist leider nichts Seltenes bei Euch. Ihr paßt nicht zusammen, das weiß ich lange."

„Diesmal kam es wegen des Kaufmanns da drüben, der den Materialienwarenladen hat."

„So, wegen Herrn Schäfer? Der hat ein Auge auf Dich geworfen. War das der Mutter nicht recht?"

„Er will mich heiraten."

„Du aber willst nicht. Kann es mir denken."

„Nein, ich will nicht," erklärte Nora, sich tief über das Leinen beugend.

„Der Karl Schäfer ist kein übler Mann," sprach Toni bedächtig, „das Geschäft geht gut, Geschwister sind nicht da, auch keine keifende Schwiegermutter. Du kommst in ein warmes Nest — was hast Du an ihm auszusetzen?"

„Nichts Besonderes, Toni, aber ich mag ihn nicht."

„Und die Mutter?"

„Sie ist sehr dafür; sie sagt mir immer vor, daß er eine gute Partie sei. Ich müsse an ihr Alter denken, an meinen Bruder, der so viel braucht — Oswald ist schrecklich leichtsinnig, wie mir scheint — und sie hat mich heute schon recht gescholten, daß ich nicht ‚Ja' sagen wollte."

„Ich hätte auch nicht übel Lust, Dich dafür zu schelten," äußerte Toni.

„Du?" fragte Nora erstaunt. „Und gerade Du hast doch nie einen anderen heiraten wollen, nachdem Du den nicht bekamst, den Du liebtest."

„Kind, das war mit mir auch etwas anderes. Ich hatte doch einmal das Recht gehabt, darauf zu hoffen, daß ich dem Rudolph gehören werde und mich in den Gedanken hineinleben können, daß ich seine Frau würde. — Aber das, woran Du denkst, hat ja gar keinen festen Grund, auf dem sich Dein Glück aufbauen könnte, das ist ein Hoffen in den blauen Nebel hinein."

Nora antwortete nicht sogleich. „Du irrst Dich, wenn Du glaubst, daß ich auf etwas hoffe," sagte sie herbe. „Ich sehe darin klarer noch, als Du."

„Und was versprichst Du Dir von einer solchen Kinderei? Kann man daran genug haben, daß man jemand aus der Ferne anbetet, der sich in ein paar Jahren nicht mehr um Dich kümmert?"

„Warum nicht? Es kommt doch nur darauf an, daß man nichts verlangt."

Sie nähten beide eine Weile eifrig weiter, ohne sich anzuschauen. Aber Toni war es nicht gewohnt, etwas auf dem Herzen zu behalten, was sie für notwendig hielt, zu sagen.

„Du bist noch jung," begann sie endlich, „und es gehört zu Deinen Jahren, irgend etwas lieb haben zu wollen in der Welt. Schon darum, weil Dir weder Mutter, noch Bruder die rechten Freunde sind. Es ist eben Dein Unglück, daß Du so ganz anders bist, wie jene beiden, und daß Du gar so gut in das vornehme Haus hineinpaßtest, aus dem Du wieder hinausgestoßen wurdest. Nun spukt es fortwährend in Dir, daß Du eigentlich zu etwas Besserem geschaffen wärst, als zum Ladenmädchen oder zur Krämerfrau und so willst Du mit Deiner Liebe höher hinaus, als es für Dich ratsam ist."

„Das hast Du auch gewollt."

„Richtig, und ich brauche Dir das nicht vorzuwerfen, meinst Du? Ich thue es auch nicht, um Dich zu kränken, sondern weil ich es gut mit Dir meine. Du bildest Dir bis jetzt noch ein, daß es Dir immer genug sein wird, den schönen, jungen Reitersmann jeden Tag vorübersausen zu sehen, auch wenn er wochenlang nicht mit Dir spricht, und weißt vielleicht selbst nicht, wie Du Dich danach sehnst, daß er einen Anlaß fände, es wieder einmal zu thun."

„Du würdest Dich nicht darüber wundern," entgegnete Nora, „wenn Du je erfahren hättest, wie

wohl es thut, wenn jemand, der hoch über uns steht, uns nicht so geringschätzig behandelt, wie es viele andere Männer für unsereinen angemessen halten, oder gar uns mit beleidigenden Anerbietungen nahen. Leo zeigt mir die Achtung, die ich zu verdienen meine, solange ich mir nichts vorzuwerfen habe."

„Das ehrt ihn nur selbst," erwiderte Toni, „aber daß Du ihm gefällst, weißt Du wohl schon."

„Er hat mich gern, warum sollte ich es leugnen? Das sagte er mir schon, als wir noch Kinder waren."

„So kann ich Dir nur wünschen, daß er der Ehrenmann bleibt, als welcher er sich Dir gegenüber bisher bewiesen und daß ihm das nicht schwer fällt," sprach Toni ruhig.

„Ich habe mehr Vertrauen zu ihm, als Du."

„Weil Du die Menschen noch nicht kennst, nicht einmal Dein eigenes Herz."

„Was verstehst Du darunter?"

„Ich meine damit, daß es nichts Unersättlicheres und nichts Unzufriedeneres giebt, als das Menschenherz. Wie lange wirst Du das ‚Glück' nennen, was Du jetzt fühlst? Wie lange wird es dauern, und Du wirst Dich danach sehnen, daß er Dir es sage, wie lieb er Dich hat, und wenn Du es auch nicht wahr haben willst, Du hoffst im stillen doch auf ein Wunder, das Dich für immer mit ihm vereint."

„Es ist schon dagewesen, daß Prinzen arme Bürgermädchen heirateten," erwiderte Nora, „mitunter Sängerinnen oder Balletttänzerinnen. Warum wirfst Du diesen nicht vor, daß sie die Augen zu hoch erhoben? Der Unterschied zwischen mir und Herrn von Rochus ist geringer."

„Das schon, aber jene anderen waren unabhängig und er ist es nicht. In seiner Stellung kann er Dich nie heiraten; das wenigstens weißt Du wohl."

„Ich sagte Dir schon mehrmals, daß ich nicht an Heiraten denke."

„So bin ich der Meinung Deiner Mutter und kann Dir nur zureden, den Karl Schäfer zu nehmen. Das wird Dich früher von Deiner Schwärmerei heilen, als Du denkst."

„Niemals!"

„Nun ja, es kommt Dir hart an, das verstehe ich. Mit der Erinnerung an einen anderen, den man lieber hat, tritt kein Mädchen gern vor den Altar. Und Tag für Tag, Stunde für Stunde mit einem zusammen sein, den man eher weit weg wünschen möchte, ist auch kein Vergnügen. Aber Dir kann es noch einst leid thun, den braven Mann zurückgewiesen zu haben, wenn erst so ein Dutzend Jahre vergangen sind, Dein hübsches Gesicht verblüht, und keiner mehr kommt, der Dich haben will."

„Du wirst ja auch so mit Deinem Leben fertig. Es giebt viele Mädchen, die nicht heiraten."

Die alte Stickerin schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Mit Dir ist schlecht streiten," sprach sie, „nun, wenn Du später im Unglück sitzest, dann sage nur nicht, daß ich Dich nicht gewarnt habe."

Am Abend dieses Tages saß Nora noch lange an dem offenen Fenster ihres Stübchens. Trotz ihres Widerspruches waren die Worte ihrer alten Freundin nicht ganz eindruckslos an ihr verhallt und ernsthaft fragte sie sich, ob es nicht besser für sie sei, dem Antrage des Kaufmannes drüben Gehör zu schenken. Toni hatte recht. Wohin sollte die Thorheit ihres Herzens sie führen? Die hoffnungslose Thorheit, die sie tiefer und tiefer umstrickte, jeden anderen Gedanken in ihr auslöschend, der nicht ihm gehörte? Herr Karl Schäfer durfte ungescheut bei vielen Mädchen anfragen, die mehr waren als sie, und er hatte kaum zu fürchten, sich einen Korb von einem derselben zu holen.

Er war ein rechtschaffener, allgemein geachteter Mann. Er würde sicherlich ein guter Gatte werden, sie selbst sich allmählich in die Pflichten finden, welche sie als bürgerliche Hausfrau auf sich zu nehmen hatte. An Arbeit war sie ja gewöhnt und diese war es, die sie am wenigsten scheute. Es war etwas anderes, das sie mit leisem Grauen erfüllte — es war die Zusammengehörigkeit mit dem fremden Manne, der ein Recht auf sie besitzen sollte, sie, die Stolze, Freie, Keusche, das heilige Recht, welches sogar tiefste Liebe nur mit Widerstreben einräumt.

Sie hatte lange sinnend so gesessen — das Geräusch der Straße war verstummt; nur aus einem entfernteren Hause tönten verloren abgebrochene Klänge von Musik, grell aufjauchzend bald, oder leise seufzend, ohne zu einer Melodie sich zu gestalten.

Da plötzlich ließen Schritte sich hören, rasche, jugendliche, die auf der Seite sich näherten, wo ihr Fenster sich befand. Es brauchte ihr niemand zu sagen, wer es sei, der dort daherkam; an dem Pochen ihres Herzens mußte sie es erraten, auch wenn ihr sein Schritt nicht längst bekannt gewesen, dem sie so oft atemlos gelauscht.

Er blieb stehen, als er bis unter ihr Fenster gekommen; er hatte die Umrisse ihrer Gestalt in dem offenen Rahmen gesehen.

„Nora," rief er leise.

Sie beugte sich heraus. „Was wünschen Sie, Herr von Rochus?"

„Eine Hand zur guten Nacht," antwortete er scherzend.

Sie reichte sie ihm zögernd.

Er streifte seinen Handschuh ab, die kleine Hand in die seine zu nehmen. Im nächsten Augenblicke fühlte sie einen Kuß darauf gedrückt. Sie wollte ängstlich sich zurückziehen; er hielt sie fest und schlang den noch freien Arm um ihre Schultern.

„Schelten Sie nicht, Nora," flüsterte er leidenschaftlich. „Einmal nur muß es geschehen, einmal muß ich diese stolzen, scheuen Lippen küssen, gleichviel, ob Sie mich dann von sich weisen, wie die andern." Er raubte ihr den Kuß, ehe sie es zu hindern vermochte. Nora sank wie betäubt in den nächsten Stuhl, als er davoneilte. Es war, als ob all ihre Empfindungen in der einen zusammenströmten, ihre Gedanken wild zerflatterten vor dem berauschenden einen: daß er sie geküßt.

Ein rasselnder Lärm von der Straße ließ sie erschreckt emporfahren — ihr gegenüber schloß Herr Karl Schäfer das Schutzrouleaux seines Ladens. — Deutlich hörte sie seine etwas scharfe Stimme, die dem Lehrburschen einiges befahl.

Sie zuckte fröstelnd zusammen, um dann beide Hände auf ihr Herz zu drücken.

„Besser zu Grunde zu gehen um Deinetwillen, Leo," murmelte sie tief aufatmend, „als je einem anderen Manne diese Lippen gewähren, welche Du berührt hast."

Dreizehntes Kapitel.

Die Ablehnung des ihr gewordenen Heiratsantrages hatte für Nora mancherlei häuslichen Verdruß zur Folge. Die Mutter grollte mit ihr und gab ihrem Zorne bei jeder Gelegenheit in bitteren Worten Ausdruck, aber auch Oswald war unzufrieden mit der Schwester und verfehlte nicht, in beißenden Bemerkungen ihr den Hochmut und den Unverstand vorzuwerfen, den sie bewiesen.

Nora bemühte sich, den Vorwürfen der Ihren gegenüber unempfindlich zu bleiben, aber auch ihre Standhaftigkeit drohte erschüttert zu werden, als ihr Oswald eines Tages mitteilte, daß er neue Schulden habe, die in kurzer Frist bezahlt werden müßten.

„Ich begreife Deinen Leichtsinn nicht," sagte sie ernst zu dem jüngeren Bruder, „unser ganzer Verdienst wird seit Jahren für Dich geopfert, die Mutter und ich arbeiten die halben Nächte hindurch, um Dich anständig zu erhalten, und statt uns unsere Sorgen zu erleichtern, fügst Du immer neue hinzu."

„Ich kann nicht leben, wie Ihr armseligen Frauenzimmer," erklärte Oswald trotzig. „Ihr mögt Euch einschränken, denn Euch sieht niemand. Ich aber habe Freunde, die vornehmer sind, als ich, und hinter diesen will ich nicht zurückbleiben."

„Es wäre richtiger, Du verkehrtest mit Deinesgleichen," bemerkte die Schwester, „dann hättest Du viele unnütze Ausgaben nicht."

Er maß sie mit einem spöttischen Blicke. „Das könntest Du Dir selbst zu Gemüte führen," erwiderte er, „Dich besucht ja ein Baron, wie mir die Mutter erzählte."

„Ihn kenne ich aus dem Hause der Frau von Walldorf," sprach Nora abweisend. „Was hat das mit Deinen Schulden, Deiner Verschwendung zu thun?"

„Sehr viel, meine hochnäsige Schwester. Wenn er nicht wäre, hätte ich die Schulden vielleicht nicht mehr."

„Das verstehe ich nicht."

„Ach, stelle Dich doch nicht so. Wenn Dir der Herr Baron nicht im Kopfe steckte, so hättest Du den Karl Schäfer wohl genommen, und der hätte mir als guter Schwager ausgeholfen."

„Das ist noch sehr die Frage. Wenn ein Mann, wie er, ein so armes Mädchen heiratet, wie ich es bin, dann hätte ich es für meine Pflicht gehalten, ihm nicht mit meiner ganzer Familie zur Last zu fallen."

„Das ist wieder eine von Deinen Überspanntheiten, die Du bei Deinen Walldorfs gelernt hast. Es wäre eher Deine Pflicht, durch eine gute Heirat etwas für uns zu thun, und Du könntest es noch, denn Karl Schäfer denkt, Du werdest Dich noch besinnen."

„Nein, nein, es wäre unehrenhaft, ihn so hinzuhalten. Ich habe es ja entschieden erklärt, daß ich nicht seine Frau würde."

Oswald war an sie herangetreten und legte seine Hand auf ihren Arm. „Sei verständig, Nora," sagte er vertraulich, „thue es mir zu Gefallen. Ich kann nicht lange mehr mich halten. Entweder ich bekomme das Geld, das ich brauche, auf solche Weise, oder —"

Er verstummte.

Nora sah ihn entsetzt an. „Aber, Oswald," rief sie, „es ist ja erst so kurze Zeit, daß Du die fünfzig Mark erhalten, die Du wolltest, und nun bist Du schon wieder so weit?"

„Die lumpigen fünfzig Mark," sagte er geringschätzig, „das war ja schon im Winter."

„Du weißt, wie lange wir beide arbeiten müssen, um sie zu verdienen. Ich habe mir nicht ein neues Kleid in diesem Frühjahr gekauft, nur, um Dir sie geben zu können."

„Du willst also nicht?" fragte er kurz.

„Wenn Du damit meinst, daß ich Deinetwegen Karl Schäfer heiraten soll, nein."

Er zog die Stirn finster zusammen. „Gut, so muß ich mir auf andere Weise helfen. Es wird Dir noch leid thun, daß Du es nicht gethan."

Sie blickte betroffen auf. „Was hast Du vor, Oswald? Du wirst doch nichts Unrechtes begehen?"

„Nun, Du hilfst mir ja nicht. So mache ich eben einige Schulden mehr."

„Aber so gedulde Dich doch, ich kann doch so viel Geld, wie Du immer verbrauchst, nicht gleich erarbeiten."

„Dann lasse es Dir von Deinem Galan schenken."

„Ich verbiete Dir, ihn so zu nennen," rief sie aufbrausend, „Du solltest Dich schämen, nicht mehr Achtung vor Deiner Schwester zu haben."

„Ich wollte, ich hätte eine andere Schwester, die gescheiter wäre," sprach er roh, „drüben die Putzmacherinnen gehen in Sammet und Seide und bezahlen es auch nicht aus ihrer Tasche."

„Ich halte es für eine Beleidigung, Geschenke von fremden Männern angeboten zu bekommen."

Er zuckte die Achseln und ging pfeifend hinaus. Das dumme Ding, das es viel besser haben konnte, wenn sie wollte und er mit ihr. Was die von ihrem stolzen Selbstbewußtsein im Grunde genommen hatte! Plage von früh bis spät und nie ein Vergnügen, eine Zerstreuung. Nein, da war seine Ansicht, das Leben zu genießen, so viel es möglich war, sei es auf eigene Kosten, sei es auf die anderer. Man war ja doch nur einmal auf der Welt — warum denn an den folgenden Tag denken?

* * *

Der Frühling hatte seine Blüten über die Erde geschüttet, der Sommer seine glühenden Strahlen herabgesandt; die Residenz war weniger belebt, als sonst, da alles, was die Mittel dazu auftreiben konnte,

der heißen Stadt entfloh, um einige Zeit im Gebirge oder an der Küste zuzubringen.

Es gab auch freilich viele Menschen, denen der Sommer nichts weiter brachte, als einen Wechsel der Temperatur und Staub und Hitze, — es waren die Arbeiter und Arbeiterinnen der großen, großen Stadt, die keine Anwartschaft auf eine Erholung, noch auf irgend eine Freude hatten. Für diese trat mit der milderen Jahreszeit nur der Vorteil ein, daß sie weniger Kohlen und Petroleum brauchten und das war ja auch schon dankenswert.

Auch für Nora hatte es eine Zeit gegeben, da sie sich jubelnd auf den Frühling freute, — das war in den Jahren gewesen, als sie mit Frau von Walldorf und Ellen den Sommer auf der schönen Besitzung der ersteren verleben durfte. Jetzt war es gleich, ob es Winter oder Sommer war. Ihr Leben bot ihr nichts anderes dar, was ihr die eine Jahreszeit verschönt hätte. Wenn sie an kargen Feiertagen mit der Mutter zwei Stunden vor den Thoren spazieren ging, so war das alles, was der Sommer ihr gewährte.

Und dennoch trug es sich leichter jetzt, als früher, seit ihre Traumeswelt an innerem Glücke ihr alles gab, was die äußere Welt ihr verweigerte. Sogar die zeitweilige Trennung von Leo erschien ihr nicht so schwer, seit sie es mit Seligkeit empfand, daß sie ihm nicht mehr gleichgültig sei.

Der junge Ulan war zwei Monate dienstlich abkommandiert gewesen und sollte dann einer Einladung der Gräfin Sernsheim folgen, die mit Ellen einige Zeit auf der früheren Besitzung Helene Walldorfs verlebte.

Kurz vor seiner Abreise dorthin kam er noch einmal zu Nora, ihr Lebewohl zu sagen.

„Ich gehe nun dorthin, wo wir als Kinder zusammen spielten," sprach er. „O Nora, warum kann ich Sie nicht dahin mitnehmen, wo einst auch Ihre Heimat war?"

„Das Schicksal hat es nicht gewollt, daß dort meine Heimat bliebe," antwortete sie resigniert, „können wir gegen Bestimmungen ankämpfen?"

„Und wenn Sie auch nicht nach Helenenhof können," fuhr er fort, „ich würde es so lebhaft für Sie wünschen, daß Sie an irgend einen Ort im Gebirge gingen, wo Sie sich etwas erholen könnten. Sie sind in den letzten Monaten blasser geworden."

„Ich hatte recht viel zu thun," sagte Nora, „und mußte die Nächte zu Hilfe nehmen; es wird vorübergehen."

Sie verschwieg ihm, daß sie doppelt soviel arbeite als sonst, um für den anspruchsvollen Bruder genug zu erwerben.

„Einige Zeit des völligen Ausruhens wäre für Sie äußerst notwendig," sprach er eindringlich, „Sie schaden Ihrer Gesundheit durch diese unausgesetzte Anstrengung."

„Es ist unmöglich, Herr von Rochus; woher sollte ich die Mittel zu einer Reise nehmen?"

„Nora, es ist so wenig, was es kosten würde," sagte er bittend. „Wenn Sie mir doch erlauben wollten, ein wenig für Sie sorgen zu dürfen."

Sie erhob die Augen voll zu ihm und er las in ihrem Blicke, was in ihrer Seele vorging, die ihm — er fühlte es — so ganz und gar gehörte.

„Ich danke Ihnen von Herzen," sprach sie bewegt, „aber welche Freude Sie mir auch damit bereiteten, ich kann es nicht annehmen."

Er nahm die Hand von der Arbeit hinweg, mit der sie sich, trotz seiner Anwesenheit, beschäftigte, und küßte sie. „Mein stolzer Schwan," sagte er leise.

Sie lächelte durch Thränen; es war ihrem Herzen wohlthuend, daß er sie verstanden hatte.

Leo warf einen Blick nach der Thür, die zu dem Laden führte, sie war nur angelehnt, Frau Möller hantierte in der Nähe derselben umher — um zu horchen, dachte er, und wagte nicht dem Verlangen nachzugeben, die jungfräuliche Gestalt neben ihm in seine Arme zu ziehen. Nur ihre Hand konnte er sich noch nicht entschließen wieder zu lassen, und während er die fatale Thür und die unbequeme Lauscherin draußen verwünschte, betrachtete er die weißen, zierlichen Finger, das schlanke Handgelenk, das der Ärmel des einfachen Kleides freiließ, zwischen den gezwungen gleichgültigen Worten, die er zu Nora sprach, leise Küsse auf beides hauchend.

Am anderen Morgen reiste er nach Helenenhof, wo ihn außer Ellen und der Gräfin eine Anzahl fremder Gäste empfingen.

Es war ihm angenehm, daß er nicht darauf angewiesen war, beständig Ellen Gesellschaft leisten zu müssen. Sie langweilte ihn und er mußte sich Zwang auferlegen, ihr dies nicht zu zeigen. Es peinigte ihn überdies, daß seine Verlobte beständig Erinnerungen aus der Kinderzeit auffrischte, bei welchen Nora einen Anteil gehabt.

Seit der Mutter Tode war es das erste Mal, daß sie den Sommer wieder in der alten Heimat zubrachte. Die überzärtliche Tante hatte ihr jede trübe Empfindung ersparen wollen, die das Wiedersehen mit den Stätten ihrer Kindheit hervorrufen konnte. Jetzt war ja eine lange Zeit darüber verflossen und Ellen auch, im Besitze eines neuen Glückes, nicht zu schwermütigen Anwandlungen geneigt, so konnte sie ohne Sorge sie hier wissen, wo sie später mit ihrem Gatten ihren Wohnsitz haben sollte.

Die Gräfin sah mit stillem Wohlgefallen dem jungen Paare nach, wenn dieses in den Gängen des Gartens auf- und niederwandelte, das frohe Lachen der lieblichen Braut that ihrem Herzen wohl. Sie ahnte es nicht, daß die Glückseligkeit derselben von ihrem Begleiter nicht geteilt würde.

„Sieh einmal, Leo," begann Ellen, auf eine Birke zeigend, die in ihrer Nähe stand. „Die hat Nora im letzten Sommer gepflanzt, den wir hier zubrachten. Sie pflegte sie auch sorgfältig, bis zu unserer Abreise und der Gärtner mußte ihr versprechen, recht acht auf das Bäumchen zu geben."

„Sie hat sie niemals wiedergesehen," bemerkte Leo und es zuckte über sein Angesicht.

„Nein," erwiderte Ellen leichthin, „wir kamen ja nicht wieder her."

Leo unterdrückte die bittere Äußerung, die ihm auf den Lippen schwebte. Er strich liebkosend mit

der Hand über das zarte Laub des Bäumchens, das sie gepflegt.

„Nora erzählte mir eine Geschichte dabei, als sie den Zweig einsetzte," fuhr Ellen in ihrem Geplauder fort, ohne die Wolke auf der Stirn ihres Bräutigams zu gewahren. „Du weißt, sie hatte viel Gedächtnis für Märchen und dergleichen."

„Ja, ich weiß es," erwiderte er kurz.

„Diese war ganz poetisch; sie fällt mir eben wieder ein. Sie handelte von einer Prinzessin, die Jahre hindurch Magddienste leisten mußte, bis ein Ritter kam, der sie befreite. Nora meinte, die Birke hier stelle die Prinzessin vor. Das ist komisch, nicht wahr?"

„Die Prinzessin ist sie selbst," dachte er, „aber ach! wo ist der Ritter, der Dich, arme Gefangene, erlösen darf?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Welfin von Elmsrode.

Roman

von

Gustav Schollwöck.

(Schluß.)

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Krieg — Du gewaltiger Vernichter!

Krieg — Du Wecker der edelsten Kräfte!

Wenn Dein Heerruf durch die Lande gellt, ach, dann verstummen jäh des Friedens lieblich flötende Schalmeien! Dann zerstiebt unter Schreckensrufen der Reigen, darin die Menschheit immer freudendurstig, niemals genußmüde ihre Erdenfrist zu verwirbeln strebt! Wie das lustbeschwingte Völkchen der Lüfte vor dem Zornrufe des Donners in bangem Schweigen unterkriecht, so tauchen beim ersten Kriegsgetose Millionen Herzen in Verzweiflung nieder, die sich sonst auf dem Fittig sorgenloser Träume wiegten.

Krieg — Deine blutige, unerbittliche Geißel schwingst Du schadenfroh auf den Nacken der Nationen, und ihr Schmerzensstöhnen tönt Dir als ein Hymnus auf Dein grausiges Walten. Kein Palast, keine Hütte in weiten Landen, darinnen Dir nicht Thränen flössen; aber wenn je ein Menschenauge trocknen Blickes auf Deinen Verwüstungen ruht, ist es nur, weil Du selber ihm schon längst seiner Thränen, dieser bitteren Opfergabe, letzte Reste abgerungen!

Aber wie schrecklich auch Deine Herrschaft sei — Du dienst dennoch dem hehren Genius der Menschheit! Zwar des Friedens fruchtbare Scholle bringt reiche Saaten aller erdenklichen Güter — aber mitten darunter wuchert das herzvergiftende Unkraut der Selbstsucht. Du aber versengst es gründlich und läßt aus seiner Asche die früchteschweren, segenspendenden Garben edlen Opfersinnes sprießen. Du läßt sanftes Mitleid keimen, das die Herzen verjüngt, Starkmut, Stolz und höchste Pflichtentreue, deren Abglanz den Opfern auf der Walstatt noch im letzten Todesröcheln ihr Antlitz verklärt!

Darin aber ist Dein Walten am segensreichsten, daß von jener Verklärung ein heller Widerschein fernhin leuchtet den kommenden Geschlechtern als ein Leitstern, daß er sie mit heiligem Glühen erfüllt, mit Stammesstolz und Heimatliebe, wenn sie den Thaten der Väter lauschen andachtsvollen Ernstes — nicht in eitler Überhebung!

Krieg — als ein Siegfried schreitest Du über den Erdball: denn in der fürchterlichen Esse der Schlachten schmiedest Du wieder hart und gediegen die schlaff gewordenen Nationen! — — —

Um den weiten Park von Le Ban her ist tiefe Stille. Durch der Bäume majestätische Kronen zittert manchmal scheu das bleiche Mondlicht, manchmal schwindet es in Nebeln dahin, rasch, als ob es ängstlich den Blick verberge vor allem irdischen Graus.

In der mächtigen Stirnwand des alten Schlosses gähnt lichtlos die Flucht der Fenster, nicht eines leisen Schimmers gastliches Grüßen bringt hinaus in die herbstesöde, stille, nachtbefangene Ferne.

Aber vom Herrenhause weit entfernt, in den entlegensten Gründen des Parkes, lauern die „Rächer der Gironde"!

Vom ersten Schlummer unliebsam aufgestört, irrt ein Rudel zarter Rehe umher — dort drückt sich auch ein feister Schaufler abseits, alle meiden sie heute das weiche Heulager in dem Schuppen, von dem die waffenstrotzende Schar der Mobilgarden Besitz ergriffen hat.

Immer wieder mahnt der gute Papa Perrin seine junge Mannschaft zur Ruhe, denn nicht wenige haben in ihrer erwartungsvollen Spannung ihrer Müdigkeit vergessen. Er selbst aber umkreist beständig seine Truppe, in lebhafter Sorge überall nach dem Rechten sehend, und ihre Ungeduld vertröstend. Dabei benutzt er einen Weinpfahl als Stütze für seine alten Glieder.

Nun hält er in seinem Rundgange inne. „Kinder," flüstert er, „nun währt es nur mehr kurze Zeit, bis der Feind von dem Schlosse Besitz ergreifen wird . . ."

Aufmerksam lauschend sammelten sich die Offiziere um ihren Chef. Dieser plauderte weiter: „Nun wohl, da werden dann im Schloßhofe die Biwakfeuer neu auflodern, die wir leider zu früh auslöschen mußten. Na, und bald darauf wird der Troß des

Generalstabs über den Feuern seine berühmte Abendsuppe brodeln lassen, ein grausliches Gebräu, sage ich Euch, das sie nach dem Rezepte eines alten, längst ausgestorbenen wilden Volkes zusammenstellen. Ich habe darüber nähere Studien gemacht — Parthersuppe heißt das schauerliche Zeug —“

„Spartersuppe!“ raunte verbessernd dazwischen Lieutenant Biscard.

„Still, so ein einziger dummer Buchstabe thut doch nichts zur Sache!“ entgegnete der Alte sehr selbstbewußt. „Übrigens merken Sie sich das eine, Lieutenant: außer Dienste lasse ich ja einige Gemütlichkeit gelten — das ist ein altes französisches Vorrecht —; aber in den Augenblicken des Ernstes, verstehen Sie wohl, sprüht mein Angesicht die Schrecken eines Gothonenhauptes!“

„Gorgonenhauptes!“ flüsterte Biscard ganz unverbesserlich.

Papa Perrin räusperte sich und mit würdevoller Nachsicht wandte er sich zur Seite: „Also, Kinder, der Generalstab wird sich's an der Tafel wohl sein lassen, die wir so unvermutet schnell verlassen mußten. Aber das Kunststück des Försters soll ihm zum Nachtisch wohlbekommen. Der Bursche wird dienstbeflissen, mit der schönsten Unschuldsmiene inmitten der Deutschen weilen, bis der rechte Zeitpunkt gekommen. Die Zündschnur ist durch den verdeckten Ablauf einer Dachrinne eine gute Strecke weit hinausgelegt, wo er sie unauffällig im günstigen Augenblick in Brand setzen kann. Die Sprengstoffe selbst aber sind so vorsichtig und unauffällig untergebracht, daß niemand vor der Zeit ihrer gewahr wird. Wenn der Förster den Herren hoch und teuer versichert, daß ein kleines französisches Detachement sich vor ihnen nach St. Calais zurückgezogen habe, so werden sie es mit dem Durchsuchen des riesigen Parkes, müde und hungrig vom langen Marsche wie sie sind, nicht allzu peinlich nehmen. Im schlimmsten Falle aber, wenn sie trotz aller Vorsicht unser Versteck ausspionieren sollten, wird, sobald hier ein Schuß fällt, der Verabredung mit dem Förster gemäß, dort das ganze Schloß in die Luft fliegen. Na, und zu der ungeheuren Verwirrung werden wir noch ein übriges thun: was die Minen noch nicht in Fetzen gerissen, werden unsere Kugeln niedermähen ... Horch, da bringt es aus weiter Ferne herüber wie das Rasseln von Geschützen! Das Geräusch hört Ihr ja heute so zum ersten Male, Kinder — merkt's Euch wohl — ja ja, kein Zweifel, Geschütze sind's, die sie also bei ihrer Vorhut sogar führen! Sie wollen's eben immer gründlich machen, diese vermaledeiten Sauerkrautesser! Aber diesmal werden wir es ihnen viel gründlicher besorgen! Kinder, nun thut mir den Gefallen und haltet Euch mäuschenstill, damit uns nichts verrät, wenn sie das Schloß und dessen nähere Umgebung durchsuchen. Ein heiliger Augenblick naht für Euch heran — Ihr kommt in nächste Fühlung mit dem Feinde! Für Euren Kapitän ist das eine altgewohnte Geschichte, die ihm seit seinem fünfzehnten Jahre viel hundertmal sich wiederholte —“

„Na, na,“ warf Biscard dazwischen, mit dem spöttischen Staunen entschiedenen Zweifels.

„Donnerwetter, viel hundertmal, sage ich,“ bekräftigte Papa Perrin ziemlich aufgebracht, indem er den Weinpfahl schnell nacheinander mehrmals auf die Erde stieß. „Dreißig Jahre in Algerien gestanden, immer auf Vorposten, immer so nah dem Feinde, daß man das Weiß in seinem Auge sehen konnte; verstanden, junger Herr?“

Und er wandte sich wie zur Strafe von dem vorlauten Zweifler ab — aber schon lauschte er wieder aufmerksam hinaus, und dann murmelte er kopfschüttelnd vor sich hin:

„Was sie nur beabsichtigen! Die Geschütze gehen nun gar im Trabe, man hört es ganz deutlich von der harten Straße herüber — und jetzt halten sie plötzlich an —“

Rings um ihn war alles verstummt. Soldaten und Offiziere horchten regungslos hinüber, und als nun auch der Lärm schwieg, den die Erfahrung des Kapitäns ihnen deutete, vernahmen sie nur mehr das laute Hämmern ihrer eigenen Herzen.

Da — ein Sausen in der Luft — und fast gleichzeitig ein dröhnender Knall — schon wird das Sausen zu einem wilden Heulen — jetzt ein greller, betäubender Schlag, dann Flammenblitze wie aus dem Schoße eines Kraters, als ob die Erde selber berste — in den Ästen und Zweigen des Parkes ächzt und knackt es. —

Der erste, jähe Schrecken der Feuertaufe durchzuckte die junge Mannschaft und neigte ihre Stirnen zu Boden. Aber Papa Perrin faßte sich alsbald wieder, ein Kernfluch aus dem eigentümlichen Wortschatze des Kasernenlebens entrang sich seinen Lippen —

Um ihn her wurde es unruhig. „Man wird uns vernichten!“ jammerte ein blutjunges Muttersöhnchen, ohne auf das strenge Gebot des Schweigens weiter zu achten.

Der Kapitän stieß einen neuen Fluch unter seiner weißen Schnurre hervor. Dann raunte er streng und gefaßt: „Stille halten, wie Mauern! Sie werfen aufs Geratewohl einige Granaten in den Park, damit die Besatzung, falls er eine solche überhaupt beherbergt, sich aus demselben zurückzieht. Wenn wir kein Lebenszeichen von uns geben, werden sie sich bald dabei beruhigen und das Schloß besetzen. Also, Kinder, laßt die paar feurigen Dinger ruhig bersten; der Park ist groß, unser Versteck ist klein — es ist also nicht sehr wahrscheinlich, daß eines derselben uns gerade hier ausfindig macht!“

Da trat von der Seite Armand von Saraudy heran. „Verzeihen Sie, Kapitän,“ nahm er das Wort, „wenn ich mir gestatte, Sie auf einen Umstand aufmerksam zu machen. Man sagt, der Feind sei im Besitze sehr guter Karten. Ich selbst besitze eine solche seit der Zeit, da ich in Le Van zum ersten Male zu Gaste war und mich mit dem betreffenden Blatte versorgte, um auf meinen Spazierritten und Jagdausflügen stets genau orientiert zu sein. In dieser Karte ist der Schuppen, wo wir jetzt rasten, genau eingezeichnet. Wenn die Deutschen im Besitze derselben oder einer ähnlichen sind, dann werden sie das Versteck einer etwaigen Besatzung des Parkes gerade hier vermuten und, vom Mondlicht

unterstützt, sich unschwer auf diese Richtung und Entfernung einschießen. Dann belogieren sie uns, ohne daß wir ihnen etwas anhaben können. Ich wäre darum gern bereit, Sie an eine andere Stelle zu führen, die der Feind wenigstens nicht mit ausdrücklicher Berechnung unter sein Feuer nehmen dürfte."

Der Kapitän zupfte verdrießlich an seinem Schnurrbart. „Was Karte!" brummte er wegwerfend. „Ich habe ein halb Dutzend Feldzüge mitgemacht und dabei nie eine Karte zu Gesicht bekommen — und wir haben immer gesiegt! Auch diesmal hat man mir keine mitgegeben, als man mich diesen Morgen vorausschickte. Brauche auch keine. Die beste Karte ist der richtige militärische Instinkt, verstanden, mein Bester! Und wenn nun schon die Karten auf unserer Seite rar sind, wie sollen die Deutschen so leicht dazu kommen! Bah, der Schuppen ist ganz gut hier für unseren Zweck, und wir befinden uns ganz wohl in ihm!"

Mit einem höhnischen Lächeln begleiteten die jungen Offiziere, welche schon mit Entrüstung die Einmischung des „Gefangenen" wahrgenommen hatten, die Worte ihres Kapitäns, als dieser Armand so barsch abfertigte. Armand salutierte kurz und stumm, und begab sich wieder auf seinen Platz zurück, an die Seite seines Wächters. Die halblauten spöttischen Bemerkungen einiger Herren „Kameraden" schien er gar nicht zu hören.

Nun herrschte wieder tiefe Stille ringsum. Schon keimte in manchem, der eben noch verzagte, die leise Hoffnung, daß der Feind es bei jener ersten Mahnung belassen werde. Es war ein Aufatmen aller, schon ging ein Flüstern gegenseitigen Beruhigens durch die Reihen.

Da, plötzlich heult es wieder nah und näher — mit furchtbar wildem Krachen schlägt es in die Krone einer mächtigen Eiche, und ein Hagelschauer von Splittern prasselt im weiten Umkreis hernieder. Aber das Geschoß war in geraumer Entfernung von dem Schuppen geplatzt.

Wieder verging einige Zeit — die schlagfertigen Söhne des Südens hatten diesmal alles Witzeln und Spotten vergessen; bange, bebende Erwartung hielt alle Lippen geschlossen.

Plötzlich raste es wieder heran — ein durchdringendes Surren — dann ein betäubender Schlag — und schon entrangen sich den Kehlen einzelner laute Angstrufe, die Granate war etwas näher ihrem Verstecke geborsten.

Im Drange des Augenblickes fluchte auch Papa Perrin etwas lauter, und nur mit Mühe gelang es ihm, sein Häuflein nochmal zu beruhigen. Dann wetterte er auf die Leute nieder, die er sich niederlegen hieß: „Bedenkt Ihr nicht, daß Euer Schreien uns verraten muß?"

Aber der Kapitän hatte gut wettern. Ehe er noch seine Zornesrede geendet hatte, sauste es schon wieder daher; immer schneller, immer dichter, und — immer näher folgten sich die ehernen Grüße. In den Lüften war ein Tosen und Schmettern, Flammengarben schossen aus den dunklen Gründen des Parkes hervor — und jetzt, wie ein zerstörungslustiges Johlen von tausend Teufeln, saust es auch durch das Bohlendach des Schuppens hernieder. Ein Donnerschlag — ein greller Aufblitz — Totenstille — aber gleich darauf ein fassungsloses, wildes Angstgeschrei — nun Rauch, erstickender Dunst ringsum, dort schon eine züngelnde Flamme — und aus dem Schuppen dringt ein klägliches Schmerzensrufen, leises Wimmern hervor, ach, auch ein röchelndes Todeslallen! Da erglänzt auch schon der ganze Innenraum in rötlichem Scheine, und einzelne Häuflein des dürren Lagerheues wirbeln bereits als knisternde Flammenbündel an die Decke.

In wilder Hast drängt es unter dem Dache hervor — draußen steht der Kapitän, die Arme ausbreitend, wie um die Panik zu beschwören. Mit Schelten, mit herzhaftem Zuspruch mahnt er zur Besinnung, auch einige der jungen Offiziere ermannen sich zu einem mutigen Befehlswort — aber an ihnen vorüber, unbekümmert um die Entrüstungsrufe ihrer Vorgesetzten, huschen viele in den Schutz der nächsten, mächtigen Stämme, wo sie sich dann lautlos zu Boden werfen, das Gesicht ins feuchte Moos drückend . . .

Aber nun richtet Papa Perrin stolz sich auf. In seinem Auge sprüht, als er selbst sich wieder von der rauhen Überraschung gesammelt, ein jugendliches Feuer auf — es war der Widerschein der großen Tage, da er einst mithalf, Abd el Kader aus den Mauern von Saïda zu vertreiben; da er sich furchtlos den marokkanischen Reitern stellte, die wie eine Wolke des Samum bei den Furten Islys heranbrausten; da er den Sieg an der Alma miterfocht und im Sonnenbrande des lombardischen Sommers den französischen Adler nach Solferino hineintrug. —

„Kinder," rief er mit beweglicher Stimme, „laßt mir doch die verwundeten Kameraden nicht verbrennen, die noch da drinnen im Schuppen jammern!"

Und indem er den Weinpfahl von sich schleuderte, drang er durch den qualmenden Rauch vorwärts. An seiner Seite erscheint plötzlich Armand von Saraudy, und, der Lähmung vom ersten Schrecken nun beherzt widerstrebend, folgen ihm mehrere Offiziere und Soldaten. Nur einen Arm hat Armand zur Verfügung, aber mit ihm hilft er getreu eines der blutentstellten Opfer aus der glühenden Umarmung der schnell um sich greifenden Lohe zu retten. Es war unnötig, sie alle zu bergen — denn für zwei derselben war der Sturmgesang der Granaten zugleich zum grausen, frühen Grablied geworden.

Während die Verwundeten auf einer kleinen Lichtung in der Nähe niedergelegt wurden, schwiegen auch die Geschütze des Feindes. Die helle Glut des brennenden Schuppens bestrahlte die Baumgruppen ringsum bald bis zu den höchsten Gipfeln hinauf. Die deutschen Truppen begrüßten den raschen Erfolg ihrer oft erprobten Artillerie mit einem lauten, markigen Hurra! dem im Innern des Parkes nur leise Verwünschungen von französischen Lippen antworteten.

Es schien, daß die Angreifer die Wirkung von den paar Schüssen bereits für genügend erachteten, denn trotzdem ihnen ein sicheres Ziel nunmehr auf-

leuchtete, bewarfen sie dasselbe nicht weiter mit ihren Granaten.

Papa Perrin gab sich alsbald wieder Mühe, in allen Herzen Fassung zu erwecken. Allmählich sammelten sich seine Leute wieder um ihn, und auch die jungen Offiziere thaten ihr Bestes, ob ihnen auch die eisige Hand des Schreckens heimlich den Nacken rüttelte. Da fiel der Blick des Kapitäns auf Armand von Saraudy, der in stummem Brüten, doch in marmorner Ruhe, die nichts von Angst und Unentschlossenheit wußte, an einen Baum gelehnt stand. Es war, als ob der Stolz des alten Soldaten sich beleidigt fühlte, daß dieser verfänglichen Situation noch ein anderer, gar noch ein so junger und im Kriegshandwerk nur wenig erfahrener Mann sich völlig gewachsen zeigte — überdies gerade jener, der seiner „Elitetruppe“ gar nicht angehörte und von dieser mit einem entehrenden Vorwurfe belastet war!

Der Kapitän trat mit unfreundlicher Miene näher zu Armand.

„Es wäre ein sinnloses Opfer, wollte ich hier mein schmächtiges Häuflein länger an die Hauptmacht des Feindes wagen. Daß eine Unterstützung uns noch rechtzeitig werden könnte, ist ganz ausgeschlossen, wenn ich auch die beiden Ordonnanzen, welche Sie auf Ihrem Rekognoscierungsritte begleiteten, alsbald in der Richtung auf St. Calais, zugleich mit Ihrem Pferde, abgeschickt habe. Sie müssen sich schon bequemen, wie unsereins zu Fuße den Rückzug mit uns anzutreten; denn Pferde durften unser Versteck nicht teilen, die durch ihr Wiehern oder Pusten uns zu leicht verraten konnten. Hätte ich freilich geahnt, daß dies Ihr Schützling, die Nichte der Marquise, besorgen würde, hätte ich allerdings Ihre Leute und Ihren Gaul mit uns nehmen können.“

Armand zuckte nur leicht mit den Achseln, und mit vollster äußerer Ruhe antwortete er, während die geheime Entrüstung aus seinem Auge blitzte:

„Wenn die Dame, von dem brutalen Hohne der Unsrigen geradezu gezwungen, zu ihrem eigenen Volke Zutrauen faßte, wenn sie in den Schutz der Ihrigen flüchtete, dürfen wir sie darum überhaupt schmähen? Was aber den Verrat anlangt, so hat es eines solchen sicher nicht bedurft. Denn die deutschen Reiter sehen des Nachts mit Eulenaugen. Sie haben ganz gewiß irgendwo längst auf der Lauer gelegen und die Vorgänge um Schloß und Park beobachtet. Ich fürchte nur, daß man uns den Rückzug noch ganz verlegen werde!“

„Nun ja,“ drängte der Kapitän, „Sie kennen hier jeden Fußbreit; so führen Sie uns den nächsten Ausweg — und mag der Förster zusehen, wie er allein mit den Deutschen fertig wird!“

Armand trat an die Spitze der Abteilung. „Ich will es versuchen,“ antwortete er dumpf.

Und während die Truppe stumm, in fiebernder Erwartung sich in Marsch setzte, begann von neuem die Hetzjagd der Granaten, die hinter ihnen her, oder zur Seite, über sie hinweg in den Boden schlugen. Ein ständiges Krachen zerfetzter Äste begleitete sie, durch die Büsche jagte das geängstigte Wild, brüderlich gedrängt, schlafestrunkene Fasanen schwirrten pfeilschnell durch das Gezweige.

Im Laufschritt, ohne Ordnung, folgte alles dem neuen Führer. Bald glänzte die weiße Umfassungsmauer des Parkes im Mondlichte her, und in ihr ein breites Thor von starkem, hellbestrichenem Lattenwerke, wohl verschlossen. Einige Wege, die aus verschiedenen Richtungen des Waldes auf dasselbe mündeten, erweiterten sich vor ihm zu einem halbrunden freien Platze, auf welchem die kleine Schar voll Ungeduld sich sammelte.

Papa Perrin überblickte sie rasch, dann murmelte er ergrimmt: „Sind nicht mehr alle; sind schon manche im Dunkel des Parkes zurückgeblieben! Hol der — — aber wenn ich versuchte, sie zurückzuholen, würden wieder andere sich inzwischen drücken! Und wahrlich, wir haben Eile! Also, Kinder, rasch angefaßt!“ schloß er lauter seine Erwägungen.

Eifrig springen einige herzu, um mit Hilfe ihrer Yatagans das starke Schloß abzusprengen, die Riegel zu lösen und den schweren Querbaum auszuheben.

Da fällt eben das Mondlicht hell auf das freie Feld, das sich draußen dehnt — Waffen blitzen in geringer Entfernung, und ein lauter Ruf, in wohl verständlichem Französisch, dringt herein: „Ergebt Euch — Ihr seid bereits umringt!“

Die Mobilgarden prallen entsetzt zurück.

In diesem Augenblick fällt der Querbaum, das Schloß sinkt unter dem Axthiebe eines erst herzugekommenen Pioniers.

Papa Perrin reißt den Säbel aus der Scheide. „Kinder, nicht auskneifen!“ ruft er seinen Leuten zu, „die ‚Rächer der Gironde‘ schlagen sich doch wenigstens ehrlich durch! Das Thor auf! Folgt mir!“

Vom Mute der Verzweiflung befeuert wiederholen mehrere der jungen Offiziere seinen Ruf. Allen voran müht sich Armand, mit der rechten Hand das festgefügte Thor aufzureißen.

Der Warnungsruf eines Signalhorns tönt von draußen herein, und wieder schallt es: „Ergebt Euch!“

Aber noch immer zerren die Mutigsten an den Sparren des Thores. —

Da fällt ein Schuß — einer der Mobilgarden hat, mehr in ratloser Angst als in angriffslustigem Trotze, sein Gewehr in der Richtung des Feindes abgedrückt.

Nun traten die schonungslosen Waffen in ihr Recht. Eine Salve rollte alsbald von draußen herein — es war ein Erguß von Feuerströmen, welchem von drinnen wohl auch ein Geknatter aus hundert Gewehren antwortete, doch dieser Widerstand war viel mehr lärmend als zielbewußt. Der größte Teil der jungen Mannschaft drängte sich nach rechts und links in den Schutz der festen Mauer, in sinnlosem Schrecken schossen viele hoch hinaus in die Luft, andere suchten Schutz hinter den nächsten Bäumen, von wo aus sie gegen den Thoreingang ein hastiges Feuer, ganz aufs Geratewohl unterhielten.

Aber mit einem sturmgewaltigen „Hurra!“ drangen die Deutschen im Laufschritt näher. Ihrem Massendrucke wich das Thor — es war ein siegestrunkener Wettbewerb kampferprobter Scharen, wie sie nun, ohne noch einen Schuß abzugeben, die Bajonette hell im Mondlicht schimmernd, über Splitter und Trümmer, über Leichen und Verwundete, fest

aufgeschlossen, eine eherne Kolonne, in die Säulenhallen des Lustwaldes hereinstürmten.

Noch ein kurzes Knattern von Baum zu Baum — hier ein Schmerzensstöhnen, dort Sammelrufe — aber den jungen „Rächern der Gironde“ ertönt kein Kommandoruf mehr, der ihre Panik noch einigermaßen beschwören, ihrer vollständigen Auflösung vorbeugen könnte. Jeder einzelne sucht im Dunkel der Gebüsche seinen eigenen Weg, fassungslos umherirrend.

Aber auch von der entgegengesetzten Seite, von der Auffahrt zum Schlosse her, an diesem und den Wirtschaftshöfen vorüber, fluten nun einige Bataillone in den Park. In langen Linien aufgelöst durchfluten sie denselben bis in seine fernsten Winkel — sie begegnen keinem Widerstande mehr, denn den jungen Kriegerstolz der Söhne Frankreichs beugt eine hoffnungslose Schlaffheit. Wo sie auf ein Häuflein der Verteidiger stoßen, das stumm sich im Schutze einiger Gesträuche unterduckt, um seine Anwesenheit nicht zu verraten, da werden die einzelnen unter den trockenen Späßen der gutmütigen Bajuwaren hervorgeholt und entwaffnet. Mancher zerschellt noch knirschend oder in heroischer Pose den Kolben seines Gewehres am nächsten Baume; andere, sichtlich erleichterten Herzens, als sie das milde, nicht selten humorvolle Vorgehen ihrer Gegner erkennen, winken mit hocherhobenen Händen diesen bei ihrer Annäherung entgegen und bitten um Frieden und ein Stück Brot, ihren entsetzlichen Hunger zu stillen; ganz insgeheim aber wischen einige eine stille Thräne vom Auge, eingedenk des besonderen Vertrauens, mit welchem das Oberkommando sie diesen Morgen ausgesandt hatte, um als die Herolde einer neuen Epoche im raschen Vormarsch auf Versailles sich mit unvergänglichen Lorbeeren zu bedecken!

Durch ein förmliches Kesseltreiben sammelte man die Gefangenen in einer Lichtung inmitten des Parkes. Einer der deutschen Offiziere, dem die fast knabenhafte Jugend ihrer Führer zuerst auffiel, fragte sie: „Wer kommandierte Euch?“

„Hauptmann Perrin,“ sprach der eine. „Ich sah ihn fallen, dicht beim Thore.“

„Auch Lieutenant von Saraudy stürzte unter der ersten Salve der Deutschen, als er eben das Thor aufreißen wollte,“ ergänzte ein anderer.

„Und auch Biscard hat seinen Teil abbekommen,“ sagte ein dritter mit dumpfer Stimme.

Von den Deutschen wurde sofort ein Kommando abgeordnet, die Verwundeten einzuholen.

Die Mobilgarden wechselten untereinander vielsagende Blicke. Einer ihrer Offiziere ging von Gruppe zu Gruppe und raunte ihnen zu: „Noch dürft Ihr nichts verraten! Vielleicht bringt man die Verwundeten in den Nebengebäuden unter, dann wird ihnen die Explosion nichts anhaben. Uns selbst läßt man als Gefangene das Schloß noch weniger betreten, also haben auch wir dabei nichts zu befahren. Mögen sich immerhin die Deutschen in falscher Sicherheit wiegen — wenn der Anschlag glückt, ist der Preis des Tages doch unser, und in der allgemeinen Verwirrung wird es uns auch gelingen, uns seitwärts durchzuschlagen! Also bleibt gefaßt — und stumm!“

Die Erregung des Kampfes war vorüber. Nun machte sie einer furchtbaren Erschöpfung Platz, welche die noch nicht abgehärteten Mobilgarden ergriff, daß sie todesmatt, in dumpfem, gleichgültigem Brüten ringsum auf den Boden niedersanken. Nur eine kleine Abteilung ihrer Besieger blieb zurück zu ihrer Bewachung. Die Bataillone aber traten den Rückmarsch zum Schlosse an — neuer Befehle gewärtig.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Im weiten Schloßhofe von Le Ban lodern wohlgenährte Feuer an den Wänden der Wirtschaftsgebäude entlang; ihr roter Glanz spottet des Mondes bleicher, launischer Leuchte.

Die Truppen, welche an dem kurzen Kampfe beteiligt waren, dürfen diese Nacht hier rasten; in den ausgedehnten Nebenräumen winkt ihnen heute nach langer Pause wieder ein bequemes, „feines“ Quartier! Andere Abteilungen hatten alsbald den Marsch über Le Ban hinaus fortgesetzt, um das Vorterrain auf eine gute Strecke noch gegen St. Calais zu sichern.

Es war Befehl ergangen, die Gefangenen aus dem Innern des Parkes heranzuführen. In einem Bauernhofe unten an der Straße sollten sie die Nacht über untergebracht werden. Nur mit Mühe vermochte man viele derselben aus dem tiefen Schlafe zu erwecken, der sie alsbald umfangen hatte. Nun marschierten sie schleppenden Ganges, mit verstörten, abgespannten Mienen aus dem Dunkel der Bäume heran. Aber im Augenblicke, da ihr Zug in die Rüsternallee einbiegen wollte, ritt aus der dunkelschattigen Wölbung, ihnen entgegen, eine Gruppe heran und gelangte in den Lichtkreis der Lagerfeuer — ernst und einsam an ihrer Spitze ein General mit weißem Barte: es war von der Tann, der Führer des ersten bayrischen Armeekorps.

Ihm folgte sein Generalstab und dann im bunten Durcheinander viele Offiziere, Ordonnanzen der verschiedensten Abteilungen, aus dem Lager des Großherzogs von Mecklenburg, von den tapferen Scharen des trefflichen Reitergenerals Schmidt, von der zweiundzwanzigsten Division unter Wittich, deren Blut während des ganzen Feldzuges in brüderlicher Treue neben dem der Bayern floß, von der schneidigen Kavalleriedivision des Grafen Stolberg, dazwischen Brandenburger, Schlesier, Holsten mit den treuherzigen blauen Augen — alle festgeeint um den bewährten Feldherrn, alle in pflichtenfrohem Drange seines Winkes gewärtig!

Man ließ die Gefangenen zur Seite treten und an der Stelle warten, bis der Generalstab und das gesamte Gefolge abgesessen wäre. Unmittelbar daran schloß sich noch ein Hilfszug der Sanitätsabteilung, dessen Träger mit Bahren und Fackellichtern hurtig in den Park nach allen Seiten eilten.

Und dann folgte ein kleines Häuflein, zu Pferde, in tiefem Schweigen — Frieda von Elmsrode, geleitet von Hauptmann von Rockstein, und mit ihnen zwei stämmige Infanteristen.

Von der Tann, mit dem sorgenbleichen Haare,

überblickt die Schar der Kriegsgefangenen, und dann seine Braven, die sich im weiten Umkreise um ihre Kochfeuer lagerten. Nun will er sein Roß eben zu dem Hauptportale des Schlosses hinlenken, als er einer Gruppe ansichtig wird, welche vom Parke her den Vorhof betritt. Soldaten sind es, welche ihre Gewehre und darüber ihre eigenen Mäntel zu improvisierten Tragbahren zusammengefügt und ein Opfer des jüngsten Kampfes, einen französischen Offizier, darauf gebettet hatten. Ohne das Eintreffen der eigentlichen Krankenträger abzuwarten, hatte ihr mitleidiges Fühlen sich selbst Rat gewußt; aber nun standen sie mit ihrer blutüberströmten Last einen Augenblick stille, nicht wissend, wohin sie mit derselben ihre Schritte lenken sollten.

General von der Tann aber gab ihnen einen Wink: „Die Verwundeten bringe man im Parterre des einen Schloßflügels unter!"

Ein Grausen schüttelte die Gefangenen, als sie die menschenfreundliche Absicht des Generals aus seinem Fingerzeige entnahmen, der direkt auf das noch dunkelgähnende Portal hinwies. Einige Adjutanten und Diener eilten voraus, um für die erste notwendigste Beleuchtung zu sorgen und die Bewohner des geräumigen Baues, der doch kaum vollständig verlassen sein konnte, aus den Verstecken hervorzuholen, wohin sie sich in fassungsloser Angst verkrochen haben mochten.

Einige leichtverwundete Mobilgarden wankten vom Parke heran, und schon kamen auch Träger, welche auf ihren Bahren mehrere Schwerverletzte herbeitrugen. Dem Beispiele der ersten folgend, lenkten sie bereits ihre Schritte zu dem Haupteingange hin.

Plötzlich erhebt sich unter den Gefangenen ein Zischeln und Drängen — nun prallen sie ängstlich alle nach rückwärts, selbst das laute Drohen ihrer Bedeckung hält sie kaum mehr innerhalb der Schranken der Bajonette. Einer der Leichtverwundeten aber springt an die Schwelle des Portals vor, und indem er den einen Arm heftig abwehrend ausstreckt, ruft er mit der Kraft der Verzweiflung: „Nicht ins Schloß! Nicht in den sicheren Tod unsere Offiziere, unsere armen Kameraden!"

Und von einer der blutgetränkten Bahren wimmert es herüber, ein mattes Echo jenes Schreckensrufes: „Nicht ins Schloß! Denn in den Kellern liegen Minen!"

Auch Frieda von Elmsrode und ihr zur Seite Hauptmann von Rockstein waren inzwischen auf dem freien Platze angekommen. Sie befanden sich nun dicht beim Gefolge des Generals und vernahmen wie alle übrigen jene Warnung, die bereits im weiten Kreise von Mund zu Mund sich fortpflanzte.

Frieda zuckte zusammen in ungläubigem Erstaunen. Aber nun sah sie, wie einige Herren vom Stabe nach ihr sich umblickten — aus ihren Augen loderte es ihr entgegen, nicht mehr bloß ein schauriger Verdacht, wie es ihrer geängstigten Auffassung erschien, sondern die düstere Gewißheit, daß sie selbst, ein ehrloses Kind der deutschen Heimat, um diesen Hinterhalt gewußt hatte!

Ihre Sinne verwirrten sich, der Gedanke an eine kriegsgerichtliche Untersuchung durchzuckte sie, welche am Ende gar durch leichtfertige oder haßbethörte Aussagen einiger Gefangenen eine sehr ernste Wendung nehmen konnte.

Richard von Rocksteins Aufmerksamkeit war eben von dem ängstlichen Getümmel unter den Mobilgarden in Anspruch genommen. Er hatte sich von seiner Schutzbefohlenen ganz abgewendet.

Ein leises Geräusch an seiner Seite veranlaßte ihn, nach Frieda zu blicken — aber der Sattel ihres Rappen war leer, und eben sah er noch, wie das Mädchen dem Portale zueilte und schnell und leicht wie ein Gedanke im Thorwege verschwand!

Nun winkt von der Tann mit erzener Miene. Alles staut sich rückwärts, nur ein Ingenieuroffizier des Stabes springt aus dem Sattel und ruft zur nächsten Truppe hinüber: „Pioniere vor!"

Und in dem Gefolge des Generals raunt einer der Herren: „Nun möchte man wirklich an die Schuld des schönen Kindes glauben. Ob sie vielleicht gar im Wahnwitz der Verzweiflung sich selbst richten, oder in falscher Ruhmsucht sich ein Grabmal aus des Schlosses Trümmern aufbauen will?! Die Romantik will nun einmal nicht aussterben!"

Von einer der Remisen herüber eilen einige Pioniere, stattliche, bärtige Gestalten, mit ihren blinkenden Äxten. Aber noch ehe sie sich um den Ingenieuroffizier gesammelt, der in Ungeduld ihrer harrt, schwingt ein anderer sich stummen Mutes aus dem Bügel, wirft die Zäume beider Pferde dem hinter ihm stehenden Infanteristen zu und folgt dem schönen Flüchtling blitzschnell durch den stolzgewölbten Thorbogen ins Innere des Gebäudes — es ist Richard von Rockstein.

Einer der Pioniere brachte eine erbeutete Stalllaterne, ein anderer holte, ohne lange zu fragen, das Windlicht vom Dache eines Sanitätswagens herab, und nun folgten sie mit Koboldschnelle ihrem Führer. Rasch tauchten sie in die unterirdischen Gelasse, mit kundigen Blicken alle Räume prüfend. In zwei abgelegenen Kellern, deren Gewölbe als Hauptstützen des gesamten Oberbaues dienten, entdeckten sie, von leeren Weinfässern und altem Geräte und Gerümpel maskiert, den unheildrohenden Sprengstoff, in Fäßchen fast bis zur Decke geschichtet. Nach längerem Suchen machte das Falkenauge des Offiziers auch die tückischen Gewinde der Stupinen ausfindig, und mit einem blitzschnellen Messerhiebe, als gelte es einer giftigen Viper, durchschnitt er die Zündschnüre.

Tiefaufatmend ließen sie nun alle ihre Hände sinken. Dann tauschten sie einen stummen Blick — es leuchtete daraus die Freude über ein neu gewonnenes Leben, von dem sie wohl beim Betreten des Gebäudes in geheimem Grauen, doch in pflichtentreuer Selbstbeherrschung schon stillen Abschied genommen hatten. Mancher lüftete den Helm, wischte sich den Schweiß von Stirn und Schläfen und schlug, mit einem dankbaren Gedanken nach oben, das Kreuzeszeichen.

Als aber die volle Fassung allen wiedergekehrt war, sahen sie fragend einander wieder an — wo

war denn aber das fremde Fräulein hingekommen, und der brave, allbeliebte Hauptmann von Rockstein?

Einer der Pioniere, welcher beim Betreten des Hauses die Laterne vorangetragen hatte, nahm das Wort: „Mir war, als hörte ich eine Glasthür leise zufallen, nicht weit von der Stelle, wo wir auf die Kellertreppe stießen.“

Nun erinnerten sich auch andere des gleichen Eindrucks, den ihr Kamerad gewonnen hatte. Und plötzlich, von einem und demselben Gedanken beseelt, brachen sie alle in ein fröhliches Lachen aus, und in treuherziger Ungeniertheit meinte der eine:

„Na, das schöne Fräul'n hat sich auf was Bessers b'sonnen als in d' Luft z' springen! J' mein', für die lass'n wir 'n Herrn Hauptmann Rockstein sorgen. Der könnt' s' wohl zur Vernunft bringen!“

Und wieder lachten die lebensfrohen Söhne des Mars und selbst ihr Führer mußte mit einstimmen in dem erhöhten Lebensgefühle dieses Augenblicks.

Nun aber machte sich eine andere Sorge geltend. Allen klebte ja die Zunge am Gaumen! Hier, in unmittelbarster Nähe von ihnen, lagerte freilich der grausige Tod — aber dort draußen, gleich nebenan, lagerte dessen lieblichster Gegensatz, verführerisch lockend: auf hohen Gestellen, in unabsehbaren Reihen, blinkten altverkorkte Flaschen her im matten Scheine der Laternen!

Der Offizier trat hinaus in den Nebenraum, und in froher Ahnung folgten ihm die Leute. Er sprach: „Ja, Ihr habt heute einen guten Schluck verdient. Aber noch harrt Euer eine gefährliche Aufgabe, das Teufelszeug von dort drinnen ins Freie zu schaffen. Da gilt es, die fünf Sinne genau zusammenzuhalten. Nun teilt Euch zu einer ersten Erfrischung zu zweien brüderlich in je eine Flasche — nicht mehr, verstanden! Wenn alle Fäßchen voll Sprengstoff draußen sicher untergebracht sind, sollt Ihr Euch nach Herzenslust satt trinken!“

Hei, war das ein Hälsebrechen und ein wonniges, gluckſendes Schlürfen! Auch der Offizier gönnte sich einen kräftigen Schluck, dann aber mahnte er die durstigen Jungen unerbittlich zur Arbeit. Einer aber mußte, da ihr Führer selbst seinen Posten keinen Augenblick verlassen wollte, zum Schloßhofe hinaufsteigen und dem Stabe von dem glücklichen Stand der Dinge Meldung machen.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Von dem Scheine der Lagerfeuer, die zu ferne brannten, nur wenig unterstützt, hatte Richard von Rockstein sich tiefer in das ungastliche Dunkel des Portales hineingetastet.

Als er aber um eine Ecke trat, stand er schon nach wenigen Schritten vor einer hohen Glasthür, deren halber Flügel sich ganz langsam in den Angeln drehte, um sich wie zögernd wieder zu schließen. Durch die blanken Scheiben hindurch fiel Richards Blick auf die stolze Windung einer breiten Marmortreppe, über welche von der einen Seite durch ein Bogenfenster das bleiche Mondlicht hinflutete. Ein Zugang nach abwärts, wo die Minen liegen sollten, war ihm in der Eile nirgends sichtbar geworden, und überdies glaubte er vom obern Ende der Stiege ein Geräusch wie vom Knistern eines Kleidersaumes zu vernehmen, der in Eile noch die letzten Stufen küßte.

Richard überlegte einen Augenblick. Auch er hegte keinen Zweifel, daß Frieda in der Bestürzung über das so plötzlich enthüllte furchtbare Geheimnis, das die untersten Räume des Schlosses bargen, die Flucht ergriffen hatte. Die Frage war nur, ob sie sich schuldig fühlte, oder ob ihr Stolz es überhaupt nicht zuließ, daß sie fortan mit dem Verdacht des Mitwissens, vielleicht gar der Begünstigung jener unseligen Vorbereitungen belastet sein sollte? Während des Anmarsches gegen Le Van, da er öfter das Wort an sie richtete, hatte sie eine ziemlich einsilbige Zurückhaltung beobachtet, die ihm keinen Einblick in ihren Seelenzustand unter solch außerordentlichen Verhältnissen gestattete. Aber soweit er ihre Eigenart, ihr starkes Selbstgefühl glaubte kennen gelernt zu haben, erschien es ihm sehr wohl möglich, daß das stolze Mädchen, zudem in der Überraschung des Augenblicks, zu einem äußersten Entschlusse kam, ehe sie die Demütigungen eines standgerichtlichen Verhöres über sich ergehen ließ — besonders wenn sie bedachte, daß selbst in dem wahrscheinlicheren Falle einer Freisprechung der unwürdige Verdacht landesverräterischen Beginnens doch nie mehr ganz von ihr genommen werden und nach dem Kriege ihr auch in die Heimat folgen würde!

Richard von Rockstein war nur von dem einen Gedanken beseelt, des schönen Flüchtlings wieder habhaft zu werden, der von den Vorgesetzten seiner Hut anvertraut worden war, und der nur durch seinen Mangel an Achtsamkeit ihm hatte entwischen können. Die Pflicht des Dienstes und der Menschlichkeit drängte ihn zu einem Entschlusse, von dem das Leben aller, die schon in das Innere des Schlosses vorgedrungen sein mochten, vielleicht abhing — auch sein eigenes! Aber er war sich bewußt, doch so schnell hinter Frieda gefolgt zu sein, daß sie unmöglich einen großen Vorsprung gewonnen haben konnte. Dort oben — jenes leise Geräusch — war es nicht natürlicher, daß das Mädchen bei aller Entschlossenheit noch einen äußersten Versuch machte, vielleicht in einem entlegenen Schlupfwinkel, den aber ein fremdes Auge kaum zu entdecken vermochte, sich während der unwillkommenen und wohl nur ganz vorübergehenden Anwesenheit der Deutschen zu verbergen, ehe sie die eigene und vieler anderen Vernichtung beschloß?

Rasch hinan! — In mächtigen Sätzen gelangt er zur höchsten Stufe. Hier gewahrt er vor sich einen langen Korridor, dessen Ende er bei dem spärlichen Lichte des Mondes nicht abzusehen vermochte. Aber waren das nicht die stolzen Umrisse einer Frauengestalt, die sich dort vorne eben im Dunkel verloren? Er stürmt dahin — nun vernimmt er das heftige Zuschlagen einer Thür, daß es in den Wölbungen des Ganges lange donnernd nachhallt — da sperrt auch schon eine Pforte seinen Weg, von einem reich bestuckten Bogen umrahmt. Er tastet nach der Klinke — knarrend weicht sie dem Drucke

der Hand, und wie er die Thür aufstößt, starrt ihm im Halblicht ein altersgraues Gemäuer entgegen, um das als einen runden Kern eine zeitzernagte Wendeltreppe in steiler Krümmung emporführt. Von oben her weht ein frostiger Hauch ihm entgegen, und ein eisiges Bangen durchrieselt auch die Brust Richards von Rockstein, als er sich nun bewußt wird, daß er im Innern des Schloßturmes sich befindet, der als mächtiger Bergfried schon die lebhafte Aufmerksamkeit der anmarschierenden Truppen erregt hatte. In grauser Ahnung dessen, was das flüchtige Mädchen beabsichtigte, setzte er den letzten Atem ein, indem er sich zugleich bemühte, das Geräusch seiner eigenen Schritte so viel als möglich zu dämpfen.

Hoch hinan ging die Jagd — endlich, von moosigen Zinnen nach allen vier Seiten umfriedet, liegt vor ihm die weite Plattform des Turmes.

Und dort, hart am Rande der schaurigen Tiefe, den linken Fuß schon sprungbereit in die breite Lücke setzend, steht Frieda von Elmsrode, das Gesicht zum Aufgang gewendet, während sie die Rechte wie zum entschlossenen Widerstande dem Verfolger entgegenstreckt.

Seine Schritte, das Klirren seines Säbels hatten ihn also doch verraten!

Kaum daß sein Haupt über der Treppe emportauchte, tönte ihm aus Friedas Munde ein hartes „Zurück!“ entgegen.

Und nun sah er in ihrer Hand eine kleine Waffe glänzen, die er in dem trüben Scheine des Mondlichts noch nicht genauer unterscheiden konnte.

Mit argwohnwachem Auge maßen die beiden einander eine Zeitlang. Rockstein hatte auf der letzten, altersmorschen Stufe seine Schritte gehemmt, denn ein rascher Überblick ließ ihn zwar nicht vor der ihm entgegengehaltenen Waffe verzagen, aber die Befürchtung, daß Frieda den Sprung der Verzweiflung in die Tiefe thun würde, wenn er eine weitere Annäherung versuchte, war nur zu sehr berechtigt. Es galt ihm, Zeit zu gewinnen, um der unheimlichen Situation einen Vorteil abzulauern.

Eben trat der Mond aus einigen Wolkenschleiern hervor und übergoß die Plattform mit klarem Lichte. Da durchzuckte es Frieda — denn jetzt erst erkannte sie die Züge dessen, der sie verfolgte.

„Sie selbst sind es, Herr von Rockstein!“ sprach sie mit bebender Stimme. „Mußten Sie denn nicht fürchten, als ein Opfer Ihres Mutes zu fallen, wenn ich, wie man draußen wohl voraussetzen mußte, die Minen zum Auffliegen brachte?“

Richard von Rockstein schüttelte das Haupt. „Nein, mein Fräulein,“ sprach er, und seine Stimme klang nach dem raschen Laufe schon wieder ziemlich ruhig, „ich habe nur eines bedacht: Sie zu retten! Also galt es auch, Sie vor einem unüberlegten Schritte zu bewahren! Ich habe alles daran gesetzt — und will es noch!“

Er machte eine unwillkürliche Bewegung nach vorne — aber ein schneidiges „Bleiben Sie!“ warnte ihn, daß er ihre argwöhnische Aufmerksamkeit nur schwer würde überrumpeln können.

Frieda fuhr fort: „Hören Sie mich an. Gewiß war es mir ein Leichtes, da ich alle Zugänge kenne, zu dem Kellergeschosse zu gelangen und mich jeder Verfolgung, allen Demütigungen und vielleicht dem äußersten Schimpf, der mir bevorstände, zu entziehen, indem ich die Minen entzündete. Aber ich wollte nicht an diese teuren Mauern die Hand legen, in denen ich so oft dankbar und glücklich des heiligen Gastrechtes genoß. Ich kannte ja einen Ausweg, um diese Selbstvernichtung zu vollenden, wenn sie einmal unabwendbar geworden wäre, ohne das Schloß zugleich zu zerstören. Hier oben hoffte ich, Frist zu gewinnen, bis Ihre Kolonnen am nächsten Morgen wieder abzogen. Aber wenn man mich in diesem frostigen Verstecke finden sollte, war ich entschlossen, meine Freiheit aufs äußerste zu verteidigen, da ich nur zu wohl fühle, daß Sie alle in mir nur die erbitterte Feindin sehen und — richten würden!“

Mit einem Blicke voll herben Stolzes und kalter Entschlossenheit sah sie dem Hauptmann fest ins Auge. Ihre Linke stützte sich auf den Kamm der nächsten Zinne, wie um den Absprung zu erleichtern. Richard von Rockstein maß nochmals die Entfernung zwischen sich und dem Mädchen — sie war zu groß, um durch ein blitzschnelles Hinzueilen sich des schicksalstrotzenden Wesens versichern zu können.

Und wieder begann er mit mildem Ausdruck: „Ja, ich vermag es mit Ihnen zu fühlen, wie furchtbar Ihr Stolz verletzt ist durch jene plötzliche Entdeckung, daß feige Hinterlist hier die Deutschen in Massen im Schlafe morden wollte! In einer höchst unglückseligen Fügung zeugen allerdings die Dinge wider Sie, und es bleibt das harte Gebot der Pflicht nun einmal für mich bestehen, als Ihr Wächter Sie nicht aus unserer Gewalt entkommen zu lassen. Aber ich freue mich, daß ich in der Erfüllung jenes Gebotes durch die Mahnungen der Menschlichkeit — ich darf heute mich leider keines freundschaftlicheren Ausdrucks bedienen — durchaus nicht behindert werde! Nur das höllische Walten der außerordentlichen Zeitverhältnisse bringt Sie den Unsrigen in Verdacht, eine fanatische und doch feige Mordgesellin zu sein. Aber m e i n Glaube an Sie wankt nicht! Von dem schönen Gaste der fernen Zufallhütte mag man sich ja wohl eines offenen, ehrlichen Hasses versehen — aber niemals gemeinen Handelns! — Und nun, Fräulein von Elmsrode, folgen Sie mir willig und getrost hinab, in den Kreis der Unsrigen, sei es selbst vor die Schranken eines Gerichtes — — ich will dort mit m e i n e r Ehre dafür bürgen, daß Sie schuldlos sind, und niemand, niemand wird Ihnen ein Haar krümmen!“

Frieda zuckte — aber selbst in diesem Augenblicke einer Überraschung, vor der sie ihr Herz wonnig erbeben fühlte, verlor sie keine seiner Bewegungen aus dem Auge. Erst nach einer längeren Pause kam es leise und wie mit Mühe von ihren Lippen:

„Herr von Rockstein, die Ehre ist das höchste Gut des Mannes — und Ihr ganzes Dasein als Offizier ist auf ihr begründet! Und nun wollten Sie Ihr Heiligstes zum Pfande setzen — für mich, die einst im Martell leichten Herzens Ihrer und Ihres Freundes höchster Ideale spottete? Meine Worte,

meine ganze Handlungsweise zeugt wider mich. Sie kennen nicht die Verkettung der näheren Umstände, die für mich noch unheilvoller werden dürfte durch mögliche Aussagen einiger Gefangenen, denen ich nicht das Ehrgefühl zutraue, der Wahrheit die Ehre zu geben. Einer unter ihnen könnte ja zu meinen Gunsten sprechen, sofern er nicht vor Beginn des Kampfes seinen Ritt fortgesetzt hat — aber gerade ihn dürften einige seiner eigenen Kameraden aus Haß und Fanatismus entschieden desavouieren! Vor allem aber bin ich überzeugt, daß man Ihre ritterliche Bürgschaft für mich unter den jetzigen Verhältnissen gar nicht annehmen würde, die den allzu edel Gesinnten wenn nicht sofort, doch vielleicht später noch irgendwie bloßstellen könnte! Nehmen Sie meinen Dank, meinen innigsten Dank — aber ich muß Ihr Anerbieten bestimmt zurückweisen. Denn ich kann diese eine Erwägung nicht unterdrücken: selbst wenn man mich hier freiläßt, werde ich doch das Brandmal eines ungetilgten Argwohns durch das ganze Leben mit mir nehmen, und, meinem unbefleckten Namen wenn auch nicht einmal öffentlich aufgedrückt, würde es doch allmählich und sicher die Verzweiflung in meiner Seele heraufbeschwören. In jedem Blicke, der mir begegnete, würde ich jenen Vorwurf zu lesen meinen. Das Leben ist mir wert — aber um zu Hause, unter meinen Standesgenossen und seitherigen Freunden die halb mitleidige, halb verächtliche Duldung ertragen zu können, welcher jener Verdacht mich aussetzen würde, dazu fehlt mir denn doch die Kraft eines Lebensdranges, der sich mit den ernsteren Fragen des Daseins recht leicht abzufinden wüßte. Und überhaupt — vielleicht war all mein Denken und Wünschen ein Irrtum! Ich sehe meine Götter durch die neu in die Weltgeschichte eintretenden Gewalten grausam vernichtet — ich fühlte mich als ihre Priesterin, die an ihr Recht und ihre Macht glaubte. Nun sehe ich sie im Staube liegen, und keine Hoffnung, daß sie sich je wieder zur alten Würde erheben werden: so geziemt es mir wohl, ihnen ins Nichts zu folgen!"

Frieda von Elmsrode lehnte sich fester an die rauhe Mauerzinne, darauf ihre linke Hand ruhte. Ein erschütternder Ernst hauchte aus ihren Worten ihrem Verfolger entgegen; aber um sie etwas zu beruhigen, trat er nun auf die vorletzte Stufe zurück, und freundlich sprach er zu ihr:

„So haben Sie also den Irrtum Ihres bisherigen Lebens erkannt — und in dieser Erkenntnis liegt schon die Heilung! Vielleicht noch Ihnen unbewußt keimt doch in der Seele des deutschen Mädchens ein Sehnen empor, daß das Einst und Heute in ihr einen ehrenvollen Ausgleich erfahren möchten, der keine Bitterkeit zurückläßt. Ihr Herz wünscht noch lebensdurstig am Quell einer schöneren, besseren Zukunft zu schlürfen, sich zu freuen des harterkämpften Glückes unseres ganzen Volkes . . ."

Und indem er also, mit der ganzen bestrickenden Liebenswürdigkeit seines ritterlichen Wesens, zu ihr sprach, empfand Frieda nicht mehr das frostige Kosen des Nachtwindes an ihren heißen Schläfen — seine Trostesrede, mit welcher sein Zartgefühl ihr eine Brücke von der Vergangenheit zur Zukunft bauen wollte, bewegte mächtig ihre ganze Seele. Draußen dehnten sich sanft geschwungene Höhen, in hehrer Ruhe schlummerten Wald und Feld, Thal und Hügel — ihrem erregten Gemüte ging das Geräusch marschierender Kolonnen, das von der Straße tief unten nur leise verworren heraufdrang, ganz verloren. Durch das rastlose Wallen leichter Nebelschleier grüßten holde, lange nicht geschaute Bilder zu ihr her — vom Nordrande des Harzgebirges grüßte sie ihr stolzes Heim, dem sie seit Jahren fast fremd geworden. Und aus den Hütten guter Menschen, die dort ihren Herrensitz umlagern, tönte es ihr traulich entgegen: O kehre wieder! Sie blickte in blaue, unschuldige Kinderaugen, die bittend mahnten: O sei auch Du für uns die gute Fee, wie so manche Deines Stammes seit Jahrhunderten segenspendend oft den Herd von uns Armen heimgesucht; fühle Dich als die Unsrige, wie auch Deine Vorfahren die guten und schlimmen Lose der Zeiten stets mit uns geteilt haben . . .

Und Friedas Augen wurden feucht. Die furchtbare Erregung der letzten Stunden und nun noch der schmerzliche Gegensatz, machten ihr Recht stürmisch geltend, welcher zwischen ihrer jetzigen Lage im fremden Lande und den gesicherten, vom Hochgefühle siegreicher Kraftentfaltung verklärten Verhältnissen der deutschen Heimat sich ihr aufthat. Ihr Blick trübte sich, ihre Gestalt erzitterte, ihre Rechte hatte sich gesenkt —

Mit scharfem Auge erspähte Richard von Rockstein diese Wandlung. Nun beugte er sich etwas vor, um mit einem einzigen Satze die beiden letzten Stufen zu nehmen. Er sprang hinauf zur Plattform — aber sein Fuß verwickelte sich in den dichten Mantel, und von der eigenen heftigen Bewegung vorwärts gerissen, strauchelte er auf die glatten Fliesen nieder. Blitzschnell erhob er sich wieder, doch der kleine Aufenthalt hatte genügt, um Frieda die volle Besinnung zurückzugeben. Schon stand sie mit ihrer vollen Gestalt in der Scharte, in welche sie bisher nur den linken Fuß gesetzt hatte, und hier, dicht am Abgrund, streckte sie ihrem Verfolger wieder die Waffe entgegen, die er nun als einen Revolver erkannte.

„Aber man hat Ihnen doch die Satteltasche samt ihrem Inhalt abgenommen!" knirschte er.

„Ich hatte mich besser vorgesehen; diesen hier verbarg ich in meinem Kleide!" entgegnete Frieda, das Auge von keiner seiner Bewegungen wendend.

Nur wenige Schritte trennten die beiden. Er stand inmitten der Plattform, barhaupt, da ihm im Straucheln der Helm vom Haupte gefallen war.

„Fräulein von Elmsrode," begann er in dumpfer Entschlossenheit, „ich bitte Sie inständig, die Tragik, welche ohnedies auf unserem Wiedersehen lastet, nicht bis zur äußersten Katastrophe zu treiben, die nie wieder gut zu machen wäre! Sie ist aber unausbleiblich, wenn Ihr schroffer Widerstand nicht einem milden Vertrauen weichen will, das ich noch einmal von Ihnen erflehe. Ihre Waffe schreckt mich nicht ab, alles daran zu setzen, um Sie wieder in unsere Gewalt zu bringen — ich gehorche damit einfach

meiner Pflicht. Sie können mich töten im Augenblick, da ich mich auf Sie stürze — aber Sie werden darum nicht aus unserer Macht befreit sein. Vielmehr wird Ihre Situation sich dann unheilbar verschlimmern. Wenn ich nicht alsbald mit Ihnen zum Schloßhofe zurückkehre, wird man den weiten Bau planmäßig bis in seine letzten Winkel durchsuchen, man wird Sie und mich hier finden, und ich wage Ihnen kaum die schreckliche Buße beim Namen zu nennen, womit das unerbittliche Kriegsrecht die Tötung eines deutschen Offiziers an Ihnen rächen wird — ja, dann werden Sie unrettbar verloren sein! Lassen Sie mich es Ihnen mit bewegtem Herzen wiederholen, daß ich drunten mein alles einsetzen will zu Ihrer Rettung — daß ich aber auch hier oben nicht länger mehr zögern werde, dem Auftrage meiner Vorgesetzten zu genügen, was auch dann über uns kommen möge —"

„Halt!" rief Frieda nun bleich und hastig, aber nicht minder als jener im Tone äußerster Entschlossenheit, „hören Sie noch das eine. Nicht die Befürchtung allein, daß man Ihre Bürgschaft um Ihrer selbst willen zurückweisen würde, treibt in der That zu einer Katastrophe. Vielmehr ist es die bestimmte Voraussicht, daß später auch Sie selbst wieder an mir zweifeln würden. Und wenn gewisse Kreise in der Heimat die Kunde erhielten, daß ich mich mit der neuen Ordnung ausgesöhnt, daß ich eine ‚Abtrünnige' geworden, ich wäre nicht vor den schlimmsten Verfolgungen, ja Verleumdungen sicher, um so mehr, als ich in der That noch während der ersten Phase des Krieges mit erbitterten Feinden Preußens, meinen Landsleuten, zu Paris konspirierte. Ich sehe darum auch voraus, daß Sie um Ihres Schützlings willen eines Tages unter wenig ehrenvollen Umständen Ihren Abschied fordern müßten. Ich will diese Verantwortung nicht übernehmen — — sagen wir uns darum noch ein freundliches Lebewohl — und nun gehen Sie, holen Sie Ihre Leute herauf — die Verhältnisse sind nun einmal mächtiger als wir — man möge mich überwältigen — —"

Richard von Rockstein fühlte, wie Frieda doch nur mit dem Aufgebote aller Kraft die letzten Sätze hervorstieß.

„Nein," rief er, sie leidenschaftlich unterbrechend, „so sollen Sie mich nicht hintergehen! Sie möchten Zeit gewinnen, um jene Selbstvernichtung zu vollziehen, die Ihnen Ihre Vergangenheit nun als ein sittliches Gebot vorspiegelt, ehe eine neue, schönere Erkenntnis von Ihrem kranken Gemüte völlig Besitz ergreift! Sorgen Sie nicht um mich und meine Zukunft — ich hoffe, daß mein redlicher Wille sie allzeit ehrenvoll gestalten wird. Aber was ich hier erreichen will und muß — das ist Ihre Rettung, selbst gegen Ihren irregeleiteten Willen —"

Er hielt inne, denn in diesem Augenblicke erhob Frieda die Rechte —

„Ich werde Sie nicht töten," unterbrach sie ihn rasch, doch mit bebender Stimme, „aber dennoch muß ein Ausweg gefunden werden —"

Mit einer blitzschnellen Bewegung kehrte sie die Waffe gegen sich selbst — Herr von Rockstein, von einer furchtbaren Ahnung vorwärts getrieben, sprang hinzu — indem er sie mit starkem Arme um die Hüften faßte, krachte ein Schuß — er hatte umsonst versucht, dessen Richtung mit einem raschen Griffe abzulenken. Nun umfing er mit beiden Armen die wankende Gestalt, drängte sie vom Rande des Abgrundes weg und ließ sie sanft auf den Estrich niedergleiten.

In leisem Stöhnen, mit der letzten Kraft ihrer edlen Glieder wehrte das Mädchen seiner eisernen Umarmung — doch schnell erlahmte dieses Widerstreben, der Revolver fiel aus ihrer Hand, sie schloß die Augen, und der Mond ergoß sein fahles Licht auf das todesbleiche Antlitz.

Da ertönten hastige Rufe, noch durch die Ferne gedämpft, aber bald näher und lauter, und freudekündend! Richard von Rockstein erkannte die Stimme seines treuen Burschen.

„Hierher, Wolfgang," schrie er laut, „folge nur den Stufen aufwärts zur Plattform!"

Einen Augenblick später vernahm er Wolfgangs mächtige Baßstimme auf der letzten Treppenwindung: „Herr, vergelt's Gott, daß ich Sie endlich g'funden hab', Herr Hauptmann!"

Und schon tauchte seine Kraftgestalt empor. — „Nun, und das Fräul'n — wird ihm doch hoffentlich nix fehl'n!?"

Aber sein Herr hatte sich bereits wieder über Frieda gebeugt. Er suchte die Verletzung zu erkunden, die sie sich zugefügt.

„Hilf mir, rasch!" rief er statt aller Antwort, und alsbald kniete Wolfgang neben ihm, dem bei diesem Anblick das Wort auf den Lippen erstarb. Während er die Verwundete im Nacken stützte, öffnete Rockstein ihre pelzverbrämte Jacke — aber schon zog er bestürzt die Hand zurück, als er sie plötzlich von warmem Blute befeuchtet fühlte.

Er selbst rang nach Fassung, doch nur einen kurzen Moment. Dann sprach er tonlos:

„Nun greife zu, Wolfgang, so flink als zart! Im allernächsten Zimmer unten betten wir sie, und dann eilst Du fort, einen Arzt herbeizuholen, womöglich Freund Sonklar!"

Mit aller Sorgfalt nahmen sie das Mädchen auf ihre Arme und trugen sie hinab. Wolfgang stieß eine Thür auf, und beim spärlichen Scheine eines Taschenfeuerzeugs legten sie die holde Gestalt auf ein Ruhebett — sie befanden sich in einem der vielen Gastzimmer, welche das Schloß in seinen Mauern barg. Dann eilte Wolfgang fort, indes sein Herr in allen Winkeln nach Kerzen suchte. Vergebliche Mühe — er mußte mit seinem Schützling im Dunkel verharren, in das von dem mondberhellten Firmamente nur ein ganz schwacher Schein hereinfiel.

In ihm hämmerten alle Pulse — vom Lager her drang manchmal ein schweres, seufzendes Atmen an sein Ohr. Er schlich vor die Thür auf den Korridor, wo die Diener und Ordonnanzen bereits für ihre Herren in der langen Zimmerreihe Quartier machten. Als Wächter harrte er da, damit kein Unbefugter sporenklirrend in die bange Stille des kleinen Gemaches einbräche. Nun wurden auch Lichter sicht-

bar, die Laternenarme des Hausflurs wurden angesteckt — eine Ewigkeit schien es ihm zu währen, bis sein Freund Wilfried Sonklar, und neben ihm Wolfgang und ein Krankenträger, in höchster Eile herankamen. Die beiden Burschen hatten auch schon Kerzen zur Hand — so traten sie nun zu vieren an das Schmerzenslager Friedas.

Der Schein der Lichter erweckte sie aus der ersten Betäubung. Sie erkannte den Doktor Sonklar — purpurne Röte ergoß sich über ihr Antlitz. Er ergriff ihre Hand und mit jenem warmen Blicke, der jeden trefflichen Arzt auszeichnet, beugte er sich über sie und sprach einige Worte des Trostes mit der sichern Ruhe des kundigen Helfers. Dann ein Wink an seinen Gehilfen — und von diesem mit gewandten Händen unterstützt, begann er das Werk der Untersuchung . . .

Hauptmann von Rockstein und Wolfgang waren vom Lager zurückgetreten; letzterer faßte auf das Geheiß seines Herrn vor der Thür Posto, um jede Störung abzuhalten. Ehe er ging, machte er zwar eine Bewegung, als habe er jenem Wichtiges mitzuteilen — aber ein ungeduldiger Wink trieb ihn von hinnen. Bald übernahm Rockstein selbst wieder das Amt des Thürhüters, als man Wolfgang fortschickte, Wasser herbeizuschaffen. Im Schlosse wurde es immer lebhafter. Die Säbel der Offiziere, welche ihre Zimmer aufsuchten, rasselten den Flur entlang.

Wohl eine halbe Stunde war vorübergegangen, während Doktor Wilfried und der Wärter emsig um Frieda beschäftigt waren. Rockstein warf manchmal mit bebender Stimme eine Frage hin, die aber sein Freund recht einsilbig beantwortete.

Endlich ruhte das Mädchen in einem kunstgerechten Verbande. Der Arzt erhob sich und trat zu Richard. Er reichte ihm ein kleines Bleigeschoß, das er eben vom Blute gereinigt hatte.

„Ich glaube mich nicht zu täuschen," sprach er im ruhigsten Tone, „daß dieses Ding für Dich den Wert einer Reliquie haben wird."

Richard ergriff die Kugel. „Wilfried, nun sage mir ohne jeden Rückhalt, wie steht es um sie?"

„Das Geschoß ging hoch, es stak im oberen Rande des Schulterblattes. Wenn keine ganz besondere Komplikation eintritt —"

„Ist sie gerettet?"

„Dürfen wir ihre Rettung erhoffen," ergänzte vorsichtig der Arzt. „Nun will ich nachsehen, was es unten etwa noch zu thun giebt, dann meinen Hunger stillen — na, wenn wir jetzt so eine Schüssel voll duftigen Schmarrns hätten wie dazumal auf der Zufallhütte! — komm' nur Du auch mit, um Dich zu stärken; es thut Dir not, ehe Du die Nachtwache hier antrittst, die Du, wie ich zum voraus weiß, keinem andern überlassen wirst!"

Rockstein schüttelte den Kopf. „Ich bleibe," sprach er leise, „Wolfgang wird für das übrige sorgen. Ich danke Dir herzlich für Deine Hilfe und Deinen Trost."

Die Freunde reichten einander die Hände. „Muß sehen, daß ich ein paar Flaschen guten Wein — für meine Patientin austreibe," meinte Wilfried Sonklar mit fröhlicher Miene und blinzelte den Hauptmann an; und was sie von dem Vorrate etwa nicht für sich bedarf — ich denke, sie wird wohl einige Tropfen übrig lassen — das kannst ja Du Dir zu Gemüte führen! Später werde ich nochmal erscheinen."

Und er ging, gefolgt von dem Wärter. Draußen hatte Wolfgang ein mächtiges Genfer Kreuz, das er im Schloßhofe der Sanitätskolonne abgebettelt, an den reich verschnörkelten Thürpfosten befestigt. Die roten Balken des geheiligten Zeichens leuchteten weithin durch den jetzt erhellten Flur und wehrten so dem Eindringen jedes Unbefugten.

Als der Arzt und sein Gehilfe sich entfernt hatten, trat Wolfgang ins Gemach. Aus einer mächtigen Tasche, die ihm an der Seite hing, und in welcher er stets die unentbehrlichsten Gebrauchsgegenstände für seinen Herrn barg, holte er eine Flasche hervor, die er diesem überreichte.

„Ich hab' sie im Keller so in aller Geschwindigkeit mitg'nommen, weil ich Sie zuerst dort drunten suchte. Ich glaubte auch wie alle andern, daß das Fräul'n da was Schlimmes anstellen und daß Sie sie daran hindern wollten —"

„Und es besteht keine Gefahr mehr?"

„Alles in Ordnung, Herr Hauptmann. Man hat eine Abteilung Infanterie kommandiert, die unter Anweisung der Pioniere alles Verdächtige aus den Kellern in den Park weit hinaustrugen. Es sind Wachen dabei aufgestellt — das Schloß selbst is sauber. Aber die Hauptsach', Herr Hauptmann, die Hauptsach'!"

„Nun?"

Und Wolfgang erzählte in treuherziger Darlegung: Kaum hatte sein Herr die Zügel der beiden Pferde ihm zugeworfen, um dem Fräulein von Elmsrode mit Todesverachtung zu folgen, als es auch den braven Burschen nicht länger an der Stelle litt. Er gab die Zügel an einen andern ab — aber in dem Augenblicke sperrten ihm einige Herren des Stabes den Weg zum Portale. Ein schwerverwundeter französischer Offizier hatte ein dringliches Zeichen gegeben, und sofort ritten einige dicht zu ihm heran — es war vorauszusetzen, daß er wichtige Mitteilungen machen wollte.

Es war Armand von Saraudy. Mit der letzten Kraft, aber noch klaren Sinnen, gab er sein Ehrenwort, daß die Dame, welche, ohne ihn zu erkennen, hart an seiner Bahre vorüber ins Innere geeilt war, nicht die geringste Mitschuld an dem geheimen Anschlage trug. Denn die Schreckensthat war erst ersonnen worden, nachdem sie selbst schon vom Schlosse weggeritten war!

Nur mit der äußersten Anstrengung hatte der Verwundete seine Versicherungen beendigt. Sein letzter flehender Ruf war noch: „Rettet sie!" dann schloß eine tiefe Ohnmacht ihm Augen und Lippen.

Ein Offizier des Generalstabs veranstaltete sofort eine Untersuchung durch Umfrage bei den Gefangenen. Auch der Kapitän, der sie geführt hatte, bestätigte feierlich jene Angaben. Das wichtige Ergebnis ging dann in deutscher Sprache rasch von Mund zu Munde. Endlich erhaschte Wolfgang einen

Augenblick, da zwischen den dicht gedrängten Pferden des Generalstabs sich eine schmale Gasse bildete, und mit wenigen Sätzen verschwand auch er in der dunklen Einfahrt des Schlosses.

Getreu bis in den Tod!

Aber Wolfgang erzählte das so schmucklos, als etwas ganz Selbstverständliches.

Richard von Rockstein reichte ihm bewegt die Hand. „Das soll Dir unvergessen bleiben, Wolfgang! Habe Dank für Deine Anhänglichkeit und Deine wichtige Mitteilung —“

„Ja, Herr Hauptmann,“ raunte der treue Bursche mit einem freundlichen, wohl besonderen Lächeln dazwischen, „mich freut's ja auch ganz höllisch, daß die G'schicht' so is und nicht anders. Jetzt kann ja all's noch gut werd'n! Nun, und nachher heißt's jetzt auch fürs Abendessen sorgen!“

Noch einen kurzen Blick warf er auf die Verwundete. Es schien ihm, als habe ein zartes Rot ihre vorher so bleichen Wangen lebhafter gefärbt. Doch lag sie regungslos, mit geschlossenen Augen —

Er nickte mit Befriedigung vor sich hin — dann stahl er sich lautlos aus dem Gemache.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Rockstein stand am Kopfende von Friedas Lager. Er hatte Wolfgangs Bericht in höchster Erregung entgegengenommen, die er doch um der Kranken willen gewaltsam meistern mußte.

Und als er sich nun allein mit ihr befand, wie schlug sein Herz so freudvoll bei allem Leid des Augenblickes!

Er blickte über das Kissen weg auf ihr Antlitz und bemerkte, daß sie jetzt die Augen geöffnet hatte. Eine Zeitlang wagte er nicht sich zu rühren. Aber ihr Blick schien umherzusuchen — sie war erwacht aus der Erschlaffung vom Blutverluste und aus der stillen Scham, mit welcher sie die emsigen Hände des Arztes an ihrem entblößten Nacken fühlte. Und Rockstein sagte sich, daß er ihr nicht länger die frohe Kunde von jener Wendung vorenthalten durfte, welcher sie selbst mit der verhängnisvollen Hast eines unbesieglichen Selbstgefühls hatte vorgreifen wollen.

Er trat an ihre Seite. Ein sanfter Blick aus ihrem Auge traf ihn — sie streckte ihm die freie Rechte entgegen, und leise kam es von ihren Lippen:

„Ich danke Ihnen — danke Ihnen aus ganzer Seele. Ich habe alles mitangehört — ach, nun darf ich ja wieder leben, da dieser erniedrigende Verdacht von mir genommen ist!“

Richard von Rockstein beugte sich auf ihre Hand und küßte sie. Das Glück dieser Stunde rührte selbst an seine männliche Fassung — und als nun das Zittern des Händchens, das er noch immer festhielt, ihm verriet, daß auch die Zurückhaltung seines Schützlings unter den jüngsten Eindrücken zusammenbrach, da sank er auf's Knie und in heißen Thränen löste sich die ungeheure Spannung zweier streng geprüften, hochgemuten Menschenseelen. —

Nach einiger Zeit erhob sich Rockstein. Liebevoll ermahnte er Frieda zur größten Ruhe, damit der Verband sich nicht lockere und ihre innere Bewegung keinen schlimmen Einfluß auf ihre Wunde übe. Sie aber lächelte ihm in einem klaren Aufblicke entgegen und flüsterte: „Es thut nicht mehr weh.“

Sie sahen einander tief in die Augen — aber was die beiden so gelesen, das bewahrten sie nun in einem nicht mehr bangen, vielmehr ahnungssüßen Schweigen. —

Während dieser Vorgänge hatte das weite Schloß den Generalstab in seine behaglichen Räume aufgenommen. In dem einen Flügel des Erdgeschosses aber hatte man der Weisung von der Tanns gemäß die nicht sehr zahlreichen Verwundeten untergebracht. Hier, in einer Flucht von mehreren saalartigen Zimmern, walteten die Ärzte in dem stillen Reiche der Schmerzen. Nur manchmal drang ein leises Klagen aus einer Ecke her, während die Mehrzahl der Verletzten mit herbem Dulderstolze jeden Jammerlaut unterdrückte. Denn Franzosen und Deutsche — letztere nur in sehr geringer Anzahl — waren hier unterschiedslos nebeneinander auf Teppiche, Decken und Stroh gebettet worden, und nun wetteiferten Sieger und Besiegte auch auf dem Schmerzenslager noch in der Bewährung unverdrossenen Mutes.

Einige Offiz'ere der Mobilgarden hatte man zusammen in einem Zimmer so bequem als möglich gebettet. Unter ihnen auch Kapitän Perrin, den gutmütigen Graukopf. Als die Ärzte an sein Lager traten, bat er mit kräftiger Stimme, die aber doch etwas von der inneren Aufregung zitterte, um ihr rückhaltloses Parere. Als sie ihn jedoch wegen seiner Wunde trösteten und ihm die Versicherung gaben, daß sein Leben nach menschlicher Berechnung durchaus nicht gefährdet sei, da lächelte er sehr befriedigt, und seine Stimme klang noch lauter und ganz sicher, als er mit bestem Humor weiterplauderte:

„Also nicht gefährlich gerade? Aber doch so, daß es zu einem ehrenvollen Abschied mit Pension genügt? Übrigens denke ich, daß mir meine vierzig vollen Dienstjahre allein schon diesen Anspruch sichern werden! Eine lange Zeit, seit ich noch als Knirps die Trommel schlug! Kamerad Biscard, he dort, schmerzt Dich der Knöchel, den sie Dir so jämmerlich zerschossen haben? Siehst Du, mein Freund, den ich jetzt als meinen Schicksalsgenossen feierlich zu meinem Dutzbruder ernenne, Dein ewiges Besserwissen hilft Dir nun doch nicht vom Krüppel! Mußt Dich nun vielleicht auf Monate auf dem Prokuristenbette bescheiden —“

„Prokrustesbett heißt es!“ brummte der andere in ungebührlichem Tone herüber.

Papa Perrin kraute sich mit derbem Lachen um seinen Bart: „Recht, so, Biscard, Du bist eben ein Prachtkerl; auch in Deinen Schmerzen immer noch ein findiger Witzbold! Leidsgenosse, wirf mir doch eine Cigarette herüber — denn die Deinigen sind nun einmal doch besser als die meinen; das ist so sicher richtig wie mein ‚Prokuristenbett,‘ verstanden, Du Vielgescheiter!“

Also plauderte der launige Alte in behaglichster

Stimmung, bis die Instrumente der Ärzte störend dazwischen griffen. Da biß er freilich manchmal die Zähne aufeinander, und Freund Biscard mußte mit einigen weiteren Cigaretten aushelfen, bis er wohl verbunden war und endlich, aufs äußerste ermüdet, in einen tiefen Schlaf verfiel.

Die Ärzte aber wandten sich zu seinem Nachbar, ihr blutiges Segenswerk mit unermüdlichen Händen fortzusetzen. —

Es war schon sehr spät geworden, als Hauptmann von Rockstein in das erste der Zimmer trat. Einen Franzosen, der noch wachend vor sich hinstarrte, den Oberkörper gegen die Wand gelehnt, fragte er nach dem Lieutenant Baron Saraudy.

„Ich glaube, man brachte ihn an das Ende der Zimmerreihe," war die Antwort.

Rockstein begab sich mit leisen Tritten dahin. Sein erster Blick fiel auf Professor Nußbaum, den berühmten Chirurgen der Münchener Hochschule, der hier an dem blutdurchtränkten Lager eines feindlichen Offiziers noch wachte, während er seinen beiden Gehilfen bereits den Schlummer nach den großen Mühen dieses ungewöhnlich strengen Marschtages gönnte. Er hatte sich einen Fauteuil zurecht geschoben, in dem er nun selbst ruhte. Ein weißer Schurz, der zahlreiche Merkmale der vor kurzem beendigten blutigen Arbeit trug, bedeckte vom Halse ab seine ganze Gestalt im Waffenrock eines Generalarztes.

„Grüß' Gott, Herr Hauptmann," sprach er leise in seiner treuherzigen Art, als Rockstein auf den Zehen eintrat, „ich habe Sie zu mir bitten lassen um dieses Sterbenden willen."

„So haben sich unsere Gedanken schon aus der Ferne begegnet, Herr Generalarzt," sprach der Hauptmann. „Das Fräulein von Elmsrode hatte mich gebeten, Erkundigungen über den Zustand des Lieutenants von Saraudy einzuziehen."

„Da sehen Sie selbst," entgegnete Nußbaum mit einem Achselzucken der Hoffnungslosigkeit.

In diesem Augenblick öffnete Armand die matten Lider. Der Name Friedas war an sein Ohr gedrungen und rief noch einmal die schwindenden Lebensgeister wach.

„Er hat schon oft nach ihr gefragt und flehentlich gebeten, daß man ihr kein Leid zufüge, vielmehr sie ganz unter deutschen Schutz stelle," ergänzte Professor Nußbaum; „hier, unter seinen Landsleuten, wäre ihr Leben verwirkt, da man sie unbedingt als Spionin betrachten würde."

Richard von Rockstein nickte tiefernst: „Sie hat den Abfall von der Heimat schwer gebüßt," entgegnete er; „so erntete sie Mißtrauen und Verfolgung von beiden Seiten. Es war eine furchtbare Lehre —"

„Was ist mit ihr?" stammelte Armand plötzlich, als habe er die Worte des Hauptmanns verstanden, und sein Auge richtete sich groß, mit dem Ausdruck der schmerzlichsten Sorge auf diesen.

Rockstein beugte sich über den Verwundeten. In langsamer, deutlichster Betonung jedes Wortes suchte er ihn über Friedas Schicksal zu beruhigen.

Ein Dulderlächeln übersonnte die schmerzensstarren Züge Armands. Dann flüsterte er: „Warum kommt sie nicht? Ich möchte ihr Abschied sagen."

Nun konnte man ihm nicht länger verheimlichen, daß sie dessen unfähig, weil selbst verwundet sei. Rockstein erfand jedoch eine schonende Umschreibung des wahren Sachverhaltes.

Armand von Saraudy vernahm die Kunde mit dem Ausdruck schmerzlichster Enttäuschung. Seine Kräfte schienen vollends erschöpft — eine Zeitlang lag er still, mit geschlossenen Augen.

Als er sie aber dann wieder öffnete, da brach es wie ein Seherleuchten aus den Tiefen seines Blickes: „Heimwärts!" hauchte er, „nach Deutschland soll man sie bringen, und auch ihr Herz, ihre ganze Seele soll dahin zurückkehren! Dort allein ist ihre Heimat — die Fremde aber ist lieblos! Keine Hand wird hier sie mehr beschützen, sobald die meinige erstarrt ist. Dort drüben erhebt sich in Glanz und Ehren ein Volk, das wir bisher belächelten — aber die neue Sonne bricht siegreich durch die Wolken, womit die Überhebung und mißgünstige Spottsucht der Nachbarn sie bisher umschleiert hielten. Wenn das teure Mädchen an seinem Groll festhält, seinen Blick hartnäckig von der neuerstandenen Sonne abkehrt, wird darüber sein Herz unter dem Mangel belebenden Lichtes verkümmern — das doch beglückend und veredelnd es mit einem neuen, höheren Inhalt erfüllen könnte!

„Das — das ist mein letzter Gruß an sie! Seien Sie dessen gütiger Übermittler, und sagen Sie ihr, daß Armand von Saraudy gern und überzeugungstreu sein Leben hingiebt für sein Vaterland, obwohl seine eigenen Landsleute und Waffenbrüder ihm noch die letzten Stunden mit dem erniedrigendsten Verdachte vergiftet haben! Meine Liebe zu dem großen Frankreich war zu fest begründet, als daß je Enttäuschungen oder Mißstimmungen ihr Abbruch hätten thun können. Dessen möge sie sich erinnern, so oft zu Hause die alte faktiöse Stimmung sie überwältigen möchte — genährt von denen, die zwar in der Sicherheit des Friedens den Mut der Verschwörung haben, aber sich vorsichtig von den Schlachtfeldern fern halten, wo sie für ihre ‚Ideale' mit ihrem Blute zeugen könnten! Frieda von Elmsrode möge eingedenk bleiben, daß man die Frondeurs von jenseits des Rheines bei uns zwar geduldet, aber nicht geachtet hat! In jugendlicher Ahnungslosigkeit kam auch sie zu uns — jetzt aber ist sie, vom Schicksal rauh angefaßt, eine Wissende geworden, und nun wird ihr Stolz auf eine Rolle sich besinnen, die ihrer würdiger ist!"

Armand schwieg. Die äußerste Erschöpfung legte ihre bleierne Hand auf seine Züge. Tiefbewegt, bewundernd stand Richard von Rockstein an seiner Seite, und auch in dem durchgeistigten Antlitz Nußbaums, der so viel des Leides schon geschaut hatte, zuckte es von mühsam verhaltener Rührung.

Nach einer Weile öffnete Armand nochmal das Auge. Mit einem langen, ergebungsvollen Aufblick dankte er dem Arzte, dann dem Abgesandten Friedas — jetzt begann in seinem Körper ein letztes, heißes Ringen, in welchem die Jugendkraft seiner Glieder

sich noch einmal trotzig aufbäumte gegen die Siegerfaust des Todes — und dann umschleierte eine tiefe Schwäche mitleidfreundlich sein Bewußtsein. Und in einem letzten, zitternden Seufzer hauchte Frankreichs ritterlicher Sohn seine edle, große Seele aus.

Neununddreißigstes Kapitel.

Um die Wipfel des Parkes, um den trotzigen Wartturm von Le Ban wallen kalte, düstere Morgennebel. In den Scheunen und Ställen wird es schon frühe lebendig. Am Portale sammeln sich Ordonnanzen, der Befehle des Generalstabs gewärtig; gähnend füllen sie ihre Feldflaschen aus dem unerschöpflichen Vorrate der herrschaftlichen Keller, und manch herzhafter Schluck gurgelte bereits durch die noch nüchterne Kehle. Dann wurde auch manch bauchiges Fäßlein die Stiege herauf an das Licht des Tages geholt; an den verschiedenen Fahrzeugen hintenauf festgeschnürt sollte es als ein milder Tröster zu den marschierenden Abteilungen hinabgrüßen. Ein würziger Kaffeeduft lagerte sich über den weiten Schloßhof, frostige Lippen schlürften den belebenden, leider zu spärlich zugemessenen Trank.

Auch in dem Pachthofe unten an der Straße regte sich's allmählich. Dort waren die Gefangenen bewacht worden, die übrigens in ihrer äußersten Erschöpfung ihren Wächtern die Aufgabe sehr erleichtert hatten. Nachdem die armen Bürschchen aus den Vorräten ihrer Tornister und Taschen sich gestärkt, schwangen sich brandenburgische Ulanen in ihre Sättel, und ein wohlverständliches Winken mit den Lanzen ordnete die anfangs etwas disciplinlos durcheinander trippelnden Mobilgarden rasch zu einer dichten, wohlgeordneten Marschkolonne. Ihre frosterstarrten Hände versenkten sie tief in die Falten der Mäntel, nachdem sie die kurzen Pfeifchen in Brand gesetzt. Und mit den blauen Ringeln bliesen sie auch bald den Kummer sich von den leichten Herzen.

„Oh la la, da geht nun die Reise in das dumme, nebelkalte Deutschland! C'est la guerre — allons donc, 's giebt ja dort schon viele Gesellschaft!"

Jetzt ertönte von der Spitze her ein scharf markiertes: „Abmarschieren!" — und die plaudersamen, schon halb getrösteten Söhne der Provence zogen dahin, nordwärts, dem Lande entgegen, wohin ihnen schon mehrere Hunderttausende ihrer Kameraden vorausgegangen waren.

Auch die deutschen Abteilungen rüsteten sich zum Aufbruch.

Droben trat Richard von Rockstein in Friedas stilles Gemach. Unter seiner und Wilfrieds Fürsorge war ein Wagen in stand gesetzt und mit Kissen und Decken, mit Mundvorräten und dem nötigsten Gepäck ausgestattet worden. Ein Marschvorweis war von einem Adjutanten des Stabes ausgestellt, zwei Leichtverwundete, die sich ihrer Waffen noch einigermaßen bedienen konnten, sollten Friedas spezielle Bedeckung bilden. Im Schutze des Kavalleriepiketts, welches die Gefangenen eskortierte, sollte auch sie den Weg zurücklegen, bis sie in den Bereich des regelmäßigen deutschen Etappendienstes gelangte, wo ihre Weiterbeförderung bis zur Bahnstation Lagny keinen Schwierigkeiten mehr unterlag.

Unter der diskreten Mithilfe von Wilfried Sonklar war Frieda bereits reisefertig geworden. Wolfgang und ein Gehilfe des Arztes standen auch schon bereit, um sie mit möglichster Schonung hinabzutragen und in den Wagen zu heben.

Als nun aber Hauptmann von Rockstein ins Zimmer trat, da sah er sich einen Augenblick später mit Frieda allein — Wilfried und die Diener hatten, ohne ein Wort zu sprechen, dennoch wie auf Verabredung das Gemach verlassen.

Richard fühlte sich mit einem Male außerordentlich befangen. Mit stockender Stimme erwähnte er, daß unter einer majestätischen Eiche unweit des Schlosses nach seiner Angabe ein Grab ausgehöhlt worden war, worin man Armand von Saraudy bereits gebettet hatte. Die Stelle war genau kenntlich gemacht.

Friedas Augen wurden naß, und in schmerzlicher Bewegung wandte sie eine Zeitlang ihr Gesicht zur Seite. In peinlichen Zweifeln zermarterte sich Richards Seele — gestern abend glaubte er ein stummes, wonniges Verheißen in dem Blicke des schönen Mädchens zu lesen; aber als er ihr die letzten Grüße Armands überbrachte, so eindringlich als inhaltsschwer, da schien dessen Mahnung jedes tieferen Eindrucks auf sie zu entbehren. Vielmehr hing ihr Auge mit ängstlicher Ungeduld an Rocksteins Lippen, um nur das eine zu hören, das er doch auszusprechen immer und immer wieder zögerte — ob Armand noch lebte oder —

Und als Richard ihr endlich die traurige Wahrheit bekannt hatte, da ward er Zeuge eines Schmerzensausbruchs, wie er nur dem tiefsten Seelenleid entsprach. Er wurde irre an jenen stillen Merkzeichen eines Gesinnungswandels, die er nicht nur bezüglich der Stellung Friedas zu den großen Ereignissen des Jahres günstig deutete – die ihn auch zu einem holden Ausblick in seine eigene Zukunft ermutigten.

Aber angesichts der Erschütterung, womit Frieda die Kunde von Armands Tode hingenommen, erschienen ihm seine Hoffnungen als Trugbilder, und in mannhafter Entschlossenheit bemühte er sich auch sofort, sie zu zerstreuen. Ein herber Trost beschlich alsbald sein Herz: wenn das teure Mädchen, mit oder ohne fremde Einwirkung, neuerdings dem Bannkreise jener Ideen verfallen sollte, denen sie überhaupt noch nicht völlig abgeschworen zu haben schien — wäre dann je für ihn ein Glück an ihrer Seite möglich? Aber freilich, im Anblick ihrer rührenden Hilflosigkeit, ihrer holden Gestalt, im lebhaften Gedenken an ihre herrlichen Seeleneigenschaften, entrang er nur mit äußerster Mühe jene harte Erkenntnis seinen geblendeten Sinnen, seinem sehnenden Herzen.

Etwas erleichtert wurde sie ihm durch die Betrachtung, daß ja sein eigenes Leben jetzt nur dem Augenblick gehörte, daß er neuen blutigen Kämpfen entgegenzog. Die Offiziere, welche das Armeekorps seit seinem Abmarsch im Juli auf dessen weiten Siegeszuge begleitet hatten, waren zu einem gar

schmächtigen Häuflein zusammengeschmolzen, die meisten Chargen waren inzwischen bereits zwei- und dreimal neu besetzt worden! Die bisher verschont gebliebenen, fragten sich nach jedem Gefechte verwundert: Wann wird es denn auch uns treffen? — wir wären ja längst an der Reihe!

Und Richard von Rockstein sagte sich im stillen, daß er unter solchen Verhältnissen am besten that, jede Frage an die Zukunft offen zu lassen.

Von draußen herein drang wieder ein geräuschvolles Öffnen und Schließen der Thüren, Sporenklirren und Säbelrasseln. Daß auch der Generalstab sich so früh zum Abmarsch fertig machte, deutete darauf hin, daß man auf eine neue, baldige Begegnung mit dem Feinde gefaßt war.

Es lag etwas Gewaltsames in jenem Lärm, so daß jede andere Stimmung ihm weichen mußte; mit brutaler Nötigung mahnte der Augenblick zum Abschied.

Nun ergriff Rockstein Friedas Rechte. Er hatte bemerkt, wie sie den schmerzlichen Eindruck von Armands Hingang zu überwinden suchte, um mit klarer Fassung sich in die Anforderungen dieser Stunde zu fügen.

„'S gilt zu scheiden!“ sprach er sanft. „Rauhe Ordnung hält der Krieg — und wir gehorchen. Ziehen Sie glücklich heimwärts — heimwärts —“

Er konnte nicht weiterreden. Das übervolle Herz machte Miene, den furchtbaren Zwang zu durchbrechen, welchen er ihm mit dem Aufgebote aller Kraft auferlegte. Frieda von Elmsrode aber hielt den Blick fest auf ihn gerichtet — in erwartungsvollem Schweigen.

Einige Momente lang verharrte auch Richard von Rockstein regungslos, das Haupt näher zu ihr herabgebeugt, als hoffe sein Ohr einen trauten Laut zu vernehmen, der ihm eine süße Erlösung brächte aus bangen, nagenden Zweifeln.

Sie sprach nicht; nur ihr Herz klopfte mit lauten Schlägen, die selbst durch den festen Verband hindurch vernehmlich wurden.

Nun führte er rasch ihre Rechte an seine Lippen, ging dann schnell an die Thür und öffnete sie.

Wilfried Sonklar trat mit den Burschen ein — nicht die geringste Bewegung verriet in ihren Zügen, welche Gedanken über das letzte, ungestörte Zusammensein jener beiden sie beschäftigen mochten.

Auf ihren Händen trugen sie die Verwundete hinab und hoben sie in den Wagen. Die zwei leichtverletzten Soldaten schwangen sich auf den Bock und der eine nahm die Zügel zur Hand. Zwei ausrangierte Kolonnenpferde, welche dem Dienste an den schweren Vorratswagen nicht mehr gewachsen waren, hatte man vor die leichte Chaise gespannt.

Nun lag Frieda von des Arztes eigener Hand mit rührendster Sorgfalt in die Kissen gebettet. Das Dach der Kutsche wurde geschlossen — mit befangenem Zögern reichte das Mädchen den beiden Freunden nochmal die Rechte, dann ebenso dem biederen Wolfgang und dem Gehilfen des Doktors.

„Tausend Dank und Glück auf allen Wegen!“ flüsterte sie noch mühsam.

Auf ein Zeichen Rocksteins zogen die Pferde an, und in bedächtigem Schritte ging die Fahrt zu Thale.

Schweigend suchten die anderen ihre Abteilungen auf — schweigend zogen sie mit ihnen hinaus in den nebelgrauen Morgen — dem Feinde entgegen, während die Hügel der Sarthe, und bald auch die unabsehbaren Blachfelder der Beauce sich zwischen ihnen und der schönen, stolzen Herrin von Elmsrode dehnten.

Epilog.

Friede!

Vierzigstes Kapitel.

Orléans, die trotzig schöne, weinbekränzte Tochter der Loire!

Sie hat dereinst schon der Hunnenkönig mit wilder Macht umworben. Fast tausend Jahre später trotzte sie dem letzten Hort der Engländer, dem tapferen Bedford, bis Johanna d'Arc sie entsetzte. Vor ihren Wällen sank sogar der große Guise in den Staub — keinem von ihnen war es gelungen, eine Zinne aus der stolzen Mauerkrone zu brechen!

Und wieder kam ein mutiger, fremder Werber, und siehe, dem ritterlichen Bedränger von der Tann ergab sie sich im ersten Ansturm!

Aber indes der Sieger ruhte, knirschte draußen der Neider, Aurelle de Paladines! Manchmal pochte er mahnend mit dreistem Finger — seiner fünffachen Übermacht mußte der Deutsche sogar vorübergehend weichen.

Aber schon nach wenigen Wochen galt das gepriesene Kind der Loire von neuem als der heißumworbene Siegespreis eines gewaltigen, erbitterten Ringens.

Blendend, unermeßlich dehnten sich die starren Schneegefilde der Beauce, auf welche die Wintersonne mit fühllos kalten Blicken niedersah. Um Beaune la Rolande, Artenay, Loigny Poupry, um Beaumont, Villejaumont und Cravant lohte es bald in ungezählten, mächtigen Feuersäulen auf, als müßten sie den Riesendom des Himmels stützen, damit er nicht vom brüllenden Donner der Geschütze zerberste. Blutig leuchteten sie dem neuen, stolzen Siegesfluge des Preußenaares und dem zähen Grimm des Bayernleus. Ob auch dieser selbst schon aus klaffenden Wunden blutete, und die Mähne im langen Ringen ihm schon tüchtig zerzaust war, so schlug er doch immer und immer wieder seine Tatzen in die Brust des übermächtigen Feindes, und er zwang ihn endlich doch zu Boden — trotz alledem!

Aber schon nach kurzer Rast schritt er wieder nordwärts, auf eisigen Wegen, die der markerstarrende Oststurm spiegelblank fegte. Denn auch an der schönsten, stolzesten Beute des ganzen Landes wollte er sich sein Ehrenteil sichern.

Und auch dieses wurde ihm: am neunundzwanzigsten Januar 1871 lag die üppige Weltstadt bezwungen zu seinen und seiner Brüder Füßen!

Und damit war es auch genug des Streites, genug der Ehren!

Es kam der Frühling — mit mildem Hauche löste er der Erde frostige Fesseln, und sein sanfter Atem ließ auch in den ernsten Kriegerherzen Heimatsehnsucht und Versöhnung sprießen.

Nun hallet, hallet, ihr Friedensglocken! Aber euer erster Laut bedeute ein Dankgebet zum Himmel! Gepriesen sei, der uns des Sieges gewürdigt!

Ihr aber, lorbeerreiche Heldenscharen, kehrt im Triumphschritt zur langentbehrten Heimat wieder, die auch Euch so schmerzlich lang entbehrte! Laßt Eure Banner, die draußen nie des Staubes Niedrigkeit küssen lernten, im goldenen Lichte wallen! In stolzer Befriedigung darf Euer Auge dem gerührten Danke Eures ganzen Volkes entgegenleuchten; und Euer Herz, das selbst im wildesten Schlachtgetose stillgefaßt seiner schweren Pflicht schlug, mag jetzt zum ersten Male erbeben in Rührung vor dem brausenden Jubel, der von den westlichen Marken des Reiches sich fortpflanzt bis zur entlegensten Hütte!

Und jetzt dürfen Siegeslieder, Festgeläute auch die Klage um die opfergetreuen Toten übertönen — die doch der Heimat ewig leben!

Und wenn dann der trunkene Jubel mälich verrauscht ist — dann schichtet in pflichtenstolzer Demut Eure Waffen in der Halle; gebt den stilleren Segnungen des Friedens wieder die Ehre, und der rauhe Krieger wandle sich wieder zum schlichten, milden Bürger! Sei verbannt alle Überhebung, denn diese ist es allezeit, die bald in sorgloser Üppigkeit den eigenen, um so empfindlicheren Sturz vorbereitet! Nun zürnen Euch freilich aus Neid die fremden Völker — doch braucht Ihr keinen zu fürchten, so lange Ihr keinen verachtet! Laßt Euch nie von dem luftigen Wüstenbilde eitler Großsucht berücken, das ja doch früher in Schmerz und Thränen zerfließt! Schlagt vielmehr Euere Schlachten fortan auf den Kampfgefilden des Geistes, als die treuesten Streiter des Weltengenius! Denn hier reifen Siege, die nicht allein dem Überwinder zur Ehre, die auch dem Überwundenen zum Glücke gereichen — und hier wird Euch der jubelnde Dank der Völker neidlos die Palme reichen, neidlos Euch die Stirn mit dem schönsten Lorbeer krönen!

* * *

Hehren Glanzes strahlte die Julisonne und scheuchte jedes Wölkchen vom Himmel; jedes Wölkchen auch aus den Herzen, auf daß sie dem großen Ehrentage in ungetrübtem Glücke entgegenschlugen, der aus Graus und Todesschauern die Sieger heimführte an den Isarstrand.

München prangte in einem Prachtgewande, wie ihm noch keines je die stolzen Glieder herrlicher umhüllt hatte.

Und in Scharen wallte das Volk zu ihm von nah und fern, zahllos, friedensselig! In den Straßen herrschte ein sinnbeklemmendes Gedränge, das doch gedämpft war von der hohen Weihe des Festes!

Als es vom Turm der Theatinerkirche sechs Uhr schlug, da erfüllte trotz der frühen Morgenstunde bereits eine dichte Menge den weiten Odeonsplatz.

Das Nordthor der Residenz that sich auf, und ein silbermähniges Prachtroß trug den jugendlichen König stolz dahin durch den brausenden Jubel des Volkes.

In einiger Entfernung hinter ihm kam Kronprinz Fritz, den Marschallstab in der Rechten, mit dem er hoheitsvoll herniedergrüßte. Dann die königlichen Prinzen.

Weiter zurück, im Glanze ihrer wohlerworbenen Ehrenzeichen, manch ergraute, ernste Schlachtendenker, denen heute im strengen Auge nochmals helles Jugendfeuer aufblitzte.

Und „Hoch! Hurra!“ tönte es immer und immerfort, die Briennerstraße hinaus bis zum Paradeplatz auf Oberwiesenfeld — der Herzensdrang des Volkes umjauchzte liebend die beiden Fürsten.

Stunden vergingen, bis plötzlich vom Siegesthor herauf der Jubel sich erneuerte. Der König hatte weit draußen sein treues Heer und dessen schlachtenzerzauste Fahnen begrüßt, und nun sprengte er zum Denkmal seines großen Ahnen, des ersten Ludwig, um die Regimenter defilieren zu lassen.

Als der erste nahte der Kronprinz — Marschall Fritz. Mit freudigem Stolze durfte er dem Landesherrn die ihm anvertrauten Truppen vorführen, die er draußen von Sieg zu Sieg geleitet hatte.

Als der Prinz auf dem freien Platze vor dem Denkmal angekommen war, wandte er sich zuerst zu der Tribüne, wo, gerade dem König gegenüber, die Heldenschar der Verwundeten schmerzvergessen niederjubelte. Hoch aufgerichtet im Bügel hebt er vor ihnen zum Ehrengruße den Marschallstab bis zur Höhe seines Auges empor, senkt ihn dann tief, und ein Neigen seines Hauptes kündet ihnen seinen Dank und seine Anerkennung.

Dann aber wendet er rasch den Blick nach rechts, im weiten Bogen trägt ihn sein Roß über den freien Platz hin an die Seite des Königs, dem der Sieggekrönte die ehrenreichen Söhne des Landes also vorführt. Dieser Augenblick überwältigte selbst das zurückhaltende Wesen Ludwigs — er drückte dem ritterlichen Prinzen lang die Rechte und küßte ihm bewegt die beiden Wangen. Da flimmerten im weiten, weiten Umkreise tausend feuchte Augen, und tausend ergriffene Herzen erbebten unter dem Eindruck dieser Verbrüderung.

Nun zog der greise General Hartmann die Ludwigsstraße herauf, gefolgt von seinem Stabe. Jugendstramm ritt er an seinem königlichen Herrn vorüber, der Feldherrnhalle entgegen, wo Tilly und Wrede den Ruhmesgenossen von granitenem Sockel herab begrüßten.

Gleich darauf kam von der Tann — hei, wie rauschte ein dichter Lorbeerregen auf ihn hernieder! Da rief des Greises welke Lippe wie des Kindes ahnungslose Unschuld die Namen seiner Siege aus allen Fenstern.

Und nun das Heer! Stramm und stolz und wohlgerichtet — so zogen sie oft festen Trittes dem Tode entgegen! Aber heute überschütten Liebe und Dank sie mit Ehrenkränzen!

Da schmettern die lang entbehrten Weisen der Regimentskapellen wieder lustig durch die Straßen,

und als die Abteilungen den Weg durch die Altstadt nahmen, da brachen sie nur mit Mühe sich die Bahn durch das jubelnde Gedränge des Volkes.

Die Spitze bildeten die zehnten Jäger, die zuerst die Grenze bei Weißenburg von Schweigen her überschritten hatten. Dann folgte ein kombiniertes Bataillon, mit Chargen und Mannschaften aller bayrischen Infanterieabteilungen, die nicht vollzählig an dem Einzuge beteiligt waren.

Unter ihnen, hoch zu Pferde, zog Richard von Rockstein einher, von schönen Händen überreich mit Kränzen geschmückt.

Auch er hatte fürs Vaterland geblutet, als in den furchtbaren Dezemberkämpfen kaum einer der Offiziere ganz verschont blieb. Aber das Schicksal hatte es gnädig mit ihm gefügt. Nach wenigen Monaten verließ er wieder genesen das Feldlazarett und übernahm alsbald wieder die Führung seiner Kompagnie.

Jetzt ritt er dahin wie ein Träumender — nur manchmal wehrte er lächelnd dem biederen Wolfgang, der dicht hinter ihm am rechten Flügel des Zuges marschierte und die fliegenden Kränze unermüdlich und gewandt in der Luft erhaschte, um sie strahlenden Blickes seinem teuren Hauptmann zuzutragen.

Am Ende des Bataillons stapfte auch wohlgemut der Doktor Wilfried Sonklar. Seine jugendliche Überfülle erweckte das freudige Staunen manch eines biederen Bäuerleins, dessen schwer erregbare Seele heute doch in Entzücken schwamm. Und einer meinte laut, als er des behäbigen Arztes ansichtig wurde: „Ah, den schaut's an! Herrgott, is das a G'sundheit! Da können doch unsre Buam drauß'n net gar so schrecklich g'hungert hab'n!"

Im Bereiche der Altstadt steht ein Gasthof, vor dessen Front die Straße sich bedeutend verengt, als ob die Giebel der altehrwürdigen Häuser in Neugier sich über den lärmenden Verkehr näher zusammenneigten. Fremde aller Nationen — mit Ausnahme der einen — beugten sich aus den Fenstern, und mitentflammt von den großartigen Eindrücken und der Begeisterung des Volkes, beteiligten sie sich mit ganzer Freude und Hingebung an den Huldigungen für die vorbeimarschierenden Truppen.

Nur an einem Fenster im ersten Stocke stand allein, in stille, zurückhaltende Betrachtung versunken, eine junge Dame. Doch in ihrem Auge lag ein heller Abglanz dieser feierlichen Stunde. Und als nun die zehnten Jäger vorüber waren, und das Schmettern eines neuen Marsches das Anrücken des kombinierten Bataillons verkündete — da lehnte sie sich zitternd an den Pfosten des Fensters.

Schon tönte der Gleichtritt der Truppe herauf. Da faßte die Dame einen Kranz, der neben ihr auf einem Stuhle bereit lag — seltsamerweise war derselbe ausschließlich aus Blüten der edelsten hochalpinen Flora gewunden. An seinem unteren Rande flatterte eine Schleife in den Farben des neuen Reiches.

Mit sicherer Grazie schwang die Dame den Kranz aus dem Fenster. Das Falkenauge Wolfgangs sah ihn niederschweben — mit einem gewandten Sprung erhaschte er ihn und wehrte nicht seiner ahnungsvollen Neugier: er ließ die beiden Atlasbänder über den Rücken seiner braunen Rechten gleiten und las rasch deren goldene Inschrift. Dann trat er wieder aus dem Gliede an die Seite seines Hauptmanns und sprach leise, während es feucht in seinen treuen blauen Augen schimmerte: „Ich hab's ja g'wußt, Herr Hauptmann: der Kranz hat für Sie kommen müß'n!"

Richard von Rockstein nahm den Kranz, indes Wolfgang in die Reihe zurücktrat, und las die Widmung. Auf dem einen Bande stand: „Dem Hauptmann Richard von Rockstein," auf dem anderen: „Ein Gruß von der Zufallhütte 1870—71."

Er schlang den Kranz um den linken Arm, und in diesem Augenblicke war es ihm, als ob ein Zaubermantel ihn plötzlich mitten aus dem brandenden Jubel entrückte, als säße er wieder auf der Bank vor der weltentlegenen Almhütte, und im letzten Scheine des föhndurchzitterten Abends trete vom nahen Bühle her Frieda von Elmsrode auf ihn zu, freundlich grüßend.

Nach einiger Zeit faßte er sich wieder; die jubelnden Huldigungen des Volkes verdienten ja seinen freundlichen Dank, wenn auch seine Gedanken immer von neuem zu dem Kranze zurückkehrten, aus dem die zartfaserigen Blättchen der Edelraute ihm ihren berückenden Duft entgegensandten.

Heute also begrüßte ihn das schöne Mädchen wieder, zartsinnig und — bedeutungsvoll?

Mit der ganzen Kraft seines Gemütes wehrte Richard den Fragen, die dieser Gruß in seinem Innern weckte. Ernster zog er seines Weges über den Marienplatz durch die Kaufingerstraße zum Karlsthore dahin, und lauter als das Hoch! und Hurra! der Menge, lauter als die schmetternden Weisen der Musik tönte es immer und immerfort durch seine Seele: „Es liegt zu vieles zwischen ihr und mir, was unser Denken und Fühlen trennt — — leider — leider!"

Einundvierzigstes Kapitel.

Als die Sonne sich gen Westen neigte, und die Truppen, ehrenmüde, in dem lange gemiedenen Heim sich der notwendigen, ersten Ruhe hingaben, schritt Richard von Rockstein von seinem Quartier in einem der ersten Gasthöfe hinaus in das Festgewühle. Ein Fahnenwald überschattete die Straßen und die entlegensten Gäßchen, durch welche er den Weg nahm — absichtlich, um so viel als möglich den erneuten Huldigungen des Volkes sich zu entziehen.

Er trat in das Portal des Gasthofes in der Altstadt, in welchem er selbst früher noch nie verkehrt hatte. Da derselbe zumeist von Kaufleuten besucht wurde, ahnte Richard wohl, daß Frieda dieses Absteigequartier aus dem besonderen Grunde gewählt hatte, weil sie von hier aus, aus nächster Nähe, mit größerer Sicherheit ihren Kranz demjenigen zuwerfen konnte, welchem er bestimmt war.

Er fragte nach Fräulein von Elmsrode. Ein Kellner geleitete ihn aufwärts und bezeichnete ihm die Thür, die zu ihrem Zimmer führte. Während er sich entfernte, stand Richard mit stockendem Atem an der Schwelle.

Endlich klopfte er. Ein leises, zögerndes „Herein!“ antwortete ihm.

Er trat herein. Frieda saß in einem Fauteuil am Fenster — nun schnellte sie empor und ging ihm entgegen, langsam, wie mit unsicheren Schritten.

In diesem Augenblicke kam kein Wort über die Lippen beider. Sie reichten sich die Hände in wortloser Ergriffenheit. Endlich sprach Frieda leise: „Seien Sie mir herzlich gegrüßt in der Heimat. Ich danke dem Himmel, daß er Sie wiederkehren ließ und wiedergenesen!“

„Sie wußten von meiner Verwundung?“ entgegnete Rockstein mit sichtlichem Staunen.

Das Mädchen schien von dieser Frage unangenehm überrascht.

„Sie konnten glauben,“ sagte sie sanft verweisend, „daß ich —“

Plötzlich stockte sie, die Stimme schien ihr zu versagen. Sich halb abwendend lud sie ihn mit einer Handbewegung ein, ihr gegenüber auf einem Fauteuil Platz zu nehmen. Sie selbst setzte sich wieder in die Fensternische.

Draußen dämmerte der Abend und erfüllte das Geräusch der wogenden Massen die Luft.

Richard von Rockstein begann wieder: „Seit unserm Abschiede zu Le Ban habe ich von Ihnen nichts mehr vernommen.“ Frieda glaubte einen Ton des Vorwurfs in seinen Worten zu hören.

„Ganz wie ich von Ihnen,“ entgegnete sie mit einfachem Ausdruck. „Auf meiner Heimreise mußte ich die Fahrt unterbrechen. Das Fieber ergriff mich mit solcher Heftigkeit, daß die Ärzte in Sorge kamen. Unter dem Schutze der deutschen Etappe zu Coulommiers wurde ich der Privatpflege übergeben, meine Genesung verzögerte sich, doch war sie vollständig. Während der Dezemberschlachten, denen auch Sie als Opfer fielen, lag ich in Phantasien. Erst im Frühjahr, nach meiner Rückkehr in die Heimat, erfuhr ich durch das sorgfältige Studium aller erdenklichen Verlustlisten von Ihrer Verwundung. Trotz vielen Umfragen konnte ich lange nicht erfahren, welches Lazarett Sie beherbergte. Endlich vernahm ich, daß Sie in Orléans lägen, doch schon bald wieder zu Ihrem Regimente zurückzukehren hofften. In diesem Falle war mir also die Freude benommen, Ihnen Ihre hingebende Pflege zu Le Ban zu vergelten, wozu ich mich sonst unbedingt sofort aufgemacht hätte.“

„Fräulein von Elmsrode!“ rief Richard wärmer und küßte ihre Hand.

„Ich hätte nur einer natürlichen Pflicht entsprochen,“ fuhr Frieda fort; „doch Sie bedurften ja meiner nicht mehr.“

„Ich wäre Ihnen auch dankbar gewesen für ein Lebenszeichen, das Sie mir mit viel geringerer Mühe hätten geben können — eine kurze Nachricht über Ihren eignen Zustand!“

„Den Vorwurf könnte ich Ihnen ja zurückgeben,“ sprach Frieda etwas zögernd, und Rockstein sah trotz des Dämmerlichtes, daß sie leicht errötete.

„Daß ich von Ihnen nichts mehr hörte, bekräftigte in mir die Annahme, daß Sie über der zarten Fürsorge für die Verwundete doch die großen Gegensätze nicht vergessen konnten, die bei unserem Abschied unausgeglichen, wenn auch unausgesprochen noch ebenso zwischen uns bestanden wie einst auf der Zufallhütte.“

„Und heute erinnern Sie selbst mich so eindringlich, aber mit der allerliebenswürdigsten Eindringlichkeit an jene Begegnung!“

„Schon vor mehreren Wochen kam ich hierher, um mir nach sorgfältiger Auswahl die für meine Absicht tauglichsten Zimmer zu diesem Festtage zu sichern. Durch eine befreundete Familie hatte ich mir von einem Offizier des Kriegsministeriums bestimmte Auskunft darüber verschafft, daß und in welcher Abteilung Sie den Einzug mitmachen werden. Die Zwischenzeit benutzte ich zu einem Ausflug in's Hochgebirge. Gestern bin ich auf dem kürzesten Wege aus dem Martell hier angekommen — mit den Blumen zu dem für Sie bestimmten Kranze, die ich auf einsamen Wegen dort gepflückt. Martin Eberhöfer läßt Sie und Ihren Freund und den guten Wolfgang herzlich grüßen, zu Ihrer Wiederkehr beglückwünschen und lädt Sie ein, die im vorigen Jahre versäumte Zufrittspitze in Ihrem nächsten Urlaub unter seiner Führung fröhlich nachzuholen.“

Richard von Rockstein lauschte gespannt Friedas Mitteilungen. Doch als sie geendet, da gab er nicht, wie sie wohl erwartete, eine freudige Zusage. Vielmehr blickte er eine Zeitlang ernst vor sich hin; dann erst nahm er das Wort:

„Wie lebhaft muß auch ich jenes Abends gedenken! Kein volles Jahr ist seitdem verflogen, und welch ungeheure Wandlungen hat es der Welt gebracht! Auch unsere innere Welt hat es bereichert, gehoben, geläutert! Wie sehr wünschte ich, daß auch Sie —“

Er brach ab und heftete sein Auge auf ihre Züge, die doch nicht die geringste Bewegung ihrer Seele verrieten.

Da erhob er sich, äußerlich vollkommen gefaßt, und sprach leiser, indem er nach seinem Helm griff:

„Ich will Ihnen durch eine Wiederholung dessen nicht lästig fallen, was ich an jenem Abend auf der Zufallhütte aus vollem, überzeugtem Herzen Ihrer Erwägung anheimgab; noch will ich Vergleiche ziehen, wem von uns beiden die Ereignisse mehr Recht gegeben haben. Wenn Sie angesichts dieser noch immer sich weigern, die Schlußfolgerungen zu ziehen, die klar vor aller Augen liegen — dann mag ich dies aus ganzer Seele beklagen, aber ich denke zu bescheiden von meiner Beredsamkeit, als daß ich hoffen dürfte, mit Worten zu überzeugen, wo Thatsachen dies nicht vermögen. Haben Sie freundlichen Dank für Ihren duftigen, sinnigen Gruß — ob auch der Kranz, wird doch die Erinnerung an seine Spenderin nie in mir verwelken!“

Er reichte ihr die Hand, und zögernd legte sie ihre Rechte in die seine.

„Das heißt also,“ sprach sie leise: „nun sind Sie der Unduldsame, wie ich es vor'm Jahre war. Wenn mir trotz aller großen Wandlungen teuer blieb, was vor denselben mir teuer gewesen: sollte Ihnen das nicht mehr einflößen als einen — ziemlich frostigen Abschied?“

„O, es ist nicht an dem,“ entgegnete Rockstein rasch, der seine schmerzlichste Bewegung nicht mehr ganz verbergen konnte. „Mich bekümmert vielmehr,



daß Ihr Denken und Fühlen so weitab von dem meinigen liegt! Was soll ich es verschweigen, daß all die Zeit her ein süßes Träumen mich begleitete — ich will jede Umschreibung fallen lassen, wie das meiner Art am besten entspricht, und Ihnen einfach und schlicht sagen: Sie waren mir teuer geworden! Aber ich verhehlte mir keinen Augenblick, daß ich über dieses Gefühl noch ein anderes zu stellen hatte: die Überzeugung, Ihnen nur dann näher treten zu dürfen, wenn Sie mit mir, einem deutschen Offizier, in all jenen Beziehungen harmonierten, die seinen Stolz, seine edelste Lebensfreude ausmachen! Ich konnte diese Überzeugung selbst in dieser erhebenden Stunde nicht gewinnen, und muß mich darum, meinen Grundsätzen getreu, zurückziehen."

Er verbeugte sich und wollte den Salon verlassen.

Aber Frieda von Elmsrode legte die Hand auf das pochende Herz. „Bleiben Sie noch!" sprach sie mit unsicherer Stimme. Dann aber leuchtete es hellauf in ihren Augen, als sie fortfuhr: „So muß denn ich selbst nochmals auf jenen Abend zurückkommen, der auf der Zufallhütte uns vereinigte und — entzweite. Ich sagte damals, Herr Hauptmann, daß mir der bevorstehende Völkerkampf die Bedeutung eines ‚Gottesurteils' habe."

„Wohl erinnere ich mich dessen genau," entgegnete Rockstein sehr zurückhaltend, „doch was nützte es, Sie daran zu erinnern —"

„Ich halte mein eigenes Wort hoch, Herr Hauptmann," fiel sie ihm mit stolzer und doch natürlicher Würde in die Rede.

Richard von Rockstein faßte ihre Hand. Eine leidenschaftliche Bitte lag in seinem Auge, als er nun fragte:

„Und Ihr ganzes Erkennen, Ihr geheimstes Fühlen beugt sich vor diesem feierlichsten aller Gottesurteile?"

„Ja, in Demut und Dankbarkeit!"

„Frieda!"

„Jedes fühlende deutsche Herz muß doch bekennen: Es wäre zu schrecklich, wenn es anders gekommen wäre! Ich müßte mich selbst verachten, wollte ich meinen deutschen Landsleuten zürnen, daß sie in dem großen Ringen sich in jeder Hinsicht als die Tüchtigeren erwiesen haben! Die moralische und politische Erhebung der ganzen Nation hat auch mich hinausgehoben über die kleineren Sorgen vergangener Tage — ich bin eine überzeugte Anhängerin der neuen Ordnung geworden!"

Als sie so sprach, sah sie ihm offen ins Auge. Aber nachdem sie geendet, senkte sie den Blick, in stiller, erwartungsvoller Verschämtheit.

Und Richard von Rockstein hielt ihre zitternde Rechte noch immer in seiner Hand, und indem er nun das Haupt dicht zu ihr neigte, flüsterte er in seligem Bangen:

„Wenn alles, alles so harmonisch in Ihnen geworden — welcher Mißton könnte dann überhaupt noch fortklingen zwischen uns?"

„Keiner, keiner!" rief Frieda nun mit höchster Innigkeit, und aufschluchzend, selig sank sie dem teuren Manne an die Brust.

Wortlos und weltvergessen hielt er sie lange und innig umfangen. Er küßte ihre Wangen, ihre Lippen, und mit Entzücken lauschte er, als sie endlich wieder das Wort nahm, um sich ihr geheimstes Fühlen ganz von der Seele zu reden:

„Ja, in die gähnende Gruft dieses furchtbaren, dieses großen Jahres habe ich demütig meinen Irrtum versenkt, und mit befreitem Herzen begrüße ich das verjüngte Dasein meines Volkes, das zur Verjüngung meines eigenen Daseins ward. Dir vor allen und Deinem Freunde danke ich sie. Dein sanftes Mahnen an jenem Abend auf der Zufallhütte klang mir immer und immer im fernen Frankreich nach. So wurde diese Zeit für mich eine Periode der Läuterung; zum ersten Male im vollen Sinne des Wortes ganz auf mich selbst angewiesen, hineingeworfen in große Ereignisse und äußerste Entschlüsse, fühlte ich die Kraft meiner Seele sich dehnen; und ich fand den Mut, einmal bei mir selbst Rat zu suchen, statt in bequemer, gedankenloser Anpassung Stimmen zu lauschen, deren Autorität für mich bis dahin eben darin bestand, daß ich sie, und nur sie seit meiner Kindheit vernommen hatte. Vergleichendes Nachdenken hat mich geheilt. Ja, ich will fortan als die treue Tochter eines großen Volkes an Deiner Seite wirken, und, indem ich hingebungsvoll dem edlen Gatten diene, wird mein stillumfriedetes, pflichtbewußtes Dasein auch dem ganzen Vaterlande dienen. So fasse ich die Stellung auf, die ich als Dein liebendes Weib einzunehmen hätte, und wenn ich Dir so gefalle, will ich Dir angehören, bis zum letzten Atemzuge!"

Abend ward's. Die Seligkeit der Stunde spann des Vergessens dichte Schleier um das schwere Leid vergangener Tage.

Beim Schein der Lampe saßen die Liebenden lange beisammen. Richard mußte seiner Braut versprechen, daß er am folgenden Tage seinen Freund Wilfried und den biedern, treuen Wolfgang mitbringen werde. Während die Truppen bei den Bürgern der Stadt zum festlichen Mahle geladen waren, sollte auch in diesem Gemache eine Tafelrunde sich zusammenfinden, froher als vor'm Jahre im Martell . . .

Von der Straße herauf brauste ein Festgesang gen Himmel, in den alles Volk, die Häupter entblößend, einstimmte.

Still an Richards Schulter gelehnt lauschte Frieda dem mächtigen Chore. Heller erglänzte ihr dunkles Auge, und leise sprach sie die Worte des alten, weihevollen Sanges mit:

„Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt . . .!"

Ende.



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Gedichte.

Von R. B.

I.

Du blaßroter Abendhimmel
In traumverlorener Ruh,
Ich weiß einen wilden Dornstrauch,
Der blühet und glühet wie Du.
Du blaßroter Abendhimmel
So still und dämmernd und weit . . .
Sag, ahnst Du nicht in der Ferne
Grüngoldige Frühlingszeit?
Du blasser, stillseliger Himmel
Ich werde zwei Augen nicht los,
Die sind wie Du so gewaltig,
So tief und so leuchtend und groß!

II.

Leises Erschauern und traumvolle Feier
Wechseln im leuchtenden Spätrotschein.
Durchsichtig duftige Nebelschleier
Weben und beben im Busch und im Hain.
Tief im Innern gleiche Töne
Wie die Abendluft so lind . . .
Da und dort zusammenklingend
Spielt und harft ein Frühlingswind.

Ist es das mächtige, leise Getriebe,
Das uns so sehnend ins Weite zieht?
Ist es das erste Atmen der Liebe,
Ist es ein ringend erwachendes Lied?
Es verhallt die bange Frage
Und die Seele träumt und sinnt.
Leise in den hohen Bäumen
Spielt und harft der Frühlingswind.

III.

Über den Berg zog der Liebste mein
In das Abendrot hinein,
In die Ferne dahin.
Schau ich einmal abendwärts
Brennt mir das rote Licht ins Herz
Und in meinen Sinn!

Schau ich ins Abendrot hinein,
Leise weinend gedenk' ich Dein,
Ist mir, als ob ich vergeh' . . .
Hab' keine Rast und keine Ruh' . . .
Abendsonne, Du rote Du,
Thust meinen Augen so weh!

Spaziergänge in der Seele.

Von Otto v. Leixner.

IV.

(Schluß.)

Sinnliche Vorstellungen und Gefühle.

Gefühle bilden das Treibende bei der Erweckung von Phantasievorstellungen. Die Fähigkeit, solche Vorstellungen hervorzubringen, ist ein allgemeines Besitztum der Menschheit auf allen Stufen ihrer Entwicklung, weil auch die Gefühle ein solches sind.

Der Bauer, der aus seiner Schürze das Korn ausstreut, schafft seine Erinnerungsbilder zu Phantasievorstellungen um, wenn er an die kommende Ernte denkt, die beladenen Wagen in den Hof einschwenken sieht, und überschlägt, welchen Ertrag sie bringen könne. Das Kind, das einen Holzklotz als lebendiges Wesen behandelt, mit ihm spricht und statt seiner selbst antwortet, handelt ebenso. Kurz: durch alles irdische Thun und Treiben fließt der Strom der Phantasie, aus Gefühlen und Erinnerungen etwas Neues hervortreibend, Bilder, die dem Augenblick vorausfliegen oder die Wirklichkeit in mannigfaltiger Weise frei umgestalten. So bilden sich die Menschen etwas in sich hinein; und das Wort „Einbildungskraft“ kennzeichnet diese allgemeine Thätigkeit scharf und klar.

Aber es giebt nun auch solche Menschen, die nicht zufrieden sind mit der Einbildung, sondern danach streben, dieses Innere durch verschiedene Mittel herauszubilden, d. h. aus dem Umkreis ihrer persönlichen Welt so herauszustellen, daß auch andere dieses Innere wahrzunehmen vermögen. Das sind Dichter und Künstler.

Sie besitzen zunächst das gleiche Gefüge des Wesens wie andere Menschen auch. Sie haben durch die Sinne mittelbare Vorstellungen in sich aufgenommen; aus diesen bestimmte ausgewählt und in sich zu Gruppen geordnet, andere auszustoßen gestrebt; auch bei ihnen antworten Gefühle auf den Reiz, auch sie besitzen Erinnerungsvorstellungen. Aber stärker als bei anderen ist bei ihnen die Fähigkeit, aus Gefühlen und Erinnerungen, oder aus Teilen solcher, neue Vorstellungen schaffen, in deren Inhalt und Verkettung sie ihr eigenstes Wesen andeutend auszuprägen vermögen.

Das Ursprüngliche in ihnen ist die Art ihrer Gefühle, die besonders kräftig sind und mit Hilfe der Erinnerungsbilder und der Ausbildungskraft nur solche Gestalten entwickeln, die das einzelne Gefühl oder die Verknüpfung solcher klar und festbegrenzt darstellen. Das Gefühl — also die unmittelbare Vorstellung — kann seinem Wesen nach nicht ohne Kleid in die Welt der Sinneswahrnehmungen eingehen. Ich hasse, d. h. ich habe in mir ein Gefühl, das die sinnlich vermittelte Vorstellung eines Feindes von sich abwehrt, sie zu vernichten strebt. Diesen Haß kann ich nun nicht so, wie ich ihn fühle, aus mir herausbringen, ich kann ihn nur symbolisch andeuten durch das blitzende Auge, die gefaltete Stirn, die festgeschlossenen Lippen oder durch den leidenschaftlich erregten Ton der Stimme. Kurz: jedes Gefühl hat eine Formwandlung nötig, um sinnlich wahrnehmbar

zu werden. Der Schaffende muß somit seine Gefühle auch kleiden, in Vorstellungen umprägen, die er zuerst innerlich wahrnimmt. Aber auch die Wahl dieser „Kleider" ist nicht zufällig, sondern von dem tiefsten Eigenwesen des Schaffenden bestimmt. Der eine wird gedrängt, sich der Sprache zu bedienen, der andere findet in Tönen, Farben oder festen Formen das ihm entsprechende Mittel; er wählt es, gleichgültig ob die Umgebung ihm dabei entgegenkomme oder nicht, aus einem inneren Drange, und auch die Ausbildung der Sinneswerkzeuge spielt dabei nicht die bestimmende Rolle. Ich kenne kurzsichtige Maler und Bildhauer mit grober Hand, der man nicht zutraut, daß sie die feinsten Flächen des Menschenkörpers wiederzugeben vermag.

Versuchen wir es, in die Vorgänge beim künstlerischen Schaffen tiefer einzudringen. Es ist dies nicht leicht, denn selbst das kleinste lyrische Lied hat als Vorbedingung das ganze Sein und Leben seines Erzeugers.

Der Dichter nimmt durch die Sinne das Bild der Außenwelt auf, er erlebt sie zugleich in sich, da die Wahrnehmungen Gefühle wecken. Er hat oft, wenn der Tag zur Rüste ging, aus dem Fenster hinausgesehen und beobachtet, wie das Dunkel zunahm; er hat es auch gethan, wenn er selbst müde war, sei es von der Arbeit oder von inneren und äußeren Kämpfen. Dazu kam auch das Gefühl der Sehnsucht, im Schlafe zu vergessen; er sah oben die Sterne aufzucken, wie Edelsteine auf einem dunklen Gewande. Ein andermal gedachte er eines ihm nahestehenden Geisteskranken, der nur im Schlafe vor seinen Wahnvorstellungen Ruhe finden konnte.

Das allmähliche Kommen der Nacht wurde als Vorstellung mittels des Auges aufgenommen. Aber die Auffassung des Bildes war jedesmal von dem Gefühlston bestimmt, der im Innern herrschte, und das Gefühl trieb aus sich heraus immer neue Vorstellungen, denen die Nacht zum Hintergrunde diente. Der Vorgang wiederholte sich öfters und erweckte so stets andere Vorstellungen. Sie verschwanden scheinbar, aber wenn das Auge wieder das Kommen der Nacht belauschte, so tauchten aus dem Gefühl die Bilder, eins an das andere geknüpft, empor. Und nun wurde der Drang wach, das innerlich Geschaute auszubilden. Der Anfang des Gedichts lautet:

„Nun sinkt mit regungslosen Schwingen
Vom Himmel her die liebe Nacht,
Und breitet ihren weichen Schleier
Auf wunde Herzen sanft und sacht."

Die Nacht kommt langsam, darum durfte der Dichter die Beifügung „mit regungslosen Schwingen" gebrauchen; die Erfahrung, daß sie Schmerzen sänftige, sprechen die zwei letzten Zeilen aus. Aber sie macht auch ein Ende der Gedankenarbeit; auch das hat der Dichter selbst an sich erlebt, er hat es einmal gefühlt, wie das weiche Dunkel und der Schlaf verborgenes Leid einschläfert. Und so kann er fortfahren:

„Sie lullt in Schlaf die müden Geister
Und schlichtet der Gedanken Streit,
Sie träufelt Balsam des Vergessens
Auf still getragenes tiefes Leid."

Und einmal war die Vorstellung jenes Geisteskranken bei dem Anblick der Nacht aufgetaucht, er verallgemeinert nun das Gefühl, aller gedenkend, die gleiches Los tragen:

„Und auch den ruhelosen Seelen
Schließt sie die starren Augen zu,
Daß, frei von ihrer Tage Ketten,
Sie wandeln in dem Land der Ruh."

Und mit den Menschen, die in Schlaf versinken, schwindet das Bewußtsein der Zeit, und nun bleibt nur die stille Nacht noch wach:

„Und auch die müde Zeit geht schlafen,
Sich schmiegend an die Brust der Nacht,
Die nun mit stummen Sternenaugen
Als Weltenmutter sinnt und wacht."

Aus den Gefühlen des Dichters ist jedes einzelne Bild mit Hilfe der Phantasie hervorgebracht, die in freier Thätigkeit Erinnerungsbilder wandelt und verbindet. Das Gefühl hat die ganze Vorstellungsreihe in sich getragen, es belebt jeden Zug, es veranschaulicht die Naturthatsachen, indem es sie als Thätigkeit der Nacht darstellt. Dadurch belebt es das Ganze und hebt es aus der Enge des eigenen Ichs so hinaus, daß es Geltung für jeden empfängt, der die in ihn eintretenden Vorstellungen wieder zu seinem Gefühl verwandeln kann.

Nicht nur innerlich schauen muß der Dichter und Künstler, was er gestalten will, sondern er muß es durchs Gefühl schauen, sonst bleibt es tot; jede durch die Einbildungskraft geschaffene Vorstellung muß in den Feuerborn des Gefühls tauchen, um lebendig zu werden, sie muß Blut trinken, sonst bleibt sie ein Schatten; die Gefühle stellen, wie unser aller, so auch des Dichters und Künstlers eigenstes Leben dar. Und je klarer, fester begrenzt sie sind, desto klarer und fester werden die ihnen entsprechenden Phantasie=Vorstellungen sein, desto leichter werden sie im Geiste des Genießenden die Quelle der gleichen Gefühle entsiegeln.

Es ist ganz gleichgültig, ob der Dichter Stimmungen der Natur, ob er handelnde Gestalten verkörpert, sein Gefühl muß stets in ihnen sein, wenn sie inneres Leben besitzen und nicht bloß Schemen sein sollen. Und wenn er einen Helden, einen Grübler, einen Mörder oder einen flachen Weltmenschen gestaltet, muß er das Gefühl und die Vorstellungen dieser verschiedenen Gestalten in sich tragen.

Aber bei jedem Schaffenden gelten die gleichen Gesetze des Seelenlebens: mittelbare Vorstellungen (Bilder im weitesten Sinne) erregen das Gefühl und Gefühle schaffen Gestalten.

Nehmen wir an, ein Zeichner von reicher Einbildungskraft höre Musik. Die Tonfolgen auf= und niedergehend bringen als Empfindungen in ihn und ihre Wogen erregen Gefühle. Diese geraten in Bewegung und treiben aus sich heraus Bilder, die symbolisch den Inhalt des Musikstücks begleiten und wie dieses miteinander im Zusammenhange stehen. Ich habe das schon am Schlusse des zweiten Spazierganges angedeutet. In meiner Dichtung „Dämmerungen" — man verzeihe, daß ich von mir spreche, aber die eigenste Erfahrung ist die am klarsten erkannte — habe ich in einem Abschnitte geschildert, wie der Träger des Hauptgedankens durch die Klänge des Osterliedes bewegt wird. Ich war in einem kleinen Kreise, wo der Hausherr mit dem einen Sohne vierhändig Sonaten von Beethoven spielte, und saß abseits von den anderen. Ich gab mich den Tönen hin; mir war's als löse sich mein Gefühl in ein Meer auf und ich sah vor mir das Spiel der Wellen, und ich selber fühlte mich als Wasserflut. Plötzlich sah ich mich als Schwimmer mitten in den Wogen, von ihnen getragen, fast bewegungslos. So war mein Gefühl zu zwei Bildern geworden und unwillkür=

lich drängten sie nach Worten und ich murmelte vor mich die folgenden Verse hin:

„Mein Geist empfand es nicht mehr klar,
Ob Schwimmer ich, ob Welle war.
Bis in der Flut, die zu mir drang,
Mein ganzes Sein verging, versank.
Gesprengt das Band, das mich umschloß —
Mein Ich ins All hinüberfloß:
Und wogte mit dem ewigen Meer
Und zog als Sturm darüber her,
War Sonnenball und Himmelszelt
Und blühte mit der Frühlingswelt
In aller Dinge reichem Strom
Ein armes winziges Atom,
Das mit den andern allen fließt,
Und doch in sich das All umschließt."

Wie wunderbar sich Töne in Bilder wandeln, zeigen einige Zeichnungen Max Klingers zu Liedern von Brahms. Diese selbst werden vergessen sein, wenn noch echte Freunde der Kunst sich an des hochbegabten Zeichners Blättern erfreuen werden.

Auch Klinger muß die Töne in sein Gefühl verwandelt haben und aus diesem stiegen nun, dem Eigenwesen gemäß, in sich zusammenhängend, die Bilderreihen auf. Ich kann sie hier nicht schildern, da nur wenige der Leser die Blätter kennen werden. „Wein muß man trinken, Bilder muß man sehen", sagte einmal Moriz Carriere. Aber ich weise auf diese Schöpfungen hin; sie sind Ergebnisse eines reichen Innenlebens, zuweilen etwas unklar; wo aber Klinger Klarheit erreicht, dort ergreift er tief, dort rührt er an die Saiten deutschen Gemüts, daß sie zu klingen und zu rauschen beginnen.

Großartig offenbart sich das gestaltenschaffende Gefühl bei Böcklin.

Eines seiner Gemälde heißt „das Spiel der Wellen". Eine einsame Stelle im Urmeer, in Zeiten, wo noch kein Mensch das Licht der Sonne geschaut hat, wo nur Wesen lebten, deren Gestalt zum Teil menschliche Formen angenommen hatte, aber halb noch im Tierischen steckte, ganz im Banne der Natur lebend. Weibliche Wesen haben sich mit männlichen Menschtieren getummelt und gespielt — da plötzlich taucht mitten unter ihnen ein echt Böcklinsches Fabelwesen auf, ein Halbmann mit Pferdekörper, mit mächtigen Armen und riesigem Oberleib, auf dem dicken Gesicht ein drolliges und ungeheuerliches Lachen. Da prallen die Spielenden, einige lachend, andere erschreckt auseinander. Wohl zeigen sie Menschenantlitz, aber in diesen Augen ist noch kein Funken von Geistesahnung und Geistessehnsucht aufgeglommen, nur die Freude am Dasein, das herzlose Kraftgefühl ungebändigter sinnlicher Daseinslust lebt in den Blicken. Nie hat es solche Gebilde gegeben, aber sie sind „wirklich" und „wahr", viel mehr als alle von den Naturalisten geschaffenen Gestalten. Und dieses Meer — für mich ist Böcklin der genialste Maler des Meers — mit seinen Wellen und Farben stimmt wunderbar mit diesen Geschöpfen überein: sie sind seine Kinder, gezeugt in den Tiefen, in und auf ihm lebend und in die Fluten versinkend, wenn ihre Daseinskraft erlischt.

Wohl hat auch Böcklin Erinnerungsbilder verwenden müssen; er hat die Tiere des Meeres, er hat dessen Wogenspiel, seine starre Ruhe und seinen lauernden Frieden beobachtet. Aber das alles hätte ihn nie zu dem gemacht, was er ist: zu einer einzig dastehenden Erscheinung in der Kunst, besäße er nicht als unantastbares Eigen sein Gefühl. Alles, was er als sinnliche Vorstellung in sich aufgenommen hat, ist wie bei jedem echten Künstler nur Rohstoff; alles muß hinabtauchen in das Meer der Gefühle und dort in geheimnisvollen Tiefen, unter Geistesschauern der Empfängnis werden gezeugt und wachsen auf die eigenlebigen Gebilde, bis sie auftauchen, mit Blut genährt, unwirklich und doch wahr. In sein eigenes Wesen versinkt der schaffende Geist, um zu zeugen und zu gebären zugleich. Ich weise auch hier darauf hin, daß die männlichen Halbmenschen Böcklins, so sehr sie sein Eigen sind, zugleich echt deutsch sind. Wer die Riesen im „Eckenlied" und den alten Ilsan im „Rosengarten von Worms" kennt, der sieht hier altvertraute Züge.

In ähnlicher Art aus dem Gefühl geboren sind auch die anderen Schöpfungen Böcklins wie die tiefergreifende „Toteninsel". Sehnsucht nach Frieden muß der Künstler empfunden haben, tief und innig, und oft und oft, ehe er dieses Schweigen in Formen und Farben hat gestalten können.

Es ist nicht möglich, mit den Lesern alle Gebiete geistigen Schaffens zu durchwandeln, um den Satz zu erhärten, daß thatsächlich „Gefühl alles sei". Wir werden noch später mehrmals auf diese Thatsachen zurückkommen und ihren Kreis erweitern.

Hier im Gefühl liegt auch der Punkt, wo der echte Dichter und Künstler sich von dem nur nachahmenden scheidet.

Wie jene empfängt auch dieser sinnlich vermittelte Vorstellungen und hält sie mit dem Gedächtnis fest. Der Rohstoff ist also der gleiche. Auch kommen bei ihm Gefühle den Empfindungen entgegen. Aber der Nachahmer — und unter diesen befinden sich die meisten Dichter, Schriftsteller und Künstler, denen der Tag huldigt — verknüpft nur Gedächtnisvorstellungen in neuer Anordnung, die oft überrascht und über den inneren Unwert des Geleisteten täuscht. Hier und dort ist ein Zug gefühlt, wo vielleicht ein eigenes Erlebnis der Darstellung Wärme giebt, das Ganze aber ist nicht aus dem Gefühl geboren. Solche Scheinkunst beherrscht in den meisten Zeiträumen den Geschmack der Menge; sie gefällt um so mehr, je mehr sie bei Lesern, Hörern und Beschauern an schon in ihnen vorhandenen Gedächtnisvorstellungen anknüpft. Fast alles, was die Halbtalente, besonders Frauen hervorbringen, ist Kunst aus Gedächtnisvorstellungen und nicht aus dem schaffenden, zeugenden Gefühle heraus.

Wir haben folgende Ergebnisse unseres Spaziergangs festzustellen: Jene Thätigkeit des „Etwas" in uns, die wir Gefühl nennen, kann mit allen bis jetzt beobachteten Thätigkeiten in Wechselbeziehungen treten. Aber sie scheint uns tiefer mit dem innersten Wesen in Verbindung zu stehen, weil sie eine zeugende Kraft in sich trägt, die den sinnlich vermittelten Vorstellungen nicht eigen ist.

Ferner: Die Gefühle sind nicht notwendig unklar und verschwommen, sonst könnten sie nicht oft mit Sicherheit die ihnen gemäßen mittelbaren Vorstellungen auswählen, könnten noch weniger in freier schaffender Thätigkeit Phantasievorstellungen erzeugen, in denen sich symbolisch ihr eigenes Wesen ausprägt.

Abendlied.

Stiller ist's geworden schon,
Bächlein rauschen leise —
Fern am Horizonte loh'n
Helle Feuerkreise.

Rot der Sonnenball verschwand,
Abendglocken klingen . . .
Von des Himmels Purpurrand
Blasse Strahlen dringen.

Heimwärts ziehen mit Gesang
Hirten von der Weide,
Holder Herdenglockenklang
Zittert durch die Heide.

In der Ferne leis vertönt
All der Glocken Fülle . . .
Stumm, mit meinem Gott versöhnt,
Wandl' ich durch die Stille.

Friedrich Fischer.

Eine Reise nach Rom 1546.

Von **Julius Bintz**. (†)

(Schluß.

„Man erzählte uns aber daß einer gereist sei, dem habe sein Knecht, wenn er in eine Herberge gekommen sei, den Wein versuchen müssen. War es ein schlechter Wein, so sagte der Knecht zu seinem Herrn: ‚Est'; war es ein mittelmäßiger, so sagte er: ‚Est, est'; war er aber köstlich und gut, so sagte er: ‚Est, est, est'. Hiernach nun richtete sich sein Herr, ob er blieb oder weiter ritt. Als sie nun nach Montefiascone kamen, der Knecht den Wein zu versuchen hatte und dieser sagte: ‚Est, est, est', blieben sie daselbst. Und dieweil dem Herrn der Wein wohlschmeckte, that er im Trunke so viel, daß er krank wurde und in Montefiascone starb. Als aber seine nächsten Verwandten kamen und sich erkundigten, an welcher Krankheit er gestorben sei, da sagte ihnen der Knecht: ‚Est, est, est facit, quod dominus meus hic jacet (das Est, est, est macht, daß mein Herr hier liegt)', und dabei hielt der Knecht sich und sagte: ‚O est, est, est, dominus meus mortuus est (O Est, est, est, mein Herr ist tot)'. *)

„Florenz ist die schönste Stadt in Italia; wir kamen hin den 11. Juli. Vor anderen Städten in Italia sagte man uns auf der Hin- und Rückreise vor den Thoren, wir sollten der Wehre Kreuze (d. h. die Gefäße der Rappiere) an die Scheide binden, vor dieser Stadt aber nahm man uns die Wehre ganz ab; und da sie von uns hörten, daß wir bis an den Abend in der Stadt bleiben wollten, banden sie uns an das Kreuz der Wehre ein Kerbstöcklein und gaben uns das andere, das daraus geschnitten war; gegen unser Stöcklein würden wir unsere Wehre wieder an dem anderen Thore finden. Es ging aber einer mit uns vollends in die Stadt, zeigte uns, wo wir hingehen sollten, und brachte uns in eine ansehnliche gute Herberge, in welcher wir für unser Geld gut traktiert wurden. In der Stadt sahen wir ein herrliches Schloß, eine treffliche schöne Kirche von lauter Marmelsteinen von mancherlei Farbe, kunstreich in- und aneinander gesetzt, zwölf Löwen und Löwinnen, zwei Tiger und einen Adler. Es wäre wohl viel zu schauen gewesen, wir konnten aber keine Zeit verlieren, denn unsere Gedanken standen nach Deutschland. Gegen Abend, nachdem die große Hitze vorüber war, erlangten wir, da wir zum anderen Thore hinauskamen, gegen das Kerbstöcklein unsere Wehre, ließen uns dann den Weg, den wir wandern mußten, zeigen und sind den Abend in der Kühle weitergegangen.

„Den dreizehnten Juli kamen wir nach Bologna, das ist eine große Stadt und gehört dem Papste, auch ist eine berühmte Schule darin. Wir verweilten nicht darinnen und sahen deshalb bloß so viel, als im Durchgehen gesehen werden mag. Eine kleine Strecke Wegs von Bologna fängt ein von Menschenhand gemachter Graben an, auf dem fährt man in einem Nachen bis Ferrara in den Po. Da schickte uns der liebe Gott wieder einen treuen Gefährten zu, der in Mantua zu Hause war und sich in Bologna als Reiter hatte anwerben lassen; der sagte, wir könnten auf dem Graben bis gegen Ferrara im Nachen fahren, auch wolle er uns einen bestellen und uns gute Gesellschaft leisten. Dann fragte er uns, wohin wir wollten; wir gingen wohl wie Soldaten, allein wenn wir Soldaten wären, würden wir bei den anderen auf dem Musterplatz geblieben sein. Darauf sagten wir, daß unser Herr zu Trient auf dem Konzile sei, ‚Nein, nein,' sagte er, ‚Ihr wollt weiter.' Wir aber sagten weder ja noch nein. Nun gedachte er des Papstes und der päpstlichen Religion nicht zum besten, und als ich ihn fragte, ob er solches in Italien und noch dazu in des Papstes Land und Gebiet wohl thun dürfe, dazu da er sich habe anwerben lassen wider die Freunde der evangelischen Religion, sagte er, er mache sich nichts daraus, denn er habe keinen Kadinalshut zu verlieren, sondern sei ein Kriegsmann, der dem diene,

---

*) In der unterirdischen Kapelle einer Kirche zu Montefiascone („Flaschenberg") ist das Grab des Domherrn Johannes Fugger von Augsburg mit der Inschrift: ‚**Est, est, est. Propter nimium est, — Joannes de Fuc., D. meus, mortuus est.**' (**Est, est, est.** Wegen zu viel **Est**, ist Johannes von Fugger, mein Herr, gestorben.) — Zur Erklärung wird die oben angeführte Geschichte erzählt, gewöhnlich freilich so, daß der Diener vorausgezogen sei und sein ‚**Est**' angeschrieben habe. Noch jetzt führt der beste Muskatwein von dort den Namen ‚**Est, est**'.

Die Geschichte ist von Wilhelm Müller in einem frischen Sange verherrlicht worden. Er beginnt mit den Worten:

Hart an dem Bolsenersee
Auf des Flaschenberges Höh'
Steht ein kleiner Leichenstein
Mit der kurzen Inschrift drein:
Propter nimium Est Est
Dominus meus mortuus est.

Unter diesem Monument,
Welches keinen Namen nennt,
Ruht ein Herr von deutschem Blut,
Deutschem Schlund und deutschem Mut,
Der hier starb den schönsten Tod.
Seine Schuld vergeb ihm Gott. — —

Er schließt mit Versen:

Aber jeder deutsche Mann,
Welcher **Est Est** trinken kann,
Denke Dein bei jedem Zug,
Und sobald er hat genug,
Opfr' er fromm dem edlen Herrn,
Was er selbst noch tränke gern.

Also hab' ich's auch gemacht
Und dazu dies Lied erdacht.
Lieber singen eins beim Wein,
Als im Grab besungen sein.
Propter nimium Est Est
Liegt manch einer schon im Nest. —

der ihm Geld gebe. Als wir darauf fast an den Po kamen, sagte er, Ferrara wäre wohl unsere richtige Straße nach Deutschland, aber wir hätten nichts Besonderes dort zu sehen, die ganze Stadt wäre ein altfränkischer Bau; wir sollten mitziehen nach Mantua, das wäre die Vaterstadt des Vergil, eine schöne, lustige, feste Stadt, darinnen aber ein schönes Schloß. Es wäre wohl etwas aus dem Wege, aber wir könnten den Po hinauffahren bis an die Stadt Mantua, mittlerweile könnten wir uns auch ausruhen. Er wolle über den Po nach Ferrara fahren und einen Schiffer bestellen, der uns bis Mantua ziehen solle. Auch wäre Ferrara in Italien dadurch berühmt, daß man gebratene fette Gänse um die jetzige Jahreszeit sehr schön und heiß vom Spieße bekommen könne; eine solche wolle er uns kaufen und Brot und Wein dazu und gar bald wieder zurück mit dem Nachen kommen. Wir gedachten, des Kriegsmannes Meinung möchte wohl gut sein, und willigten in den Vorschlag. Er aber blieb nicht lange aus, brachte, was er versprochen, dazu auch den Schiffer, der im bloßen Hemde ging. Dem gaben wir fast ein Quart des starken Weines, das trank er aus mit einem Trunke; dann nahm er das Seil über die Achsel und zog uns hinauf bis Mantua.

„Den fünfzehnten Juli des Morgens bei guter Zeit kamen wir nach Mantua und befanden, daß es eine schöne, feste wohlgelegene Stadt war. Vor dem Essen gingen wir umher, unser Gefährte führte uns ans Schloß und dahin, wo die besten Häuser standen, und dann nach der Herberge — Dann unterrichtete er uns über den Weg, wünschte uns die heiligen Engel zu Führern, schlug den Segen über uns und sagte, sein Segen werde bei unserem Herrgott nützlicher sein, als wenn der allerheiligste Vater Papst Paulus zu Rom den Segen mit seinen heiligen Händen über unserem Haupte geschlagen hätte. Danach sind wir unseres Weges gegangen. — — Etwa drittehalb welsche Meilen, das ist eine halbe deutsche Meile, von Mantua kamen zwei Gesellen von Verona hergegangen; ihr Weg lief kreuzweise über unseren Weg, und sie stießen gerade im Kreuze an uns; wären sie oder wir nur ein Paternoster lang eher oder später gekommen, so hätte der eine den anderen verfehlt. Und siehe, das waren meine Gefährten in Welschland, an die ich zu Kempten geraten, die dazumal mit mir nach Rom reisten; sie waren weiter bis Neapel gereist, waren in ihrer Rückreise wieder nach Venedig gezogen, kamen von Venedig nach Verona und wollten nach Mailand und so durch Frankreich in ihre Heimat; riefen, wir sollten des Wegs mit ihnen ziehen. Ich hätte mich auch dazu überreden lassen, Mailand und einen Teil Frankreichs zu besehen, zumal in einer Gesellschaft von Bekannten, mit denen ich fast hundertundfünfzig Meilen gereist; aber Nikolaus hatte keine Lust, und ich mochte den von Gott mir zugeordneten Gefährten nicht erzürnen. Ich berichtete ihnen gleichwohl, wie es mir mit Petrus gegangen. Sie sagten, ich hätte unweise gehandelt, daß ich ihm vertraut, daß ich alles bekommen, was mein seliger Bruder hinterlassen; Italiener wären böse Buben, aber Deutsche, wenn sie viel im Welschland gewesen, noch viel schlimmer, und ich hätte doch wohl gehört: ‚Ein italienischer Deutscher ist der eingefleischte Teufel.‘

„Damit schieden sie nach Mailand zu, wir gen Trient. Verona kamen wir so nahe, daß wir die Häuser sahen; es ist eine große Stadt. In Trient, da haben die welschen Meilen ein Ende; man braucht dort beide Sprachen, deutsch und italienisch, doch mehr deutsch als italienisch; wir kamen dorthin den sechzehnten Juli, während das Konzil noch da war. Hier hörte meine Taubheit auf und ging des Nikolaus Stummheit an, denn seine lübische Sprache will nicht eher gelten, als in Braunschweig. Den achtzehnten kamen wir nach Botzen; es ist eine ansehnliche Stadt mit einem vortrefflichen Bergwerke. Den neunzehnten Juli erreichten wir Brixen, ein wackeres Städtlein.

„Der Rat von Augsburg hatte sich durch seinen Obersten Sebastian Schärtlein die Ehrenberger Klause einnehmen und stark besetzen lassen; der König Ferdinand aber wollte sie wieder erobern und führte Bergknappen aus dem Bergwerke Botzen herbei, das ist ein wüstes Volk. Als jedoch aus Mangel an Geld keine Bezahlung erfolgte und sie ohnedies wenig Religion hatten, aber immerhin besser evangelisch als papistisch waren, da liefen sie in großer Erbitterung rottenweise nach ihrem Bergwerke davon. Die begegneten uns am zwanzigsten Juli, an welchem Tage der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf zu Hessen in öffentlichen angeschlagenen Briefen von der kaiserlichen Majestät in die Acht erklärt wurden, zwischen Brixen und Sterzing. Als sie uns in unseren welschen Kleidungen und mit den soldatischen Wehren sahen, senkten sie gegen uns die Spieße und riefen einander zu: ‚Stecht in die welschen papistischen Schelme!‘ Nun fühlte sich mein Gefährte Nikolaus noch in der Gewohnheit, daß er das Wort führte, und redete lübisches Deutsch; da riefen sie: ‚Es sind quakende Niederländer, die sind nicht besser als die italienischen Bösewichter!‘ Ich aber sagte: ‚Nein, Bruder, wir sind keine Niederländer, sondern rechte Deutsche und rechter lutherischer Religion, darum gemach und thut uns keine Gewalt!‘ Wir kamen mit ihnen ins Gespräch, und sie klagten über den König Ferdinand, der Krieg führen wolle und kein Geld habe und meine, daß Schläge ihre Besoldung sein sollten; sie wollten aber wieder in ihr Bergwerk, wo sie noch etwas verdienen könnten. Damit schieden wir von einander freundlich. Zu meinem Gefährten Nikolaus aber sagte ich, er werde nunmehr stumm sein müssen und mich reden lassen.

„Nach Innsbruck sind wir gekommen den einundzwanzigsten Juli; es ist die Hauptstadt in Tirol und ziemlich groß, auch geht hier die letzte Brücke über den Inn, woher es den Namen hat; es hat weite Gassen mit so vielen Ställen, daß etliche tausend Pferde bequem darin untergestellt werden können. Dort haben wir unsere Kleider verändert und deutsch gemacht; das lernten wir aus dem Gespräch mit den Bergknappen. — — — Nürnberg ist eine große schöne Reichs- und Kaufstadt, wird das Auge Deutschlands genannt; in Nürnberg sitzen die Kaufleute, aber in Augsburg die Kaufherren. Dorthin kamen wir den dreißigsten Juli und sind drei Tage dageblieben. Denn in Nürnberg ist viel zu sehen, und es ist kein Zeitverlust, wenn man ihr Kirchen- und Rathausregiment kennen lernt. — — — Nordhausen, eine Reichsstadt, liegt am Harz. Dorthin kamen wir abends spät nach Zuschließung des Thores am elften August. Vor dem Thore sahen wir zehn Körper auf Pfählen sitzen, die wegen Mordbrennerei kürzlich verbrannt worden waren; am Thore war eine starke Wache, die wollte uns anfangs ungern einlassen und wies auf die verbrannten Körper hin. Wir aber sagten, wenn sie es nicht verdient hätten, wäre ihnen der Tod nicht widerfahren; wir hätten mit dergleichen nichts zu thun. Wie wir in die Stadt hineinkamen, konnten wir nirgends Herberge bekommen. Zuletzt fragte ich nach dem worthaltenden Bürgermeister. Wir gingen zu ihm ins Haus,

sagten, wo wir herkämen und wohin wir wollten, wo wir zu Hause wären und auch, auf sein Fragen, was wir von dem beginnenden Kriege wüßten. Wir sagten dann, wir kämen spät in die Stadt, niemand wolle uns beherbergen, wir könnten aber nicht weiter und auch nicht auf der Gasse liegen; auf unserer ganzen Reise wäre uns solche Härte und Unmenschlichkeit nicht widerfahren; wir begehrten nichts umsonst, wollten alles bezahlen und bäten ihn, uns von Amtswegen in eine ehrliche Herberge führen zu lassen. Sein Wesen war gegen uns freundlich, und er entschuldigte die Ungastlichkeit der Bürger. Man wäre aber in den Orten, wo das Evangelium gepredigt werde, nicht allein bestens unterrichtet, daß der Erzbösewicht, der höllische Teufel zu Rom, viele dazu bestellt und auch besoldet habe, im sächsischen Kreise die Brunnen zu vergiften und allenthalben zu mordbrennen, sondern sie hätten auch zehn, die wir vor der Stadt an den Pfählen würden gesehen haben, einer solchen Unthat schuldig befunden und deshalb verbrennen lassen. Ich sagte, wenn wir die geringste Schuld an uns wüßten, so würden wir nicht so keck in die Stadt gehen und uns vor den Bürgermeister, den obersten Regenten der Stadt, stellen. Darauf befahl er einem Diener, wo er uns hinbringen solle. Der Diener brachte uns in eines Metzgers Haus und sagte dem, was ihm befohlen. Der war versehen mit schönem fettem Fleische, auch hatte er einen Schweinebraten beim Feuer; ich denke, er wollte ihn anderen Morgens heiß verkaufen. Wir sagten, er solle uns von dem Braten geben; dann fragten wir, was er zu trinken habe? Er sagte, gutes Nordhauser Bier. Wir erwiderten, wir wären Wein zu trinken gewohnt; ob nicht guter Wein zu bekommen wäre, zu Gebratenem gehöre Wein. Er antwortete, wenn wir den trinken wollten, ein Quart koste so und so viel. Wir gaben ihm sofort das Geld dafür. Er fragte, ob wir auch Fisch haben wollten? Wir sagten ja, wir hätten eine bösen Tag gehabt, müßten dagegen einen guten Abend haben, er solle sich zu uns setzen und uns Gesellschaft leisten. Der sah uns fest an und wußte nicht, was er aus uns machen solle. Als wir den Hunger und Durst gestillt hatten, fragte der Wirt, ob wir zu Bett gehen oder in der Stube bleiben wollten. Wie begehrten nur reines Stroh in der Stube, dann hätten wir morgens den Vorteil, uns nicht anziehen zu müssen. Doch wir bekamen nicht allein Stroh, sondern auch rechte gute Betten, Schulterkissen und saubere Tücher darauf. Dann sagten wir zum Wirte, es werde zwischen ihm und uns wohl noch alles in Ordnung kommen; damit boten wir ihm eine gute Nacht. Als wir des Morgens aufstanden und aus der Stube gehen wollten, war ein Schloß vorgelegt; deshalb mußten wir warten, bis der Wirt hervorkam. Dann rechneten wir bezahlten, gaben der Magd, die uns das Bett gemacht, ein Trinkgeld und zogen unseres Weges!"

Ohne weitere Fährlichkeit kam dann Sastrow mit seinem Begleiter über Braunschweig, Lüneburg nach Lübeck. Hier bezahlte ihm sein treuer Gefährte ehrlich und aufrichtig alle Auslagen; dann zog er über Rostock allein nach Stralsund, woselbst er am neunundzwanzigsten August ankam. Zu dieser Reise von Rom nach Stralsund hatte er im ganzen acht Wochen gebraucht, achtzehn Tage davon hatte er jedoch an verschiedenen Orten stillgelegen; die zurückgelegte Entfernung berechnet er auf 256 deutsche Meilen. Der Schluß verkündet, wie er von Muttern gepflegt wurde. „Ich war so steif wie ein abgetriebener Gaul. Meine Mutter ließ mir zweimal die Woche ein Bad machen, badete mir die Schenkel und rieb mir die Schienbeine selber mit weißer venetianischer Seife ein, so daß mir die Glieder also wieder zurecht kamen."

Damit schließt Johannes Sastrow seinen Reisebericht, und damit wollen wir Abschied von ihm nehmen.

Zersplittert.

Ach, bei mancher Frauen Schicksal
Tiefe Wehmut mich durchzittert,
Denn ihr Herz gleicht dem Demanten,
Den des Meisters Hand zersplittert.

Wohl bricht's noch aus jedem Teilchen
Jäh hervor wie Feuergarben,
Wohl erglänzt das kleinste Stäubchen
Noch in wundersamen Farben;

Doch, welch zauberisches Leuchten
Müßte erst den Stein umschweben,
Hätt' ihn unzerstückt der Meister
Nur in eine Hand gegeben!

Gertrud Triepel.

Gedanken.

Von J. N. K.

Ein schlauer Fuchs läßt sich nicht fangen — er fängt sich selber.

*

Die letzte Konsequenz der Frauenemanzipation ist die Ehelosigkeit.

*

Der Teufel nimmt den Menschen nicht auf einmal, sondern nach und nach.

*

Eine Wissenschaft, keck in ihren Behauptungen, ist meist im Irrtum in ihren Schlüssen.

*

Viele Menschen verlieren, lange bevor sie das Leben verlieren, im Leben sich selber.

*

Es giebt auch einen Geschmacks=Aberglauben.

*

Die Welt ist eine Einheit: was Du einem andern zufügst, Du thust es schließlich auch Dir.

*

Alles was ist, ist bedingt gut, da die Entwicklung es brachte und da es der Entwicklung entspricht. Wenn es nicht mehr gut ist, so ist die Entwicklung fortgeschritten, und so wird diese es selber wieder beseitigen und besseres an seine Stelle setzen.

*

Willst Du nicht müssen, so mußt Du wollen.

*

Der Große ist selten neidisch.

*

Freiheit ohne Ordnung ist schlimmste Sklaverei.

*

Man muß nie des Pöbels Machtbewußtsein stärken.

*

Eine jede Bewegung geht naturgemäß immer zu weit — das Erstrebte wird niemals errungen; aber dadurch, daß nach dem Höchsten gestrebt wird, wird wenigstens das Notwendigste gewonnen.

*

Hat der irrende Geist zur Unnatur uns verleitet,
Führt ein allmächt'ges Gefühl uns in die Schranken zurück.

Sonnenuntergang.

Nun wirfst Du, fromme Königin,
Uns Deine letzten Garben,
Kehrst unser Antlitz zu Dir hin,
Und giebst ihm Deine Farben.

Bald führest Du der Welt Geschick
Am anderen Gestade;
Uns aber giebt Dein Scheideblick
Noch unverdiente Gnade:

Versunken hinterm fernen Hain
Schon mit der Stirne letztem Rande
Flammt stundenlang Dein Heiligenschein
Noch purpurn in die Lande.

Kory Towska.

Neue Bücher.

Die Wendische Krone. Vaterländisches Schauspiel in 5 Akten von Jean Bernard Muschi. (Dessau-Leipzig, Rich. Kahles Verlag.)

Das vorliegende Drama ist in fünffüßigen Jamben geschrieben und behandelt den Untergang des Wendentums. Der Stoff ist meines Erachtens an sich ein undankbarer. Denn der Sieg des Christentums über das Heidentum ist schon zu oft und zwar von bedeutenden Dichtern verwandt worden, als daß er in einer neuen Fassung noch besonders interessieren könnte. Und Herr Muschi ist obendrein nur ein ganz kleiner Dichter. Fast alle in seinem Schauspiele auftretenden Personen sind mehr oder minder Schemen, Phrasenmenschen. Ihre Sprache ist jedes höheren Schwunges bar; nüchtern, breit. Nur der ängstliche Kellermeister Albrecht des Bären, Vacoco, ist, ausgenommen im ersten Akte, eine Gestalt von Fleisch und Blut. Sie allein verrät eine wenn auch nur beschränkte Begabung des Verfassers für kleinere Schöpfungen heiteren Inhalts. Alles in allem macht die „Wendische Krone" den Eindruck einer mit naiver Wichtigkeit abgefaßten Dilettantenarbeit. — Es ist tief zu bedauern, daß so viele unfähige Dichter ihre nichtigen Gedanken und Gefühle in den Blankvers hüllen und diesen infolgedessen in den Augen des Publikums gleichsam zu einem schillernden Deckmantel ihrer dichterischen Impotenz herabdrücken. Man wird mich vielleicht unmodern schelten — aber ich wage es zu behaupten, daß der Blankvers oder überhaupt der Vers die einzige Form ist, in der ein Dramatiker von Gottes Gnaden seine Geistesschöpfung würdig darbieten kann. Die sogenannte poetische Sprache rückt die Gestalten der Dichtung in eine höhere Sphäre, giebt ihren Gedanken und Empfindungen eine hinreißende Wucht . . . Mag man von französischer oder von Ibsenscher Technik reden, die Monologe verdammen — kurz: sozusagen die Form der Alltagswirklichkeit auf der Bühne fordern; wer deutsch fühlt, der wird vom Dramatiker nur die Form, die Technik heischen, in welcher dessen Gestalten, Ideen und Empfindungen am gewaltigsten das Herz des Zuschauers ergreifen —: die Form, die Technik, welche Shakespeare, Schiller, Goethe, Kleist durch ihre unsterblichen Werke unsterblich gemacht haben.

B. v. K.

Ein Kriegsgedenkbuch aus dem Kladderadatsch in Ernst und Humor aus den Jahren 1870—71. Von Johannes Trojan und Julius Lohmeyer. (Berlin, Hofmann.)

Das Buch ist sehr elegant ausgestattet und wird durch seinen reichen, oft wahrhaft dichterisch empfundenen und geprägten Inhalt für jeden Vaterlandsfreund eine Quelle reinster Erquickung sein. Ich wünsche dem „Kriegsgedenkbuche" die weiteste Verbreitung. Es hat das Zeug zu einem Familienbuche an sich. B. v. K.

Wenn sich zwei Herzen scheiden. Roman von Anton Ohorn. (Chemnitz, B. Richter.)

Dieser Paul Heyse zugeeignete Roman entwickelt eine spannende Handlung, deren Hintergrund das bewegte Jahr 1848 und die vorausgegangenen Zustände bilden. Der emporstrebende und von Eitelkeit verführte Kaufherr, der Edelmann von gutem Schlage, welcher die ehrenhafte Thatgesinnung, nicht die Vorurteile seines Standes übernommen hat, im Gegensatze zu den adeligen Abenteurern und Glücksjägern, ein anfänglich verträumter und verbummelter Student, der jedoch den Weg zur Selbstrettung findet, die gleichfalls dem äußeren Tande zugewendete Tochter des Kaufherrn, welche bittere Reue eintauscht, und die reine, holdselige, herzenstapfere Waise, welche ihre Liebe schließlich gekrönt sieht: das sind die Hauptträger der seelischen Vorgänge. Keine neuartigen oder erkünstelten Charakterarten, aber richtig erfaßt und glaubhaft durchgeführt. Ohorn erzählt schlicht und doch lebendig, weiß Tendenz einzuflechten, ohne diese aufdringlich hervorzukehren. Der Roman darf als gesunde Geistesnahrung empfohlen werden. K. Pr.

Lachende Wahrheiten nennt sich eine Sammlung von dreihundert Epigrammen, welche ein steiermärkischer Lehrer, Adolf Franke im A. Hartlebenschen Verlage herausgegeben hat. (Wien.)

Eine Reihe trefflicher Einfälle sind hier in kurzer, kerniger Form ausgesprochen, welche der gesunden Lebensanschauung, dem Wahrheitstrieb des Verfassers entspricht. Dem Wortwitz ist weniger Raum gegeben als dem Sachwitz. Zur Probe teilen wir mit:

Fürs Vaterland.

Bedroht ein grimmer Feind es mit Verderben,
Ist man bereit fürs Vaterland zu sterben.
Doch selt'ner geht dahin des Menschen Streben,
Vollauf auch für das Vaterland — zu leben.

Das Büchlein, welches geschmackvoll geheftet ist, wird Freunde finden. K. Pr.

Der Kasil von Hollerbräu. Roman aus der Münchener Brauwelt von R. von Seydlitz. Verlag von Dr. J. Albert u. Co.

Ein tüchtiges Werk eines echten Talents! Keineswegs, daß es uns durchweg ungewöhnlich erschiene. Der Verfasser macht sich seine Aufgabe zuweilen recht leicht. Die Nebengestalten sind mit ziemlich flüchtigen und gar nicht eigenen

Strichen hingesetzt. Die Motivierung nach der psychologischen Seite hin ist oftmals wenig tief, die ganze Maschinerie des Romans an mehreren Stellen bequem und — wenn man es sagen darf — eilfertig erfunden. Es ist dann zuweilen behaglich und lustig zu bemerken, wie der Verfasser von seinem Junge-Manns-Standpunkt aus gegen das Leben und Treiben der langweiligen guten Gesellschaft eine rechte Abneigung hegt. Aber wenn er es sich leicht macht, er macht es sich als Künstler leicht. Denn das eine, was ihm wichtig ist, empfindet er stark und führt er mit erquickender Sicherheit durch. Er fühlt in jedem Moment stark und sicher das Leben seines Helden, eines gescheuten und braven Bauernburschen aus Franken, der zu Fuß zur Hauptstadt Bayerns pilgert, um als Brauer München zu erobern. Es ist nicht jedem gegeben, so in die Seele seines Helden hineinzuschreiben, und, da diese ein so prächtiges Stückchen Menschenwelt ist, uns mit einer solchen Stimmung des behaglichen Lebens zu erfüllen. Er hat den echten Humor, der aus der tiefen liebevollen Empfindung des Lebens stammt. Oft möchte man rufen: Das liebe, liebe München! So echt, so spezifisch, wie man's gewiß nicht finden wird bei Büchern, die sich darum bemühen, so einfach und natürlich tritt das gerade Münchnerische der Welt des Dichters heraus. Das ist ein schöner Erfolg realistischer Kunst. Auch begrüßen wir mit fröhlichem Gelächter den köstlichen Griff, durch den Seydlitz Zolasche Anregungen ins Süddeutsche übersetzt. Zola führt so oft seine Menschen ein als Leute, die Paris erobern wollen. Ist doch Paris für sie die Welt! Mögen sie's versuchen durch Geld oder durch die Kunst, oder wodurch es sei. Sie reiben sich in diesem Bemühen auf. Wir haben in Deutschland keinen solchen anerkannten Mittelpunkt als Schlachtfeld und Siegespreis zugleich für die großen Kämpfe des Lebens. Nur in München giebt's etwas Vergleichbares. Das Bier! Wer das Bier beherrscht, beherrscht die Stadt. So führt der Dichter seinen Kastl ein, und die einfache Geschichte des braven Bauernburschen bekommt nun Hintergrund und Kulturbedeutung. Auch weiß der Dichter in sehr geschickter Erfindung seinen Mann durch alle Stufen zu führen, vom „Haberfelder" bis zum Großbrauer. Das Metier hat er tüchtig studiert. Behielte man alles, so würde man brauen können, — scheint's! Er hat endlich nicht allein das starke, sondern auch das glückliche Talent, dem der Beifall weiter Kreise gesichert erscheint. Liegt's auch zum Teil an der leichten Mache und geringen Vertiefung, doch ist es ihm von Herzen zu gönnen, da so viel Gutes in ihm steckt. Es wäre doch eine Freude, zu denken, daß auch einem wirklichen Talent einmal die große Lesewelt sich zuwenden möchte.

E. K.

Vermischtes.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

„Um sich gegen die Not und Sorgen zu schützen, die Stellenlosigkeit, Krankheit und Erwerbsunfähigkeit im Alter so oft im Gefolge haben, wollen sich nun auch die bisher außerhalb aller Vereine stehenden und auf den Erwerb angewiesenen deutschen Frauen, als da sind: Hausdamen, Wirtinnen, Stützen der Hausfrauen, Bonnen und Gesellschafterinnen zusammenthun. Zu diesem Zweck ergeht aus dem Leserkreise der ‚Deutschen Frauenzeitung' ein Aufruf an die deutsche Frauenwelt zur Sammlung und Vereinigung. Was diesen Weckruf besonders beachtenswert macht und auch die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise verdient, ist das Streben, jenen Frauen und Mädchen neben thatkräftiger Unterstützung bei Stellenlosigkeit, Krankheit 2c. durch Gründung von Heimen im Alter eine Stätte zu sichern, wo sie ausruhen können von den Sorgen und Lasten, die ihnen der Kampf ums Leben gebracht hat. Eine Erweiterung dieses Frauenbundes nach Art der Rentenversicherung ist für die Zukunft nicht ausgeschlossen. Fürwahr, ein hehres Ziel, das durch Selbsthilfe wohl kaum erreicht werden kann, dem es aber auch an Unterstützung der begüterten Frauenwelt nicht fehlen wird, wenn erst praktische Resultate zu verzeichnen sind. Das ist der beabsichtigten Vereinigung zu wünschen. — Zunächst soll statistisch nachgewiesen und zu diesem Zweck in ganz Deutschland gezählt weren, wieviel Frauen und Mädchen es giebt, die auf eine Versorgungsstelle im Alter Anspruch machen müssen." — Alle diejenigen unserer Leserinnen, die sich für diese Bestrebungen interessieren, machen wie darauf aufmerksam, daß den erwähnten Aufruf mit allen näheren Angaben der Verlag drr ‚Deutschen Frauenzeitung' in Coepenick-Berlin kostenfrei versendet.

Mit Freuden bringen wir sie zum Abdruck. Jedes vernünftige Streben innerhalb der Frauenbewegung wird uns stets bereit finden, dafür einzutreten. Hier ist ein solches. Reiche und wohlhabende Frauen finden hier eine Gelegenheit, ihre menschliche Teilnahme für ihre Geschlechtsgenossinnen zu beweisen. Wie wäre es, wenn sich unter unseren Leserinnen, die der Rom.-Ztg. und deren Leiter so treue Anhänglichkeit bewiesen haben, Gruppen zur Unterstützung des schönen Zweckes bildeten? Durch fortgesetzte Sammlungen ließe sich der Grundstock zum Bau eines solchen Heims gewinnen. Ich schlage diesen Weg vor, an den lieben Leserinnen liegt es, den Gedanken zu ergreifen. Es sollen aber auch männliche Zwanzig- ja Hundertmarkscheine nicht abgewiesen werden.

Gr. Lichterfelde 3. O. v. L.

Briefkasten.

Herrn Friedr. F. in H. a. S. „Der Wassermann" und „Abendlied" angenommen. — E. S. in M. Mancher Gedanke ist gut, z. B. in „Trost", aber leider läßt der Ausdruck noch die nötige Klarheit vermissen. Vielleicht kann ich „Trost" zurechtrücken. — Frl. M. E. in C. Zu unfertig. — Herrn C. T. in H. Leider konnte ich über das Gedicht nichts erfahren. — Fr. Bar. S. H. in L. Die „Spaziergänge" werden wohl einmal gesammelt erscheinen. Doch kann man ja nichts bestimmt sagen. Besten Dank. — Frl. A. Sch. in M. Leider keine Spur von Begabung, alles Poesie aus zweiter Hand. Jede „Stunde der Nacht", die Sie für das Niederschreiben dieser Reime verwenden, ist verloren. Schlafen Sie lieber; es wird Ihrer Gesundheit zuträglicher sein. — Herrn stud. N. H. in W. Biertischhumor; erst nach dem zehnten Ganzen verzeihlich.

Inhalt der Nr. 20.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).



Deutsche
Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 21.

Schwestern.

Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

„Weißt Du, Leo," rief Ellen, sich vertraulich an seinen Arm hängend, „wenn wir verheiratet sind und mir niemand mehr etwas zu verbieten hat, dann wollen wir Nora einmal hierher einladen."

Er schauderte schon bei dem Gedanken einer solchen Möglichkeit.

„Würdest Du Dich nicht auch darüber freuen?" fragte sie harmlos. „Wir könnten dann alle Plätze aufsuchen, auf denen wir als Kinder spielten und Nora würde sich an unserem Glücke gewiß mitfreuen."

„Meinst Du?"

„Nun, warum denn nicht?" entgegnete Ellen erstaunt. Ihr war es so ganz selbstverständlich, daß sie glücklich werden sollte; die Teilnahme anderer daran erschien ihr ebenso natürlich.

„Es ist nicht jedem gegeben, ohne Schmerz das Glück anderer zu sehen, wenn man selbst leer ausgegangen," sprach er ernst.

„Nora kann sich ja auch noch verheiraten," meinte Ellen, „freilich, einen Leo kann sie nicht haben."

Es war ihm zu Mute, als müsse er die weichen Hände von sich streifen, die seinen Arm umklammert hielten. Das kindische Geschwätz drohte ihn rasend zu machen, die wohlgemeinte Schmeichelei der letzten Worte war ihm qualvoll, weil sie die wundeste Stelle seines Herzens traf.

Es schien ihm, als ob dieser Aufenthalt nur dazu geeignet sei, ihn über den Irrtum seiner Wahl klar werden zu lassen. Die reizende Erscheinung seiner Braut in ihren wechselnden, stets zierlich gewählten Toiletten ließ ihn von Tage zu Tage kälter. Er sah beständig neben ihr ein blasses, ernstes Angesicht, von dunklem Haar umrahmt, aus dem zwei seelenvolle Augen ihm entgegenschauten, und diese klassisch edle Gestalt bedurfte des Beiwerkes sorgfältig studierter Toilettenkünste nicht.

Das schmucklose Kleid mit seinem einfachen Schnitte, dünkte ihm eigens dazu gemacht, die schönen Formen zu heben. Die schlichte Frisur verschmähte jegliche Nachhilfe, um mit wirrem Lockengekräusel die reine Stirn zu bedecken, eine Tracht, die er haßte, weil Nora sie — nicht trug.

Seine Stimmung wurde ungleich; er fühlte, daß er unliebenswürdig sei und sehnte sich hinweg. Wollten diese Wochen denn kein Ende nehmen? Und kaum war er mit Ellen allein, hatte sie schon wieder etwas entdeckt, das sie an die einstige Pflegeschwester erinnerte.

„Morgen mußt Du mich auf dem See rudern," hieß es plötzlich. „Ich bin zu träge, es zu thun. Nora verstand es damals schon sehr gut. Sie that es auch gerne, wenn ich sie darum bat. Eigentlich war sie doch ein herzensgutes Geschöpf."

„Ich wundere mich wirklich, daß Du das noch weißt," bemerkte er ironisch.

„O, ich weiß noch alles," erwiderte sie, ihn mißverstehend, „und hier rufen mir ja alle Dinge die Zeit zurück, als sie noch bei uns war."

Er hätte ihren Worten beistimmen mögen; nur mit dem Unterschiede, daß er diesen Erinnerungen zu entfliehen suchte.

Ellen hatte ihn eines Tages in das Zimmer der verstorbenen Mutter geführt, das sonst immer verschlossen war und mit Rührung hatte er den Raum betreten, welchen einst die milde, gütige Frau bewohnte, die sich ihm im Laufe der Jahre zu einer Art Heiligen verklärt hatte.

„Ja, hier ist alles noch so, wie es damals war," sprach Ellen mit einem Seufzer. „Sieh, dort stehen noch unsere Bilder, die wir Mama zum letzten Geburtstage schenkten. Wir fuhren heimlich nach der Stadt und ließen uns photographieren — denkst Du noch daran? Du machtest so viel Unsinn dabei, daß beinahe unsere Bilder mißglückt wären. Am besten wurde Nora; das fand Mama auch."

Sie ging in dem Zimmer umher, dies und jenes zu besichtigen; Leo war vor dem Schreibtische stehen geblieben und machte sich an den Kleinigkeiten zu schaffen, die dort standen. Ellen war an das Fenster getreten, von welchem man eine weite Fernsicht hatte; sie achtete einige Minuten nicht auf ihren Verlobten, der endlich zu ihr herantrat und sie aufforderte, wieder mit ihm hinabzugehen.

Sie folgte ihm augenblicklich, wie sie ihm in allen Dingen gern gehorchte. Hätte sie dem Schreibtische ihrer Mutter noch einmal Beachtung geschenkt, würde sie bemerkt haben, daß das Bild Noras von demselben verschwunden war.

Leo eilte mit der geraubten Photographie auf sein Zimmer, wo er sie sorgfältig einschloß. Wieder empfand er, daß er etwas gethan, was wie ein Verrat an seiner verlobten Braut erschien. Doch vor seiner wachsenden Leidenschaft verschwanden diese Bedenken, um nur seine Sehnsucht nach der Fernen zu steigern.

Er wollte fort, gleichviel, unter welchem Vorwande, um diesem peinigenden Zustande — Ellen — sich selbst zu entfliehen. Er schützte dienstliche Pflichten, eine Ordre seines Obersten vor, um Helenenhof verlassen zu können und schrieb insgeheim an Nora, daß er am 25. September in der Residenz eintreffen werde.

Vierzehntes Kapitel.

In das Privatzimmer des Bankiers Hermann Bendler war der langjährige Kassierer des Bankhauses getreten, seinem Chef eine Meldung zu machen.

Herr Bendler wandte sich auf seinem Schreibstuhle halb um.

„Was wollen Sie, Schramm?“ redete er ihn freundlich an. „Sie haben ja eine wahre Leichenbittermiene. Sind die Bergaktien wieder gefallen? Nun, das ist zu ertragen, wir sind nicht stark damit engagiert.“

„Nein, Herr Bendler,“ antwortete der Beamte, „etwas anderes, recht Unangenehmes ist passiert. Unsere Kasse ist bestohlen worden.“

Herr Bendler sprang auf. „Was sagen Sie da?“ rief er betroffen. „Unsere Kasse? Und um wie viel?“

„Der Verlust ist an sich nicht bedeutend, da es sich um ungefähr fünfzehnhundert Mark handelt.“

„Gott sei Dank,“ atmete der Bankier erleichtert auf, „wenn es weiter nichts ist.“

„Nein, das Schlimme daran ist nur,“ sprach der Kassierer, „daß wir einen Hausdieb haben müssen. Es kann niemand anders als einer von den jungen Leuten gewesen sein.“

„Wen haben Sie im Verdacht?“

„Oswald Möller,“ antwortete Herr Schramm.

„Ah, den,“ sagte der Bankier. „Nun, das wäre auch der einzige, dem man es zutrauen könnte. Der ist in keinem Stücke besonders zuverlässig, — faselig, leichtsinnig und so weiter. Was haben Sie für Gründe, ihn dieses Diebstahls zu bezichtigen?“

„Ich war gestern abend dabei, den Kassenschluß zu machen,“ erzählte der Beamte, „als ich eine Depesche erhielt, die sofort beantwortet werden mußte. Der junge Möller hatte sie dem Boten abgenommen und brachte sie herein. Ich schrieb die Antwort mit Bleistift nieder und mußte mich nur einmal umwenden, um den Firmastempel darauf zu drücken. Während dieses einen Augenblickes kann es nur geschehen sein.“

„Bemerkten Sie sofort, daß Ihnen etwas am Kassenbestande fehlte?“ fragte der Chef.

„Nein, erst heute morgen. Ich hatte die größeren Stücke schon abgezählt und die Tausend- und Fünfhundertmarkscheine in einzelne Päckchen gelegt. Als ich sie heute morgen, behufs einer größeren Zahlung an Spielmeyer und Söhne revidierte, fehlte ein Tausender und einer von Fünfhundert.“

„Und es ist niemand außer Oswald im Kassenzimmer gewesen?“

„Nein.“

„Benachrichtigen Sie einen der Beamten vom nächsten Polizeibureau, und wenn er da ist, schicken Sie mir den Möller herein.“

Herr Schramm verbeugte sich und ging, den Auftrag auszuführen. Der Polizeibeamte wurde in das nebenan befindliche Zimmer geführt, dann rief der Kassierer Oswald Möller zu seinem Chef.

Herr Bendler musterte einige Sekunden scharf das Aussehen seines Commis, der sich offenbar Mühe gab, die Prüfung zu bestehen. Er nahm einen noch blasierteren Ausdruck als gewöhnlich an, und erwiderte dreist die auf ihn gerichteten Blicke.

„Herr Möller,“ begann der Bankier, „Sie stehen in dem Verdachte, gestern abend aus dem Kassenzimmer fünfzehnhundert Mark entwendet zu haben. Bekennen Sie sich schuldig?“

Die Frage kam so unvermittelt, daß der Commis die Farbe wechselte, dennoch faßte er sich rasch.

„Herr Bendler,“ rief er in gekränktem Tone, „wie kommen Sie dazu, mich ohne weiteres so zu verdächtigen? Hat Ihnen jemals etwas gefehlt, seit ich in Ihrem Geschäfte bin?“

Der Bankier ließ sich nicht im mindesten beirren. „Bis jetzt noch nicht,“ antwortete er trocken, „aber seit gestern; und, wie Herr Schramm sagt, ist niemand außer Ihnen im Kassenzimmer gewesen. Also: ja, oder nein?“

„Nein,“ rief Oswald heftig.

„Sie sind, wie mir bekannt, ein ziemlich leichtsinniger Mensch, der weit mehr braucht, als er hat,“ sagte der Chef, „auch wurde mir kürzlich mitgeteilt, daß Sie Schulden hätten. Ich will Ihnen die stattgefundene Übertretung verzeihen, Sie nicht bestrafen lassen, wenn Sie sie offen eingestehen.“

„Ich habe nichts zu gestehen,“ erwiderte Oswald trotzig. „Mit demselben Rechte könnte auch ich sagen, daß Herr Schramm das Geld unterschlagen haben kann.“

„Ich bitte Sie, Ihre Zunge zu hüten,“ sprach der Bankier streng, „Herr Schramm ist mir über jeden Zweifel erhaben. Sie aber, junger Bursche, sind durchaus nicht einwandsfrei. Zeigen Sie mir Ihr Portemonnaie.“

„Das werde ich nicht thun."

„Man wird Mittel finden, Sie dazu zu nötigen. — Herr Polizeilieutenant," wandte er sich gegen das Nebenzimmer, „bitte einzutreten."

Oswald wurde totenbleich, als der Gerufene erschien, welcher mit einem Blick die Situation überflog.

„Sie haben alles gehört," sprach Herr Bendler, „ich bitte das weitere zu veranlassen, da mir Herr Möller nicht Rede stehen will."

Der Beamte näherte sich Oswald. „Haben Sie Ihre Barschaft bei sich? Bitte sie vorzuweisen."

Gegen diese in kurz amtlichem Tone hervorgebrachte Ordre gab es kein Widerstreben. Oswald reichte dem Polizeilieutenant sein Portemonnaie.

Es enthielt eine Anzahl von Goldstücken und einiges Silbergeld im Betrage von hundertundzwanzig Mark.

Der Beamte legte das Geld auf den Tisch vor den Bankier.

„Ist es möglich, Herr Bendler, daß dies das rechtmäßige Eigentum des Herrn Möller ist?" fragte er.

„Meiner Ansicht nach, nein," erwiderte der Chef, „Oswald Möller erhält als einer meiner jüngeren Commis einen Gehalt von sechzig Mark monatlich, und es ist wenig wahrscheinlich, daß er heute, am vierundzwanzigsten, noch eine Mark davon hat, da es mir bekannt ist, daß er nie auskommt."

„Woher haben Sie das Geld?" forschte der Beamte streng.

„Von — von meiner Mutter und meiner Schwester," stammelte Oswald zögernd.

„Sind Ihre Verwandten in so guten Verhältnissen, um Ihnen so viel geben zu können?"

„Sie müssen es doch wohl, sonst hätte ich es nicht," lautete die verstockte Antwort.

„Es ist dies ganz unmöglich," sagte der Bankier, „die Mutter ist Inhaberin eines kleinen Posamentiergeschäftes, die Schwester näht für Fremde. Beides sind ordentliche Leute, soviel ich weiß, aber kaum imstande, über größere Summen zu verfügen."

„Nun also, junger Mann," wandte sich der Polizeibeamte nochmals an Oswald, „gestehen Sie es ein, daß Sie das Geld genommen, und, wie Sie vorhin hörten, wird Ihr nachsichtiger Herr Chef Ihnen verzeihen. Das, was Sie hier vorbringen, glaubt Ihnen doch niemand."

„Ich gestehe nichts ein, ich bin kein Dieb," rief Oswald aus.

„Dann sind Sie bis auf weiteres verhaftet," erklärte der Beamte. „Der Schutzmann steht draußen. In der Wohnung Ihrer Mutter und Schwester wird Haussuchung gehalten werden, und es wird sich dabei herausstellen, was für weitere Verdachtsgründe sich gegen Sie ergeben."

„Lassen Sie eine Droschke holen," befahl Herr Bendler seinem Kassierer, der ein stummer Zeuge des ganzen Vorganges gewesen. „Sie mag an der Hinterthür halten; ich wünsche kein Aufsehen."

Oswald verließ ohne Gruß das Gemach und in Begleitung des Schutzmannes das Haus, um in das Amtsgefängnis eingeliefert zu werden.

Der Polizeilieutenant war noch bei dem Bankier geblieben.

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß der junge Mensch das Geld gestohlen hat," sagte er trocken, „ich kenne meine Leute."

„Ich glaube es auch," erwiderte der Bankier, „aber ich hätte es vorgezogen, die Sache im stillen abzumachen, als sie an die große Glocke zu schlagen."

„Bei der Verstocktheit des Burschen geht es nicht anders; die Untersuchung muß sofort eingeleitet werden, damit seine Angehörigen nicht Zeit finden, ihm herauszuhelfen."

„Ja, eben seine Angehörigen dauern mich," sprach der gutherzige Chef. „Wenn er doch nur gestanden hätte! Seine Schwester soll ein so braves Mädchen sein und sich mit der Mutter fortwährend für den Taugenichts plagen, den ich längst fortgejagt hätte, wenn ich nicht auf jene Rücksicht genommen."

„Das hat er sich selbst zuzuschreiben," meinte der Beamte. „Jetzt ist weiter nichts zu thun, als die Sache dem Herrn Landrichter von Büchting zu übergeben, der die Untersuchung führen wird."

„Ja denn, aber ich bemerke noch einmal, die Angehörigen thun mir leid; also bitte mit Schonung gegen sie vorzugehen."

„Gewiß, gewiß, es wird nach Ihrem Wunsche geschehen."

* * *

Nora saß an ihrem gewohnten Platze, emsig thätig, wie immer. Die Maschine rasselte, und das Mädchen summte leise ein Lied vor sich hin.

Es geschah selten, daß sie sang, aber heute war sie so glücklich. In der Frühe hatte der Postbote einen Brief für sie abgegeben, dessen klare, regelmäßige Schriftzüge ihr unbekannt gewesen, und den sie dennoch ahnend, freudigen Schreckens erfüllt, geöffnet hatte.

Ja, sie hatte sich nicht getäuscht. Er kam von ihm, er sagte ihr — ach, war es denn zu glauben? Daß sie schon morgen Leo wiedersehen sollte, daß seine Sehnsucht nach ihr ihn zurücktreibe, dorthin, wo sie sei. Und nun lag der Brief auf ihrem Herzen, doch sie zog ihn immer wieder hervor, ihn nochmals zu lesen, wie genau sie den Inhalt auch schon kannte, und die Buchstaben zu küssen, die seine Hand für sie geschrieben.

Horch, die Ladenthür wurde hastig aufgestoßen, — klirrende Schritte kamen herein — sollte er, aber das war nicht möglich, schon heute gekommen sein?

Zitternd erhob sie sich, um nachzuschauen, großer Gott — was bedeutete das?

In den Laden waren Polizeibeamte und Schutzleute getreten, von denen einer sich ihrer Mutter näherte.

„Frau Möller," hörte sie ihn sagen, „ich bedaure, Ihnen eine Unannehmlichkeit bereiten zu müssen. Ihr Sohn steht in dem Verdachte, seinem Prinzipal fünfzehnhundert Mark veruntreut zu haben, und da er hartnäckig leugnet, muß ich bei Ihnen Haussuchung vornehmen, ob er das Geld hier vielleicht versteckt hat."

Frau Möller hatte bei den ersten Worten des

Beamten einen Schrei ausgestoßen und stand jetzt geisterbleich, mit wankenden Knieen vor ihm, keiner Äußerung mächtig. Nora hatte unwillkürlich nach einer Stütze gegriffen. Ihre großen Augen starrten entsetzt auf die fremden Männer.

Dem Beamten erging es wie Herrn Bendler; ihn begannen die beiden Frauen zu dauern.

„Wie hoch war der Zuschuß, den Sie Ihrem Sohne zu seinem Gehalte geben mußten?“ fragte er milder, als zuvor.

„Ach, das war verschieden,“ antwortete die Mutter. „Oswald verlangte oft Geld; wir gaben ihm, was wir hatten.“

„Wie viel haben Sie ihm das letzte Mal gegeben?“

„Fünfunddreißig Mark.“

„Und das war?“

„Vorigen Mittwoch.“

Der Beamte wechselte mit seinen Begleitern einen Blick.

„Können Sie mir sagen, woher er die hundertundzwanzig Mark haben kann, die man heute bei ihm fand?“

„Nein,“ erwiderte Frau Möller, „er hat sie sich vielleicht geliehen.“

„Haben Sie sie ihm gegeben, Fräulein?“

„Nein.“

„Dann hat er also gelogen, als er das behauptete. Bitte die Schränke und Schubfächer zu öffnen. Kramer, sorgen Sie, daß niemand zum Hause hinein- oder hinauskommt.“

Einer der Schutzleute postierte sich vor die Ladenthür, die anderen begaben sich unter der Leitung des obersten Beamten an die Durchsuchung der verschiedenen Behälter. Alle Fächer wurden geöffnet und geprüft, alle Gegenstände auseinander genommen und besichtigt. Die beiden Frauen folgten dem Thun der Polizisten in tödlicher Spannung. Sie atmeten etwas auf, als trotz sorgfältigster Forschung in dem Laden sich nichts fand.

„Wie viel haben Sie in der Ladenkasse?“ inquirierte der Polizeilieutenant.

Frau Möller zog sie auf, sie enthielt verschiedenes Kleingeld, in einem Ledersäckchen jedoch einen zusammengefalteten Hundertmarkschein.

Nora zuckte empor, als sie ihn erblickte. Sie hatte gestern abend in dem Laden verkauft und wußte, daß kein solcher Schein sich in der Kasse befunden hatte, ja, daß der ganze Geldvorrat im Hause sich auf einige Mark beschränkte.

„Gehört der Schein zu Ihrem Kassenbestande, Frau Möller?“ fragte der Beamte.

„Ja,“ antwortete die Mutter, die sich inzwischen gefaßt hatte und fest entschlossen war, für ihren Sohn einzutreten. „Ich mußte gestern einer Dame Geld wechseln.“

Der Beamte schaute sie durchdringend an; er war überzeugt, daß ihre Worte eine Ausflucht seien.

„Dann muß Ihr Geschäft sehr gut gehen,“ bemerkte er.

„Das geht es auch,“ sagte sie kurz.

Die Gefahr schien vorüber, der ganze Laden war durchwühlt, die Polizisten traten in die Nebenstube, in welcher Nora zu arbeiten pflegte.

„Aber Sie wollen doch nicht auch bei meiner Tochter suchen?“ rief Frau Möller vorwurfsvoll.

„Lasse Sie, Mutter,“ sprach Nora ruhig, „die Herren thun nur ihre Pflicht.“

Der Polizeilieutenant wandte sich mit sichtlicher Achtung zu dem schönen, vornehm aussehenden Mädchen.

„Wollen Sie die Güte haben, aufzuschließen, wir werden es kurz abmachen,“ sagte er.

„Die Fächer sind offen,“ entgegnete sie. „Mein Besitz ist nicht groß; weshalb sollte ich abschließen?“

Er zog selbst das Schubfach ihrer Kommode auf, mit einer Art Schonung in der bescheidenen Garderobe des Mädchens Prüfung zu halten. Fast war es, als wolle er ihr es ersparen, daß ihre Wäschegegenstände vor den Blicken der übrigen Männer ausgebreitet würden. Die Sachen sahen, trotz ihrer Einfachheit, so zierlich und anmutig aus.

Nora stand in einiger Entfernung und beobachtete sein Thun, die Mutter ihr gegenüber aufgeregt und unruhig. Ihre Lippen bewegten sich leise, als ob sie für die Rettung des Sohnes ein Gebet zum Himmel sende.

Das letzte Fach der Kommode war beinahe ausgeleert, der Beamte faltete eben ein Taschentuch auseinander, das zu unterst gelegen hatte.

„Herr Lieutenant, da fliegt etwas heraus,“ meldete einer seiner Begleiter.

Die Wirkung dieser Worte war eine furchtbare. Vor den Anwesenden am Boden lag ein gelbliches Papier, das in dem Taschentuche verborgen gewesen. Einer der Männer hob es auf und reichte es seinem Vorgesetzten.

„Ah, hier haben wir ja einen Tausendmarkschein,“ rief dieser, und sein Mitleid für die beiden Frauen wich dem Triumphe über den glücklichen Fund. „Ist das Ihr Eigentum?“ fragte er Nora, die wie gelähmt an der Thür stand.

„Ja,“ antwortete die Mutter statt ihrer, „der gehört meiner Tochter.“

„So möge sie sagen, woher sie ihn hat,“ herrschte der Beamte sie an. „Man scheint hier Hehlerei zu treiben. Mit Nähen verdient man keine tausend Mark und wenn man sie hat, steckt man sie nicht zwischen Taschentücher.“

„Sie hat die tausend Mark geschenkt bekommen,“ sagte die Mutter mit dem Mute der Verzweiflung, als Nora schwieg.

„Das kann jeder behaupten. Wer hat sie ihr gegeben?“

„Herr Lieutenant von Rochus.“

„Ist das wahr, Fräulein?“

Die Blicke der Mutter verließen das Angesicht des Mädchens nicht und die Todesangst des gemarterten Herzens schien daraus zu flehen, den Bruder, den Sohn zu retten. Das Gespenst der Schande stieg drohend empor, ihr den Leichtsinnigen als Verbrecher in der Züchtlingsjacke, die Mutter in Jammer und Elend zu zeigen.

„Ja," stieß sie hervor, besinnungslos, wie man sich opfert.

„Horn, wissen Sie, wo der Lieutenant von Rochus wohnt?"

„Hier, gleich schräg gegenüber," antwortete der Gefragte. „Ich kenne das Haus."

„Gehen Sie sofort hinüber und sagen Sie dem Herrn Lieutenant, ich lasse ihn ersuchen, sich einen Augenblick herüber zu bemühen."

Der Untergebene enteilte, um jedoch nach einigen Minuten schon mit der Meldung wiederzukehren, daß Lieutenant von Rochus verreist sei und erst morgen früh halbneun Uhr eintreffe.

„Es ist gut," sprach der Beamte. „So wird er von dem Untersuchungsrichter in dieser Sache vernommen werden."

Die weitere Durchforschung der Sachen lieferte kein Resultat mehr; die Polizisten entfernten sich. Frau Möller sah sich kaum mit ihrer Tochter allein, als sie auf das Mädchen zustürzte, flehend sie zu umschlingen.

„Nora, erbarme Dich; bleibe bei Deiner Aussage," rief sie, „sonst ist Oswald verloren."

Zum ersten Male, seit sie das verhängnisvolle „Ja" gesprochen, kam etwas Leben in Noras versteinte Züge.

„Also ein Dieb ist er," murmelte sie, „dahin ist es mit ihm gekommen."

„O Gott, er hat es in Unverstand, ohne Überlegung gethan," jammerte die Mutter. „Er ist ja noch so jung."

„Um so schlimmer. Was soll aus ihm werden?"

„Er wird sich bessern, wenn er nur diesmal gerettet wird."

„Sollen wir damit an seinem Verbrechen teilnehmen? Du hörtest, daß man uns der Hehlerei beschuldigt."

„Wir können das Geld zurückgeben. Dann trifft uns kein Vorwurf."

„Und wenn Herr von Rochus aussagt, daß er mir es nicht geschenkt hat? Er wird darüber vernommen werden."

„Bitte ihn, daß er es nicht thut," weinte die Mutter. „Er war immer gut zu Dir."

„Er ist ja nicht hier. Der Untersuchungsrichter mag ihn sprechen, ehe ich ihn sehe."

„Gehe zu ihm; gleich morgen früh warte auf ihn, wenn er von der Bahn kommt. Er wird sich erweichen lassen. Hast Du denn kein Herz für Deinen eigenen Bruder? Und wenn er Dir nicht leid thut, es fällt ja auch auf uns, was er gethan."

Nora kämpfte schweigend mit sich. Sie war sich klar, daß in dieser schrecklichen Lage ihr nur von Leo Rettung kommen könne. Wer sollte ihr helfen außer ihm? Auch sie schauderte davor zurück, fortan die Schwester eines Diebes zu heißen. Wenn Leo ihre Aussage bestätigte, konnten sie dem Bankier auf irgend eine Weise das Geld zurückerstatten und der Leichtsinnige war vielleicht der Strafe entgangen. Weiter hinaus dachte sie in ihrer Aufregung nicht.

„Mutter, der Hundertmarkschein in der Ladenkasse kann auch nicht uns gehören," sagte sie.

„Ich wußte nichts davon, so wahr mir Gott helfe," beteuerte Frau Möller.

„Ich hoffe es," sprach die Tochter ernst, „es wäre furchtbar, wenn Du darum gewußt hättest."

Frau Möller holte den Schein und reichte ihn Nora.

„Da hast Du ihn; mache damit, was Du willst."

„Herr Bendler muß ihn wieder erhalten."

„Aber dann weiß er ja, daß Oswald —"

„Das geht nicht anders; vielleicht weiß Herr von Rochus einen Rat."

Die beiden Frauen verbrachten eine lange, schlaflose Nacht. Nora erhob sich schon früh von ihrem Lager, auf welchem sie in Angst und Trauer den Morgen herangewacht hatte, und kleidete sich sorgfältig an.

Um halbneun kam der Zug, mit welchem Leo eintraf, so mußte sie schon zuvor in seiner Wohnung sein, ihn zu erwarten. Sie bebte zurück, als sie in dem Flur seines Hauses stand und auf dem blanken Messingschilde an der Thür rechts seinen Namen las. Nie zuvor hatte sie den Gedanken gefaßt, seine Wohnung zu betreten. Nun stand sie an der Schwelle, eine Flehende, Verzweifelnde, die von ihm Rettung und Hilfe heischte. Wie anders hatte sie sich noch gestern früh dieses Wiedersehen vorgestellt!

Sie zog endlich die Klingel und schrak bei dem grellen Klange derselben zusammen, wie auf einer Schuld ertappt.

Der militärische Diener Leos öffnete; er war sichtlich erstaunt, die frühe Besucherin zu sehen.

„Ist Herr von Rochus schon angekommen?" fragte Nora unsicher.

„Er muß jede Minute da sein," antwortete der Bursche. „Haben Sie eine Bestellung für ihn?"

„Ich muß ihn selbst sprechen; kann ich nicht auf ihn warten?"

Der Soldat musterte das schöne Mädchen mit neugierigem Blicke. „Die hat's ja sehr eilig," dachte er, um dann mit unangenehmem Grinsen laut hinzuzufügen: „Na, wenn Sie durchaus wollen, dann treten Sie nur hier herein."

Der freche Ausdruck, mit dem der Bursche sie maß, brachte Noras Blut in Wallung. Sie richtete sich verachtend empor.

„Melden Sie dem Herrn Lieutenant sofort, wenn er kommt, daß Nora Möller ihn zu sprechen wünscht," sagte sie befehlend, als sie in das Zimmer trat.

Der Diener wagte nichts zu entgegnen. Es war auch keine Zeit zu Erörterungen mehr. Drunten auf der Straße rollte eine Droschke heran, die vor dem Hause hielt. Er eilte hinunter, nachzusehen, ob es sein Herr sei.

Nein, er war es nicht. Es war ein Arzt, der irgend jemand in dem Hause besuchte. Der Bursche blieb vor der Thür stehen, die noch folgenden Droschken zu beobachten. Der Zug mußte, seiner Berechnung nach, schon da sein.

Leo hatte auf dem Bahnhofe einen Bekannten getroffen und sich etwas verspätet. Es war eine Viertelstunde bereits über die festgesetzte Zeit verflossen, als sein Wagen vor dem Hause hielt, für Nora eine qualvolle Viertelstunde. Wenn er heute

nicht, in dieser Stunde nicht ankam, wann würde es ihr gelingen, ihn zu sprechen, und konnte ihn von der anderen Seite nicht eine Frage dann schon erreicht haben, auf die er, ahnungslos ihrer Seelennot, die Wahrheit antwortete?

Der Bursche war auf die Droschke zugestürzt und hatte den Schlag aufgerissen. Leo sprang leichtfüßig heraus. Er war zufrieden, wieder in der Residenz zu sein, befreit von der lästigen Bräutigamsrolle der letzten Wochen, ungeduldig, die im stillen Geliebte wiederzusehen.

„Herr Lieutenant," meldete sein Diener, das Gepäck von dem Wagen nehmend. „Es wartet oben ein Fräulein schon beinahe eine halbe Stunde."

„So?" fragte Leo gleichgültig. „Sie bringt wohl eine Bestellung. Hat sie gesagt, was sie will?"

„Das wollte sie nur dem Herrn Lieutenant selbst sagen. Sie heißt Nora Möller."

Leo unterdrückte einen Ausruf der Überraschung; hastig trat er in seine Wohnung, um, die Thür des Arbeitszimmers öffnend, sich dem Mädchen gegenüber zu sehen.

Nora schien erst in diesem Augenblicke das Beschämende ihres Weges hierher voll zu empfinden. Sie hatte in der vorhergehenden Nacht sich so oft vorgenommen, was sie ihm sagen wolle, jetzt fehlten ihr alle Worte, ihre Bitte vorzubringen. Die aufsteigenden Thränen drohten sie zu ersticken.

Leo begriff ihre auffallende Blässe, die Verstörung ihrer Züge nicht. Er wollte sie in seine Arme nehmen, sie wich zurück.

„Was ist Ihnen, teure Nora?" rief er besorgt, ihre kalten Hände erfassend. „Ich höre von Ihrem Hiersein und glaubte mich dessen freuen zu dürfen. Doch Ihnen ist etwas zugestoßen; sprechen Sie — kann ich Ihnen helfen?"

Sie war an ihm niedergesunken und ihr Angesicht auf seine Hand drückend stammelte sie ihr trauriges Geheimnis hervor, wirr, unzusammenhängend, von Schluchzen unterbrochen, für ihn kaum verständlich.

Er hatte sich über sie geneigt und versuchte vergebens sie emporzuheben.

„Ich verstehe Sie immer noch nicht ganz, geliebte Nora," sagte er sanft, „was soll ich bestätigen? Was ist es, wozu ich Ihnen meinen Beistand leihen soll? Ihr Bruder hat eine Veruntreuung begangen — vielleicht kann ich ein gutes Wort bei Bendler für ihn einlegen? Nicht? So weinen Sie doch nicht so; ich kann es nicht sehen. — Was soll ich sagen, um Sie zu beruhigen?"

Sie zog ein Couvert hervor, in welchem sich die beiden Scheine befanden. „Man hat das Geld bei mir gefunden — sagen Sie, daß Sie mir es schenkten," flehte sie verzweiflungsvoll. Und gleichsam unter der Last dieser Bitte zusammenbrechend, sank sie auf den Boden des Zimmers hin.

Er hob die fast leblose Gestalt empor und legte sie in den zunächst stehenden Sessel; in seinem Schreibtische befanden sich einige Medikamente; er riß das betreffende Fach auf, um mit einer stark duftenden Flüssigkeit zu ihr zurückzukehren und ihr Stirn und Schläfe zu reiben.

Sie kam bald wieder zu sich, ihr erster Gedanke war dem Zwecke zugewandt, der sie hierher getrieben. „Werden Sie sich meiner erbarmen?" flüsterte Sie. „O mein Gott, wenn die Schande nicht so groß für uns wäre!"

Er hätte bei dem Anblicke ihrer verzehrenden Angst zu einem noch größeren Opfer sich verstanden; er küßte ihre bleiche Wange und sagte leise: „Ich will alles thun, was Du von mir forderst."

Ihr Haupt neigte sich an seine Brust. Sie wehrte ihm nicht mehr, als er sie jetzt stürmisch an sich schloß; sie empfand nur, wie der Schiffbrüchige auf ödem Wrack empfindet, den das tosende Meer an die rettende Küste trug.

Leo hatte das Mädchen zu dem Sofa geführt, das eine Ecke des Zimmers einnahm, und neben ihm Platz genommen.

„Sei nicht so unglücklich, meine Nora," sprach er tröstend. „Glaubst Du, ich ließe Dich in dieser schrecklichen Lage, ohne Dir zu helfen? Weißt Du denn gar nicht, wie thöricht lieb ich Dich habe und daß ich nicht mehr von Dir lassen kann? Weine nicht mehr; es wird noch alles gut werden. Du, Geliebte, sollst nicht durch das Vergehen eines anderen leiden."

„Ist es nicht eine Schmach, eine solche Bitte an Dich stellen zu müssen?" murmelte sie.

„Es ist nicht Deine Schuld," erwiderte er, „Dich hat kein anderer Grund bewegt, als Deinen Bruder retten zu wollen. Es hätte niemand an Deiner Stelle anders gehandelt. Ich werde die Angelegenheit für ihn ordnen. Der Sohn des Bankiers Bendler dient mit mir in demselben Regimente. Ihn werde ich bitten, die Untersuchung niederschlagen zu lassen. Er wird es bei seinem Vater durchsetzen; beide sind gutmütige Menschen. Aber das Geld muß ihnen erstattet werden. Wieviel sagst Du, daß in der Kasse fehlte?"

„Fünfzehnhundert Mark," gestand Nora zagend über die Größe der Summe.

„Nun, so ist das, was ich aus eigenen Mitteln zulegen müßte, ja nicht so übermäßig viel," sagte Leo. „Das wird heute noch abgemacht und morgen bist Du Deine Sorge los. Mein armes Kind, wie magst Du Dich gequält haben und wie angegriffen siehst Du aus! Wenn Du wüßtest, wie wahnwitzig ich mich gefreut hatte, Dich wiederzusehen und nun mußte dieses kommen! Sieh einmal, was ich mir aus Helenenhof zur Erinnerung mitnahm — Dein Bild, süßes Lieb, wie Du damals warst, als Du mir aus dem Wasser halfest. Ach, ich glaube, damals schon haben wir uns lieb gehabt und es war Bestimmung daß wir uns wiederfinden sollten."

Sie schaute mit verwirrten, träumenden Augen zu ihm empor und lauschte stumm den Worten, die er zu ihr sprach, während seine Hände sich in ihrem Haar vergruben und seine Lippen glühende Küsse auf die ihren preßten, Küsse, nach welchen der Mann das Weib in seinen Armen nur noch fragen kann: „Willst Du mein eigen sein in Zeit und Ewigkeit?"

„Wie soll ich Dir danken?" flüsterte sie endlich.

„Dadurch, daß Du mich lieb hast," lächelte er, „und es mir endlich, endlich sagst."

„O, hast Du es denn nicht immer gewußt? Mein ganzes Leben und Denken in dem letzten Jahre war ja nur Sehnsucht nach Dir."

„Nora, Nora," murmelte er, und es war ihm, als müsse er sie mit seinen Liebkosungen ersticken.

Sie drängte ihn endlich sanft von sich.

„Ich muß gehen, Geliebter," erinnerte sie.

„Nein, noch nicht," bat er, „ich vergaß es ganz, daß Du erschöpft bist und einer Stärkung bedarfst. Ich lasse Dich nicht eher gehen, als bis Du mein Frühstück geteilt, das Martin gewiß schon längst für mich fertig hatte."

Er bewegte die Glocke, um dem erscheinenden Diener den Befehl zu geben, den Kaffee zu bringen und den Tisch für zwei Personen zu decken.

„Wie lange ist es her, seit wir zuletzt zusammen frühstückten, Nora?" sagte er, als das Kaffeeservice vor ihnen stand. „Das war noch in der schönen Zeit bei Tante Helene, wenn ich zu den Ferien zu Euch kam. Du mußtest zuweilen den Kaffee einschenken; thue es auch heute, Lieb. Ich möchte endlich einmal wieder von Deiner Hand bedient sein."

Sie gehorchte; gab es denn eine beglückendere Mühe, als ihm dienstbar zu sein? Er machte sie ihr jedoch schwer, denn er hielt alle Augenblicke die Hände fest, die für ihn thätig waren, um sie zu streicheln und zu küssen, oder zwang sie, die für ihn bereiteten Brötchen Stück für Stück mit ihm zu teilen.

Von der Uhr auf dem Kamine klangen zehn Schläge; Nora fuhr empor.

„Mein Gott, schon so spät," rief sie.

Er zog sie von neuem zu sich nieder. „Es ist noch nicht spät, Nora, sei gut. Ich habe Dich noch nie als Gast bei mir gehabt."

Draußen auf dem Korridor wurde die Klingel gezogen; eine Männerstimme fragte nach dem Lieutenant von Rochus. Gleich darauf trat der Bursche ein.

„Herr Landrichter von Büchting läßt fragen, ob er den Herrn Lieutenant sprechen kann," meldete er.

Leo konnte sich einer leisen Betroffenheit nicht erwehren. Büchting kam offenbar in der Untersuchungssache gegen Oswald, er durfte Nora hier nicht finden.

Das Zimmer hatte zwei Ausgänge. Der eine führte auf den Korridor, der andere durch einen Raum, der zur Aufbewahrung von Garderobengegenständen diente, in Leos Schlafzimmer.

„Räume das Kaffeegeschirr fort, Martin," befahl Leo dem Diener und zu Nora gewandt, fügte er hinzu: „Sie müssen einen Moment in das Nebenzimmer treten, Fräulein Möller. Die Unterredung mit dem Herrn Landrichter kann nur kurze Zeit dauern."

Nora zog sich in den anstoßenden Raum zurück, der nur durch eine Portiere von dem anderen Zimmer getrennt war. Leo warf einen raschen Blick umher, ob irgend etwas ihre Anwesenheit verraten könne.

Nein, es war nichts da. Sie hatte die Besonnenheit gehabt, Hut und Handschuhe mit sich zu nehmen.

„Führe den Herrn Landrichter herein."

Der Diener ging hinaus, dem Harrenden zu sagen, daß sein Herr ihn erwarte, und kehrte dann zurück das Frühstücksservice von dem Tische zu nehmen. Büchtings Blicke streiften im Vorübergehen den Burschen und die Gegenstände, die er trug. Er bemerkte, daß auf dem chinesischen Kaffeebrette zwei Tassen standen.

„Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches, Herr Landrichter?" fragte Leo, nachdem sich beide kalt begrüßt hatten.

„Ich bedauere, in keiner angenehmen Angelegenheit Sie aufsuchen zu müssen, Herr Lieutenant," erwiderte Büchting, „und bedauere es um so mehr, da ich Sie jedenfalls gestört habe."

„Durchaus nicht," war die ablehnende Antwort, „ich bin vor einer Stunde erst von einer Reise zurückgekommen und habe daher später gefrühstückt. — Also darf ich bitten, mir den Grund Ihres Erscheinens zu sagen?"

„Ach, es handelt sich um eine kleine Auskunft, die Herr Lieutenant in einer Untersuchungssache zu geben haben, mit der ich betraut bin. Der Bruder der hübschen, kleinen Näherin, welcher Sie sich hm — hm — ja wohl annehmen, hat seinem Prinzipal eine Summe Geldes gestohlen. Man fand bei der Haussuchung in der Kommode der Schwester einen Tausendmarkschein, von welchem sie behauptete, daß sie den von Ihnen erhalten habe. Ich bin nun durch mein Amt gezwungen, Sie zu fragen, ob es sich so verhält?"

In Leos Stirn war eine leichte Röte gestiegen. Es war doch schwerer, als er es sich gedacht, dieser Frage zu antworten.

„Ich verstehe nicht, Herr Landrichter," sagte er trotzdem scheinbar gelassen, „warum Sie in die Worte Fräulein Möllers Zweifel setzen. Wenn sie es zugegeben, jenes Geld von mir erhalten zu haben, kann auch ich es nur bestätigen."

„Würden Sie bereit sein, diese Aussage als Zeuge vor Gericht zu wiederholen?"

„Herr Landrichter," brauste Leo auf, „ich kann mir nicht denken, daß ich es nötig haben werde, über meine Privatangelegenheiten bei einer derartigen Gerichtsverhandlung Auskunft zu geben."

Ein sardonisches Lächeln flog über Büchtings Angesicht. „Sie haben recht, Herr Lieutenant, und mir genügt ja Ihre Versicherung auch vollkommen. Es wäre mir leid, das hübsche Kind unter die Anklage der Hehlerei stellen zu müssen. Aber gestatten Sie mir, Ihnen meine Bewunderung auszudrücken. Sie bezahlen ja fürstlich die kleinen Liebenswürdigkeiten der schönen Nora. Da kann ich mich allerdings nicht wundern, wenn ich mit meinen bescheideneren Mitteln keinen Erfolg bei ihr hatte."

„Ich muß Sie ersuchen, Ihre Betrachtungen über diesen Punkt mir vorzuenthalten," entgegnete Leo gereizt, „um so mehr, da diese wohl kaum zu dem Zwecke Ihres Kommens gehören. Darf ich unsere Unterredung als beendet ansehen?"

„Gewiß, mit Vergnügen," sprach der Landrichter, sich erhebend. „Ich begreife, daß Ihnen meine Gegen-

wart lästig ist, denn, wenn mich nicht alles täuscht, hatten Sie angenehmere Gesellschaft."

Er verbeugte sich und verließ das Gemach. Leo erwiderte seinen Gruß kaum; er schlug, sobald er sich allein sah, die Portiere zurück, hinter welcher Nora verborgen war. Das Mädchen trat wankenden Schrittes in das Zimmer; es sah wie eine Leiche aus.

Leo begriff, was in Nora vorging. Sie hatte die erniedrigende Verdächtigung hören müssen, die Büchting ausgesprochen und er kannte sie genug, um zu wissen, was diese für das reine, stolze Geschöpf bedeutete.

„Nora," rief er, sie umschlingend, aus, und alle Zärtlichkeit seines Herzens, alles Mitleid für sie zitterte durch das eine Wort.

Sie machte sich schaudernd los.

„Lassen Sie mich hinweg."

„Nicht so, nicht in diesem Zustande," sagte er dringend. „Nora, ich beschwöre Dich, die Worte nicht so scharf aufzunehmen, die jener Elende sprach."

„Jetzt werden andere mich auch dafür halten," hauchte sie.

„Niemals, so lange ich da bin, Dich zu schützen, Deine Ehre zu verteidigen," erklärte er fest.

„Du darfst nicht noch mehr Opfer für mich bringen, als es schon geschehen."

„Lasse mich für uns beide handeln, Geliebte, und es wird noch alles gut werden."

„Und wenn man Dich dennoch zwingt, Deine Aussage vor Gericht zu wiederholen?"

„Dazu kommt es nicht und deshalb will ich sogleich zu Bendler, die Sache mit ihm ordnen. Du hörst von mir, sobald es geschehen ist."

Fünfzehntes Kapitel.

Leo hatte erst am folgenden Morgen sich von seinem Urlaub zurückgekehrt zu melden, er konnte daher den heutigen Tag zu der Regelung der Sache anwenden, die ihn gegenwärtig am meisten beschäftigte.

Er begab sich zunächst in ein von seinen Kameraden häufig besuchtes Restaurant, wo er hoffen konnte, noch vor Tische Lieutenant Bendler zu treffen und zog, als dieser erschien, ihn in ein Seitenkabinet, ihn um seine Mitwirkung zu der Befreiung Oswalds zu bitten.

Der Kamerad war augenblicklich bereit dazu.

„Papa erzählte mir schon von der Geschichte," sagte er, „und ärgerte sich weniger über das Geld, als über die Verstocktheit des Burschen, der ganz straflos ausgegangen wäre, wenn er es gleich eingestanden hätte. So aber mußte er es anzeigen und es scheint, als ob die Familie des Möller noch mit hineingezogen werden sollte, denn man hat bei ihnen Geld gefunden, über das sie sich nicht ausweisen konnten."

„Der Familie eben, die ich kenne, möchte ich diese Schande ersparen," sprach Leo, „darum würdest Du mich unendlich verpflichten, wenn Du auf Deinen Vater einwirktest, die Sache niederzuschlagen. Das Geld erhält er natürlich wieder und wenn der Verlust somit gedeckt ist, wird er wohl von weiteren Schritten gegen den jungen Menschen absehen."

„Nimmst Du so teil an ihm, um Dir selbst einen Schaden zuzufügen?" fragte Lieutenant Bendler erstaunt.

„Der Schaden für mich ist nicht groß; thue mir den Gefallen, Deinem Vater das Geld zu geben und ihm meine Bitte zu übermitteln."

„Das nenne ich mehr als Großmut," meinte der Freund. „Aber vielleicht steckt noch etwas anderes dahinter. Wie ist mir denn? Sagte der Polizeilieutenant nicht, daß Fräulein Möller behauptet, von Dir das Geld erhalten zu haben, das man bei ihr fand? So ist sie es wohl, für die Du Dich opferst? Nun, ich kann es Dir nicht verdenken. Sie ist ein wunderschönes Mädchen, aber nicht für jeden nahbar."

„Bendler, sei so gut, mit Achtung von ihr zu sprechen; ihr Ruf ist tadellos."

„Nun, nun, so fahre doch nicht gleich so auf. Wir sind ja unter uns. Was brauchst Du aus solch einer Liaison ein Geheimnis zu machen? Ich beneide Dich um die Eroberung."

„Du hast keine Ursache dazu."

„Und Du willst um jeden Preis Dein Liebchen schonen. Ich kann das nur billigen."

Leo unterdrückte einen Ausruf des Unmutes. Also auch der Freund glaubte schon, was Büchting höhnend behauptet hatte. Das Opfer, welches Nora den Ihren gebracht, drohte sich zur Geißel für sie selbst zu wandeln.

„Denke vorläufig, was Du willst," sprach er, sich beherrschend, „aber hilf mir so schnell als möglich die Sache beilegen. Wann siehst Du Deinen Vater?"

„Ich kann heute zu Hause essen," antwortete Bendler, „dann sehe ich ihn gleich."

„Glaubst Du, daß er sich erbitten läßt?"

„O, das versteht sich. Mein Alter ist nicht von Stein."

Leo zog ein Couvert aus seiner Brieftasche. „Hier ist die fehlende Summe," sagte er, „gieb sie Deinem Vater. Es sind fünfzehnhundert Mark."

„Das wäre aber zu viel, denn über hundert hatte ja der Möller noch bei sich, als er untersucht wurde."

„Davon wußte ich nichts," erwiderte Leo, „es ist auch gleichgültig. Er kann das übrige Geld meinetwegen behalten, denn mit seiner Stellung bei Euch ist es nun doch wohl aus."

„Das letztere glaube ich auch."

„Ich werde suchen, ihm eine Stelle als Schreiber in irgend einem Bureau oder bei einem Rechtsanwalt zu verschaffen," bemerkte Leo, „hoffentlich wird diese bittere Lehre etwas auf seinen Leichtsinn einwirken. Ist er erst einmal bestraft, wird ein Taugenichts aus ihm; darum möchte ich ihn retten."

Lieutenant Bendler hatte die Kassenscheine zu sich gesteckt. „Nimm mir's nicht übel," lächelte er, „aber Deine Fürsorge ist rührend, was die Familie Möller angeht. Der Tausendmarkschein hier stammt keinesfalls aus Deiner Tasche."

„Du wirst doch Nora nicht im Verdachte haben, einem Diebstahl Vorschub zu leisten?“ rief Leo heftig.

„Nein, durchaus nicht. Sie wird nicht gewußt haben, wie der Schein zwischen ihre Sachen gekommen ist und in ihrer Angst um den Bruder hat sie Dich vorgeschoben. Nun, das ist kein Verbrechen. Sie muß Dich doch gut genug kennen, um zu wissen, daß Du sie nicht stecken lässest.“

„Bendler, wenn Du mich noch länger quälst —“

„Kündige ich Dir die Freundschaft,“ fiel der Kamerad ein. „Nein, was Du gefährlich mit Deiner kleinen Näherin thust! Wenn Fräulein Ellen das wüßte!“

Leo schwieg. Bendler gewahrte die Wolke auf seiner Stirn und seine Neckerei begann ihm leid zu thun. Er bot ihm die Hand.

„Du bist aufgeregt heute,“ sprach er gutmütig, „und kannst keinen Scherz vertragen. Da ist es besser, ich lasse Dich allein und gehe für Dich handeln. Ich schicke Dir ein paar Zeilen, wenn alles nach Wunsch gegangen ist.“

* * *

Die Bitte Leos, welche der Kamerad seinem Vater übermittelte, stieß bei dem Bankier auf keine erheblichen Schwierigkeiten. Lieutenant Bendler teilte dem Vater ohne Umstände seine Auffassung der Angelegenheit mit, und dieser, der seines Sohnes Freundschaft für den jungen Rochus kannte, fand es, gleich ihm, begreiflich, daß Leo seine Geliebte — denn daß Nora es sei, stand bei ihnen fest — vor der Schande behüten wollte, ihren Bruder unter der Anklage des Diebstahls zu sehen.

Dadurch bestimmt that der Bankier sofort die nötigen Schritte, Oswald in Freiheit setzen zu lassen. Er nahm einen Irrtum auf sich, um das Fehlen des Geldes zu erklären und Noras Bruder durfte noch an dem nämlichen Tage zu den Seinen zurückkehren.

Die Mutter empfing ihn mit Thränen und Vorwürfen, Nora äußerte kein Wort der Begrüßung. Sie wußte jetzt, was sie auf sich genommen, als sie, der stummen Beschwörung der Mutter nachgebend, sich für den Leichtsinnigen geopfert hatte.

„Danke der Nora und dem Herrn von Rochus, daß Du wieder heraus bist,“ sprach die Mutter.

Aber Nora wehrte seinen Dank hastig ab. „Versprich mir lieber, von nun an ein ordentlicher Mensch zu werden,“ sagte sie. „Wir haben Deinetwegen viel gelitten.“

Er gelobte es; auch er schien äußerlich und innerlich geknickt, wie es Mutter und Schwester waren. Der Abend verging unter dem Drucke der Erinnerung an das Erlebte, die keine Freude über die Errettung Oswalds aufkommen ließ.

Leo erschien am anderen Tage in der Möllerschen Wohnung, sich von dem glücklichen Erfolge seiner Bemühungen zu überzeugen und mit Oswald die weitere Zukunft desselben zu besprechen.

Als die kurze Unterredung geendet, fragte er nach Nora, die in dem Laden nicht anwesend war. Die Mutter rief sie herbei und ließ ihn mit ihr allein. Es war ja fortan natürlich, daß er sie sehen wollte.

Nora hatte sich schüchtern Leo genähert und ihm ihren Dank auszusprechen versucht. Er schnitt ihre Worte mit einem Kusse ab. Doch er mußte es bemerken, daß sie diesen Kuß nicht erwiderte und widerstrebend nur seine Liebkosungen hinnahm.

„Nora,“ flüsterte er, „kannst Du Dich gar nicht trösten? O, mein Lieb, ist Dir der Gedanke gar so schwer zu tragen, als mein eigen zu gelten?“

„Das Du gekauft und bezahlt,“ stieß sie hervor.

„Geliebte, martere Dich und mich nicht mit dieser Vorstellung,“ bat er, „Deine Schwesterliebe ist schuld daran, daß dieser Verdacht auf Dich gefallen. Würde es Dich denn froher machen, wenn Du diese Unwahrheit — die erste Deines Lebens — nicht gesagt hättest?“

Sie schüttelte den Kopf. „Es war ein so furchtbarer Zwiespalt,“ sagte sie, „und ich wußte mir keinen Rat.“

„Armes, armes Kind, möchtest Du doch mir vertrauen können, Dein Schicksal ganz in meine Hände legen. Ich finde einen Ausweg für uns beide.“

Er wagte das beseligende, das bindende Wort nicht auszusprechen, das einzige, das ihren Schmerz zu lindern vermocht hätte. Noch war er ja an die ihm bestimmte Braut gefesselt, noch war er in Gefahr, hier wie dort ein Treuloser zu werden.

Sie hatte langsam die Arme um seinen Hals gelegt.

„Ich vertraue Dir. Wem sollte ich es, wenn nicht Dir?“ sprach sie. „Ich liebe Dich, wie nichts sonst auf der Welt.“

Es war um seine Besinnung geschehen. Er drängte den Gedanken an seine Pflicht, an seinen Vater, an die Braut zurück, um nur dem einen Raum zu geben: dem Besitze dieses schönen, unglücklichen Wesens, dem er alles war.

„Und wenn ich Dich fragte, Nora, ob Du mir gehören wolltest, als mein Weib, als meines Herzens Stolz und Freude, was würdest Du antworten?“

Hatte er es wirklich gesprochen, was sie jetzt gehört, täuschten ihre Sinne sie nicht, ihr ein Etwas vorzuspiegeln, das wie Himmelswonne vor ihr aufging, um sie vielleicht im nächsten Augenblicke wieder in einsame Nacht zurückzustoßen?

„Aber, Leo,“ murmelte sie, „das ist ja unmöglich.“

„Unmöglich ist nichts für zwei Menschen, die sich wahrhaft lieben,“ erwiderte er, „ich kann nicht von Dir lassen, meine Nora, und ich will es nicht. Ich bin bereit, den Kampf um Deinetwillen aufzunehmen, Dir alle Opfer zu bringen, die dieser Kampf mir auferlegt. Sage mir nur, daß Du Geduld haben willst, daß Dir das Warten nicht allzu schwer fallen wird, bis ich wiederkommen kann, Dich mit vollem Rechte mir zu fordern.“

Und unter seligen Thränen versprach sie es. Der Traum ihres Lebens war zur Wirklichkeit geworden: das sonnige Märchen des Glücks.

* * *

Baron Ernst von Rochus, der Vater Leos, war erst wenige Tage von einer Badereise zurück, als ihn ein Brief der Gräfin Sernsheim aufforderte, so schnell als möglich zu dringender Besprechung nach Helenenhof zu kommen.

Dem Baron, welcher in den letzten Jahren stark gealtert hatte, war die Aufforderung nicht sehr nach Wunsch, doch er konnte ihr kein „nein" entgegensetzen, da es sich doch sicherlich um sein Mündel, Ellen, handelte. Vielleicht waren es Vermögensangelegenheiten, die geregelt werden sollten, oder die eigensinnige Tante hatte sich endlich entschlossen, die Verlobung ihrer Nichte mit seinem Sohne veröffentlichen zu wollen.

Er reiste schon mit dem nächsten Zuge ab, einige Zeilen an Leo hinterlassend, welche diesen benachrichtigten, daß er sich nach Helenenhof begeben. Eigentlich hätte er ihn gerne noch vorher gesprochen, aber Leo schien gerade jetzt viel Dienst zu haben. Er hatte ihn seit seiner Rückkehr nur flüchtig gesehen.

Gräfin Sernsheim empfing den Vormund ihrer Nichte weniger herzlich, als gewöhnlich. Der Baron mußte es sofort erkennen, daß irgend etwas vorgefallen sei, das verstimmend auf sie wirkte.

„Sie wünschten mich zu sprechen, verehrteste Gräfin," begann er, als sie einander in dem Boudoir der Dame gegenübersaßen, „ich habe nicht gezögert, Ihrem Befehle nachzukommen. Hoffentlich handelt es sich um nichts Unangenehmes für Sie, oder meine liebe Ellen."

Die Gräfin führte ihr parfümiertes Taschentuch an die Lippen, als müsse sie sich durch diese Bewegung Mut zu der Mitteilung machen.

„Ob es wirklich unangenehm ist, was ich Ihnen zu sagen habe, lieber Baron," sprach sie mit ihrer flötenden Stimme, der man dennoch die Erregung anhörte, „hängt von den Umständen ab. Ich habe mich über einen abscheulichen anonymen Brief in hohem Grade alterieren müssen, den ich vorgestern erhielt, und schon zwei Nächte kein Auge geschlossen, was meinen Nerven so schädlich ist."

„Und deswegen läßt die Närrin mich hercitieren," dachte der Baron; laut sagte er: „Anonyme Briefe pflege ich in den Papierkorb zu werfen und mich nie darüber aufzuregen. Den Gefallen sollte man schon den Absendern nicht thun."

„Ach, aber wenn sie solche Dinge enthalten," klagte die Gräfin, „wenn es sich nur um mich handelte, aber es ist ja das Lebensglück unserer geliebten Ellen."

„Darf ich den Brief nicht lesen?" fragte der Baron, dem die Einleitung zu lange dauerte.

Die Dame erhob sich und nahm aus einem Fache ihres Schreibtisches einen Brief, den sie dem Baron reichte. Der Poststempel war aus der Residenz, die Handschrift unbekannt.

Der Inhalt des Schreibens lautete:

„Gnädige Gräfin!

Ein hier umlaufendes Gerücht besagt, daß Sie Ihre Fräulein Nichte mit Herrn Lieutenant von Rochus zu verloben gedenken. Würde es Ihren Absichten und der Achtung, welche der Genannte Ihrem Hause schuldet, entsprechen, wenn es Wahrheit ist, was man von diesem Herrn und seinem Verhältnisse zu einer Näherin erzählt, welche in der gleichen Straße mit ihm wohnt?

Nicht nur, daß er sie in mehr als freigebiger Weise beschenkt, sie in ihrem Hause besucht, oder sie bei sich sieht — auch in einem kürzlich stattgefundenen Prozesse trat er schützend für sie ein, selbst wo es sich nur um eine Umgehung der Wahrheit handeln konnte.

Ersehen Sie aus dem Vorstehenden, daß Sie Ihre Nichte einem Unwürdigen versprachen, der ihr schon jetzt keine Treue hält und bewahren Sie das Fräulein vor einem traurigen Geschicke.

Eine Bestätigung dieser Mitteilungen vermag Ihnen jeder Bewohner der Gartenstraße zu geben. Die Geliebte des Herrn Lieutenant heißt Nora Möller."

Die Gräfin hatte das Gesicht ihres Besuchers während der ganzen Lektüre scharf beobachtet. Es entging ihr nicht, daß er mehrmals die Brauen zusammenzog.

„Nun, was sagen Sie dazu?" fragte sie pikiert.

Herr von Rochus zuckte die Achseln. „Ich lege dieser Anschuldigung keine große Bedeutung bei," antwortete er phlegmatisch.

„Ich bedaure, darin nicht Ihrer Ansicht sein zu können," sprach die Gräfin hochmütig. „Wenn Ihr Herr Sohn so wenig den Vorzug zu würdigen weiß, der ihm mit der Hand Ellens werden soll, so ist es wohl besser, wir lassen die einstige Abmachung ungeschehen sein und meine Nichte wählt einen anderen Gatten, der ihr bessere Garantien für die Zukunft giebt."

„Aber, verehrte Gräfin," sagte der Baron etwas lebhafter, als zuvor, „das heißt doch die Dinge völlig überstürzen. Noch ist ja Leos Schuld gar nicht erwiesen und der Verkehr mit Nora, der früheren Spielgefährtin, mag ein ganz harmloser sein. Er hat sie wiedergesehen, er wird mit ihr einige Worte gewechselt haben und böse Zungen mühen sich, daraus Material zu schlagen, das ist alles."

„Ob es alles ist, möchte ich noch nicht entscheiden," erwiderte die Gräfin in ihrer gewohnten sanften Weise, die dennoch so scharf und durchdringend klingen konnte. „Ich war selbst Zeugin, wie Ihr Herr Sohn jenes Mädchen wiedersah und wie lebhaft er dieses an sich gleichgültige Ereignis aufnahm. Ich hörte auch, wie er Ellen Vorwürfe machte, sich um diese Nora nicht mehr gekümmert zu haben, ja, eigentlich galten seine Vorwürfe mir, als ob ich gegen das fremde Mädchen eine Verpflichtung hätte."

„So mag ihn eine gewisse Teilnahme für Nora bewogen haben, ihr freundlich zu begegnen," sprach Herr von Rochus. „Ich lege der Sache nicht den geringsten Wert bei."

„Das finde ich von Ihrer Seite begreiflich, lieber Baron, ich aber muß ein derartiges Betragen im höchsten Grade tadelnswert nennen und ich wünschte, daß Sie Ihren Sohn dies wissen ließen."

„Sie verurteilen ohne Beweise, Frau Gräfin."

„Schon die leichteste Liebelei Leos, während er der Bräutigam eines so reizenden Mädchens, wie

Ellen, ist, müßte ihm meine Achtung rauben," erklärte die Gräfin kurz.

„Sie werden wenige junge Männer heutzutage finden, die sich in diesem Punkte keine Übertretung vorzuwerfen haben."

„Mag sein, Baron, aber ich bin nun einmal in etwas strengen Grundsätzen aufgewachsen und alt geworden," seufzte die Gräfin, „ich passe daher auch wenig in die heutige Welt, mit ihrer großen Lasterhaftigkeit und ihren lockeren Sitten."

„Vornierte Sentimentalität," sprach der Baron zu sich. „Ich kann nicht voraussetzen, daß Sie meinen Sohn der Lasterhaftigkeit anschuldigen wollen," bemerkte er ebenfalls gereizt. „Ich würde eher vorschlagen, Ellen selbst zur Schiedsrichterin zu machen, ob sie ihres Bräutigams Verkehr mit der einstigen Schwester so durchaus unverzeihlich findet."

„Ach, das arme Kind," klagte die Tante, „sie darf es gar nicht erfahren Wie würde sie darunter leiden! Und ich, die ihr jeden Schmerz und jeden trüben Eindruck bisher so sorgfältig fern gehalten!"

Der Baron war nahe daran, den Lamentationen gegenüber die Geduld zu verlieren; er wußte, daß er sich beherrschen müsse. Die Gräfin war die Frau, aus ihrer Drohung Ernst zu machen, und Ellen eine sehr gesuchte Partie. Es lag nicht in des Barons Wünschen, daß seinem Sohne die reiche Frau entginge.

„Ich werde noch heute abend nach Hause zurückkehren," sagte er, „und morgen mit Leo Rücksprache nehmen. Wie es auch sei, ich glaube an eine wirkliche Verfehlung nicht, sondern halte diesen Brief für das Machwerk eines erzürnten Nebenbuhlers. Wir haben die vollgültigsten Beweise, daß die Neigung Ellens und meines Sohnes eine tiefe und wahrhafte ist. Es kann sich mit Ihrer mütterlichen Liebe, Frau Gräfin, für mein Mündel nicht vereinen, sie auf einen bloßen Verdacht hin um ihre Glückshoffnungen zu bringen."

„O, ich würde selbst unsäglich darunter leiden," versicherte die Gräfin, „aber wenn jenes andere Mädchen nun eine Intrigantin wäre, die Leo ganz umgarnt hätte?"

„Dazu hatte sie nicht die geringste Anlage. Ich mochte sie zwar nie besonders, aber ihr Charakter, wie ich ihn in ihrer ersten Jugend kennen lernte, schloß jede Berechnung aus."

„Nun denn also, Glück auf den Weg, lieber Baron," flötete die Gräfin, „und gebe Gott, daß Sie mir gute Nachricht senden können."

Sechzehntes Kapitel.

Leo erhielt am anderen Tage eine Aufforderung seines Vaters, sich nach beendetem Dienste bei ihm einzufinden.

„Ich habe eine Frage an Dich zu richten, Leo," begann der ältere Mann, als sein Sohn vor ihm erschien, „die Deine Zukunft angeht. Ich war gestern in Helenenhof und bin zu dem Entschlusse gelangt, daß Eure Heirat früher durchgesetzt werden soll, als die eigensinnige Sernsheim es will. Bist Du damit einverstanden?"

Leo versuchte eine der Cigaretten in Brand zu stecken, die er von der Perlmutterschale vor ihm genommen und schien damit nicht recht zum Ende zu gelangen.

„Handle, wie Du willst, lieber Papa," sagte er leichthin, „ich für meine Person habe es nicht so eilig damit."

Sein Vater blickte ihn durchdringend an.

„Jeder Bräutigam pflegt es herbeizusehnen, bald an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen," erwiderte er. „Machst Du Dir aus Ellen so wenig?"

Leo warf die Cigarette wieder auf die Schale; er antwortete nicht.

„Deine Gleichgültigkeit in diesem Falle ist sonderbar," fuhr der Baron fort, „und bestätigt mir leider, was ich über Beziehungen hörte, die Du anderweitig angeknüpft haben sollst, Beziehungen, welche sich der Öffentlichkeit sogar nicht mehr verbergen. Leugnest Du sie?"

„Nein," antwortete Leo kurz und fest.

„Und der Gegenstand derselben nennt sich Nora Möller?" forschte Ernst von Rochus ironisch.

„Ja," sagte Leo wie zuvor.

Sein Vater drehte ein vergoldetes Papiermesser in der Hand hin und her. Die Entschiedenheit der Antworten Leos machte ihn stutzig.

„Du hättest Dich mit einer derartigen Liaison nicht so weit einlassen sollen, um das Gerede anderer herauszufordern. In Deiner Stellung als Bräutigam muß man dergleichen vermeiden. Du weißt, wie empfindlich manches Mädchen in diesem Punkte ist. Später legt sich das."

„Es handelt sich um keine Liaison, Papa."

„Um was denn sonst?"

„Ich liebe Nora."

„Das verwehrt Dir ja niemand."

„Und ich wünsche sie zu heiraten."

Der Baron starrte ihn sprachlos an.

„Du bist von Sinnen," rief er endlich.

„Ich war nie bei klarerer Besinnung, als eben jetzt," erwiderte Leo, „und ich habe nie deutlicher empfunden, daß meine erste Verlobung eine Übereilung war."

Sein Vater war aufgestanden und ging erregten Schrittes im Zimmer auf und nieder.

„Was Du da sagst, ist eine Thorheit, Leo," sprach er. „Du Nora heiraten. Absurder Gedanke! Ein Rochus und eine Näherin! Das ist ein Mädchen, das man küßt, aber man heiratet es nicht," schloß er mit den Worten eines bekannten Lustspieldichters.

„Du magst anderen Mädchen gegenüber mit dieser Behauptung recht haben," sagte Leo, „hier ist es jedoch Nora Möller, um welche es sich handelt."

„Nun, und was weiter?"

„Sie ist nicht mit denjenigen zu vergleichen, von welchen Du sprichst."

„Sie wird nicht besser sein, als ihresgleichen," meinte der Baron philosophisch.

„Ja, das ist sie," rief Leo aus.

„Und wie gedenkst Du Dich mit Deiner Braut Ellen von Walldorf, abzufinden?"

„Ich gedenke mein Verlöbnis mit ihr zu lösen," antwortete Leo entschlossen.

„Um Nora Möller zu heiraten?"

„Ja."

„Hast Du Verpflichtungen gegen das Mädchen?"

„Nicht in dem Sinne, wie Du es meinst."

„Was zwingt Dich also?"

„Ich sagte Dir, Papa, daß ich sie liebe."

Es war eine Pause zwischen ihnen. Der Baron zauderte, seinem Sohne die Eröffnung zu machen, welche nun unausbleiblich war.

„Du sprichst, wie die Jugend, die Romantik und die Verliebtheit zu sprechen pflegen," begann er, „und vergissest, daß unser ganzes Leben sich aus anderen Faktoren zusammensetzt, als jene uns vorschreiben. Werde etwas älter und Du wirst darüber lachen, daß Du Dir eine solche Thorheit hast bis zu diesem Grade über den Kopf wachsen lassen, um bereit zu sein, alle besseren Güter dafür zu opfern."

„Ich würde eher geneigt sein, diese äußeren Güter geringer anzuschlagen, wenn sie dazu dienen sollten, mich von Nora zu trennen."

„Und Deine Stellung? Willst Du die Näherin, die Tochter einer Kleinkrämerin, den Damen Deines Regimentes als ebenbürtig vorführen?"

„Ich könnte mich in die Provinz versetzen lassen; dort nimmt man es nicht so genau."

„Auch dort würdest Du mit einer solchen Frau wenig Ehre einlegen."

„Nora wird jedem Stande Ehre machen, zu dem das Geschick sie erhebt," erklärte Leo, „sie ist von Tante Helene erzogen, und ich bin überzeugt, wenn diese noch lebte, ich würde ohne Schwierigkeit meinen heißesten Wunsch erreichen."

„Ellens Schmerz also rührt Dich nicht?"

„Ellen wird einen anderen finden; in ihrem Charakter liegt es nicht, untröstlich zu sein."

„Du scheinst entschlossen, mit allen Rücksichten zu brechen, die Dir Deine Stellung, Deine Herkunft, Deine Pflicht auferlegen," sprach der Baron. „Nun bitte ich Dich, nur noch mir das eine zu sagen: wovon gedenkst Du mit Deiner eigenmächtig gewählten Frau zu leben?"

Leo schaute befremdet auf. „Doch wohl, wovon ich bisher gelebt habe," entgegnete er, „von meiner Zulage, die mit einiger Einschränkung für uns beide reichen wird."

„Ich muß Dich darüber enttäuschen, mein Sohn, und Dir zugleich die Gründe klar legen, die Dich bestimmen werden, diese verliebte Grille aus Deinem Kopfe zu schlagen. Du bist in dem Glauben aufgewachsen, der Sohn eines reichen Mannes zu sein. Du bist das nicht. Unser Vermögen ist aufgezehrt und Deine Heirat mit der Walldorfschen Erbin nicht nur ein Wunsch von mir, sondern eine Notwendigkeit für Dich."

„Was sagst Du da?" fuhr Leo auf.

„Eine unangenehme Wahrheit, die Du über kurz oder lang doch erfahren haben würdest und die ich Dir nicht mehr vorenthalten kann, seit ich von Deinem neuesten Entschlusse hörte," sagte der Baron ruhig. „Ich habe Dich in den Ansprüchen erzogen, zu welchen Du berechtigt bist und Du wirst es wissen, daß ich Dich nie einschränkte. Ich wollte, daß Du Dein Leben genießen solltest und den Namen würdig vertreten, den Du trägst. Die hohe Zulage, die Du erhieltest, überstieg schon längst mein Einkommen. Ich gab sie Dir von unserem Kapitale und ich hätte sie Dir, noch auf kurze Zeit nur, garantieren können. Eine arme Frau kannst Du daher niemals heiraten, auch wenn sie nicht Nora Möller hieße. Du wirst einsehen, daß somit von einer solchen Partie nicht die Rede sein kann, und daß ich nicht einmal meine Einwilligung zu verweigern brauche, weil sich die Sache von selbst verbietet."

Leo war unter den Worten seines Vaters bleich geworden. Er stützte den Kopf in die Hand.

„Warum verschwiegst Du mir das so lange?" fragte er. „Warum ließest Du mich so leichtsinnig wirtschaften und ermahntest mich nie, an die Zukunft zu denken?"

„Weil ich das nicht für nötig hielt, Leo. Deine Zukunft war ja gesichert, soweit ich sie übersehen konnte. Ich hatte das Versprechen Helene Walldorfs, daß Du ihrer Tochter Hand erhalten würdest. Sie gab es mir in der Stunde, als sie meine eigene Bewerbung zurückwies, gleichsam als Entschädigung. Die Verhältnisse schienen den Plan zu begünstigen; Ihr gefielet Euch ja doch. Es wäre alles gut und glatt gegangen, wenn dieses unselige Geschöpf nicht dazwischen gekommen wäre."

„Du würdest anders urteilen, wenn Du sie kenntest," murmelte Leo.

„Das ist die Frage. Meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Ich war damals gleich gegen diese unbegreifliche Vorliebe Helenens für das Mädchen und gegen ihre Aufnahme in ihr Haus. Ich wußte, daß nichts Gutes dabei herauskäme und ich sehe, daß ich recht gehabt."

Leo warf den Kopf zurück. „Ich lasse nicht von ihr," sagte er entschlossen. „So will ich versuchen, mir aus eigener Kraft eine Stellung zu schaffen."

„Wie willst Du das anfangen? Deinen Abschied nehmen und Gott weiß was, werden? Blicke um Dich unter Deinen Kameraden, was ihnen geboten wird, wenn sie aus irgend welchen Gründen gezwungen sind, auf ihre Carrière zu verzichten. Wenige Jahre später sind sie verfehlte und verkümmerte Existenzen, zerfallen mit sich und der ganzen Welt, die ihnen nicht gehalten, was sie zu versprechen schien. Du bist Aristokrat, nicht nur der Geburt nach, sondern auch in Deinen Gewohnheiten und Neigungen. Male es Dir aus, wie Dir in armen und beengten Verhältnissen zu Mute sein würde, in einem Verkehrskreise, der Dich abstößt, weil er Deinen Bildungsgrad nicht erreicht, in einem Berufe, den Du nicht aus Neigung, sondern gezwungen durch die Not erwähltest."

Leo hatte sich in seinen Sessel zurückgelehnt und erwiderte nichts. Er erkannte die Berechtigung der Gründe an, die ihm sein Vater entgegenhielt, aber er sträubte sich in innerster Seele dies zuzugeben. Ja, er liebte seinen jetzigen Beruf, das glänzende, fröhliche

Leben, das er Jahre hindurch geführt; er hatte es sich so beglückend vorgestellt, die Geliebte in diese Welt zurückzuführen, die ihr schon durch ihre einstige Beschützerin erschlossen worden und nach der sie sich mit stillem Heimweh unaufhörlich sehnte. Jetzt schauderte er vor dem trüben Bilde, das ihm sein Vater entrollte, wie vor etwas Fremdem, unendlich Widerwärtigem, gegen das seine Natur sich auflehnte.

Es giebt Opfer und Opfer in dieser Welt. Wir sind fähig, für geliebte Menschen unser Leben, unsere Ehre, unseren Besitz preiszugeben in Momenten höchster Aufwallung, die jedes Zaudern durch einen alles beherrschenden Gedanken verdrängt, und wir üben jenes Heldentum dann aus, das in den Augen der Welt zuweilen Bewunderung, zuweilen sogar Neid erregt, weil es uns hoch über die Alltagsmenschen zu erheben scheint.

Von dem stillen Heldentum, das dennoch so viel größer ist, als jenes, spricht niemand, weil es sich scheu und ängstlich vor fremden Blicken verbirgt, von der endlosen Kette kleiner und unscheinbarer Opfer, die das tägliche Leben aufzuerlegen vermag in erfinderischer Pein. Wieviel leichter ist der Gedanke, dieses Dasein dahinzugeben, um den heißgeliebten andern aus irgend einer Not zu retten, als ihn unter den trivialen Quälereien leiden und versinken zu sehen, die ein sorgengedrücktes Leben schafft. Und noch schwerer ist diese kleinliche Sorge, dieses nimmer endende Ringen mit dem grauen Gespenste des Elends zu tragen, wenn wir dadurch in eine Sphäre verbannt werden, der unsere ganze Anlage widerstrebt und in der wir fast mit Gewißheit zu Grunde gehen müssen, dem Baume gleich, der, in ein fremdes Erdreich versetzt, nur kümmerlich und ohne Gedeihen sich weiter fristet.

Mit erschreckender Deutlichkeit meinte Leo seine künftige Umgebung vor sich zu sehen: die kahlen ungeschmückten Wände einer ärmlichen Wohnung, den kargbesetzten Tisch, sich selbst und die Geliebte früh gealtert in mühseliger, täglicher Arbeit, die Freunde einstiger Tage ihm ferne gerückt.

Er atmete schwer; sein Vater trat zu ihm.

„Und glaubst Du, der Besitz jenes Mädchens würde Dir alles ersetzen, was Du im Begriffe bist für sie aufzugeben?“ fragte er. „Täusche Dich nicht, Leo, wie es in Deinen Jahren so leicht geschieht. Der Rausch der Leidenschaft verfliegt. Was bleibt Dir dann? Nichts rächt sich bitterer, als übermäßige Opfer, die wir anderen bringen. Mit dem Erreichen eines erstrebten Zieles pflegen auch unsere Empfindungen sich zu ändern und wir fragen dann erstaunt, ob es nötig war, daß wir einen solchen Aufwand an Entbehrung dafür in das Werk setzten?“

Leo machte eine abwehrende Bewegung. „Ist es nicht erbärmlich, daß ich um des elenden Geldes gezwungen bin, wortbrüchig an ihr zu werden?“ sprach er.

„Du gabst auch Ellen Dein Wort,“ bemerkte der Baron.

„Ellen,“ wiederholte Leo. „Ihr Leben bietet ihr wohl genug an Freude und Glück, um eine einzige Enttäuschung verschmerzen zu können. Doch anders ist es bei Nora, der das Schicksal bisher nur genommen, was irgend möglich war, ohne ihr das Geringste zu ersetzen. Erinnere Dich, Papa, was dieses Mädchens Leben von Anbeginn gewesen, erinnere Dich, wie tief es durch den Tod Tante Walldorfs getroffen wurde und daß auch Du nicht ohne Schuld warst, daß es eine beraubte, freudlose Jugend verlebte, ein entbehrungsreiches Alter vor sich sieht.“

Diesmal war es der Baron, der nicht antwortete. Warum hatte er nichts für die Pflegetochter Helenens thun wollen und auch die Verwandten der letzteren daran verhindert? Jetzt war dennoch gekommen, was er damals schon fürchtete, wenn er seines Sohnes unbewußte Zärtlichkeit für die jüngere Spielgenossin beobachtete — und der Zwiespalt war ein schlimmerer für Leo geworden.

„Könnte ich es Dir ausdrücken,“ fuhr der junge Offizier fort, „wie es mich bewegte, als ich sie nach Jahren wiederfand, in Verhältnissen wiederfand, die für uns ebenso viele Vorwürfe waren. Und ich glaubte, daß ich dazu bestimmt sei, ihr zu vergüten, was wir ihr entzogen — das Glück, auf welches auch sie einen Anspruch erheben darf, wie jeder andere, und das meine Liebe ihr verhieß. Jetzt ist sie arm, bettelarm durch mich geworden, und sie wird es schwerer tragen, als zuvor, da sie es gelernt hatte zu hoffen.“

Seine Erschütterung drohte ihn zu überwältigen; er drückte sein Angesicht in die Kissen des Fauteuils. Der Baron betrachtete ihn nicht ohne Teilnahme.

„Sei verständig, Leo,“ sagte er milder als zuvor, „suche es zu überwinden, wie es Tausende und Abertausende thun müssen. Sprich mit ihr, ruhig und besonnen; sie wird die Gründe anerkennen, die Dich bewegen müssen, sie aufzugeben.“

„Ich kann sie nicht wiedersehen. Verlange von mir wenigstens jetzt keine Besonnenheit.“

Der Baron sagte sich unwillkürlich auch, daß es besser sei, wenn Leo Nora nicht wiedersähe, aber würde er die Kraft behalten, seinem Vorsatze treu zu bleiben?

„Wohin willst Du?“ fragte er, als er sah, daß sein Sohn nach Mütze und Handschuhen griff.

„In die Reitbahn,“ sprach Leo müde, „ich habe von sechs bis sieben noch Dienst.“

Er zog in nervöser Hast den einen Handschuh an.

„Ich bitte Dich, Papa, mir noch eine Frage zu beantworten.“

„Welche, mein Sohn?“

„Du sprachst vorhin von mir nur, als Du dessen erwähntest, daß unser Vermögen zu Ende sei. Ich also muß mich reich verheiraten, wie Du sagst. Was aber bleibt Dir?“

„Was Du mir fortan giebst,“ lautete die kurze Antwort.

Leo stöhnte auf, wie jemand, dem die erdrosselnde Schlinge fester um den Hals gezogen wird; seine Zähne knirschten aufeinander.

„Ich sprach nicht von mir, Leo,“ fügte der Baron hinzu, „damit Du nicht glauben solltest, es sei meine Selbstsucht nur, die Dir den Wunsch Deines Herzens zerstören will. Du wirst nun wissen, wie

Du zu handeln hast, aber die Rücksicht auf mich möge Dich nicht bestimmen."

* * *

Leo hatte das Zimmer verlassen; der Baron hörte seinen Säbel die Treppe hinabklirren und er dachte daran, wie er die Mitteilung ertragen werde, die er ihm heute gemacht und die den jungen Mann bis in das tiefste Herz verwunden mußte, weil sie ihm die Hoffnungslosigkeit seines heißesten Wunsches bewies.

Ob er denn Nora so sehr liebte? Aber daran zweifelte Herr von Rochus kaum. Er, der erfahrene Menschenkenner, hatte den Keim dieser Liebe schon in dem Herzen des Knaben gewahrt. Vielleicht wäre er Nora gütiger begegnet, wenn das nicht der Fall gewesen. Die Tochter einer Krämerin, eine armselige Näherin wünschte er sich nicht als Gattin für seinen einzigen Sohn, aber bei alledem liebte er diesen Sohn weit mehr vielleicht, als sein äußerlich kaltes Wesen es verriet. Sein Schmerz auch ging ihm nahe. Die Jugend freilich will immer gleich verzweifeln und meint ohne dieses oder jenes nicht leben zu können. Später sieht man es ein, daß es auch so geht, und daß der erste Verlust, an dem man zu sterben meinte, nicht einmal der ärgste war. Was überwindet sich denn endlich nicht?

Aber das Mädchen selbst! Er hatte es seit dem Tode Helenens nie wiedergesehen. Wie mochte es geworden sein, um eine solche Gewalt auf Leos Gemüt zu üben? Und war denn für den Sohn die Sache wirklich schon zu Ende? Vielleicht überwog bei Nora die Berechnung und sie würde suchen, den Liebenden an sich noch weiter zu fesseln, an den sich alle ihre Zukunftshoffnungen knüpften.

Die Armut übt ihre verderbliche Macht, wie es der Reichtum thut. Wer konnte wissen, wie sich der Charakter Noras in Bitterkeit und Entbehrung entwickelt hatte?

Herr von Rochus sprang mit jugendlicher Lebhaftigkeit auf und klingelte seinem Diener, um sich zu einem Ausgange ankleiden zu lassen. Dann ließ er sich einen Wagen holen und fuhr zu dem Regimentsobersten seines Sohnes, mit dem er befreundet war.

Der Oberst, ein jovialer Mann, empfing ihn mit einem Scherze; der Baron war jedoch nicht in der Stimmung, darauf einzugehen.

„Hast Du einige Minuten Zeit für mich, Halden?" sagte er nur. „Ich möchte mit Dir wegen meines Sohnes sprechen."

„Nun, immerzu," ermunterte Oberst von Halden. „Willst Du wissen, wie er sich in den Manövern benommen? Kann Dir nur gratulieren. Ist einer meiner besten Reiter, pflichttreu und schneidig, wo man ihn hinstellt."

„Ich wollte Dich bitten, es zu veranlassen, daß er sofort versetzt wird, am liebsten in eine recht entfernte Garnison."

Herr von Halden machte große Augen. „So? Was hat es denn gegeben?" fragte er. „Hat er etwa zu viel Schulden? Ist mir noch nicht bekannt geworden und wird wohl auch nicht viel auf sich haben, da er ja, wie Du mir andeutetest, eine reiche Partie machen wird."

„Die Partie ist zweifelhaft, wenn er hierbleibt," sagte der Baron kurz. „Erlasse mir das übrige."

„Ah so! Ich verstehe. Nun, das kommt bei allen vor. Von der Liebschaft hat man mir schon einiges erzählt. Ich legte keinen Wert darauf. Ist es denn so ernst?"

„Leider. Er will sie heiraten."

„Das fehlte noch. Und wohl mit ihr nach Amerika gehen?"

„Dazu wäre er vielleicht auch fähig. Er ist schrecklich in sie verliebt."

„Nun, da soll er auf der Stelle fort. Solch eine Schwiegertochter wäre für Dich nicht übel."

„Gott sei Dank, daß Du es einsiehst. Also abgemacht!"

„Natürlich. Ich befürworte es gleich beim General. Thut mir leid, ihn zu verlieren, aber es geht nicht anders, wenn er sich so vergaloppiert. Hoffentlich ist er die Person dann los."

Der Baron zögerte. „Wer weiß es, ob er sie wirklich vergißt," äußerte er bedenklich.

„Thorheit, Freund, es giebt mehr schöne Nähermädchen; so eine war es ja, wenn ich nicht irre. Und sie findest Du mit einem Stück Gelde ab, dann bist Du mit ihr fertig."

(Fortsetzung folgt.)



Odemissen.

Roman
von
Wilhelm Oesterhaus.

I.

Über dem First des mächtigen Meierhauses zitterte die Luft in den glühenden Strahlen der Julisonne. Tiefe Stille herrschte auf dem Hofe. Tiere und Pflanzen schienen zu schlummern, zu träumen. Im schmalen Garten am hinteren Teile des Hauses ging ein starkgebauter Mann langsam auf und ab. Auf dem Kopfe trug er die saubere weiße Zipfelmütze, welche er tief über die mächtig hervortretenden dichtbebuschten Augenbrauen herabgezogen hatte. Seine mäßig gebogene Nase verriet Mut, der schmallippige, meist geschlossene Mund feste Willenskraft. Die Kleidung des Mannes bestand aus schwarzwollenem Halstuch, ebensolcher Weste, solchen Kniehosen, hohen Stiefeln und einem grünen Flausrock. Der Umklappkragen des letzteren ragte nach der Sitte jener Zeit hoch am Halse empor, die Ärmel waren am oberen Teile aufgepufft, unten aber nicht zugeknöpft, sondern lässig aufgekrempelt.

Der Besitzer des Meierhofes, Hans Kord Odemissen zu Odemissen, schaute zu den schöngeschnitzten Balkenköpfen empor. Er sah sie an, als ob er sie jetzt zum ersten Male erblickte. Er ging weiter. Sein Auge glitt über die Blumenbeete mit Rosen und Feuernelken hin, ohne daß er sie bemerkte. Es bewegte etwas seine Seele, ohne daß die graublauen Augen viel von innerer Unruhe verrieten.

Plötzlich blieb Odemissen unter einem halbgeöffneten Fenster stehen. Er lauschte, hörte aber nichts. Wieder ging er auf und ab und stand wieder still.

„Mein Kind! Mein Kind!“ sagte drinnen eine matte weibliche Stimme. „Niemand soll es mir nehmen. Ich will's für mich haben. Odemissen, hörst Du? Der Junge mag ein Bauer von Deinem Schlage werden. Dies Mädchen soll Bertha heißen. Fein soll's erzogen werden.“ Still wurde es. Der Großbauer schritt einem Nebenhause zu.

In der großen Kammer des Hauptgebäudes lag im Himmelbette Frau Meier zu Odemissen. Ihre Augen waren trüb, die Wangen von Fieberglut gerötet. Vor ihrem Lager stand die Wiege, in der ihr wenige Tage altes Töchterchen schlummerte. Auch die Mutter war eingeschlafen. Sie erwachte erst, als das Licht des Tages schwächer wurde. Sie fragte mit leiser Stimme nach ihrem Manne. Die Dienerin ging, ihn zu rufen.

Die Wöchnerin sah zu ihrem Kinde hinüber. Ein halb frohes, halb schmerzliches Lächeln spielte um ihren Mund. Der Meier trat ein. „Komm näher,“ sagte die Kranke, „laß Dich an meinem Bette nieder.“ Er that es und nahm die Zipfelmütze ab.

„Odemissen,“ fuhr sie fort, „wir sind im Leben still nebeneinander hergegangen, hätten billig besser zu einander stehen sollen. Laß uns dies nicht weiter berühren. Eins dank ich Dir: Du wandeltest nie auf den Pfaden vieler Deiner Standesgenossen. Die eheliche Treue brachst Du mir nie.“

Bei diesen Worten wandte ihr der Gatte sein Gesicht voll zu. „Nie!“ wiederholte er und fühlte im selben Augenblicke einen warmen Druck ihrer Hand.

„Nicht oft,“ sprach sie weiter, „habe ich Dich mit Anliegen behelligt, „nun aber,“ fuhr sie langsamer, leiser fort, „wo ich scheiden muß, habe ich Dich um Großes anzugehen. Erfüll mir eine Bitte!“ — Sie warf ihm einen langen Blick forschend hinüber. Er wandte sein Auge zur Seite und entgegnete:

„Wenn's möglich ist.“

Aufatmend flüsterte sie: „Ich bin eines reichen Mannes Frau, meine Schwester ist die Gattin eines mäßig besoldeten Beamten, und doch blüht ihr ein Glück, welches mir versagt wurde. Ich will Dir keinen Vorwurf machen; doch gestehst Du selbst ein, daß Herzensneigung uns nicht zusammengeführt hat. — Der reiche Grundbesitz fällt später unserem Sohne zu, der in Deine Art schlägt. Das Mädchen, mir ahnt es, wird sich anders entwickeln. Deshalb mein Wunsch: Mag hier nach meinem Tode eine zweite Frau walten oder nicht, überlaß die Erziehung unseres Töchterchens meiner Schwester.“

Erschöpft schloß sie die Augen. Still, schweigend saß der Gatte neben ihr. Hoch brandeten die Wogen starker Erregung in seinem Innern empor; doch beruhigten sich Herz und Puls allmählich, und als die Kranke ihn so bittend ansah, schwand auch die letzte Wolke des Unmutes von seiner Stirn. Kord erhob sich mit den Worten vom Stuhle: „Schwer ist's; doch kann ich Dir die Erfüllung der Bitte nicht versagen.“

Heller Freudenschein leuchtete aus ihren Augen. Mit heißem: „Hab Dank!“ reichte sie ihm die Rechte. Sie hauchte noch die Worte aus: „Minna Hauswesen übergeben.“ Dann neigte sie das Haupt zur Seite, ihre Wimpern sanken.

Der Meier ging in das Nebenzimmer, setzte sich an sein altes eichenes Pult und schrieb einen langen Brief. Auf die Vorderseite des Umschlages setzte er die Worte:

An den Herrn Rezeptor Westermann,
Wohlgeborenen
Per expresse. zu Salburg.

Dies Schreiben übergab er dem Hofmeister mit der Weisung: „Anspannen, hinfahren, baldigst wiederkommen.“

Dann nahm er in der Wohnstube in dem mit Leder überzogenen Lehnsessel Platz und ließ sein ganzes Leben an der Seele vorüberziehen. Er war ein selbstbewußter Mann, den Besitzern der besten Rittergüter geistig, wie dem Vermögen nach, gewachsen, wenn nicht überlegen. Seine Gattin war ihm stets als erfahrene, pflichtgetreue Hausfrau erschienen; aber weshalb mußte sie ihm heute erst einen tieferen Blick in ihre Seele gestatten? Weshalb waren sich die Eheleute so fremd geblieben? — Gedanken dieser Art bewegten ihn lange, und als tiefe Schatten seine Augen nach und nach deckten, war es ihm, als glänze im Niedergange ein hellleuchtender Stern. Er sah ihn flammen, glühen, glimmen, im Abendnebel versinken. Tiefe Stille lag über dem Meierhofe.

II.

Der nächste Tag ging zur Rüste, als der ländliche Wagen vom Meierhofe auf holperigen Wegen Odemissen zufuhr. Hinter dem Hofmeister saß eine städtisch gekleidete Frau. Sie kannte die Gegend wohl. Mit tiefer Wehmut betrachtete sie alles. Hier lagen die Grundstücke ihres elterlichen Bauernhofes, welchen ihr Schwager mit dem seinigen vereinigt hatte. Wie rücksichtslos war er dabei verfahren! Damit niemand später beide Höfe auseinanderreißen sollte, hatte er nicht nur alle trennenden Hecken und Raine beseitigt, nein, auch die Gebäude abgebrochen, alle Bäume des Baumhofes ausrotten, die ehrwürdigen Linden vor der kleinen Thür umhauen lassen. Der alte Eichhof war von der Erde verschwunden.

Als die Sonne ihre letzten Strahlen hinter den Bergen hervorblinken ließ, hielt das Gefährt auf dem Meierhofe. Niemand empfing die Frau Rezeptor. Sie stieg ab, trat ins Haus. Da stand Odemissen vor der langen Reihe der Pferde. Wollte er sie zählen?

Seine Schwägerin schritt an ihm vorüber in die Schlafkammer. Da lag die Schwester, so, als ob sie schliefe. Lebte sie noch? Leise berührte Frau Westermann der Ruhenden Wange. Kalt, starr, entseelt! — — Laut schluchzend sank die Überlebende in ihre Kniee. Mit der einen Hand stützte sie ihr Haupt, mit der anderen hielt sie die kalte Rechte der Entschlafenen. Wie wehe war ihr.

Odemissen war herangetreten. Stumm stand er an den Thürpfosten gelehnt und sah zu den Schwestern hinüber. Konnte er die Tiefe des Schmerzes der Knieenden ermessen?

Lange verharrte die letztere in ihrer Stellung, dann erhob sie sich, den Schwager fragend, stumm ansehend. „Die Selige hoffte Sie vor ihrem Ende noch zu sprechen," begann dieser, „um Ihnen als letzten Willen folgendes mitzuteilen: ‚Nach meinem Tode soll meine liebe Schwester mein jüngstes Kind, das Mädchen, zu sich nehmen, um an ihm Mutterstelle zu vertreten.'"

„Gott sei Dank," war die rasche Antwort. Schnell schritt die Frau durch die Wohnstube in eine andere Kammer hin zur schreienden halbverwaisten Kleinen. Die neue Mutter hob das Kindchen auf und bedeckte es mit vielen heißen Küssen. Dann wandte sie sich um.

„Schwager," sagte sie, „für die wenigen Tage, welche ich hier sein werde, nehme ich alle Rechte der Hausfrau in Anspruch." Odemissen nickte und reichte ihr die Hand, welche sie mit leichtem Druck annahm. Dann bettete sie die teure Dahingeschiedene auf das Totenlager; die Wiege des Pflegekindes aber setzte sie vor ihr Bett.

Selbständig ging sie überall vor, beschaffte für die Kleine eine Amme, deren Lohn sie festsetzte. Gab sie sich mit aller Liebe der Pflege dieses Kindes hin, so konnte sie wenig Gefallen an dem Treiben des kleinen Erben von Odemissen finden, der, wie sein Vater, seine Vorfahren, auf den Namen Hans Kord getauft war, aber Kord genannt wurde.

Auf alles, was auf dem Hofe vorging, gab der Junge acht. Hier spornte er ein Pferd zum Ziehen an, dort schlug er auf eine Kuh los, welche von einem Kleehaufen fraß. Nun trieb er ein Schwein in den Stall, jetzt zauste er den bösesten der Kettenhunde am Fell. Aus einem solchen Burschen kann wohl ein tüchtiger Landwirt werden, ein guter Beamter, welcher Stunde um Stunde still auf seinem Zimmer arbeiten muß, nicht.

Am späten Nachmittage kam Odemissen zu seiner Schwägerin und teilte ihr mit, daß drüben im Backhause der Sarg für die Selige gezimmert werde, auch Vorbereitungen für einen großen Leichenschmaus angeordnet seien. Dies erregte den lebhaften Widerspruch der Stadtfrau, welche es durchsetzte, daß den zur Beerdigung Kommenden nur ein kalter Imbiß und ein angemessener Trunk gereicht wurde.

Viele Leute von nah und fern kamen am Begräbnistage. Ihrem Range und Stande nach fanden sie im Hause Platz; aber die, welche am aufrichtigsten Leid trugen, standen an der Hausthür oder unter dem Hahnenbalken, die Armen, die Notleidenden. Sie beweinten ihre Beschützerin, ihren guten Engel.

Viel wurde geschwatzt. Plötzlich ward alles still. Es bildete sich eine Gasse, durch welche eine hohe Gestalt feierlich, gemessen einherschritt. Es war der Ortsgeistliche, welchem sein Küster demütig folgte. Aus dem glatten, vollen Gesicht des Herrn blickte ein Paar kluger Augen unter den geschwungenen Brauen hervor. Das ergrauende Haar bedeckte ein „Dreimaster". Die übrige Kleidung war glänzend schwarz, nach dem Schnitte jener Zeit. In der Rechten führte der „Seelenschäfer", wie ihn der ungläubige Dorfschmied nannte, ein mächtiges spanisches Rohr mit silbernem Knaufe.

Alles grüßte ehrfurchtsvoll. Mit leichtem Neigen des Hauptes dankte der Geehrte, welcher am Sarge stehen blieb, das Antlitz mit dem Hute bedeckend. Ob er wohl betete?

Ins Zimmer getreten, ließ er sich von seinem Untergebenen bedienen. Tapfer sprach er der kalten

Küche, tapferer aber doch dem Weinglase zu, von allen Anwesenden mit großen Augen angesehen.

Die Unterhaltung drehte sich hier um Pferdehandel und dergleichen Dinge, bis Frau Westermann eintrat, nassen Auges fragend: „Ist es Zeit, Herr?" Der Prediger reichte ihr die Hand, einige Trostesworte sprechend, welche jedes gebildeten Laien Mund ebensowohl hätte hervorbringen können. Dann ließ er sich vom diensteifrigen Küster durch Vorbinden des weißen Priesterkragens, des „Bäffchens", und Anhängen des Mantels, eines langen, fußbreiten schwarzen Tuchstreifens, welcher aber im Volksmunde das geistliche schwarze Handtuch hieß, zur feierlichen Handlung fertig machen.

Er schritt hinaus, vor dem Sarge Platz nehmend, links weit zurück sein Gehorsamer, welcher mit weinerlicher Stimme den Trauergesang leitete. Jetzt sprach der Diener des Herrn einige Psalmverse und hielt eine Rede, in welcher alle wirtschaftlichen Tugenden der Verblichenen volle Würdigung fanden; vom eigentlichen Christentume war allerdings nichts darin zu finden; als er aber schloß, sagte sich mancher der Anwesenden: „Das klang gerade so, wie Worte aus einem echten Bauernevangelium."

Noch einmal betraten die Geistlichen das Zimmer. Hochehrwürden langten wiederum tapfer zu, „denn nach solch einer Anstrengung erheischen Leib und Seele Stärkung", und auch der Vertreter des Clerus minor sah zu, daß er nicht zu kurz kam, bis der Sarg auf den Wagen gestellt wurde.

Letzterer war mit vier Rappen bespannt, wie sie weit und breit kein anderer, als der Meier zu Odemissen anschirren lassen konnte, auch der Besitzer des gleichnamigen Rittergutes war dazu nicht imstande. Es war das ein Bürgerlicher Namens Behrenstein. Dieser, welcher mit seinem reichen Nachbarn in steter Fehde lebte, wartete vor dem Hause, um am Zuge teilzunehmen. „Aus Achtung vor der Verstorbenen thu ich's," sollte er geäußert haben.

Auf dem Wege zum Friedhofe schritten Pastor und Küster voraus. Ihnen folgte die Leiche, hinter welcher zunächst Hans Kord Odemissen, sein gleichgültig dreinschauendes Söhnchen an der Hand führend, herging.

An den Hausecken, hinter den Bäumen standen weinend arme Weiber. Da führte man sie hin, die so unendlich viel Leid gelindert hatte!

Eine erschütterte Seele stand im Meierhause am Fenster: Frau Westermann, das Gesicht an eine Scheibe gepreßt. So schied die Schwester, die durch Reichtum nicht beglückt worden war, sie, der das Geschick höheres Gut, innige Gattenliebe, versagt hatte.

Als der Leichenzug, um eine Hausecke biegend, ihren Augen schwand, sank die Hinterbleibende mit lautem Aufschrei nieder; aber nun bekam ihr Herz Luft, ein reicher Thränenstrom entrang sich ihren Augen, die Brust ward erleichtert.

Sie erhob sich, trat in die Kammer und nahm ihr Pflegekind aus den Armen der Amme. „Hast Deine Mutter nicht verloren, Herzige Du," sagte sie, halb schluchzend, halb jauchzend. Mit heißen Küssen überdeckte sie dies Pfand der Schwesterliebe. Wie wohl wurde ihr! Ob wohl zwei treue Augen hoch vom Himmel herab auf dies reizende Bild niederschauten?

Nach einer Viertelstunde kehrte der Leichenwagen zurück, etwas später Odemissen mit Freunden und Verwandten. Wieder ward gegessen und getrunken, von allem anderen eher, als von der Beerdigten gesprochen. Gelegentlich fielen boshafte Bemerkungen über die Stadtfrau, die ihre Abstammung vom Bauernstande verleugne und sich zu vornehm dünke, um mit Bauern zu verkehren.

Die so Getadelte sah aus dem Kammerfenster träumend zu den Hügeln und Bergen hinüber, welche noch so dastanden wie in den Tagen der Kindheit. Erinnerungen mancherlei Art zogen am geistigen Auge der Frau vorüber. Da hörte sie draußen eine eintönige hochklingende Stimme. Sie lauschte auf. Das alte Klagelottchen war es. „Komm Kind, ich will Dich zu Deinen Vattern bringen."

„Nein!" schrie der kleine Kord Odemissen, „erst soll mich Minna reinmachen."

„Nein, Junge, nach den Vattern mußt Du gehen un sagen: ‚Ich habe gesündigt, da ich auf den Kirchhofe Deine Hand losließ un den Hasen nachlief.' Küsse seine Hand, wenn er Dich schlägt," zeterte die Alte.

„Nein, Du Hexe! Die Leute sagen: ‚Du bist nicht recht bei Verstande!'"

„Hihihihi!" grinste sie, „bin Euere Verwandte, des reichen Gerdmeiers Tochter. Wenn ich ganz richtig in dem Kopfe gewesen wäre, hätte mich Brinkjost, der Kleinkötter, nicht zur Frau bekommen."

Mit einem Male schrie die Alte laut auf. Kordchen biß ihr in die Hand, daß sie ihn fahren ließ. Drohend hob sie mit der Linken den Krückstock empor, dem Wildfange nachrufend: „Ihr sollt allem Unheil noch nicht entflohen sein." Dann humpelte sie fort, sich mehrmals umsehend.

Mit einem Sprunge, mit einem Schwunge saß der Junge im Kammerfenster, mit einem Satze stand er vor der erschreckten Frau, von oben bis unten beschmutzt.

„Junge, Junge, so kommst Du vom Grabe Deiner Mutter?" hieß es.

Er brummte: „Da die Leute sangen, sprang ein Hase auf, den wollte ich fangen und bin dabei in einen Graben geraten." Hiermit setzte er sich schmollend in den Sessel und schlief bald ermüdet ein.

Die „Leidtragenden" in der Stube nebenan entfernten sich nacheinander. Odemissen ging sinnend mit großen Schritten auf und ab, als seine Schwägerin eintrat. Sie teilte ihm mit, daß sie, ihren häuslichen Pflichten folgend, morgen abreisen werde und machte ihn auf das seltsame Gebahren seines Anerben aufmerksam.

Der Schwager zog die buschigen Brauen zusammen, meinte aber nach einigem Räuspern, der Junge wolle nicht aus der Art schlagen; da es der Vater in den Knabenjahren ebenso getrieben habe. Das zeuge von Thatkraft, dem besten Erbteil der Odemissen seit Jahrhunderten.

„Diese mag groß genug sein, hat aber dem

Geschlechte nicht immer Lob gebracht. Nicht alles an ihm wird gerühmt."

„Wie? Wollen Sie Erinnerungen an Märchen in mir wachrufen?" brauste der Bauer auf.

„Nein, nein!" rief die Beamtenfrau, ihm die Hand reichend, die er mit einer langen, stummen Frage annahm.

„Dankbarkeit gegen die, welche solche an uns verdient haben, hat uns nie gemangelt," fuhr er nach einer Weile fort! „Schlafen Sie wohl!" Hiermit ging er.

„Gute Nacht!" rief ihm die andere nach. Sie hatte eine Stelle getroffen, wo er leicht zu verletzen war.

Arge Dinge gingen von seinem Geschlechte in jener Gegend um. Jeder, der ihm angehörte, sollte sich mit Hilfe eines Gürtels in einen Werwolf verwandeln, als solcher Leute überfallen, berauben, tothetzen können. Man wollte auch wissen, Hans Kord besitze die Kunst, jemand, der ohne Recht die Grundstücke des Meierhofes betrat, festzubannen, so daß er bis zur Lösung durch den Verwünschenden an seiner Stelle stehen bleiben mußte. Noch manche andere Dinge schlimmer Art wurden den reichen Leuten vom unwissenden Volke nachgesagt. Teufels Hilfe war es, die das Geschlecht emporgebracht hatte.

III.

Frau Westermann stand am anderen Tage zur Abreise fertig in der Stube, als ihr Schwager eintrat. Hastiger als gewöhnlich begann er: „Ich hoffte anfangs, Sie würden bis nach der Taufe des Kindes hierbleiben; doch reisen Sie Ihrem Willen gemäß. Lassen Sie die Kleine in Salburg, versteht sich, in der reformierten Kirche taufen. Ich werde bei der Handlung, die für mich keine tiefere Bedeutung hat, nicht zugegen sein. Mein Name mag neben dem Ihren im Kirchenbuche als der eines Paten eingetragen werden. Nach der Bestimmung meiner seligen Frau muß das Töchterchen Bertha heißen. Einen oder mehrere andere Namen hinzuzufügen, überlasse ich Ihnen.

„Haben Sie die Güte, alle Kosten, welche Ihnen Ihre Pflegemutterschaft verursacht, zu berechnen. Das übrige nach Kräften zu vergüten, lassen Sie meine Sache sein." Hiermit lüftete er ein wenig die Zipfelmütze und ging mit leichtem Gruße hinaus.

Der Hofmeister fuhr mit dem Wagen vor. Die Amme mit dem Kinde nahm zuerst Platz, dann Frau Westermann neben ihr. Minna, die jetzige Haushälterin, zerfloß in Thränen. Sie stieg zum Wagen empor, das süße Kind noch einmal zu küssen. Der Vater trat erst kurz vor der Abreise heran. Mit der Linken lüftete er die Mütze, die Rechte reichte er der Schwägerin mit den Worten: „Leben Sie wohl: Bitte, vermelden Sie dem Herrn Gemahl meinen Respekt." Nach seinem Töchterchen sah er nicht. Für ihn hatten alle Kinder dieses Alters das gleiche Aussehen. Er trat zurück, sich noch einmal verbeugend. Dann setzte sich das Gefährt in Bewegung.

Als der Wagen auf der Höhe der Wasserscheide anlangte, wandte sich die Frau noch einmal um. Ihr Auge haftete mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes auf der Ackerfläche, wo einst ihr Vaterhaus gestanden hatte, wo einst in den Tagen der goldenen Kindheit die ehrwürdigen Linden ergrünt waren.

Als in den ersten Nachmittagsstunden das Gefährt in der Fürstenstadt anlangte und vor dem Hause des Rezeptors hielt, riß dieser vor Erstaunen die Augen weit auf. Was die Fremde zur Sommerzeit unter dem Wintermantel barg, konnte doch nur ein kleines Kind sein. War es krank? Wollte die Frau mit ihm zu einem Arzte?

Nicht zu rasch ging er die Treppe hinab, der absteigenden Gattin behilflich die Hand zu reichen. „Unsere Familie hat sich vermehrt," lächelte sie.

„Ver — — ver — —" stammelte er.

„Ein Töchterchen, ein niedliches Kind."

„So? so?" fragte er gedehnt.

„Und eine Amme dazu."

„Eine?"

„Amme, welche das Kind nährt."

„Eine Amme haben wir noch nicht gehabt."

Die Frau schob die Fremde in das Zimmer, umarmte den Gatten, küßte ihn, sagte betrübt: „Alles andere hätte ich eher erwartet, als daß Du jetzt eine so sauere Miene zögest. Sei mir nicht gram, Liebster, verleugne Dein gutes Herz nicht. Sag, konnte ich das Kind meiner armen Schwester in den Händen ihres Mannes lassen?"

Die herzvolle Frau kannte ihren Gemahl. Das Verziehen jeder Falte seines Gesichts wußte sie zu deuten. Deshalb ließ sie ihn, als sie ein leises Beben seiner Unterlippe bemerkte, los. Dies Beben that ihr wehe. Sie liebte ihren Mann trotz seiner Eigenheiten, Wunderlichkeiten, Schwächen.

„Unerwartet, unerwartet," stammelte er. „Habe eilige Dienstgeschäfte." Damit stieg er die Treppe hinauf.

Ein stiller Beobachter hätte glauben sollen, diese Dienstgeschäfte des Herrn Rezeptors beständen darin, die etwas spitze Nase vor dem schmalen Gesichte im Zimmer hin- und herzutragen. „Viel Ungemach!" rief er wiederholt und schüttelte dabei den Kopf, daß der Zopf immer von links nach rechts und von rechts nach links flog. „Nein, nein! dies leide ich nicht, dies!"

Er warf einen Blick zum Fenster hinaus. Da kam Hannchen, die Magd, vom Herrn stets Jeanette genannt, die Straße herauf. Sie trug die einjährige Emma auf dem Arme, während sich der dreijährige Wilhelm von ihr an ihrem Kleide fortziehen ließ. Der fünfjährige Fritz schlenderte hinterdrein. „Das sind meine drei, die das Haus schon hinreichend mit Geschrei erfüllen," sagte der Beamte. „Frau, aus Deinem Rate wird nichts. Parole d'honneur! Basta! nichts!"

Die Amme saß mit dem Säuglinge in einer Ecke des Zimmers, als die Kinder des Hauses eintraten. Hocherfreut sprangen die Knaben empor, als sie vernahmen, ein kleines allerliebstes Schwesterchen sei angekommen, viel Zuckerwerk habe es mitgebracht.

Flugs flog Fritz die Treppe hinauf, dem Vater

diese Freudenbotschaft zu verkünden; der aber sah ihn mürrisch an und drohte: „Hör, Du Wildfang! Zum Hause hinaus treibe ich sie, die Amme samt dem Kinde!“

Da richtete sich der Erstgeborene auf. Mit geballter Faust rief er dem Vater zu: „Das solltest Du barbieren!“ Wie ein Hauptkahn stieg nun der Hausälteste aus dem Korbe, dem Erstgeborenen mit dem Zollbrette gelinde Streiche versetzend. Freude, Trotz, alles war mit einem Male dahin. Laut heulend lief der Junge zur Mutter, welche den Schmerz bald mit herbeigeholtem Gebackwerk besiegte.

Der entschlossene Rezeptor trug immer noch seine Nasenspitze im Zimmer umher, als seine Frau mit der Amme die Treppe heraufkam. Deutlich vernahm er die Worte: „Hier kann Sie mit dem Kinde bis zum Herbst wohnen.“

Solchem Unwesen mußte der Eheherr steuern. Schon faßte seine Hand die Thürklinke, um sie nicht niederzudrücken. Eine gute Weile stand er so da: den Kopf vorgebeugt, den Zopf im Nacken. Hör, draußen rasche Schritte! — und ehe er den Drücker loslassen konnte, wurde die Thür geöffnet. Seine Frau trat klaren Auges vor ihn hin. „Wolltest Du zu mir?“ fragte sie sehr gelassen.

„Um Dir meine Entrüstung darüber zu äußern, daß Du ohne mein Vorwissen ein fremdes Kind in das Haus bringst!“

„Das Kind meiner verstorbenen Schwester, kein fremdes!“ Mit diesen Worten schob sie den Gatten in einen Sessel und rückte für sich einen Rohrstuhl daneben.

„Als Du noch um meine Hand warbst, war Dein drittes Wort: ‚Deine Wünsche sollen mir Befehle sein.‘ Ich erwiderte stets: ‚Einen Pantoffelträger begehre ich nicht zum Manne.‘“

„Wenn man verliebt ist, kommt es einem auf ein Wort nicht an.“

„Jetzt aber halte ich Dich beim Worte. Das Kind bleibt im Hause.“

„Die Bauerndirne?“

„Wie?“ fuhr die Frau empor, blitzenden Auges stand sie vor ihm. „Wie? war ich nicht auch eine Bauerndirne, als Du um meine Hand warbst? Hat nicht oft Beamtendünkel den kürzeren gezogen, wenn er mit Bauernstolz in Widerstreit geriet?“

„Bauernstolz?“ fragte er gedehnt in gelinderem Tone.

„Ja, echter! Meine freisässigen Vorfahren mußten auf eigenem Roß, in eigenen Waffen den Edelherren auf Odemissen reisig folgen. Nur mit dem Säbel an der Seite ließ sich ihrer einer trauen, und ein blanker Säbel lag auf dem Sarge meines Vaters, als er zur letzten Ruhe bestattet wurde.“

Gern hätte der Rezeptor gespottet; doch wollte kein Wort über seine Lippen. Leise legte sie ihre Rechte auf seine Schulter, eine große Thräne trat in ihr seelenvolles Auge. „Das war der erste Streit in unserem Ehestande,“ lispelte sie. „Laß es auch den letzten sein.“

„Aber die Unruhe im Hause —“

„Soll Dich nicht belästigen. Ich treffe Vorkehrungen, daß das Geschrei unseres Pflegekindes nicht zu Deinen Ohren dringt.“

„Nun weiß ich, daß Deine Wünsche meine Befehle sind,“ seufzte der besiegte Mann, als seine Frau hinausging, und wiederum trug er seine Nasenspitze im Zimmer umher.

Früher hatte das Bauernmädchen an ihm, dem „studierten Manne“ hoch emporgesehen, jetzt fühlte er die Gewalt, welche sie heute über ihn behauptete. Was ihr diese Überlegenheit verschaffte, mochte er wohl ahnen, eingestehen würde er sich's nimmer, daß es ihre gewaltige geistige Begabung war, welche über seine Beschränktheit trotz der akademischen Bildung den Sieg davontrug.

IV.

Auf dem Meierhofe zu Odemissen ging wieder alles im alten Gleise. Der Herr machte die gewohnten Rundgänge durch Ställe, Felder, Holzungen. Minna versah die Haushaltung mit vieler Sorgfalt, und Korbchen trieb es so, wie er es immer getrieben hatte.

Nach einigen Wochen erschien der Meier in der Residenz. Vor dem ersten Gasthof stieg er ab und ging nicht etwa zunächst zu seinem Kinde, sondern er schritt dem Friedhofe zu, wo er alle Leichensteine besah, um nach dem Muster dessen, welcher ihm am meisten gefiel, einen solchen für das Grab seiner Frau zu bestellen. Hierauf versäumte er nicht, seiner Schwägerin und deren Kindern Geschenke zu kaufen, welche er sich vom Handlungsdiener nachtragen ließ.

Bei Westermanns verteilte er das Gekaufte, wandte sich dann sofort seiner Kleinen zu. „Bertha,“ sagte er und streichelte ihr mit einem Finger die Wange, forderte die Amme auf, immer hübsch achtzugeben und drückte ihr, für jene Zeit unerhört, einen brabanter Kronthaler als „Wiegengeld“ in die Hand. Mit seinem Schwager tauschte er einige Redensarten aus, sprach von großer Eile, baldigem Wiederkommen und entfernte sich mit kurzem Abschiede.

Jetzt rückte der Herr Rezeptor seine Nase weit vor, sprach von Bauernhochmut, großem Dunghaufen und anderen ähnlichen Dingen. „Mann, lästere nicht!“ ward ihm zur Antwort, „jener fühlte sich in unseren kleinen Räumen zu sehr beengt. Das trieb ihn fort.“

Odemissen schritt die Straße hinab, einem eigentümlich gebauten Hause zu, dessen Holzwerk reich geschnitzt, dessen Erker aus Sandstein kunstvoll gemeißelt war. Als er mit schwerem Tritt die Holztreppe hinaufstieg, wollte ihn die Magd ins Wartezimmer weisen; er aber verlangte barsch, sogleich gemeldet zu werden. Sofort öffnete sich hinten auf dem Gange eine Stubenthür. Ein kleiner wohlbeleibter Herr in Frack und langer Schoßweste, mit gewaltigem Jabot, mächtiger Perücke, ellenlangem Zopfe, glattem Gesicht, erschien und ersuchte in mehr als höflicher Weise den geehrtesten seiner Rechtsschützlinge, sich in das Arbeitszimmer bemühen zu wollen.

Mächtige Stöße von Streitschriften sahen die beiden durch. Dann stand der Bauer auf, sah den Rechtsanwalt scharf an und sagte: „Ihre letzte Kostenberechnung war um zwei Thaler siebzehn Groschen zu hoch." Der andere zupfte ein wenig an der Halskrause und räusperte sich; Odemissen aber fuhr fort, den richtig gestellten Betrag auf den Tisch zählend: „Vermeiden Sie denn doch solche Unregelmäßigkeiten."

Der Mann des Gesetzes bescheinigte den Empfang des Geldes und geleitete den Meier unter vielen Entschuldigungen, auf welche dieser kaum hörte, zur Thür.

Es waren langwierige, verwickelte Rechtsstreitigkeiten, welche Hans Korb mit seiner Gutsherrschaft führte. Diese entstammte dem Kleinbauernstande. Der Urgroßvater und Großvater hatten als Pächter fürstlicher Meiereien Vermögen erworben, mit welchem der letztere hinter dem Rücken des Meiers der alten Adelsfamilie von Odemissen deren Lehnsgut abkaufte.

Der eigentliche Meierhof war von Herrenlasten frei; doch hatten seine Besitzer viele Grundstücke erheiratet und erhandelt, welche pflichtig waren. Diese Verbindlichkeiten suchten die Großbauern mit allen Mitteln zu verringern. Oft war von ihnen der Versuch gemacht, Fronden und Gefälle mit Geld abzukaufen; allein hierauf wollten die Herren bei der gegenseitigen Erbitterung niemals eingehen, zumal sie eine Ehre darin suchten, die an Grundbesitz und Barmitteln reicheren Bauern unter ihrer Faust zu haben.

Man erzählte, der Rittergutsbesitzer Behrenstein, wie sein Bruder, ein Hauptmann in preußischen Diensten, hätten sich vergebens bemüht, einen Adelsbrief zu erlangen, der jüngere habe sich, um bei Unwissenden den Glauben zu erwecken, er sei vom Adel, Behrenstein von Odemissen genannt.

Eine Schwester der beiden hatte sich mit einem fürstlichen Rat Helloh in Salburg vermählt. Man nannte damals die Eheschließung eine Notheirat, da der lockere Herr unter dem Druck zerrütteter Verhältnisse litt. Das Erbteil der nicht mehr sehr jungen Frau reichte eben hin, die bösen Verbindlichkeiten zu decken, und schon bald erwuchsen dem leichtfertigen Beamten andere arge Verlegenheiten. Deshalb steuerte er seine Mathilde nach Odemissen, um bei Bruder Karl ein bedeutendes Anlehen zu erbitten.

Der letztere empfand selbst augenblicklichen Geldmangel, lieh aber von einem jüdischen Wucherer gegen einen Schuldschein dreitausend Thaler. Das Papier ging auf einen „Geschäftsfreund" über, welcher dasselbe dem Meier zeigte. Wie lachte der! Sofort erwarb er die Urkunde gegen Hergabe guter Werte und wandte sich seinem Gasthause zu.

Hier saß sein „Feind", Karl Behrenstein, mit Bekannten schwatzend, den Gutsnachbarn keines Blickes würdigend. Wie diesen solch ein Verhalten ärgerte! Schon wollte er gehen, als ein Bekannter eintrat. Odemissen erzählte diesem laut von seinem Geldgeschäfte und zeigte hohnlachend den erworbenen Schuldschein vor.

Peinliche tiefe Stille herrschte einen Augenblick im Zimmer. Auf Behrensteins Gesicht wechselte Blutröte mit Leichenblässe. Plötzlich sprang er empor, und ehe sein Beleidiger sich dessen versah, hatte er diesem zwei Hiebe mit der Reitgerte durch das Gesicht versetzt. Wütend sprang der Geschlagene auf, um sich zu rächen, ward aber von seinem Gegner durch dessen Freunde getrennt. Wie ein Rachegott, die Faust drohend emporhebend, stand er da; den Fluch aber, welchen er ausstoßen wollte, unterdrückte er, sich stumm entfernend.

Als der Rittergutsbesitzer fortreiten wollte, wurde er vor der Tücke seines Erbfeindes gewarnt; er aber lachte: „Ein Behrenstein und Furcht sind zwei Begriffe, welche niemals nebeneinander bestanden haben." Man merkte, daß der reichlich genossene Wein bei ihm seine Schuldigkeit that. Bald ritt er davon. Er trabte bis dahin, wo der Weg einen Hügel hinanführte. Hier war der alte Hohlweg vor einigen Jahren verlassen und neben demselben ein Fuß- und Reitpfad angelegt worden. Als er diesen auf seiner Stute langsam erklomm, hörte er hinter sich plötzlich lauten Hufschlag. Rückwärts blickend, sah er sich von dem Todfeinde, welcher seinen schwarzen schweren Hengst anspornte, verfolgt.

Er trieb sein Tier zu größerer Eile an, um zu entrinnen, vergebens. Da, wo der Hohlweg seine größte Tiefe, der Steig an der anderen Seite seine steilste Hügelwand hatte, hörte er dicht hinter sich Stampfen, Keuchen. Unwillkürlich hob er die Gerte zur Abwehr empor, aber da! im nächsten Augenblick ein furchtbarer Anprall, ein gewaltiger Druck, und er stürzte mit seinem überschlagenden Rosse in die Tiefe. Den Blick noch einmal emporrichtend, sah er seinen Feind den hochaufbäumenden Hengst herumwerfen. Noch hörte er des Bauern lautes Hohngelächter. Dann umfing tiefe Nacht das Auge des Hinabgestürzten.

Daheim wartete die Gutsherrin vergebens auf den Gatten. Schon wollte sie einen reitenden Boten nach Salburg schicken, als ihr der dortige Hochfürstliche Leibmedikus in einem sehr schwülstig abgefaßten Briefe meldete, man habe dero Herrn Gemahl unter dem toten Pferde hervorgezogen und in das Krankenhaus gebracht, wo er sich in sorgsamster Pflege befinde, um von einem doppelten Schenkelbruche geheilt zu werden; auch verhindere eine heftige Gehirnerschütterung den hochwohlgeborenen, betäubt daliegenden Herrn, sich über die Art des Unfalls zu äußern. Bis auf weiteres werde der gnädigsten Frau täglich genauer Bericht über das Befinden des Schwerverletzten zugehen. Die arme Gutsherrin wollte an das Krankenlager des Geliebten eilen, wurde aber durch eine anwesende ältere Verwandte daran verhindert.

In Salburg brachte man den Sturz des Gutsherrn richtig mit jenem Ereignisse im Gasthause in Zusammenhang und wartete mit Spannung auf den Augenblick, wo der Gestürzte die Augen aufschlagen und über das Vorkommnis berichten konnte. Am dritten Tage erwachte Behrenstein und ließ seinen Rechtsanwalt rufen, dem er das Geschehene seiner Auffassung gemäß mitteilte. Der Gesetzeskundige arbeitete demgemäß die Sache sofort aus und überreichte das Niedergeschriebene persönlich dem Hochfürst-

lichen Herrn Hofkanzlei- und Kriminalgerichtsdirektor.

V.

Am zweitnächsten Morgen rieb die Magd des Amtmanns zu Tiefenhausen eben die Augen und besann sich, ob sie endlich aufstehen wolle, als der Klopfer an der Hausthür dreimal schallend niederfiel. Rasch lief sie in Unterrock und Pantoffeln die Treppe hinab, mit der linken Hand den Busen bedeckend. Wie erschrak sie, als der Bote der Gerechtigkeit mit einem Schreiben Hochfürstlichen Kriminalgerichtes, welches dem Amtmann Reißler persönlich zu überreichen war, vor ihr stand!

Tripp, tripp! lief Charlottchen die Treppe hinauf, klopfte an ihres Herrn Kammerthür und rief: „Brief vom Kriminalgerichte, persönlich zu übergeben! Herr Amtmann müssen ganz persönlich aufstehen.“

Der alte Junggeselle hatte abends zuvor kreischend saurem Rheinwein gar zu viel Ehre angethan. Da dies „Gewächs“ bald auf der linken, bald auf der rechten Seite durchbrennen wollte, wälzte sich der Herr viertelstündig von der einen auf die andere. Centnerschwere Träume drängten sich durch das wüste Hirn, in welchem sich Affe und Kater balgten, als ein Etwas von Aufstehen, Kriminalgericht an sein Ohr schlug.

„Herr Amtmann! sofort persönlich aufstehen!“ rief Charlottchen in bittendem Tone.

„Aufstehen?“ lallte der noch Betrunkene.

„Bote vom Kriminalgerichte mit Pricklum,“ winselte sie.

„Lieb Lottchen! noch eine Minute!“ jammerte der Gewaltige.

„Prick — lum — mo — ri!“ rief sie mit noch ernsterer Stimme.

„Periculum!“ ächzte er, mühsam den Kopf auf die rechte Hand stützend.

„Prick — lum!“ zeterte sie.

„Periculum!“ stammelte er. „Kaffee kochen, stärker als sonst!“ Dann stand er auf und wusch immer und immer wieder den Kopf mit kaltem Wasser. Welch ein Elend!

Er wankte hinunter. Da stand der Bote, den Brief emporhaltend. Dieser trug in Wirklichkeit den Vermerk: „Periculum in mora“. Wie erbleichte der Amtmann beim Erbrechen desselben! Lottchen mußte sofort hinlaufen, den Amtsschreiber, der ebenfalls Jurist war, herbeizurufen; auch der Gerichtsdiener sollte ohne Verzug erscheinen.

Zwei große Tassen sehr schwarzen Kaffees hatten dem ersten Beamten das Verständnis so weit geklärt, daß er den Boten des peinlichen Gerichtes abfertigen konnte. Der Amtsdiener war schon da, und der Amtsschreiber erschien sogleich, als Reißler die Amtsstube betrat. Beide Untergebenen wären fast vor Schreck in die Kniee gesunken, als sie vernahmen, es gelte nichts Geringeres, als den verwegenen Meier zu Odemissen zu verhaften. Kein Donnerschlag hätte stärker im Ohre des Dieners gedröhnt, als der Befehl: „Acht mit Lanzen bewaffnete Schützen bestellen!“

Bald schritten beide Beamte, begleitet vom Gerichtsdiener, Gefangenwärter und acht speertragenden Mannen, Odemissen zu. Den meisten war es recht bange ums Herz. Eigentlich fühlte sich keiner von ihnen berufen, den Heldentod zu sterben.

Da lag der Meierhof! An jeder seiner vier Seiten wurden verdeckt zwei Schützen aufgestellt, und zwar mit der Weisung, auf ein gegebenes Zeichen auf verschiedenen Wegen ins Meierhaus einzudringen, den Bauern zu umzingeln und mit vorgehaltener Lanzenspitze zur Übergabe zu nötigen. Es sollte anders, ganz anders kommen.

Der Gerichtsdiener betrat mit dem Gefangenwärter, Todesverachtung heuchelnd, die Hausflur, als ihnen Hans Kord entgegenkam. Schon erhob der erstere die Stimme: „Der Herr Amtmann, nicht minder auch der Herr Gerichtsschreiber,“ da trat der Bauer mit freudestrahlendem Gesicht rasch an ihnen vorüber, beide Hände ausstreckend. Dies galt den Beamten. Als nahten ihm Herzensfreunde, so bewillkommte er sie. Ehe sie sich's versahen, saßen die Herren im besten Zimmer im Gespräch mit Odemissen begriffen, welcher ungewöhnlich redselig war. Minna trat ein. In den Händen hatte sie eine Platte, bedeckt mit Brot, Butter, Wurst, köstlichem Schinken; doch was trug sie im Korbe, im Arme? Oooh! Da blickten die versiegelten Köpfe bestaubter Weinflaschen heraus, deren eine vom Hausherrn sofort entkorkt ward. Der Amtsschreiber stieß den Amtmann an, einen bedeutungsvollen, ernst-drohenden Blick nach Odemissen hinüberwerfend, den der Vorgesetzte aber nicht verstehen wollte. Den Inhalt dieser Flaschen einer gewissenhaften Prüfung unterziehen, erschien ihm als eine höchst menschenwürdige Thätigkeit.

Der Meier erzählte, daß ihm, wie einigen wenigen anderen Vollmeiern die Landesherrschaft die süße Pflicht auferlegt habe, alljährlich ein Gespann nach dem goldenen Rheingau zu senden, um von dort flüssig Feuer für den fürstlichen Schloßkeller zu holen, daß bei jeder Fahrt einer der wohlgestellten Fuhrherren mitreise und für sich und seine Standesgenossen auch einige Fäßchen voll edler Tropfen mitbringe.

„Solch ein Weinchen hat kein Edelmann im Keller,“ jauchzte Reißler, den köstlichen Rüdesheimer über die Zunge gleiten lassend.

Auch der verheiratete, mit Kindern gesegnete Amtsschreiber, dem solcher nicht alltäglich geboten wurde, fing an zu nippen, zu schlürfen, zu trinken. Auch er langte nach dem, was es an guter „Atzung“ gab.

Die draußenstehenden Unterbeamten mußten eintreten und mit den Vorgesetzten genießen.

Es war ein köstliches Frühstück! Schade nur, daß den Gästen ab und zu ein Tropfen Wermut in den Becher der Freude fiel: Erinnerung an die unangenehme Pflicht, welche sie hierhergeführt hatte. Der Amtsschreiber, mit dessen Augen allmählich eine merkwürdige Veränderung vorging, erhob gegen den Amtmann den Zeigefinger und flüsterte bedeutungsvoll: „Hast Du ein Amt, so warte sein.“

„Was Amt, was Akten,“ rief der Bauer, der

dies wohl verstanden hatte, „lasset uns essen und fröhlich sein!“ Dem Amtmann entging der Ausdruck von Schalkheit, der hierbei tief aus Odemissens Augen blitzte, nicht. Es wurde ihm jetzt, wo Eß- und Trinklust weniger lebhaft waren, auch weniger wohl zu Mute; doch that er auf alle Gefahr hin noch einmal einen herzhaften Zug.

Während sich's die im Zimmer wohl sein ließen, harrete draußen das Belagerungsheer dessen, das da kommen sollte. Käsebrink, der Wollenspinner, konnte es nicht lassen, ab und zu spähend die Nase über die Hofmauer zu strecken. Dem Kleinbauern Richtschneider ging dies wider die verkündeten Kriegsgesetze, weshalb er dann jedesmal mit der Dickfaust drohete. Brinkenbusch auf der anderen Seite war Schuster mit Leib und Seele. Ein halber Tagelohn ging ihm jetzt schon verloren, und wenn der Feldzug noch länger dauerte, war schließlich der ganze Tag dahin. Wer ersetzte den Schaden? Er rief die Gefährten zusammen und alle beschlossen, einen auf Kundschaft auszuschicken. Als solcher wurde der „Pechjuwelier“ selbst ausgewählt, weil er doch, als erster von allen, einen vernünftigen Gedanken gehabt hatte.

Die Augen des Amtsschreibers drinnen glänzten in einem seltsamen Lichte, und auch bei der Spitze des fürstlichen Amtes Tiefenhausen machte sich der Einfluß der feurigen Tropfen bemerkbar. Der Schulz sah seliglächelnd drein, während sein Nachbar nur mit lallender Stimme seine nicht allzuklaren Gedanken kund geben konnte.

„Meine Herren!“ — bei diesen Worten erhob der Bauer sein Glas — aber —

„Soll der Odemissen noch nicht gebunden werden?“ rief der Abgesandte der Belagerer durch die halbgeöffnete Thür ins Zimmer.

Wie von einer Natter gestochen fuhr der Amtmann empor. Zornesröte überflog sein Antlitz. Er stotterte, er stammelte: „Wie? Wer? Wie? Ihr?“

Der Fragesteller konnte seine Bosheit nicht unterdrücken. Kaltblütig spottend höhnte er: „Gefangenwärter, hast Du denn die ‚Reipe‘ verloren?“

Der Angeredete wandte ihm sein blödes Antlitz zu. „Ne! Hinten — in — der — Rock — tasche,“ lallte er.

Hans Kord that, als wolle er zur Salzsäule werden. Mit was für Blicken betrachtete er seine Gesellschaft. Schon öffnete er den Mund —

„Hottentotten, die Ihr seid,“ brüllte der Amtmann mit einem Male dem Eindringlinge zu, „Ihr Nachtwächter von Geburt, Religion und Gewerbe, Ihr Lumpenpack, schert Euch zu allen Teufeln, Ihr Bummelgesindel Ihr!“

Bauz! schlug der „Depportierte“ die Thüre zu und veranlaßte das Belagerungsheer, französischen Abschied zu nehmen.

Mittlerweile hatte der Gastgeber dem Gefangenwärter ein Paar echthänfener Stricke aus der Tasche gezogen.

„Aber, meine Herren,“ rief er, als solle sofort der blaue Himmel einfallen, „was bedeuten denn diese? Wen wollen Sie binden? Wie? Mich?“

Der Amtsschreiber, welcher nur noch auf seinem Stuhle hing, sah die ganze Gesellschaft mit trübmatten Augen an. „Schöne Gegend! Kluge Leute! Interessant, magnifique, superbe!“ lallte er mit schwerer Zunge.

Der Amtmann schaute verächtlich auf das Häufchen Elend hin, und sprach, sich an Hans Kord wendend: „Herr Meier! Lassen Sie uns, die wir die beiden allein hinreichend Nüchternen in unserer Gesellschaft sind, die peinliche Angelegenheit offen und ehrlich besprechen.“ Hierbei ergriff er des Angeredeten Hand und zog ihn neben sich auf einen Stuhl. „Was soll man thun, wenn man solch einen Brief bekommt und ohne Ratgeber dasteht,“ seufzte er. Hierbei übergab er ihm den Haftbefehl.

Der Bauer las diesen, legte ihn auf den Tisch, schlug mit der flachen Hand darauf und sagte: „Glauben die Herren, ich würde freiwillig einer Vorladung des Kriminalgerichtes nicht Folge leisten? Würde fliehen? O nein! Meine Grundgüter kann ich auf dem Buckel nicht mit fortnehmen und mein Besitz fesselt mich mehr als alle Ketten und Banden der Behörden.“

Der Beamte atmete auf: „Sehr wohl; aber, was raten Sie mir, was soll ich thun?“

„Gar nichts, Herr Amtmann, als Ihren Vorgesetzten berichten, ich scheine von keinem Schuldbewußtsein gedrückt zu werden, sei bereit, mich unverzüglich in Begleitung des Schulzen in Salburg zu stellen und habe für Erfüllung dieses Versprechens mit meiner gesamten Habe Bürgschaft geleistet.“

Hierauf stellte er dem Beamten den Vorfall anders dar, als ihn sein Gegner erzählt hatte. Reißler berichtete in diesem Sinne; Odemissen aber warf rasch einige an seinen Rechtsanwalt gerichtete Zeilen aufs Papier.

„Seit der Zerstörung Jerusalems ist solch ein Ding nicht vorgekommen,“ lallte der Amtsschreiber. Dies veranlaßte seinen Vorgesetzten, ein großes Stück Brot zu nehmen, es dick mit Butter zu bestreichen, eine Menge Schinken darauf zu legen und dem Betrunkenen gebieterisch zu befehlen, dies bei Vermeibung sofortiger Verhaftung aufzuessen.

„Gebiegen!“ stammelte der andere und kam kauend dem gestrengen Befehle nach. Der Amtmann versäumte nicht, von dem flüssigen Gute, welches er in so vortrefflicher Gestalt nicht alle Tage hatte, noch manch Tröpfchen zu sich zu nehmen, und der Gerichtsdiener stärkte sich mit Wurst und Brot auf die bevorstehende Reise.

Der Hofmeister fuhr mit dem Wagen vor. Der Amtmann trat strammen Schrittes zuerst hinaus, der Amtsschreiber wankte hinterdrein, und der Gefangenwärter hing wie ein Handtuch am Arme des pfahlrecht dahinschreitenden Gerichtsdieners.

Während die übrigen nur bis Tiefenhausen fuhren, begleitete letzterer den Meier nach Salburg. Er nickte bald müde mit dem Kopfe, bewegte ihn hin und her, bis er eine passende Stelle für ihn gefunden hatte, und schlief ein.

Als er laut schnarchte, klopfte Odemissen dem Hofmeister auf die Schulter und sagte, ihm einen

schweren Beutel mit Geld reichend: „Nimm dies für alle Fälle an Dich. Du bleibst im Gasthause, bis ich wiederkomme oder Dir etwas sagen lasse. Ohne mein Wissen bezahlst Du nichts als die Zehrungskosten.“

Der Gerichtsdiener erwachte erst nach langem Schlaf. Auch ihm stellte Hans Kord die böse Geschichte noch einmal im besten Lichte dar und überredete ihn mit leichter Mühe, mit ihm im Gasthause in Salburg abzusteigen und sich dann unverzüglich zum Vorsitzenden des Kriminalgerichtes zu begeben. Dieser war früher Amtmann in Salburg, Vorgesetzter des Abgesandten und demselben stets wohlgewogen gewesen. So konnte es nach des Bauern Überzeugung dem Unterbeamten nicht schwer werden, bei dem hochgestellten Herrn ein sofortiges Verhör des ungerecht Beschuldigten zu erzielen. Sollte der hohe Herr Schwierigkeiten erheben, so sollte der andere seinen Worten dadurch Nachdruck verleihen, daß er trocken erzählte, Odemissen werde nötigenfalls sofort mit Hilfe reitender Boten Beschwerde beim Reichskammergericht in Wetzlar führen.

In Salburg war alles auf die Ankunft des argen Missethäters gespannt. Alle Wohlgesinnten sahen ihn schon im Zuchthause schmachten und waren nicht wenig erstaunt, als er im Gasthause abstieg und nur der Gerichtsdiener zum Kriminalgerichtsdirektor ging.

Dieser Gestrenge fuhr gewaltig auf, als er vernahm, daß das Amt Tiefenhausen den ausdrücklichen Befehl des hochfürstlichen hochnotpeinlichen Halsgerichts nicht dem Buchstaben nach erfüllt hatte, wurde aber milder gestimmt, als sein alter erprobter Untergebener ihm die ganze Angelegenheit dem Berichte des Bauern gemäß darstellte. Der Vielgewaltige zeigte sich sogar zu einer sofortigen Vernehmung vor versammeltem Kollegio bereit, als ihm vertraulich mitgeteilt wurde, in welcher Art Odemissen beim höchsten Reichsgerichte über erduldete Vergewaltigung Klage erheben wolle.

Die Schatten der Bäume wurden schon recht lang, als dem Hans Kord eröffnet wurde, die hohe Behörde habe aus hochmildrichterlicher Rücksicht auf gehorsamste Eingabe eines fürstlichen Amtes Tiefenhausen beschlossen, den Inkulpaten sofort zu verhören, wohl auch zu einer Verteidigung in generali zuzulassen.

Beim Betreten des Gerichtszimmers begrüßte Odemissen die anwesenden Herren unbefangen und nach Gebühr.

Der Direktor rückte die Brille auf die Nasenspitze, sah den Kommenden mit zurückgebogenem Kopfe an und fragte, mit der Fingerspitze auf den Dastehenden zeigend: „Ist Er der Meier zu Odemissen?“

„Vollmeier Hans Kord Odemissen zu Odemissen.“

„Er ist angeklagt, Seinen Gutsherrn, den Herrn Behrenstein, absichtlich vom steilen Ufer hinabgestürzt zu haben. Bekennt Er sich schuldig?“

„Nein.“

„Sekretarius! Verlesen Sie die Eingabe des Prokurators.“ Dies geschah. Hoch reckte sich dann der Direktor empor, sah den Angeschuldigten mit durchbohrendem Blicke an und fragte mit starkgehobener Stimme: „Was hat Er auf die erhobene schwere Anklage zu erwidern?“

Hans Kord antwortete bestimmt: „Die Eingabe des Advokaten ist ihrem Inhalte nach unwahr, in ihren Folgerungen falsch.“

Der Sekretarius mußte nun das Ergebnis einer gerichtlichen Vernehmung des Verletzten verlesen. Wieder setzte der Kriminalgerichtsdirektor die große Amtsmiene auf und begann: „Odemissen, merke Er sich's! Dies stimmt ganz genau mit den Angaben des Herrn Prokurators.“

„Weil beides derselben trüben Quelle, den Erzählungen des hirnerschütterten Behrenstein entstammt.“

Wie der Prediger einer Dorfkirche ließ der alleroberste aller Rechtsgelehrten hochfürstlicher Lande seine Stimme erschallen. „Odemissen! Er steht hier vor dem Angesichte des höchsten, wie des allerhöchsten Richters, der Ihn doppelt strafen wird, so Er der Wahrheit nicht die Ehre giebt. Drängt Ihn sein Gewissen nicht, dem Leugnen zu entsagen und reuig zu thun, was zu Seinem Frieden dient?“ — Hierbei sah er auf den Tisch, als wolle er die Gedanken, die ihm mangelten, ablesen.

Wieder erhob er seinen Blick. Dies faßte der Angeklagte als eine Aufforderung zu reden auf und bewies, daß er des Wortes mächtig sei:

„Hochgelehrte, hochwürdigste Herren! Wenn der Herr Kriminalgerichtsdirektor seinerseits behauptet, ich sei ein grauenvoller Übelthäter, so nehme ich meinerseits nicht Anstand, offen auszusprechen, daß sich der allgerechte oberste Pfleger der Gerechtigkeit in einem bedeutenden Irrtume befindet.

„Wenn in dem leidigen Streite jemand thatsächlich schwer beleidigt wurde, so bin ich, ich selbst, der Verletzte, werde später auch die Anklage erheben, die ich in Rücksicht auf den Zustand meines Gegners bis heute nicht anbringen konnte.“

„Er will noch klagen?“ sprang der ältere der beiden Räte auf.

„Jawohl, hochwürdige Herren! Wenn ich auch bisher alles aufgeboten habe, jede Ursache eines Streites mit dem Rittergutsbesitzer wegzuräumen, wenn ich Unsummen geboten habe, die alten Streitursachen, die Zehnten und Gefälle abzulösen.“

Hier nickte der Direktor zustimmend.

„In meinem Unmute über die Unfreundlichkeit Behrensteins las ich neulich im Gasthause den Inhalt eines Schuldscheines vor, welchen der Herr einem Juden ausgestellt hatte, um die bösen Schulden des fürstlichen Rates Helloh decken zu können. War dies wohl nicht fein, so gab es meinem Gegner doch nicht das Recht, mich vor Zeugen körperlich zu mißhandeln, um sich dann feige zurückzuziehen.

„Hochgeehrte, gar gerechte Herren! So schmerzlich mir die Erduldung jener Hiebe war, so groß war der Rechtsvorteil, in welchem ich mich meinem Beleidiger gegenüber befand. Ich wollte ihn nicht ungenutzt lassen, vielmehr auf meinen Widersacher einen Druck ausüben, mit mir durch Gewähr der Ablösung aller meiner Herrenlasten einen Generalfrieden zu schließen.

„Dieserhalb wartete ich auf sein Nachhausereiten,

suchte an seine Seite zu gelangen, um ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, aber das böse Gewissen! Hochwürdigste Herren, da liegt es!

„Als ich dem Behrenstein nahe war, vermutete er einen Überfall. Hoch hob er die Gerte zum Schlage empor und zwang mich, den Hieb mit meiner Peitsche aufzufangen. Hierbei entfuhr meiner Hand der Zügel. Dies fühlend, setzte mein Hengst mit den Vorderbeinen auf die Kruppe von Behrensteins Tier. Dieses machte den verhängnisvollen Seitensprung, und das Unglück war geschehen. Strafbar würde ich dann sein, hätte ich den Unfall in böser Absicht herbeigeführt. Mir das Vorhandensein einer solchen zu beweisen, ist Sache meines Anklägers.

Gar hochgeehrte Herren, ich bin gewiß, mein gutes Recht aus Ihrer Hand zu empfangen und nicht gezwungen zu sein, selbes höheren Orts suchen zu müssen."

Die Herren sahen einander verwundert an und räusperten sich. Sie stellten nacheinander Kreuz- und Querfragen, welche Hans Kord mit größter Ruhe und Sicherheit beantwortete. Endlich erhob dieser mit Nachdruck seine Stimme: „Nunmehr bitte ich hohen Gerichtshof, mich außer Verfolgung zu setzen, da ich den Lumpen nicht gleiche, die ihre ganze Habe mit sich herumtragen, und weshalb sollte ich, der ich mein gutes Gewissen im Busen fühle, davonlaufen?"

Die Herren vom peinlichen Rechte befanden sich selbst in peinlichster Verlegenheit. Endlich befahl der Direktor dem Gerichtsdiener: „Führe Er den Arrestanten in das Wartezimmer."

„Arrestanten?" wiederholte Odemissen.

„Inkulpaten," verbesserte sich der Vorsitzende nach einigem Besinnen. Der andere ging hinaus.

„Wollen die Herren Räte ihre Ansicht darlegen?" fragte das Haupt der Behörde.

Der älteste Rat bedauerte, daß man diesem hartgesottenen Sünder schwerlich beikommen werde, da heuer denen Richtern die Krone aller Beweismittel, die Folter, fehle.

Bedeutsam senkte der Direktor sein Perückenhaupt mit einem vollwichtigen: „Ganz Ihrer Ansicht."

Der jüngere Kollege, ein Pferdekenner, sah die Sache vom Standpunkte eines solchen aus an. Ihm selbst wäre vor langen Jahren beinahe ein ähnliches Mißgeschick zugestoßen wie dem Odemissen. Da man heute dem Rechtsbedürfnisse der Welt nicht mehr mit Streckleitern und Daumschrauben aufhelfen könne, so thue man am besten, dem Behrenstein aufzugeben, den Nachweis des Dolus auf seiten seines Feindes zu erbringen, um einen Rekursum des Angeschuldigten beim Reichskammergericht zu verhüten. Der Erfolg eines solchen könne nicht zweifelhaft sein und dem Kollegio wiederum eine Äußerung des Mißfallens aus dem Munde Seiner Durchlaucht, des Fürsten, zuziehen.

„Fatal!" brummte der Vorsitzende, senkte aber doch sein Perückenhaupt, seufzend: „Im Grunde genommen ganz Ihrer Ansicht."

„Heilige Justitia, was bist Du ohne Folterknecht?" ächzte der älteste Rat.

Es blieb den Herren nunmehr nichts anderes übrig, als den Beschluß zu fassen, das gegen den Beschuldigten eingeleitete Strafverfahren einzustellen.

Als dem Meier dies Ergebnis verkündet ward, machte er vor dem hohen Tribunal eine tiefe Verbeugung mit den Worten: „Ich danke Hochfürstlichem Kriminalgericht, auch dem Herrn Direktor, wie denen Herren Räten für Gewähr unparteiischer Rechtspflege." Dann schritt er zur Thüre hinaus; draußen aber schüttelte er den Leib vor Lachen: „Heilige Gerechtigkeit, Du Himmelstochter!"

Am anderen Morgen machte er sich auf, sein Kind zu besuchen. Sein Kommen erregte bei allen lebhafte Freude, nur nicht beim Herrn Rezeptor. Dieser hatte seit einigen Tagen nur notgedrungen das Haus verlassen und von der Magd erfragt, was auf Waschstegen und an ähnlichen Orten geschwatzt wurde.

Als Odemissen seiner Schwägerin erzählt hatte, wie die peinliche Gerichtsverhandlung verlaufen war, streckte sie ihren Kopf aus der Stubenthür und rief hinauf: „Westermann, Westermann, komm rasch herunter!"

Dieser hatte seinen Schwager längst an der Stimme erkannt und antwortete, indem er die bekannte Nase zur Thür hinausgucken ließ: „Mit Kriminalgefangenen, Anrüchigen und derartigen habe ich keine Gemeinschaft."

Hans Kord hatte diese Worte deutlich vernommen. Er drückte der argverlegenen Frau die Hand und sagte: „Ihnen danke ich unendlich viel! Wenn ich meine Bertha einmal sehen will, schreibe ich's Ihnen. Leben Sie wohl!" Sie wollte etwas antworten, konnte es aber nicht. Wie es in des Bauern Innern kochte! „Beamtenpack und kein Ende! So will eine Bedientenseele mit Odemissen zu Odemissen reden?" Dies waren die letzten Worte, welche er vor dem Verlassen des Hauses hören ließ.

Daß eine mit so großem Aufheben begonnene Untersuchung so rasch, so ohne allen Erfolg verlaufen sollte, hätte niemand erwartet. Nicht allein in Salburg, im Amte Tiefenhausen, nein, im ganzen Lande und darüber hinaus erregte das Vorgefallene das größte Aufsehen.

VI.

Viel buntes Laub glühte schon in der Herbstsonne, als Rittergutsbesitzer Behrenstein mittags wieder unter der Linde vor dem Herrenhause saß. Er war nicht mehr jung. Schon durchzogen viele helle Silberfäden sein Haar, und auf dem Scheitel fing dieses an, dünner zu werden. Neben ihm hatte seine junge Frau Platz genommen. Es war die zweite Gattin, mit der er im vorgerückteren Alter eine Ehe geschlossen hatte, weil die erste Gemahlin kinderlos dahingeschieden, und der einzige jüngere Bruder des Rittergutsbesitzers, Hauptmann Adolf Behrenstein, nicht zu bewegen war, dem Junggesellen-

leben zu entsagen. Der zweijährige, niedliche Knabe, welcher allein dem glücklichen Bündnisse entsproß, spielte am Boden mit blauen Mergelsteinchen. Mit wonnestrahlendem Gesichte sah Frau Behrenstein bald ihren genesenden Gatten, bald ihr Kind an, als der Bote des Kriminalgerichts kam und dem Gutsherrn ein Schreiben seiner Behörde überreichte. Er erblaßte, als er den Inhalt überflog. Kaum traute er seinen Augen. Bebend gab er den Brief seiner Lebensgefährtin. Heiße Thränen rollten von den Wangen derselben hernieder. „Auch das noch?“ seufzte sie.

„Es ist ein drückendes Gefühl, daß ich dem Menschen, der mir nach dem Leben trachtete, rechtlos gegenüberstehe; daß diese Ausgeburt von Bosheit aber noch die Stirn haben sollte, mich für die wohlverdienten Rutenhiebe zu verklagen, hätte ich nimmer geglaubt.“

Die Frau ging mit dem Überbringer der Hiobspost ins Haus, um ihm einen Imbiß zu reichen; der Gutsherr aber rief seinen kleinen Erben zu sich, drückte ihn ans Herz. In diesem Augenblicke ward es ihm, als wenn die Gestalt seines Todfeindes vor ihm stände: mit der hohen Stirne, den gewaltigen Brauen, dem entschlossenen Blicke. Dann sah er seinen Liebling an. Willenskraft schien ihm aus diesem Gesichtchen zu sprechen, an solcher würde es dem späteren Manne wohl nicht fehlen; aber die reichen Mittel dessen, der da drüben wohnte!

„Kind,“ sagte er und zog Karlchen an sich, „mag es Dir gelingen, Frieden mit denen auf dem Meierhofe zu haben.“

In diesem Augenblicke trat seine Frau aus dem Hause. Mit feuchtwarmem Auge sah er sie an und sprach: „Lach nicht, wenn ich ernste Worte zu Dir rede! Mich überkommt oft ein Ahnen, als ob mir bald die Totenglocken läuten würden. Hör deshalb genau auf das, was ich Dir sage! Wir Behrensteine haben den Bauern drüben, den Werwolf, durch die Hartnäckigkeit, mit der wir ihm die Ablösung der Lasten verweigerten, erbittert. Sollte ich nicht mehr sein, bitte, dann thue alles, was einen Ausgleich, einen dauernden Frieden zwischen dem Rittergute und dem Meierhofe herbeiführen kann. Sorg, daß unser Karl nicht in Feindschaft zu den Kindern Odemissens aufwächst.“

Die Frau suchte die düsteren Wolken auf des Liebsten Stirn vergebens zu verscheuchen. Er hing den trüben Gedanken immer und immer wieder nach und ruhte nicht eher, bis seine Gattin das feste Versprechen gegeben hatte, nach seinem Dahinscheiden seinem Willen gemäß handeln zu wollen; doch sollte alles anders kommen, als er's im Traume vor sich sah.

VII.

Alle Leute, welche Hans Kord kannten, waren davon überzeugt, daß er seinen Gutsherrn mit Vorbedacht in den Abgrund gedrängt habe. Sie mißbilligten diese That, wenn auch mancher die Schlauheit bewunderte, mit welcher der Übelthäter sich den gesetzlichen Folgen derselben entzogen hatte.

Merkwürdigerweise vertrat der Ortsgeistliche nicht zu sehr die Sache Behrensteins. Mit Recht behauptete er, wenn zwischen zwei Häusern lange Zeit Streit herrsche, pflege die Ursache desselben niemals nur auf der einen Seite zu liegen. Begegnete er dem größten Bauern seiner Gemeinde, so grüßte er recht freundlich. Oft wählte er allein, oft in Begleitung seiner Frau und Tochter lustwandelnd einen Weg, welcher dicht am Meierhofe vorüberführte. Die letztere war von stattlichem Wuchs, hatte eine hohe Stirn, braungewelltes Haar, die geschwungenen Brauen ihres Vaters, darunter ein Paar dunkelleuchtender Augen. Diese erfreuten sich eben nicht des Wohlgefallens der Landleute jener Gegend; denn sie trugen der armen Antonie den Spottnamen: „Pastors Knallauge“ ein.

Schändlich! Auch in ihrem Busen glühte ein Herz. Auch sie hätte wohl einen Mann beglücken können, die arme Pastorentochter.

Zur Zeit, wo die Kraniche mittagwärts ziehen, stand Odemissen in seinem Gärtchen, eine wundervolle Rose, welche noch so spät blühte, aufmerksam betrachtend. „Wie reizend,“ flötete jenseit der Mauer eine weibliche Stimme. Antonie stand da. Verschämt, als möge sie das Wort zurücknehmen, schlug sie die Augen nieder; aber schon streckte ihr eine starke Manneshand mit dem Worte: „Mamsell“, die Blume entgegen, welche sie tieferrötend an ihren Busen steckte, ohne etwas sagen zu können. Ein leichter Knix, ein Lüften der Zipfelmütze, und dahin schwebte sie im langen faltigen Gewande jener Zeit.

Odemissen schaute ihr nach, ihm ward wie jemandem, der etwas Gescheites thun wollte und im Augenblicke sagen muß, daß er eine Dummheit begangen hat.

Antonie! Stolzes Siegesbewußtsein beherrschte sie. Freundlich nickend trat sie, als ob ihr nichts begegnet sei, vor ihre Mutter hin; als diese aber wissen wollte, woher die späte Blume stamme, hob die Tochter das edle Haupt mit dem vollen, braunen, lockigen Haar erst würdevoll empor, ließ es dann aber mit hoher Anmut, ein wenig zur Seite geneigt, sinken. „Vom Meier zu Odemissen,“ sagte sie mit großem Nachdruck.

„Von?“

„Herrn Odemissen zu Odemissen,“ erwiderte Antonie mit noch größerem Selbstgefühl.

„Vater, Vater, komm doch rasch herunter!“ rief die Alte, die Stubenthür öffnend, „Vater, Vater! rasch!“

Der Pastor war eben dabei, einige Namen von losen Zetteln ins Kirchenbuch zu tragen. „Weiber sind Weiber!“ brummte er. „Was die wohl wieder zu schnattern haben mag,“ und führte etwas verdrossen seinen Kiel langsam und bedächtig weiter.

Als die Pfarrmutter keine Antwort bekam, stürmte sie, so rasch es ihre Beine nur erlauben wollten, die Stiege hinauf. Hochrot, mit glänzenden Augen rief sie: „Der, Dir, er hat, hat ihr eine Rose, eine prachtvolle Rose geschenkt!“

Der Pfarrherr, über die Störung immer noch verdrossen, sah seine hocherregte bessere Hälfte halb-

links über die Schulter schief an. Er konnte im Augenblick nicht begreifen, was diese sonst so ruhige Frau plötzlich in solch eine Aufregung versetzen konnte und fragte mehr als trocken: „Wer? Wem?“

„Vater! Vater! der Meier — Antonie. Komm und siehe! An den Busen hat sie die Blume gesteckt! O, diese Blume, diese reizende Blume! Vater, mir ahnt etwas! Vater, ahnt Dir nicht auch etwas?“

Der Herr sah auf, als könne er es noch immer nicht verstehen, was ihm da mit solcher Wärme, in solcher Hast vorgesprochen wurde; dann aber flog helles Licht über sein Angesicht. Willig ließ er sich von seiner Julie am Arm die Treppe hinabziehen. Da stand sie mitten im Zimmer, eine Rose am Busen. „Antonie!“ rief er aus — mehr konnte er nicht sagen; denn die Fülle der Freude überwältigte ihn. Mit trunkenen Augen reichte er ihr die Rechte, die sie küßte; ihr selbst aber drückte die Mutter viel heißere Küsse auf den Mund.

Den frohesten Hoffnungen gaben sie sich hin, alle die drei. Hob sich Antoniens Busen bei dem Gedanken, in eine Lebensstellung zu gelangen, die den Neid vieler Alters- und Standesgenossinnen erregt haben würde, so war die Freude der Mutter über die Aussicht, dies einzige unversorgte Kind bald unter sicherem Dache geborgen zu sehen, sehr gerechtfertigt. Die vier Söhne hatten nach Art der Vorfahren Gymnasium und Hochschule mit Erfolg besucht. Die beiden ältesten waren schon seit Jahren Dorfgeistliche, während der dritte in einer benachbarten Stadt wohnte und der vierte, wieder ein Gottesgelehrter, eben seine Prüfung bestanden und eine Hauslehrerstelle auf einem Edelgute übernommen hatte.

Alle vier Brüder hatten früher allezeit aufs bündigste versprochen, es dermaleinst ihre größte Sorge sein zu lassen, den lieben Eltern das unendlich viele Gute zu vergelten, was ihnen durch deren Hand geworden war. Zunächst sollte, sofern sie selbst etwas verdienten, darauf Bedacht genommen werden, all die Schulden zu decken, die dem lieben Vater bei Bürgern und Bauern aufgelaufen waren. Schulden, die nur dadurch entstehen konnten, daß er allen seinen männlichen Sprossen, einem wie dem anderen, eine höhere Bildung angedeihen ließ. „Das Wollen hatte ich wohl; aber Vollbringen des Guten finde ich nicht,“ konnten die vier jungen Herren von sich mit Fug und Recht sagen. Redlich hatten sie der Reihe nach alles das verbraucht, was die Eltern nur aufzubringen vermochten, daneben aber von allerlei Leuten manchen Thaler geborgt. Kaum vollbrachten es dann die beiden Ältesten mit Ach und Krach letztere Last abzuschütteln, als sie schon beflissen waren, sich unter den Töchtern des Landes umzusehen, deren eine liebzugewinnen und als Gattin und Pfarrfrau heimzuführen. Dem alten Herrn blieb, das sah er mit schmerzlichen Gefühlen ein, nichts anderes übrig, als mit allen Kräften danach zu trachten, der eingegangenen Verbindlichkeiten los und ledig zu werden. Ob ihm dann eine Reihe von Jahren blieb, hinreichend, für die Zukunft der Gattin und Tochter zu sorgen?

Alle die harten Äußerungen, welche früher gelegentlich auf der Wehme (Pfarre) über die auf dem Meierhofe gefallen waren, verstummten mit einem Male. Von dummem Bauerndünkel wurde nicht weiter gesprochen. Die Gestalt des Odemissen erschien Antonien gar nicht mehr abstoßend; im Gegenteil hatte es nicht etwas wirklich Anziehendes, dies Gesicht mit den festen, gemeißelten Zügen? Thronten nicht tiefe Gedanken auf dieser hohen Stirn? Alles war ihr jetzt von hellerem Lichte beleuchtet, viele Schatten schwanden ihren Blicken schnell. Wohl eher hatte sie den kleinen Knaben, Hans Kord, den jungen, ab und zu einen werdenden Unhold genannt, jetzt war er mit einem Male ein drolliger Bube. In allem war „Kordchen“ des Vaters Ebenbild. Konnte nicht eine angemessene Erziehung einen geschliffenen Menschen aus ihm machen?

Am nächsten Nachmittage wandelte das Fräulein desselben Weges, wie tags zuvor. Anfangs ging's in einem schnelleren Schritte, der sich jedoch um so mehr verlangsamte, je näher sie dem Gärtchen kam, in dem sie ihren Ritter von gestern zu finden hoffte und nicht fand. Verstohlen blickte sie hin und her, doch vergebens! Er ließ sich nicht blicken. Sie kehrte desselben Weges zurück und lugte immer vergebens nach dem Gesuchten aus. Führte denn ihn nicht ein guter Geist, ein stilles Sehnen nach Antonien zur Stelle zurück, wo er ihr vor vierundzwanzig Stunden ein unverkennbares Zeichen warmer Zuneigung gegeben hatte? Am Hofe vorübergeschritten warf sie noch einmal und wiederum einen Blick rückwärts. Die weiße Zipfelmütze ließ sich nicht entdecken.

Die Eltern hatten sie gehen sehen und wohl geahnt, wohin sie sich wenden würde. Mit Spannung sahen sie ihr entgegen. Da kam sie schon zurück; doch zeigte ihr Gesicht nicht den bewußten freudigen Ausdruck von gestern. Sie fragten nicht, weshalb sie den ganzen Tag so verstimmt war, die arme Antonie die! Grauer, kalter rauher Nebel lag heute über dem Pfarrhause.

Odemissen machte an einem Herbstmorgen seinen gewohnten Rundgang durch die Felder bis zum Waldesrande hinauf, wo unter einer knorrigen Buche eine Ruhebank stand, von welcher aus sich dem Auge eine herrliche Aussicht auf die weite Flur darbot. Langsam sinnend stieg er heute die Höhe hinan. Worauf war sein Denken gerichtet? Als er um das dichte Weißdorngebüsch bog, war sein Platz schon besetzt. Antonie! Da saß sie, als ob sie die Tritte auf dem Rasen nicht gehört habe, vertieft in ihre Arbeit. Stricknadeln bewegte sie so rasch zwischen den Fingern, daß sie klangen und klapperten. Dabei zählte sie sehr aufmerksam halblaut: 12, 13, 14, 15, 16, 17 — Eine einnehmende Erscheinung! Wuchs, Gestalt, Gesicht, alles ganz so, als ob sie vom Geschick dazu bestimmt sei, einem großen Wesen vorzustehen. Sollte Hans Kord zurückgehen? Vor ihr weichen, auf seinem eigenen Grund und Boden? Wie, wenn sie ihn doch gehört hätte, wenn sie ihn erst im Fortgehen bemerkte? Müßte er dann vor ihr nicht als ein Feigling erscheinen? Sie schlug ihre großen lebensvollen Augen auf. Ein Ah! entfloh ihren Lippen.

Er zog die blendendweiße Zipfelmütze vom Haupte und wollte etwas sagen; doch kam sie ihm zuvor.

„Schon gestern war ich hier," begann sie, „ich sah die Sonne sinken, das Abendrot am Himmel verglühen. Mich fesselte das wundervolle Bild, welches ich vor mir hatte, so sehr, daß ich heute, wo ich im Hause wenig beschäftigt war, mein Strickzeug nahm und langsam, arbeitend heraufschritt. Wie jauchzte mein Herz, als ich von hier die lachend grünen Saaten im Glanz der Sonnenstrahlen von tausend Diamanten erglänzen sah! Wie glücklich müssen Sie sich bei dem Gedanken fühlen, daß dieser vorzügliche Stand des jungen Kornes die Folge Ihrer Wirtschaft, daß alles für Sie so keimt und sprosset uud sprießt!"

Der Bauer schüttelte den Kopf und lachte: „Glück? Glücklich der, der alle übrigen ernähren muß? Hm! Wie leicht und schön sich doch immer der eine des anderen Los vorstellt! Wie angenehm! Was ist des Großbauern Teil? Viel Sorgen und Denken, viel Ringen und Kämpfen. Wohl haben wir das Bewußtsein, wohlhabende Leute zu sein. Wir dürfen uns hier und da etwas gestatten, was unseren Arbeitern versagt ist; doch leben diese ruhiger als wir. Für sie sorgen ihre Dienstherren."

Antonie sah ihn mit ihren glutvollen Augen an, als wolle sie sagen: „Willst Du mich verstehen?" und entgegnete: „Sie thun unrecht, mein Herr, wenn Sie Ihr Geschick nicht preisen! Sie fühlen sich nicht glücklich? Sie, der so glücklich sein könnte!? Der glücklich sein müßte, wenn er nicht durchaus mit dem Geschicke hadern wollte. Machen Sie es doch wie ich. Freuen Sie sich der vielen Blumen, die Ihnen blühen! Vielleicht finden Sie eine, die Ihr Herz noch mehr erfreut als all Ihr Gut, als das hellste Grün Ihrer Saaten!" Sie stand auf, bückte sich rasch mit der Frage: „Haben Sie diese bemerkt?" Hierbei pflückte sie eine blaue Enzianblume mit den gefransten Kronenblättern. Lächelnd schüttelte Odemissen den Kopf. „Sehen Sie," fuhr sie fort, „wie hübsch! Wie wenig von der großen Menge beachtet! Sie schenkten mir eine Rose, nehmen Sie von einem armen, aber doch glücklichen Mädchen als Gegengabe dieses Waldblümchen." Langsam streckte sie ihm ihre Hand entgegen, langsam, halb im Traume nahm er das Gebotene. Forschend ruhte ihr Blick, und verlangend auf seinem Gesichte. Dann ging sie mit einem freundlichen, „Guten Morgen."

„Guten Morgen!" sagte auch er, ihr sinnend nachsehend. „Du?" fragte er leise, als sie um eine Waldecke bog. Nun war sie seinen Augen entrückt, und doch stand sie immer noch vor ihm, die stattliche Gestalt mit den einnehmenden Zügen, mit der klangvollen Stimme. Sie hatte einen tieferen Eindruck auf seine Seele gemacht, als in diesem Augenblicke zu seinem Bewußtsein gelangte. Langsam setzte er seinen Weg fort. Er sah über den jungen Klee hin, er grünte für ihn nicht. Streichende Finken flogen vor seinen Füßen auf, er ließ sie unbeachtet. Die goldglänzende Sonne leuchtete ihm nicht, zwei glänzende Sterne strahlten bis tief in das Innerste seiner Brust.

Dem Gesinde, den Tagelöhnern fiel es auf, daß der Herr noch schweigsamer als sonst umherging. Einer brachte dies mit dem Gange seiner vielen Klagen an den Gerichten in Zusammenhang, ein anderer meinte, der Hausälteste müsse sich ganz gewiß und sicher den Magen verdorben haben. Minna allein hatte das Rechte getroffen, aber sie behielt es für sich. Ihrem Auge war es nicht entgangen, daß Odemissen der Tochter des Geistlichen die Rose gereicht hatte. Über eins wunderte sie sich: daß er jetzt nicht weit mehr ins Feld hinausging, sondern stets bald zurückkehrte. Seinen Ruhesitz oben am Waldrande sah er wochenlang nicht; dagegen wandelte er Stunde um Stunde im Meierhause, in den Nebengebäuden umher, träumte, träumte und träumte.

Die Wälder waren entlaubt, dichte kalte Nebel hüllten Berg und Thal ein, so daß selbst die Strahlen des Vollmondes den Spätherbstabend nicht zu erhellen vermochten und Busch und Baum in tiefem Grau dalagen. Odemissen war zur Dämmerstunde hinaus aufs Feld gegangen, ohne zu wissen, warum. Tiefen Gedanken sich hingebend, wandelte er hinauf zu seinem Ruheplatze. Hier war es gewesen! War's nicht so, als ob sie vor ihm stand? Winkte sie ihm nicht? Trauerte ihr Auge nicht, als er ihr nicht folgte? Er legte den Ellenbogen auf das Knie, legte den Kopf auf die Rechte und starrte und starrte hinaus. Öde war's um ihn her. Es war ihm, als drücke der kalte Nebel auf Berg und Thal. Widerstrebende Gefühle wogten in seiner Brust auf und nieder. Mit einem Male sprang er empor. Hoch richtete er sich auf: „Hans Kord, Odemissen zu Odemissen!" Festen Schrittes ging er hinunter, nicht dem Hofe, sondern dem Dorfe zu, vorbei an der „Wehme", am Schulhause. Da war der Gottesacker. Da lagen die Gräber nicht in langen Reihen, wie auf unseren städtischen Kirchhöfen, nein, die Bewohner jedes Hofes hatten ihren bestimmten Platz. Wie sie auf der Erde bald einig, bald zankend, befehlend und gehorchend zusammengestanden hatten, so lagen sie jetzt in Ruhe friedlich beieinander unter dem Rasen. Hier, wo so viele große Denkmäler einander nahe standen, war das Erbbegräbnis der Meier zu Odemissen. Der höchste Stein deckte das Grab der letzten Meierfrau. Hans Kord blieb hier still und stumm stehen. Er zog seine Mütze ab, hielt sie eine gute Weile gesenkten Hauptes in Händen. Dann bedeckte er den Kopf, wandte sich und ging.

„Hihihihi!" kicherte draußen vor dem Friedhofsthore das alte Klagelottchen, welches auf einem Holzhaufen hockte. „Hihihihi! Darf auch mitsprechen, bin eine Verwandte, des reichen Gerd Meiers eheliche Tochter. Wenn ich richtig im Kopfe gewesen wäre, hätte mich der Kleinkötter Brinkjost nicht zur Frau bekommen! Hihihihi! Mein Vetter, der große Meier, der reiche Meier nimmt zärtlichen Abschied von seiner seligen Frau, hahahaha! Nun giebt's auf dem Hofe bald eine lustige Hochzeit, eine Zechhochzeit! Hahahaha! Dann wird Base Lotte an der Küchenthür abgefüttert, hähähähä! Aber drinnen in der guten Stube sitzt der Pfaff und schlürft den besten Wein, da seine Antonija den Brautkranz trägt, hähähähä! Die soll dem großen Unholde, dem

kleinen Hans Kord einmal zeigen, was eine Rute ist, hihihihi! Die soll dem Erben von Odemissen schon einmal die Knochen zurechtsetzen! Hahahaha! Schön war das Blaublümchen wohl, das die Pfaffentochter, hahahaha, dem Witwer oben am Berge gab. Sie meinten, sie wären allein, sie sahen sich so verliebt an und thaten so, huhuhuhu! Und Lottchen saß im Busch und lauschte! Oft genug streift Jungfer 'Freiegern' im Felde umher. Wo sie den Liebsten, hähähähä, wohl treffen mag? Wo sie wohl zärtlich thun? Hihihihi? Wies des Pfaffen Knallauge nicht neulich der Lotte die Thür? Aber Lottchen ist nicht rachsüchtig, hähähähä! Sie windet der Jungfrau zur Hochzeit einen Kranz, hahahaha! Den Kranz, der dem allerliebsten Stiefmütterchen zukommt, den Stechhülsenkranz! Hähähähä hähähä!"

Odemissen war wie festgebannt, als er die vor sich hinstierende, höhnende, lachende Alte dasitzen sah, so schwatzen hörte. Also hatte er eine Beobachterin gefunden und diese gerade. Er ging! Das zeternde Weib folgte ihm. Bei jedem Gekicher war es ihm, als wenn ein Strahl kalten Wassers an Brust und Nacken herabrinne. Gegen eine andere hätte er seinen Stock erhoben; aber diese?

Sie sagte: „Antonija, Du willst Meierin werden? Hahahaha! Du? Pfaffenknallauge Du? Hähähähä! Heirate doch Deines Vaters Bücherschrank! Hihihihi!"

Zwei Tage später stand Waschjettchen im Pfarrhause am Troge. Die Hausfrau kam, um Hilfe zu leisten. Jene kicherte und schmunzelte so lange in sich hinein, bis sie nach dem Grunde ihres Verhaltens befragt wurde. Nun hörte die Frau Pastorin alles, was man sich im Dorfe erzählte, sagte aber: „Von alledem wissen wir gar nichts! Das hat ein boshaftes Menschenkind rein aus den Fingern gesogen." Dann stieg sie hinauf zu ihrem Eheherrn, warf sich in dessen Lehnstuhl, weinte bitterlich und klagte ihm, was ihr aufs Herz gefallen war. Dann bat sie den Mann, um aller Himmel willen hinzugehen und den Bauern, den leidigen Menschen zur Rede zu stellen, weshalb er ihre unbescholtene Tochter in der Leute Mund gebracht habe.

Des Geistlichen Stirn wurde düster, als ob sich ein Ungewitter darauf niederlasse. Dumpf räusperte er, als wenn er bald wettern wolle; aber der Sturm kam nicht zum Ausbruch. Nach einer Weile erhob sich die hohe Gestalt. Er trat ans Fenster. Nachdem er einen Augenblick ins Leere gestarrt hatte, sagte er schmerzlich: „Vor allen Dingen muß die Schwätzerei vorübergehen, ohne daß das arme Kind etwas davon erfährt. Die Waschmäuler werden schon von selbst zur Ruhe kommen. Ob ich dem Manne gegenüber etwas thun kann, will ich mir überlegen."

Zwei Wochen später wurde in Redinghausen, einem zum selben Kirchspiele gehörenden Orte, ein großer Bauer, Rottmann, begraben. Seine Witwe, eine Jugendgespielin Antoniens und gebildeter, als die meisten Frauen ihres Standes, bat die Freundin, bei der Beerdigung zu erscheinen, ihr beizustehen. Ihrem Wunsche gemäß kam die Pfarrerstochter. Sie war mit der Tiefbetrübten in der guten Stube, als die Verwandten und Bekannten nacheinander eintraten. Auch Odemissen erschien. Einige Sekunden blieb sein Blick auf der haften, welche die öffentliche Meinung als seine zukünftige Gattin bezeichnete. Alle Anwesenden waren darauf gespannt, in welcher Art sich die beiden, oft miteinander Genannten begegnen würden. Die meisten sahen sich nicht wenig getäuscht, als sie nichts Auffallendes bemerkten. Nachdem allerlei vom Verstorbenen, von seinen guten Eigenschaften, von seinem Kranksein und derartigen Dingen hin und her gesprochen war, kam auch auf andere Sachen die Rede. Ein Altenkämper erzählte, sein Nachbar, ein tüchtiger Sechsspänner, wolle seine Magd, eines Kuhbauern Tochter, heiraten. Dies werde ihm von allen ordentlichen Leuten verdacht. Das sei unrecht. Ein Anwesender, ein Geschäftsmann, warf ein, weshalb denn gerad ein reicher Mann nicht ein armes Mädchen beglücken solle, ob dies etwa eine Sünde, ob dies unchristlich sei, ob nicht ein jeder wählen könne, welche er wolle. Odemissen lehnte sich auf seinem Stuhle rückwärts und sah zur Decke schräg empor. Dann fing er an: „Ja, Leute, das ist ein eigen Ding! Wo sollen denn die Töchter großer Bauern hin, wenn sie nicht auf ordentliche Höfe freien können? Für kleine Leute eignen sie sich nicht als Frauen, und einen Beamten, wie meinen Schwager Westermann, können denn doch nur wenige heiraten. Nicht mit Unrecht schließen deshalb unsere Standesgenossen jeden der Ihrigen von ihrer Gesellschaft aus, der seine Gattin in einem fremden Kreise sucht. Nein, daran thun die Bauern recht. Es ist dies nichts anderes, als eine Handlung der Notwehr. Die Zahl unserer Höfe wird nicht größer, Großbauerntöchter werden immer und immer wieder geboren. Wie viele solcher, die nicht auf einem kleinen Besitztum hocken wollen, bleiben nicht lieber als Altjungfern sitzen, brüten dahin und spinnen Trübsal? Also, kurz ab: Jeder, der heiraten will, bleibe nach Gebühr bei seinem Stande!" Die arme Antonie! Hier bezwang sie sich. Niemand sah es ihrem Gesicht an, wie es in ihrem Busen stürmte und tobte. Später als gewöhnlich kam ihr Vater. Er war einsilbiger als sonst und trank wenig, sprach nur vom Verstorbenen. Eindringlich, warm war seine Leichenrede. Als der Leichenwagen vom Hofe fuhr, das arme Weib in laute Klagen ausbrach, warf sich die Pfarrerstochter ihr heftig schluchzend an die Brust. Jetzt durfte auch sie ihrem Schmerze Freiheit gönnen. Nun konnte sie ihre reichen Thränen mit denen der Freundin vereinigen. Bald ward es im Dorfe still von der angeblichen Verlobung.

Odemissen? Die Erregung, welche ihn eine Zeitlang beherrschte, hatte etwas anderes in ihm lebendig gemacht, das war die Erinnerung an seine verstorbene Frau. Immer mehr belebte sich ihr Bild in ihm. Viele Züge ihres Wesens traten jetzt klarer vor ihn hin. Wäre die Verewigte in diesem Augenblicke wieder lebend vor ihn hingetreten, gern hätte er ihr zum zweiten Male die Hand geboten, aber zu einem anderen, einem schöneren Leben, als er es mit ihr geführt hatte. Jetzt war es in ihm zur Klarheit gelangt, daß sie ihm denn doch mehr als eine bloße Hausfrau gewesen war.

Er dachte gern an seine Schwägerin, ihres festen Wesens, ihres milden Herzens wegen. Was wurde an Lebensmitteln aller Art nach Salburg in das Haus des Rezeptors geschleppt! Es war so viel, daß die gute Frau ihren Haushalt reichlich versorgt sah. Auf die Frage ihres Mannes, ob der stolze Bauer wohl noch mit einigen Thalern herausrücken werde, hatte sie nur die Gegenfrage: „Auch das erwartest Du noch, nachdem er uns so viel zugewandt und alle Auslagen vergütet hat?“

Es war am Tage vor Weihnachten. Bei Westermanns schmückten die Eheleute unten im Zimmer eben den Christbaum, während die Amme mit den Kindern oben auf des Vaters Stube, Weihnachtslieder singend, hockte, als der Hofmeister von Odemissen ins Haus kam. In einem Korbe trug er Geschenke für die Amme, die Magd und die Kleinen. Als er das alles ausgepackt hatte, sagte der biedere, treuherzige Mann: „Und dann sollte ich die Frau Rezeptorin von dem Schwager grüßen und sie möchte es nicht für ungut nehmen, daß für sie kein Geschenk dabei sei. Sie möchte von der Gütigkeit sein und das Kaufen selbst besorgen.“ Mit diesen Worten zog er seinen Geldbeutel aus der Tasche und legte fünf goldene Doppelpistolen auf den Tisch. Die Frau wußte kaum, was sie vor Erstaunen sagen sollte. Der willkommene Bote genoß etwas und ging fort, indem er sagte: „So, und dann sollte ich der Frau Rezeptorin und den andern allen von unserem Meier auch ein fröhliches Weihnachtsfest wünschen.“

Mit stolzem Lächeln sah die Frau den Gemahl an; dieser aber wandte seine Nase zur Seite, brummend: „So! Wenn alle so reichlich bedacht wurden, wäre auch wohl eine Kleinigkeit für mich übrig gewesen.“

„Bauch voll, Back voll, alle Hände voll! Aber wenn ihm dann nicht auch der Mund noch voll, ganz vollgestopft wird, schilt er noch, der ewig Unzufriedene,“ lachte sie und fuhr fort, in heller Weihnachtsfreude ihren Lieben den Baum zu schmücken. Ihren Mann nahm sie wie er war, mit seinen guten Seiten, seinen Schwächen. Diese kränkten sie nicht mehr.

Es gab einen vollen, echten Weihnachtstag bei Westermanns, ihnen leuchtete der hellste Morgenstern aus der Höhe.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Der erste Kuß.

Als Gott der Herr Getier geschaffen,
Den Kater folgend auf den Affen,
Den Erdenkloß mit Seelenleiden
Als Wechselbesitzer jener beiden,
Nachdem er dann dem Mann das Weib, das traute,
Derweil er schlief, aus einer Rippe baute;
Da standen einst sie unter Bäumen
Des Paradieses wie in Träumen.
Und sieh, ein Täubrich schnäbelte die Taube
Auf einem Aste, halb verdeckt vom Laube.
Da sann — neugierig ist's einmal — das Weib:
„Was will der schnurr'ge Zeitvertreib?“
Sie hätte für ihr Leben gern,
Wie's wär', erprobt mit ihrem Herrn.
An Adam trat heran die holde Braut;
Sie hat den Arm um ihn geschlungen
Und hat dem lieben, lieben Jungen
Gemütlich unterm Kinn gekraut.
Sie wirft dabei die Lippe auf,
Läßt auch den Seufzern freien Lauf;
Sie schaut ihn deutlich an und innig,
Und Adam findet Augensprache sinnig;
Es wässert ihm gar sehr der Mund
Nach Evas Lippen voll und rund;
Doch Fingerzeig will nicht verfangen
Bei seinem jugendblöden Bangen.
So kommt sie nicht dem Ziele zu;
Beredsamkeit ist eine schöne Sache!
Einsilbig war die erste Sprache,
Leicht zu verstehn. Sie fragt: „Na nu?“
Da hätte mancher leicht gewagt,
Und wär' er noch so wenig keck;
Doch Adams Herz war schier verzagt,
Sein Mund stand nicht auf rechtem Fleck.
Da etwas mal geschehen mußte,
Und er doch nichts zu sagen wußte,
Möcht' er des Vorwurfs Quell verstopfen
Der ihm das Herz so machte klopfen.
Zur Selbstwehr war er ja genötigt;
Zwei Worte werden leicht Gardinenpredigt.
Was längst er hätte thun schon sollen,
Gethan auch hätte, wenn nicht jederzeit
Sein Thun zurückgeblieben hinter'm Wollen,
That er jetzt aus Notwendigkeit.
Pechpflaster war ihm nicht zur Hand;
Ein einz'ger Ausweg nur sich fand;
Er schloß dem Weib aus seiner Rippe
Den Mund mit seiner eig'nen Lippe,
Und unverhofft fand er Genuß;
Das war der Menschheit erster Kuß!
Daß es der letzte nicht geblieben,
Wißt selbst ihr aus Erfahrung, meine Lieben!

Aus der Geschicht' ergiebt sich als Moral,
Wie Eva auch den Apfel stahl,
Und keine Schuld trifft den Gemahl,
Ist's Weib Karnickel allemal.

Immanuel Schmidt.

Der Spefuchs.*)

Humoreske von **Ludwig von Ploetz.****)

I.

Was kommt dort von der Höh'?
Es ist ein Postillon.
Was bringt der Postillon?
Er bringt 'nen Fuchsen mit.
Volkslied.

Über die Weenderstraße schritt ein junger schlanker Geselle. Unter der kühn in den Nacken gesetzten grünen Mütze quoll reichlich das blonde Haar hervor, über die breite Brust war ein dreifarbiges Band geschlungen. Seine rechte Hand schwang einen derben Eichenstock im Bogen, die blauen Augen lachten frei und unbekümmert in die Morgensonne und der volle Mund schien jeden Augenblick sprechen zu wollen: „Mir gehört die Welt."

Hinter dem Saxorhenanen trabte mit schwerfälligen Schritten ein graues Ungeheuer, eine mächtige Ulmer Dogge. Hin und wieder fuhr sie wie der Blitz, laut bellend, auf einen der kleineren Hunde, die sich auf der Straße tummelten, aber der drohende Ruf: „Pompejus, Pompejus," brachte sie allemal wieder auf seinen Trabantenposten hinter dem Herrn zurück.

Wie jetzt die beiden an einem Hause vorbeikamen, über dessen Thorweg ein mächtiger kupferner Kessel prangte, zum Zeichen, daß hier ein Kupferschmied sein Heim aufgeschlagen hatte, schallte aus dem ersten Stock eine helle Stimme herab:

„Engelhardt, Engelhardt, Kerl, was fällt Dir ein, so kalten Blutes an unserer Thür vorbeizugehen."

Der Angerufene sah empor. Aus dem Fenster lehnte ein junges Blut, gleichfalls mit der Saxorhenanenmütze bekleidet, und blies aus einer langen Tabakspfeife graue Wolken auf die Straße hinab.

Und jetzt erschien lärmend noch ein zweiter am Fenster, eine graublaue Dogge, die ihren dicken Kopf über das Fensterbrett schob und drohend auf Pompejus herunterblickte. Auch dieser nahm unten auf der Straße eine feindliche Haltung an und zeigte fauchend seine Zähne.

Cäsar und Pompejus, die beiden Korpshunde, lebten in gleicher Weise, wie die Saxorhenanen selber einträchtlich lebten, in Feindschaft miteinander, die sich in den grimmigsten Gefechten äußerte.

„Kusch, Cäsar," „Kusch, Pompejus," riefen die beiderseitigen Herren. „Man kann ja sein eigenes Wort nicht verstehen, so einen Skandal macht Ihr."

Als die Tiere sich beruhigt hatten, erneuerte Moßbach, so hieß der Saxorhenane am Fenster, seine Aufforderung:

„So vorbeizugehen, schäme Dich, alter Kerl, komm herauf."

Als Engelhardt in Moßbachs Zimmer trat, drang ihm würziger Kaffeegeruch entgegen. Frau Walter, die Wirtin, hatte soeben eine mächtige Kanne nebst drei Tassen und einigem Backwerk hereingetragen.

„Wie ist das mit Pompejus?" fragte Engelhardt, die Thürklinke in der Hand behaltend. „Du weißt doch wegen Cäsar, soll er draußen bleiben?"

„Mein Schwarzer ist höflich gewesen und hat sich bereits in die Schlafkammer einsperren lassen, bring nur Pompejus herein."

So traten denn Herr und Hund in das kleine behagliche Zimmer Moßbachs, das in studentischer Manier mit Bändern, Mützen, Couleurbändern und Schlägern ausgestattet war.

„Unser verehrter Senior Rondorff kommt auch zum Kaffee, er ist ins Kolleg gegangen," begann der Wirt.

Im selben Augenblick öffnete sich auch bereits die Thür und mit einem Buche unter dem Arm trat der herein, von dem sie sprachen.

„Guten Morgen allerseits, bin fleißig gewesen schon am frühen Morgen," begrüßte Rondorff die beiden.

„Zu welches Lehrers Füßen hast Du gesessen?"

„Ich war bei Martens."

„Sage, hängen immer noch unsere Mützen da?"

„Kinder, sie hängen und es ist gut, daß sie hängen."

Alle drei brachen in ein fröhliches Gelächter aus.

Professor Martens war nämlich nichts weniger wie ein interessanter Dozent, und so ging jeder nur ungern in sein Kolleg. Er hatte sich darum mehrmals bei den Saxorhenanen beklagt gehabt, daß von ihnen so wenige unter seinen Zuhörern waren. So war man, um den liebenswürdigen, alten Herrn nicht zu erzürnen, auf den Einfall gekommen, durch den Pedell jedesmal, wenn Professor Martens las, sechs grüne Mützen an die Kleiderhaken des Hörsals hängen zu lassen, damit der kurzsichtige Herr in den Glauben versetzt würde, daß ebensoviel Saxorhenanen unter seinen Zuhörern säßen.

„Kinder," begann der Senior wieder, seine Stirn in ernste Falten legend, „wenn ich es mir so recht überlege, hat das Semester gut begonnen . . . Das Waffenglück war uns hold bis jetzt, die P. P. Suite mit den Braunschweigern ist denkbar günstig verlaufen, zwei Abfuhren, zwanzig Blutige plus, das ist doch schon etwas . . . Das Korps ist überhaupt im besten Zustande. Die Alten Herren können uns jetzt gewiß nicht Unsolidität vorwerfen. Dabei ist der Ton, der bei uns herrscht, wirklich nett und behaglich, aber . . ."

Die beiden anderen sahen ihn erstaunt an. Worauf sollte die lange Rede hinaus?

„Aber," fuhr Rondorff fort, „was mich bekümmert, das ist, daß wir in diesem Semester erst zwei Füchse haben."

Er setzte die Tasse, die er in der Hand gehalten hatte, nieder und sah mit besorgten Blicken die beiden andern an.

Die lächelten still vor sich hin, denn sie wußten, daß es Rondorffs alte Marotte war, Füchse zu „keilen" mit allen möglichen Mitteln, wo er sie nur kriegen konnte.

„Habe nur keine Bange, Rondorff," beruhigte ihn Moßbach, „wir sind in den letzten Jahren reichlich stark gewesen, und wenn wir diesmal auch nur zwei Füchse haben, so bekommen wir vielleicht im nächsten Semester um so mehr."

„Kind, Du nimmst das zu leicht," strafte ihn Rondorff, „es kann im nächsten Semester vielleicht gar keiner kommen, und was dann? Nein, wir müssen keilen, was das Zeug hält."

Engelhardt hatte still zugehört. Über sein Antlitz glitt ein eigentümliches Lächeln.

„Beruhige Dich, alter Kerl," tröstete er den bekümmerten Senior, „ich will Dir schon ein Spefüchslein keilen. Noch heute will ich darauf ausgehen, damit Du nicht mehr schiltst."

„Gut, ich nehme Dich beim Wort, Moßbach ist Zeuge,"

*) Junger Student, der bei einer Korporation als Fuchs angemeldet ist.

**) Aus „O, alte Burschenherrlichkeit", Geschichten eines Alten Herrn von O. von Ploetz, die demnächst im Verlage von Otto Janke erscheinen werden.

er faßte die Hand des Korpsbruders, die ihm jener entgegenhielt.

Nicht lange danach brach Engelhardt auf und verabschiedete sich bis zum Frühschoppen von den beiden andern.

Er schlenderte, von Pompejus gefolgt, seiner Wohnung zu und sann über den Plan nach, der in dunklen Umrissen in ihm aufgegangen war.

Um zwölf Uhr war der Göttinger S. C.*) zum Frühschoppen in der „Neuen Fink“ versammelt. In dem langen kegelbahnartigen Zimmer, an dessen hinterer Schmalseite sich die wohlbekannte schwarze Tafel mit den vielsagenden Buchstaben B. V.**) befindet, jene Tafel, auf der diejenigen, welche gegen den Bierkomment gesündigt hatten oder zu spät gekommen waren, rücksichtslos angekreidet wurden.

Hier in dem von Tabaksqualm erfüllten Raume saßen die sechs Göttinger Korps zusammen, jedes an seinem altangestammten Tische, und tranken die weltberühmte goldgelbe Gülle.***)

Gülle, Du göttliches Getränk, wenn ich Dein gedenke, wird es mir weh im Herzen, aber auch zugleich weh im Magen. Weh im Herzen, denn ich denke der seligen Stunden, die ich an jenem langen, mit eingeschnittenen Namensinschriften besäten Tische in dem kegelbahnartigen Güllensaale verleben durfte im Kreise braver Gesellen, die nicht nur das dreifarbige Band, sondern auch das der Freundschaft eng umschlungen hielt. Selige Stunden, wenn wir dort auf der mit Leder bezogenen Bank saßen in lustiger, ausgelassener Stimmung, vor uns das Glas mit gelblicher Gülle, die Korpsburschen einen Deckelschoppen, die Füchse nach altem Brauch ein kleineres Gefäß ohne Deckel. Aber auch der Magen meldet sich bei der Erinnerung an Dich, göttliche Gülle. Ich will offen sein zu Dir, o Sprößling der Northeimer Brauereien, schön warst Du nie, und es war auch nicht nett von Dir, daß Du so oft die friedliche Ruhe des Unterleibes uns störtest. Aber doch tranken wir Dich gern aus Pietät, denn denselben gelblichen Saft hatten unsere Väter, unsere Alten Herren an denselben Tischen getrunken.

An dem Saxorhenanentische war alles vollzählig versammelt. Es war nicht gerade still im Raume. Zahllose Stimmen schwirrten durcheinander. Die zweiten Chargierten gingen von Korps zu Korps und überbrachten die Bestimmzettel für den kommenden Mensurtag. Vom Tische der Bremenser her scholl von dem Klirren der Gläser begleitet ein vielstimmiges „Umtrunk“, und von den Hannoveranern herüber tönte die soeben von einem Füchslein vorgetragene Formel der „Bierklage“. Deswegen mußte Engelhardt, der ziemlich in der Mitte des Saxorhenanentisches saß, fast schreien, um sich dem präsidierenden Senior verständlich zu machen, als er sagte:

„Du, Rondorff, ich bin soeben einem Spefuchs auf die Spur geraten.“

„Ein Spefuchs, das ist ja famos,“ scholl es durcheinander am Tisch.

Aber keiner war so freudig erstaunt wie Rondorff.

„Ein Spefuchs, das ist ja brillant, wie heißt er, wo wohnt er?“ sagte er ein über das andere Mal.

„Es ist ein Herr von Walenski aus Rußland, der hier Landwirtschaft studieren will; mir wurde vorhin berichtet, daß er davon gesprochen hätte, bei uns aktiv zu werden. Ich will ihn heute nachmittag aufsuchen.“

*) Senioren-Konvent, die Gesamtheit des Korps.

**) Bier-Verließ.

***) Northeimer Bier.

Engelhardt brach eher von dem Frühschoppen auf als die andern, er gab an, daß er als dritter Chargierter noch einige Schreibereien vor Tisch zu erledigen habe.

Beim Weggehen forderte er Moßbach auf, mitzukommen und ihm bei seiner Arbeit etwas zu helfen.

Der war sonst nicht sehr empfänglich für derartige Aufforderungen, aber diesmal begleitete Engelhardt seine Worte mit einem eigentümlichen listigen Augenzwinkern. Was das bedeutete, wußte Moßbach ganz genau, war er doch der alte Vertraute des übermütigen, stets voller Streiche steckenden Engelhardt.

So verließen beide die Neue Fink.

Als sie die alte, herrliche Wallpromenade, jenen romantischen Pfad, der, auf den Überresten des alten Stadtwalles hinführend, das liebliche Göttingen wie ein Gürtel umschließt, entlang schritten, da kramte Engelhardt dem bereits gespannten Freunde das Herz aus; und es mußte etwas Lustiges sein, was er vorbrachte, denn Moßbach lachte mehrmals so laut, daß die Passanten verwundert den beiden Saxorhenanen nachschauten.

(Schluß folgt.)

Daheim.

Von **Hanna Elsner.**

Laß mich das Haupt auf Deine Hände legen,
Die Augen schließen — sie sind thränenmüd',
Da wallt hernieder dämmersüßer Frieden,
Der wunderbar die Seele mir durchzieht.

So nur, so hab' ich vollen, sel'gen Frieden,
Der strömt auf mich durch Deine liebe Hand,
Die Stürme schweigen, sanfter ziehn die Wogen,
Ich bin daheim — hier ist mein Vaterland.

Der Gänszillich.

Skizze von **Carlot Gottfrid Reuling.**

Der Herr Amtsrichter Heinersdorf hatte soeben zum dritten Mal die Nase geputzt. Man hörte es ganz deutlich im Nebenzimmer. Die beiden Schreiber und der angehende Gehilfe in dem schlotternden Konfirmationsrock bückten sich noch tiefer wie sonst über die Aktenbündel; sie wären sämtlich lieber erstickt, als daß sie sich unterstanden, die Stille durch ein Husten zu unterbrechen; hätte sich bei einem die Natur gewaltsam Luft gemacht, so würde ihn aus Entsetzen über seine Kühnheit voraussichtlich der Schlag gerührt haben. Wenn sich nämlich der gestrenge Herr mehreremal hintereinander schneuzte, stand der Barometer auf Sturm: zu dem beliebigen äußeren Ärger gesellte sich dann jedesmal der ständige des Amtsrichters über seine stets verstopfte Nase. Er pustete gewaltig darauf los, obgleich er im voraus wußte, daß sein krampfhaftes Mühen nach Luft erfolglos bliebe; dessen ungeachtet wurde er über das immer gleiche Ergebnis um sein Leiden regelmäßig so wütend, daß er in solchen Augenblicken selbst dem Justizminister eine Grobheit

an den Kopf geworfen hätte. Außerordentlich beruhigend wirkte dann auf ihn, wenn er irgend etwas zerbrechen oder eine Fliege totschlagen konnte. Da er letzteres Mittel auf seinem Bureau anwendete, so sorgte seine Frau dafür, daß in seinem Arbeitszimmer daheim immer einige zersprungene Gläser, Tassen ohne Ohren oder halbzerbrochene Teller standen. Auf diese Weise hielt die Besänftigung seines Zornes mit seinem Einkommen gleichen Schritt. Für das Gericht hatte er sich ein wahres Ungetüm einer Fliegenklatsche hergestellt, die viel mehr einem furchtbaren Marterinstrument aus den Hexenprozessen ähnlich sah. An einem kurzen, dicken Stock waren nicht weniger als neun über einen Meter lange Gummischnüre befestigt, daß er bequem bis zur Decke knallen konnte. Wehe der Fliege, die von den sausenden Schnüren erreicht wurde; statt des eben noch vergnüglich krabbelnden Geschöpfes war nur noch ein schmutziger Blutflecken zu sehen.

Heute aber — und es war noch obendrein eine dicke, blaue Schmeißfliege — hatte der Amtsrichter in seiner heftigen Erregung daneben geschlagen und sah das Insekt zu seinem unaussprechlichen Ärger durchs Fenster davonsummen. Der älteste Schreiber nebenan hatte den Schlag gehört und da er noch eine Unterschrift brauchte, freute er sich, den günstigen Augenblick benutzen zu können. Er kam eilig ins Zimmer und reichte dem Amtsrichter den beschriebenen Bogen. Kaum aber hatte der gestrenge Herr einen Blick darauf geworfen, als sein Gesicht ganz kirschrot wurde.

„Was unterstehen Sie sich denn, Herr!“ fuhr er den Schreiber so grimmig an, daß der Mann entsetzt drei Schritte zurückhüpfte; „eine solche Arbeit legen Sie mir vor? Die soll ich unterschreiben? Da, sehen Sie!“

Er hielt dem Schreiber den Bogen hin; der Ärmste starrte ihn ganz fassungslos an, er konnte auch nicht das Geringste entdecken.

„Nun, ich glaube gar, Sie finden es nicht einmal. Hier — das Datum — es steht ja schief, ganz schief. Und Sie wollen ein Beamter sein, Herr . . .“

Ein Riß — der Bogen flog auseinander und an den Boden. Der Zorn des Amtsrichters war verraucht.

Er drehte sich um, lächelte und klopfte dem Schreiber auf die Schulter. „Schreiben Sie die Geschichte heute mittag noch einmal; Sie sind ja sonst ein tüchtiger Mann, das muß ich sagen. Adieu, Hag!“

Mit dem fröhlichsten Gesicht von der Welt stieg er jetzt die Treppe hinunter und ging heim. Es hungerte ihn gewaltig; er war schon bei Tagesanbruch auf der Pirsch nach einem kapitalen Bock gewesen, dem er seit langem zu Gefallen ging. Wirklich gelang es ihm, sich anzuschleichen, und er wollte sich eben schußfertig machen, als ein Stein unter seinen Schuhen abbröckelte und er in seiner ganzen Länge hinschlug. Der schlaue Bursche war bei dem leisesten Geräusch schon flüchtig geworden, und der Amtsrichter sehr verstimmt nach Haus gekommen. Beim Kaffee hatte ihn seine Frau einigermaßen zu trösten gesucht, indem sie versprach heute mittag den ersten Salat auf den Tisch zu bringen. In dem kleinen Landstädtchen des Odenwalds gab es damals noch keinen Gärtner, sondern man zog sich sein Gemüse selbst. Die Frau Amtsrichter genoß den Ruf, eine der ersten Gärtnerinnen zu sein, und ihrem Manne wässerte bereits der Mund nach seinem Lieblingsessen. Um so erstaunter war er daher, als ihm seine Frau mit schwer geärgertem Gesicht aus der Küche entgegenkam und ihm sagte, daß heute doch ein wahrer Unglückstag sei: ihren schönen, jungen Salat hätten die Gänse mit Rumpf und Stumpf abgefressen.

Es war gut, daß Amtsrichter Heinersdorf seinen Zorn eben erst durch das Zerreißen des Aktenstückes beschwichtigt hatte und das bewährte Linderungsmittel immer auf mehrere Stunden wirkte. Er brachte es deshalb fertig, nicht nur selbst ruhig zu bleiben, sondern sogar seiner Frau einige tröstende Worte zu sagen und versprach ihr außerdem, sogleich mit dem Gemeindeschützen Zillich zu reden, damit ein ähnliches Vorkommnis für die Zukunft unmöglich gemacht werde.

Noch am gleichen Nachmittag wurde der Zillich auf das Gericht beschieden. Er hatte schon von der unerhörten Frechheit der Gänse erfahren und sich auf eine tüchtige Strafpredigt gefaßt gemacht. Aber es lief doch glimpflich ab, der Amtsrichter wollte den Abend noch mal auf den Anstand gehen und hatte also keine Zeit mehr für Zillich. Er kanzelte den Schütz nur noch in aller Eile mächtig ab, sagte, daß es ihm unbegreiflich sei, wie so etwas überhaupt vorkommen könne, wozu Zillich denn da wäre, daß sich die Felddiebstähle in schreckenerregender Weise vermehrten, und wenn es nicht bald von Grund aus anders würde, er sich nach einer anderen geeigneteren Persönlichkeit umsehen müsse. Nach dieser eindringlichen Vermahnung nahm er die Pürschbüchse aus der Ecke und fragte Zillich, ob er nicht etwa gesehen habe, wo der Bock herausginge. Da der Schütz wirklich so glücklich war, ihm den Wechsel angeben zu können, so nickte er wieder bedeutend huldvoller und eilte im schnellsten Tempo den acht Buchen zu. Dort sollte der Bock alle Abend auf das Bruch treten.

Der Schütz sah ihm mit sehr gemischten Gefühlen nach. In der Strafpredigt war ein Wort gewesen, das an seine verwundbarste Stelle gerührt hatte: die Anspielung auf eine geeignetere Persönlichkeit. So was nahm Zillich allemal höllisch krumm. Mutter Natur hatte ihn nämlich nicht gerade mit großen Reizen ausgestattet. Er war ein kleines, spindeldürres Männchen mit einem verwitterten Gesicht, von einer alten, grämlichen Ziege durchaus nicht zu unterscheiden, ungewöhnlich langen Armen und desto kleineren Beinen, von denen das eine obendrein ein Stück zu kurz geraten war. Sein Gang hatte deshalb nichts von der sonst üblichen Würde eines öffentlichen Beamten, und böse Zungen behaupteten anfänglich, man hätte ihn nur zum Feldschützen gemacht, weil er sonst auf Gemeindekosten unterhalten werden müßte. Aber es zeigte sich bald, daß er sein Amt ganz vortrefflich auszufüllen verstand. Er schoß trotz seines Schnappfußes mit unglaublicher Geschwindigkeit durch die Felder, wischte wie ein Schatten zwischen den Bäumen den Holzfrevlern nach und war der Schrecken aller strenzenden Kinder und Großen. Mochte man noch so vorsichtig sein und überall Wachtposten aufstellen: der „schebbe“ Zillich kam dank seiner kleinen Luchsaugen auf der Stelle, die man doch übersehen hatte, urplötzlich herbei und brachte in einem Jahr mehr Feldfrevel zur Anzeige als sein Vorgänger in drei. Er war deshalb nicht wenig gefürchtet, und der Ruf: „Der schebbe Zillich kommt,“ gab das Zeichen zur wildesten Flucht. Aber selbst laufen konnte der Racker unheimlich schnell, und einen von den Buben erwischte er regelmäßig.

Daß sich Zillich unter diesen Umständen von der Bemerkung des Amtsrichters in seiner Dienstehre gekränkt fühlte, konnte ihm niemand übelnehmen. Er hatte sich auch

sogleich wenigstens einigermaßen gerächt. Die Stelle, auf die er den Amtsrichter schickte, lag so weit von dem eigentlichen Wechsel des Bocks entfernt, daß man ihn von dort zwar sehr deutlich sehen, aber ganz unmöglich schießen konnte. Zillich hatte also zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen: seinen guten Willen gezeigt, dem Amtsrichter aber zugleich wahre Tantalusqualen auferlegt.

Diese Vorstellung stimmte sein Gemüt wieder um ein Beträchtliches heiterer. Er zog die schwarzgerauchte Holzpfeife hervor, stopfte sie bedächtig mit A. B. Reuter, schob sie zwischen die Zähne und machte, fortwährend spuckend und qualmend, seinen gewohnten Rundgang durch die Gärten. Als er hierbei den stummen Buben begegnete, die ihre Gänse heimtrieben — zwei taubstumme Brüder von etwa fünfzig Jahren verwalteten dies Hirtenamt — und sie unter affenähnlichem Grinsen vor ihm die Hüte zogen, blickte er zuerst grimmig die stummen Buben und dann noch grimmiger die Gänse an. Hierauf schnappte er gedankenvoll heim.

Wie es bei kleinen Leuten häufig geschieht, daß sie das andere Geschlecht in recht vollen, starken Formen verehren, so war es auch bei dem Schütz der Fall. Obgleich er seine Frau nie anders als in der Diminutivform „Bawettche" (Babette) anredete, so hätte man aus dem Bawettche doch recht bequem mindestens drei Zillichs machen können. Infolge dieses Überschusses an Kraft bei dem weiblichen Teil nahm Herr Zillich zu Hause keine so gefürchtete Stellung als draußen im öffentlichen Leben ein. Er hatte es als kluger Mann überhaupt nicht zum Entscheidungskampf kommen lassen, sondern sich von vornherein seinem Bawettchen willig untergeordnet. Sie führten deshalb auch eine wirkliche Musterehe miteinander. Das ungemein kräftige, vierschrötige Bawettchen besorgte nicht nur die ganze Hausarbeit, sondern bewirtschaftete auch eigenhändig ihren Garten und das Stück Feld draußen hinterm Kirchhof und genoß dafür die Freiheit, mit dem gesamten Einkommen zu schalten und zu walten, wie es ihr beliebte. Zillich hielt in seinen Freistunden das Haus und den Stall in Ordnung, tünchte die Wände, besserte alle schadhaften Stellen aus und flocht noch obendrein Körbe. Nur in einem Punkt hatte das Ehepaar eine Meinungsverschiedenheit. Zillich war eine groß angelegte Natur; ihm kam es nicht darauf an, im „bunten Watz" einen Schoppen zu zahlen und sein Päckchen Tabak herumzureichen; auch wäre er mit seinem Bawettchen am liebsten auf alle Kirchweihen der Umgegend gezogen und hätte dort was drauf gehen lassen. Aber seine Frau war eine ebenso fleißige wie sparsame Seele; sie gab nicht einmal für Putzsachen Geld aus, sondern freute sich königlich, wenn sie alle Vierteljahr mit ihrem Buch auf die Sparkasse kommen und eine kleine Einzahlung machen konnte. Aus dieser verschiedenartigen Liebhaberei ergab sich zuweilen ein Zwist, der aber durch Zillichs Fügsamkeit meist rasch beendet wurde.

In den nächsten Tagen schnappte der Schütz ruhelos wie ein hungriger Wolf durch die Gärten und Felder. Die schnöde Bemerkung des Amtsrichters rumorte unabläßig in seinem Innern; nicht einmal seine Pfeife schmeckte ihm mehr, und die Stammgäste im „bunten Watz" fingen bereits an, über sein unerklärliches Gebahren bedeutsam die Köpfe zu schütteln. Was in aller Welt war nur in den schebben Zillich gefahren? Sonst wußte er alle Neuigkeiten, trank gemütlich seinen Schoppen — aber jetzt, jetzt hockte er still da. Ja, man hatte sogar gehört, daß er einmal mit sich selbst sprach. Wenn das nicht höchst verdächtig war, was in Herrgotts Namen sollte es denn sein? Man besann sich, daß es mit seinem Vater in dem Oberstübchen auch einmal nicht so ganz richtig gewesen sein sollte. Er wird doch nicht am Ende gar . . .?

Der Schütz merkte von dem allen gar nichts. Er sah immer nur Gänse vor sich, nichts als Gänse, die er pfänden und im Siegeszug am Haus des Amtsrichters vorbeiführen wollte. Schon zweimal war er wie toll durch die Äpfelstücke getrottet, weil er in weiter Entfernung auf einem Feld so was Weißliches hatte schimmern sehen; das erste Mal war es ein altes Hemd gewesen, um die Spatzen von den Erbsen zu scheuchen; dann hatte ihm gar seine aufgeregte Phantasie einige große Zeitungsfetzen auf einem frischgedüngten Acker in Gänse verzaubert. Aber die Täuschungen trugen nicht etwa dazu bei, seinen Eifer zu lähmen. Im Gegenteil! Jetzt hatte er sich erst recht in den Kopf gesetzt, zu zeigen, was er in Wahrheit doch für ein Kerl war. Und wirklich gelang es ihm! Als er eines Mittags höchst verdrossen in der Lehmkute herumstrich, sah er plötzlich kaum hundert Schritte vor sich das Ziel seiner Wünsche: drei prächtige, junge Gänse, die sich an dem frischen Gemüse gütlich thaten. Wie ein Habicht schoß er auf die Tiere los; der schönste Walzer hatte ihm nie halb so gut gefallen, als ihr Schnattern! Also endlich, endlich! Er zupfte sich ganz glücklich seinen dünnen Kinnbart; ja, ja, was der Zillich wollte, setzte er durch! Jetzt sollen Sie sehen, Herr Amtsrichter: der „schebbe" ist doch en richtiger Schütz! Daß die Wohnung des Amtsrichters am anderen Ende des Städtchens lag, war Zillich ganz schnuppe; er mußte mit seinen gepfändeten Gänsen an ihr vorbeiziehen, das stand bei ihm felsenfest. Er trieb sie also hinter dem ganzen Ort her den Wiesenweg entlang und bog dann im höchsten Triumph auf die Hauptstraße ein. Er hatte wirklich heute Glück! Der Herr Amtsrichter saß gerade beim Nachmittagskaffee, wobei er wie jeder gute Bürger, mit einem Auge wenigstens, immer die Straße beobachtete, um ja nichts zu übersehen, was allenfalls des Sehens wert war. Natürlich bemerkte er schon in einiger Entfernung die drei Gänse in einer Reihe watscheln und den schebben Zillich ganz aufgebläht hinterbrein schnappen. Er trat deshalb mit Frau und Kindern an das Fenster, und als der Schütz stolz heraufrief: „Diesmal hawe mer die Salatfresser, Herr Amtsrichter," nickte er ihm freundlich herablassend zu. Seine Nase war heute weniger als sonst verstopft und er befand sich aus diesem Grund in sehr rosiger Stimmung.

Der Gruß that dem Schütz wohl bis in die Fußspitzen, und er trieb seine Gänse noch einmal so würdevoll weiter. Die Stadtschule war eben aus, und ein Schwarm Buben zog pfeifend und schreiend hinter ihnen drein. Die Nachricht: „Der Zillich hat Gäns gepfändet," verbreitete sich mit unglaublicher Geschwindigkeit. Fast an jedem Haus guckte ein Frauenkopf heraus und musterte angstvoll die Gänse, um zu sehen, ob nicht etwa die eigenen dem gestrengen Zillich zum Opfer gefallen wären. Bis jetzt aber hatte noch kein erschreckter Ruf den Eigentümer verraten, und der Pfandstall war beinahe erreicht, als die Gänse eine entschiedene Neigung an den Tag legten, sich gegen ihre Vergewaltigung zu wehren. Bisher waren sie jedem Wink von Zillichs Stock geduldig gefolgt; jetzt aber machten sie linksum und bogen mit ihrer ganzen Energie in eine Nebengasse ein. Der Schütz wollte sie zuerst liebreich, dann mit Strenge zurechtweisen; da streckten sie die Hälse weit vor und zeigten sich von einer

ungemein hitzigen Gemütsart. Als nun gar die Buben unter lautem Jubel auf sie eindrangen, schnatterten sie gewaltig, schlugen mit den Flügeln und flogen schreiend über die Köpfe der Angreifer fort. Zillich schnappte fluchend und schimpfend und mit dem Stock auf die brüllenden Buben schlagend, hinter ihnen drein. Doch jetzt gaben die Gänse ihre Flucht von selbst auf und drängten sich dicht an eine Frau, die der Lärm aus dem Häuschen gelockt hatte. Zillich überlief es plötzlich eiskalt.

„Was fällt Euch denn ein, Ihr Lausbuben," rief Bawettchen zornig. „Schlag sie doch hinter die Ohren, Zillich! Sie jagen unser Gäns!"

„Das sinn unser Gäns?" keuchte der Schütz atemlos.

„Na, kennst se dann net?" antwortete Bawettchen, etwas erstaunt über das Johlen und Geschrei der Buben.

„Ei, der Zillich hat se ewe gepennt," belehrte sie eine grinsende Nachbarin.

In höchster Verwunderung drehte sich das Bawettchen nach ihrem Mann um; ein Blick auf Zillich reichte hin, um sie die furchtbare Wahrheit erkennen zu lassen. Sie wurde blutrot und holte mit der Hand weit aus — aber sie besann sich plötzlich eines Besseren, machte nur die Hausthür auf und rief kurz: „Komm." Familie Zillich und die Gänse verschwanden.

Am anderen Morgen entrichtete der Schütz die Strafe für seine selbst gepfändeten Gänse. Im „bunten Watz" sah man ihn aber erst nach einem Jahr wieder. Bawettchen hatte sich edel und zugleich praktisch gerächt.

Sonnenwende.

Von **Thusnelda Westphal.**

Sause nur, sause, Du wirbelnder Wind,
Trage die Wolken zur Ferne geschwind!
Hebe die Nebel! Zerreiße den Flor!
Goldenem Himmelslicht öffne das Thor!
  Jauchze, mein Herz! Der Riegel bricht!
  Goldglanz und Lenzgrün Dein Dasein umflicht!

Walle nun, walle, o wehender Wind,
Kosenden Hauchs um die Wipfel gelind!
Knospendes Träumen, o, küsse es wach!
Blühende Sehnsucht, bald sende sie nach!
  Lenz, ja Du bist! — Zuviel, ach, zuviel —
  Sel'ges Erblüh'n sonder Maßen und Ziel!

Weiter wehet und wirbelt der Wind —
Blühende Sehnsucht ich nirgend mehr find!
Lenzgrün ward duftlos und dunkelndes Laub,
Glutmatt und grau von der Heerstraße Staub.
  Sengender Strahl, ach, ward sonniger Glanz.
  Schauernder Ernst scheint das Leben mir ganz.

Schauernder Ernst, ja, Du warst mein Teil!
Siegender Ernst, o, werde mein Heil! —
Goldiger Lenzschein winkt flimmernd zurück.
Vor mir das Leben — ein schweres Glück. —
  Vorwärts! Zurück nicht gefragt und geklagt!
  Heiliger Ernst, mit Dir sei's gewagt!

Aus Kindermund.

Von **Marie Claudius.**

Betty sollte Handwerker mit ihren verschiedenen Beschäftigungen angeben. „Ein Schuhmacher macht Schuhe, ein Bäcker backt Brot."

„Wie heißt aber der Handwerker, der Fässer macht?"

„Professor," war die prompte Antwort.

Käte, die gern etwas Gutes ißt, liest von einer Frau: „sie ernährte ihre Kinder mit ‚Spinnen'!" „Pfui!" rief das kleine Leckermaul voller Abscheu.

Eine Schwester von mir wohnt in dem gleichen Orte wie ich. Die Nichten und Neffen sind meine täglichen Gäste. Mit Schul- und Handarbeiten aller Art kommen sie zu mir und begehren Auskunft und Hilfe.

Mein Nichtchen, die schon in den höheren Klassen der Schule „die Weisheit mit Löffeln schluckt", kommt mit der Frage zu mir: „Darf ich kommen, liebes Tantchen? Bin ich Dir auch ‚sympathisch'?" Wenn ich sie dann meiner „Sympathie" versichert habe, heißt die zweite Frage: „Darf ich diese Lektion bei Dir übersetzen?"

Ihr kleiner Bruder lernt ein i bei mir schreiben, einen Tannenbaum malen und seufzt sehr darüber, „daß er auch so schrecklich viele Nadeln hat!"

Von diesem kleinen Burschen läßt sich viel erzählen; er hat in seinen sechs Lebensjahren schon manches „bon-mot" geliefert.

In seiner „Jugend" war er sehr eigensinnig und ließ sich nicht gern von Onkel und Tanten etwas sagen, höchstens von „Muttel".

Auf die Ermahnung einer Tante, die Füße von dem besten Plüschsofa zu entfernen, antwortete er frech: „Das ist ja unser Sofa!"

Als sie ihm bald darauf eine Sache ernstlich verbot gab der dreijährige Knirps zur Antwort: „Wenn Du aber fortgereist bist, dann thu ich's doch wieder."

Sein älterer Bruder kam eines Tages ganz aufgeregt ins Zimmer. „Muttchen, Walter S. sagt, alle Menschen müssen sterben! Ist das wahr? Du auch und ich auch?"

Bald darauf starb seine Großmutter, und die Kinder hörten davon, daß ihre Seele nun im Himmel sei.

„Ein Herz hab ich," rief Walter, „und einen Geist, das weiß ich, wo soll denn nun meine Seele noch sitzen?"

Als ihm diese schwierige Frage so gut wie möglich beantwortet wurde, rief der kleine Hans: „Hier sitzt meine Seele, ich hab auch eine Seele," und zeigte stolz auf Brust und Magen!

Eines Tages spielen sie zusammen, und Hans stößt Walter in den Rücken. Darauf sagt dieser weinend zu ihm: „Wenn Du mich so in den Rücken stößt, daß mir das Herz in den Magen fällt, und ich daran sterbe und ein Engel werde, denkst Du, daß ich dann mit Wohlgefallen auf Dich heruntersehen werde?"

Da meine Geschwister wissen, wie ich mich für ihre Kinder interessiere, berichten sie mir in ihren Briefen getreulich ihre drolligen Aussprüche und Thaten.

So hörte ich letzte Weihnachten:

Klein-Elli soll den Vers lernen: „Kleiner Knabe, großer Gott" &c. Sie hat ihn auch bald inne und sagt mit großer Andacht den Schluß: „Allerliebstes Jesulein, laß mich Deine ‚Knixe' sein!"

Auf Befragen erklärt sie dies so: „Clemens ist ein Junge und macht einen Diener, der sagt: ‚laß mich Deinen „Diener“ sein;‘ ich bin doch ein Mädchen und mache einen Knix, ich kann doch nicht sagen: ‚laß mich Deinen Diener sein?‘“

Beim Lernen des Liedes „Lobt Gott, Ihr Kinder“, kommt sie an den Vers „an dem die Engel seh'n ihre Lust, denn er ist Davids Reis“. Da kommt sie in voller Entrüstung, daß „er David seinen Reis aufißt!“

Minchen geht mit ihrem Kindermädchen in die Dorfkirche und hört einer Begräbnisrede zu. Später erzählt die kleine Fünfjährige: „Der Pastor hat so gepredigt: ‚meine Gedanken sind nicht Eure Gedanken, und meine Bälge (Wege) sind nicht Eure Bälge!‘“

Die Mutter erzählt den Kindern die biblische Geschichte von Adam und Eva. Sie sind voller Unruhe darüber, warum der liebe Gott ihnen denn wohl nur verboten hatte, von dem Baume zu essen?

Endlich hat eine kleine Superkluge es gefunden. Sie ruft: „Nun weiß ich auch, warum der liebe Gott es Adam und Eva verboten hat von dem Baum zu essen, von den Äpfeln wollte er sich Backobst machen!“

Der fünfjährige Max hat Husten und bekommt dagegen hin und wieder ein Bonbon, das ihm sehr schmeckt. Eines Abends sagt er zu seiner Tante: „Tantchen, wenn ich über Nacht wieder huste, könntest Du mir ganz leise ein Bonbon in den Mund stecken, dann würde ich ein bißchen aufwachen und denken: ‚Christ der Retter ist da!‘“

Zu Weihnachten hatte er einen Pferdestall bekommen, schon lange seiner Sehnsucht Ziel. Er spielt täglich damit und bald hat ein Pferd ein Bein verloren.

Voller Jammer kommt er zu seiner Mutter. „Mama, kann der liebe Gott wirklich alles thun, um was ich ihn bitte?“

„Gewiß, mein Kind!“

„Dann kann er auch mein Pferdchen heil machen!“

Die Mutter leimte es heimlich, als er schlief, an, und seine Freude war grenzenlos.

„Siehst Du, liebe Mama, er hat's gethan, ich habe ihn gestern abend aber auch so sehr gebittet.“

Auf einer Waldpartie hatte er seinen Überzieher verloren. Die Mutter war sehr böse hierüber, er aber sehr ruhig. „Der liebe Gott wird schon ein Engelchen schicken, das ihn findet und an einen Baum hängt.“

Als er wirklich tags darauf gefunden und abgegeben wurde, rief er triumphierend: „Sagt ich das nicht gleich? Er hat es gethan!“

Möchte dem kleinen Burschen sein Gottvertrauen fürs Leben erhalten bleiben.

Es giebt eine sehr liebe Stiefmutter in der Familie, bei der die Kinder gar nicht mehr daran denken, daß sie eine ist.

Lotte hört, daß ihr Schuhmacher sich wieder verheiratet hat und die Kinder nun eine Stiefmutter bekommen haben. Voller Abscheu ruft sie: „Da lasse ich mir keine Schuhe mehr machen, der Schuhmacher hat eine Stiefmutter geheiratet!“

Hans, ein Söhnchen aus zweiter Ehe, begleitet seine Mutter auf den Kirchhof, wo sie das Grab der verstorbenen Frau schmücken.

„Mütterchen,“ sagt er, „auf dies Grab müßten wir eigentlich doch lauter Stiefmütterchen pflanzen.“

„Was wirst Du denn mal auf mein Grab pflanzen, mein Kind?“

„Lauter Vergißmeinnicht!“ sagt der kleine vierjährige Liebling.

Oft können die Kinder ihre Eltern aber auch in schlimme Verlegenheit bringen durch das Auffangen von Redensarten, die nicht für ihre Ohren bestimmt waren.

In einem Pfarrhause war Visitation und des Onkel Superintendenten Anwesenheit ein großes Ereignis für die Kinder.

Paulchen betrachtet ihn immer aufmerksam und bringt es endlich dazu, auf seinem Knie sitzen zu dürfen. Plötzlich tastet er dem gestrengen Herrn mit einem Fingerchen am Ohr.

„Was willst Du denn mit meinem Ohr?“ fragt der Superintendent ganz freundlich.

„Ich wollt mal fühlen,“ erwidert Paulchen zögernd, „Papa hat neulich zu Onkel Karl gesagt: ‚Unser Superintendent hat einen Fuchs hinterm Ohr!‘“ Tableau.

Bis jetzt sind meine Neffen und Nichten noch alle in dem Alter, von dem es heißt: „kleine Kinder, kleine Sorgen“. Der Nachsatz „große Kinder — große Sorgen“ wird aber nicht ausbleiben, jedoch hoffen wir das beste, berechtigen sie nicht alle zu den schönsten Hoffnungen?

Sonnenglut.

Palmengleich stand einst der Farnbaum
In der Urwelt Wunderhain,
Sog voll Sehnsuchtsdrang der Sonne
Goldne Feuerstrahlen ein;
Nun ist seine Pracht verschwunden,
Tief im Reich der Gnomen ruht
Er als Kohle; doch im Inn'ren
Birgt er noch die Sonnenglut.

Wenn er wird ans Licht gehoben
Aus dem dunklen Felsenraum,
Und ein Feuerstrahl ihn glühend
Küßt, wie einst im Jugendtraum:
Strömt erlöst vom langen Banne,
Zauberhaft die Glut hervor,
Wie der Phönix schwingt sie strahlend
Aus der Asche sich empor.

Also stirbt die Liebe nimmer,
Die vom Himmel niederfloß
Und in eine Menschenseele
Ihre Wunderkraft ergoß;
Wird im kalten Weltgetriebe
Kalt und starr sie auch einmal,
Braucht es ihre Glut zu zünden,
O, nur einen Liebesstrahl.

E. Ehrenberg.

Zur Besprechung eingeschickte Bücher.

Erzählendes.

E. Gnade: Die Lebenden rufe ich! Dresden, Pierson. — Tolstoi: Das Nichtsthun. Nach dem Originalmanuskript übersetzt von L. A. Hauff. Berlin, Otto Janke. — Carl Reimann: Knospen. Dichtungen. Dresden, Damm. — Theo Heermann: Der Regenbogen. Sieben Dichtungen.

Dresden, Ebendas. — C. G. Büttner: Lieder und Geschichten der Suaheli. Berlin, Felber. — Johannes Freiherr von Wagner: Johann von Schwarzenberg. Ein Lebensbild aus dem 15.—16. Jahrhundert. Berlin, Verein der Bücherfreunde. — L. Tolstoi: Das Reich Gottes in uns. Übersetzt von L. A. Hauff. Berlin, Otto Janke. — K. Th. Gaedertz: Julklapp! Leeder un Läuschen. 2. Aufl. Hamburg, Richter. — Caesar Flaischlen: Vom Haselnußrot. Stuttgart, Goeschen. — Edwin Bormann: Leipz'ger Lerchen. Neie Boesieen. Leipzig, Selbstverlag. — F. Dukmeyer: Zur Freiheit aus Deutschland und Rußland. Berlin, Rentzel. — Eugen Kühnemann: Turgenjew und Tolstoi. Berlin, Wilhelmi. — Dr. Herm. Althof: Das Leben Karls des Großen von Einhard. Halle, Hendel. — Anton Campa: Die Nächte des Suchenden. Braunschweig, Schwetschke. — Cam. Krohn: Fürstenjugend. Erziehungsgeschichte der Hohenzollern. Hamburg, Arien. — Dr. Max Hirsch: Suggestion und Hypnose. Leipzig, Abel. — Arthur Schulz: Der Mensch und seine natürliche Ausbildung. Berlin, Heinrich. — B. Fischel: Kochbuch der Kalliope. Leipzig, Slavische Buchhandlung. — Dr. v. Bentivegni: Anthropologische Formen für das Verbrechertum. Leipzig. Abel.

Vermischtes.

Eine alte Verordnung. Zu Delitsch bei Meißen befand sich in alten Zeiten ein adeliges Kasino. Die Schrift- und Amtsässigen dieses Standes versammelten sich jährlich am Petri-Paul-Tage auf dem dortigen Rathause und tanzten und schwärmten dann drei Tage lang. Wie die Sitten der alten Zeit beschaffen gewesen, erhellt aus dem Umstande, daß Kurfürst Christian „zur Verhütung träuender Gefahr, Mords und Unglücks, indem sich anjetzo durch die ungezogene, freche und wilde Jugend uf solchem Tanze vielfältige Angelegenheit durch Haber, Zank, Balgen ꝛc. ꝛc. fast stetiges ereignen, dahero sie auch nirgends niemands, auch des Frauenzimmers nicht verschonen" — noch am 25. April 1604 u. a. verordnen mußte:

„Es solle vor allen Dingen dieser Tanz in der Furcht Gottes gehalten werden.

Weil geschehen, daß sich Etzliche mit der Zahlung zu lange verzogen, so solle der Rathskeller denen von Adel ehedenn nicht geöffnet werden, bis sie das Getränk in billigem Werthe bezahlt hätten.

Händel sollen bis zu anderer Gelegenheit verschoben werden, um Frauen und Jungfrauen nicht zu erschrecken und zu betrüben.

Soll jeder im Tanzen sich züchtig und sittig halten, nicht den Mantel abwerfen, nicht ihn dem Frauenzimmer abreißen, oder andere Leichtfertigkeit mit Haubenabreißen gegen dasselbige gebrauchen, nicht andern den Vortanz nehmen, noch Üppigkeit beginnen.

Wie auch die von Adel ihre Herbergen bei der Bürgerschaft haben müssen, soll ein Jeder seinen Wirth, beneben richtiger Zahlung, sich freundlich, friedlich und bescheiden bezeigen, bei fünf Thaler Buße, und da Schaden geschehen mit Fenster ausschlagen, Ofen einwerfen oder andere, denselben zu gelten schuldig sein.

Es pfleget auch die ungehaltene, freche Jugend sich des Nachts mit der Wache zu ärgern — sie zahlt im Falle zehn Thaler an die Rentkammer.

Ob man auch wohl nicht vermuthen sollte, daß ein adelich, ehr- und tugendhaftes Frauenzimmer sich ungebührlich und verweißlich bezeige, dennoch aber, weil es leider! notorium und die Erfahrung giebt, daß sich auch zu Zeiten wilde, freche und ungeberdige Jungfrauen finden, als sollen dieselben hiemit verwarnt sein, daß sie sich auf diesem Tanze eingezogen, still und züchtig verhalten, mit den Mannspersonen kein Gereiz, Zänken und überflüssig Geschwäz halten und die liebe Jugend ärgern.

Die Anwesenden von Adel sollen mit guter Bescheidenheit wiederum abziehen, alles Rennen mit Kutschen und Pferden, Geschrei, Schießen in der Stadt und dergleichen Üppigkeit vermeiden, außerdem in Verstrickung genommen und Bericht erstattet werden." Th.

Amerikanisch. Ein Mann nickte in der Kirche einem Mädchen bedeutungsvoll zu und es nickte wieder. An der Kirchenthüre trafen sie einander.

„Sie nickten mir," sagte der junge Mann.

„Sie nickten mir auch," erwiderte das Mädchen.

„Da ist die Kirche," meinte der Mann.

„Und da der Geistliche," setzte das Mädchen hinzu

„Ich bin nicht verheiratet," sagte der Mann, „sind Sie es?"

„Ich bin es nicht," antwortete das Mädchen, indem es nach dem Geistlichen sah; „ich wünsche aber, mich zu verheiraten "

„So heiraten Sie mich," sagte der Mann.

„Wie es Ihnen gefällig ist," antwortete das Mädchen.

Gesagt, gethan: ehe es Abend wurde, waren sie Mann und Weib. Th.

Honorar für ein Glas Wasser. Ein solches und in der That kaiserliches Honorar wird alljährlich zu St. Petersburg gegeben. Wenn nämlich im Frühjahr die Newa auftaut und der ein halbes Jahr hindurch gleichsam tote Fluß wieder neues Leben bekommt, ist der Kommandant der dem Winterpalais gegenüberliegenden Festung der erste, welcher die Newa befahren darf. Er begiebt sich alsdann zum Kaiser, darf diesem ein Glas Newawasser überreichen und erhält dasselbe mit Dukaten gefüllt wieder zurück. Ob das Glas eine vorgeschriebene Größe und Form hat, ist uns nicht bekannt; doch muß man es fast voraussetzen, da diese Gläser sonst allmählich zu einer ungeheuren Größe heranwachsen möchten. Th.

Inhalt der No. 21.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 22.

Schwestern.

Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

Siebzehntes Kapitel.

Oswald Möller hatte seine neue Stellung angetreten, welche er auf Leos Verwendung in dem Bureau eines Rechtsanwalts erhalten, und es war, als ob er sich Mühe gäbe, ein neues Leben damit zu beginnen. Er ging pünktlich in die Kanzlei seines Vorgesetzten und verbrachte nun schon den dritten Abend mit Mutter und Schwester zu Hause.

Wenn es nur nicht so langweilig bei ihnen gewesen wäre! Die Mutter litt noch unter dem Schrecken, den sein Leichtsinn ihr bereitet hatte, und Nora war stets so ernst und in sich gekehrt.

Heute nun gar! Was mochte ihr sein? Sie nähte wie gewöhnlich emsig und sagte endlich, daß sie zu Toni müsse, sich eine andere Arbeit holen.

„Kommst Du bald wieder?“ fragte Oswald, der seit ihrer Aufopferung für ihn etwas wie brüderliche Liebe in sich erwachen fühlte.

„Das kann ich nicht sagen,“ antwortete sie auf seine Frage. „Wenn Toni noch für mich Arbeit hat, nicht.“

„Nun, dann gehe ich noch aus,“ sprach Oswald kurz entschlossen.

Die Mutter wollte Einwendungen erheben. Nora verließ, ohne den Versuch zu machen, den Bruder umzustimmen, das Zimmer. Sie wußte, daß sich Oswald doch nicht halten lasse.

In dem Hausflur, den sie durchschreiten mußte, standen zwei Frauen, die im Keller wohnten und sich mit Waschen und Scheuern ernährten. Sie hatten früher oft mit Nora zu schwatzen begonnen, doch da das Mädchen, angewidert von ihrer Klatschsucht und niedrigen Gesinnung, nie darauf einging, ihr Streben, Freundschaft mit ihr zu schließen, aufgegeben. Nun galt sie ihnen schon lange als ein eitles, hochmütiges Ding, dem niemand gut genug sei und der sie es schon einmal heimgeben würden.

Nora grüßte die beiden Weiber kurz und ging vorüber. Sie vernahm, wie sie ein vorhin geführtes lebhaftes Gespräch plötzlich abbrachen und hinter ihr her zu zischeln anfingen. Als sie die Treppe hinaufstieg, wurden ihre Worte lauter.

„Na, die hätte es auch nicht nötig gehabt, so dick zu thun,“ hörte sie die eine sagen, „nun ist es am Tage, wo das hinauslief.“

„Ja, ja,“ kicherte die zweite, „Hochmut kommt vor dem Fall. Soll mich wundern, wie lange die Herrlichkeit dauern wird.“

„Und dabei machte sie immer ein Gesicht, als könnte sie nicht bis drei zählen, wenn ein Mann an ihr vorbeiging.“

„Weil die ihr alle nicht gut genug waren. Das mußte erst ein Baron sein. Drunter thaten wir es nicht.“

„Der Karl Schäfer wird sich jetzt bedanken.“

„Könnte eine nette Erbschaft werden.“

Ein widerliches Lachen schloß den gemeinen Witz. Nora eilte wie eine Verfolgte die übrigen Treppen hinan, um atemlos, mit pochendem Herzen bei ihrer alten Freundin einzutreten, die sie mit einem Gemisch von Mitleid und Staunen empfing.

„Was hast Du, Kind?“ redete sie sie an, „Du siehst ja so erschreckt aus, ist Dir etwas geschehen?“

„Nichts Besonderes,“ antwortete das Mädchen mit zuckenden Lippen. „Ich hörte nur die Huber und die Neumann von mir sprechen.“

„Das sind ein paar alte Klatschbasen, die jeden durch die Zähne ziehen, dessen sie habhaft werden können,“ entgegnete Toni ruhig.

Nora hatte einen niedrigen Schemel herbeigezogen und sich an die Seite der Stickerin gesetzt. „Ich habe es nie ertragen können, wenn man mich in falscher und gehässiger Weise anschuldigte,“ sagte sie. „Warum müssen andere denn gleich Schlechtes von uns glauben?“

„Das thun die Menschen nur zu gern," meinte Toni, „und je schlechter sie selbst sind, um so besser dünken sie sich, wenn sie einem anderen etwas anhängen können, der mehr wert ist, als sie."

„Ich habe aber doch nichts begangen."

„Eben das mögen sie nicht verzeihen."

Nora richtete sich empor, um die Stickerin fest anzublicken.

„Toni, glaubst Du es denn auch?"

„Was, Nora?"

„Daß — ich schuldig bin?"

„Nein," war die gelassene Antwort, „Dich kenne ich. Dir brauche ich nur in die Augen zu sehen, um zu wissen, wie ich mit Dir daran bin."

Nora drückte heftig die mageren Hände der Sprechenden. „Und daß ich ihn so unsagbar lieb habe," flüsterte sie, „ist doch keine Sünde?"

„Keine Sünde," erwiderte Toni, „aber ein Unglück."

„Nein, gute Toni," rief Nora plötzlich aufstrahlend. „Nein."

„Ja, was soll denn daraus werden? Seine Frau wirst Du doch nicht?"

„Und wenn er es nun wollte und es mir gesagt hätte?" sprach Nora, wie zaghaft, ein solches Glück zu bekennen.

Toni schaute sehr ungläubig drein. „Meint er es auch wirklich so?" fragte sie bedenklich. „Jetzt ist er fort und: aus den Augen, aus dem Sinn."

Nora fuhr empor, als habe ein Messerstich sie getroffen. „Fort," rief sie aus, „was sprichst Du da?"

„Nun, weißt Du es denn nicht? Er ist heute in aller Frühe abgereist."

„Ich sah ihn seit mehreren Tagen nicht," murmelte Nora verstört. „Wie sollte ich? Er kam nicht zu uns und bei ihm konnte ich doch nicht fragen, wo er sei, als er nicht vorüberritt."

„Sein Bursche war gestern bei mir," berichtete Toni, „und bat mich, ich möchte die Wäsche, die ich noch für ihn zu zeichnen habe, nach einer Stadt schicken, die er mir aufgeschrieben hat. Sein Herr sei versetzt und müsse gleich fort."

Sie wagte Nora nicht anzublicken, als sie ihr diese Nachricht mitteilte. Das Mädchen saß so starr da, so unbeweglich.

„Und mir sagte er nichts davon," kam es endlich klanglos von ihren Lippen.

„Er muß es selbst nicht vorher gewußt haben," bemerkte Toni, „wenigstens verstand ich den Burschen, daß es sehr schnell gekommen sei. Er wird keine Zeit gehabt haben."

„Keine Zeit, mir ein Wort des Abschieds zu sagen?" fragte Nora bitter.

Toni wußte nichts zu entgegnen; sie strich mit der Hand über des Mädchens Haar.

„Armer Narr," sagte sie leise.

Es war schwer, jetzt ein Wort des Trostes zu finden, und Nora war auch keine Natur, die sich trösten ließ; das hatte Toni schon mehrmals erfahren. Sie wußte, daß Leos Entfernung, gerade in diesem Augenblicke, da sie unter einem entehrenden Verdachte litt, ein furchtbarer Schlag für sie sei. Was hätte sie ihr sagen können, um sie darüber aufzurichten?

Nora reichte ihr die eisigkalte Hand. „Gute Nacht; ich will hinuntergehen."

Toni behielt die Hand einige Sekunden in der ihren. „Komme morgen wieder, Kind," sprach sie teilnehmend. „Es ist nicht gut, wenn Du so viel allein sitzest."

Nora nickte stumm und ging hinab in die Wohnung der Mutter, welche damit beschäftigt war, den Laden aufzuräumen. Oswald war in ein benachbartes Bierlokal gegangen.

„Nun, da bist Du ja schon," sagte Frau Möller, ohne dem Aussehen der Tochter Beachtung zu schenken. „Hat die Toni noch Arbeit für Dich gehabt?"

„Nichts Dringendes, Mutter."

„Das ist recht. Dann kannst Du noch hinüber zu Hases laufen und Perlmutterknöpfe holen, die sind mir ausgegangen und es wird gerade viel danach gefragt."

Nora griff nach ihrem Hut und Tuche, das Verlangte zu holen.

„Und bringe von Schäfer auch gleich Kaffee mit," rief ihr die Mutter nach.

Nora trat auf die Straße hinaus. Es war erst gegen acht Uhr, die Läden in der Nachbarschaft noch offen, geräuschvolles Leben, Plaudern und Lachen ringsumher. Der Herbst hatte seine Herrschaft kaum fühlbar angetreten; die Bewohner der Keller und der Hinterhäuser standen vor den Thüren, den milden Abend noch zu genießen.

Viele von ihnen kannten Nora. Sie mußte es gewahr werden, daß sich einige, an denen sie vorüberkam, anstießen und, wie die Weiber vorhin, sich etwas zuzischelten. Sie mied es, in dem Scheine der Laternen zu gehen, bis sie aus dem Bereich der nächsten Nachbarschaft hinausgekommen, und schlug eine Seitengasse ein, um zu dem Drechsler zu gelangen, der die Perlmutterknöpfe anfertigte. Von dort aus konnte sie unbemerkt an das obere Ende der Straße kommen, wo sich das Haus befand, in welchem Leo gewohnt hatte. Es zog sie dorthin, gleichsam, als müsse sie sich an jener Stelle erst die Überzeugung holen, daß er sie verlassen — verlassen, ohne Gruß, noch Wort und ohne die Hoffnung eines Wiedersehens.

Sie stand vor dem Hause und schaute zu den Fenstern empor. Sie waren dunkel; nur das wesenlose Gaslicht spiegelte sich in ihnen und rief die Täuschung hervor, als ob ein Licht aus ihnen schimmere.

Noras Herz zog sich krampfhaft zusammen. Nein, nein, sie trog sich selbst. Die Räume waren leer, und er war ferne. Sie hatte ein Empfinden, als ob ihr etwas gestorben sei, das alle ihre Thränen nicht mehr zum Leben erwecken könnten. War es das Glück, auf welches sie gehofft und das lautlos in ewige Nacht gesunken?

Aber war es denn möglich, daß er für immer von ihr gegangen war? War es auszudenken, daß er sie getäuscht, er, dessen Worte stets ohne Falsch, dessen Handlungen der Ausdruck seiner tiefsten Liebe

gewesen? Hatte er nicht willig jenes Opfer auf sich genommen, das ihre Sorge um den Bruder ihm auferlegte, nicht alles gethan, um diese ihr zu erleichtern?

Die Hoffnung ist das letzte Gut, welches dem Menschenherzen geraubt wird und erst wenn sie für immer verwelkte, welkt auch das Leben der Seele, welches aus ihr seine Nahrung schöpfte. Wie tief sie sich unter Zweifel, Furcht und Leid verbirgt, leise, ungeahnt erhebt sie ihre Stimme wieder und spricht von lichteren Tagen, die mit sonnigem Scheine die trüben Wolken zerteilen. Und das Herz lauscht abermals dem holden Klange, wie es so oftmals in vergangenen Tagen lauschte, und vergißt es, daß die schmeichelnde Stimme, die den Schmerz zur Ruhe wiegt, es auch heute wieder zu belügen vermag, wie einst — wie einst.

Nora setzte ihren Weg fort. Die Stimme leiser Hoffnung sang weiter. Sie flüsterte ihr zu, daß sie Leo unrecht thue, daß es sicher nicht in seiner Macht gelegen habe, noch zu ihr zu kommen, daß er sich vielleicht habe versetzen lassen, um seine Zukunftspläne in betreff ihrer beider Vereinigung zu verwirklichen, daß er ihr schreiben, daß er wiederkehren werde und daß sie ihm vertrauen dürfe — schrankenlos, beseligt, ohne Aufhören.

Sie wandte sich von dem Hause und ging weiter. Hatte sie denn alles besorgt, was ihr die Mutter aufgetragen? Ach, den Kaffee! Den hatte sie vergessen. Nun noch schnell zu Karl Schäfer hinüber, bevor er den Laden schloß.

Der junge Kaufmann befand sich mit seinem Lehrburschen allein im Laden; die Commis hatten das Geschäft bereits verlassen. Er stand an seinem Pulte und rechnete, ohne sich darin zu unterbrechen, als Nora eintrat.

Sonst hatte er es sich nie nehmen lassen, das schöne Mädchen selbst zu bedienen, mochten noch so viele Kunden anwesend sein. Heute erhob er den Kopf kaum von seinem Hauptbuche und überließ es dem Lehrlinge, ihr den verlangten Kaffee zu geben.

„Gute Nacht, Herr Schäfer," sagte Nora, als sie den Laden verließ.

„Gute Nacht," erwiderte er kalt, ohne aufzublicken.

Noras Hände schlossen sich fest um die Päckchen, die sie trug, als müsse sie mit dieser Bewegung einen quälenden Gedanken ersticken.

Also auch Herr Schäfer glaubte, was man über sie verbreitet hatte; sie galt in seinen Augen, wie vor allen übrigen, als die Geliebte Leos von Rochus.

Und sie war unfähig, ihre Unschuld zu beweisen. Wer hätte ihren Worten auch Glauben zu schenken vermocht? Sie hatte es ja eingestanden, daß sie das viele Geld von ihm erhalten. Sie war am hellen Tage bei ihm ein- und ausgegangen, und Herr von Büchting hatte ihre Anwesenheit in Leos Wohnung geargwöhnt, als er in früher Stunde zu ihm kam.

Niemand würde es je erfahren, daß nur tödliche Angst und des Herzens Verzweiflung sie zu diesem Schritte getrieben, daß sie die Schmach auf ihr reines Haupt genommen, um das ihres Bruders davor zu schützen.

Und der eine, der es wußte? Ach, er konnte sie ja nicht unter dem Gewichte dieser Schmach zusammenbrechen lassen — jetzt erhob es sich in ihr zur Überzeugung, daß von ihm allein ihr Rettung kommen müsse in ihrer neuen Not.

Sie ergab sich darein, abermals warten zu müssen, wie sie schon so oft gewartet hatte, gewartet auf das Glück, auf den Sonnenschein, auf alles, was die Last von einem schweren Herzen zu nehmen vermag.

Warten auf etwas, das nicht kommt! — Wer ermißt die nagende Pein? Jeden Morgen mit dem nämlichen Gedanken erwachen, sich die Augen ausspähen, ob es nicht endlich, endlich käme, und den Abend sinken sehen, ohne daß der Tag es brachte, und die lange, lange Nacht durchweinen, die den Schlaf nicht senden will, der die Qual des Denkens und Erinnerns auslöscht.

Wochen vergingen, ohne daß von Leo die geringste Kunde eintraf. Nora sah jetzt oft bleich und abgespannt aus, aber noch glaubte sie ja an ihn, wie man an eine Gottheit glaubt, noch fand ihr Herz tausend Gründe, sein Schweigen, sein Fernbleiben zu erklären.

Sie saß, wie gewöhnlich, über ihre Arbeit gebeugt, als ihre Mutter hastig zu ihr eindrang.

„Der alte Rochus will Dich sprechen," raunte sie ihr zu, „dem sage nur ordentlich die Wahrheit, daß er nie etwas für Dich gethan hat. Der verdient es." Sie trat zurück, um dem Besucher Raum zu geben, der in der Thür erschien.

Baron Rochus war gekommen, um, dem Rate des Obersten gemäß, sich mit dem Mädchen abzufinden, das sein Sohn geliebt. Er hatte den Besuch hinausgeschoben, weil die Sache doch eigentlich fatal war, nun aber ging es nicht mehr anders; die Verlobung Leos sollte in den nächsten Tagen veröffentlicht werden, und man konnte nicht wissen, ob Nora nicht ihre vermeintlichen Ansprüche verteidigte. Eifersüchtige Frauenzimmer waren zu allen Dingen fähig und Baron Rochus war kein Freund des Eklats.

Er hatte sich vorgenommen, mit der verliebten Person recht kurz zu verhandeln und ohne Umschweife den Zweck seines Kommens zu erklären. Jetzt stand sie vor ihm und es war sonderbar, daß er durchaus kein einziges der Worte fand, die er ihr hatte sagen wollen.

Das also war Nora Möller, die er seit ihren Kinderjahren nicht mehr gesehen. Dieses königliche Weib, mit der stolzen Haltung, der herrlichen Gestalt, den klassisch edlen Zügen, die in diesem Momente die Erregung ihres Inneren widerspiegelten.

Und er kam ihr Geld anzubieten, um sie von seinem Sohne loszukaufen! Sein Vorsatz schien ihm plötzlich kaum ausführbar, aber er war nun einmal hier; er mußte sich zum Handeln entschließen.

„Fräulein Möller," begann er, „ich weiß nicht, ob Sie sich meiner noch erinnern."

Sie neigte ein wenig das Haupt. „Herr Baron von Rochus," sagte sie gefaßt.

„Wir haben uns früher bei Frau von Walldorf oft gesehen," fuhr er fort, „Sie haben sich freilich seitdem sehr verändert."

Er ärgerte sich im nächsten Momente schon über die unglaublich triviale Redensart. Noras stolzer abweisender Blick verwirrte ihn vollständig und brachte ihn geradezu aus der Fassung.

„Ich kann mir nicht denken, Herr Baron," erwiderte sie jetzt mit klarer, ruhiger Stimme, „daß Sie hierherkamen, um mir Ihre Verwunderung darüber auszusprechen. Darf ich nun erfahren, was Ihren Besuch veranlaßte? Vielleicht nehmen Sie dazu Platz, obwohl ich Ihnen in meiner Wohnung wenig Bequemlichkeit zu bieten habe."

Sie lud ihn mit einer Handbewegung ein, den Rohrstuhl ihr gegenüber einzunehmen. Er gestand sich, daß keine Fürstin ihn herablassender behandeln könne, als diese einfache Näherin.

„Da Sie den Grund meines Besuches zu erfahren wünschen," sprach er, „und auch ein Recht dazu haben, ihn zu wissen, so will ich Ihnen sagen, daß es sich für mich um Ihr Verhältnis zu meinem Sohne handelt. Ich glaube nicht, daß diese Eröffnung Sie überraschen kann."

Noras Wangen hatte eine flüchtige Röte überzogen.

„Sie überrascht mich nicht," antwortete sie, „doch werden mir Herr Baron die Frage nicht verübeln, wer Sie von dem unterrichtet hat, was Sie ein Verhältnis nennen."

„Leo that es selbst," entgegnete der Baron.

Die Züge Noras erhellten sich ein wenig. Wenn Leo dem Vater Mitteilung ihrer Liebe gemacht hatte, so würde er auch ihre Ehre vor ihm gewahrt haben.

Sie ertrug gelassen den forschenden Blick, der auf ihr ruhte, sie unterschied auch nicht, daß sich unwillkürliche Bewunderung darin aussprach.

„Sie werden es verstehen, Fräulein Möller, daß ich völlig klar in den Beziehungen sehen möchte, die Sie an meinen Sohn fesseln," sagte Herr von Rochus. „Nicht, weil ich Ihnen persönlich übel will, sondern weil Leo nicht fähig ist, Ihnen sein Wort zu halten. Er versprach Ihnen die Ehe, nicht wahr?"

„Er sagte mir, daß er mich liebte und daß er mich zu seiner Gattin zu machen wünsche," erwiderte Nora einfach.

„Und Sie halten dies Geständnis für bindend?" fragte der Baron.

„Nein, niemals, wenn er es bereute und den Willen hätte, sein Wort zu widerrufen," sprach Nora stolz.

Wieder fehlte Herrn von Rochus eine Entgegnung auf diese unerwartete Erklärung. Das Wesen des Mädchens befremdete ihn mehr und mehr. Wie anders hatte er sich Nora Möller vorgestellt! Er begann es zu begreifen, daß Leo von diesem prächtigen Geschöpfe einen so tiefen Eindruck empfangen habe, um nicht von ihm lassen zu wollen.

Um so schlimmer! Die Gefahr für Leos Zukunft konnte dadurch nur vergrößert werden.

„Es würde Ihnen aber doch einen Schmerz bereiten, auf Leo verzichten zu müssen?" bemerkte er. „Ich meine, Sie lieben ihn."

„Ja, unaussprechlich," sagte Nora etwas leiser.

„Stehen Sie in Korrespondenz mit ihm?"

„Ich hörte nichts von ihm, seit er von hier abreiste und auch von seiner Versetzung erfuhr ich erst später."

„Aber Sie sind seiner Treue noch gewiß?"

„Ich glaube an ihn, Herr Baron," erwiderte sie fest, „denn ich erblicke in ihm alles, was auf Erden gut und edel ist."

„Mein Kind," sprach der Baron milder, als er selbst es beabsichtigte, „und dennoch hat Leo nicht an Ihnen gehandelt, wie er sollte. Hat er Ihnen nie gesagt, daß er schon seit einem Jahre mit Ellen Walldorf verlobt ist?"

Er sah, wie sie bis in die Lippen erbleichte.

„Ich wußte davon nichts," stammelte sie.

Durch seinen Kopf flog blitzschnell der Gedanke, ob es besser für seine Pläne sei, Nora an die Falschheit Leos glauben zu lassen. Er verwarf ihn wieder; bei jedem anderen Mädchen wäre das niedrige Mittel angebracht gewesen, bei ihr nicht. Er verschmähte es, auf solchem Wege zu seinem Ziele zu gelangen.

„Ich will meinen Sohn in diesem Punkte nicht verteidigen," sprach er, „aber ebenso wenig versuchen, ihn in Ihren Augen herabzusetzen. Er hat Ihnen seine Verlobung verschwiegen, weil er vielleicht fürchtete, dann Ihre Liebe zu verlieren. Die dereinstige Verbindung unserer Kinder war zwischen Frau von Walldorf und mir eine längst beschlossene Thatsache. Ellen hängt mit ganzer Seele an ihrem Verlobten; sie würde tief unglücklich sein, wenn sie erführe, daß er ihr sich bis zu diesem Grade abgewendet hat. Ihre Ansprüche an Leo erkenne ich in dem gleichen Maße an, wie die der erklärten Braut, aber werden Sie sie weiter verfolgen, nachdem Sie dies gehört haben? Würden Sie hindernd in das Lebensglück der Tochter einer Frau eingreifen, der Sie selbst einst so viel Güte zu danken hatten?"

Nora hatte sich beherrscht.

„Sie irren sich, Herr von Rochus," sagte sie, „wenn Sie meinen, daß ich überhaupt Ansprüche an Ihren Sohn stellen würde, die er nicht freiwillig zu erfüllen geneigt ist. Ich habe ihn geliebt, wohl lange Zeit mit dem Bewußtsein, daß ich keine eigensüchtigen Hoffnungen an diese Liebe knüpfen dürfe; ich sah den Unterschied vielleicht noch klarer, als er, der zwischen seiner Lebensstellung und der meinen herrschte, auch daß ich jedes Opfer von seiner Seite zu groß finden würde, das er für mich zu bringen bereit war. Ich war zufrieden und hoch beglückt durch die Freundlichkeiten, die ich von ihm erfuhr und die ich anfangs ja nur auf die Erinnerungen jener unvergeßlichen Jahre in dem Hause der gütigen Frau beziehen konnte, um deren Tod ich heute noch traure. — Und dann wurde es plötzlich anders und ich fühlte, daß mir sein Herz gehörte. Ich würde es glauben, auch wenn Sie mir versicherten, daß sein Verlöbnis mit Ellen aus freier Neigung geschlossen sei. Die Heirat mit ihr, Herr Baron, liegt

in Ihren Wünschen, und wie Sie sagen, in denjenigen der teuren Verstorbenen. Dies allein genügt mir, aus dem Wege Ihres Sohnes zu treten, wie er aus dem meinen schon geschwunden ist. Sie haben von mir nicht zu fürchten, daß ich hindernd in Ihre Pläne greife."

Ihre Stimme hatte sich bei ihren letzten Worten erhoben, ihre ganze Gestalt sich emporgerichtet, ihre Augen blitzten. Der Baron blickte sie staunend an. Welch ein Weib, welch ein Charakter enthüllte sich ihm ungeahnt hier bei der verachteten Arbeiterin, die er bisher auf alle Weise herabzusetzen und zu unterdrücken gestrebt hatte. Eine Rose im Schneegefild, bestimmt zu welken, zu vergehen in der Entbehrung Eiseshauche!

„Sie denken groß und edel, Nora," sagte er, „ich danke Ihnen dafür. Ich weiß, daß Sie auch Leos nicht im Grolle sich erinnern werden, weil er Ihnen nicht halten konnte, was er versprach."

„Ich werde Leos nie anders, als mit tiefstem Danke mich erinnern für das kurze Glück, das er mir gab, und das dennoch groß genug war, mein ganzes Leben zu erhellen. Ich werde stets überzeugt sein, daß es nicht in seinem Willen lag, mir sein Wort zu brechen und ich werde erst dann elend sein, wenn mir der Glaube daran zerstört würde."

Herr von Rochus fühlte sich wider seinen Willen bewegt. Es war unerträglich. Er hatte diesen Gang mit der Absicht angetreten, das Mädchen zu verwunden, zu beleidigen und er mußte es an sich erfahren, daß seine Achtung für sie mit jeder Minute stieg.

„Mein Kind," sagte er nach einer Pause, „Sie sind bereit, in selbstlosester Weise zurückzutreten, und ich möchte dies nur unter einer Bedingung zugeben: der nämlich, daß Sie mir gestatten, für Ihre Zukunft in anderer Weise zu sorgen."

Nora machte eine ablehnende Bewegung. „Ich hoffe nicht, daß Sie es für nötig halten, sich meine Erklärung in solcher Weise sicher stellen zu lassen," sprach sie kalt.

„Es liegt mir fern, Sie beleidigen zu wollen," die Worte des Barons waren in diesem Augenblicke völlig aufrichtig gemeint, „aber ich habe die Verpflichtung gegen Sie, Ihren Weg zu ebnen, der, wie ich durch Leo mit Bedauern hörte, ein mühsamer und schwieriger ist. Sie bringen mir und meinen Wünschen, Sie bringen Ellens Glück ein großes Opfer — wollen Sie denn nicht wenigstens von mir eine Erleichterung der materiellen Sorge annehmen, die Sie drückt? Und ist es nicht für Sie, so doch für Ihre Angehörigen?"

„Uns geht es nicht so schlecht, Herr Baron, um Unterstützungen von Fremden annehmen zu müssen. Wir alle arbeiten und wir besitzen die Kräfte, um es zu können. Meine Liebe für Ihren Sohn würde ich mir niemals abkaufen lassen."

Herr von Rochus griff nach seinem Hute. „Sie sind ein stolzes Mädchen und das weiß ich zu schätzen. Ich werde es Ihnen nie vergessen, was Sie heute für uns gethan, aber ich möchte mir die Gelegenheit wahren, es in irgend einer Art vergelten zu können."

Nora lächelte bitter. „Ich finde es natürlich, daß Sie erfreut sind, ein so unbequemes Hindernis der Verheiratung Ihres Sohnes ohne Mühe hinweggeräumt zu sehen. Eine Schwiegertochter, wie ich, wäre wohl auch einem anderen Hause nicht willkommen gewesen, ich sehe das ein — der Gegenleistung für meine Entsagung bedarf es nicht."

Sie öffnete die Thür nach dem Laden. Herr von Rochus sah, daß sie die Unterredung zu enden wünschte. Er bot ihr die Hand.

„Lassen Sie uns nicht als Feinde scheiden, Nora," sagte er, das Mädchen mit Teilnahme anblickend.

„Sie sind Leos Vater; dies ist mir genügend, um keinen Haß gegen Sie in mir aufkommen zu lassen."

Baron Rochus schritt in tiefen Gedanken den Weg zu seinem Hause zurück. Ein herrliches Geschöpf! So ging es wieder und wieder durch seine Seele, wenn er des Mädchens gedachte, das er soeben verlassen. Wie hatte sie vor ihm gestanden, groß, vornehm, ohne kleinliche Furcht, noch Scheu — in dem Bewußtsein ihres Rechtes, das eine tiefe Liebe jedem Weibe an den geliebten Mann verleiht.

Und dieses Rechtes hatte sie sich begeben, fragelos und ohne Vorwurf, noch Klage, als sie hörte, daß Leo durch seine Pflicht an eine andere gefesselt sei. So unendlich war ihr Vertrauen in ihn, der sie verließ, gewesen, daß sich nicht einmal der berechtigte Zorn des betrogenen Weibes in ihr erhoben. Sie hatte unter der Zertrümmerung ihrer Hoffnungen noch fest daran zu glauben vermocht, daß er keine Schuld an dem Weh trug, das man ihr zufügte.

Seltsam, wie sich dieses Mädchens Wesen und Charakter, trotz der Ungunst der umgebenden Verhältnisse, entwickelt hatte! Auf der Höhe des Lebens wäre sie ausersehen gewesen, eine Zierde ihres Geschlechtes zu bilden, doch das Geschick hatte sie dazu bestimmt, in der Tiefe zu verkümmern. Menschen wie sie, die sich nicht entschließen können, ihren Stolz der Selbstsucht zum Opfer zu bringen, kommen niemals vorwärts in einer Welt, in der heute wie vor tausend Jahren der grellste Egoismus herrscht und nur der etwas erreicht, der rücksichtslos den anderen beiseite stoßen kann, um zu seinem Ziele zu gelangen, oder demütig um die Gunst derer zu betteln vermag, die Macht und Mittel in den Händen haben.

Nora aber war eine jener Naturen, die nur dort zu danken sich herbeilassen, wo die Gabe der Ausfluß großherziger Güte ist, und der Geber sie nicht wie ein auferlegtes Opfer spürt. Doch wie viele giebt es, die auf solche Art dem in Entbehrung Versinkenden den Erdenkampf erleichtern?

So hatte Helene Walldorf dennoch recht gehabt, als sie mit klarem Auge schon damals in dem Kinde aus dem Volke die Eigenschaften entdeckte, die es würdig machten, einen Platz in ihrem Hause und an ihrem Herzen einzunehmen.

Was war ihre eigene Tochter, was war dieses beständig lachende, kindische Wesen, das davonlief, sobald jemand von ernsten Dingen sprach, gegen diese königliche Erscheinung in dem schmucklosen Kleide, dem ärmlichen Zimmer, an welches beides

man nicht mehr gedachte, wenn man sie sah, sie hörte?

Wenn beide Mädchen den gleichen Kreisen entstammt wären, Ernst von Rochus würde keinen Augenblick im Zweifel gewesen sein, welcher von ihnen er den Vorzug gäbe. Aber freilich als Frau seines Sohnes war Nora undenkbar.

Freifrau von Rochus, geborene Möller! Es klang an sich schon nicht gut für das Ohr des Aristokraten, auch wenn die pekuniäre Lage seines Vaters dem jungen Offizier eine Neigungsheirat gestattet hätte.

Wie Leo es ertragen mochte? Er war seines Sohnes durchaus noch nicht sicher, und jetzt, nachdem er selbst von Nora einen so starken Eindruck empfangen hatte, wußte er auch, wie groß die Gefahr dieser unglücklichen Neigung für Leo war. Er kannte ihn als ebenso starrsinnig wie leidenschaftlich — würde es Ellen gelingen, ihn von dieser bitteren Enttäuschung zu heilen?

Er zweifelte daran, sowie er an dem künftigen Eheglücke seines Sohnes zu zweifeln begann, aber die Verbindung mit der Jugendgespielin war für ihn eine Notwendigkeit, und mehr noch — sie mußte so schnell als möglich in das Werk gesetzt werden, sollte sie nicht noch im letzten Augenblicke durch einen unvorhergesehenen Umstand scheitern.

Achtzehntes Kapitel.

Leo war in seiner neuen Garnison angelangt, einem schmutzigen, kleinen Städtchen mit engen finsteren Gassen, einem Marktplatze, auf welchem die Gänse spazieren gingen und die Menschen neugierig an die Fenster stürzten, sobald sich ein ungewöhnliches Geräusch draußen vernehmen ließ.

Ein neues Mitglied der nicht zahlreichen Garnison mußte natürlich die Aufmerksamkeit der gesamten Einwohnerschaft herausfordern, besonders des weiblichen Teiles, der es nicht unterließ, alle Schritte des Ankömmlings auszuspähen.

Auf dem erwähnten Marktplatze hatte Leo seine Wohnung erhalten, unbequem, finster, schlecht, wie alles hier zu sein schien. Zweimal in der Woche wurde auf dem Platze drunten Viehmarkt abgehalten, und am Sonntag spielte die Regimentskapelle, ein Ereignis, das zu den beliebtesten Vergnügungen der Bürgerschaft gehörte, denn nach Leos Schätzung mußte so ziemlich alles dabei vertreten sein, was die Stadt an heiratsfähigen Damen aufzuweisen hatte, und daß die Fenster ringsumher mit weiblichen Köpfen besetzt waren, verstand sich von selbst. Seine Kameraden hatten vollauf zu thun, überall hin zu grüßen. Es war, als ob sich hier alles und jedes kannte.

Leo fand dies lächerlich. Er besaß in der Stimmung, die ihn beherrschte, nicht das geringste Interesse für die Bewohner dieses Krähwinkels und ärgerte sich, daß man ihm eine besondere Beachtung schenkte. Ihm gegenüber war das Rathaus. Dort saß die semmelblonde Tochter des Bürgermeisters fortwährend am Fenster und stickte irgend etwas oder gab vor, es zu thun, denn er bemerkte bald, daß sie ihre Augen weit mehr auf seine Fenster, als auf ihre Arbeit richtete.

Schon drei Tage später teilte ihm einer der Offiziere mit, daß er an seiner Nachbarin eine Eroberung gemacht habe, und daß man im Hause des Bürgermeisters mit Sehnsucht auf seinen Besuch warte, um ihn zu Tische einladen zu können.

Leo war wütend, nannte das blonde Ratstöchterlein ein zudringliches Frauenzimmer und befahl seinem Burschen, ihm doppelte Vorhänge an seine Fenster zu befestigen, um der ferneren Beobachtung seines Gegenübers zu entgehen.

Besuche machte er nicht, weder bei dem Bürgermeister, noch bei den sonstigen Honoratioren der Stadt. Er empfand die allgemeine Aufmerksamkeit, die man ihm schenkte, als eine Plage und verkannte auch das harmlose Wohlwollen, welches in engen Verhältnissen für den Fremden sich leichter Bahn bricht, als in dem Getriebe einer großen Stadt.

Doch bei alledem konnte er es nicht hindern, daß man sich mit ihm beschäftigte, daß die Mädchen und Frauen sich heimlich zuwinkten, wenn seine elegante Erscheinung sich zeigte, daß man ihn schön, interessant, nur leider unzugänglich fand, und daß man den Grund zu letzterem mit Eifer und Beharrlichkeit herauszuspionieren suchte.

Der weibliche Scharfsinn riet zunächst auf unglückliche Liebe. Das machte ihn noch interessanter, und wie gerne hätten alle ihn getröstet, wenn er nur gewollt hätte. Die Tochter des Postmeisters erhielt im Freundeskreise den geheimen Auftrag, sich die Briefe anzusehen, die an ihn eingingen.

Sie kam dem Ersuchen bereitwillig, wiewohl ziemlich erfolglos, nach. Leo empfing nur wenig Briefe und darunter nicht einen von Damenhand. Er korrespondierte auch mit Ellen nicht sehr lebhaft. Die Tante hatte sich dagegen ausgesprochen, und er hatte ihr ja auch eigentlich nichts zu sagen.

Er erwartete von seinem Vater den Befehl, sich zu seinem Verlobungsfeste einzufinden, wie er die Verurteilung zu einer Strafe erwartet haben würde, von der er wußte, daß er sie auf sich nehmen müsse, weil — nun, weil es nicht anders ging.

Zuweilen dachte er daran, an Nora zu schreiben, zuweilen auch daran, auf einen einzigen Tag nach der Residenz zu eilen, sie zu sehen, aber, ach, was konnte er ihr auf ihr geduldiges Harren und Hoffen mitteilen, als was sie mit der Wucht des ungeahnten Schmerzes zu Boden schmettern mußte? Und dann wieder quälte ihn die Vorstellung, daß sie sich von ihm verraten und verlassen wähnen müsse, und es war ihm, als ob von allem, was ihm auferlegt worden, dies am schwersten zu tragen sei.

Treulos erscheinen vor diesen reinen Augen, die so oft in schrankenloser Anbetung zu ihm emporgeblickt! Jene tiefe Achtung und Bewunderung einbüßen, die ihn so hoch über alle anderen gestellt, und sich sagen zu müssen, daß er es verdient, wenn sie sich fortan mit Abscheu von ihm wandte, der sie aufgeben konnte, weil die Heirat mit Ellen ihm größere Vorteile und ein bequemeres Leben verhieß!

Er fühlte, daß er zu ihr müsse, sie anflehen, ihm zu verzeihen; die Sehnsucht nach ihr gestaltete sich ihm zu einer Krankheit der Seele, von der er meinte, nur durch die Berührung ihrer Hand genesen zu können.

Was er gefürchtet, er begrüßte es endlich mit einem Seufzer der Erleichterung — das Telegramm seines Vaters, das ihn aufforderte, nach Hause zu kommen, um seine öffentliche Verlobung mit Ellen durch ein größeres Fest im Kreise seiner neuen Verwandten zu begehen. So führte ihn das aufgezwungene Schicksal selbst dorthin zurück, wo jeder Gedanke seines Herzens weilte, und er mußte Mittel und Wege finden, zu der Geliebten zu gelangen.

* * *

Gräfin Sernsheim war mit ihrer Nichte nach der Stadt zurückgekehrt. Novemberstürme brausten um die Villa in Helenenhof und machten den Aufenthalt dort unbehaglich. Die Feier der Verlobung ließ sich außerdem in der Residenz mit größerem Pompe in Scene setzen; die beiden Damen hatten darin einen völlig übereinstimmenden Geschmack.

„Es ist aber doch recht schade, daß Leo nach dem garstigen Radeberg versetzt ist," klagte Ellen, „warum denn das gerade jetzt? Ich sehe ihn dann den ganzen Winter nicht."

Die Tante lächelte sauersüß. „Das ging wohl nicht gut anders," meinte sie, „vielleicht dient es zu seinem besseren Avancement."

„Wenn wir nun heiraten, soll ich auch in die kleine Stadt?" fragte Ellen bedenklich.

„Du wirst es doch wohl müssen, wie es alle Frauen in solchem Falle thun."

„Onkel Rochus," wandte sich das junge Mädchen an den Baron, der zum Thee bei den Damen erschienen war, „kann Leo nicht wieder herversetzt werden?"

„Das geht nicht so schnell, meine Kleine," antwortete der Baron, „darüber haben seine Vorgesetzten zu bestimmen."

„O, ich bitte den Prinzen Heinrich; der wird es schon für mich thun," rief Ellen in der Gewißheit, daß ihre Wünsche noch nie auf Widerstand gestoßen seien. „Nach Radeberg mag ich nicht."

Die Gräfin und der Baron schwiegen; weder die eine noch der andere waren geneigt, diesmal Ellens Verlangen zu unterstützen.

„Es muß ja auch schrecklich langweilig dort sein," fuhr die kleine Braut fort, „kein Theater, keine Bälle, keine Korsos. Was thut man denn da den ganzen Tag?"

„Man lebt für seinen Gatten," sagte Herr von Rochus trocken, „und sucht ihm das Haus so angenehm als möglich zu machen."

„Nun, ich denke, lieber Baron," fiel die Gräfin ein, „so ganz unrecht hat das Kind nicht. In solcher Jugend pflegt man Ansprüche an das Leben zu stellen, die vollständig berechtigt sind. Ich bedaure es auch, daß Ellen sich in diesem erbärmlichen Neste vergraben soll."

Herr von Rochus zuckte die Achseln. „Ich wüßte aber nicht, wie das zu ändern wäre."

„Leo kann ja seinen Abschied nehmen," rief Ellen. „Dann ziehen wir nach Helenenhof."

„Ich glaube kaum, daß Leo dazu geneigt sein würde," meinte sein Vater. „Er hängt mit Leib und Seele an seinem Beruf."

„Er könnte es doch mir zuliebe thun," beharrte Ellen, ein Mäulchen ziehend.

„Die Männer sind heutzutage gewohnt, daß die Frau ihnen die größeren Opfer bringt," sprach die Tante kühl. „Dein Herr Bräutigam wird keine Ausnahme machen."

„Und wenn Du ihn liebst," fügte der Baron hinzu, „wird Dir dies auch nicht zu schwer fallen. Es giebt härtere Dinge, als nach Radeberg zu gehen."

„Ja, ich habe ihn furchtbar lieb," versicherte Ellen, das Medaillon öffnend, welches ihres Verlobten Bild enthielt und letzteres zärtlich betrachtend.

„Wenn er es nur anerkennt," sagte die Tante orakelartig, „wenn er Deine Liebe in gleich vollem Maße erwidert!"

„Ach, das versteht sich von selbst," lachte Ellen, „daß ich ihm das Liebste auf Erden bin. Was hast Du nur, Tantchen, um daran zu zweifeln?"

„Du kennst die Männer eben nicht, Kind."

„O, aber Leo kenne ich ganz genau. Der wird der beste Ehemann von der Welt und gewiß immer sehr lieb und artig sein, mir auch alles zu Gefallen thun. Zuerst soll er sich von Radeberg wieder wegversetzen lassen oder mit mir nach Helenenhof ziehen."

Der naive Egoismus, der in Ellens Auffassung ihrer Liebe lag, erschien weder ihrer Tante, noch ihrem Vormunde befremdlich. Vom Glück getragene Wesen pflegen nicht anders zu sein, und sie liefern jene verwöhnten und eigensinnigen Frauen, deren mangelnde Selbstverleugnung so gerne in das große Schuldbuch der Nervosität geschrieben wird.

Seltsam, daß durch ihre Worte in des Barons Ohr eine tiefe, klare Stimme erklang, die vor geringer Zeit die Worte gesprochen: „Ich fühle, daß mir sein Herz gehört, aber ich würde jedes Opfer zu groß finden, das er mir bringen wollte."

Einige Freundinnen Ellens wurden gemeldet. „Die kann ich gleich zu meiner Verlobung einladen," jubelte sie, in das andere Zimmer eilend, wo sich sofort ein lebhaftes Durcheinander von fröhlichen Stimmen erhob.

Der Baron und die Gräfin waren allein geblieben. Letztere stärkte sich durch den Gebrauch ihres Flacons zu der nun folgenden Unterredung, über deren Gegenstand Herr von Rochus sich keinen Augenblick unklar sein konnte.

„Es ist mir lieb, daß diese Unterbrechung kam," hauchte die Gräfin, „mir lag es wie ein Stein auf dem Herzen, Sie zu fragen, lieber Freund, ob ich denn wirklich ohne quälende Sorge mein süßes Kind Ihrem Sohne übergeben kann, ob er seines Glückes wahrhaft würdig ist?"

„Wenn Sie daran zweifeln, Gräfin, ist es ja noch immer Zeit, die Verlobung aufzuheben, die erst übermorgen eine öffentliche werden soll. Es liegt mir

fern, meinen Sohn herausloben zu wollen, auch bin ich keineswegs ein verblendeter Vater. Aber unter Leos Vorgesetzten hat es noch keinen gegeben, der ihm nicht das glänzendste Zeugnis ausstellte, der ihn nicht pflichttreu, ritterlich und ehrenhaft nannte."

„O, wie gerne glaube ich das; auch ich schätze ihn ja so sehr, aber jene Affaire damals, Sie werden wissen, was ich meine. Kann ich mich denn darauf verlassen, daß sie in der That völlig beendet ist? Daß meiner Ellen dadurch nicht noch Unannehmlichkeiten erwachsen könnten?"

„Ich glaube dafür bürgen zu können, daß dies nicht der Fall sein wird, denn was in meinen Kräften stand, ist geschehen, die an sich unbedeutende Sache abzuschneiden."

„Unbedeutend?" wiederholte die Gräfin, und ihre sonst matten, grauen Augen begannen grünlich zu schillern, „ich habe anderes darüber gehört."

„Und was, wenn ich fragen darf?"

„In der Straße, wo sie wohnt, gilt sie, deren Namen ich lieber nicht aussprechen will, für die Maitresse des Herrn Lieutenant."

„Das werde ich niemals für wahr halten."

„So! Warum denn nicht?"

„Sie macht nicht den Eindruck einer Gefallenen," sagte der Baron bestimmt.

„Auf Eindrücke gebe ich nichts," erklärte die Gräfin eigensinnig, „ich erzähle Ihnen nur, was ich über die Person gehört habe."

„Wenn sich Frau Gräfin doch die Mühe dieser Erkundigungen gespart hätten! Auf böswilliges Nachbargeklätsch gebe ich nichts."

„Ich war dies meiner Ellen schuldig, Genaueres über die Angelegenheit zu erfahren."

„Und haben Frau Gräfin die Absicht, ihr das Resultat dieser Erkundigungen mitzuteilen?"

Die Dame verdrehte die Augen gen Himmel.

„Ach, das gerade ist ja meine schmerzliche Sorge," seufzte sie, wie mit ihrem letzten Atemzuge. „Wenn nur das Kind nichts von der unglückseligen Geschichte erfährt! Sie hörten vorhin, wie sie Leo liebt, es wäre Tempelschändung, ihr den Glauben an ihn zu nehmen, und ihr armes, kleines Herz würde darüber brechen. Es ist mein Streben gewesen, seit ich sie bei mir hatte, ihr jedes Leid fern zu halten. Ich zittere vor dem Momente, wo sie davon Kunde erhält."

„Das Weib ist fähig, einen mit ihrer Sentimentalität umzubringen," dachte der Baron, „welch gänzlich nutzloses Gewäsch über diese abgethane Sache!"

„So raten Sie mir doch," klagte die zärtliche Tante, als sie keine Antwort erhielt.

„Ich kann Frau Gräfin wirklich keinen andern Rat erteilen, als sich der überflüssigen Sorgen zu entschlagen," erwiderte Herr von Rochus. „Ellen wird kaum je etwas von Leos jugendlicher Übereilung erfahren und wenn es dennoch geschieht, wird ihre Liebe ihm verzeihen. Ich habe meinen Sohn sofort versetzen lassen, als ich von Helenenhof zurückkam, ihn mit Ernst und Strenge an seine Pflichten gemahnt. Ich hoffe, daß er sich diese Vorstellungen zu Herzen genommen hat und sehe nicht ein, woher eine Gefahr für das künftige Glück des jungen Paares kommen sollte."

Er sprach in festem und entschiedenem Tone, ohne jedoch von der Wahrheit seiner Worte völlig durchdrungen zu sein. Dieser zähen und mißtrauischen Frau gegenüber war es freilich notwendig, mit einer Sicherheit aufzutreten, die durch die Thatsachen nicht ganz gerechtfertigt war. Aber selbst, wenn die Gräfin, wie es den Anschein hatte, sich der Partie widersetzte, stand ihm noch Ellens Neigung für Leo und sein Recht als Vormund des Mädchens bei. Seine Hauptsorge war zunächst Leos Benehmen. Wenn er nur vernünftig blieb! Seine Briefe verhießen nichts Tröstliches. Er fühlte sich unbehaglich in der neuen Garnison und wollte wieder fort. Der Baron nahm sich vor, ihm nochmals auf das dringlichste die Notwendigkeit seiner Heirat mit Ellen vorzustellen und alles in Bewegung zu setzen, um ihn zu verhindern, mit Nora wieder in Beziehung zu treten.

Er hatte jedoch ohne die Sehnsucht des Liebenden gerechnet, der entschlossen war, sich eine Erklärung mit der Geliebten zu verschaffen und daher heimlich schon einen Tag vor dem festgesetzten Zeitpunkte eingetroffen war.

Nora empfing durch einen fremden Boten die flehentliche Aufforderung Leos, sich an dem Abende des nämlichen Tages an einer näher bezeichneten Stelle des Stadtparkes einzufinden, und sie war nach einigem Schwanken bereit gewesen, der Bitte nachzukommen. Er sollte nicht denken, daß sie die bittere Enttäuschung ihm nicht verzeihe, die er ihr ohne seine Absicht zugefügt, er sollte einmal noch von ihr hören, daß sie das karge Glück, welches er ihr gegeben, als ihres Lebens höchste Seligkeit bis an ihre Todesstunde hüten wolle.

Es war ein kalter, trüber Novemberabend. Der Wind strich durch die Kronen der entlaubten Bäume und trieb die letzten gelben Blätter zusammen. Sie raschelten unter den leichten Tritten des Mädchens, das eilig seinem Ziele entgegenging und es blickte sich dann bei dem Geräusche zuweilen um, ob ihm jemand folge.

Nein, sie täuschte sich. Es war niemand weit und breit zu entdecken, nur das Ächzen der Bäume unter der Berührung des klagenden Windes, nur das Klopfen ihres eigenen Herzens wurde hörbar in der toten Einsamkeit, die sie umgab. Sie blieb aufatmend einige Male stehen. Es war kein Glücksgefühl, das sie bei diesem Gange beherrschte. Sie wußte, daß diesem letzten Sehen nun jene lange Nacht der Trennung folgen werde, die kein Stern der Hoffnung mehr erhellte. Die sterbende Natur schien ihr das Bild der eigenen Seele widerzuspiegeln, die starr und kalt zu werden drohte, da man ihr das Leben ihrer Liebe nahm.

Da war der Schwanenteich schon, an welchem Leo sie treffen wollte, dort die Steinfigur der Flora, von der sich jetzt eine hohe, dunkle Gestalt ablöste und rasch auf sie zutrat.

„Nora!"

Er stieß den Namen bebend hervor, seine Hände erfaßten die ihren mit schmerzendem Drucke.

Sie zog sie langsam aus den seinen. „Sie wünschten mich noch einmal zu sprechen, Herr von Rochus,“ sagte sie.

„Ja, ich mußte es,“ sprach er gepreßt, „ich mußte Dir sagen, daß ich Dich betrogen, daß ich das Wort nicht halten kann, welches ich Dir gegeben und daß ich Deine Verachtung verdiene, weil ich so handelte.“

„Es war nicht Ihre Schuld,“ entgegnete sie sanft. „Sie hätten es gethan, wenn man es Ihnen erlaubte.“

„Woher weißt Du das?“

„Ihr Vater war bei mir und sagte mir, daß Sie schon seit einem Jahre mit Ellen verlobt seien.“

Er hatte ihren Arm in den seinen gelegt und führte sie den Baumgang an dem Teiche entlang, dessen schwarze Wasserfläche unbeweglich, wie ein offenes Grab, sich vor ihnen dehnte.

„Ich will mich nicht rechtfertigen, Geliebte,“ sprach er mit bedeckter Stimme, „ich vermag es ja nicht. Man hat seit lange über meine Hand bestimmt und ich fand mich darein, weil ich Dich damals noch nicht wiedergesehen. Ich dachte es mir auch leichter, als es sich thatsächlich erweisen sollte, das von unseren Eltern beschlossene Verlöbnis zu lösen. — Dergleichen kommt ja häufig vor und Ellens Neigung hielt ich nicht für tief genug, um einen wirklichen Schmerz in ihr aufkommen zu lassen. Ich hoffte frei zu werden, um Dir zu gehören, und alle anderen Hindernisse glaubte ich überwinden zu können, auch den Widerstand meines Vaters, der nur auf einem veralteten Vorurteil basierte.“

„Ich gab mich darüber nie einer vollkommenen Täuschung hin,“ erwiderte Nora, als er eine Pause machte. „Ihr Vater hätte eine Krämerstochter wohl niemals als Gattin seines Sohnes anerkannt.“

„Es werden viele Krämerstöchter, deren Eltern kleiner angefangen haben, als Deine Mutter, von Aristokraten geheiratet; nur ist dann der einzige Unterschied zwischen Euch, daß sie über ein großes Vermögen zu gebieten haben.“

„Ich meinte Ihren Vater zu verstehen, daß er fürchtete, Ellen unglücklich zu machen, wenn er ihre Verlobung mit Ihnen aufhöbe.“

„Nein, Nora, es giebt einen anderen Grund, zwingender als jenen, und diesen Dir zu gestehen, wird mir schwer.“

Sie gingen schweigend unter den entblätterten Bäumen weiter. Das tote Herbstlaub knirschte wie zuvor unter ihren Schritten und jagende Wolken löschten das Licht aufgehender Sterne.

„Nenne mich nicht ‚Sie‘ in dieser Stunde,“ flüsterte er sich tief zu ihr herabneigend, „denke nur daran, daß ich noch für Dich bin, was ich die kurze Sommerszeit hindurch gewesen.“

„Du wirst es für mich bleiben, trotz alle- und alledem. Ich war allein und wußte nichts vom Glücke. Du warst es, der es mich lehrte.“

Er küßte sie mehrmals durch den Schleier hindurch und streifte endlich ungeduldig das dünne Gewebe zurück, um ihr Antlitz frei zu haben.

„Lasse uns von dem sprechen, was Dich so bedrückt,“ mahnte sie leise, „ist es denn notwendig, daß ich es erfahre, wenn Du davor scheust, es zu gestehen?“

„Ja, es ist notwendig, Geliebte, obgleich ich damit pietätlos gegen meinen Vater handle, auf den ein Teil meiner Schuld gegen Dich fällt. Er hat Dir nur die halbe Wahrheit gesagt, als er Dir als Grund für unsere Trennung Ellens Schmerz angab. Es giebt einen anderen, unerbittlicher, als diesen und er ist mit zwei Worten zu bezeichnen. Das Haus Rochus steht vor dem Bankerott, Nora, und nur eine reiche Heirat meinerseits rettet uns vor der Blamage, dies der Welt bekannt zu machen. Da hast Du das ganze Elend, unter welchem ich zu leiden habe.“

Sie schmiegte ihr Haupt an seine Schulter. „Armer, armer Leo!“

„Ja, doppelt arm, weil ich dadurch auch Dich verloren habe. O, die Gründe sind so klar und einfach, die es zwei Menschen, die sich lieben, unmöglich machen, sich zu heiraten. Nur schade, daß sie den zumeist Beteiligten so schwer einleuchten! Wen soll ich anklagen, Nora, daß ich, auch wenn ich frei würde, nicht einmal die Mittel habe, Dir und mir ein Heim zu schaffen? Meinen Vater, der sich darauf verließ, daß das Walldorfsche Vermögen ja doch endlich an uns fiele, und der darum mich mit Ansprüchen erzog, zu welchen unsere eigenen Verhältnisse mich nie berechtigt hätten? Er behauptete, es gut mit mir gemeint zu haben, indem er mir keine Schranken auferlegte, und er wird niemals zu der Erkenntnis kommen, daß er mich damit um meines Lebens bestes Teil gebracht hat. Oder soll ich die verkehrte Erziehung verwünschen, die mich kaum noch fähig macht, einen anderen Beruf zu wählen, als den, zu welchem ich seit meinen Kinderjahren vorbereitet worden, mich nichts weiter lernen ließ, als was zu diesem Berufe gehörte, der mir jetzt wie eine glänzende Sklavenkette erscheint, weil er mir die Freiheit des Handelns raubt? Mich hat der Zwiespalt dieser letzten Wochen krank und irr gemacht, aber er war es nicht allein. Es war der Gedanke an Dich, und daß ich vor Dir fortan als ein Ehrloser stände, wenn ich Dir nicht sagen konnte, warum ich Dich verlassen.“

„Ich hätte an Dich zu glauben nicht aufgehört, auch wenn ich nie die Gründe erfahren, die Du mir soeben mitgeteilt. Es wäre mir gleichgültig geblieben wenn man Dich beschuldigt hätte, mich wissentlich getäuscht zu haben. Mehr als alle Worte, die mich überzeugen wollten, würde ich dem eigenen Herzen vertraut haben, und das sagte mir, daß ich Dir eine kurze Zeit das Teuerste auf der Welt gewesen sei.“

„Immer, immer,“ murmelte er, sie fest an sich drückend. „O, vergieb mir, was ich Dir angethan.“

„Du kannst nicht anders; Du erfüllst nur Deine Pflicht.“

„Und lasse Dich in jener Entbehrung zurück, die Dein Leben aufreibt und Deine Jugend verzehrt.“

„Denke nicht an mich; es wäre Vermessenheit gewesen, wenn sich meine Träume je bis zu dem Lose verloren hätten, das Du mir bereiten wolltest.

Sollen meine Klagen Dir Dein Opfer noch härter machen? Es ist mir genug, daß Du mich liebtest; ich werde noch in meiner Todesstunde Dir für das Glück danken, das ich durch Dich empfing."

Er hatte sie an den Rand des Wassers gezogen. „Es giebt Menschen, die miteinander sterben, wenn man es ihnen verweigerte, miteinander zu leben," sprach er. „Hast Du den Mut, mit mir zu gehen? Ein Sprung hier hinab, und wir sind frei."

Sie legte die Arme um seinen Hals. „Ich hätte den Mut, mein Leo, aber ich darf diesen Entschluß nicht in Dir bestärken. Hast Du mir nicht eben erst gesagt, daß Du Deinem Vater in gleichem Maße das Opfer jener Heirat bringst? — Und ruht seine Hoffnung auf Rettung allein in Dir, wirst Du ihn nicht einer schimpflichen Lage preisgeben wollen, um Dich Deiner eigenen Not zu entziehen."

„Er hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er seine augenblickliche Lage der Welt offenbaren müßte. Sind denn wir Kinder dazu da, für die Schuld unserer Eltern zu büßen?"

„Nein, aber wir sind nicht ermächtigt, über unsere Eltern zu richten," erinnerte sie mild, „ich auch muß vieles mißbilligen, was ich von meiner Mutter sehe und höre, und doch weiß ich, daß ich ihr als Tochter Gehorsam schuldig bin. Dein Vater hat Dich mehr geliebt, als meine Mutter mich je liebte."

„Du verteidigst ihn, dessen Härte es war, die Dich in Deine frühere Armut zurückstieß."

„Er konnte für das Unglück nicht, das mich mit dem Tode meiner Pflegemutter traf."

„Nein, aber er konnte Deine Zukunft sicherstellen, er konnte dafür sorgen, daß Du in Kreisen bliebst, zu welchen Deine Erziehung durch Tante Helene Dich vollkommen berechtigte. Er lehnte es ab, für Dich etwas zu thun, und das ist es, was ich ihm nicht zu verzeihen vermag."

Nora erwiderte nichts. Sie hatte mit tiefer Bitterkeit so oft das nämliche empfunden, aber sie wollte Leos erregte Stimmung nicht noch steigern, indem sie ihn an ihr eigenes Schicksal mahnte. Sie vermied es auch, in dieser Stunde der Verdächtigungen zu erwähnen, welchen sie um seinetwillen ausgesetzt war; sie wußte, daß ihm die Kenntnis davon den Kelch noch bitterer machen müsse, den man ihm aufgezwungen.

Der feuchte Nebel um sie her begann sich zu verdichten, der Mond warf durch die Wolken seinen fahlen Schein auf die dunkle Wasserfläche, über der phantastische Gestalten zu schweben schienen.

„Wir müssen umkehren," sagte Nora endlich.

„Noch nicht, noch nicht, Nora."

„Du gehörst Dir nicht mehr, Leo, dort in der Stadt wartet Deine Braut auf Dich."

„Es ist erst morgen der Tag dieser verhaßten Verlobung. Lasse mich nur heute noch vergessen, daß sie überhaupt stattfinden soll."

„Wohin soll es führen, Leo? Lasse uns standhaft sein."

„Wohin, Nora?" rief er leidenschaftlich. „Welche Antwort haben Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung auf diese Frage? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich Dich totküssen möchte, ehe ich jener anderen meine Hand reichen muß und am liebsten unter Deinem Kusse selbst sterben."

Er riß sie an sich, als wolle er seine Worte zur Wahrheit machen; Nora suchte erschreckt sich zu befreien.

„O, mein Einziger, schone mich," flüsterte sie, ihr Angesicht abwendend, das unter seinen Küssen zu erglühen begann. Sie fühlte, daß auch ihre starke Seele diesem Kampfe zu erliegen drohte, und daß sie beide verloren seien, wenn jetzt die fast übermenschliche Kraft sie verließ, welche sie in dieser Stunde aufrecht erhalten hatte.

Die Worte Noras riefen ihn zu sich zurück. Er ließ sie zögernd aus seinen Armen.

„Ja, wir müssen umkehren," sprach er mit klangloser Stimme.

Sie gingen durch den dunklen Park unter den sturmgepeitschten ächzenden Bäumen den Weg zur Stadt zurück. Leo hatte, wie zuvor, den Arm des Mädchens in den seinen gelegt und führte sie sorglich über die Unebenheiten der Straße.

Es wurde lange Zeit kein Wort zwischen ihnen gewechselt. Nora suchte zuweilen die Züge des Geliebten zu unterscheiden, doch umsonst. Die Lichter der Stadt tauchten in der Ferne auf, bald mußten sie sich trennen.

„Sehe ich Dich wieder?" fragte er.

„Nein, niemals."

Er wußte, daß er keine andere Antwort erhalten konnte. Sie aber hörte es, wie seine Zähne knirschend aufeinanderschlugen, sein Atem kurz und beschleunigt ging. An der Ecke der ersten Straße blieb sie stehen.

„Von hier aus muß ich allein weitergehen, Leo."

„Leb' wohl," sagte er kurz.

Sie bot ihm die Hand, er berührte sie kaum, sondern eilte hinweg.

Neunzehntes Kapitel.

Leo hatte, da er keine Wohnung mehr in der Residenz besaß, bei seinem Vater absteigen müssen, jedoch vorgegeben, erst einen halben Tag später anzukommen, als es der Fall gewesen war.

Herr von Rochus sah seinen Sohn bei dem Frühstück wieder, das beide am anderen Morgen gemeinschaftlich einnahmen, und Leo fühlte mit einigem Unbehagen des Vaters forschende Blicke mehr als einmal auf sich gerichtet.

„Du bist heute nacht um zwölf angekommen?" fragte der Baron.

„Nun, so war es ja bestimmt, Papa," erwiderte der junge Mann ausweichend.

„Spiele mir gefälligst keine Komödie vor; Du warst schon gestern nachmittag hier."

Leo nahm die Morgenzeitung vom Tische und begann zu lesen.

„Woraus schließest Du, daß ich hier war?“ warf er nachlässig hin.

„Ohlen und Rittberg, mit denen ich gestern abend im Klub war, haben Dich gesehen.“

Leo zuckte schweigend die Achseln.

„Ich kann mir den Grund denken,“ fuhr der Baron fort, „der Dich inkognito hertrieb, aber ich kann ihn nur im höchsten Grade mißbilligen.“

„Es ist unmöglich, Papa, stets das thun zu sollen, was zu billigen ist, am allerwenigsten in meiner Lage.“

„Das heißt mit anderen Worten, Du hast Nora gesehen?“

„Ich leugne das nicht.“

„Leo, ich finde es unverantwortlich, daß Du Deine Beziehungen zu dem Mädchen noch fortsetzest.“

„Und ich kann es nicht ertragen, daß sie mich für einen Ehrlosen hält.“

„Auf diesem Wege wirst Du es eher werden, als wenn Du sie nie mehr sähest. Sie war im Begriffe, sich in das Unvermeidliche zu finden, und sie hätte die Sache vielleicht schon überwunden.“

„Das glaube ich nicht. Sie ist in diesem Punkte nur tapferer als ich,“ entgegnete Leo. „Ich muß es Dir wiederholen, Papa, daß ich keinen anderen Gedanken habe, als sie zu besitzen.“

„Leo, es ist heute Dein Verlobungstag.“

„Leider! Er ist der unglücklichste meines Lebens.“

Der Baron erhob sich und schritt im Zimmer auf und nieder.

„Weißt Du einen Ausweg für Dich und mich, so sage ihn mir,“ sprach er.

„Ich weiß keinen.“

„So sei endlich verständig und mache Dir die Sache nicht noch schwerer, als es notwendig ist. Viele Menschen müssen, wie Du, entsagen und gehen darüber nicht zu Grunde.“

„Es handelt sich nicht allein um mich.“

„Nein, es handelt sich auch um Ellen Walldorf, Deine seit Jahren Dir bestimmte Braut,“ sagte Herr von Rochus fest. „Es handelt sich darum, ob Du in unbegreiflicher Verblendung und Leidenschaft um Deine ganze Zukunft spielen willst und sie Dir endlich völlig verscherzen. Gräfin Sernsheim hat längst Verdacht gegen Dich geschöpft, und nur ihre Affenliebe zu ihrer Nichte hindert sie, Ellen davon zu unterrichten, wie wenig treu Du ihr gewesen bist. Was verbietet ihr, die Verlobung dann rückgängig zu machen, von der so viel für uns abhängt?“

„Es wäre mir ganz recht, wenn es geschähe.“

„Aber mir nicht,“ rief der Baron. „Es war der Wunsch, das Ziel meines Lebens, diese Verbindung zu bewerkstelligen, und ich will nicht durch Deine wahnsinnige Liebelei darum betrogen werden. Ich will nicht vor der Welt blamiert dastehen, nicht wissend, wo ich meine alten Tage zubringen soll. Wenn Du es denn durchaus genau wissen willst, wie es mit uns steht, so frage unseren Bankier und lasse Dir sagen, bis zu welchem Termin ich ihm versprochen habe, die Vorschüsse zurückzuzahlen, die er mir gemacht hat. Noch vor Ostern mußt Du mit Ellen verheiratet sein.“

Leo maß seinen Vater mit einem langen Blicke, und der Baron glaubte mehr als Staunen und Trauer, er glaubte Geringschätzung darin zu lesen. Heftig auftretend wandte er sich zum Fenster, um diesem Blicke auszuweichen.

Der junge Offizier legte seine Zeitung fort und stand auf.

„Wann befiehlst Du, daß ich mich zu den Damen begebe?“ fragte er kalt.

„Um elf Uhr werden wir erwartet; abends ist größere Gesellschaft.“

„Gut, so werde ich gehen, mich zu meinem Verlobungsfeste anzukleiden.“

Ellen hatte bereits den ganzen Vormittag ungeduldig auf das Erscheinen Leos gewartet. Als er dann endlich kam, eilte sie ihm jubelnd entgegen und warf sich an seine Brust.

Leo küßte flüchtig ihre Stirn und ihre Hand und begrüßte dann mit innerem Widerstreben die Gräfin, deren Miene auch ihm deutlich verriet, daß ihr Wohlwollen für ihn nur ein äußerst geringes sei.

Sie überließ das Brautpaar für einige Minuten sich selbst, um mit dem Baron einiges Geschäftliche zu besprechen. Der Notar war soeben gekommen, der die Ehepakten aufsetzen sollte.

„Tante beschäftigt sich schon den ganzen Morgen damit, wie der Heiratskontrakt abgefaßt werden soll,“ erzählte Ellen fröhlich. „Ich habe ihr gesagt, daß ich ihn kurz und bündig in zwei Zeilen fassen wollte.“

„Und welche?“ fragte er, mehr um etwas zu sagen, als aus Interesse.

Sie legte schmeichelnd ihre Wange auf seine Hand. „Alles, was ich habe, gehört Dir,“ erwiderte sie, „und alles, was Du besitzest, mir.“

„Dann wärest Du aber im Nachteile gegen mich,“ sagte er bitter, „denn von uns beiden bist nur Du reich.“

Sie blickte ihn erstaunt an. „Bist Du es denn nicht auch?“

„Nein, Ellen, ich erfuhr es erst vor kurzem, daß ich gänzlich arm bin. Du machst in mir eine schlechte Partie und wirst es vielleicht noch bereuen, mich genommen zu haben.“

Sie drückte ihre runde, rosige Hand auf seinen Mund. „Ach, was Du da sprichst,“ lachte sie, „es ist mir gleich, ob Du reich bist. Ich habe genug für uns beide und schenke Dir das ganze Helenenhof. Ich werde es sofort der Tante sagen.“

„Lasse es, Ellen; das kann ich nicht annehmen.“

„Du sollst es aber annehmen,“ rief sie mit allerliebstem Schmollen. „Ich will nicht, daß Du arm bist.“

„Das ist aber nicht zu ändern.“

„Ich ändere es,“ behauptete das verzogene Kind des Reichtums und sie lief in das Nebenzimmer, ihren Vorsatz den dort Versammelten mitzuteilen.

Leo war ihr langsam gefolgt; er hörte noch, wie sie ausrief: „Tante, Leo soll Helenenhof haben. Der Herr Justizrat muß es gleich niederschreiben.“

„Ich ersuche Frau Gräfin,“ sprach Leo bestimmt, „diesem Wunsche Ellens nicht nachzugeben.“

„Nun, wünschen Sie es denn nicht auch?“ fragte die Gräfin lauernd.

„Durchaus nicht,“ antwortete er scharf.

Ellens Augen füllten sich mit Thränen. „Das ist recht häßlich von Dir, Leo,“ sagte sie, „ich hatte mich so gefreut und Du hast mich auch gar nicht lieb.“

Er fühlte es selbst, obgleich er die natürliche Güte ihres Herzens anerkannte, die aus diesem Entschlusse sprach. Die Tante hatte das junge Mädchen zu sich auf das Sofa gezogen.

„Mein großmütiges Kind,“ tröstete sie, „Deine liebevolle Absicht scheint mißverstanden zu werden; aber weinen darfst Du an Deinem Festtage nicht; das bringt Unglück.“

„Ich mißverstehe Ellens Großmut nicht,“ sagte Leo, „und erkenne ihre Güte an. Was mich Einspruch dagegen erheben läßt, ist einzig die Größe des zugedachten Geschenkes.“

Ellen hing schon wieder an seinem Arme und schaute zärtlich zu ihm empor.

„Mir ist nichts zu groß für Dich,“ schmeichelte sie, „nicht wahr, der gute Justizrat darf es aufsetzen? Bitte, bitte!“

Und sie reichte ihm, ohne sich durch die Gegenwart der anderen genieren zu lassen, die Lippen hin.

Jetzt war es die Tante, welche sich die Augen trocknete. „Giebt es etwas Rührenderes, als die Liebe dieses reinen, jungen Herzens zu sehen?“ seufzte sie. „Ach, mein teueres Kind, wenn es Dir nur stets anerkannt wird, wie Du es verdienst!“

Die Worte waren genügend, Leos weichere Stimmung sofort zu zerstören. Er wußte, welch ein Sinn sich dahinter barg. Mit einiger Überwindung hatte er Ellens Kuß erwidert, jetzt aber, als sie ihre Zärtlichkeiten fortsetzen wollte, schob er sie sanft von sich.

„Nicht vor den andern; es ist mir schrecklich,“ flüsterte er ihr zu.

Sie errötete ein wenig und wandte sich dann zu ihrem Vormunde.

„Onkel Rochus, es bleibt bei dem, was ich sagte,“ rief sie, „Du hast als mein Vormund Deine Meinung darüber abzugeben.“

„Ich kann es kaum, mein liebes Kind, da es zu Leos Vorteil ist,“ sprach Herr von Rochus, dem der Gesichtsausdruck der Tante nicht entging, „es sei denn, daß Du darauf bestehst.“

„Ja, ich will es haben,“ lachte sie, „komm, Leo; das ist abgemacht. Wir sind hier weiter nicht nötig und ich will Dir zeigen, welch eine Toilette ich heute abend Dir zu Ehren anlegen werde.“

Sie zog ihn mit sich fort und klingelte nach ihrem Kammermädchen, um das neue Kleid und die Blumen herbeibringen zu lassen, mit denen sie sich schmücken wollte. Seine verdüsterte Stimmung entging ihr vollständig. Sie war es gewöhnt, sich mit sich selbst zu beschäftigen und alles, was andere betraf, erst in zweiter Linie an sich herantreten zu lassen.

Ihre Liebe für den Verlobten machte darin keinen Unterschied. Sie war glücklich in dem Beisammensein mit ihm und setzte voraus, daß auch er es sei. Von allen Männern, die sie umworben hatten, gefiel er ihr am besten, aber trotz dieser Thatsache fand sie, daß auch er mit ihrer Hand einen hohen und unschätzbaren Vorzug vor vielen anderen erhielt und daß sie auf seine tiefste Dankbarkeit und Ergebenheit mit vollem Rechte zu zählen habe.

Das hatte ja die Tante ihr auch oft genug gesagt und hinzugefügt, daß Leo eine Gattin, wie sie, auf Händen tragen müsse, um seines Glückes wert zu sein. Mit dem letzteren war Ellen ganz einverstanden; anders dachte sie sich die Ehe gar nicht.

Die Sicherheit des Besitzes, das Vertrauen, welches sie in Leos Zuneigung setzte, machten sie unempfänglich für die zeitweiligen Unkenrufe, die ihre Tante in Bezug auf das Männergeschlecht im allgemeinen und auf Leo im besonderen, nicht immer zu unterdrücken vermochte. Was kümmerte es die strahlende Braut, wie die Männer, außer dem Geliebten, waren? Leo konnten jene Anspielungen unmöglich meinen. Der war in ihren Augen ein Ausbund aller Tugenden, und die Gräfin brach dann regelmäßig das Gespräch über diesen Gegenstand ab, küßte ihre Nichte und wünschte sich im stillen den Augenblick herbei, wo sie dem Verlobten derselben einmal gründlich ihre Ansicht über sein unverantwortliches Betragen eröffnen könnte. Vorläufig hielt sie die Rücksicht auf Ellens Gefühle davon ab. Eine Scene mit ihm konnte unabsehbare Folgen haben und sie betrachtete es ja als ihre Lebensaufgabe, ihrer geliebten Nichte alles Betrübende aus dem Wege zu räumen.

Leo wußte, daß er bei der Tante seiner Braut nicht in Gnaden stand und er haßte sie wegen ihres Benehmens gegen Nora. Es war ihm auch sehr wohl bekannt, daß sein Vater kein Freund der Gräfin war — welch eine widerwärtige Komödie sich doch unter dem Vorwande des Glückes in diesem Hause abspielte, in der ihm die Hauptrolle zuerteilt war! Er fürchtete schon an diesem ersten Tage sie nicht zu Ende spielen zu können, während er sich mit dem Aufgebote all seiner Selbstbeherrschung mühte, auf das Geplauder Ellens einzugehen, die Spielereien zu bewundern, die sie ihm zeigte, und sich von ihr ein Bild ihrer zukünftigen gemeinsamen Häuslichkeit entwerfen zu lassen.

Die harmlose Zärtlichkeit, mit welcher Ellen ihn überschüttete, war ihm besonders lästig. Er dachte daran, wie schwer er sich von Nora jede Liebkosung hatte erkämpfen müssen, wie sie in keuscher Scham vor seinem Kusse erzitterte, noch damals, als er ihr bereits seine Liebe eingestanden hatte. Ellen jedoch schien es als ein Recht anzusehen, beständig an seinem Arme zu hängen, mit ihren warmen unruhigen Händen sein Haar zu verwirren und jede Minute ihr Mäulchen ihm entgegenzuhalten, sobald die Tante nur den Rücken wendete.

Er atmete auf, als er nach Tische mit seinem Vater sich für einige Stunden entfernen konnte, um den Damen Zeit zu lassen, ihre Vorbereitungen für die Gesellschaft des Abends zu beenden.

„Nun, bist Du zufrieden?“ fragte Herr von Rochus unterwegs.

„Ich wüßte nicht womit,“ war die verstimmte Antwort.

„Ellen hat sehr großmütig an Dir gehandelt; das Gut Helenenhof ist eine wertvolle Besitzung.“

„Ich habe es nicht verlangt.“

„Du bist undankbar.“

„Nein, nur unglücklich,“ sagte Leo hart.

„Das ist Deine eigene Schuld. Ein anderer wäre an Deiner Stelle überselig.“

„Das kann jedem anderen auch leichter werden, als mir. Ich glaube, es ist begreiflich, warum.“

„Leo,“ sprach der Baron ernst, „gieb mir Dein Ehrenwort, von heute an jenes Mädchen nicht mehr zu sehen.“

„Ich vermag es nicht.“

„Es ist Deine Pflicht gegen Deine Braut.“

„Ich werde nie ein Ehrenwort geben, von dem ich nicht weiß, ob ich es halten kann. Übrigens sei außer Sorge, Nora hat mir erklärt, daß sie mich niemals wiedersehen würde. Sie kommt Deinen Wünschen zuvor.“

„Dann ist sie die bessere von Euch beiden.“

„Daran habe ich nie gezweifelt.“

Durch des Barons Geist flog ein rascher Gedanke. Vielleicht war es ratsam, das Mädchen ganz von hier zu entfernen, bis Leo mit Ellen verheiratet war. Der Brautstand machte seine häufige Anwesenheit in der Residenz wahrscheinlich und damit die Gefahr größer, eine Begegnung mit der Geliebten herbeizuführen. In dem Bekanntenkreise des Barons mußte sich eine Familie finden, die eine Hilfe im Haushalte brauchte. Gleich morgen wollte er die erforderlichen Schritte thun. Nora würde ohne viele Schwierigkeiten sich darein finden. Des Mädchens fester, selbstverleugnender Charakter bot ihm genügende Bürgschaft dafür.

(Fortsetzung folgt.)

Odemissen.

Roman

von

Wilhelm Oesterhaus.

(Fortsetzung.)

VIII.

Im ganzen Winter war das Wetter meist regnerisch und trüb. Alt und jung hielt sich viel im Hause auf. Odemissen zog selten zur Kirche, so daß er Antonien nur ein paarmal von fern sah, und als der Frühling kam, ging sie zu ihrem ältesten Bruder, dessen Frau schwer erkrankte.

An einem heiteren Maimorgen kam der kleine Anerbe vom Meierhofe mehr als gewöhnlich beschmutzt nach Haus. Auf die Frage des Vaters: „Wo warst Du so lange,“ antwortete er: „Auf dem Herrenhofe.“ Der Meier faßte ihn scharf ins Auge und wollte wissen, wie er dahin gekommen sei. Trotzig guckte der Junge auf und fragte dann selbst: „Wenn ein Kind aus einem andern Hause ist, und wenn die Leute einem böse sind, und wenn das Kind dann in das Wasser fällt, soll man es dann vertrinken lassen?“ Er bekam sofort keine Antwort.

„Muß man es dann vertrinken lassen?“

„Nein, das nicht, ertrinken lassen darf man es nicht.“

„Siehst Du, Vatter! das habe ich auch gedacht und darum, als der Behrensteins Junge in den Teich fiel, habe ich ihn herausgekriegt un nach Haus gebracht. Da haben sie sich auf dem Herrenhofe gefreut un haben gesagt, daß ich ein guter Junge wäre, un schönes Gebackwerk un süßes zu trinken hab' ich gekriegt un sie haben gesagt, ich sollte mant immer wiederkommen. Wenn ich un der Karl groß wären, sollten wir uns nich zanken, wir sollten uns mant immer verdragen, das wäre viel besser.“

„Dann lauf meinetwegen hin soviel Du willst. Vielleicht bringst Du dann in Deiner Dummheit etwas fertig, was Deine Vorfahren unter Aufwand großer Kosten mit vieler Schlauheit nicht zuwege bringen konnten.“

Von dieser Zeit ab spielten die Knaben häufig miteinander. Fast täglich lief Kord nach dem Herrenhofe, selten kam Karlchen nach dem Meierhause; denn er fürchtete den großen Mann mit dem ernsten Gesichte.

Im Hochsommer, etwa ein Jahr nach dem Hinscheiden seiner Frau, sandte Odemissen den Diener aus dem weißen Roß nach Westermanns und ließ die Schwägerin bitten, die Amme mit der kleinen Bertha nach dem Gasthofe zu schicken. Es war der Frau nicht lieb, daß der Schwager an ihrem Hause vorüberritt; allein sie konnte es ihm keineswegs verargen. Sie kannte die Sinnesweise ihres Mannes und wußte, daß dieser nie bereit sein würde, begangenes Unrecht einzugestehen. Ebensowohl wußte sie, daß der verletzte Bauernstolz des Schwagers einen freundlichen Verkehr zwischen den einander entfremdeten, ungleich gearteten Verwandten nimmer zulassen würde. Sie hieß deshalb die Amme mit dem Kinde zu ihm gehen und dem Herrn Schwager einen herzlichen Gruß bestellen.

Als die Kleine in das fremde Zimmer gebracht wurde, sah sie sich anfangs ängstlich darin um, dann aber streckte sie ihrem Vater beide Arme mit einem lauten: „Papa“, entgegen. Freudevoll nahm er es, herzte und küßte das Kind zum ersten Male. Der vernünftige Mann glaubte, ein unbestimmtes Etwas habe seinem Töchterchen gesagt: „Siehe, das ist Dein

Vater!" Doch redete es mit diesem Namen jeden erwachsenen Mann an, wie sie jede anständige Frau „Mama", jedes Dienstmädchen „Hanne" nannte. Was war es, was das Kind zu ihm hinzog? Lediglich die blanken Knöpfe an Odemissens einreihigem blauem Tuchrocke stachen ihm in die Augen. Mit diesen spielte es eine gute Weile und weinte bittere Thränen, als es von der wiederum mit einem brabanter Kronthaler beschenkten Amme hinausgetragen wurde.

Nach wenigen Tagen schon bekam Frau Westermann von ihrem Schwager ein Dankschreiben, in welchem sie gebeten wurde, ihre Emma und die kleine Bertha in Kleidung, in allem möglichst gleich zu halten. Deshalb wurden, als die Näherin später ging, alle Kosten, welche der kleinen Odemissen Pflege verursachte, doppelt bezahlt, sodann ließ es der Vater auch fernerhin an den bekannten sonstigen Sendungen nach Salburg nicht fehlen.

* * *

Dem regnerischen Winter, dem nassen Frühling folgte ein entsprechender Sommer, wenig Früchte gerieten. Die Preise der Lebensmittel stiegen in unerhörter Weise. In Scharen trieben sich die Bettler umher. Wer zum Meierhofe kam, ward gesättigt. Allerdings war es nur eine gefettete Erbsen-, Bohnen- oder Graupensuppe, die man ihm vorsetzte; aber es war doch eine solche!

Odemissens Arbeitsleute litten keinen Mangel. Sie hatten ihre Kräfte dem Hofe gewidmet und: „Ein Meier zu Odemissen läßt seine Arbeiter weder hungern noch betteln," pflegte Hans Korb allezeit zu sagen.

Der Mäher auf dem Felde hat oft lange Zeit mäßige Ernten zu bewältigen; dann aber fallen seiner Sichel reiche Schwaden. Ein anderer Mäher thut mitunter so, als übe er sein Amt lässig aus; dann mit einem Male schreitet er klappernden Gebeines schärfer einher, schneller schwingt sein knöcherner Arm die schneidige Sense. Blumen, Knospen, welkende Blätter sinken von ihren Hieben. Reiche, furchtbare Ernten fallen ihm heim. Hunger und Not und Seuchen schreiten vor ihm her, Jammer, Weh und Leid folgen seinen Spuren. Der karge Herbst wich einem üblen Winter mit fast stets kalt, neblig, feuchter Witterung. Krankheit um Krankheit brach aus. Die Ärzte konnten all den Leidenden, die nach ihnen riefen, nicht helfend nahen. Der Totengräber, der sonst oft wochenlang rasten konnte, hatte jetzt vollauf zu thun, war oft nicht imstande, alle seine Arbeit allein zu bewältigen, die ihm sein grausiger Geschäftsfreund bereitete. Die Wohnungen der Armen, der Hungernden, der Elenden, leerten sich; aber auch an die Thüren der Vornehmen, der Reichen klopfte oft des unerbittlichen, unbestechlichen Todes knöcherner Finger. Auf dem Rittergute sank zuerst der Herr, dann die Frau dahin. Fast alle Bewohner des Herrenhauses starben, und nur eine alte Magd blieb übrig, um des überlebenden Erben zu pflegen.

Die erst kürzlich in die Heimat zurückgekehrte Antonie bewies einen Heldenmut, der sie des besten Loses wert gemacht hätte. Keine Hütte war ihr zu niedrig, kein Haus zu schlecht, um dort als helfender Engel den Notleidenden, den Kranken, den Sterbenden erscheinen zu können. Sie schien gegen die vernichtenden Pfeile Apollos gefeit zu sein. Selbst die, welche über ihr Bestreben, Frau Odemissen werden zu wollen, früher gespottet hatten, bewunderten ihre Kühnheit, priesen ihre Seelengröße. Gern und nicht ohne innere Rührung hörte Hans Korb diese hochhalten. Schon war die Krankheit im Erlöschen, als auch der Pastor von ihr ergriffen wurde und ihr erlag. Wenige Tage später klang die Totenglocke dem letzten Opfer der Seuche. Antonie ward hinausgetragen zu dem Orte, den man eine Stätte des ewigen Friedens nennt. Sie wurde neben ihrem Vater bestattet, Viel heiße Thränen des Dankes folgten ihr in die Gruft. Tiefernst stand Odemissen an ihrem Grabe. Es war nicht Reue, die sein Herz erfüllte, nein, das Gefühl, gehandelt zu haben, wie es sein Stand, seine Stellung verlangte.

Die arme Pfarrfrau! Wie schwer sie litt! Wie viel sie erduldete! Zwar blieb ihr das Witwengnadenjahr; aber was sollte sie allein hier schaffen? Sie zog zu einem ihrer Söhne. Vieh und Hausrat wurden in der Versteigerung ungewöhnlich hoch bezahlt. Die Ernte übernahm ein Mäkler zu hohem Preise; als aber die Pastorin Schulden tilgen wollte, waren diese angeblich vom seligen Herrn Pastoren bei Lebzeiten nach und nach gedeckt, und ein Unbekannter ließ durch einen städtischen Geschäftsmann eine nicht unbedeutende Ehrenschuld an die Witwe seines Gläubigers, des verewigten Pfarrers, abtragen, von der diese niemals auch nur eine Ahnung gehabt hatte. Die Hand, welche dieses alles im geheimen veranlaßte, hätte gern noch mehr hergegeben. Es that ihrem Herrn wohl, der Mutter Antoniens das Dasein in den letzten Lebensjahren erleichtern zu können, ohne ihr peinliche Verlegenheiten zu bereiten, oder Worte des Dankes entgegennehmen zu müssen.

IX.

Auf der Amtsstube zu Tiefenhausen berieten die Beamten eben, in welcher Art nach ihren Vorschlägen das Rittergut Odemissen verwaltet werden solle, als ein nicht mehr junger Herr mit mächtigem Schnurrbart, ergrauendem Haupthaar, eine hohe, stattliche Erscheinung, eintrat. Stumm verbeugte er sich. Dann zog er aus der Brusttasche eine Briefmappe mit mehreren Schriftstücken, welche er der Reihe nach auf den Tisch legte. Das erstere zeigte, daß der Erschienene Behrenstein hieß, vom Rittergute Odemissen stammte und preußischer Hauptmann außer Diensten war. Das zweite erwies, daß Vater und Bruder anerkannt hatten, daß seinen Ansprüchen an das elterliche Erbe noch nicht völlig genügt sei. Mit den übrigen bewies er, daß ihm nach Bestimmungen seines Bruders die Vormundschaft über dessen Sohn zustand, welche er zum Verdruß der Beamten sofort antrat.

Seiner Vergangenheit nicht untreu, ging der Hauptmann vom Tage der Übernahme der Verwaltung des Gutes festen Schrittes vorwärts. Kurz angebunden zeigte er sich den Leuten gegenüber, deren beste er durch Bewilligung reichlichen Lohnes und Gewähr guter Verpflegung zu fesseln wußte. Fast immer, fast überall hatte er den kleinen Karl bei sich, der bald am Oheim mit gleicher Liebe hing wie vordem an seinen Eltern.

Nicht gering war das Erstaunen Behrensteins, als gleich am ersten Tage der kleine Kord erschien und durch sein Benehmen, durch sein ganzes Auftreten zeigte, wie sehr er hier zu Hause war. Als der Alte den Wildfang fortgesteuert hatte, wollte er dem kleinen Neffen den Umgang mit jenem untersagen; als er aber vernahm: „Der Kord hat mich aber aus das Wasser gerettet," sagte er gedehnt: „So! so," und zog nun gegen den Sprossen der geborenen Erbfeinde der Behrensteine andere Seiten auf, wenn er sich auch bemüht zeigte, den Verkehr zwischen den beiden Knaben möglichst zu beschränken.

Viele Abende saß der alte Herr allein im Zimmer, alle vorhandenen Urkunden, Verträge, Klageschriften, welche die Rechtsverhältnisse des Edelgutes betrafen, einer genauen Durchsicht unterwerfend.

Jene Schuldverschreibung, deren Verlesung durch Odemissen den ärgerlichen Streit hervorgerufen, war sofort durch Karl Behrenstein mit Hilfe eines Dritten wieder eingelöst und der Fehlbetrag bald aus den Erträgen des Rittergutes gedeckt. Weit mehr noch war durch den Schwager für den leichtsinnigen Helloh geschehen. Gelder über Gelder waren nach Salburg gewandert, um des Verschwenders Zahlungsverbindlichkeiten zu erfüllen, aber all die großen Opfer hatten nicht hingereicht, jedem Gläubiger gerecht zu werden, alle unterschlagenen Gelder zurückzuerstatten. Schwere Wolken senkten sich auf des Vormundes Stirn, als er eine Mappe von schlichter blauer Pappe öffnete, welche die Aufschrift: „Hellohs Verbindlichkeiten" trug. Welche Unsummen hatte der gutherzige Karl hergeschossen, um den Schwager nicht einen Betrüger schelten zu lassen, um ihn nicht in das Zuchthaus wandern zu sehen. Über den Empfang jedes Betrages hatte der Elende eine Verschreibung ausstellen müssen, unter welche des Darleihers Hand die Worte gesetzt hatte:

„Nur falls mein Söhnchen vor mir stirbt und mein Bruder Adolf in den Besitz des Rittergutes tritt, soll der Gesamtbetrag aller Darlehne dem Helloh bei der Teilung des Allodialgutes angerechnet werden."

Unter der Menge der Papiere fand sich auch ein großer Brief mit der Aufschrift: „An meinen Bruder, den königlich preußischen Hauptmann Herrn Behrenstein von Odemissen." Hierin wurde dieser gebeten, falls er in die Lage kommen solle, der letzte seines Geschlechtes zu sein, dann die Abneigung gegen das Heiraten zu überwinden, um, wenn möglich, den Stamm der Behrenstein fortzupflanzen.

Der alte Soldat wurde beim Lesen gerührt. Eine tiefe, verharschte Wunde brannte aufs neue. Wie schmerzte sie!

Der Hauptmann war in seinen jungen Jahren einer der schmuckſten Lieutenants, ein Liebling der Frauen und Mädchen. Von allen, welche ein gutes Auge auf ihn hatten, machte keine einen so tiefen Eindruck auf ihn wie die Tochter seines Obersten, eines Freiherrn von uraltem Adel, dessen Dasein aber auf seiner Degenspitze beruhte. Als Karl Behrenstein vom Bruder brieflich etwas von seiner Neigung für das arme Freifräulein vernahm, erklärte er sich mit Zustimmung des Vaters sofort bereit, für genügendes Auskommen Adolfs im Fall einer Heirat Sorge zu tragen. Hochbeglückt teilte dieser das erfreuliche Ereignis seiner Angebeteten mit, und sie gab gern zu einer Werbung beim Herrn Papa ihre Zustimmung. Siegesbewußt meldete sich der halb vom Glück Berauschte bei seinem Vorgesetzten, welcher ihn mit allen Zeichen wahren Wohlwollens empfing; als aber der Lieutenant mit dem herausrückte, was ihn hergeführt hatte, verfinsterte sich das Gesicht des Alten. So scharf, als ob er ihn durchbohren wollte, sah er den Vorihmstehenden an und hatte kein anderes Wort für ihn, als: „Es schmerzt mich, daß sich ein Fräulein aus dem reichsfreiherrlichen Hause derer von Falkenried soweit vergessen konnte, sich mit einem bürgerlichen Herrn solcherart einzulassen."

Lieber hätte der junge, aus allen Himmeln gestürzte Mann in diesem Augenblicke tausend Feuerschlünden gegenübergestanden, als diesem ahnenstolzen Herrn von Habenichts. Mit stummem soldatischem Gruße entfernte er sich und suchte sofort um Aufnahme in ein anderes Regiment nach. Von nun an machten alle freundlichen Blicke der Schönen keinen Eindruck mehr auf ihn. Ohne einen voreiligen Schwur zu thun, wußte er es von jenem hochpeinlichen Augenblicke an, daß er nie wieder um eines Weibes Hand anhalten werde.

X.

Einige Wochen waren seit dem Erscheinen des Hauptmanns Behrenstein auf der väterlichen Besitzung verstrichen, als ein langer Brief von der Schwester, Frau Rätin Helloh, eintraf. Sie erzählte darin eine nicht übel klingende Geschichte vom Edelmute ihres Gatten, der diesen verleitet habe, Verbindlichkeiten einzugehen, denen er in diesem Augenblicke nicht gewachsen sei. Die Summe, deren er benötige, um seinem Dränger gerecht zu werden, sei nicht unerheblich, überschreite aber den Betrag von eintausend und fünfhundert Thalern nicht. Mathilde wüßte, es werde dem lieben Bruder nicht schwer werden, das nötige Geld zu beschaffen und umgehend der voll froher Hoffnung harrenden Schwester zu übersenden.

Baldigst lief der erwartete Brief vom Hauptmann bei der Schwester ein; aber o Schrecken! Statt einer Antwort lag ein Verzeichnis aller der Geldbeträge im Umschlage, welche vom Edelhofe zu Odemissen für den Rat aufgebracht waren. Es war eine nach den Begriffen jener Zeit unerhörte Menge Geldes.

„Will der alte Degenknopf nicht herausrücken,“ knirschte der Rat, „dann mag er seine Freude an mir haben.“

Mathilde sann und sann. Dann sagte sie mit anscheinender Zuversicht: „Hier muß ein Irrtum vorliegen.“ Flugs setzte sie sich nieder und entwarf einen zweiten, sehr dringenden Brief. Sie teilte dem herzlich geliebten Bruder nun im tiefsten Vertrauen mit, ihr Gemahl befinde sich in peinlicher Verlegenheit. Er könne in allergrößte Unannehmlichkeiten geraten, wenn der Herr Bruder sich nicht erweichen lasse, die äußerst notwendigen Gelder zu beschaffen. Ein Bote ward in der Frühe des nächsten Morgens mit diesem Schreiben nach Odemissen gesandt und zwar mit der Weisung, sogleich Rückantwort mitzubringen.

Am Ziele angelangt, wurde der Mann nach der Sitte jener Zeit gut bewirtet und dann mit dem sofort vom Hauptmann geschriebenen Briefe entlassen. Spät am Abend gelangte dieser in die Hände der Frau Rat. Sie zitterte beim Lesen des Inhalts, schwankte und sank zu Boden. Ihr bestürzter Gatte riß das Papier aus ihrer Hand. Auch er erblaßte, als er die wenigen Worte las:

„Liebe Mathilde!

Ich würde selbst ein nichts Wührdiger Schufft seyn, wollte ich for dem Helloh noch Gelt von den vermöhgen bezahlen, daß mier nicht höhrt.

Adolf Behrenstein.

Königl. Preuß. Hauptmann.“

Dieser Brief hatte vor vielen anderen einen sehr erheblichen Vorzug, den der Bündigkeit, daneben auch den der Deutlichkeit und Verständlichkeit. Dem nichtswürdigen Beamten ging das eine aus ihm hervor: Von dort, woher bislang immer Hilfe gekommen war, stand solche nicht mehr zu erwarten. Dumpf brütend ließ er sich auf einen Stuhl nieder. Den Ellenbogen stemmte er auf den Tisch, legte den Kopf auf die Hand und starrte in die Ferne.

Frau Mathilde erholte sich nach und nach. Sie konnte es nicht begreifen, wie ein Behrenstein dem Gedanken Raum geben konnte, einen so nahen Verwandten im Stich lassen zu wollen. Noch einmal griff sie zur Feder und schrieb so flehend, daß sich Steine hätten sollen erweichen lassen. Es hieß am Schluß: „Lieber Bruder, wenn Du Dich unser nicht erbarmst, wird mein armer Mann zu dem Äußersten getrieben. Schimpf und Schande kommt über uns.“

Wieder mußte sich ein Bote auf den Weg nach Odemissen machen, und wieder brachte er am Abend Antwort zurück. Sie lautete:

„Da kann ich nicht for. Daß hette der Raht Helloh forher bedenken sollen. Da kann ich kein spitz Bube um werden.“

Bis zur Ankunft dieses Schreibens ging der Geängstigte unstät umher. Bald saß er hier, bald da. Bald sah er vor sich nieder, bald starrte er hinaus in die nebelgraue Ferne. Als die Gattin nach dem Erbrechen des Siegels laut schluchzend in die Kniee sank, hob er sie empor und sagte: „Still, mein Kind, ich weiß noch einen Ausweg. Jetzt gehe ich, mich nach Hilfe umzusehen. Begieb Dich zeitig zur Ruhe. Wenn ich spät heimkomme, laß Dir dies ein gutes Zeichen sein.“ Dann ging er auf sein Zimmer. Rasch zog er sich an. Mit tiefem Seufzer nahm er alles vorhandene Geld aus dem Schreibtische zu sich. Noch einmal bat er seine Frau mit verstellter Heiterkeit, ruhig zu sein. Das Geschick werde sich wenden, und sie solle noch viele Freude erleben. An der Straßenecke sah er sich noch einmal schmerzlich nach seinem Hause um. Er hatte viel verschuldet. Schweres drückte ihn. Wollte das Geschick jetzt Abrechnung mit ihm halten? Er gedachte ihm noch einmal einen Querstrich zu machen. Noch einmal wollte er dem guten Glück vertrauen.

Noch ein paar hundert Schritte hatte er zurückzulegen. Da lag sein Ziel vor ihm. Es war ein Gasthof, etwas von der Straße zurückliegend. Die Ruhe, die Abgeschlossenheit des Hauses begünstigte ein Treiben solcher Dinge, welche das Dunkel der Verborgenheit aufsuchen müssen. Helloh trat ein, durchschritt die lange schmale Flur, ging dann in einen Seitengang und klopfte dreimal leise an die Saalthür. Ein junger Bursch öffnete ihm. Der Rat ging durch den nur mit ein paar Wachskerzen spärlich erleuchteten großen Raum und klopfte dann wieder dreimal an die Thür eines Nebenzimmers. Drinnen fragte eine Stimme leise: „Werda?“ Der Angerufene nannte seinen Namen, ihm wurde geöffnet. Der Raum war mäßig groß, nicht hoch, seine Fenster dicht verhängt. Um einen mächtigen runden Tisch saßen sechs Herren. Vor sich hatten sie große Mengen Gold und Silber. Daneben stand die Weinflasche. Karten lagen auf dem Tische. Das waren Leute des Schlages, dem viel von dem durch Helloh vergeudeten Gelde in die Hände geraten war.

„Ah, der Herr Rat wollen uns auch etwas bringen,“ rief ein beleibter Herr mit schwammigem, glattrasiertem Gesichte und kleinen, tiefliegenden Augen.

„Mit Permission,“ antwortete der Angeredete, „für heute erlaube ich mir, einige ausgegebene Münze zurückzuerbitten.“ Rasch nahm er Platz. Die Karten fielen, die Thaler rollten. Glück um Glück lachte dem Rat. Haufen Gelbes lagen vor ihm. Wie strahlten seine Augen! Horch! Vom Kirchturme herab verkündeten zwölf Schläge die Mitternacht. Die Spieler störte dies nicht. Zwei Herren standen auf. Sie gingen ohne Geld; aber hatten sie des Rates Glück mit sich fortgenommen? Wie er gewonnen, so verlor er jetzt Schlag um Schlag. Er übersah seine Barschaft. Noch war sie mehr als hinreichend, um seine drückendsten Zahlungsverbindlichkeiten mit ihrer Hilfe zu überwinden. Er wollte sich erheben, gehen; aber ein Herr, welcher die erheblichsten Verluste erlitten hatte, berief sich auf Spielbrauch und „Spielerehre“. Hierdurch ließ der andere sich bestimmen und blieb. Ab und zu warf ihm die Glücksgöttin noch einmal einen freundlichen Blick zu; doch gleich darauf erlitt er Verluste über Verluste. Schon war alles Gewonnene dahin. Die mitgebrachte Barschaft schmolz zusammen. Er, der bisher nur wenig aus dem Weinglase genippt hatte, goß nun Glas um Glas hinunter. Von Augenblick zu Augenblick stieg seine Erregung, von dunklem

Feuer glühten seine Augen. Schwere Schweißtropfen triesten ihm von der Stirn. Wieder Glas um Glas! Satz um Satz ging den Weg der anderen. Ihm schwindelte. Krampfhaft griff Helloh nach den letzten Thalern. Mit fieberhafter Hast setzte er sie auf eine Karte. Hin waren sie! Zitternd erhob er sich, griff nach Stock und Hut. Ein alter Bekannter rief ihm nach: „Warten Sie, Herr Rat, gleich begleite ich Sie eine Strecke." — „Nein! ich gehe am Stadtgraben entlang," erwiderte er. Stadtgraben besonders betonend.

Am Stadtgraben ging er, schwankte er hin. Alle Adern der Stirn, der Schläfen schlugen fast hörbar. Das Blut drang, stürmte zum Hirn, als sollte dies bersten. Seine Kniee bebten, die Hände zitterten. Um ihn her war alles Nacht, in ihm alles Grauen und Grausen. Wie das anvertraute Geld vergeudet war, so hatte er es wiedergewinnen und dann ein anderer Mensch werden wollen. Es sollte nicht sein. All seine Missethat schrie nach einer anderen Sühne. Dort machte der Graben eine Biegung, dort war sein Wasser tief. Die eine Hand preßte der Unglückliche auf die Stirn, die andere aufs Herz.

„Fahr wohl, Du falsche Welt, fahr wohl, o Leben!" Mit diesem Rufe stürmte er gegen die Brüstung, stürzte er hinüber. Dann schlugen die trüben Fluten über ihm zusammen. So endete er, der den Kelch der Freuden in vollen Zügen geleert hatte.

Mathilde Helloh wartete lange auf die Heimkehr des Gatten. Er kam und kam nicht . . . „Wenn ich spät komme, laß Dir dies ein gutes Zeichen sein," hatte er beim Scheiden gesagt. Es war schon recht spät geworden; doch er war ja oft erst in der Morgenzeit heimgekehrt!

Das „gute Zeichen" beruhigte sie. Müde legte sie sich endlich nieder und schlief ein. Spät am Morgen wurde sie wach. Sie fuhr empor. Der Gatte war nicht da. Jetzt überkam sie eine düstere Ahnung. Wohin war er am vorigen Abend gegangen? Hatte er am Ende zu viel getrunken? War er berauscht, wie kürzlich noch einmal im Gasthause geblieben? Sie wartete noch eine lange bange Stunde. Dann schickte sie die Magd los. In zwei Wirtshäusern fragte diese vergebens an, im dritten hieß es, der Herr Rat sei recht spät und allein fortgegangen. Als das Mädchen mit dieser Nachricht zurückkehrte, hielt es die Frau im Hause nicht mehr aus. Sie eilte hinaus, fragte den Wirt nach den Zechgenossen des Vermißten. Auf dem Wege zu ihm begegnete sie einem derselben. Kaum ward er der Frau ansichtig, so dröhnte das Wort „Stadtgraben" in seinem Ohre. Auf ihr heftiges Fragen, wo ihr Gatte geblieben sei, konnte er ihr sofort die Richtung seines Heimwegs angeben. Sie stürmte da hinaus. Der Spieler mochte ihr nicht folgen. Bleischwer hafteten seine Füße am Boden.

Da lag die Wasserfläche! Wie schmerzten auf einmal ihre Kniee! Wie drückte dies Bangen sie nieder! Langsam, die Blicke mit dem Ausdruck entsetzlicher Spannung über den glitzernden Spiegel schweifen lassend, wankte sie weiter. Dort bei der Biegung! Dort auf dem Wasser schwimmend, sein Hut! Mit einem markerschütternden Schrei ergriff sie die Stangen der Brüstung, immer dem einen Punkte zustierend, dem schwimmenden Hute. Schon wollte sie hinübersteigen, sich ins Wasser werfen, da faßte sie ein Paar kräftiger Arme. Herbeieilende Leute führten sie gewaltsam in das nächste Haus. Sie war wie rasend, wollte den lieben Mann den kalten Fluten entreißen.

Man holte vom Rathause die gewaltigen Feuerhaken, suchte und suchte mit ihnen auf dem Grunde des Grabens und zog endlich aus Schlamm und Moder, eine Strecke von der verhängnisvollen Biegung ab, den Leichnam dessen, den gar mancher als einen der bestgestellten, lebensfrohesten Bewohner der Stadt gepriesen oder beneidet hatte.

Alle Leute, welche aus irgend einem Rechtsgrunde Forderungen an den Ertrunkenen erheben konnten, befanden sich in größter Aufregung, mochten sich ihre Ansprüche aus dienstlichen Obliegenheiten ergeben, mochte es sich um Darlehne von Wucherern und ähnlichen Leuten handeln.

Die bejammernswerte Witwe ließ den todesstarren Gatten im besten Zimmer betten. Sie, die viel Ursache gehabt hätte, wider ihn zu hadern, war am weitesten entfernt davon, auch nur das kleinste Steinchen auf ihn zu werfen. Wenig Zartgefühl zeigten ihre Gläubiger. Kaum war der Tote ins Haus gebracht, so drang auch schon ein Jude zu der Armen, von dem unglücklichen Weibe Wiedererstattung einer gegen Wucherzinsen dargeliehenen Summe verlangend. Um anderen ähnlichen Besuchern nicht auch sagen zu müssen, daß sie außer stande sei, deren Forderungen zu befriedigen, schloß sich Frau Helloh ein und untersagte der Magd auf das strengste, jemandem Einlaß zu gewähren. Fast hätten die Unmenschen, die nur Geld kennen, Gewalt gebraucht, um zu der armen Schuldnerin zu gelangen.

XI.

Adolf Behrenstein war nach Absendung seiner kurzen letzten Antwort sehr ernst gestimmt. Er hatte beim Schreiben jenes Briefes lediglich seine Schuldigkeit erfüllt. Anders hätte er unter keinen Umständen handeln dürfen. Das stand bei ihm felsenfest, und doch fühlte er sich in einem hohen Grade gedrückt. Von Unruhe getrieben, ging er am folgenden Spätnachmittage unter den Eichen vor dem Gute auf und ab, als er von fernher einen Mann, der Kleidung nach einen Städter, auf sich zukommen sah. Keuchend kam der Mensch näher. Kaum fand er Zeit, den Hauptmann zu begrüßen. Er wischte die Stirn und ächzte: „Traurig, sehr traurig, aber man muß doch an das Seine denken. Er war sich zu gut, der Herr Rat, und ich kann noch nicht glauben, daß er sich mit Vorsatz in den Stadtgraben gestürzt hat. Nein, nein, Herr Oberst! Wegen des augenblicklichen Geldmangels würde sich der Herr nicht das Leben genommen haben, nein, dies hatte er zu lieb. O, o! Der so etwas thut, widerstrebt

dem Willen des allmächtigen Gottes, welcher am besten weiß, wann er uns abzuberufen hat. Gott der Herr hätte ihm schon eine Auskunft gezeigt. Darum steht auch im Gesangbuche der schöne Vers:

‚Weg hast Du allerwegen,
An Mitteln fehlt Dir's nicht,
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht.'

Behrenstein kam es eine Weile vor, als höre er auf einem Jahrmarkte allerlei Stimmen wirr durcheinander. Dann klangen Ausdrücke wie: „selbst das Leben nehmen — Stadtgraben — Geldmangel", hindurch.

„Mensch! was wollen Sie?" fuhr er den Fremden erschreckt an.

Der andere beobachtete mit Spannung die Gesichtszüge des vor ihm Stehenden und fuhr mit geschwätziger Zunge fort: „Ja, wenn Sie's noch nicht wissen, sehen Sie! Der Herr Rat hat in vergangener Nacht alles im Spiel verloren, ist allein fortgegangen und heute morgen als Leiche aus dem Stadtgraben gezogen. Die Leute sagen nun — Pardon! — Erlauben Sie! — Nichts für ungut! — Wissen Sie: die Welt ist einmal so böse; aber ich halte Ihren Schwager nicht für einen Selbstmörder. Im Vertrauen gesagt: das wissen die, die mit ihm zu thun gehabt haben, allezusammen, wer ihn früher immer aus der Brühe gezogen hat, und solch ein Rittergut, wie Odemissen, kann den nächsten Verwandten nicht im Stich lassen! Das ist Ehrensache. Das geht einmal nicht anders! — Nein, Hochwohlgeboren! Sie werden die Ehre des Seligen retten. Sie werden uns gerecht werden! Bitte! — Sehen Sie: dieser Schuldschein! Dreihundert Thaler nur, ein Lumpengeld für Sie, ein Vermögen für mich. Solch hohe Herrschaften, Herr Oberst. Sie werden?" Hierbei zog er ein Blatt Papier aus der Brusttasche.

„Fort, Blutsauger!" rief Behrenstein und wandte sich dem Hofe zu, verfolgt von dem zudringlichen Kerl.

„O Herr! haben Sie Einsehen! Es ist mein schönes Geld! Himmel und Erde rufe ich als Zeugen an, wie edel ich allezeit gehandelt habe. Herr! Herr! Ein Wort!" Immer lauter wurde der ‚Halsabschneider'. Er wollte die Aufmerksamkeit der in der Nähe befindlichen Leute erregen. Sie sollten hören, um was es sich handele. „Herr Oberst," klang es wieder im halbvertraulichen Tone, Sie brauchen kein Geld, Ihre Anerkennung meiner gerechten Forderung mit Ihrer Namensunterschrift genügt! Sie sehen, wie nobel ich bin, Sie werden es nicht minder sein."

Der Hauptmann schritt auf eine Hundehütte zu, deren gewaltiger Bewohner sich wütend in die Kette warf, die ungewohnte Erscheinung des Stadtmannes anbellend. „Soll ich?" fragte Adolf, die Fessel des Tieres anfassend, als ob er sie lösen wolle.

Ohne ein Wort weiter zu verlieren, kehrte ihm der Geldmann den Rücken. So schnöde war er lange nicht behandelt, auf diesen Schreck mußte eine Stärkung folgen. Im Dorfkruge fand er Leute, welche seine stark aufgetragene Mordgeschichte mit offenem Munde anhörten. Entsetzen erfüllte sie, als sie vernahmen, wie der Rat Helloh gehaust hatte. Grauen überkam sie, als ihnen die düstere Geschichte von seinem entsetzlichen Ende verkündet wurde.

Schnellen Schrittes trat Adolf Behrenstein in das Wirtschaftshaus des Gutes. Einem Knechte befahl er, sofort den Hektor, das schnellste Pferd im Stalle, zu satteln. Dann ging er ins Herrenhaus, steckte Geldmittel zu sich, nahm zwei mächtige Reiterpistolen und lud sie, um sie in die Halfter am Sattel zu stecken. Nach wenigen Minuten trabte er vom Hofe, sein Tier zu immer größerer Eile anspornend und schon nach zwei Stunden ritt er im schärfsten Trabe, auf schaumbedecktem Rosse, in Salburg ein. Er hielt vor dem altgewohnten Gasthause. Rasch stieg er ab, ließ sich ein Zimmer anweisen und vom Wirte berichten, was dieser über das traurige Ereignis vernommen hatte. Als er hörte, Helloh solle in der Weise der Selbstmörder beerdigt werden, setzte er sich sofort an den Tisch und schrieb ein dringliches alleruntertänigstes Gesuch ad Serenissimum regentem. Dies übersandte er dem ihm befreundeten Hofmarschall und schon nach einer Stunde ward ihm der Bescheid, des regierenden Herren hochfürstliche Durchlaucht hätten allergnädigst gestattet, beim Anbruch des nächsten Tages des verunglückten Rates Leiche in aller Stille ehrlich zu bestatten. Dies teilte der Hauptmann einem bekannten Geschäftsfreunde mit und ersuchte diesen, das Nötige auf Kosten der Familie Behrenstein zu veranlassen. Dann erst, am späten Abend, ging er zu seiner Schwester Mathilde.

Diese fand er in trostloser Stimmung. „Konntest Du uns nicht helfen?" fragte sie laut schluchzend.

Der Bruder drückte die Arme an sich und antwortete: „Hätte ich helfen können, so wäre es nicht das letzte, schließlich nicht das vorletzte Mal gewesen, daß das Behrensteinsche Vermögen in dieser Weise in Anspruch genommen wurde."

Er teilte der Witwe dann mit, was er hinsichtlich des Begräbnisses angeordnet habe, und wie sich die Zukunft seiner Schwester gestalten müsse. Die Nacht hindurch brachte er mit dieser wachend zu. Noch vor Tagesanbruch ward der Sarg gebracht, und als die meisten Leute noch in des Schlummers Armen lagen, schritt der Hauptmann mit wenigen Freunden hinter der Leiche dessen her, des größter Feind sein eigener Leichtsinn gewesen war.

Zwei Stunden später fuhr ein geschlossener Zweispänner zum Thore hinaus. Neben dem Schlage ritt der Bruder der Insassin, ihr oft teilnahmsvoll freundlich zunickend. Wenn die todbetrübte Frau ihn dann ansah, wie er, der starke Mann mit der vollen Stirn, dem festen und doch nicht von Härte zeugenden Blick so stramm im Sattel saß, mit der Linken die Zügel führend, die Rechte oft kraftvoll in die Seite gestemmt, dann überkam sie ein wohlthuendes Gefühl, das der Sicherheit. Sie wußte nun, daß ihr ferneres Los in treuer Hand ruhte.

Als die Pferde die letzte Höhe erklommen hatten, klopfte Adolf mit der Reitgerte an das Wagenfenster. „Odemissen!" rief er und zeigte hinunter in das Thal.

Die arme Frau warf einen flüchtigen Blick hin, dann verbarg sie laut klagend das Gesicht. Mit

welchen Gefühlen des Glücks war sie vor Jahren an seiner Seite hinausgezogen. Nun ruhte er, ein Selbstmörder, im Schoße der Erde, und sie? Eine arme Witwe, kehrte sie zurück, unfähig, für ihr eigenes Fortkommen zu sorgen, angewiesen auf das, was ihr vielleicht die Gnade des Landesherrn und daneben geschwisterliche Liebe gewährte.

Nahe einer Biegung des Weges stand am Abhange unter einer Eiche Hans Kord Odemissen. Ihm ahnte, wer da kam, er kannte den herben Schlag, der ein Glied des Geschlechts getroffen hatte, mit dem ihm, mit dem seinen Vorfahren so mancher harte Strauß erwachsen war. Mit ernstem Blick sah er den Wagen und dessen Begleiter an, aber kein Zug von Schadenfreude zeigte sich in seinem Gesichte. Ein leiser Anflug von Wehmut über die Wandelbarkeit des menschlichen Geschickes regte sich in ihm.

Adolf erkannte den grimmen Gegner da drüben. Durch seine Seele schossen Gedanken anderer Art. Er preßte die Lippen fester aufeinander, zog die Brauenwinkel tiefer herab, der Schwung seiner Nase schien eine stärkere Biegung zu bekommen. Die besseren Gefühle, welche auch im Herzen des Feindes keimten, suchte er in diesem nicht. Er that ihm im Geiste unrecht, dem Manne mit dem entschlossenen Gesichte.

Ein Gläubiger nach dem andern stellte sich auf dem Edelhofe ein. Jeder von ihnen glaubte das allernächste Anrecht auf Befriedigung seiner Ansprüche zu haben, jeder wollte die Schuldnerin selbst sprechen; aber alle wurden kurzer Hand zunächst abgewiesen. Eine Klageerhebung gegen Mathilde hätte Schwierigkeiten geboten, da sie nunmehr als Insassin des Herrenhauses nicht den gemeinen Gerichten, sondern dem Hofgericht unterstand, dessen Kostenrechnung immer eine weit höhere war. Einige Wochen nach dem Eintreten des traurigen Ereignisses gelang es dem Hauptmann, einen Teil seiner ausstehenden Forderungen einzuziehen. Weitere Geldmittel wurden aus dem Verkauf der sämtlichen Habe der Witwe erzielt; die Rückgabe der der Landesregierung früher gestellten dienstlichen Bürgschaft von eintausend Thalern konnte aber nicht erfolgen, da diese nicht einmal zur Deckung der unterschlagenen fünfzehnhundert Thaler ausreichte. Den Fehlbetrag von fünfhundert Thalern deckte Adolf sofort, und als auf ein Gesuch früherer Vorgesetzter Hellohs dessen Witwe ein mäßiges Gnadengehalt ausgesetzt wurde, dienten dessen Einkünfte zur weiteren Befriedigung vorhandener Schulden. Wenige Jahre später waren sämtliche Gläubiger nicht nur abgefunden, sondern auch nicht um einen Pfennig Zinsen gekürzt und alle meinten nun, die Behrensteins seien denn doch recht anständige Menschen.

* * *

Die Menge trüber Erfahrungen, welche Witwe Helloh gemacht hatte, der Umstand, daß ungezügelte Weltlust ihrem Gemahl zum Verderben geworden war, trieben Frau Mathilde, ihr Auge mehr und mehr von der Erde abzuwenden und himmlischen Dingen zuzukehren. Hatte sie früher, veranlaßt durch ihren Gatten, nur zu gern Romane zweifelhaften Inhalts zu Freunden ihrer Mußestunden gemacht, so suchte sie jetzt Trost in Erbauungsschriften. Die Bibel wurde ihr das Lieblingsbuch, dem sie tagtäglich einige Stunden widmete. Niemand konnte ihr einen größeren Freundschaftsdienst leisten, als wenn er ihr eine Predigtsammlung lieh oder gar schenkte, doch war es ihr nicht gleichgültig, in welchem Geiste derartige Werke geschrieben waren. Anfangs griff sie gewohnterweise nach solchen, in welchen ein Hauch der Zeit des großen Königs wehte, in dessen Reiche jedermann nach seiner Façon sollte selig werden können. Weniger und weniger wollte ihr im Laufe der Zeit derartiger Erbauungsstoff gefallen. Mit tiefem Abscheu legte sie eines Abends eine vernunftgemäße Erklärung der Wunder Jesu aus der Hand.

„Nach diesem Buche," sagte sie, „wäre ja der Weltheiland, der Herr des Himmels, im Grunde nur ein großer Komödienspieler gewesen."

Sie hatte das Buch beiseite gelegt, sie mußte es wieder zur Hand nehmen. Entsetzen ergriff sie, als sie fand, daß nach der Darstellung, welche hier gegeben war, das Sterben Christi am Kreuze nur ein scheinbares sollte gewesen sein; als sie aber las, daß von des Heilands Himmelfahrt gesagt wurde: „An solch Zeug glaubt in unserem Zeitalter kein vernünftiger Mensch mehr," schleuderte sie dies „Teufelswerk" mit allen Zeichen tiefsten Abscheus von sich, und beschloß, fortan in der Wahl ihres geistlichen Lesestoffes vorsichtiger zu Werke zu gehen. Diesem Vorsatze wurde sie nicht untreu. Von jetzt ab wandte sie sich lediglich Büchern zu, welche im Geiste Frankes und Speners gehalten waren, dann aber wurden die mehr als süßen Seelenergüsse Zinsendorfs und gar Lampes Dichtungen ihrem Geiste eine liebliche Speise. Sie wäre fast in Seligkeit vergangen beim Lesen der Verse Spangenbergs, des Herrenhuterbischofs. Wie wohl thaten ihr Worte, wie:

„Heilige Einfalt, Gnadenwunder,
Tiefste Weisheit, höchste Kraft!
Schönste Zierde, Liebeszunder,
Werk, das Gott alleine schafft!
Alle Freiheit geht in Banden,
Aller Reichtum wird nur Wind,
Alle Schönheit wird zu Schanden,
Wenn wir ohne Einfalt sind,
Wenn wir in der Einfalt stehen,
Wird es in der Seele licht;
Aber, wenn wir doppelt sehen,
So vergeht uns das Gesicht."

Bei Gedanken dieser Art konnte sie alles Erdenelendes vergessen. Voll wirklicher ungeheuchelter Herzenseinfalt konnte sie sich ganz mit dem Dichter eines solchen Liedes eins fühlen.

Der Hauptmann war nicht gleichen Sinnes mit seiner Schwester. Es kümmerte ihn wenig, was für „thöricht dummes Zeug" seine liebe Mathilde las; wenn aber einmal etwas in seine Hände geriet, was denn doch gar zu weit über seinen Gesichtskreis hinausging, pflegte er den Kopf zu schütteln und zu brummen: „Ob das wohl ein vernünftiger Mensch geschrieben haben mag?" oder auch: „Wenn dem Schwesterchen der Kopf nur auf der rechten

Stelle stehen bleibt." Für ihn waren die vielen Erbauungsbücher nicht gedruckt. Seine ganze Religion konnte er in drei Silben, in zwei Worte fassen: „Pflicht! Ehre!" Diesem Banner folgte er so treu, wie er es nur vermochte, allüberall und unentwegt. Nichts hätte ihn bewegen können, zu thun, was wider sein Gewissen stritt, kein Makel ruhte auf seinem Leben. Deshalb erschien ihm der Meier zu Odemissen so niedrig, der sich auf jede mögliche Weise seinen Verpflichtungen gegen die Gutsherrschaft entledigen wollte, und deshalb verachtete er ihn, weil er sich zu einer begangenen ruchlosen That, wie der Verletzung des guten verewigten Karl, nicht bekannt hatte.

XII.

Bei ihrem Wiedererscheinen auf dem Gute hatte sich Frau Rat Helloh mit großer Liebe ihres kleinen Neffen angenommen. Sie hätschelte ihn den lieben langen Tag. Als sie sich mehr und mehr einer frömmelnden Richtung hingab, machte sich dieses auch in der Leitung des Kleinen sichtbar. Karlchen glaubte Wunders was zu leisten, als er den lieben Oheim eines Tages eine Stiege kurzer Reimgebetlein herleierte. Ein unchristliches Donnerwetter folgte hierauf. Sofort ging Adolf zu seiner Mathilde, um ihr das Thörichte solcher Erziehung vorzuhalten. „Ein Mann, ein Herr, ein echter Kavalier soll aus ihm herangebildet werden, nicht eine Betschwester oder derlei," sagte er in einer Weise, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Die Frau hatte es denn doch herzlich gut gemeint! Nun mußte sie ein solch hartes Urteil über ihr bestes, segenvollstes Werk vernehmen! Gern hätte sie es versucht, ihrem Bruder zu beweisen, daß es die höchste, die heiligste Pflicht erheische, den Zögling, den Liebling „an des Heilands Herz zu legen"; allein der bestimmte Gesichtsausdruck Adolfs ließ es geratener erscheinen, bis zu einer gelegeneren Zeit zu warten, zu schweigen.

Zu ihrem herben Leidwesen zog nun der Hauptmann den jungen Herrn des Rittergutes immer mehr an sich heran. Er mußte mit ihm in einer Kammer schlafen, mit ihm, wenn es irgend die Witterung erlaubte, den Umgang durch die Felder machen. Ritt Oheim Adolf aus, so nahm er nicht selten Karlchen vor sich aufs Pferd. Kein Vater hätte in höherem Maße Sorge für ihn tragen können. Bei den Ausgängen begleitete die beiden nicht selten Kord Odemissen. Ging der kleine Behrenstein fast stets an der Hand des Oheims, und fragte er ihn bald um dieses, bald um jenes, so war der andere dann voraus, dann zurück. Alles beobachtete er, alles hatte er im Auge. Alle Pferde der ganzen Umgegend kannte er beim Begegnen von weitem. War ihm ein Waldbaum zum Erklettern nicht zu dick, zu hoch war er ihm nie. Konnte er ein Eichhornnest oder einen Elsternbau erreichen, so mußte er hineinsehen oder hineinfühlen. Sperbern und Hühnerhabichten schien er den Tod geschworen zu haben. Es ist selbstverständlich, daß unter diesen Umständen seine Kleidung selten in untadelhaftem Zustande war.

Unter anderen Verhältnissen wuchs seine Schwester Bertha auf. Auf sie, auf das Vermächtnis der seligen Schwester, achtete die gute Tante mit wahren Mutteraugen. Da sie dies Kind genau so wie ihre Emma kleiden mußte, so hätte schwerlich jemand aus irgend einem Grunde schließen können, daß die kleine Bauerntochter nicht eigentlich zu Westermanns gehörte. Jedermann, der letzteres wußte, freute sich der großen Gewissenhaftigkeit und Hingebung, mit der das niedliche Kind gepflegt und erzogen wurde. Als die beiden etwas herangewachsen waren, schoben Fritz und Wilhelm oft den Kinderwagen aus dem Hause, setzten die Mädchen hinein, spannten sich davor und fuhren hügelab, hügelauf und die Insassinnen des Fuhrwerks lachten aus vollem Halse, wenn die Räder wie toll bergab rollten.

Es war, dank dem Einfluß einer edlen Seele, eines feinfühlenden, weiblichen Gemütes, ein hübsches Verhältnis, welches unter den Kindern waltete. Eine wesentliche Einwirkung des Hausvaters machte sich bei den Knaben erst dann bemerklich, als die Schule ihre häusliche Thätigkeit mehr und mehr in Anspruch nahm. Sehr eingenommen für seine Sprößlinge, pflegte der Rezeptor ihre Schularbeiten sorgfältigst zu überwachen. „Unsere Jungen müssen und müssen etwas lernen, denen sind keine großen Güter angeboren," sagte er oft und hatte recht daran. Anfangs war ihm die Aufmerksamkeit, die Hingabe zuwider, welche die Gattin der kleinen Bertha zuwandte, und er stichelte oft, mit weit vorgestreckter Nase: „Der allerliebste Gauch scheint selbst einen Vorzug vor unserem Nesthäkchen zu haben." Mit der Zeit aber hatte auch er sich an den Pflegling derart gewöhnt, daß er ihn nur höchst ungern vermißt haben würde.

Die Vergütungen, welche der Meier zu Odemissen seiner Schwägerin zukommen ließ, waren mehr als anständige. Stets pflegte am Vorabende des Weihnachtsfestes der alte Hofmeister zu erscheinen, um Frau Westermann die Doppelpistolen auf den Tisch zu legen, allerlei Geschenke mitzubringen. Er mußte aus der Heimat erzählen, von Heiraten, Sterbefällen, recht viel leider (!) auch von all den Klagen, welche zwischen dem Bauern und der Gutsherrschaft schwebten. Auf die Frage, was denn eigentlich die Dienstboten, die doch oft lange beim Schwager blieben, von diesem hielten, sagte er: „Unser Meier an und für sich ist an und für sich ein Mensch von anderem Schlage, als die Leute vom Herrenhofe an und für sich sind. Schlechter ist er nicht; aber sehen Sie! Er hat mancherlei an sich! Er will dem Herrn alles absprechen und an und für sich den Leuten nichts bewilligen. Das heißt so: Ich habe Jahres zwanzig Thaler Lohn" — „Nur?" fragte sie. Er lachte, nickte: „Ja, zwanzig Thaler; doch stehe ich mich besser als mein Kullöge auf dem Herrenhofe. Die Wohnung und Land für eine schwere Kuh, die ich mit dem Hofhirten gehen lasse, habe ich frei. Dabei kann ich etwas aus der Schweineaufzucht machen. Dann noch! Bei dem ge-

ringen Lohne, den er giebt, hat der Meier immer den Geldbeutel bei sich. Ackert ein Knecht so recht schön, dann giebt's einen Gutegroschen. Habe ich die Stauwerk in bestem Stande, gefällt die Wiesenflößung Ihrem Schwager recht, dann fühle ich einen harten Druck in der Hand. Wer das Jahr über mit seinen Pferden kein Unglück hat, kann auf ein frohes Weihnachtsfest rechnen. Sind die Kühe recht blank, so ist's der Viehmagd Schaden nicht, und bei der großen Teuerung haben unsere Leute an und für sich keine Not gelitten. Gebrummt hat der Meier manchmal, wenn ein Tagelöhner mit dem Roggensacke kam, aber wenn ich einen Scheffel Korn eingeschüttet hatte, gab es dann doch noch von des Herrn Hand ein paar Wurfschaufeln voll zu. So ist Unserer an und für sich! Er will sich von keinem etwas abfordern lassen. Er will stets nur freiwillig und nach eigenem Gutdünken geben. Jeder muß sich bei ihm anstrengen, dann hat er's gut bei ihm stehen. Schlau ist's an und für sich von ihm, daß er's so einrichtet; denn nun hat er selten Unglück mit dem Viehe. Wir haben steinalte Ackerpferde, die noch für voll mitgehen, Renner! Ein Gaul ist zweiunddreißig, ein anderer fünfunddreißig Jahre alt! Wie manchen vierjährigen haben wir verkaufen können! Welche Preise haben diese eingebracht! Sehen Sie! Daher rühren die schönen Doppelpistolen, mit denen Odemissen zu Odemissen bezahlen kann. — Eins noch! Im nächsten Sommer wird Bertha vier Jahre alt. Dann möchte Ihr Schwager die beiden Mädchen gern gegen Johannis einige Wochen auf dem Hofe haben. Die Tochter soll ihm nicht zu fremd werden. O! Sie können die beiden kleinen Dinger ganz ruhig hinschicken. Wissen Sie! Die Minna an und für sich! Die! Die hat schon lange Sehnsucht nach Bertha. Die kennen Sie, die Minna! Daß die zuverlässig ist! An und für sich hat sie's gut mit dem Meier stehen! Das heißt: Verstehen Sie das nicht falsch! Er kann sich auf sie an und für sich verlassen. Das lohnt er ihr. O! o! Die hat Leinen! Sie hat Geld! Wenn sie ihm Sonnabends die Buttergroschen von der Woche aufzählt, bleibt immer etwas für sie auf dem Tische liegen. Darum heiratet Minna auch nicht. Verstehen Sie! Solch ein Leben! So gut bekommt sie es sobald nicht wieder! An und für sich ist sie eine nette Person. Sie können ihr die Kinder ganz, ganz gut anvertrauen." Er nahm seinen Stock zur Hand und wollte gehen. Frau Westermann drückte ihm die Rechte mit den Worten: „Dann grüße Er meinen Schwager, wie die Minna. Diese muß die Kinder abholen, damit ich die gute Haushälterin auch einmal wieder zu sehen bekomme; aber der Hofmeister muß selbst fahren, anders gebe ich's nicht zu" — „Soll ein Wort sein," sagte der treue Diener und ging.

Als er am Abend zu Hause ankam, wartete Minna schon an der Hofthüre auf ihn. Gespannt sah sie ihn an. Er nickte nur und lachte pfiffig. „Ja?" fragte sie. Er nickte wieder und sagte: „Minna! Ich fahre hin und hole die Kinder, das heißt über Sommer! Versteh mich recht! Das ist nicht so, als ob ich mich dazu erboten hätte; aber! Die Frau ist an und für sich eine ganz vernünftige Frau, und in mich setzt sie ein Vertrauen. Es ist ihr nicht einerlei, wer die Kinder fährt und auch nicht einerlei, wer im Wagen dabei sitzt, um auf die Kleinen zu achten. Darum sagt diese Frau auch: ‚Minna soll sie abholen und auch wiederbringen.' Recht verstanden?"

Den ersten Teil der Botschaft hatte die biedere weibliche Seele freudestrahlenden Gesichtes angehört, der letztere aber verdunkelte ihre Stirn bedenklich. Sie sollte zweimal die Reise nach Salburg machen. Nach Salburg! Einmal war sie dagewesen als Mädchen von fünfzehn Jahren. Sie hatte dort nichts Schönes gefunden. Pfui, das Pflaster, wie hart es war! Diese Häuser! Dreistöckig waren sie zum Teil, und so war es ihr gewesen, als ob die Gebäude zu wanken anfingen, um über ihr zusammenzustürzen und sie lebendig zu begraben. Wie hatte sie sich damals gefreut, als sie wieder ins Freie gelangt war. O, diese lieben grünen Bäume, diese weiten lachenden Felder! Seit dem Tode der lieben seligen Frau war Minna kaum einmal wieder bis zum nächsten Dorfe gekommen.

Der Hofmeister sah es ihr an, was durch ihre Seele ging. Deshalb erhob er lächelnd, drohend den Zeigefinger und sagte: „Jüngferchen; Jüngferchen! Nichts versagt und nichts verweigert; sonst kriegen wir Bertha nicht hierher!"

Minna war sehr gespannt darauf, wie die Kleine, die namenlos das Vaterhaus verlassen hatte, aussehen mochte. Jedenfalls nicht wie ein Bauernkind, das hatte sie schon von verschiedenen Leuten gehört. Alle, die das Mädchen gesehen hatten, mußten zu erzählen, es sei sehr klug, sehr aufgeweckt. Gar vieles habe es von der seligen Mutter, aber eins von ihrem Vater, die hohe Stirn, den Zug der Augenbrauen. Minna mußte das Kind wiedersehen; aber zweimal sollte sie darum nach Salburg reisen! Sie mußte Bertha einmal um sich haben; aber welch ein Opfer sollte sie darum bringen! Den ganzen Winter lang, den Frühling hindurch beschäftigte sie sich mit diesem schweren Gedanken.

Als der langgefürchtete, langersehnte Tag anbrach, hatte die Haushälterin alles zur Reise bereit. Ihre große Angst war von größerer, treuer Liebe glücklich überwunden. Schon früh, viel früher als sonst, war sie morgens aufgestanden. Zwei große, schwere Körbe mit Schinken, Würsten, Eiern, Butter und anderen Köstlichkeiten standen bereit. Als der Hofmeister kam, fand er Minna schon in vollem Anzuge, reisefertig. Jenem war ein mächtiges Frühstück zurechtgesetzt. Dem mußte erst Ehre angethan werden. Dann fuhr der Wagen vor. Langsam, zögernd trat sie hinaus auf die Hausflur, langsam, zagend ging sie aus der Thür; als sie aber aufsteigen sollte, machte sie große Miene wieder umzukehren; doch vergebens. Zwei harte Fäuste faßten sie von hinten und hoben sie hinauf auf den hohen Sitz. Odemissen, der in diesem Augenblick aus seinem Zimmer trat, mußte bei diesem Anblick laut auflachen, und das war bei ihm nichts Gewöhnliches. Rasch trat er herzu und drückte Minna ein schweres

Geldstück in die Hand. „Dies ist für Jeannettchen," sagte er, „die Haushälterin von Odemissen darf nicht mit leeren Händen bei dem Stadtvolke eintreten."

Der Hofmeister sah dies mit halb seitwärts gewandtem Kopfe an. Kaum hatte der Herr seine Rechte zurückgezogen, so erscholl auch schon ein lautes: „Jü!" Die Pferde zogen an, sie wurden getrieben. Rasch rollte der Wagen dahin. Der Fahrende lachte in sich hinein. Nun konnte die Jungfer doch nicht herabspringen!

Als sie unter dem Thore von Salburg hindurchfuhr, überfiel eine unsägliche Angst die arme Minna. O, wäre sie doch daheim geblieben! Wie eng alles hier war! Nichts als Häuser und Häuser sah man! O, und wie! Alle Giebel wankten wieder und noch viel toller als einst vor langen Jahren! Die gute Frau kam ihr, mit der kleinen Bertha an der Hand, aufs freundlichste entgegen. Da war das Kind wieder, dessen Geburt der lieben seligen Mutter das Leben gekostet hatte! Minna hockte nieder, schloß es in ihre Arme. Heiße Freudenthränen entquollen den Augen der weichherzigen Seele. Sie trat nun ins Haus.

Wider alles Erwarten streckte bald auch der Hausherr seine spitze Nase ins Zimmer. „Ah!" sagte er dann, näher tretend, „ist das unsere liebe Freundin, die die wundervolle Butter macht? O, Jungfer Minna! wie oft ich an Sie denke! Hören Sie, Ihr Käse! Ihr Käse übertrifft alles, Jungfer Minna! Ihre Würste? Unser allerdurchlauchtigster Landesherr kann sie nicht schöner verlangen!"

Wie zungenfertig zeigte sich der Mann! Er war im Grunde gar so übel nicht! Er hielt viel, das konnte man wohl merken, auf gut Essen und Trinken. Deshalb besaß die vortreffliche Haushälterin seine vollendete Hochachtung. Die Frau Rezeptor wunderte sich nicht wenig über des Gatten Gesprächigkeit. Immer mußte sie heimlich lachen, wenn er mit der Besucherin über Milch, Vieh und dergleichen zu reden anfing. Urgründlich bekundete er, daß er von all den Dingen ganz und gar nichts verstand, als sie zu verzehren.

Bei Tisch war er wieder, zur Freude seiner Frau, die Freundlichkeit selbst. Mit größter Artigkeit schenkte er der Butterkünstlerin ein Glas Wein und noch eins ein. Dann sollte sie sich, wie er meinte, die Stadt ansehen; Jeannette sollte sie begleiten; dies ließ sich aber die Hausfrau selbst nicht nehmen. Gern schritt sie mit der ländlich Gekleideten durch die Straßen der Fürstenstadt, wie sie ja auch zu ihrem Manne sagte: „Mit einem so ehrenwerten Frauenzimmer kann man sich dreist sehen lassen, dessen darf man sich nicht schämen." Diese aufmerksame Behandlung that der anspruchslosen Minna wohl. Sie hätte die Schwester ihrer lieben seligen Frau umarmen mögen, so schwoll ihr Herz; und doch freute sie sich nicht wenig, als sie wieder in den Wagen steigen durfte. Frau Westermann fuhr mit den Knaben eine Stunde weit mit hinaus. Dann stieg sie mit den Buben ab, kurzen Abschied nehmend. Es war ihr denn doch eigen zu Sinne, als sie sich zum ersten Male von den beiden Herzenskindern auf längere Zeit trennte.

Nun saß die ehrsame Jungfrau mit den kleinen Mädchen allein im Wagen. Die Kinder lachten und schäkerten. Wie jauchzten sie beim Anblick einer Schafherde, und wie freuten sie sich, als sie hörten, zu Haus, in Odemissen, seien noch viel, viel mehr Schafe auf der Weide. Die könne ein Schäfer allein nicht hüten. Dazu seien ihrer drei nötig. Unten am Bach entdeckte eins der Kinder Stuten mit ihren Fohlen auf der Weide. Diese erregten fast noch größere Aufmerksamkeit und Freude.

An der Grenze seiner Grundstücke unter einer Gruppe alter Eichen stand Vater Odemissen, des Gespannes wartend. Der Hofmeister hielt an, damit sein Herr aufsteigen konnte. Emma und Bertha sahen den fremden Mann scheu an. Dies that der Haushälterin bitter wehe. Sie hielt das blendend weiße Taschentuch vor die Augen. Dem Vater ging es nicht so nahe. Er streichelte sein Kind mit dem Zeigefinger und scherzte: „Schelm, Schelm! Als Du noch klein warst, kanntest Du mich sogleich. Sollst mich schon lieb haben." Hiermit öffnete er eine große Tüte, die er in der linken Hand trug. Wie sie glühten! wie sie dufteten, die Erdbeeren! Die machten einen tiefen Eindruck! Die Kleinen sahen erst einander an, als wollten sie fragen: „Was sagst denn Du?" Dann langten sie auf freundliches Zureden zu, und bald hatte der hochbeglückte Mann auf jedem Knie ein schäkerndes kleines Mädchen. „Seht Ihr?" sagte er mit selbstbewußtem Lächeln, „Minna hätte ihre bitteren Thränen auf eine gelegenere Zeit versparen können."

„Wo ist denn Kord?" fragte die Jungfer.

„Den ganzen lieben Tag hat er gefragt: ‚kommt mein Schwesterchen bald?‘ Es muß ihm wohl ein Hase quer über den Weg gelaufen sein, gewiß will er den Langohren für seine Bertha und Emma fangen."

Lange schon saßen die Kinder in der Stube bei ihrer frischen Kuhmilch, als Kord hereinstürmte. Einen Augenblick stand er in der Thür still, die Mädchen anstarrend, dann stürzte er auf Bertha zu, ihr die Hand entgegenstreckend: „Guten Abend, liebes Schwesterchen," rief er ihr zu; sie aber zog sich scheu zurück. Welch einen Eindruck machte er! So sahen Westermanns Jungen nie aus, die waren immer rein gewaschen, recht sauber und anständig in ihrer Kleidung; dieser aber! Von oben bis unten war sein Anzug mit Harz beschmutzt, sein Wams zerrissen. Die Stiefel starrten von Kot, wirr hing sein Haar um Stirn und Hals.

„Unglücklicher Mensch! Wo hat man Dich wieder gehabt?" zeterte Minna.

Trotzig sah der Bursch darein und sagte: „Ich wollte den Mädchens kleine Eichhörnchens aus dem Neste holen. Deshalb bin ich auf die hohe Tanne geklettert; die Jungen waren aber alle weg. Dann wollte ich Bertha einen Vogel fangen und bin dabei in den Sumpf geraten. Guckt Ihr! Ihr beiden Ihr! Jetzt spiele ich mit Euch schon lange nicht mehr. Wilde Turteltauben sollt Ihr nun wohl sobald nicht bekommen, und wenn die Frühkirschen reifen, klettere ich für Euch auch nicht auf den Baum. Meint Ihr,

ich wollte jetzt mit Euch ins Holz gehen und Euch die schönsten Erdbeerenstellen zeigen? Braten könnt Ihr Euch was!" So ging er schmollend hinaus. Minna eilte ihm nach, besänftigte ihn, wusch ihn, zog ihm anständigere Kleider an und gab ihm einen Blumenstrauß in die Hand. So wurde er von den beiden kleinen Schönen freundlich empfangen. Bald saß er zwischen ihnen. Wie staunten die Städterinnen über seine gewaltige Eßlust! Er hatte sich's draußen in Feld und Wald recht sauer werden lassen. Nicht ohne Ursache hatte er solch einen Hunger bekommen.

Hochbeglückt war Minna. Neben ihrem Nachtlager hatte sie vorsorglich ein großes Bett für die Kinder aufgestellt. Dahinein packte sie die beiden und deckte sie mit mütterlicher Sorgfalt zu. Wie sie kicherten! Alles kam ihnen so ungewohnt vor! Sie schäkerten, bis endlich der einen, dann auch der anderen die Augen zufielen.

Am frühen Morgen richtete Minna ihren ersten Blick wieder nach den Kleinen. Sie schliefen ja noch! Noch manchmal mußte sie hingehen und gucken, bis ihrem Blicke vier helle Augen begegneten. Kaum waren die beiden angekleidet, als Kord auch schon mit ihnen losziehen wollte. „Geduld, Geduld! mein Junge," hieß es, „erst Milch trinken!" Viel hatte der Anerbe zu zeigen, die Glucken mit den vielen Küchlein, die Hähne mit den feurigen Kragen, die kampflustigen! Die Hennen, welche es laut gackernd der Welt verkündeten, wenn sie ein Ei gelegt hatten. Die Schar der jungen Enten rief er, Futter streuend, vom Teiche herbei. Wie nieblich sie angeschwommen kamen! Die Tauben lockte er vom Dache herab. Dann ging's zu den Pferden in dem Fohlenkampe. O, diese reizenden jungen Füllen! Den Schäfern wurde ein Besuch gemacht. Das größte Ansehen genoß der alte Schafmeister, der die Mutterschafe mit den vielen weißen jungen Lämmchen weidete.

Nachmittags ruhte der Junge nicht eher, bis er mit seinen Begleiterinnen hinaus ins Holz gehen durfte. Viel Neues, viel Herrliches mußte er zeigen. So gefiel es den Mädchen! Heimweh bekamen sie nicht. Schon die vielen Erdbeeren im Garten, wie auch die an der sonnigen Halde droben besaßen zu große Anziehungskraft für sie.

Karlchen Behrenstein erwartete seinen Freund mehrere Tage lang vergebens. Endlich war er des Wartens müde. Am Sonntagmorgen kam er, und zwar fein gekleidet, mit sorgsam gescheiteltem Haar nach dem Meierhofe. Das machte auf die Mädchen Eindruck! Sie drängten sich an ihn hinan, er kam ihnen freundlich entgegen. Nun regte sich in Kord ein Gefühl, welches in der Welt schon viel Unheil angerichtet hat, die Eifersucht. Still grollend zog er sich in eine Ecke zurück und schlich bald, wie die Katze vom Taubenschlage, unbemerkt zur Stube hinaus. Fort ging er aufs Feld.

Eine geraume Zeit nach Kords stillem Entfernen vermißten ihn die anderen Kinder. Sie gingen hinaus und suchten ihn auf dem Hofe, ohne ihn zu finden. Im Garten, im Obsthofe, auf dem Bleicheplatze war er nicht. „Kommt mit nach unserem Hause," sagte Karl, und die Mädchen folgten ihm schüchtern nach dem Herrenhofe.

Die fromme Mathilde musterte die Stadtkinder sehr genau und meinte: „Für eines kleinen Beamten Tochter ist Emma sehr fein gekleidet."

„Wenn die andere später in den Kuhstall muß, wohin sie gehört, mag sie auch ander Zeug tragen," sagte der Hauptmann; doch blieben diese Worte den Ohren der Kleinen unverständlich.

Odemissen traf seinen Anerben bei dem Schafmeister. „Junge, wo hast Du die Mädchen gelassen?" fragte er.

„Die spielen immer allein mit Karl, die sagen zu mir nichts mehr," antwortete der Knabe. „Die können nur wieder nach Salburg fahren."

Der Bauer faßte seinen Sohn bei der Hand und ging mit ihm dem Hofe zu. Da kamen Schwesterchen und Bäschen, von Behrensteins Stubenmagd geleitet, daher. Emma rief erfreut: „Vatter, hör mal! Bei Karls ist es aber noch weit schöner als bei Euch." Wie Kord, so nannten auch sie den Meier: „Vatter", sprachen sie aber von Westermann, so sagten sie: „Papa".

„Seht Ihr," sagte Berthas Vater, „dort gefällt's Euch besser, und Kord will mit Euch nicht mehr spielen."

Da fingen die Mädchen bitterlich an zu weinen. Sie hätschelten den Jungen, der seinen Unmut bezwang. Die alte Freundschaft war bald wiederhergestellt, Karlchen aber am anderen Morgen so kalt von seinem Nebenbuhler empfangen, daß er, einem beschämten Pudel gleich, nach Haus schlich.

Als der kleine Behrenstein sich am nächsten und dem folgenden Tage nicht einstellte, machte sich sein Verdränger auf, ihn zu suchen. Rasch schritt er auf den Edelhof los. Die Hunde kannten ihn und wedelten mit dem Schweife. Die Arbeiter sahen ihn an und versuchten es wohl, ihn zu necken, bekamen aber manchmal treffende, derbe Antworten. Kord ging dieses Mal nicht sofort ins Herrenhaus. Er blieb auf dem Hofe, dem Wohnzimmer gegenüber, stehen und blickte zum Fenster empor, den Daumen der linken Hand in den Mund steckend und auf den Nagel beißend.

Lange stand er so da. Niemand erschien am Fenster.

„Karlchen! Kord steht da und sieht her, er will wohl nicht heraufkommen," sagte die Stubenmagd endlich, und der kleine Herr sah nun hinaus. Dort stand sein Gegner. Dieser winkte, zu kommen. Der andere winkte wieder, noch und noch einmal. Endlich sprang der kleine Behrenstein auf, lief hinab, auf seinen Gespielen zu, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Ausgesöhnt gingen die kleinen Nachbarn zu ihren Gespielinnen.

Eifersucht trennte sie ferner nicht mehr. Der ältere spielte gern mit seinem Bäschen, der jüngere wandte seine Aufmerksamkeit mehr und mehr der kleinen Bertha zu.

„Glaub es nur, Emma! Wenn der Vatter erst mal tote ist, und wenn dann der Hof und das Holz und die Wiesen, und wenn alles andere meine

gehört, dann komme ich nach Salburg und hole Dich, aber mit einer Glaskutsche, wie Behrensteins eine haben, und dann heirate ich Dich, und dann bist Du meine Frau, und dann gehört Dir auch alles mit," sagte Kord mehrmals recht ernsthaft, und die anderen Kinder lachten. War solch Reden ein Wunder? Den Erben der Bauernhöfe wird es von klein auf von den Dienstleuten, wohl gar von den eigenen Eltern eingeprägt, was sie später zu erwarten haben, und die künftigen Herren der Grundstücke merken es sich gar gern, wie sehr sie vor ihren Geschwistern, mehr aber noch vor den Dienstboten und den Tagelöhnern vom Schicksal bevorzugt sind.

Für Minna bedeuteten diese Sommerwochen eine Zeit der höchsten Freude. Mochte sie auch auf beide Mädchen in gleicher Weise achten, so schlug ihr Herz denn doch höher, wenn sie das jüngste Kind der unvergessenen seligen Frau ansah. Mit welcher Zärtlichkeit hing sich die Kleine an die ältere Freundin! Als diese einmal morgens die Augen aufschlug, lag Bertha an ihrer Seite. Erwacht, war sie zu ihr ins Bett gekrochen. Hochbeglückt nahm sie das wieder eingeschlummerte Kind in ihre Arme. Was für süße Träume zogen durch ihre Seele!

„Und was das arme Herz auch denkt und dichtet, zum Schlusse kommt das Voneinandergehen." Immer näher kam der Tag des Abschiedes und immer herber wurden die Wermutstropfen, die der guten Minna in den Becher der Freude träufelten. Als sie eines Morgens aufstand, waren ihre Augen von Thränen gerötet. Sie zog ihr bestes Zeug an, machte die beiden Mädchen bald reisefertig und fort ging's. Dieses Mal fuhr Kord mit, um zum ersten Male eine Stadt zu sehen. Draußen am Hofthore stand Karlchen schon. „Adieu!" riefen ihm die Mädchen zu; aber er konnte nicht antworten. Ein tiefer Schmerz durchzog seine Brust. Seine Augenlider zwinkerten, in den Mundwinkeln zuckte es. Dort fuhr der Wagen hin; er bog jetzt um die Ecke. Weg war er! Nun brachen heiße Thränen aus den Augen des Knaben.

Das Lachen, das Schäkern der Kinder machte ihrer Begleiterin die Nähe des Abschiedes vergessen. Als sich in der Ferne die Fürstenstadt mit ihren Türmen zeigte, staunte Kord; als aber der Wagen durch das Thor in die Straßen rollte, zog er den Kopf zwischen die Schultern. Finster sah er zum Gelächter der Mädchen unter den Brauen hervor; aber keinen Laut ließ er hören. Als das Fuhrwerk hielt, stand Frau Westermann mit den beiden Jungen vor der Thür. Die Ankommenden wurden mit lauten Freudenrufen empfangen. Fritz und Wilhelm wollten dem lieben Vetter Kord recht viel Vergnügen bereiten; aber sie hatten sich verrechnet. Als letzter stieg er vom Wagen herab, all das Stadtvolk finster anschauend. Düsteren Blickes schritt er hinter Minna her und setzte sich im Wohnzimmer in die hinterste Ecke. Der Rezeptor kam, ihn freundlich anredend; aber cher neveu that seinen Mund nicht auf. Es wurde ihm Speise und Trank angeboten, der Erbe von Odemissen rührte keine Hand danach. Seine Schwester wollte ihm etwas in den Mund stecken, Kord regte keine Lippe, so daß die Haushälterin den Hofmeister bat, sich möglichst bald wieder reisefertig zu machen. Kein Wort kam aus dem Munde dieses kleinen, eingefleischten Landbewohners; als aber nach ein paar Stunden draußen der Wagen rasselte, sprang er munter auf. In einem Nu war er aus dem Hause. Nach einem Augenblicke saß er neben dem fahrenden Hofmeister. Damit der treuherzigen Minna der Abschied von ihrem Lieblinge nicht zu schwer werden sollte, versprach die Pflegemutter, die beiden Mädchen in jedem Sommer auf längere Zeit nach Odemissen zu schicken. Sie fuhr mit ihnen auch eine Strecke weit zur Stadt hinaus. Dann stieg sie mit Emma und Bertha ab. Wie wehe that dem gefühlvollen Landmädchen das Scheiden! Als der Wagen weiterrollte, blickte Minna immer nach dem Kinde zurück. Immer und immer wieder führte sie ihr weißes Taschentuch an die Augen.

Sie mußte noch weinen, als Kord schon ein lustiges Liedchen pfiff. Ihm behagte es in Gottes freier Luft besser, als in den dumpfen Gassen, wo man keinen Baum, keinen Strauch sah. Jetzt fand er Worte genug, jetzt hatte er vom Hofmeister unendlich viel zu erfragen. Nach allem, was ihm neu vorkam, forschte er. Über veraltetes Ackergerät hatte er sein Gespött, alle ihm Begegnenden waren Gegenstand seiner Bemerkungen. Überall hin wandte er seine Augen.

„Nun, Junge, was hast Du in der Stadt gesehen?" fragte ihn der Vater bei der Heimkehr; er aber zog ein finsteres Angesicht und schwieg. Als jener ihn noch einmal und zwar in einem sehr ernsten Tone fragte, erwiderte er: „Häuser und Steine." — „Was ferner?" wollte der Alte wissen. „Noch mehr Häuser und Steine," war die einzige, stets wiederkehrende Antwort.

* * *

Am Montag nach Michaelis wurde wieder die Schule eröffnet, welche nach altem Herkommen am Maitage geschlossen war; denn bei Sommerzeit mußten die Kinder draußen das Vieh hüten, auch wohl in der Landwirtschaft, namentlich bei der Ernte, noch anderweit Hilfe leisten. An genanntem Tage traten viel neue Schüler ein, unter ihnen auch Kord. Eine Bibel hatte er unter dem Arme und einen harten preußischen Thaler in der Hand, welchen er dem Herrn Küster als „Wienegeld" mitbrachte. Er sollte sich damit seines künftigen Zwingherrn Freundschaft erkaufen. Das war allgemeine Sitte, und eine gute Sitte war es; denn nun sah der alte Verkündiger hoher göttlicher Weisheit, dessen Geldbeutel oft an bedenklicher Erschöpfung krankte, dem Wiederbeginn seiner ersprießlichsten amtlichen Thätigkeit ohne allzugroßem Mißmut entgegen. Grausame Dinge waren den neukommenden Schülern von dem Orte vieler Marter mit mehr als großer Übertreibung schon lange vorher erzählt. Sie hatten immer gehört, ein recht fester, tüchtiger Haselstock sei des Schulmeisters bester Gehilfe. Mit diesem habe er schon manchen Buckel weidlich gebläut und viele Hände bis zu zollhohem Aufschwellen geschlagen. Alle wußten es, daß ärgere Missethäter

lange auf harten Erbsen knieen mußten. Kord erging's bei seinem Erscheinen durchaus nicht übel. Er wurde herzlich empfangen, wegen seiner ungewöhnlich günstigen Spende hoch gelobt und bekam unter allen Neulingen sofort den obersten Platz. Der alte „Betglockenverwalter“ hatte alle Ursache, mit diesem Knaben möglichst glimpflich zu verfahren, ihm möglichst viel mit freundlichen Worten abzuschmeicheln. So wurde diesem willkommensten aller Schüler manche Last wesentlich erleichtert, und das mußte der Meier anzuerkennen. Von seiner Erkenntlichkeit zeugte am Weihnachtsabende ein ansehnlicher Schinken, dem manche Würste, auch Eier und Butter vorausgegangen waren und nachfolgten. Obendrein kam dieser Volkserzieher alljährlich und bat um Überlassung eines Scheffels Brotkorn. Dies wollte er natürlich ehrlich bezahlen, nur gab er zu verstehen, augenblicklich sei er mit Geld „schlecht versehen“ und bitte, mit der Zahlung einige Zeit zu warten, bald werde er sich einstellen, um alles zu berichtigen. Ja bald! doch dieses Bald kam nimmer. Nach einem Jahre schien die ganze Angelegenheit beim Empfänger der Vergessenheit anheimgefallen zu sein, denn nun wiederholte sich das Spiel. Man würde übrigens dem alten Kirchen- und Schulmanne unrecht thun, wollte man glauben, er sei nur mit dem reichsten seiner Gemeindeglieder also verfahren, nein, allen wußte er etwas abzuzwacken; aber jedem nach seinem Vermögen, und hierin bestand seine Gerechtigkeit.

Als der Winter dahin war, als Maiglöckchen und Knabenkraut blühten, bekamen die übrigen Kinder, wie üblich, den langen Urlaub; Kord jedoch mußte wöchentlich dreimal zum Verbreiter von Licht, Weisheit und Tugend, um von ihm besonderen Unterricht zu empfangen. Für jede Stunde wurde ein Mariengroschen (1/12 Mark), ein für jene Zeit hohe Vergütung gezahlt. Nur in den Wochen wurde ausgesetzt, in denen die beiden Mädchen von Salburg herüberkamen, um sich dort wie im Vorjahre in Licht und Luft und Blütenduft zu tummeln.

XIII.

Das Verhältnis zwischen dem Gutsverweser und dem Meier war nicht, wie es der verstorbene Herr gewünscht hatte, ein besseres geworden. Alle Klagen wurden auf Betreiben Adolf Behrensteins mit größerem Nachdrucke weitergeführt. Unter anderen erschien als eine der langwierigsten die um einen Graben, durch welchen seit längeren Jahren Odemissen das Wasser des Baches zu Flößzwecken auf eins seiner Grundstücke geleitet hatte. Hierdurch war es möglich geworden, dort eine gute Wiese anzulegen. Die Gutsherrschaft aber sah sich durch diese Anlage benachteiligt, indem ihrer Mühle ein Teil der notwendigen Triebkraft entzogen wurde und erhob deshalb gegen den Meier Klage. Nach langem Streit entschied das Obergericht zu ihren Gunsten. Der Graben mußte zugeschüttet werden. Dazu wurde dem Verlierenden Tragung sämtlicher Gerichtskosten auferlegt.

Dies war der härteste Schlag, welcher Hans Kord seit längster Zeit überhaupt getroffen hatte; doch trug er großen Gleichmut dabei zur Schau. „Es ist gut, daß hiervon nicht etwa ein gedrückterer, verschuldeter Bauer heimgesucht ist, einem solchen könnte es Haus und Hof kosten,“ sagte er; in seinem Herzen aber sann er auf Rache. Oft ging er, wie im Traume, im Felde, im Walde, an der Grenzlinie zwischen seinem und dem gutsherrlichen Grundbesitz umher. Eines Tages schritt er den Holzungen zu, die seinen erstreckten sich vom höchstgelegenen Ackerlande bis zur Kuppe des ansehnlichen Höhenzuges, welche die untere Wand in großer Länge und Breite deckte. Plötzlich blieb er in einer tiefschneidenden Schlucht stehen, welche schmal am Hange herablief, sich mehr und mehr verbreiterte und oberhalb des Herrenhofes in das breite Thal auslief. Er gewahrte einen neuentstandenen tiefen, trichterförmigen Erdfall, wie deren in der Nähe dieser Stelle, alle in derselben Richtung liegend, schon mehrere gefunden waren. Die früher entdeckten hatte er durch seine Leute mit Geröll und Erde zuwerfen lassen, damit nicht etwa Mensch oder Vieh darin verunglücke. Mit großen Schritten bewegte er sich langsam aufwärts, jede Spur früheren Einsinkens scharf aufsuchend. Nach dem Kamme hin wurden die Ringe, welche diese Stürze bezeichneten, immer kleiner. Der Bauer blieb bei dem letzten wieder stehen und sah rückwärts. Ja, ja! Alle lagen in einer Reihe, alle in der tiefsten Rinne der Senke, alle wiesen den Weg nach dem Herrenhause. Jetzt fiel ihm eins wieder ein, was ihm, als er noch ein kleiner Knabe war, der damalige altersgraue Schafmeister gesagt hatte:

„Merk dir's, Du Erbe des Bauern, in jener Waldschlucht fließt unter der Erde ein Bach hin. Er verrät ja seine Spur. Lehm und Kalksteinchen spült er los und führt sie unterirdisch weg. Hat er eine Höhlung gebildet, dann stürzt das obere Erdreich nach. So entstehen die Wasserlöcher, wie wir sie nennen, die oben breit im Tageslichte liegen. Jene Quelle, merk Dir's, Du Anerbe, welche im Herrenholze entspringt und in Röhren ins Herrenhaus, in die Brennerei, in die Ställe, in alle Krippen, auf die Bleiche geleitet wird und von da dem Dorfbache zurinnt, kann auf Deinem künftigen Grund und Boden zu Tage geführt werden. Merk Dir dies, Du kommender Meier zu Odemissen.“

So hatte der alte Schafmeister gesagt. Diese Worte klangen ihm den ganzen Tag, die lange Nacht im Ohre nach. Sanken ihm die Augenlider einmal zu, so erwachte er bald wieder vom Plätschern und Rauschen unterirdischer Wassermassen. Im Traume war's ihm, als stiegen die Fluten an sein Kinn, als berührten sie seine Lippen, als solle, als müsse er ertrinken, und mit einem lauten Aufschrei fuhr er empor.

Beim ersten Morgengrauen stand Odemissen schon in der Plunderkammer. Er öffnete den Lumpensack. Weiße leinene Läppchen und Lappen suchte er heraus und steckte sie in die Rocktasche, auch wanderte ein Knäuel Flachsgarn dahinein. Unruhig ging er auf dem Hofe auf und ab, bis sein alter Heuerling,

der treufeste Tagelöhner Heinrich Schwarz, erschien. Diesem gab er die Weisung, ihm mit einem kleinen Handbeile zu folgen. So schritten beide durch den Frühnebel zur Höhe, zur Waldschlucht empor. In einem jungen Aufschlage hieb der Herr mehrere schlanke Stämmchen ab, spitzte das Ende scharf zu, machte oberhalb der Spitze einen Kerb und hieb dann die Stöcke auf vier seiner eigenen Fußlängen ab. Um das Kopfende eines jeden wickelte er einen weißen Lappen, ihn mit Garn festbindend. Diese so geschaffenen Meßstäbe gab er dem Arbeiter, welcher sie ihm nachtrug. Neben der Quelle im Herrenholze trieb er den ersten Stock bis zum Kerbe in die Erde. Darauf wies er den Tagelöhner an, mit den anderen in der Schlucht bergauf zu gehen und dann, wenn er ihm ein Zeichen gäbe, einen zweiten Stab in gleicher Weise, wie dies mit dem ersten geschehen sei, in den Boden zu treiben. Der andere ging. Der Meier sah über den Kopf des ersten Stockes hin. Da, wo die Wasserlinie von diesem aus gezogen, den Hang traf, mußte Schwarz eine weitere Stange setzen. In derselben Art wurde von der zweiten, von der dritten aus verfahren, bis die Höhe des neuen Erdfalls, welcher sich unfern der Grenze zwischen den beiden Holzungen befand, erreicht war. Nun schritt der Bauer rückwärts und merkte sich die Zahl der Meßstöcke, deren jeder also ein Gefälle von vier Fuß bedeutete. „Tief kann der Wasserlauf nicht unter der Erdoberfläche liegen," sagte Hans Kord halblaut. Dann gab er dem Begleiter die Weisung, die Stäbe zu sammeln, von den weißen Lappen zu befreien und in einem nahen Gebüsche zu verbergen. Von dem Messen sollte der ohnehin nicht redselige Mann keiner Menschenseele etwas erzählen.

Schon am Nachmittage schritt Odemissen mit einem Trupp von Arbeitern wieder bergan. Alle trugen Hacken und Schaufeln, einer auch ein Steinbrecheisen. Bei dem Erdfalle blieb er stehen. „Leute," sagte er, „wir wollen einmal nachsehen, wie tief dies Loch wohl geht. Dümmer wird man nicht davon, wenn man so etwas nachforscht. Nach meinem Verstande muß es unter diesem Loche hohl sein, und da denk ich mir so: man könnte dort am Ende eine Stelle finden, wo mit leichter Mühe ein feiner Steinbruch anzulegen steht, oder auch! Ihr wißt es ja: schon mehrfach habt Ihr beim Steinbrechen in Felsspalten kleinere Mengen Blei gefunden und kundige Leute sagen, in dem Zeuge stecke obendrein noch Silber, echtes Silber. Na, nun! Ich meine: Nachgraben können wir erst einmal und finden wir etwas, so ist es eben gefunden, und finden wir nichts, so haben wir eben auch keinen Narrenstreich damit begangen." Einigen leuchtete dies ein. Laut stimmten sie bei. Einzelne hatten eine andere Meinung; mit dieser aber wagten sie nicht an das Licht zu kommen.

Die Arbeit begann; langsam, sehr langsam schritt sie vorwärts. Diese befürchteten einen weiteren Einsturz, jene zitterten beim Gedanken, etwas ganz Ungeheuerliches könne aus dieser geheimnisvollen Tiefe heraufsteigen. Deshalb waren die Leute am Abende des ersten Tages nicht weit gekommen. Auch der zweite Tag brachte nichts Neues; obschon das ganze Dorf davon redete, was der Meier da droben betreibe. Viele sprachen von den geheimen Künsten, die er verstehe, vom Gottseibeiuns, der ihm und seinen Vorfahren noch allzeit geholfen habe und seinem Knechte nun verborgene Kostbarkeiten zuweisen wolle. Vernünftigere Leute rieten auf einen Steinbruch, von dem der Bauer ja geredet hatte, oder sprachen von der Anlage eines Kalkofens, die wohl Kosten und Mühe lohnen werde.

Am dritten Nachmittage schlug ein Knecht mit der schweren Hacke in der Tiefe auf einen glatten Stein. Es klang hohl wider. Schnell warf er sein Werkzeug fort und erklärte, nicht weiter arbeiten zu wollen, denn dort unten sei etwas nicht richtig. Die übrigen Leute wurden ebenfalls zaghaft; desto froher aber war Odemissen. „Lumpenkerle Ihr! Memmen! Schert Euch zum Henker, wenn Ihr vor dem Teufel bange seid. Mit Euch ist nichts Gescheites anzufangen. Ohnehin ist das Loch tief genug gemacht, daß Ihr fortkommt! Geht!" In scheinbarem Ärger hatte er diese Worte ausgestoßen. Einzelne Leute gingen, andere zögerten, seine Ungunst fürchtend. „Geht!" sagte er in einem gelinderen Tone. „Nur Heinrich Schwarz soll hierbleiben. Mit dem will ich einmal die Steine besehen, ob damit etwas zu machen ist." Nun gingen auch die andern und Odemissen war mit seinem Vertrauten allein.

Schweigend ergriff er eine Spitzhacke. Mit gewaltigen Schlägen hieb er auf den Stein im Grunde. Wieder und wieder schlug er zu. Da! Da sank das schwere Eisen ein. Er hob das Werkzeug empor, kniete nieder und senkte sein Ohr. Drunten rann und rauschte es. „Wasser, Wasser!" sagte er. „Hier Heinrich." Damit faßte er in die Tasche und einen blanken halben Gulden gab er seinem Heuerlinge. Dieser mußte nun eine Steinplatte auf das Loch legen und Erde darauf schaufeln.

Am Morgen des nächsten Tages war Hans Kord mit seinem früheren Meßgehilfen auf dem Wege zur Arbeitsstätte. Beim Aufsteigen sahen sie jemand von dort kommen und nach der anderen Seite hinüberschreiten. Der Bauer ballte die Faust und knirschte: „Verfluchter Hund! Was hattest Du auf dem Meinigen zu suchen?"

Es war der Hauptmann, welcher dem Herrenhause zuschritt. Am Vorabende hatte man dem Herrn eine sonst nie vorkommende Trübung des Quellwassers gemeldet, welche ein düsteres Ahnen bald mit den Arbeiten dort oben an der Höhe in Zusammenhang brachte. Deshalb hatte er sich in aller Gottesfrühe hinaufbegeben, dort auch das Grundstück seines Todfeindes betreten, der ihn aber durch Verdecken des Loches irreführte. „So! Doch wohl! Er mag hier doch wohl einen Steinbruch anlegen wollen, der Obergauner," hatte er gebrummt, dann sich thalwärts gewandt.

Odemissen maß aus, um wie viel der Quell tiefer lag, als die schmalere Wand der Schlucht, welche nach seinem Hofe hinstand. Dann ermittelte er in der Richtung nach seinem Hause zu einen Punkt, welcher um einige Fuß tiefer lag, als die Sohle der Quelle im Erdfalle. Hier trieb er einen spitzen

Pfahl so in den Boden, daß nur der weiße Kopf hervorsah. Einen zweiten Stab schlug er auf der Höhe zwischen dem ersten und dem früheren Trichter. Dann ging er mit seinem Heinrich Schwarz heim.

Am nächsten Morgen stand eine Reihe von Arbeitern wieder im Holze, in der am vorigen Tage festgestellten Richtung einen mäßig breiten Graben durch den Kamm an der Schlucht herstellend. Die einen hackten Steine und Erde los, die andern warfen den Abraum abwärts. Den ganzen Tag über blieb die Mannschaft dort oben, Speise und Trank wurde hinaufgetragen; nachts aber hielten zwei Mann bei der Arbeit Wache, jedem Neugierigen, vor allen jedem vom Herrenhofe den Zutritt wehrend. Tag um Tag wurde mit der größten Ausdauer gearbeitet, stets stand der Meier scharf lugend daneben, und wenn die Schaffenden gefragt wurden, zu welchem Zweck Odemissen sich solche Kosten mache, war stets die feststehende Antwort: „Silber, Blei und Marbelstein soll dort oben zu finden sein." Mancher sauere Schweißtropfen war geflossen, als der Graben, einige Zoll tiefer als die Sohle des unterirdischen Wasserlaufes, hergestellt war. Nur wenige Raummeter Boden galt es fortzuschaffen, um die Scheidewand zwischen dem Graben und dem Grunde des Erdfalls zu beseitigen, als Hans Kord allein mit dem Schwarz und einem Maurer zur Arbeit hinaufging. Diese beiden griffen zunächst zu Hacke und Spaten; als sie aber meldeten, das Erdreich werde naß und immer nasser, hieß der Herr sie emporkommen. Er selbst stieg hinab mit den Worten: „Nun, so will ich selbst das Liebeswerk vollenden." Zu gewaltigen Hieben erhob er die Hacke. Fest und immer fester schlug er zu. Mit einem Male stürzten Erde und Steine nieder, Wassermassen drangen auf ihn ein. Schnell beeilte er sich, hinaus aus dem Graben zu kommen. Ein mächtiger Quell brach sich nach dem Meierhofe hin Bahn. Mit langen Stangen rührten die Leute das im Graben liegende Erdreich, daß es von den Wellen weggespült wurde. Dann stiegen sie in das Rinnsal und nahmen das lose Gestein heraus.

„Nun, Herr und Gebieter, lach doch! kennst ja das Wasserrecht! Stell Dich zur Wehr, der Bauer erwartet den Zwingherrn!" lachte der Meier höhnisch und gab den Leuten die Weisung, den alten unterirdischen Lauf des Quells erst mit Wergsäcken voll Sand, dann mit Steinen und Erde fest zu verschließen und weiter an einem hübsch gemauerten Brunnenhäuschen zu arbeiten. Künftig solle herrliches Quellwasser durch Röhren geleitet in Odemissens Küche und Stallung fließen, eine neue große Bleiche mit springendem Brunnen solle beim Meierhause angelegt werden.

Frau Mathilde saß gerad in tiefster Andacht bei einem frommen Buche, als die Küchenmagd voll Schrecken meldete, die Pfeifen der Wasserleitung versagten den Dienst, es entrinne ihnen kein Tropfen mehr. Der Hauptmann schritt gerad durch den Pferdestall, als ihm auffiel, daß das Wasser nicht mehr durch die Steinkrippen rann. Er ging, Böses ahnend, auf den Hof. Der Springbrunnen im Spülbecken spendete keinen Tropfen Naß. Er eilte in die Brennerei. Dort machte er die entsprechende Erfahrung, Er eilte ins Haus. Die Schwester kam ihm entgegen: „Das Rohrwerk der Wasserleitung muß beschädigt sein, denn sie ist versiegt."

„Nein, unser ganzes Gut ist schwer geschädigt. Bauer, Bauer! Unheilstifter! Wie soll ich Dir's lohnen!"

„So hat er's gethan? Lieber Bruder! Denk doch an das Wort der Schrift! Wir sollen nicht Böses mit Bösem vergelten."

„Nein! Streicheln will ich den Gauner! Liebkosen will ich ihn, den Halunken! Zu des Spitzbuben Füßen will ich mich wälzen, bitten will ich ihn, den Räuber! Betteln gehn will ich bei ihm, dem Verfluchten, der uns unser Wasser gestohlen hat!"

Die andere schüttelte das fromme Haupt mit dem Seufzer: „O, könnte doch das eine große Herz das All der Menschheit umschließen, dann schwänden Zank und Zorn, dann erblühete ein Reich dauernden Friedens hinieden, dann stiegen die heiligen Heerscharen zu den Sterblichen hernieder, dann würde die Erde zum Himmel und wir Sünder wären Engeln gleich."

„Amen! Was frommt uns Dein gottseliges Geplärr? Das Wasser schafft es uns nicht wieder. O, dieser Schlag! Wart, Gauner! Dieb! Ich muß sehen, wie Du dies angefangen hast, Du Haupthalunke! Wart Du! Adolf Behrenstein, der in allen Ehren entlassene königlich preußische Hauptmann, muß einmal verständlich mit Dir reden! Du!"

Mit diesen Worten ging er hinaus. Der Waldschlucht schritt er zu. Mitunter machte er heftige Bewegungen mit den Händen, den Krückstock erhob er auch wohl in der Rechten, als wolle er jemand bedrohen. Rasch stürmte er die Höhe hinauf zum versiegten Quell. Er stieg in der Schlucht empor. Da stand sein Todfeind neben den Arbeitern. Ruhig, mit untergeschlagenen Armen sah er dem Kommenden entgegen. Dieser keuchte heran: „Wie? Was? Uns das Wasser nehmen?"

Ohne ein Miene zu verziehen, erhob Odemissen die Rechte, nach der Grenze hinzeigend: „Fort von meinem Grund und Boden!"

Der andere kam wütend näher, ballte die Faust und drohete: „Wart! Dir muß ich eine Hauptabrechnung zustellen!"

In einem Nu hatte der Angeredete das Handbeil ergriffen. „Fort von meinem Grund und Boden." Der andere kam dennoch näher. Da blitzte die Waffe in der Luft. „Zurück!" donnerte Odemissen, „oder ich vertreibe Gewalt mit Gewalt!" Vor Wut bebend, knirschend, fluchend, wetternd, den Hochaufgerichteten, ruhig Dastehenden in die tiefsten Tiefen der Hölle verwünschend, trat der alte Krieger den gerad nicht ehrenvollen Rückzug an.

Auf dem Edelhofe gab es keine guten Tage. Behrenstein tobte und wetterte in einem fort. Frau Mathilde weinte und betete um sein Seelenheil. Karlchen verstand nicht recht, um was es sich handelte; als aber sein Freund in aller Unschuld kam, ihn zu besuchen, wurde er mit barschen Worten vom Oheim angefahren. In grober Weise wurde dem Knaben

ein- für allemal das Herrenhaus verboten. Trotzig eilte er zu seinem Vater; dieser aber sagte: „Schön so, recht so! Das habe ich lange gewünscht! Die und wir gehören nicht zu einander."

Noch vor Tagesanbruch saß der Hauptmann im Sattel und ritt Salburg zu. Ihm folgte in gemessener Entfernung ein berittener Knecht. Dieser führte vor sich auf dem Pferde einen Sack, in welchem sich allerlei Urkunden und Klageschriften befanden. Dem Vordermanne mußte nicht allzuwohl zu Mute sein. Bald spornte er sein Tier zu größerer Eile an, bald ließ er die Hand, die den Zügel führte, lässig sinken. Sonst pflegte er hier und da vor einer Schenke anzuhalten, etwas zu sich zu nehmen, heute ritt er an jedem Wirtshause vorüber, gerad als ob ihm jene Schilder, die sie führten, ein ebenso großer Greuel wären wie den Anhängern Speners. Auch in der Fürstenstadt nahm er bei seiner Ankunft keinen Imbiß, sondern begab sich sogleich zu seinem Rechtsbeistande, wohin ihm sein Begleiter alle Schriftstücke nachtragen mußte. Der Anwalt empfing ihn mit ebensoviel Zuvorkommenheit, wie Selbstgefühl. Mit größter Selbstgefälligkeit wollte er von der Klage, welche lange über den erwähnten Flößgraben geführt war, sprechen, als ihn Behrenstein hastig unterbrach und von dem argen Schabernack erzählte, mit dem ihn in jüngster Zeit sein Nachbar gekränkt hatte. Der Mann des Rechts hörte scharf zu. Als der Beistandsuchende endete, warf jener sich gewaltig in die Brust, redete viel von Wasserrecht, behauptete, niemand könne ohne weiteres den Lauf eines Gewässers ändern. Jedenfalls sei er, falls er dieses auf seinem Grundstücke vornehmen wolle, genötigt, das Wasser wieder an der ursprünglichen Stelle auf das Gebiet seines Nachbars zu leiten. Auf die Frage, ob sich diese Rechtsbestimmung ebensowohl auf unterirdische Flußläufe, wie auf das oberirdische Rinnsal eines Baches beziehe, wußte der Rechtskundige etwas Genaues nicht zu antworten, äußerte aber mit nicht geringerer Beredsamkeit und noch größerem Nachdruck, daß ersteres aus letzterem hervorgehe. Es werde Sache des Vertreters sein, dies möglichst zu betonen, mit Geschick hervorzuheben und diese Anschauung jeder anderen gegenüber mit Wucht der Beweisgründe zur Geltung zu bringen. Er glaube annehmen zu dürfen, daß seine Gabe, derartige schwierige Angelegenheiten zu behandeln, hinreiche, der gerechten Sache den Sieg zu sichern. Dies habe er bei Führung der Klage um die vom Meier angemaßte Flößgerechtigkeit hinreichend bewiesen. Glänzend habe er für das uralte Rittergut gefochten, und diesem eine ruhmvolle Anerkennung seines Rechts auf den Inhalt des Baches geschaffen. Behrenstein hörte dem schwülstigen Vortrag gespannt zu. Zwar fühlte er wohl heraus, daß eine feste Grundlage für Führung einer Klage gegen seinen Gegner fehle, doch klang ihm das Wort des Rechtsbeflissenen zu verlockend, das eine folge natürlich aus dem andern, das Recht über die oberirdischen Wasserläufe müsse auch auf unterirdisch fließende Wasseradern Anwendung finden, und was man gern hört, glaubt man leicht.

„Ah! Herr Hauptmann, da fällt mir glücklicherweise etwas ein, was in unserem neuen Streite mit dem leidigen Meier von großem Nutzen sein könnte! Es gilt zunächst, klarzulegen, daß das Wasser seiner Quelle durch den Odemissen thatsächlich geraubt ist. Man hat da früher einmal feststellen wollen, daß der Bach, welcher in der Tiefe der Rehbergshöhle rauscht, eins mit der Westerau ist. Derohalben hat man Häckerling hineingestreut, und ist selbiges in der That und Wahrheit in der Quelle der Westerau zu Tage gekommen!"

„Nein, nein, das sagt noch nichts. Glaubwürdige Leute sollen bekundet haben, man habe einmal Enten in das Wasser der Rehbergshöhle geworfen, und selbige seien hernach aus der Westerau emporgetaucht. Lassen wir dies. Odemissen leugnet durchaus nicht, sondern rühmt sich laut dessen, daß er uns das Quellwasser abgeschnitten hat. Was feststeht, braucht nach meinem Dafürhalten nimmer bewiesen werden. Die Geltungmachung unseres Rechtes mag auf große Schwierigkeiten stoßen; aber thun Sie, was Sie können, uns unsere Quelle wiederzuverschaffen. Wir sind durch diesen letzten Streich unseres Erbfeindes zu sehr geschädigt."

Nach diesen Worten öffnete Behrenstein seinen Sack, um demselben Schriftstück um Schriftstück, Urkunde um Urkunde zu entnehmen. Ein Gegenstand nach dem anderen ward besprochen. Der Rechtsanwalt war sehr zum Wortverschwenden geneigt, nicht so sein „Freund". Dieser war jenem nie so ernst, nie so verstimmt erschienen. Als alles erledigt war, erhob er sich. Bereit zu gehen, gab er dem Anwalte den Auftrag, unverzüglich Klage gegen den Meier Odemissen zu erheben, auch das Amt Tiefenhausen zu ersuchen, sofort einen Ortsaugenschein unter Heranziehung des Klägers wie des Verklagten anzuberaumen. Mit kurzem Abschiede entfernte sich der Hauptmann.

(Fortsetzung folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Ein Bekenntnis.

Durch die Welt voll neuen Forscherstrebens
Trug ich meinen alten Glauben hin,
Und im drängenden Gewühl des Lebens
Stieß er hart an fremden Geist und Sinn.
Doch vom unerprobten Mut der Meinung
Schwoll mir warm und ungestüm die Brust;
In die volle Hochflut der Verneinung
Warf ich mich mit sich'rer Wagelust.

Eilig schwand der Grund zu meinen Füßen,
Und die Kälte drang mir bis ans Mark:
Droben strahlte keines Sternes Grüßen;
Well' auf Welle strömte hoch und stark.
Kämpfend zwang ich jede einzeln nieder,
Immer tiefer trieb es mich hinein;
Die Erkenntnis stählte meine Glieder:
Müde werden hieß verloren sein.

Hin und wieder war's als streckten Hände
Sich herab, mir rettend beizusteh'n,
Doch ich rief: Allein führ' ich's zu Ende
Oder will im Strudel untergeh'n!
Da — als ich begann herabzusinken,
Als der Arme Rüstigkeit entschwand,
Sah ich hohe, grüne Wipfel winken
Und gewann mit letzter Kraft den Strand.

Licht und Wärme strömten mir entgegen,
Der erschöpfte Schwimmer faßte Mut,
Blickte dankbar auf den reichen Segen,
Blickte schaudernd auf die dunkle Flut.
Vater, die Gefahr, der ich entronnen,
Hat uns, statt zu trennen, neu vereint;
Zweifelnd erst hab' ich Dich ganz gewonnen,
Und uns scheidet weder Freund noch Feind.

Ohne Priesterspruch und Priesterlehren
Weist das ganze All mir Deine Spur;
Ich erkenne Dich in Deiner hehren,
Nach Gesetzen waltenden Natur.
Menschengeist, der Dich vermag zu ahnen,
Menschengeist, der selbst erdenkt und schafft,
Wandelt tastend nach auf Deinen Bahnen,
Zeugt von Deiner schöpferischen Kraft.

Hier ist fester Grund, auf dem ich stehe;
Selbst die Macht des Schicksals bricht sich hier;
Gott, ich fühle mehr als Deine Nähe,
Gott, ich fühle mich ein Teil von Dir.
Heißgeliebte Augen seh ich brechen,
Höchstes Glück im Tode untergeh'n,
Doch das alte, süße Wort zu sprechen
Bleibt mir unverwehrt: Auf Wiederseh'n!

E. Gnade.

Englische Frauenbildung und deutsche Reformwünsche.

Von **M. Gallandi.**

Es ist noch nicht gar zu lange her, daß das Eröffnen einer Schule in England als Rettungsanker für alle zu gelten pflegte, die im Kampf ums Dasein sonst wo gestrauchelt waren und für andere Unternehmungen nichts taugten.

Das heißt, das Eröffnen einer Privatschule kostete nichts oder doch so gut wie nichts, setzte ferner nichts voraus und verpflichtete höchstens zum Einziehen der fees oder Schulgelder am Ende des Trimesters. Blieben die fees, mit anderen Worten die Schüler aus, so schloß sich das Unternehmen ebenso geräuschlos wie es begonnen hatte, und die Sache war damit abgethan.

Diese goldenen Tage naiven Schwindels sind, wie gesagt, dahin. Und die fremden Sprachlehrer aus der Reihe fahrender Schneidergesellen und Kammerzöfchen, denen die Verachtung John Bulls gegen alles, was nicht englisch ist, nur zu wohl diente, sind es auch. Man ist in der Abwehr der besagten Spezies in vielen Schulen dahin gekommen, die Ausländer völlig in den Bann zu thun und, wie es auch bei uns zum Teil geschieht, einheimischen Lehrkräften, die das Ausland besucht haben, den Vorzug zu geben; eine Radikalkur, die man dem Briten um so weniger übelnehmen kann, als er seinen ehemaligen Kosmopolitismus teuer bezahlen mußte.

An die Stelle des früheren laisser aller ist heute eine fieberhafte Thätigkeit und Neuerungslust in Erziehungssachen getreten; eine Thätigkeit, die vieles geändert hat, die aber, wenn sie ihre Richtung und den angenommenen Geschwindschritt nicht mäßigt, leicht in eine schlimmere Reaktion auslaufen dürfte, als das pädagogische dolce far niente der Vergangenheit sie hervorgerufen hat.

Die Sache liegt so. Als sich die Frauenbewegung, durch die politische Entwicklung Englands ans Licht gezogen, zur Tagesfrage erhob und in allen Kreisen rasche Verbreitung fand, begann es dem denkenden Engländer klar zu werden, daß etwas in seinen Schuleinrichtungen nicht richtig sei. Die horrende Vernachlässigung seines nationalen Bildungssystems kam ihm über dem fröhlichen Treiben der Privatschulenmißwirtschaft zum Bewußtsein, und er mußte sich sagen, daß er mit seinem praktischen Verstande, mit seinen aufgeklärten Ideen von geschlechtlicher Gleichberechtigung, mit seinen liberalen Konzessionen an den Zeitgeist, was die Jugenderziehung anbelangt, weit hinter irgend einen der kontinentalen Winkelstaaten zu stehen kam, die dem bloßen Namen nach zu kennen ihm mit seiner Würde nicht im Einklang schien.

Erkenntnis ist der erste Schritt zur Besserung und Britannien machte sich rüstig an die Arbeit. Die Sache ließ sich nicht wie in Deutschland durch einen Erlaß des Kultusministeriums und eine Handvoll neuer Gesetzesparagraphen ordnen. Der englische Staatsbürger erfreut sich bei weitem nicht der vormundschaftlichen Fürsorge, die uns das Leben, je nach den Umständen, leicht oder schwer zu machen pflegt.

Ja, eine staatliche Teilnahme an der Nationalerziehung hat in England überhaupt erst mit der Erziehungsakte von 1871 begonnen und steht heute, nachdem sich der Widerstand gegen diese väterliche Umsicht gelegt hat, und die Board Schools die verdiente Beachtung genießen, immer noch hinter der Leistung von Privatvereinen und Individuen in Schulsachen zurück. Die in Frage stehende Reform war also Volkssache, und das Volk ist dafür eingetreten.

Ich übergehe die geschichtliche Wiedergabe der Bewegung als über meinen Gegenstand hinausgehend und von mehr lokalem Interesse. Es kommt hier auf das bereits Vorhandene an, und ich möchte meinen Landsleuten zeigen, wie das, was wir die Überlegenheit der englischen Frauenerziehung nennen, eigentlich zu verstehen ist. Ich behaupte nicht, daß meine Angaben erschöpfend oder frei von Irrtümern seien; aber ich darf wenigstens den Mut einer eigenen Ansicht dafür in Anspruch nehmen, und ich habe mich bemüht, so objektiv zu sehen, wie es der Bedeutung des Gegenstandes angemessen ist. Ich schreibe als Frau — ich will nicht sagen für Frauen, denn die größere Zahl wird es mir kaum Dank wissen — aber als Frau für Kulturfreunde, denen das Wohl der Gesellschaft mehr als eine zeitgemäße Tendenz am Herzen liegt.

Ist die englische Frauenerziehung uns Deutschen wirklich so weit vorausgeeilt?

Ja und nein. Ja, in der Theorie, ja auch in der Bewilligung der Mittel zu ihrer praktischen Ausführung; aber nein, ohne Umschweife nein, wenn es sich um das Resultat im sozialen Sinne handelt. Ich lasse hier die gewaltige Tragweite der Primary oder Volkserziehung ganz beiseite und halte mich hauptsächlich an die Mittelklassen, die das darstellen, was deutsche Advokatinnen der Frauenbewegung als das goldene Ziel ihrer Bestrebungen ins Auge fassen: The higher Education of Women mit akademischer Gradberechtigung.

Für Mädchen in England beginnt die Ausbildung etwa im — sagen wir im zehnten Lebensjahre. (Es giebt viele, die früher anfangen, besonders seit das Kindergartensystem in Aufschwung gekommen ist, und viele, die später beginnen; zu spät, um eine stufenmäßig rationelle Entwicklung der Kräfte zu erzielen.) Sobald eine Kandidatin die Schule besucht, sei es in einer der heutzutage beliebten high Schools als day pupil oder in einem Boarding College älteren Systems, überall wird die Examensfrage zuerst aufgenommen und für sie entschieden. Entschieden! man merke wohl, die Schülerin ist von diesem Augenblick an der Stoff, den die Schule überarbeitet . . . zu wessen Gunsten, mag das Folgende erhellen.

Alle besseren Schulen der vereinigten Königreiche bereiten für öffentliche Jahresprüfungen vor, oft in ungezählten Variationen. Die Ausdehnung der public Examination boards hat mit der Frauenbewegung Schritt gehalten und hängt, wenige Ausnahmen abgerechnet, aufs engste mit den Universitäten zusammen. England hat seine Oxford und Cambridge Locals und das College of Preceptors; Schottland hat St. Andrew's University und Irland die Prüfungen des Intermediate Educational Board und der Royal University of Dublin aufzuweisen. In allen kommt eine Reihe von Prüfungsfächern zur engeren Wahl, die die Kandidatin im schriftlichen Examen bestanden haben muß, um mit dem ersehnten pass oder honor certificate belohnt zu werden. Wer Glück hat, kann sich dabei ein Stipendium verdienen; geringere Auszeichnung wird mit Buchpreisen und Medaillen belohnt. Der Erfolg hängt von der mehr oder minder gründlichen Durchnahme des Lehrstoffes, mit anderen Worten, der vorgeschriebenen Textbücher ab, und in diese Textbücher schließt sich das Gespenst, die Summe der Verantwortlichkeit für alle Lehrenden ein.

Nehmen wir nun an, daß eine intelligente Schülerin im ersten Jahr durch den junior course gepreßt wird — das kann sein, wenn auch nicht ohne einen bedeutenden Grad von Selbstverleugnung oder Ergeiz auf Seite der Lehrenden und Lernenden — daß sie denselben Kursus im nächsten Jahr mit mehr honors und mehr Medaillen in Aussicht, von vorn durchmacht, so ist sie mittlerweile alt genug geworden, um in die Senior-Abteilung einzurücken und dann die Presserei von neuem über sich ergehen zu lassen. Besagte Schülerin, das enfant cherie der high School Mistress, wählt später die Universitätscarriere, d. h. sie studiert in der Schule oder unter privater Anleitung weiter für ihren Grad und kommt, immer angenommen, über die drei Ecksteine Matric., Intermediate und B. A. hinweg. (War sie in der Lage, sich ihr Brot dazwischen selbst verdienen zu müssen, so nahm sie auf Grund des Matrikulation-Zeugnisses eine Stelle als Lehrerin an. Sie studierte bei Nacht, wenn sie ihre Korrekturen fertig hatte; ihre Stunden vorbereiten konnte sie natürlich nicht.)

Ein solches Präparat der higher education kann ihr B. A. mit Auszeichnung verdient haben und doch in Sachen des täglichen Lebens, ja, in einigen elementaren Wissensfächern hilfloser wie eine Schülerin der Volksschule sein. Ein solches Mädchen kann aber auch aus dem allen, aus der Selbstsucht, mit der es unter Vernichtung jedes individuellen Rechtes zum Spekulationsmittel ehrgeiziger Schulvorsteherinnen oder Eltern gebraucht wurde, krank, angeekelt von dem Wust toten Wissensstoffes, in ihrer natürlichen Lebensbestimmung gebrochen hervorgehen — ein Maschinenwerk, das dem Kampf ums Dasein nicht mehr gewachsen ist.

Versteht sich, ich male schwarz. Es sind die letzten Konsequenzen eines ungesunden Erziehungssystems, die ich schildere. Aber diese Konsequenzen sind keine Fabel. Sie liegen in der Natur der Dinge; in der schiefen Richtung, die die Dinge genommen haben.

Daß selbst in den besten Schulen und jedem hochtönenden Prospektus zum Trotz die Schülerinnen nur noch als Examensstoff taxiert werden, ist eine Thatsache, mit der ich mich auf die fortgesetzte Klage der englischen Erziehungsblätter berufen kann. Wir lesen in dem Organ der Teacher's Guild, The 'Journal of Education', Januarausgabe 1892, von drei verschiedenen Seiten:

„. . . Was England anbetrifft, so sah ich mich außer stande, dort irgend ein stufenmäßiges System zu verfolgen, von der elementarsten Erziehung bis zum Schluß der Universitätscarriere . . . . ich fand nichts als ein Chaos. — Versuche, dies zu bessern, sind gemacht worden und haben in Birmingham bereits Erfolg gehabt. — Der einzig leitende Gedanke in den englischen Schulen scheint der zu sein, Kandidaten für die Oxford und Cambridge Examina vorzubereiten." — —

(Hag. litt. A. Cuppy: Impressions on English and American Education.)

„Ich bin überzeugt, daß Examina dem wahren Wissen schädlich sind. — Ein Kandidat entschließt sich, die Maturitätsprüfung zu überstehen, hat wahrscheinlich von den verlangten Gegenständen keine Ahnung und sieht sich veranlaßt, in

wenigen Monaten an Stoff einzupauken, was ihn allenfalls zum Durchkommen befähigt und in weiteren sechs Monaten total vergessen ist. Kann irgend jemand behaupten, daß ein solches Programm heilsam sei oder daß der Mensch, der das fragliche Wissen gezeigt hat, damit der Verleihung eines Grades würdiger sei?" — —

(A. Bidson: The London Matriculation.)

„Keine Examina, keine Wettbewerbung, keine Erzieher mehr," schreibt Mr. Frederic Harrison im Forum. Und weiter: „Es giebt Stunden, in denen mir mit Bezug au unser Erziehungssystem nur eines gegenwärtig ist: ausstreichen und wieder frisch von vorn anfangen."

Was ich hier angreife, ist nicht das englische Collegesystem im akademischen Sinn — gleichviel, ob sich manches daran verbessern ließe — es ist das britische Schulsystem, das dem anderen in die Hände arbeiten will und doch jeden sittlichen Grund in der Erziehung vernichtet. Die Illusion möchte ich zerstören, daß wir Deutschen, wie die Dinge heute auf beiden Seiten liegen, irgend welchen Grund haben, Britannien um seine größeren Konzessionen an den Zeitgeist zu beneiden. Oder wollte jemand sein gutes, auf festem Grund aufgeführtes Haus gegen einen Prachtbau auf brüchigem Fundament vertauschen?

Ich sage, die Mitglieder der englischen Schul- oder vielmehr Examenspressen werden nicht als Selbstzweck, d. h. als denkende Wesen geschätzt, sondern fallen dem Ehrgeiz einer Spekulationserziehung zum Opfer. Und wenn wir zu diesem Schluß gekommen sind, dann müssen wir allerdings fragen, ob nicht die frühere Lady Principal mit ihrem kindlichen Standpunkt in Sachen der Pädagogik und des Wissens, die gleichwohl die Individualität ihrer Zöglinge nicht durch den Filter von higher education and equality of rights, mit so und so vielen Examenskanälen zu zwängen pflegte, die aufgeklärtere von beiden war — die unschädlichere war sie gewiß.

Man pflegt in England mit etwas nachsichtigem Lächeln von dem Steckenpferd der Methode in den deutschen Schulen zu reden. Kann sein, daß wir zu viel Gewicht auf die Methode legen. Aber das Unmethodische, das „Chaos", wie der amerikanische Korrespondent des Journal of Education sagt, das Überwältigen unverhältnismäßiger Stoffmassen in einem gedrängten Zeitraum, das Durcheinander von Bruchteilen von Fachwissenschaften, die die planvolle Entwicklung des Geistes unterbrechen und nur um der erwünschten passes willen gepaukt und dann beiseite geworfen werden, die Pflicht einer englischen Lehrerin endlich, so und so viele Kandidatinnen für die verschiedensten Examina, oft zu derselben Zeit und in derselben Klasse, vorzubereiten, alles dies sind Gebrechen, nicht bloß für die Schulen, sondern für den Kulturstandpunkt der Gesellschaft überhaupt.

Scheinbar glänzende Erfolge in der angebahnten Richtung können dem tieferen Beobachter nicht die Augen schließen. Sie sind nicht mit, sondern gegen das System errungen, weil die Anhäufung unverdauter Wissensmassen uns von der obersten Wissenschaft und von der höchsten Schule entfernt, die das Leben gewährt. Die Frage ist ja in letzter Linie nicht, wie viel hat diese oder jene gelernt, sondern wie wagt sie das Gelernte anzuwenden? Sind Thatkraft und Wille in einer Persönlichkeit hoch genug entwickelt, um eine fruchtbare Ausnutzung des Erworbenen zu gestatten, so war jedes vorangegangene Lehrsystem das richtige; sind sie es nicht — dann weg mit der Erziehung.

Ich habe mit Erstaunen gesehen — es ist ein Einzelfall, den ich jetzt ins Auge fasse — aber er hat mir bewiesen, wie viel Mangel an eigenem Urteil und an Weltkenntnis mit einem, mit Auszeichnung erworbenen B. A. bei sehr anpassungsfähigem Intellekt Hand in Hand gehen kann. Ich gebe diese Erfahrung nicht zum besten, um sie als Regel verbreiten zu helfen. Niemand kann mehr den guten Willen haben, das Gute in dem englischen Erziehungssystem der Frauen da anzuerkennen, wo es praktisch zur Erscheinung kommt. Ich will nur sagen, daß dies nicht so uneingeschränkt der Fall ist, als unsere Reformverfechterinnen es uns glauben lassen. Ich will ferner daran erinnern, daß Ganzheit und harmonische Entwicklung der Charaktere für alle Zeiten das letzte Ziel der wahren Erziehung sein werden, und daß allen, die mit Ernst und Willenskraft auf eine höhere Bildung hinarbeiten, als sie der Schulplan der deutschen Mädchenschulen bis jetzt bietet, die Mittel dazu auch unter den heutigen Verhältnissen nicht verwehrt sind, sondern sich auf dem soliden Grund unserer besseren Lehranstalten sehr wohl nachbauen lassen. Ich will endlich daran erinnern, daß auch das liberalste Erziehungsprogramm nicht reife Geister fertigstellt, weil gelerntes Wissen so lange geborgtes Gut ist, bis wir es zum praktischen Können erheben, und daß es von jedem, Mann auch Frau, abhängt, durch verständnisvolles Eindringen in die Tiefen des Lebens und in den Kreis unserer gesellschaftlichen Ordnung zu dieser Stufe emporzuklimmen.

Mein Eckardt.

Mein Herz macht wilde Sprünge,
Vom Wege biegt es ab
Und eilt zu steilen Höhen
Und will ins Thal hinab.
Es könnte sich verlaufen;
Denn trotzig ist sein Sinn.
Wo käme dann am Ende
Das tollverwegne hin?
Es giebt so viel Gefahren
In Wald und Au und Feld —
Sein Herz sich rein bewahren,
Nichts schwerer auf der Welt!

Hab einen treuen Eckardt,
Der kennt den leichten Sinn,
Stellt sich an jedem Strudel
Fürsorglich vor mich hin,
Hebt warnend schon den Finger,
Wenn steiler Absturz naht,
Und bringt mich auch im Dunkel
Noch auf den rechten Pfad,
Hält mich an beiden Händen,
Wenn schlüpfrig es und glatt,
Hat stets die Augen offen,
Wird nimmer müd und matt.

So tanzt mein Herz mit Freuden
Auf seinem Lebenspfad,
Und schaut in jede Blume,
Grüßt alles, was ihm naht;
Sieht Hohes und auch Tiefes,
Den Honig und das Gift —
Möcht auch von beidem naschen,

Wenn's gerade sich so trifft.
Und spricht es abends müde
Am Herrgottshäuschen vor,
Hat schon sein Bett bereitet
Treu Eckardt — der Humor!

Agnes Harder.

Der Spefuchs.

Humoreske von **Ludwig von Ploetz.**

(Schluß.)

Also heute morgen hatte Engelhardt am Groner Thore einen jungen Dienstmann mit hübschen Gesichtszügen getroffen, der ganz frisch in Göttingen angekommen war und erst seit wenigen Stunden hier sein Gewerbe begonnen hatte. Den kannte noch keiner von den Saxorhenanen.

An Rondorffs Jagd nach Spefüchsen hatte Engelhardt gerade gedacht. Da war ihm der Gedanke gekommen, wie es wäre, wenn er den Dienstmann gut ausstaffierte und ihn als jungen Studenten mit irgend einem schönen Namen zu Rondorff schickte.

Müller, so hieß die Rotmütze, war gern bereit zu der Maskerade und sollte also heute abend als Student von Walenski auftreten.

„Also das ist unser Spefuchs," rief Moßbach, als sein Freund geendet hatte, „das ist ja eine großartige Idee. Du bist ein Hauptkerl."

„Du mußt mir nun aber auch behilflich sein bei der Durchführung des Planes. Weihe die anderen Korpsbrüder in die Geschichte ein und lade alle heute abend in Deine Wohnung. Deine Zimmer liegen neben denen Rondorffs und wir können daher bei Dir die köstliche Scene, wie Herr von Walenski bei ihm Besuch macht, in aller Ruhe belauschen. Ich werde nun bei Tisch Rondorff sagen, ich wäre jetzt noch in aller Eile bei Walenski gewesen, und dieser hätte mir versprochen, ihm heute abend einen Besuch zu machen. Eher geht die Sache nicht, weil die Visitenkarten, die ich natürlich auch bestellt habe, nicht eher fertig werden. Zudem ist ja auch die Abenddämmerung für die Täuschung günstig."

„Soll alles geschehen und anziehen wollen wir den Kerl höchst fein, und der Friseur Koch muß auch mithelfen. Er soll aussehen wie der vollendetste Kavalier."

So plaudernd schritten die beiden dem deutschen Kaiser zu, dem Restaurant, in welchem die Saxorhenanen zu Mittag zu speisen pflegten.

Über Göttingen lag Abenddämmerung. Hinter der Hügelkette, die das Leinethal im Westen begrenzt, ging die Sonne zur Rüste, den Himmel mit rosigem Lichte färbend.

In seinem Zimmer schritt Rondorff nachdenklich auf und ab.

„Es ist bereits sieben Uhr," murmelte er, „jetzt muß er gleich kommen. Sollte mich freuen, wenn es ein netter Mensch wäre, wenn er gut zu uns passen würde. Von Walenski ist ein guter Name. Doch man kann ja nicht wissen. Erst muß man den jungen Menschen mal gesehen haben."

Währenddem ertönte im Nebenzimmer Geräusch immer lauter und lauter.

Rondorff ging rüber zu Moßbach und war erstaunt, das ganze Zimmer voll zu sehen.

„Da ist ja die ganze Saxorhenania versammelt," sagte er erstaunt.

„Ja, ja, ich habe eine Futterkiste von Hause bekommen, wir wollen bei mir Abendbrot essen. Willst Du nicht auch mein Gast sein?"

„Nachher vielleicht; aber jetzt warte ich auf Herrn von Walenski."

„Ach, der Spefuchs," erscholl es im Chor. „Na, keile ihn nur recht feste."

„Ja, ich werde ihn recht feste keilen."

Rondorff machte in seinem Zimmer noch etwas Ordnung und stellte ein Schnapsservice auf den Tisch, mit schönstem Cognac gefüllt. Er war jetzt gerüstet zu jeglichem Empfang.

Währenddessen stand Engelhardt erwartungsvoll unten in der breiten Hausthür unter dem kupfernen Kessel und ließ seine Blicke ungeduldig die Weenderstraße entlang schweifen.

Endlich flog ein Lächeln über seine Züge. Vom Markte her bog ein junger, gut gekleideter Mensch in die Straße. Er ging schnell und stand bald vor Engelhardt.

„Na, das ist ja famos, Müller, daß Sie gekommen sind, hatte schon Angst, Ihnen würde die Geschichte leid werden."

„Nein, wenn ich etwas zugesagt habe, dann thue ich es auch. Aber ein bißchen bänglich ist mir die Sache doch, Herr Doktor."

„I was, Müller. Er wird Sie schon nicht fressen. So, nun lassen Sie sich mal besehen. Donnerwetter, was sehen Sie fein aus, der reine Gigerl, das sitzt ja alles wie angegossen."

Müller sah in der That höchst elegant aus in Moßbachs Garderobe, nur die ungeschickten Gebärden verrieten noch den Dienstmann.

„Sie haben sich doch auch genau die Instruktionen gemerkt, die ich Ihnen gegeben habe. Sprechen Sie möglichst wenig und nur das, was ich Ihnen gesagt habe, lassen Sie Rondorff möglichst viel reden. Die braunen Handschuhe behalten Sie natürlich an . . . Sie bleiben höchstens zehn Minuten, dann erheben Sie sich und gehen. Na, nun machen Sie Ihre Sache gut. Sie wissen, eine fürstliche Belohnung harrt Ihrer."

Sie gingen beide die Treppe hinauf. Engelhardt verschwand leise in Moßbachs Zimmer. Müller klopfte an Rondorffs Thür und trat, als das kräftige „Herein" erschallte, mit festem Schritte ein.

Bei Moßbach lehnten die Saxorhenanen sich dicht an die zum Nebenzimmer führende Thür, begierig jedes Wort, das im Nebenzimmer gesprochen wurde, aufzufangen.

Der Platz am Schlüsselloch war für Engelhardt, den würdigen Anstifter der Geschichte, gelassen worden.

Der schmunzelte vergnüglich, wie er die Scene nebenan beobachtete.

Es ging alles wunderschön. Müller spielte seine Rolle großartig. Rondorff merkte die Täuschung nicht. Er nötigte seinen Besuch aufs Sofa und bot ihm von seinem guten Cognac an.

Müller war kein Kostverächter und schlürfte vergnüglich den gelben Trank hinunter. Rondorff goß wieder ein. Dann wurde das Gespräch intensiver.

Man unterhielt sich über Göttingen und seine Vorzüge.

Müller hielt sich genau an das, was Engelhardt ihm einstudiert hatte. Er war wirklich ausgezeichnet.

Nur seine Aussprache hätte unter Umständen zum Verräter werden können.

An dem Cognac schien er indessen großen Gefallen zu finden, denn er trank immer sofort aus, sowie ihm der liebenswürdige Wirt eingeschenkt hatte.

Rondorff schien sich anfangs zu wundern über den Durst seines Gastes, den dieser, obwohl er zum ersten Male hier zu Besuch war, so gar nicht zügelte; aber er mußte sich wohl beruhigt haben bei dem Gedanken, daß Herr von Walenski ein Russe sei, ein Kind jener wotkiliebenden Nation.

Weiter unterhielt man sich über die Vorzüge des Lebens als Korpsstudent in Göttingen. Rondorff schwärmte für das reizende „aktive" Leben und schilderte es in blühenden Farben.

Müller warf schüchtern ein, daß auch er daran gedacht hätte, irgendwo aktiv zu werden.

Rondorff ging schärfer vor und meinte, das sei eine sehr vernünftige Idee, er könne ihm nur zuraten, bei ihnen, den Saxorhenanen, einzutreten, es herrsche hier ein ganz solider, netter Ton, der ihm sehr gefallen würde, er solle nur morgen einmal zu ihnen auf Kneipe kommen. Er verpflichte sich zu nichts, er brauche sich die Sache nur mal anzusehen.

Müller erwiderte, daß er gerne kommen würde, dann lehnte er sich auf das Sofa zurück und goß wieder einen Cognac hinunter.

„Die Sache ist ja brillant verlaufen," flüsterte Engelhardt den Korpsbrüdern zu, die während der ganzen, soeben belauschten Scene mit sich kämpfen mußten, um nicht zu bersten vor Lachen. „Doch jetzt ist's Zeit, daß der Kerl geht. Er scheint aber wenig Lust zu haben."

Müller machte allerdings absolut keine Anstalten, sich zu entfernen, er lehnte behaglich im Sofa und goß wieder einen Cognac hinunter. Seine Wangen röteten sich allmählich und er wurde immer gesprächiger.

Eine Frage Rondorffs nach den derzeitigen russischen Verhältnissen brachte den Pseudo-Walenski darauf, alles auszukramen, was sich sein Dienstmanngehirn von Rußland vorstellte. Es stand dies aber nicht in der Instruktion, welche Engelhardt gegeben hatte.

„Sehen Sie, Herr Rondorff, bei uns ist es so kalt, da schmilzt der Schnee das ganze Jahr nicht weg ... Das sind schlechte Zeiten ... Und die Talglichter werden jetzt auch immer teurer, die kann man sich fast nur noch um Danzig rum leisten, in den anderen russischen Städten kosten sie zu viel Geld. Prost, Herr ..."

Er stürzte wieder ein Glas Cognac hinunter.

„Donnerwetter, der Kerl betrinkt sich nach allen Regeln der Kunst," murmelte es leise hinter der Thür.

Rondorff war einfach starr über diesen Spefuchs, von dem er annahm, daß er sich über ihn lustig machen wollte. Seine Züge wurden immer länger. Doch, um den Pflichten der Höflichkeit zu genügen, setzte er das Gespräch weiter fort und fragte den Herrn von Walenski, wie dort die Dienstverhältnisse seien, ob er schon seiner Militärpflicht genügt habe.

„Gewiß habe ich gedient, bei den Garde-Füsilieren in der Chausseestraße in Berlin, Prost, Herr," erwiderte Müller mit rauher Stimme, während seine Augen einen etwas stieren Ausdruck annahmen.

„So, Sie haben hier in Deutschland gedient?"

„Ja, das war 'ne schöne Kiste, den vielen Dienst und außerdem immer die Röcke putzen für den Herrn Feldwebel."

„Aber mein Gott, Sie brauchten doch als Einjähriger so etwas nicht zu thun, Herr von Walenski."

„Ach wat," stöhnte Müller, gänzlich aus der Rolle fallend. „Wawe tawe schwawelenski, ich bin gar keen Schwawelenski nich, ich bin ja der Dienstma ..."

Weiter kam er nicht, wie eine vom Blitzschlag getroffene Eiche fiel sein Oberkörper auf die Sofalehne.

Lautlos blieb Müller in dieser Stellung liegen.

Im Nebenzimmer erscholl jetzt eine Lachsalve, dröhnend wie ein Orkan, der die Wälder des Hochlands knickt. Das war ja eine köstliche Wendung der Dinge. Daß der Spaß derartig komisch endigen würde, hatte ja niemand erwartet.

Rondorff hatte eine Weile starr dagestanden, wie das Weib des Lot, als sie sich zu der dem Untergange geweihten Vaterstadt umgewendet hatte. Dann war er mit einem Satze in Moßbachs Zimmer und stand mitten unter den Lachern. Auf seinem Antlitz stand die Zornesröte.

„Ihr habt mich zum Narren gehabt, das sollt Ihr büßen," so rief er.

* * *

So schlimm war es aber nicht gemeint. Eine Stunde später waren die Saxorhenanen auf der Terrasse des Rhons-Restaurants auf dem Hainberge bei einer mächtigen Bowle versammelt. Man war in lustigster Stimmung. Das soeben Erlebte beherrschte noch die Gemüter aller.

Zu den Lustigen gehörte aber auch Rondorff. Er hatte sich beruhigt und lachte nun herzlich mit über den gelungenen Streich.

Man zechte wacker und die Bowlengeister sollten heute einen leichten Sieg davontragen.

Als die Saxorhenanen am nächsten Morgen erwachten, hatten sie alle denselben Katzenjammer wie er, dem seine Frau zum Frühstück einen großen Topf schwarzen Kaffee und einen sauren Häring brachte, er, der unglückliche Spefuchs.

Der gute Hirt.

Es graste die Herde wohl hoch am Fluß.
Fehl trat eines weidenden Lammes Fuß,

Tief brach es mit bröckelnden Ufers Rand
Hinab in die Stromflut. Noch hing's am Land.

Und zur Hilfe nahte der Hirte schnell,
Wo den Absturz kündet' der Hunde Gebell.

Da plötzlich — was winseln die Wächter so scheu
Und stieren hinab in das Nebelgebräu,

Das weißlich sich ballet und wallet und ruht
Auf der abendlich kühlen, der dunkelnden Flut?

Und siehst Du dort, nebelverschleiert — den Tod??
Jetzt reckt er sich auf und dem Alten er droht:

„Zurück! Nicht befreist Du Dein jammerndes Tier,
Unrettbar zur Beute verfallen mir!

Doch trittst auch Du in die Flut hinein,
Dann sind zwei Leben, statt eines, mein!"

Fest blickte der Greis ins Abendlicht:
„Den Schäflein zu helfen ist Hirtenpflicht;

Und hast Du mir Weib und Kind geraubt,
Nimm auch, wenn Du darfst, mein eisgrau Haupt." — —

„Seht! Seht doch! Die Herde zieht hirtenlos ein
Ins Dorf bei der Sonne sinkendem Schein.

Wo säumt er, der Hüter der wolligen Schar?
Wo blieb der Hunde wachsames Paar?

Und sein Lieblingslamm — nicht ist es zu sehn!
Auf! Helfet dem Greis! Ihm ist Unheil geschehn!"

So schallt es im Dorfe wohl ab und auf.
Und sie zogen hinaus im eilenden Lauf

Und die Dörfler suchten das Ufer entlang,
Bis ihnen der Hunde Geheul erklang,

Bis unten auf wellenbespültem Strand
Ihr Aug' ein rührendes Schauspiel fand:

Sie fanden im letzten Abendrot
Beim geretteten Liebling den Hirten tot.

Eugen Schwetschke.

Aus dem Leben für das Leben.

Von O. v. L.

Der Friede irrte heimatlos umher. Wo er hinkam, wies man ihm die Thür und selbst Frau von Suttner erklärte, ihm gegenüber leider nicht die Pflichten der Pflegerin und Hausfrau erfüllen zu können, da sie wegen des Kampfes für ihn so oft auf Reisen sei. Zuletzt suchte er, auf die Sanftmut und Friedfertigkeit des weiblichen Geschlechts vertrauend, Unterschlupf in einem Berliner Frauenverein. Und siehe, da war er in kurzer Zeit — aufgehoben.

*

— — Und manche Künstler und Dichter des jungen Geschlechts sahen mit Verachtung auf die Macher, die große Erfolge hatten, und sie ärgerten sich grün — was einigen ungemein leicht fiel — und begannen dann auch die Menge zu verachten. Das steigerte sich allmählich so sehr, daß sie vom Publikum überhaupt nichts wissen wollten: jedes Kunstwerk, das andere verstehen konnten, erschien ihnen als entwürdigt. So malten und dichteten sie Dinge, die niemand mehr begriff, als sie selber. Und auch das genügte manchem noch nicht. Jetzt giebt es schon einzelne, die sogar selber nicht mehr verstehen, was sie hervorbringen. Und das nennt man „l'art pour l'art." Wie nett, daß sich solch ein Widersinn nicht deutsch ausdrücken läßt.

*

In England nennt man jene Frauen, die unbedingt Gleichstellung mit den Männern verlangen, „wilde Weiber". Bei uns sind sie noch sehr selten, dagegen schwärmen halbwilde Weiber schon in Rudeln umher. Sie stehen natürlich auf dem Boden der Entwickelungslehre, sind darwinistisch angestrichen. Daher werden sie bald zu ganz wilden Weibern sich auswachsen. Das wird um so hübscher wirken, als eine Anzahl zahmer Männer in ihrem Geleite sind. Diese werden deshalb auch bei „Kongressen" in Frauenkleidern erscheinen. Die besonders zahmen sollen, wie ich höre, noch eine Ehrenschleppe angehängt bekommen. Der kostbare Brokatstoff, in den mit Hauskreuzstich silberne Pantoffel eingestickt sind, wird in Nord-Amerika gearbeitet.

*

Wer die Dinge erkennen will, der muß sie sehen können. Heute versperren Bücher die Aussicht auf die Thatsachen des Lebens. Und je mehr Bücher die meisten Gelehrten um sich anhäufen, desto weniger erkennen sie. Das gilt für die Geisteswissenschaften ebenso wie für die der Natur. Bücher sind heute oft Brillen, die blind machen.

*

Die „Programme" der heutigen Sippen im Staate sind aus toten Begriffen und aus Ichsucht zusammengesetzt; sie sind zumeist eine Sammlung von Worten, die einmal etwas bedeutet haben, heute aber nichts mehr sagen, da sie außer Gebrauch gekommen sind. Es gilt Lebendiges an ihre Stelle zu setzen, das wieder Leben zeugen kann. Und unter diesem lebendigen Gedanken steht der des richtig erfaßten Deutschtums in erster Reihe. Weiche Seelen mögen weiter träumen von Menschheitsstaat — Träume sind nicht nur zollfrei, sondern auch über jeder Kritik. Aber in den Kämpfen, die kommen werden, ist auch das reinste Weltbürgertum ein hölzernes Schwert, das beim ersten Schwunge aus dem Leim geht. Wir aber werden einen stählernen Flamberg nötig haben. Und er wird gehärtet werden auf dem Ambos der Not mit dem Hammer des Schicksals. Da ginge Holz in Splitter, deutscher Stahl wird halten.

*

Mütter, werdet deutsch! Lehrt Eure Kinder von frühesten Tagen an Wahrheit und Treue; pflanzt in sie das Bewußtsein der Pflicht; unterdrückt die Keime der Ich- und Genußsucht. Pflegt in ihnen die Kraft des Gemüts, weist sie hin auf Gott. Erzieht die Knaben zu Männern, die Töchter zu echten Müttern. Das Vaterland wird Euch dafür segnen. Dann werden auch aussterben die weibischen Jünglinge und die schlappen Männer, und ebenso die Zwitterweiber, die geschlechtlos sind und lächerliche Zerrbilder Eurer Art darstellen. Es ist große Macht in Eure Hände gegeben — erfüllt die Pflicht mit heiligem Ernst und nicht nach Launen; denn der Stoff, den Ihr vorzubilden habt, ist der edelste, den es für uns giebt: Das deutsche Geschlecht der Zukunft und zwar einer solchen, die echte Männer und Weiber haben muß, wenn wir nicht unterliegen sollen.

*

Bei vielen Menschen löst sich alle Kraft in Scheingefühlen auf. Sie stellen sich das äußere oder innere Elend der Nächsten lebhaft vor; sie sind dabei gerührt, weinen vielleicht sogar. Aber dabei fühlen sie sich sehr angenehm bewegt: sie genießen in diesen Scheingefühlen ihr Ich. Und in diesem Genuß erschöpft sich ihre Kraft; ein Opfer für andere zu bringen, fällt ihnen nicht bei. Ebenso verhalten sie sich dem Religiösen gegenüber. Sie spielen mit Gott; sie empfinden Schauer bei den Vorstellungen, die mit ihm zusammenhängen, aber das alles ist nur verfeinerter Ichgenuß, der sich selber Mittel und Zweck ist. Und so lösen diese Menschen alle Gefühl in Schein auf und werden dabei nicht besser, reiner und gottinniger.

Sei still.

Es steigt mir oft aus tiefstem Innern
Ein sehnsuchtweicher, stummer Drang;
Ein halbes Sehnen, halb Erinnern,
Es macht mich nächtens trüb und bang,
Daß, wenn der Mond durchs Fenster leuchtet,
Das halbgeschloss'ne Aug' sich feuchtet.
Sei still mein Herz!

Ich möchte frei von Sorgenlasten
In Gottes helle Welt hinaus,
Nach Jahren voll des Kampfs zu rasten;
Doch fliegt die Seele aus dem Haus,
Ruf ich zurück von ihrer Reise
Die ruhelose, spreche leise:
Sei still mein Herz!

Bist noch nicht von dem Wahn entbunden,
Daß in der Ferne wohnt die Ruh?
Willst von der Sehnsucht Du gesunden,
In eigne Tiefen tauche Du!
Wirst finden, daß es schon hinieden,
Giebt ungebrochnen Gottesfrieden —
Sei still mein Herz!

Otto von Leixner.

Neue Bücher.

Fritz Kögel: **Gastgaben-Sprüche eines Wanderers.** (Verlag von C. G. Naumann, Leipzig.)

Das ist ein feines und kluges Büchlein. In seinen acht Abschnitten: „Der Wanderer, Die Kunst, Leid und Liebe, Zarathustra, Weltlehren, Dichten und Schreiben, Ein wenig Wagner, Noch einmal Zarathustra“ findet sich manches beherzigenswerte, leicht und eindringlich geformte Wort. Auch tritt der Dichter nicht mit zu hohem Anspruch auf. Denn es ist doch wohl über sich selbst gesagt:

Alle Gedanken sind schon gedacht,
D'rum sei beim Schaffen bescheiden!
Du hast's als Künstler schon weit gebracht,
Weißt Du sie neu zu kleiden.

Viele Sprüche erreichen den besonders angenehmen Eindruck, daß man lächelnd an ihrer treffenden Wendung sich erfreut. Immerhin aber stimmt eins bedenklich. Man lauscht am Anfang gespannter und lieber als später und ist am Ende geradezu ermüdet. Wir finden die Erklärung darin, daß so vieles von der vorgetragenen Weisheit nicht aus dem eigenen Erleben, sondern aus den Anregungen Friedrich Nietzsches stammt. Für den Spruchdichter ist dies die erste Bedingung, daß aus der zwingenden Notwendigkeit des eigenen Erfahrens Gedanke und Form zugleich hervortreten. Wäre unser Wanderer wohl überhaupt auf seine Reimaphorismen verfallen, wenn die Bücher seines Propheten nicht in seine Hand gekommen? Bei seinen Liebesepigrammen renommiert er sicherlich gleich seinem großen Friedrich. Alles in allem: er ist ein angenehmer und geistreicher Gastgeber, aber ein Gastgeber aus zweiter Hand. C. K.

Dichtungen von Wolfgang Arthur Jordan. Zweite gesichtete und vermehrte Auflage. Weimar 1894.

Dieses Buch wird vermutlich weniger schaden, denn von den ohnehin nicht vielen, die unter dilettantisch anempfundener Poesie leiden, wird es wohl keiner lesen, und hie und da wird es vielleicht manchen Freude machen. Denen nämlich, für die das Reimen an sich das einzige Vergnügen an der Poesie ist, da sie für das eigentlich Dichterische kein Organ haben. Es ist Spießbürger-Familien-Poesie. In diesen Kreisen wird man die Balladen, bei denen der Dichter vorsorglicherweise meist die Quelle angegeben, z. B. Schorers Familienblatt, Stuttgarter Illustriertes Sonntagsblatt u. s. f., mit dem gehörigen Ernst aufnehmen und es sehr schön finden, wenn die Schönheit des keuschen Joseph beschrieben wird.

O Treue, wie ist sein Gang so stolz!
Auf die Schultern fällt es wie Ebenholz.“

Ein Gedicht, welches schließt:

Sie greift — Enttäuschung hat sie entweibt —
Es flüchtet der Keusche — der Mantel bleibt.

Man wird es vielleicht dem Dichter selbst glauben, was er so gerne möchte, und was uns unmöglich ist, daß er schauerlich groß sei in der „Geistermesse der Verdammten“ und erhaben in der „Weltenharfe“. Nun, so haben sie ihre Freude und er sein Publikum. Zweite Auflage ist übrigens so zu verstehen, daß er aus einer Anzahl früherer Bücher von sich die besten Stücke ausgewählt hat. C. K.

Ferdinand Bronner, **Aus Zeit und Ewigkeit.** Ein Liederbuch. (Leipzig. Verlag von C. G. Naumann.)

Dieses Buch eines jungen Mannes „Meiner Braut gewidmet“ tritt mit größeren Ansprüchen auf und bewegt sich einige Stufen höher. Der Dichter ist von den Gedanken der Epoche, von „modernen“ Ideen berührt. Ein gebildeter Jüngling der Zeit. Aber darin gleicht er seinem Vordermann, daß auch seinen Gedichten die ursprüngliche Eigenheit der Empfindung fehlt. Ich schlage das erste beste Gedicht auf:

Sommermorgen.

O wunderschöner Tag der Freude
Nach so viel Wochen trüber Qual,
Da wieder hell vom blauen Himmel
Herniedergrüßt der erste Strahl!

Da schwindet alles graue Grämen
Wie Nebel dort um jene Höh'n:
Und uns durchglüht ein sonnig Sehnen,
In weite, weite Welt zu geh'n.

Es ist alles so ganz gut empfunden und brav gesagt, aber nirgends fühlt man, daß über diesen Menschen der heilige Zwang der Dichtung gekommen, weil unsere Empfindung der Welt in ihm um eine neue Nuance eigenster Erfahrung vertieft und bereichert wird. Auch kommt es häufig nur unklar heraus, was er will. Ganz entsetzlich wird er, wo er sich bemüht, sinnig zu sein, wie in dem Gedicht: „Widmung: An eine deutsche Frau. Mit den Werken Grillparzers.“ Was seine dünnen Strophen über die „Jünger von Emmahus“ mit dem Gemälde Böcklins zu thun haben sollen, ist uns unerfindlich. Noch viel unerfindlicher aber, weshalb das letzte Stück „Die stillste Stunde“ heißt und „dem Geiste Friedrich Nietzsches“ gewidmet ist. Was sollen diese harmlosen Dinge unter dem Schatten des gewaltig ringenden, einsamen Denkers? Das letzte Gedicht, „Sonnensang“ geheißen, scheint uns das beste. Es ist merkwürdig, wie hier durch die überkommenen Nietzscheanischen Begriffe ein echtes persönliches Sehnen hindurchzubrechen scheint. C. K.

Bodo Wildberg, **Tote Triebe.** (Dresden und Leipzig 1894. Piersons Verlag.)

Dies Buch wäre so gern, was das vorige ist, Werk

eines „modernen“ Talents. Der Mann hat allerlei aufgegriffen von modernen Gedanken, wie daß man keine kranke Frau heiraten dürfe und was der allgemeinen und in ihrer Allgemeinheit völlig unfruchtbaren Ideen mehr sind. Aber die drei Erzählungen „Blonder Zauber“, „Der Sigenstein“ und „Der unfreie Wille“ sind arm erfunden und ohne alle Vertiefung. Von wirklichen Problemen der Seele hat — scheint es uns — der Verfasser nie eins zu Gesicht bekommen. Es ist alles nur theoretisch und gedacht. E. K.

Tag für Tag. Roman von Fürst K. W. Meschtscherski. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. Hermann Roskoschny. (Leipzig, Slavische Buchhandlung.)

Der Roman verrät deutlich den Einfluß von Tolstois Lehre und Leben. Meschtscherski predigt ein sozialistisch gefärbtes Christentum, das nicht beim Kanzelwort stehen bleibt, sondern auch den Weg findet zur Selbstlosigkeit der That. In ein russisches Bauerndorf, wo die sittlichen Verhältnisse sehr im Argen liegen, kommt ein junger, ideal denkender Pfarrer. Er glaubt an das Gute im Menschen trotz äußeren schlimmen Scheins, und dieser Glaube giebt ihm Mut und Kraft zum Kampfe mit den bösen Gewalten. Mit heiligem Eifer geht er an die Arbeit, seine Gemeinde aus dem Sumpf, in dem sie steckt, zu befreien und sie auf die freie, reine Höhe seines Glaubens hinaufzuführen. Ein voller Erfolg belohnt sein Streben; aber seine reformatorische Wirksamkeit hat bei der Behörde verstimmt, und der junge Pfarrer wird in ein anderes Dorf versetzt. Das ist der Schluß des Romans, und ich denke mir, daß der Dichter mit ihm sagen wollte, daß wohl der einzelne Kämpfer unterliegen kann, die Idee selbst aber notwendig triumphieren muß. Die Übersetzung des Buches rechtfertigt sich nicht allein durch seinen litterarischen Wert, sondern vor allem durch seinen tiefen, sittlichen Gehalt. P. R.

Zur Besprechung eingeschickte Bücher.

Heinrich Hansjakob: **Aus meiner Jugendzeit. Aus meiner Studienzeit. Schneeballen vom Bodensee. Wilde Kirschen. II. Dürre Blätter. II.** Heidelberg, Georg Weiß. — Dick May: **Unheimliche Geschichten.** Stuttgart, Engelhorn. — George Simmy: **Geopfert.** Stuttgart, Engelhorn. — Otto Brennekam: **Christliche Novellen.** Bayreuth, Riehrenheim und Bayerlein. — Wilhelm Hegeler: **Mutter Bertha.** Roman. Berlin W., Fontane. — Adolf Pocinelli: **Mönch und Herzogin.** Leipzig, Friedrich. — Edwin Bormann: **Leibz'ger Lerchen.** Leipzig, Selbstverlag. — Martin Greif: **Agnes Bernauer.** Leipzig, Amelang. — Klings: **Liebeswonne.** Leipzig, Claußner. — Viktor Hoeper: **Gute schlechte Menschen.** Novellen. München, Dr. E. Albert. — Gustav Falke: **Der Kuß.** München, Dr. E. Albert. **Harmlose Humoresken.** Ebendas. — S. Barinkay: **Lava. Ein Jahr aus meinem Leben.** Leipzig, Friedrich. — Carl Busse: **Stille Geschichten.** München, Dr. E. Albert.

Briefkasten.

Elsa in St. in P. „Erinnerung“ in der Sprache leider noch nicht genügend. Besten Gruß! — H. H. in Str. „An die wahre Liebe“ hat einen edlen Gedanken, aber dem Ausdruck fehlt, wie bei Ihnen meistens, die volle Klarheit und die gereifte Form. Aber deshalb dürfen Sie doch weiterhin einsenden. — Hans H. „Der Schmied von Fr.“ ist warm empfunden, aber nicht frei von rednerischem Pathos. Die kleineren Gedichte zeigen Fortschritt; eines von ihnen soll kommen. — Herrn E. H. in St. Ihr Bräutchen urteilt zu sehr mit den Augen der Liebe; ich aber als kritischer Wüterich kann dem Fräulein nicht zustimmen. Beste Grüße! — Herrn Chr. D. O. „An die Sterne“ soll gelegentlich kommen. Achten Sie mehr auf Reim und Form. — Herrn J. L. „Sommer“ und „Heide“ sind zu sehr unter unbewußtem Einfluß von fremden Vorbildern geschrieben. — Fr. v. J. in C. Der größere Teil der Aussprüche soll kommen. Beste Empfehlung. — Rot. Herzlichen Gruß und Dank für Ihren Brief. Sobald ich kann, antworte ich. — Herrn W. v. H. in R. Das wäre doch unmöglich. Sie dürfen dem Urteile der anderen Mitarbeiter vertrauen, auch wenn einmal etwas gelobt wird, was Ihnen nicht gefällt. Besten Gruß. — Herrn E. A. M. Einige Sprüche kommen. — Frl. L. H. in H. „Blümlein Erinnerung“ leider nicht druckbar. Es hinterließe bei den Lesern ein schlechtes Gedächtnis. — Frl. E. Ruhrmann. Sie wünschen einen Rat, senden mir sogar einen Briefumschlag mit Marke, aber die Hauptsache, Ihre Adresse, fehlt. Wie soll ich da antworten? — Willi Ulrich. Einige der Gedichte, besonders „Wonne, zitternde Wonne“, sprechen von heißem Empfinden, das sich dem Leser mitteilt, aber leider ist die Form nicht künstlerisch beherrscht. Besten Gruß! — Herrn W. K. in B. Alle drei Gedichte sprechen durch die reine Gesinnung zum Herzen. Aber noch immer läßt der Ausdruck künstlerische Freiheit vermissen, und prosaische Wendungen („wie sich nannte, ist nicht von Belang“) und Härten („Und nicht zurück kann's, wer's nicht greift, ersehnen“) stören den Eindruck. Herzlichen Gruß. — Herrn D. Merks, Holstein. „Ahnung“ soll gelegentlich kommen. Wegen der Herausgabe Ihrer Gedichte kann ich Ihnen keinen Rat geben. Wozu wollen Sie ein Glas Wasser ins Meer gießen? — Frau T. St. in G. „Mein Stern“ angenommen. — Herrn Joh. W. in Fr. Gedanke hübsch; Form zu herkömmlich. Wie können Sie die scheußliche Wendung „voll und ganz“ in einem Gedichte anbringen! — Till Kindberg. Noch immer zu jung. Wahrlich, kein Unglück, jung zu bleiben. Besten Gruß. — Frl. C. A. in B. Besten Dank für den Ausschnitt aus dem Blatte. Ich kannte diesen Angriff schon, der hinter kühlem Hochmut den inneren Grimm zu verstecken strebt, und habe über ihn nur gelächelt. Darum sollten auch Sie sich nicht darüber „empören“. — Frau Hanna E. in S. Nur nicht mutlos werden. Besten Gruß.— Frl. Cl. Sch. in W. Über solche Verse kann man keinen Witz machen. Die schläfern ein.

Inhalt der No. 22.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche
Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 23.

Schwestern.

Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

Nora war am vorhergehenden Abend spät nach Hause gekommen. Sie war, nachdem sie sich von Leo getrennt hatte, durch die entlegensten Straßen zurückgegangen, um die Erschütterung niederkämpfen zu können, welche diese Stunden ihr bereitet hatten, bevor sie sich den Ihren wieder zeigte.

Und dann war sie nach Hause gekommen, äußerlich gefaßt, aber sehr bleich, die Augen dunkelumrandet, wie von verhaltenen Thränen, und hatte ihre kleinen Pflichten in der Wirtschaft erfüllt, als läge nicht ein Abschied hinter ihr, der ihr fast das Herz gebrochen, der Abschied von dem Glücke eines ganzen Lebens, das nun in seiner öden Trostlosigkeit wie eine schattenarme Steppe vor ihr sich dehnte.

Die Mutter empfing sie mit Vorwürfen über ihr langes Ausbleiben; Oswald machte eine spöttische Bemerkung.

„Wenn Dein Baron nicht in Rabeberg säße," sagte er, „könnte ich mir denken, wo Du den Nachmittag warst."

Noras Wangen überzog ein dunkles Rot. „Schweige, Oswald," erwiderte sie strenge, „wer giebt Dir ein Recht, von ihm zu sprechen?"

„Ach, thue doch nicht so von oben herab," murrte der Bruder, „ich weiß es besser."

„Mutter," wandte sich das Mädchen an Frau Möller, „duldest Du es, daß Oswald das sagt?"

Frau Möller warf über ihr Strickzeug hinweg dem Sohne einen vorwurfsvollen Blick zu.

„Nein, Oswald," sagte sie, „Du hast kein Recht, zur Nora so zu sprechen. Sie hat Dich damals gerettet und den bösen Schein auf sich genommen. Dafür kannst Du ihr dankbar sein."

„War es denn Schein?" fragte er frech.

„Wagst Du etwas anderes zu behaupten?" flammte Nora auf.

„Ich behaupte gar nichts," antwortete Oswald, „ich spreche nur nach, was alle von Dir sagen."

„Das sind elende Lügen," rief sie.

„Mag sein; aber angenehm ist es nicht, daß man mich mit dem vornehmen Schwager aufzieht und mich fragt, wann denn die Hochzeit sein wird, und ob sie zur rechten oder linken Hand stattfindet."

Nora preßte ihre Hände auf das Herz. Da war er wieder, der stechende, bohrende Schmerz, der ihr den Atem zu rauben drohte und ihr die Brust beklemmte, die Pein des schuldlos Verurteilten, der für die Schuld des anderen zu büßen hat. Gab es denn nichts, was diesen Druck von ihrer Seele nahm? Würde sie verdammt sein, ihn durch ihr ferneres Leben zu schleppen und mit ihm das Brandmal auf der Stirn, das die verlorene Ehre kennzeichnete?

„Als Du uns jenen großen Kummer bereitetest, Oswald," sprach sie zu dem Bruder, „und als ich der Mutter Bitten nachgab, Dich durch eine Lüge zu retten, die mir unendlich schwer fiel, konnte ich nicht ahnen, daß ich durch meine Handlungsweise die Schande auf mich selbst laden werde, die ich von Dir gewälzt hatte. Herr von Rochus ließ sich durch meinen Jammer erweichen, Du weißt, was Du auch ihm zu danken hast und solltest jetzt nicht mutwillig die beschimpfen, die Dir Deine Freiheit und mehr als das erhalten haben."

Die Worte der Schwester verfehlten ihren Eindruck nicht; Oswald war beschämt. Er streckte Nora die Hand hin.

„Nun, nichts für ungut," sagte er, „ich kann ja nichts dafür, wenn die andern so reden."

„Schlimm genug, daß sie es thun. Du könntest mich verteidigen."

„Sie glauben mir doch nicht."

„Weil Du selbst mir nicht glaubst."

„Da Du es so bestimmt leugnest, ja. Aber was wäre denn so Großes dabei? Das Schlimmste ist nur, daß er sich nicht mehr um Dich kümmert."

Nora vermochte nicht zu antworten. Es war,

als ob der Ekel sie überwältige. Das waren die Anschauungen der Menschen um sie her, unter denen sie gezwungen war, fortan zu leben, wie sie es mit innerem Widerstreben seit dem Tode ihrer Beschützerin gethan. Sie wußte, daß auch ihre Mutter nichts dagegen eingewendet haben würde, wäre sie in Wahrheit Leos Geliebte geworden, falls dieser sich dazu verstanden hätte, für die ganze Familie mit zu sorgen.

Daß er sie heiraten wolle, hatte niemand vorausgesetzt, wie ja auch sie selbst an diesem schwindelnden Glücke gezweifelt hatte, trotz der überzeugenden Worte, die er zu ihr gesprochen. Jetzt war der berückende Traum von Glanz und Größe zerronnen, die sie aus der geliebtesten Hand empfangen sollte, — die häßliche, schmutzige Wirklichkeit nur war geblieben, die für das geopferte Glück, den heldenhaften Kampf ihres Herzens weder Dank, noch Erinnern besaß.

Es war ihr, als müsse sie fliehen weit, weit hinweg von hier, oder war die Erde nicht mehr groß genug, ein grenzenloses Leid zu bergen?

Sie empfand es als eine Art Erleichterung, daß der folgende Tag ein Sonnabend war, an welchem Frau Möller ihre Einkäufe für die nächste Woche zu machen pflegte und sie die meiste Zeit in dem Laden allein blieb. Das Geschäft ging an diesem Tage besonders lebhaft. Es war gut so. Sie mußte ihre Aufmerksamkeit den Kunden zuwenden und die quälenden Gedanken waren für eine kurze Zeit abgelenkt.

Der Vormittag war schon vorgeschritten. Die Käufer wurden seltener, als plötzlich die Ladenklingel wieder ertönte. Nora, die sich im Nebenzimmer soeben an ihre Arbeit setzen wollte, trat herein, um im nächsten Augenblicke erschreckt in der Thür stehen zu bleiben. Vor dem Ladentische stand Herr von Büchting, sich an ihrem Staunen sichtlich weidend.

„Was wünschen Sie, Herr Landrichter?“ fragte Nora, sich fassend. „Womit kann ich dienen?“

„Ich möchte Sie bitten, mir einige Cravatten wie sonst vorzulegen,“ antwortete der Besucher. „Dabei, denke ich, plaudert es sich am besten.“

„Ich glaube nicht, daß Herr Landrichter des Plauderns wegen hergekommen sind,“ entgegnete Nora ablehnend. „Ist es aber nur darum, könnte ich es mir ja auch ersparen, die verlangten Cravatten zu zeigen.“

„Seien Sie nicht gleich so kurz, schöne Nora,“ sprach Herr von Büchting. „Dies ist doch ein offener Laden, in dem man die Waren ansehen kann, soviel man will. Also her jetzt mit dem Karton. Was sollen andere Kunden denken, wenn ich hier stehe und nichts auf dem Tische liegt?“

Nora hob den Karton herab, der die Cravatten enthielt. Büchting folgte jeder ihrer Bewegungen und bewunderte den ebenmäßigen Wuchs des Mädchens, als es jetzt, die kurze Trittleiter herabsteigend, vor ihn trat.

„Prachtvolles Frauenzimmer,“ dachte er, „diese Formen! Und dabei wie eine Tanne gewachsen.“

„Was ich eigentlich fragen wollte, Fräulein Möller,“ begann er, „nachdem wir uns so lange nicht gesehen; — wie ist es Ihnen ergangen? Was macht der Bruder, der damals diese kleine Verdrießlichkeit hatte, in die ich durch meine amtliche Stellung verwickelt war?“

Die Frage berührte Nora unangenehm, dennoch suchte sie ihre Ruhe zu bewahren.

„Ich danke für die teilnehmende Frage, Herr Landrichter,“ sagte sie kühl, „meinem Bruder geht es gut. Er ist in einer Stellung, in welcher er sich wohl fühlt, und sein Prinzipal hat noch keine Klage über ihn geführt.“

„Nun, für Sie war die Geschichte mit Bendler recht fatal; gestehen Sie es nur offen, Fräulein Nora. Sie mußten Rochus recht dankbar sein, daß er Ihnen heraushalf.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sprach Nora, und vermochte es nicht zu hindern, daß ihre Lippen bebten.

„O, Sie verstehen mich ganz gut, kleine Heuchlerin,“ entgegnete Büchting mit einem faunischen Lächeln. „Ich hätte es übrigens an Rochus' Stelle ebenso gemacht, wenn es sich um Sie gehandelt hätte.“

Nora antwortete nicht.

„Sie sind unnahbar, wie ein Gletscher, auf diesem Punkte,“ fuhr er fort, als sie stumm blieb, „nur schade, daß Ihnen Ihre kleine Komödie nichts nützt. Ziehen Sie es denn wirklich vor, als Hehlerin Ihres Bruders zu gelten?“

„Herr Landrichter, ich verbiete Ihnen, dieses Wort zu gebrauchen,“ fuhr Nora auf.

„Sehen Sie, dieser Zorn war aufrichtig. Wir kommen dem Ziele schon näher. Also Hehlerin wollen Sie nicht sein, so bleibt es dabei, daß Ihr Beschützer die Wahrheit gesprochen, die Sie selbst ja wohl mit anhörten.“

„Bei welchem Anlasse?“

„An jenem Morgen, als ich Rochus im Auftrage des Bankier Bendler befragen kam, ob der bewußte Tausendmarkschein von ihm stamme. Werden Sie doch nicht so rot, schöne Nora, obgleich es Ihnen reizend steht. Ich bin im Besitze recht scharfer Augen und Ohren. Als ich mich bei Ihrem — hm, Freunde melden ließ, hörte ich in seinem Zimmer sprechen und doch war er allein, sowie ich eintrat. Der ungeschickte Bursche, den er damals hatte, war weniger gewandt, als sein Herr. Er räumte das Kaffeegeschirr erst in meiner Gegenwart weg, und ich sah deutlich, daß zwei Tassen dabei waren. Wen sollte der Herr Lieutenant so früh zu Gaste gehabt haben? dachte ich, und faßte, nachdem ich meine Unterredung mit ihm beendet hatte, in einer Restauration seiner Wohnung gegenüber Posto. Meine Ausdauer wurde schnell genug belohnt. Ich hatte kaum eine Viertelstunde gewartet, als Sie das Haus verließen, schöne Nora. Ich glaube nicht, daß Sie andere Bekannte dort hatten.“

Nora hatte unter der Erzählung mehrmals die Farbe gewechselt, was Büchting mit unverkennbarem Behagen beobachtete.

„Darf ich erfahren, zu welchem Zwecke Sie mir dies mitteilen?“ fragte sie.

„Ich wollte Ihnen damit darthun, meine spröde Kleine, daß ich Ihre so gern zur Schau getragene Eiseskälte anzuzweifeln alle Ursache habe und daß

Sie mir gegenüber immer ein wenig andere Saiten aufziehen könnten. Es wäre ja nur zu Ihrem Vorteil."

„Herr von Büchting!"

„Ereifern Sie sich nicht. Lassen Sie uns vernünftig reden. Mit Rochus ist es doch vorläufig nichts mehr. Der verlobt sich heute, und die hübsche Ellen wird wohl ein wachsames Auge auf ihn haben; Tante Sernsheim traut ihm so schon nicht recht. Nun also, wenn es Rochus nicht sein kann, warum sollte ich es nicht sein? Sie machen keinen schlechteren Tausch. Ich werde mir Mühe geben, ihm an Freigebigkeit nicht nachzustehen."

„Sie sind ein Unverschämter und werden augenblicklich den Laden verlassen," rief Nora aus.

„Thorheit," lachte er, „stellen Sie sich doch nicht so. Diese stolze Miene, dieses funkelnde Auge sind zwar entzückend, aber doch bei Ihrer Vergangenheit sehr wenig am Platze."

„Bei meiner Vergangenheit? Wollen Sie mich beschimpfen?"

„O nein, nur Sie belehren, daß man kein Recht hat, die Tugendheldin zu heucheln, wenn man sich die Frühbesuche bei anderen so hoch bezahlen läßt. Also wollen Sie, oder wollen Sie nicht?"

Er hatte sich ihr genähert und wollte sie an das Kinn fassen. Nora riß die große Leinwandschere empor, die sie an einem Bande an der Seite trug, und hielt sie drohend zur Abwehr gegen den Frechen.

„Noch einen Schritt weiter, Sie Elender," rief sie, „und ich steche Ihnen das Auge aus."

Vor dem jetzt erschreckenden Anblicke des Mädchens wich er etwas zurück. Er sah, daß er es nicht noch mehr reizen dürfe.

„Das ist ja die reinste Walküre, die Sie darstellen," versuchte er zu spotten. „Sie zeigen sich von einer neuen Seite, Nora, aber immer von einer interessanten. Nun, ich will Sie jetzt allein lassen. Bekanntschaft mit Ihrer Schere habe ich nicht Lust zu machen. Hoffentlich empfangen Sie mich das nächste Mal besser. Überlegen Sie sich meinen Vorschlag. Guter Rat kommt über Nacht. Hier ist meine Adresse."

Er war fort; Nora sank wie gebrochen in den nächsten Stuhl. Sie hatte ein Empfinden, als ob der Boden unter ihren Füßen schwanke, oder als ob er im gleichen Momente sich öffnen müsse, sie aufzunehmen, um sie vor der unverdienten Schmach zu schützen, die sie von allen Seiten traf.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Abend dieses Tages versammelte in den festlich geschmückten Räumen des Sernsheimschen Hauses eine zahlreiche und glänzende Gesellschaft, um das Verlobungsfest des jungen Paares zu feiern.

Selten hatte ein geschlossenes Bündnis sich so allgemeinen Beifalls zu erfreuen, wie dieses. Gab es wohl zwei Menschen, die besser für einander paßten, als Leo von Rochus und Ellen von Walldorf? Man hatte es ja längst gewahrt, daß sie sich liebten; eigentlich war man kaum noch überrascht, daß sie ein Paar würden.

Und man feierte das frohe Ereignis in heiteren oder ernsten Reden, man verglich die liebliche Braut mit einer eben erblühten Rose, die die Liebe wachgeküßt habe, und pries den Verlobten glücklich, diese Wunderblume sein eigen nennen zu dürfen.

Ellen sah in ihrer bräutlichen Verklärung ungewöhnlich reizend aus. Sie nahm mit verschämter Freude die Glückwünsche der Bekannten, die Neckereien ihrer Freundinnen entgegen, von welchen mehr als eine sie um den stattlichen Bräutigam beneidete, den der Ernst der Züge so männlich schön erscheinen ließ. Ellen, die nie etwas außer ihrer eigenen Person beachtete, fiel seine häufige Versunkenheit so wenig wie am Vormittage auf. Schärfer traf ihn der argwöhnische Blick der Gräfin, der die Wolke auf seiner Stirn nicht entging. Welche Undankbarkeit! Am Ende dachte er noch gar an die verhaßte Pflegeschwester seiner jetzigen Braut und vielleicht betrog er das harmlose süße Wesen noch, das ihn so anbetete.

Die Gräfin nahm sich vor, mit Argusaugen über das Glück ihres Lieblings zu wachen und nachsichtslose Strenge walten zu lassen, falls sie etwas entdecke, das für Leos Falschheit einen Beleg liefere.

Die Jugend wollte nach Tische tanzen. Das Souper wurde deshalb früher aufgehoben. Die älteren Damen nahmen ihre Beobachtungsposten auf den Sofas im Tanzsaale ein, die Herren verteilten sich in die übrigen Räume, um bei Cigarren und Wein über Politik und Tagesereignisse zu sprechen.

Leo eröffnete mit Ellen den ersten Tanz und sie schmiegte sich selig in seinen Arm, um mit ihm nach den Klängen des Myrtenblüten-Walzers dahinzufliegen.

„O, Leo, das Leben ist so schön!"

Sie flüsterte es ihm zu, während sie tanzten, und er lächelte auf sie herab, aber es war ein trübes und bitteres Lächeln.

Sie blieben in einer Ecke des Saales nebeneinander stehen. Ellen kühlte mit dem kostbaren Perlmutterfächer ihr erhitztes Gesichtchen.

„Ich bin so glücklich," hauchte sie, „bist Du es auch?"

Eine bedrückende Frage! Was konnte er ihr antworten? Es widerstrebte ihm, sie zu belügen und dennoch war er gezwungen, ihr etwas zu sagen, das einer Bejahung gleichkam.

„Wie sollte ich nicht?" entgegnete er, sich mit einer Gegenfrage aus dem Zwiespalt ziehend. „Zweifelst Du daran, Ellen?"

Die großen strahlenden Kinderaugen trafen die seinen in hingebender Innigkeit.

„Ich zweifeln an dem, was Du sagst? Liebster, Geliebter? O, niemals, niemals!"

Das schrankenlose Vertrauen, das aus den wenigen Worten sprach, beschämte ihn, wie es ihn auch rührte. Hätte er ihr mehr zu geben vermocht in Erwiderung ihrer Liebe! Aber sein Herz war nicht bei ihr. Er blickte über ihre holde Erscheinung

hinweg in ein schlicht ausgestattetes Zimmer, in welchem bei einer düster brennenden Lampe ein einsames Mädchen saß, das vielleicht zur gleichen Stunde an ihn dachte, und es war ihm, als ob er einen körperlichen Schmerz bei dieser Vorstellung empfände.

„Ich finde es zu nett," plauderte Ellen weiter, „daß unsere Verlobung jetzt nicht mehr geheim ist. Nun brauchen wir uns nicht mehr so in acht zu nehmen, wie bisher. Du kannst mich immer führen, und wenn Du hier bist, jeden Abend in unserer Loge sein. Freust Du Dich nicht auch darüber?"

„Gewiß, gewiß," sagte er zerstreut.

„Es ist nur unangenehm, daß Du die meiste Zeit so weit weg bist. Gefällt es Dir denn in Radeberg?"

„Nein, es ist ein entsetzliches Nest."

„Warum kannst Du nicht wieder hierher?"

„Das hängt nicht von mir ab, Ellen."

„Dein Regimentskommandeur war recht garstig, daß er es zugab."

„Er wird seine Gründe gehabt haben. Der Soldat muß dorthin gehen, wohin er geschickt wird."

„Bis wir heiraten, bist Du wieder hier."

„Es ist die Frage. Über unsere Heirat ist ja noch nichts bestimmt."

Sie lachte schelmisch. „O, schon ganz genau. Ich habe es gehört, wie Onkel Ernst mit Tante davon sprach. Wir warten nur bis Ostern; länger nicht."

Nur noch vier Monate! Aber vielleicht war es besser so. Er wußte nicht, ob er länger seine Rolle als glücklicher Bräutigam würde ertragen können.

„In der nächsten Woche wird meine Aussteuer angefangen," erzählte Ellen. „Tante hat mir versprochen, daß ich mir alles allein aussuchen darf. O, ich kann es nicht hübsch genug bekommen, was in unser künftiges Haus soll. Denke Dir, hörte ich heute durch die Stickerin, daß eine der besten Arbeiterinnen in diesen Dingen unsere einstige Nora ist. Es ist zu sonderbar, daß sie mir nun vielleicht meine Aussteuer nähen wird."

Diesmal mußte sie es bemerken, daß er zusammenzuckte.

„Was ist Dir, Schatz?"

„Nichts, gar nichts," antwortete er, „aber um auf Deine Worte von vorhin zu kommen — auch ich finde es — sonderbar, daß die Pflegetochter Deiner verstorbenen Mutter in solcher Weise für Dich thätig sein soll, und würde es passender finden, wenn Du Deine Wäsche von jemand anderem anfertigen ließest."

„Warum, Leo?" fragte sie naiv. „Es wäre für Nora doch ein bedeutender Verdienst."

„Eben darum," murmelte er.

„Was hast Du dagegen einzuwenden?"

„Ich sagte es schon."

„Ach, daß sie früher in unserem Hause war? Aber das ist doch schon lange her."

„So lange, daß Du meinst, auf sie keine Rücksicht mehr nehmen zu müssen, die Dir als Schwester einst lieb und wert war," sagte er.

„Aber ich thue ihr ja nichts," meinte sie, „es ist doch nur Gutes, was ich ihr erweisen will."

„Wer weiß, wie Deine selige Mutter in diesem Falle gehandelt hätte!"

„Mama!" sagte sie nachdenklich. „Ich war noch klein, als sie Nora zu sich nahm. Weißt Du, Leo, daß ich jetzt, nun ich erwachsen bin, es eigentlich doch nicht begreifen kann, wie Mama dazu kam?"

„Ein großes, goldenes Herz, wie das Deiner Mutter, wird in seiner tiefen Güte selten von der Welt begriffen, Du aber als Tochter solltest Dir Mühe geben, es zu thun."

Sie erfaßte zum Glücke den herben Tadel seiner Worte nicht.

„Ich glaube, daß Mama unendlich gut war," erwiderte sie ohne Empfindlichkeit, „aber es war so seltsam — sie machte nie zwischen den Menschen einen Unterschied; ihr war der Bettler auf der Straße gerade ebenso viel wert, wie irgend jemand aus unseren Kreisen."

„Diese Anschauung war es, die sie so hoch über alle anderen erhob."

„Tante ist doch auch so seelensgut," sprach Ellen, den spöttischen Ausdruck seiner Mienen nicht gewahrend. „Freilich sind beide voneinander verschieden."

„Du kannst unmöglich die Gräfin mit Deiner Mutter vergleichen, beide sind wie Tag und Nacht."

„Aber Leo, ich verdanke Tante doch auch so viel. Sie hat mich mit gleich zärtlicher Liebe erzogen, wie Mama, sie thut alles, was ich nur wünsche, sie ist wohlthätig gegen Arme und freundlich gegen die Bekannten, mit denen wir verkehren."

„Nun, und was noch von vortrefflichen Eigenschaften?" fragte er, als sie inne hielt.

„Sie hat nur etwas andere Ansichten als Mama über die Menschen. Sie meint, daß wir die unter uns stehenden doch auch geringer schätzen müssen, als die uns gleichgestellten."

„Das findest Du natürlich auch?"

„Ja, ich denke, daß sie recht hat und daß es mir niemals in den Sinn kommen würde, zu handeln, wie Mama es that, zum Beispiel, das erste beste Mädchen von der Straße als Pflegekind in das Haus zu nehmen. Man kann, wie Tante sagt, nicht wissen, wie es nachher wird."

„So? Hat denn Nora Deine selige Mutter in ihren Erwartungen so enttäuscht?" konnte Leo sich nicht enthalten zu äußern.

„Nein, aber was hatte es für einen Zweck, sie so vornehm zu erziehen, sie alles lernen zu lassen, was ich lernte und sie zu einer Dame zu machen, die sie ja doch niemals werden wird?"

Ein Kamerad Leos kam, die junge Braut um eine Extratour zu bitten und überhob ihn der Entgegnung auf die soeben vernommenen Ansichten Ellens, aus welchen er die Erziehung der Tante herauszuhören meinte. Zu einer Fortsetzung des Gespräches kam es nicht.

Ellen wurde von den anwesenden Herren unaufhörlich zum Tanze geholt, auch Leo begann die Freundinnen seiner Braut der Reihe nach aufzufordern. Er tanzte lebhafter als je, als suche er sich

in der erzwungenen Zerstreuung gewaltsam zu betäuben.

Es war eine Pause eingetreten, in welcher Erfrischungen umhergereicht wurden. Leo hatte eine Botschaft Ellens an seinen Vater übermittelt, der mit anderen Herren am Spieltische saß, und wollte durch das Rauchzimmer in den Ballsaal zurückkehren, als der Landrichter von Büchting auf ihn zutrat.

„Rochus, auf ein Wort," rief er vertraulich.

Leo folgte ihm in eine Fensternische, ziemlich befremdet, was der andere ihm sagen wolle.

„Sie sind jetzt am Ziele Ihrer Wünsche," begann der Landrichter, „und haben mit Ihrer Verlobung das große Los gezogen. Wirklich, Sie sind ein beneidenswerter Mensch!"

„War es das, was Sie mir so geheimnisvoll mitteilen wollten? Ihren Glückwunsch sprachen Sie ja schon vorher aus."

„Nein, es ist nicht alles. Ich wollte Sie nur daran erinnern, was Sie für ein enormes Glück zu machen im Begriffe sind, ehe ich zu meinem eigentlichen Zwecke gelange."

„Zu welchem Sie jedenfalls einen bedeutenden Umweg zu nehmen scheinen."

„Ich bin gleich daran. Da Sie also jetzt Bräutigam sind, werden Sie, wie alle es zu thun pflegen, Ihre früheren kleinen Rechnungen — wie man das nennt — beglichen haben, und von nun an ein hausbackener solider künftiger Ehemann werden."

„Was soll das heißen? Ich verstehe nicht, was Sie damit ausdrücken wollen."

„Nun denn, kurz und bündig: Ist es zwischen Ihnen und der schönen Möller endgültig aus?"

„Herr von Büchting!" loderte Leo auf.

„Aber, ich bitte Sie, warum denn unter uns Männern diese Geheimniskrämerei? Ich habe mich zurückgezogen, weil ich Ihnen nicht im Wege sein wollte und weil ich auch damals wenig Aussichten hatte, zu reüssieren. Jetzt aber liegen die Verhältnisse doch anders, und wenn die schöne Nora auf Sie nicht mehr rechnen kann, wird sie mit einem Ersatze schon zufrieden sein."

„Sagen Sie ihr das doch selbst, so wissen Sie gleich, wie Sie mit ihr daran sind."

„Ich habe es schon heute morgen versucht, aber diese bezaubernde Teufelin ist ungewöhnlich eigensinnig. Sie will sich zu keinem Zugeständnis herbeilassen."

„So rate ich Ihnen, Ihre Bemühungen überhaupt einzustellen."

„Lieber Rochus, das ist purer Neid von Ihnen. Ich möchte Sie eher ersuchen, ein gutes Wort bei ihr für mich einzulegen."

„Ich? Sind Sie von Sinnen? Was wollen Sie von ihr?"

Der Landrichter lächelte höhnisch. „Ja, was wollen Sie denn von ihr?"

„Das geht Sie nichts an. Ich frage jetzt, ob Sie sie heiraten wollen?"

Büchting starrte ihn sprachlos an. „Mir scheint, in diesem Augenblicke ist es bei Ihnen nicht richtig," sagte er endlich. „Ich das Mädchen heiraten!"

„Nun, wozu wollen Sie denn sonst meine Fürsprache?"

„Sie sind rührend, mir zuzumuten, Ihre bisherige Maitresse zu ehelichen."

„Dies Wort verbiete ich Ihnen auf Nora anzuwenden," rief Leo wutentbrannt.

„Machen Sie sich nicht lächerlich. Was war sie besseres?"

„Ich werde Sie zur Rechenschaft dafür ziehen."

„Das wird Ihnen schwer fallen. Beweisen Sie es, daß sie es nicht war."

„Nehmen Sie das Wort zurück," keuchte Leo, seiner kaum noch mächtig, hervor.

„Geben Sie sich keine Mühe; ich halte sie für das, was sie ist, und werde auch trotz Ihres Rittertumes sie bekommen."

„Nichtswürdiger!"

Der Handschuh, den er abgestreift, traf des Landrichters Wange, der vor Zorn erbleichend zurückfuhr.

„Sie werden mir für diese Beleidigung mit Ihrem Blute zahlen," zischte er.

„Ich erwarte morgen früh Ihre Zeugen und stehe Ihnen zur Verfügung."

Der immer lauter werdende Wortwechsel hatte die in dem Zimmer Befindlichen aufmerksam gemacht. Ein Freund Leos, Graf Harrach, eilte auf die Gegner zu.

„Rochus, Büchting, was fällt Euch ein?" rief er betroffen.

„Du wirst es morgen früh durch einen Beistand dieses Herrn erfahren," erwiderte Leo, sich mühsam bezwingend.

Büchting verbeugte sich kalt. „Ich werde sofort meinen Freund, den Baron von Metsch, in Kenntnis setzen," sagte er, festen Schrittes das Rauchzimmer verlassend.

„Leo, um Gottes willen, wie konntest Du Dich so gehen lassen?" redete Graf Harrach den jungen Offizier an, der finster, mit zusammengebissenen Zähnen vor ihm stand. „Es war doch sicher keine Veranlassung, sich gleich die Hälse brechen zu wollen. Was hattet Ihr nur miteinander?"

„Frage nicht. Ich werde es nun einmal nie dulden, daß die Ehre derer besudelt wird, die ich liebe und achte."

„War es Ellens wegen? Er bewarb sich ja auch um sie, aber Du bist doch jetzt sein Sieger."

„Nein, es handelte sich um Ellen nicht."

„Dann begreife ich Dich nicht. Aber heute an Deinem Verlobungstage! Welch unseliges Zusammentreffen!"

„Ein schlechtes Omen, nicht wahr?" lächelte Leo in bitterer Ironie.

„Gleichviel. Es ist unangenehm und gegenwärtig von Wichtigkeit, daß Deine Braut nichts davon erfährt. Wie würde sie sich ängstigen!"

„Wenn ich fallen sollte, erfährt sie es doch."

„Geht Dir ihr Schmerz nicht nahe, Du unbegreiflicher Bräutigam?"

Leo dachte daran, daß ihn Noras Trauer tiefer

berühren würde, wenn sie es ahnte, daß er sein Leben für sie auf das Spiel setzte.

„Noch bin ich ja nicht gestorben," antwortete er trocken auf des Kameraden Bemerkung. „Meinst Du übrigens, daß Frauenherzen über einem Verluste brechen?"

„Daran zweifle ich nicht," sprach Graf Harrach mit Wärme. „Wenn wir wahrhaft von ihnen geliebt werden."

„Wenn wir wahrhaft von ihnen geliebt werden," wiederholte Leo träumerisch. „Ich glaube das nur von einer, die ich kenne."

„Und das ist jedenfalls Deine Braut."

„Kann sein," sprach Leo abbrechend. „Ich erwarte Dich morgen um zehn zu der notwendigen Besprechung. Stelle mit Metsch die Bedingungen fest und sollte es mir beschieden sein, nicht wiederzukehren, nimm Dich Ellens an."

Er ging in den Tanzsaal zurück, um seine Braut zu einer Walzertour aufzufordern; Büchting war bereits verschwunden. Das Fest endete in allgemein fröhlicher Stimmung. Der kleine Zwischenfall war nur von wenigen bemerkt worden und diese wenigen wurden von Harrach ersucht, ihn geheim zu halten, um die Damen nicht zu erschrecken.

Der Baron hörte am anderen Morgen, welch ein Mißklang in die Verlobungsfeier gefallen sei, ohne den eigentlichen Grund erfahren zu können. Auch er glaubte, daß eine Eifersuchtsscene mit dem abgewiesenen Bewerber den Anlaß gegeben habe und tadelte seinen Sohn, die Sache nicht gütlich beigelegt wissen zu wollen.

„Es ist eine Thorheit von Dir, Leo," sagte er, „alle Dinge so auf die Spitze zu treiben. Deine Heftigkeit, Deine Unbesonnenheit spielen Dir bei allen Gelegenheiten die bösesten Streiche. Büchting ist gar keiner von denen, die Händel suchen. Er macht im Gegenteil den Eindruck eines beherrschten Mannes. Wie konntet Ihr so aneinander geraten?"

„Er ist ein Elender, den ich verachte," rief Leo leidenschaftlich.

„Du bist seit einiger Zeit mit Deiner Verachtung oder Deinem Hasse gleich bei der Hand," bemerkte der Baron achselzuckend. „Es liegt in Deiner Stimmung, aber auch diese solltest Du nicht an dem ersten beliebigen auslassen."

„Ich könnte diesen Menschen ermorden, so verabscheue ich ihn."

„Wegen einer offenbaren Lappalie, oder einer Meinungsverschiedenheit? Welche Unvernunft!"

„Es ist keine Lappalie."

„Harrach deutete etwas von Eifersucht an, als ich ihn gestern fragte. Du hast doch keine Ursache mehr dazu, Leo."

„Nenne es, wie Du willst."

„Wie aufgeregt Du bist! Steckt vielleicht etwas anderes dahinter? Auf Ellen bist Du keinesfalls so eifersüchtig, nach dem, wie Du Dich über sie äußerst."

Leo biß sich auf die Lippen. „Wie käme ich dazu, auf Ellen eifersüchtig zu sein?" entgegnete er sarkastisch. „Sie versichert mich ja fortwährend ihrer Liebe und bekräftigt die Versicherung mit unzähligen Küssen."

„Du bist herzlos gegen sie."

„Nein, ich mag nur diese ewigen Zärtlichkeiten nicht."

„Gieb Dir Mühe, Ellen ein wenig zu lieben und der unschuldige Ausdruck ihrer Zuneigung wird Dir nicht so lästig sein."

„Ich lasse es mir ja ohne Widerrede gefallen."

„Aber Du beurteilst sie härter deshalb, als Du es dürftest. Erinnere Dich, daß Ellen verhältnismäßig allein in der Welt steht, daß Du ihr alles ersetzen sollst, was ihr an Liebesbanden früh geraubt wurde. Ist es denn ein Wunder, wenn sie auf Dich die volle Zärtlichkeit ihres weichen und reinen Herzens überträgt? Auf Dich, dem sie gehören wird, als ihrem künftigen Gatten?"

„Es ist ja noch die Frage, ob etwas daraus wird," sagte Leo ungeduldig.

„Was meinst Du damit?"

„Den Gang, den ich morgen vorhabe," war die kühle Erwiderung. „Büchting ist ein vortrefflicher Schütze, das einzige Gute an ihm."

„Hat er Dich auf Pistolen fordern lassen?"

„Ich wollte nichts anderes."

„Du spielst in wahrhaft frevelhafter Weise mit Deinem Leben, das Dir jetzt kostbarer als je sein müßte, weil es Dir nicht mehr allein gehört."

„Darüber ließe sich streiten. Mir war es vorher lieber und daher auch kostbarer."

Es entstand eine Pause zwischen ihnen. Der Baron wagte den Sohn durch den Tadel nicht noch mehr zu reizen, der ihm auf den Lippen schwebte. Er war so zufrieden gewesen, daß alles bisher so glatt gegangen und nun diese neue Sorge! Leo schien einen unglücklichen Ausgang des Duelles geradezu zu wünschen. Daß er das Opfer, welches er der Familienehre brachte, auch gar so schwer nahm! Mein Gott, es war doch keine Überwindung, ein so reizendes Mädchen wie Ellen zu heiraten.

Leo hatte sich an seines Vaters Schreibtisch gesetzt und einige Zeilen auf das Papier geworfen.

„Papa, eine Frage."

„Was betrifft sie?"

„Ist die Urkunde der Schenkung von Helenenhof schon ausgefertigt?"

„Bis auf einige gerichtliche Formalitäten, ja. Ellen hat schon gestern die Vollmacht unterschrieben."

„Und wenn ich sterbe, geht die Besitzung auf Dich über?"

„Warum willst Du das wissen?"

„Weil ich nicht wünsche, daß Du den Kaufpreis verlörest, der für meine Hand gezahlt werden soll."

„Was das wieder für Ausdrücke sind!"

„Weißt Du einen besseren dafür? Aber es hat nichts zu bedeuten. Wir sind beide Bettler, ohne Ellens Reichtum, darüber brauchen wir uns keine Illusionen zu machen. Ich habe es mir auch zur Sicherheit noch von unserem Bankier bestätigen lassen. Du gestandest mir ja selbst, daß Du mit auf das Vermögen meiner einstigen Frau angewiesen seiest."

„Als ob das ein so unerhörter Fall wäre! Meggendorf und andere Güter würden binnen kurzem subhastiert, wenn ihre künftigen Besitzer ihre Verhältnisse nicht durch reiche Heiraten sanierten."

„O ja, ich weiß das. Es ist durchaus nichts Seltenes. Um es also kurz zu machen: ich habe soeben die Verfügung getroffen, daß alles, was ich besitze, im Falle meines Todes auf Dich übergeht. Das wäre nun allerdings nicht nennenswert, wenn man Dir Helenenhof nicht ließe. Glaubst Du, daß es bei der Bestimmung bleibt?"

„Wie ich Ellen kenne, wohl. Die Tante hat über ihr Vermögen nicht zu verfügen. Aber weshalb quälst Du Dich mit derartigen Gedanken?"

„Man pflegt sein Haus zu bestellen, ehe man dem Tode entgegentritt. Was hätte ich übrigens von dem Opfer meines Lebensglückes, wenn ich Dich nicht einmal vor dem Ruin und einem entbehrungsvollen Alter bewahren könnte? — Und Prozesse noch um jene Schenkung wäre eine unangenehme Vorstellung."

„Es wird nicht dazu kommen, so wenig, wie Du in diesem Duelle unterliegen wirst."

Leo reichte seinem Vater das beschriebene Blatt.

„Gieb es Ellen, wenn —" er vollendete nicht.

„Und weiter hast Du ihr nichts zu sagen?"

„Sie weiß doch von der ganzen Angelegenheit nichts. Warum ihr Herz mit Sorge belasten? Du kennst ihrer Tante Grundsätze, alles fernzuhalten, was ihr Aufregung bereiten könnte."

„Ist der Ausgang für Dich ein glücklicher, dann ist es nicht zu verheimlichen, um so weniger, da der Kampf ihretwegen stattfindet."

„Da irrst Du Dich vollständig."

„Nun, werde ich endlich die Wahrheit erfahren?"

„Büchting beleidigte Nora. Du wirst wissen, daß ich darin empfindlich bin."

„Nora!" Der Baron ließ vor Erstaunen das Blatt zur Erde fallen, welches er in der Hand gehalten. „Ist das unselige Mädchen auch in diese Geschichte verwickelt?"

„Dieser gemeine Schurke stellt ihr schon seit einem Jahre nach. Er verlangte meine Beihilfe, um sie zur Maitresse zu bekommen. Da schlug ich ihn in das Gesicht."

„Darum also, Leo!"

„O, ich kann nicht daran denken, ohne in einen Paroxismus rasender Wut zu verfallen," brauste Leo auf. „Ich habe sie allein lassen müssen, schutzlos, unter jenem schmählichen Verdachte, der jedem Wüstling das Recht giebt, sie gewaltsam an sich reißen zu wollen. Ich muß es anhören, wie man sie beschimpft und bin nicht imstande, sie vor den nichtswürdigen Angriffen zu schirmen, denen sie ausgesetzt ist."

„Das ist ein Unglück, Leo, aber doch nicht Deine Schuld. Die Anschauungen der Welt werden selten annehmen, daß ein Verhältnis, wie das Eure, rein geblieben."

„O diese Welt," rief Leo, „wie ich sie hasse, mit ihrem heuchlerischen Tugendscheine, ihrer hohlen Außenseite, die die innere Fäulnis kaum überdeckt. Wenn ich Nora zu dem gemacht hätte, was Ihr alle mir zutrautet, es wäre selbstverständlich und natürlich gewesen. Aber daß ich sie liebte und zugleich achtete, das ist unverzeihlich."

„Wenn Du doch endlich anfangen wolltest, ruhiger in diesem Punkte zu werden," sagte Herr von Rochus.

„Ich kann es nicht. Es drückt mich zu Boden, daß sie meinetwegen leidet, daß ich nichts, nicht das geringste für sie thun kann! Du sprichst von Ellens Vereinsamung — was ist das Schicksal dieses verzärtelten Kindes gegen ihr Los?"

Der Baron legte die Hand auf des Sohnes Schulter.

„Lasse mich versuchen, etwas für sie zu sorgen," sprach er begütigend, „würde es Dir Deine Entsagung nicht leichter machen, wenn Du sie geborgen wüßtest?"

„Das wolltest Du?" fragte Leo ungläubig. „Du, der sie niemals mochte? Der schon in ihrer Kindheit ihr Feind war?"

„Wecke diese alten Begebenheiten nicht auf. Ich sah in Eurer Kinderliebe schon den Keim des späteren Konfliktes. Daher meine Antipathie!"

„Wie vorsorglich!" meinte Leo. „Du siehst, es hat Dir nichts genützt. Wir fanden uns trotz alledem."

Der Baron zog die Brauen zusammen. „Leo, ich bin es nicht gewohnt, von meinem Sohne den Ton zu hören, den Du seit einiger Zeit annimmst."

Leo zerknitterte die vor ihm liegenden Papiere. „Verzeihe mir," murmelte er, „ich bin krank."

„Nur deswegen habe ich Nachsicht," antwortete der Baron streng. „Also bist Du damit einverstanden, daß ich mich Noras annehme?"

„Sie wird Deine Dienste ablehnen. Schütze sie vor diesen infamen Beleidigungen und ich will Dir dankbar dafür sein."

„Ich werde ihr eine Stelle nach außerhalb verschaffen. Es wird das beste sein."

„Mir ist keine Stellung gut genug für sie, mit Ausnahme der einen, die ich ihr nicht geben darf."

Der Baron schüttelte unwillig den Kopf. „Es ist besser, Du gehst in Dein Zimmer. Harrach muß jeden Augenblick kommen. Wenn Du nicht Herr Deiner Aufregung wirst, hast Du morgen keine sichere Hand."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das Duell zwischen den beiden Gegnern fand in der Frühe des nächsten Morgens in einem benachbarten Wäldchen statt.

Herr von Rochus hatte mit seiner Voraussage recht behalten. Die Aufregungen der letzten Tage und Wochen raubten Leo die gewohnte Sicherheit. Trotz mehrmaligen Kugelwechsels gelang es ihm nicht, seinem Feinde eine Verletzung beizubringen, während er selbst bei dem zweiten Gange einen Schuß in die Schulter erhielt.

Die Verwundung war nicht gefährlich und endete zur Erleichterung der Sekundanten und des

Barons, der in einiger Entfernung des Ausganges harrte, den Zweikampf in erwünschtester Weise. Leo wurde noch auf dem Platze verbunden und nach seines Vaters Wohnung geschafft; in einigen Wochen durfte man hoffen, ihn wieder herzustellen.

Der Baron begab sich sofort in das Haus der Gräfin, sie von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen, ohne der Veranlassung des Duelles zu erwähnen.

Gräfin Sernsheim bekam ihre üblichen Nervenzufälle, weniger aus Schrecken über Leos Gefahr, als aus Besorgnis für ihre Nichte. Ellen, die endlich gerufen wurde, brach in Thränen aus und verlangte von der Tante energisch die Erlaubnis, den Verlobten besuchen zu dürfen, was letztere als „shocking“ verweigerte.

Ellen weinte stärker als zuvor, die Gräfin verbrauchte einen ganzen Vorrat von Eau de Cologne und flüchtigen Salzen, um sich selbst und die Aufgeregte zu beruhigen. Die Verwirrung wurde allgemein und der Baron verabschiedete sich schleunigst, um nicht länger Zeuge davon zu sein. Ihm waren Scenen von je zuwider gewesen, und noch dazu eine nutzlose, wie diese.

„Gut, daß Leo davon unbehelligt blieb,“ dachte er, als er sich zurück zu seinem Kranken begab. Bei dem ersten Wiedersehen mit der Braut würde er ohnehin einen Sturm liebevoller Vorwürfe auszuhalten haben.

Ihm selbst war mit der glücklichen Beendigung dieses Duelles ein Stein vom Herzen gefallen und in seiner gehobenen Stimmung begann er sich ernstlich mit dem Gedanken zu beschäftigen, was er für Nora thun könne.

Es war das beste, sie von hier zu entfernen; er hatte das schon früher erwogen. Leo hatte alle Aussicht, in sein bisheriges Regiment zurückberufen zu werden, dann aber war die Gelegenheit nicht ausgeschlossen, daß er die Geliebte wieder träfe, und das durfte nicht sein. Was war Charakterstärke bei zwei Menschen, die durch eine unglückliche Leidenschaft sich, trotz aller Hindernisse, miteinander verbunden fühlten?

Der Baron entschied sich dafür, mit dem Mädchen zu sprechen und ihr die darauf bezüglichen Vorschläge zu machen. Es gab genug Familien auf dem Lande, die eine Hilfe brauchen konnten, und ihre frühere Erziehung befähigte sie, in jedes vornehme Haus eintreten zu können. Vielleicht bot sich ihr auch in der Fremde eine günstige Gelegenheit zu einer Verheiratung und damit wäre alles auf das sicherste beendet und abgeschnitten gewesen.

Er schrieb einige Zeilen an sie, um sie aufzufordern, zu ihm zu kommen, der ihr einige wichtige Mitteilungen zu machen habe, und erhielt die Antwort, daß sie am folgenden Nachmittage sich bei ihm einfinden werde. Früher erlaube es ihre Zeit nicht.

Für Leo langte inzwischen von Ellen ein prachtvoller Blumenkorb und ein zärtlicher Brief an, der alle Sehnsucht aussprach, die sie nach ihm empfand und der leisen Hoffnung Raum gab, ihn ungeachtet der Tante Sträuben bald besuchen zu dürfen.

Der Verwundete las den Brief, legte ihn beiseite und befahl, die Blumen, deren starker Duft ihn belästigte, wieder hinauszutragen. Eigentlich war es ihm angenehm, daß ihm der Besuch seiner Braut noch eine Weile erspart bleiben solle. Er fürchtete ihre geräuschvolle Lebhaftigkeit, ihre stürmischen Liebkosungen.

Gräfin Sernsheim hatte inzwischen mit Ellen einen schweren Stand. Es war doch gegen alle Etikette, sie an das Krankenlager des Verlobten zu führen und ihre Nichte wollte dies durchaus nicht einsehen. Sie bestand darauf, Leo besuchen zu dürfen und hielt der Tante entgegen, daß sie auch in der gemeinsamen Kinderzeit im Verein mit der Mama und Nora ihm Gesellschaft geleistet habe, wenn er krank gewesen sei.

„Ja, die gute, selige Mutter,“ seufzte die Gräfin, „hatte ihre eigentümlichen Ansichten. Ich konnte sie eben nie teilen.“

„Mama würde mit mir zu ihm gehen,“ schmollte Ellen, sich in eine Ecke setzend.

Die Tante ergriff ihr nie fehlendes Mittel, eine ihr unliebsame Unterhaltung abzuschneiden, indem sie auf Zerstreuung sann.

„Heute, meine süße Maus, wird es kaum noch angehen,“ tröstete sie, „man kann ja nicht wissen, ob es für Leos Zustand gut ist, wenn er durch Sprechen, oder das Wiedersehen mit Dir aufgeregt wird. Morgen nachmittag werde ich selbst mich einmal nach ihm erkundigen und dann darfst Du, falls der Arzt es erlaubt und Dein Bräutigam es wünscht, zu ihm.“

„Er es nicht wünschen?“ lachte Ellen erheitert. „Ach, das ist ja nicht möglich. Er zählt sicher die Minuten, ebenso wie ich.“

„Und damit Dir die Zeit nicht allzu lang bis dahin werde,“ sprach die Tante, sie streichelnd, „wollen wir uns mit Deiner Aussteuer beschäftigen. Das ist eine Mühe, die Dich erfreuen wird, nicht, Mignonne?“

„Ei, freilich,“ jubelte Ellen, „hast Du nicht vorhin Wäschemuster und Stickereien zur Ansicht bekommen?“

„Ja, und Du kannst Dir davon auswählen, was Dir gefällt.“

Das Kammermädchen wurde beauftragt, die verschiedenen Pakete zu bringen; die beiden Damen vertieften sich in die Ansicht von fertigen Wäschestücken und reicher Garnituren Stickereien, die ihre Verwendung dabei finden konnten.

„Weißt Du, Tantchen,“ sagte Ellen plötzlich, „daß Leo nicht will, daß ich Nora für mich arbeiten lasse?“

„So? Warum denn nicht?“

„Er sprach etwas von Rücksichten nehmen, was ich nicht recht verstand.“

„Nun, das ist doch sonderbar,“ meinte die Gräfin, „sie ist ihm wohl zu vornehm dazu?“

„Ich glaube, weil sie früher bei uns war.“

„Also darum! Welches Zartgefühl,“ erwiderte die Tante maliciös. „Ich denke, daß man sich daran nicht zu kehren braucht. Das Mädchen kann doch froh sein, wenn es eine so lohnende Arbeit erhält. Heute noch werde ich die notwendigen Bestellungen machen.“

Sie befahl den Wagen und fuhr mit ihrer Nichte in verschiedene Magazine, den Bedarf an Leinen einzukaufen, dann auf die Promenade, wo die Damen ausstiegen, um in den winterlichen Alleen sich zu ergehen.

Einige Bekannte gesellten sich dazu, Ellen ging mit einer Freundin einige Schritte voran und hörte das Gespräch nicht, welches hinter ihr geführt wurde.

„Mir wurde zu meinem Bedauern erzählt," sagte die Begleiterin der Gräfin, „daß die Verlobung unserer lieben Ellen durch einen unangenehmen Zwischenfall gestört wurde. Ist es denn nur möglich? Und das Duell hat ja schon stattgefunden."

Die Stirn der Gräfin bewölkte sich. „Wie unterrichtet Frau Präsidentin doch von allem sind! Ich wußte nicht, daß es schon so stadtkundig sei."

„Mein Mann war gerade im Rauchzimmer, als zwischen den beiden Herren jener Streit entstand," fuhr die Präsidentin kaltblütig fort, „er hörte einiges davon."

„Es wird nichts von Bedeutung gewesen sein," erwiderte die Gräfin leicht, „eine Meinungsverschiedenheit, wie sie unter jungen Leuten vorkommt. Rochus ist sehr hitzig."

„Soviel ich weiß, handelte es sich um eine Dame," sagte die Präsidentin, schadenfroh, ihrer Freundin dies mitteilen zu können, denn auch sie besaß eine Tochter, die etwas auf Leo gerechnet hatte.

„Um eine Dame?" fragte die Gräfin erregt.

„Nun, wohl um eine, die man kaum als solche bezeichnen kann," sprach ihre Begleiterin, „eine frühere Liaison des Barons. Es wurde schon im vorigen Sommer einiges über ihn gemunkelt, auch daß die beiden Herren, die sich ihretwegen duellierten, Nebenbuhler gewesen seien."

„Mir ist davon nichts bekannt," sagte die Gräfin hochmütig, während ihre Lippen vor innerer Wut bebten.

„Es ist ja auch besser so," entgegnete die Präsidentin, welche die äußere Ruhe der Gräfin nicht zu täuschen vermochte. „Dergleichen kommt bei vielen jungen Männern vor. Warum sollte Herr von Rochus eine Ausnahme machen? Mit der Hochzeit hört das natürlich auf. — Doch da sehe ich eben die Baronin Helldorf. Adieu, liebe Gräfin, auf baldiges Wiedersehen!"

Sie eilte davon, erfreut, daß der Hieb getroffen hatte; die Gärfin kehrte verstimmt nach Hause zurück.

* * *

Baron Rochus bewohnte in einer der belebtesten Straßen eine elegante und geräumige Etage. Seine verschwenderischen Neigungen verleugneten sich auch hierin nicht; ihm war der Luxus ein Lebensbedürfnis gewesen, so lange er denken konnte und es wäre ihm eine Pein gewesen, auch nur auf einen Teil desselben zu verzichten. Leo betrachtete seit einiger Zeit die Kunstgegenstände, mit welchen die Zimmer angefüllt waren, die persischen Teppiche, die kostbaren Bronzen mit einer Art Widerwillen. Waren alle diese Dinge doch mit schuld an dem drohenden Ruine, den nur seine Heirat abwenden konnte!

Er hatte sich daher für seinen Aufenthalt im Vaterhause zwei der einfachsten Zimmer nach dem Hofe hinaus gewählt, deren eines jetzt sein Krankenzimmer war. Sie lagen am äußersten Ende des Korridores und bewährten sich insofern jetzt, da der Leidende nicht durch die Besuche gestört wurde, die zu seinem Vater kamen.

Er ahnte nicht, daß Nora zu der festgesetzten Stunde des folgenden Tages das Haus betreten hatte, nichts von der Unterredung, die zwischen ihr und seinem Vater stattfand.

Der Baron empfing das junge Mädchen in seinem Arbeitszimmer und wieder streifte sein Blick, wie unwillkürlich, bewundernd über ihre Erscheinung hin.

„Sie werden erstaunt gewesen sein, Fräulein Möller, daß ich Sie zu sprechen verlangte," redete er sie an, „und eigentlich hätte ich zu Ihnen kommen müssen, aber das war mir in diesen Tagen unmöglich."

„Ich kann mir denken, daß Herr Baron die Zeit nicht haben, mich aufzusuchen," antwortete Nora einfach. „So war es ja natürlich, daß ich hierherkam. Darf ich bitten, mir zu sagen, welches der Zweck Ihrer Aufforderung ist?"

Er prüfte mit einiger Schärfe den Ausdruck ihres Gesichtes bei den letzten Worten. Nein, nein, seine Besorgnis war unnütz, keine falsche Hoffnung hatte sie zu ihm, dem Vater des geliebten Mannes, geführt.

„Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen, Nora," sprach er, „der vielleicht auch Ihnen erwünscht ist. Die Stellung, in der Sie sich hier in der Stadt befinden, ist Ihrer einstigen Erziehung, Ihren Neigungen, wie mir scheint, nicht ganz angemessen. Würden Sie es nicht vorziehen, in einer besseren Familie als Stütze der Hausfrau, oder als Hüterin kleiner Kinder einzutreten? Es wäre mir ein Leichtes, Ihnen eine solche Stelle zu verschaffen; es hängt von Ihnen ab, ob Sie sie annehmen wollen."

„Sie sind sehr gütig, Herr Baron, in dieser Weise für mich sorgen zu wollen," erwiderte Nora einigermaßen überrascht. „Ich weiß nicht recht, was Sie dazu veranlaßt."

„Ich habe in früheren Jahren einiges gegen Sie versäumt," sprach er, „und möchte es wieder gut machen. Geld wollen Sie ja von mir nicht nehmen, Sie stolzes Mädchen, aber ein Dienst, wie dieser, kann nicht demütigend für Sie sein. Wenn Sie einwilligen, leite ich unverzüglich das Nötige ein."

Nora dachte einige Minuten nach. Das Anerbieten hatte sein Verlockendes, da es sie aus der Umgebung brachte, die mit jedem Tage drückender für sie wurde.

„Ich verkenne Ihr Wohlwollen nicht, Herr Baron," sagte sie, „und würde gern ein derartiges Anerbieten annehmen, aber ich fürchte, daß meine Kenntnisse nicht genügend sind, um einen Platz im fremden Hause auszufüllen."

„Sie scheinen noch nicht viel von dem vergessen zu haben, was Sie Frau von Walldorf lehrte," bemerkte er lächelnd.

Ihre Augen umschleierten sich. „Wie wäre mir

das möglich? Mir ist es, als sei ein jedes Wort mir noch gegenwärtig, das sie sprach."

„Nun, dann ist es abgemacht. Ich verschaffe Ihnen eine Stelle, am liebsten bei Kindern, die Sie bei den Spielen oder den Schularbeiten zu überwachen haben. Es ist eine solche Beschäftigung auch gesünder für Sie, als das beständige Nähen und Sticken."

Sie mußte es bemerken, daß ihre Einwilligung ihn befriedigte. Ihr klarer Geist erkannte die Gründe, welche ihn zu seinem Vorschlage bewogen, aber sie zürnte ihm nicht. Er hatte recht; es war besser für alle, wenn sie von hier ging.

„Ich danke Ihnen nochmals," sagte sie, sich erhebend, „und werde Ihrer Benachrichtigung entgegensehen."

Er reichte ihr die Hand. „Sie mißverstehen mich nicht, mein Kind, in dieser Angelegenheit?" fragte er gütiger, als er je zu ihr gesprochen.

Sie schlug die großen dunklen Augen ruhig zu ihm empor. „Nein, Herr Baron, ich sehe ein, daß Ihre Absicht eine gute ist — auch für — ihn," fügte sie kaum hörbar hinzu.

„Und ich achte Sie hoch, Nora, daß Sie sie so verstehen," sprach er ernst.

Er geleitete sie bis zur Thür. Sie zögerte sie zu öffnen. Ein tiefes Rot flog über ihr Angesicht.

„Haben Sie noch einen Wunsch? eine Bitte?" forschte er, ihren inneren Kampf gewahrend.

„Nur eine Frage," stammelte sie, „o, zürnen Sie nicht, wenn ich sie an Sie richte."

„Niemals, mein Kind. Was also?"

„Es wurde heute bei uns im Laden davon gesprochen, daß Ihr Sohn — daß Leo ein Duell gehabt, daß er verwundet sei," brachte sie mit Anstrengung hervor. „Nur das eine möchte ich erfahren — ob er sehr krank ist."

„Nein, die Verwundung ist nur unbedeutend. Seien Sie außer Sorge, Nora. Er wird in einigen Wochen hergestellt sein."

Ihre Hände falteten sich über der heftig atmenden Brust.

„Gott sei gelobt," hauchte sie vor sich hin.

Seine Blicke verließen ihr bewegtes Antlitz nicht Er erinnerte sich der stürmischen Scene, die er bei der Nachricht von Leos Verwundung mit Ellen erlebt. Auch Nora liebte seinen Sohn, aber freilich in anderer Weise, als jene, mit der Kraft einer starken Seele, deren unversiegbare Flamme das Gold des Empfindens läutert.

Sie stand vor ihm, wie ein herrliches Marmorbild, das Götterhuld für kurze Zeit zum Leben erweckte, und nur die leuchtenden Augen kündeten, was in ihr vorging. So hatte sie auch damals vor ihm gestanden, als er von ihr verlangte, Leo zu entsagen — so stolz beherrscht, so märchenschön!

Er schritt in tiefen Gedanken in sein Zimmer zurück, nachdem sie ihn verlassen hatte.

„Verdenken kann ich es ihm nicht," murmelte er, „wäre ich dreißig, oder auch nur zwanzig Jahre jünger, ich verlöre den Verstand um sie."

Nora hatte die Korridorthür geschlossen und war im Begriffe, die Treppe hinabzusteigen, als eine Dame ihr entgegenkam. Sie erkannte die Gräfin Sernsheim. Mit ehrerbietigem Gruße trat sie zurück, um ihr Platz zu machen.

Die Gräfin beachtete den Gruß nicht. In ihren Zügen malte sich ein wortloses Staunen. Sie erhob ihre Lorgnette, um Nora zu mustern.

„Nein, das nenne ich eine Frechheit," sagte sie halblaut und rauschte an ihr vorüber, um die Klingel zu ziehen.

Leos Diener öffnete; sie ließ sich bei dem Verwundeten melden und trat in das Krankenzimmer.

„Ich kam, Ihnen Grüße und ein Billet von Ellen zu bringen," begann sie kühl, „aber ich weiß kaum, ob Sie in der Stimmung sind, die Botschaft Ihrer Braut zu würdigen."

„Weshalb denn nicht?" entgegnete Leo, erstaunt die Gräfin betrachtend, deren Aussehen ihm verriet, daß etwas sie verdrossen haben müsse. „Ich bin beschämt und gerührt, daß Frau Gräfin die Mission selbst übernommen haben."

„Ich meinte, weil Sie eben Besuch hatten," sagte die Gräfin spitzig.

„Sie irren sich, es war niemand bei mir."

„Welch impertinente Lüge," dachte die Gräfin und sie preßte die Lippen zusammen, um jetzt nicht ein heftiges Wort hervorzustoßen.

„Wollen Frau Gräfin nicht Platz nehmen?" sprach Leo. „Es ist in einem Krankenzimmer zwar wenig Comfort zu finden, aber mein Zustand muß mich bei Ihnen entschuldigen."

„Ich danke. Ich sehe ja, daß es Ihnen erträglich geht," antwortete die Dame, kaum noch fähig, ihren Zorn zu bezwingen. „Gute Besserung!"

Sie verließ mit kaltem Gruße das Zimmer, Leo wußte sich ihr Wesen nicht zu deuten.

„Was hatte sie nur?" fragte er sich. „Diese unsympathische Person scheint mir als Geduldsprüfung aufgebürdet zu sein. Aber hier muß eine besondere Veranlassung vorliegen."

Er klingelte nach seinem Diener.

„War jemand da, während ich schlief?"

„Herr Graf Harrach und Herr Baron Raudnitz haben sich nach dem Befinden des Herrn Lieutenant erkundigen lassen."

„Sonst war kein Besuch da?"

„Eine Dame war bei dem Herrn Baron."

Leo horchte auf. „Wie sah sie aus? Jung oder alt?"

„Jung und schön," berichtete der Diener, der, erst seit Leos Verwundung für ihn angenommen, die Beziehungen seines jetzigen Herrn nicht kannte.

„Beschreibe sie mir genau."

Sein Pfleger gehorchte. Er begriff nicht recht, warum der Kranke während seiner Schilderung so aufgeregt wurde, daß er mit solcher Spannung nach kleinen Einzelheiten in der Erscheinung der Fremden forschte.

„Ist mein Vater zu Hause?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant."

„Gehe hinüber. Ich lasse ihn bitten, zu mir zu kommen."

Bei dem Baron war inzwischen Gräfin Sernsheim eingeführt worden. Er begrüßte sie artig, in ihren Zügen jedoch ein nahendes Ungewitter gewahrend. Sie ließ ihn nicht lange im Zweifel darüber.

„Sie sehen mich überrascht und in hohem Grade alteriert über eine Bemerkung, die ich soeben in Ihrem Hause machen mußte," sprach sie. „Ich komme im Auftrage meiner Nichte her, mich nach dem Ergehen ihres Verlobten zu erkundigen und treffe im Flur mit dieser frechen Person zusammen, für die er sich duelliert hat und von der er sich jetzt noch öffentlich besuchen läßt."

Zorn und Aufregung erstickten ihre Stimme; sie dachte nicht einmal daran, nach ihrem Flacon zu greifen, ihre Entrüstung war zu aufrichtig, um zu derartigen Hilfsmitteln ihre Zuflucht zu nehmen.

„Sie drücken sich unklar aus, Gräfin," erwiderte der Baron, „aber was Sie auch erzürnt hat, es scheint sich hier um ein Mißverständnis zu handeln. Wer war denn bei Leo?"

„Leugnen Sie es doch nur," rief Ellens Tante, „wer denn anders, als jenes schamlose Geschöpf, seine Geliebte, die mein ahnungsloses Kind um ihr Lebensglück betrügt."

„So beruhigen Sie sich doch endlich und wenn Sie mit Ihren Worten Nora Möller meinen, so kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß Leo sie nicht einmal gesehen hat. Sie war bei mir."

„Bei Ihnen?" entgegnete die Gräfin mißtrauisch. „Zu welchem Zwecke, wenn ich fragen darf?"

„Ich hatte mit ihr über eine Stelle zu sprechen, die ich ihr verschaffen will, weiter nichts."

„Seit wann sind Sie denn so väterlich für sie besorgt?"

„Seit ich mich überzeugt habe, daß sie es verdient," war die kurze Antwort.

„Wohl durch die Liebschaft mit Ihrem Sohne?" fragte die Gräfin boshaft.

„Vielleicht. Übrigens hat sie sich gerade in diesem Verhältnisse höchst achtungswert benommen. Daß sie Leos Liebe erwiderte, kann ich ihr doch nicht zum Vorwurfe machen, noch weniger, daß sie ohne Zögern zurücktrat, als sie hörte, daß er für eine andere bestimmt sei."

„Wie edel! Und zur Belohnung dafür lassen Sie diese zarten Beziehungen weiter bestehen. O, mein armes hintergangenes Kind!"

„Frau Gräfin," fuhr der Baron auf, „ich hoffe, mein Ehrenwort wird Ihnen genügen, daß Nora nicht bei Leo war. Muß ich mich gegen den Verdacht verteidigen, Kupplerdienste in meinem eigenen Hause zu leisten?"

Die Gräfin sah ein, daß sie nicht weiter gehen dürfe. Beschränkte Naturen sind jedoch selten oder nie zu überzeugen, weil ihr Eigensinn größer ist, als ihr Unterscheidungsvermögen. Gräfin Sernsheims Charakter war auch zu kleinlich angelegt, um an die Seelenhoheit anderer glauben zu können. Trotz der energischen Versicherung des Barons, hielt sie an der Voraussetzung fest, daß Nora und Leo ihren geheimen Verkehr miteinander fortsetzten.

„Sie beruhigen mich, lieber Baron," sagte sie, einen anderen Ton anschlagend, „aber wäre es unter diesen Umständen nicht besser, wenn wir die Verlobung mit meiner Nichte gänzlich aufhöben? Ihr Sohn scheint ja das andere junge Mädchen noch immer zu lieben, wie jenes Duell beweist, ich will seinem Glücke nicht im Wege stehen."

Die versteckte Drohung verfehlte diesmal ihren Eindruck gänzlich auf das Gemüt des gewiegten Menschenkenners für den sie gemünzt war. Er lächelte kaltblütig.

„Gräfin mögen das halten, wie Sie wollen," erwiderte er. „Ist es Ihnen lieb, sich in solcher Weise zum Gesprächsgegenstande aller Kreise zu machen, habe ich nichts dagegen, mache auch nicht einmal von meinem Rechte als Vormund Ellens Gebrauch, das mir ihre Mutter übertrug, als die Verbindung unserer Kinder beschlossen wurde."

„Ach, wenn ich nur wüßte, ob er sie verdient, ob er sie glücklich machen wird," jammerte die Tante.

„So brechen Sie die Sache kurz ab; sagen Sie ihr, daß Leo sie verschmäht um einer anderen willen und warten Sie Ellens eigene Entscheidung ab," sprach Herr von Rochus ungeduldig.

„Das soll ich ihr sagen?" rief die Gräfin. „Dem süßen Kinde, das so an ihm hängt, diesen Todesstoß geben!"

„Sie wollten ja die Verlobung lösen."

„O Gott, wenn ich nur wüßte, was ich thäte!"

„Zu irgend etwas werden Sie sich wohl entschließen müssen, falls Sie nicht wünschen, daß alles beim alten bleibt," meinte der Baron sarkastisch.

Die Gräfin warf ihm einen stechenden Blick zu. „Ich füge mich, wie ich mich schon mehrmals fügte, um meines geliebten Kindes willen, aber mein Herz ist voller Sorge," seufzte sie, mit der Miene einer Märtyrerin.

„Sie sehen Gespenster, Frau Gräfin," bemerkte der Baron. „Ist Ellen eine verständige Frau, so wird es ihr in kurzem gelingen, ihren Gatten von einer vorübergehenden Jugendneigung zu heilen, die mehr auf die Gewohnheit eines Verkehres in früheren Jahren, als auf anderes zurückzuführen ist. Leo weiß, daß ich meine Zustimmung zu seiner Heirat mit Nora nie geben würde und diese verläßt in kurzem die Stadt, um möglicherweise in Jahren nicht wiederzukehren. Es ist mir unklar, was Ihnen so viel Sorge macht, wenn Ellen frei von thörichter Eifersucht bleibt."

Leos Krankenwärter erschien in diesem Augenblicke, Herrn von Rochus zu seinem Sohne zu bitten und das unerquickliche Gespräch zu enden. Der Baron geleitete seinen Gast bis zur Thür und ging dann zu dem Verwundeten hinüber, der mit fieberglühenden Wangen in seinem Bette lag.

„Papa, war Nora bei Dir?" redete er ihn hastig an.

Der Baron trocknete sich die heiße Stirn. „Nun fange Du auch noch an," sagte er mißmutig, „eben habe ich mich mit der albernen Närrin, der Sernsheim, abgestritten, die mir schon wieder drohte, Eure

Verlobung rückgängig zu machen, nun sollen wohl Deine Vorwürfe kommen."

„Sage mir nur das eine: war sie bei Dir?"

„Ja doch!"

„Was wolltest Du von ihr? Sie wäre nicht von selbst gekommen."

„Ich sagte es Dir neulich schon; ich will, daß sie eine Stellung annimmt."

„Und Du ließest mich nicht eine Minute mit ihr sprechen, sie nicht einmal sehen?"

„Du weißt, wie ich darüber denke Die Sernsheim hat sie dafür gesehen."

„Ah, darum also!" rief Leo. „Bist Du gewiß, daß sie sie nicht gekränkt hat?"

„Nach ihrer Wut zu urteilen, hat sie es gethan. Ich kann Dir stets nur von neuem anraten, Dich in acht zu nehmen, sonst wird aus Deiner Heirat nichts. Erinnere Dich, was Du mir versprochen hast, erinnere Dich auch, daß ich diesem widerwärtigen Weibe nicht den Triumph gönne, über uns ihre Schadenfreude zu haben."

Der Kranke vergrub seine Hand in das blonde Haar. „Ketten, Ketten," murmelte er, sich abwendend.

Der Baron schwieg.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Toni Wegscheid hatte ungewöhnlich viel zu thun. Zwei Aussteuern auf einmal, und die von Ellen Walldorf erforderte lange und mühselige Arbeit. Da war ja nichts kostbar und schön genug und wieviel Muster sie den Damen auch sandte, immer noch hatten sie etwas daran zu ändern und auszusetzen.

Heut wollten sie herkommen, sich einiges anzusehen. Die alte Stickerin legte die fertigen Proben zurecht und breitete die Wäschestücke aus, für welche jene Verwendung finden sollten. Nora half ihr dabei, obgleich sie, mit den Vorbereitungen für ihre Abreise beschäftigt, wenig Zeit hatte.

Sie eilte mit der Hilfe fertig zu werden, um mit den Damen nicht zusammentreffen zu müssen, doch da klopfte es schon. Es waren die Erwarteten, Gräfin Sernsheim und Ellen.

„Wir kommen uns die Zeichnungen der Monogramme anzusehen, Fräulein Wegscheid," sagte die Gräfin herablassend, die Gegenwart einer zweiten Person im Zimmer nicht beachtend. „Hoffentlich stören wir nicht."

„O durchaus nicht, gnädige Gräfin," entgegnete Toni höflich. „Es ist alles bereit, bitte nur zu befehlen, welches Monogramm ich nehmen soll."

Die Damen besichtigten die vorgelegten Muster, Nora hatte sich in eine Fensternische zurückgezogen. Ellen blickte zuweilen zu ihr hinüber, wagte aber offenbar in Gegenwart der Tante nicht, mit ihr zu sprechen.

„Ich wünschte dieses eine Dutzend Hemden recht bald zu haben," hörte sie die Gräfin jetzt sagen, „um beurteilen zu können, ob ich andere danach von der gleichen Arbeiterin anfertigen lassen kann. Ich bin nämlich etwas eigen. Kann ich sie noch in dieser Woche haben?"

„Das glaube ich kaum, Frau Gräfin," antwortete Toni, das Modenbild prüfend, welches die Zeichnung enthielt. „Diese Vorlage ist sehr schwierig; so rasch arbeitet sie sich nicht."

„Ich sollte meinen, es müsse alles gehen, wenn es dringend ist," betonte die Gräfin. „Ihre Arbeiterinnen mögen einige ihrer Nächte opfern."

„Dazu kann ich freilich niemand zwingen," versetzte Toni unerschütterlich, „Nora, meinst Du, mir noch einiges nähen zu können?"

Die Angeredete näherte sich dem Tische.

„Ich bezweifle es, Toni, denn ich habe augenblicklich für mich zu thun."

Die Gräfin richtete die Lorgnette auf sie, wie damals, als sie sie im Flur des Rochusschen Hauses getroffen.

„Sehr prätentiös," sagte sie scharf, „ich habe noch nie gehört, daß eine Näherin nicht Zeit hat, wenn man für Geld etwas bei ihr bestellt."

„Ich kann nur erklären, daß ich die Zeit nicht habe," sagte Nora kalt.

„Auch wenn Sie hören, für wen es ist?" fragte die Gräfin mit tückischem Lächeln. „Meine Nichte feiert in einigen Monaten ihre Hochzeit mit Herrn von Rochus; Sie werden sie unmöglich mit ihrer Aussteuer im Stiche lassen wollen."

„Nein, nein, das thut Nora nicht," rief Ellen gutmütig. „Wenn ich Dich nun recht schön bitte!"

„Man braucht nicht zu bitten, wenn man bezahlt," schaltete die Tante ein.

Ellen begriff nicht recht, warum ihre Pflegemutter so unfreundlich war, aber freilich, sie hatte Nora nie wohlgewollt. Dies trat ja bei jedem Anlaß hervor.

„Ich bedauere bei meiner Weigerung bleiben zu müssen," wiederholte Nora ruhig. „Ich habe keine Zeit, eine so mühevolle Arbeit anzufertigen."

„Sie haben es wohl nicht nötig?" fragte die Gräfin langsam, mit Betonung.

Ellen begann das Gespräch peinlich zu werden. „Wenn Du durchaus nicht kannst, wollen wir Dich auch nicht quälen," sagte sie, „es wäre hübsch gewesen, Du hättest etwas für mich gearbeitet. Meine Hochzeit ist schon im April. Wunderst Du Dich nicht?"

„Nein, weshalb sollte ich?"

„Und gratuliert hast Du mir auch nicht," fuhr Ellen unbefangen fort. „Das hättest Du doch thun können."

„Ich setzte nicht voraus, daß Ihnen an meinem Glückwunsch etwas gelegen sei," antwortete die einstige Pflegeschwester.

„Ich hätte mich doch gefreut," sagte Ellen, ein wenig verlegen. „Leo und ich sprechen manchmal noch von Dir."

Die Gräfin hatte mit Toni noch verschiedene Bestellungen erörtert, welche letztere ausführen sollte. Sie schickte sich zum Gehen an.

Ellen wandte sich, um der Tante zu folgen. Sie wollte Nora die Hand zum Abschiede reichen.

Die Gräfin trat dazwischen. „Du giebst diesem Mädchen nicht die Hand," sagte sie strenge.

Ellen wich zurück, mehr von dem Tone, als von dem Verbote selbst betroffen. Nora maß die

Gräfin mit einem langen, stolzen Blicke; sie rührte sich nicht, als die beiden Damen mit kurzem Gruße das Zimmer verließen.

„Was bedeutete das?“ fragte Toni, als sie mit Nora allein war. „Was hat die da gegen Dich?“

Nora lächelte bitter. „Verstandest Du es nicht? Sie hält mich, wie alle, jetzt für das, was ich nicht bin.“

Die Stickerin legte in einiger Nervosität die Muster zusammen. „Es ist abscheulich,“ sprach sie vor sich hin. „Könnte ich Dir helfen!“

„Du kannst das auch nicht, Toni. Ich werde den Flecken nicht mehr los.“

„Du sagst das, als wäre nichts dabei und doch weiß ich, daß es Dir das Herz abfrißt.“

Nora preßte die feinen Finger ineinander. „Wohl möglich, Toni, und wenn das Herz darüber stillstände, es wäre das beste.“

„Du hast noch ein langes Leben vor Dir!“

„Ja, leider!“

„Und wenn einige Jahre hingegangen sind, ist die Geschichte vergessen, an der Du ja nicht einmal schuld warst.“

„Aber bis diese Jahre vorübergegangen sind, wollen sie durchlebt sein, Toni, und jedes Jahr hat zwölf Monate, jeder Monat dreißig Tage, Zeit genug, um unverdiente Beleidigungen oder auch nur Kränkungen zu erfahren. Gestern redete mich die rothaarige Margareth an und fragte, ob ich mit ihr nicht ein Vergnügungslokal besuchen wolle.“

Die rothaarige Margareth war ein Mädchen von schlechtem Rufe, das im Nebenhause wohnte.

„Und was sagtest Du?“ fragte Toni.

„Ich gab ihr gar keine Antwort, sondern drehte ihr den Rücken. Da lachte sie hinter mir drein: Ich möge nur nicht so hochmütig thun, viel besser, als sie, sei ich auch nicht mehr und wer einmal den Weg gegangen, ginge ihn auch wieder.“

„Das elende Ding!“

„Sie ist, wie Du siehst, nicht die einzige, die so denkt. Ich liege zuweilen schlaflos in der Nacht und frage Gott, womit ich das verschuldet habe.“

„Es nutzt nichts, das zu fragen. Eine Antwort erhält man doch nicht. Da heißt es nur, stille halten, bis die Prüfung vorüberzieht.“

„Ich könnte mich darein finden, ohne Glück zu leben, wie schwer es mir auch wird, aber wozu außerdem noch diese Prüfung? Ist es nicht an dem einen genug? Und kann Gott es wollen, daß wir in Verzweiflung sinken, weil er zu hart gegen uns gewesen?“

Toni strich begütigend über Noras Hand. „Es ist besser, darüber nicht zu grübeln. Du gehst jetzt bald fort von hier, kommst unter andere Menschen, in andere Umgebung. Dort wirst Du vergessen lernen, was Dich drückt, und Du kannst endlich noch frohe Tage erleben. Vielleicht denkst Du noch einst an diese Zeit, wie an einen bösen Traum, zurück.“

„Ich fürchte, Toni, ich habe überhaupt schon zu viel im Leben geträumt, das rächte sich.“

„Seine Natur giebt sich niemand und ändert sie auch nicht. Du dachtest wie viele, die sich in den Verhältnissen um sie unglücklich fühlten, es müsse ein Ausgleich kommen, in seiner Herrlichkeit so groß, wie zuvor das Leid gewesen war.“

„Du magst recht haben. Ich hörte einst, die Trübsal, die uns geschickt würde, schlösse einen Segen in sich, der ihren Stachel mildere: die göttliche Verheißung des Trostes. Mir aber wurde kein Trost zu teil, weder damals, als ich die liebe Pflegemutter verlor, noch als ich ihn — Leo — aufgeben mußte.“

„Es geht vielen so, wie Dir, aber die Erkenntnis davon pflegt auch nicht zu trösten. Die Frommen sagen: gerade so, wie der Himmel es sende, sei es für den Menschen und sein Heil am besten.“

„Glaubst Du das?“

„Nein!“

„Ich ebenso wenig. Ich fühle eher, daß ich in den letzten Monaten schlechter geworden bin.“

„Du trägst an allen Dingen so schwer. Dafür kannst Du nicht, aber darum ist Dir das Leben auch so hart.“

„Ich habe früher einmal die Menschen lieb gehabt,“ sprach Nora leidenschaftlich. „Jetzt denke ich bei jedem, der mir begegnet, ob er wohl auch mein Feind ist. Und dann erhebt sich in mir ein Haß, wie ich ihn nie gekannt.“

„Auch das geht endlich wieder vorüber.“

Es war kein großer Trost, den Tonis Worte enthielten und sie erkannte dies selbst, aber sie wußte, daß es mitunter schon wohlthuend sei, sich die Last von dem Herzen hinwegsprechen zu dürfen und zu fühlen, daß der Hörer Duldung und Verständnis dafür besäße.

Sie liebte ja auch das schöne stolze Geschöpf vor ihr, das unter seines Schicksals Grausamkeit so litt. Sie fragte sich oftmals, warum der Himmel mit seinen herrlichsten Werken so verschwenderisch sei, warum er Menschen in das Leben rufe und sie mit hohen, seltenen Eigenschaften ausstatte, wenn er nichts weiter mit ihnen bezwecke, als sie an diesen Eigenschaften langsam zu Grunde gehen zu lassen, die unter glücklicheren Verhältnissen sie hoch über die Menge emporgehoben hätten?

„Verliere den Mut nicht, harre aus,“ sagte sie, als Nora ihr die Hand zur guten Nacht bot.

„Es bleibt mir auch nichts anderes übrig,“ erwiderte das Mädchen eintönig und ging hinunter in die eigene Wohnung, ihre Garderobe für die bevorstehende Reise zu ordnen.

Sie hatte noch mancherlei daran zu vervollständigen und zu ändern; die Mühe und Sorge dafür gab ihren Gedanken eine andere Richtung. Auch ihre Mutter nahm Anteil daran. Ihr war es ganz recht, daß Nora in ein fremdes Haus sollte. Das Mädchen verdiente dann vielleicht mehr und sie war die viel zu vornehme Tochter wieder für einige Zeit los. So gab es niemand, der diesen Wechsel nicht für eine Art Erleichterung ansah.

(Schluß folgt.)



Odemissen.

Roman
von
W. Oesterhaus.

(Fortsetzung.)

So verdrossen wie heute war er noch nie die Straße in Salburg hinabgeschritten. Eben bog er um eine Ecke, als vom gegenüberliegenden Fußsteige eine helle Kinderstimme: „Onkel Adolf!" herüberrief. Im Augenblick überraschte ihn dies. Er blieb stehen, sein Angesicht verfinsterte sich, als Emma und Bertha froh auf ihn losstürmten. Wirsch wollte er vorübergehen; aber das frohe Jauchzen der Kinder hielt ihn wie festgebannt. Die Kleinen erfaßten sogleich seine Hände, erzählten, wenn der nächste Winter vorbei sei, und es dann wieder Frühling und Sommer werde, dann würden sie auch wieder nach Odemissen kommen. Dort wollten sie mit Karl und Kord spielen, wenn das Gras wieder so grün, und der Himmel so blau sei. Welche Wirkung übte dies Geplauder auf den eben noch sehr verdrossenen Mann aus! Er mußte lächeln, mußte die beiden kleinen Engel mit sich in einen Bäckerladen ziehen, ihnen allerlei kaufen und sie dann nach Haus steuern. „Grüß Karlchen!" rief Emma ihm nach.

„Welchen Einfluß haben solch kleine Mädchen selbst auf uns alte Degenknöpfe," schmunzelte der Hauptmann.

„Von wegen der Dringlichkeit betreffender Angelegenheit", erschien schon am dritten Tage ein Bote des Amtes Tiefenhausen, die feindlichen Nachbarn für den folgenden Nachmittag zu einem Ortsaugenschein in der Schlucht des Odemissenschen Gehölzes zu laden, allwo fürstliche Beamte in Person erscheinen würden.

Adolf Behrenstein erwartete, die Herren vom Amte würden wohl bei ihm vorsprechen; doch irrte er hierin. Sie gingen am Herrenhause, wie am Meierhofe vorüber den Holzungen zu. Nur sein Rechtsanwalt kam zu ihm. Dem Hauptmann blieb also nichts anderes übrig, als mit diesem dem Gerichte zu folgen. In der Gutsforstung erreichten sie den Amtmann mit seinen Untergebenen, um mit ihnen zu der bekannten Stelle hinzugehen, wo sie Odemissen und zwar allein, ohne Rechtsbeistand, vorfanden.

Den Herren vom Gesetz war schwer deutlich zu machen, in welcher Weise der Bauer dem Gutsherrn das Wasser entzogen habe, bis ihnen der Hauptmann den verstopften, früheren unterirdischen Lauf der Quelle zeigte. Ja, jetzt verstanden sie, um was es sich hier handle und das um so mehr, als er, mit ihnen thalwärts schreitend, nachwies, welchen Weg die Ader unter der Erdoberfläche genommen habe, bis sie tiefer in der Gutswaldung zu Tage getreten sei. Nun warf sich der Herr Obergerichtsprokurator gar mächtig in Stellung, um darzuthun, wie ungesetzlich wiederum der Verklagte gehandelt habe, wie er, der bewährte Anwalt, auch den Beklagten für allen dem Ritter- und Lehnsgute Odemissen erwachsenden Schaden verantwortlich mache. Der Amtmann rückte seinen Dreimaster hin und her, zupfte bald hier, bald dort an der Halskrause. Er steckte liebend gern die ihm aus Klagen erwachsenden Gebühren in die Tasche; aber er zog seit jenem bekannten Frühstück Hans Kord gegenüber denn doch gelindere Saiten auf, als in vergangenen Tagen. Als der Anwalt geendet hatte, wandte sich jener mit großer Ruhe und nicht ohne Freundlichkeit an den Argbeschuldigten mit der Frage, was er den Ausführungen des gegnerischen Sachanwaltes entgegenzustellen habe. Odemissen, welcher nur ab und dann einem spöttischen Zucken der Mundwinkel Raum gelassen hatte, antwortete sehr ruhig, aber bestimmt: „Nichts, hochgeehrte Herren, als die Frage, wo es jemand verboten sei, auf eigenem Grund und Boden einen Brunnen zu graben, auch den gefundenen Quell nach bestem Ermessen auf seinem Besitztum zu verwerten?" Der Richter zuckte beide Achseln. Der Rechtsanwalt holte wieder zu einer wortreichen Rede aus, wurde aber bedeutet, er möge die Gründe für seine Behauptungen und Ansprüche der Rechtsverwaltung bündig und zwar schriftlich mitteilen. Der erste Beamte hatte sich dem Hauptmann genähert und entfernte sich mit diesem auf eine gute Weile etwas von den übrigen, immer eifrig sprechend, während sich der Amtsschreiber in gemessener Weise mit dem Meier über die streitige Angelegenheit unterhielt, und der Sachwalter des Edelgutes mit Bleistift eine Handzeichnung der Erdarbeiten, sowie des natürlichen Laufes der Quelle aufnahm.

Was hatte Amtmann Reißler so eifrig mit seinem Begleiter zu bereden? Er stellte ihm vor, daß es unmöglich sein werde, auf dem Wege einer Klage den Gegner zu zwingen, dem Laufe des Wassers seine frühere Richtung wiederzugeben. Die Einrede Behrensteins, daß die Gesetze, welche über die Verlegung oberirdischer Wasserläufe Rechtens beständen, auch auf unterirdische Anwendung finden müßten, ließ er als denkrichtig gelten, machte aber darauf aufmerksam, daß kein Gesetz dieses ausspreche, und es seither niemand verwehrt sei, auf seinem eigenen Grund und Boden Quellen aufzudecken und nach eigenem Ermessen auszunutzen. Nach langem Zureden gelang es Reißler, den Vormund zu bewegen, einem Vertrage zuzustimmen, gemäß welchem dem Rittergute die alleinige Benutzung der Quelle, dem Meier aber das durch die Klage abgesprochene Recht zugestanden werden solle, aus dem Dorfbache oberhalb der Gutsmühle die Flößgräben seiner Wiese zu speisen.

Froh schritt der Amtmann nun auf den Bauern zu. „Ich bin in der glücklichen Lage, Ihnen einen sehr annehmbaren Vergleich vorzuschlagen.

Verdrießlich schaute der Obergerichtsprokurator drein, als er vernahm, um was es sich handele. Auch der Gerichtsschreiber war sehr erstaunt, den Hauptmann zu solchen Zugeständnissen bereit zu finden, aber Odemissen? Ohne mit den Wimpern zu zucken, sagte er sehr bestimmt: „Dieser Quell ist meinem Hofe mehr wert, als jene Flößgerechtigkeit samt all den verlorenen Kosten. Erstens giebt er für Mensch und Vieh das schöne, gesunde Wasser. Zweitens kann sein Überfluß einen großen Forellenteich speisen, dessen Abfluß, drittens, weitaus hinreichend ist, eine nicht geringe Fläche zu beflößen. Zu diesem Zwecke hat das Wasser großen Wert. Eine Menge von Kalk setzt es im Glase ab. Während auf der früheren Wiese jetzt mächtiger Roggen steht, soll auf jenem dürren Anger dort unten im nächsten Frühjahre schon junges Wiesengras emporsprießen."

„Besinnen Sie sich," sagte Reißler, „es giebt wieder einmal einen verdrießlichen Streit.".

Der Angeredete sah groß auf und sagte, indem ein leises Lächeln seine Lippen umspielte: „Verdrießlich? für mich doch nicht! Gönnen Sie mir die Freude über meine Errungenschaft und, meine Herren, leben Sie wohl! Hiermit lüftete er seinen Hut, machte gegen die Beamten eine Verbeugung und ging.

Nun war's am Anwalt, sich zu recken. „Nein," rief er, „diese Verstocktheit, solch einen günstigen Vergleich auszuschlagen! Der Kerl klagt nicht, um sein gutes Recht zu erlangen, nein, lediglich und allein, um rechtliche Leute zu kränken, zu ärgern. Herr Hauptmann, gegen den müssen wir mit allen Mitteln, die uns die Gesetze in die Hand geben, vorgehen! Ich werde sofort nach meiner Zuhausekunft in einer Eingabe an Amt Tiefenhausen klarstellen, wie sehr sich dieser Mensch täuscht, wenn er glaubt, das jus auf seiner Seite zu haben."

Behrenstein, welcher finster dreinschaute, schien denn doch nicht mit ihm einer Meinung zu sein. „Nennen Sie mir brieflich die Bestimmungen, auf welche hin ich von dem Schufte verlangen kann, auf seinem Grund und Boden den Quell zu verstopfen. Wäre ich Besitzer, so gälte hier allein mein Wille. Als Vormund meines Brudersohnes darf ich mich keineswegs in Rechtshändel einlassen, denen ich einen günstigen Verlauf nicht vorhersagen kann. Meine Herren!" so sagte er mit tiefschmerzlichem Zucken im Gesicht, „mir ist zu Mute, wie's bei einem General am Abend nach einer verlorenen Bataille der Fall sein muß. Hätte ich diesen Mann früher nur recht erkannt! Ich habe einen der größten Fehler begangen, in welche man im Drange des Gefechtes nur verfallen kann, ich habe den grimmsten Feind unterschätzt. Früher war vielleicht ein Vergleich, ein Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit möglich. Nach diesem Siege wird er sich schwerlich sobald zu einem solchen bequemen."

„Verlassen Sie sich auf mich!" rief sein Rechtsbeistand.

Der Angeredete schien wenig Vertrauen auf diesen Trost zu setzen. Er erwiderte: „Herr Prokurator, in dieser Sache scheinen Ihnen ebensowenig zwingende Rechtsgründe zur Seite zu stehen, wie dem Arzte ein Kräutlein wider den Tod bekannt ist."

„Dies ist ganz meine Ansicht," stimmte der Gerichtsschreiber zu, und Reißler bemerkte:

„Dem Odemissen sind wir an Bildung überlegen, an Verstand ist er uns allen mindestens gewachsen, dabei steckt seine Schlauheit unser aller Witz in den Sack, und was des wunderbaren Mannes Willenskraft zuwege bringt, wissen wir nur zu gut. Dazu die Rücksichtslosigkeit im Verfolgen selbst ferner Ziele, wie man sie nur bei einem unserer Bauern finden kann."

War einer der Herren mißgestimmt, so der Rechtsanwalt. Er allein ging mit ins Herrenhaus, besprach mit seinem „Freunde" allerlei Rechtsangelegenheiten und ging, ohne des Streites um die Quelle weiter zu erwähnen. Erst nach Wochen lief beim Hauptmann ein Schreiben von ihm ein, in welchem er klarzulegen suchte, daß eine Klage wegen der bösen „Wasseraffaire" denn doch wohl anzustrengen und nicht ohne Aussicht auf Erfolg sei. Behrenstein legte diese Arbeit zu den Schriftstücken, welche einer Erledigung entgegensahen. Dort lag sie lange Zeit, bis sie endlich in den Papierkorb wanderte. Mit großen Kosten mußte man auf dem Herrenhofe einen Ziehbrunnen graben.

XIV.

Der kleine Behrenstein besuchte seit seinem vollendeten sechsten Lebensjahre die Dorfschule. Er war ein guter, williger Schüler ohne gerade in den beiden ersten Jahren bedeutende Fortschritte zu machen. Ihn konnte der alte Küster für seine Künste nicht sehr begeistern. Anders war es mit Kord. Dieser, jetzt im zehnten Jahre, konnte das Einmaleins von vor- und rückwärts, in und außer der Reihe. Die Namen aller Erzväter, der zwölf Söhne Jakobs, der Apostel, sagte er daher, als ob die große Kette im Brunnen des Herrenhofes rassele. Sprüche und Gesangverse konnte er in einer solchen Menge daherleiern, daß er am Mittag damit noch nicht fertig war, wenn er um elf Uhr damit angefangen hatte, auch las er schon, langsam, silbenweis und fing an, die Gänsefeder in Tinte zu tauchen und mit ihrer Hilfe das Papier mißhandelnd zu besudeln. Das alles genügte dem Vater keineswegs. Wie früher er selbst, sollte jetzt auch sein Sohn tagtäglich zum Geistlichen gehen, um bei ihm Lateinisch, Französisch, etwas Geschichte und Erdkunde zu lernen. Im Messen wollte er ihn schon selbst zuerst unterrichten, ihn auch späterhin durch eine geeignete Kraft darin unterweisen lassen. Dieser Vorsatz führte ihn eines Tages zum Pastor Lohbaum.

Der war ein ganz anderer Mann als sein Amtsvorgänger. Hatte dieser das ganze Christentum lediglich mit dem Verstande aufgefaßt und Wunder um Wunder in vernunftgerechter Weise zu erklären ver-

sucht, so erschienen dem Nachfolger auch diese Wunder nicht wunderbar genug. Da, wo ihm der Wortlaut der Bibel nicht gar verständlich war, suchte er die abenteuerlichsten Dinge hineinzugeheimnissen. Er glaubte den Worten der Zornespropheten, welche das baldige Erscheinen der Geißel Gottes und den nahebevorstehenden Weltuntergang weissagten. Für Blumen des menschlichen Herzens hatte er kein Auge und Blüten des menschlichen Geistes waren ihm Gift und Greuel. In gewaltigen Worten mußte er vom Grimm des Gerechten über die Sündhaftigkeit der Welt zu reden, mit Donnerstimme den ängstlichen Gemütern die Gluten, die Flammen des höllischen Feuers zu schildern. Ein solcher Mann findet immer und überall seine Anhänger. Diese Leute verachten dann all die Heiden, die des Herrn Namen mit Unrecht führen, und kündigen ihnen ewiges Verderben. In der Regel haben sie recht scharfe Augen für die Mängel der Nächsten, während sie mit Blindheit geschlagen sind, wenn es gilt, auf das Weben in eigener Brust zu achten, die Lauterkeit des eigenen Herzens mit der göttlichen Liebe des hehrsten Bildes menschlicher Vollkommenheit zu vergleichen. Lohbaum glaubte fest und unverbrüchlich an den gerechten, strafenden Gott, minder nicht an den Herrscher der Finsternis mit seinen Heerscharen von Teufeln und Teufelchen. Es stand bei ihm fest, daß der Vater der Lüge, der Fliegengott, seine Boten verkappt, in allerlei Gestalt und Erscheinung aussende, um sich der Herzen der Menschen zu bemächtigen, namentlich derer, die nach der felsenfesten Überzeugung seiner Hochehrwürden der durch die heilige Taufe erworbenen Gnadengüter durch Mangel an Glauben verlustig gegangen waren.

Leute, deren Seele von solchen Gedanken umhüllt, umflort ist, haben in ihrem Innern Raum für allerlei Spukgeister, welche bei nächtlicher Weile ihr Wesen treiben und Haus und Hof, Feld und Wald mit ihrem unheimlichen Schwärmen erfüllen. Dem Vollbewußtsein der Gewalt, kraft seines Amtes diesen Unholden siegreich begegnen zu können, trat bei Lohbaum leider in seinem Innern ein nicht erfolgverheißender Zug gegenüber: menschliche Schwäche, kindische Furcht. Diese hielt ihn ab, allein bei Nacht auf einsamen Pfaden zu schreiten, ohne Laterne das Haus zu verlassen, bei eingetretener Dunkelheit allein über den Kirchhof zu gehen. Seine Hausflur war von Dämmerung zu Dämmerung immerdar erleuchtet, in seinem Schlafzimmer brannte die ganze Nacht hindurch eine Hängelampe.

Im Volke lebte damals noch viel vom Geiste des großen Preußenkönigs, der all solchen Dingen abhold war, deshalb hielt ein bißchen Weltklugheit den Pfarrer ab, seine „Geheimnisse jedem Narren auf die Kappe zu binden“. Nur mit seinem Häuflein Auserwählter redete er im geheimen von den Gewalten zwischen Himmel und Hölle, deren Wesen des Menschen Geist noch nicht erforscht hat. Was kam in den heimlichen Versammlungen aller Erleuchteten ans Tageslicht! Von Vorspuk und Geisterraunen wurde da gesprochen, von Leichensehen und Werwolfsgehen. Was hatten die armen Leute nicht alles erleben müssen! Wie trieb Gevatter Pferdefuß mit seinen Unholden auch in dieser Gemeinde sein Wesen! Mehr als einer sollte Künste verstehen, die nur den Tiefen der Hölle entstammen konnten. Simon Klocke oben im Dorfe, der Spinnradsmacher, vermochte es, Leute verdorren zu lassen, die über seinen Acker hingeschritten waren. Heinrich Brüchner, der Kleinschmied, hatte Gewalt über die Beine und Füße anderer. Dachte er an jemanden, seinen Zauberspruch hersagend, so mußte dieser an dem Orte, wo er war, stehen bleiben, bis dieser ihn erlöste. Klagelottchen sollte gar imstande und boshaft genug sein, mit einem bösen Blick Mensch und Vieh so zu verhexen, daß beide von allerlei Gebrest geplagt wurden oder gar sterben mußten. Alle diese Teufelsjünger waren noch nichts gegen den Meier zu Odemissen. Dessen Vorfahr hatte mit Verlust seiner armen Seele vom Fürsten der Finsternis einen Werwolfsriemen bekommen. Legte man diesen um den Leib, so wurde man sofort in solch ein Ungetüm verwandelt und konnte die grauenvollsten Dinge vollbringen. Der Gürtel samt seiner Zauberkraft war dem Nachkommen jenes Ewigverlorenen verblieben und dieser wurde der Todsünde seines Ahnen durch Benutzen eines Höllenwerkzeuges mitschuldig. Rabenschwarze Thaten waren es, von denen man in den Versammlungen jener Auserkorenen berichtete.

Der Meier hatte von solchem Geschwätz, welches über ihn gemacht wurde, seit langer Zeit nichts gehört. Er fragte nicht viel nach dem, was auf der Wehme (Pfarre) vorging. Seine Schuldigkeit der Kirche gegenüber bestand, nach seiner Meinung, darin, daß er sie an jedem hohen Feiertage besuchte und dem Geistlichen vier Mariengroschen für den Stammhof und fünf für sein sonstiges Besitztum beim Opfergesange, als erster der Bauern, auf den Tisch des Herrn legte. Mehr als neun Mariengroschen spendete er nicht, damit hieraus nicht etwa eine Höherbelastung für seinen Hof erwachsen könnte. Außerdem mußte er Ostern dem Pastor achtundvierzig, dem Küster vierundzwanzig Eier liefern. Diese bekamen die Geistlichen, aber auch keins mehr, keins weniger. Außerdem nahm Odemissen etwa alle sechs bis acht Wochen einmal am öffentlichen Gottesdienste teil, sonst hätte ja sein Anrecht am Kirchenstuhle verloren gehen können.

Hans Kord schritt der Wehme zu. Er hatte hohe Stiefel und eine kurze schwarzsammetne Hose an. Dabei trug er Weste und Rock mit hohem Klappkragen von schwarzem Tuch. Ein ebenso farbiges Halstuch hatte er hoch um den Hals geschlungen. Auf dem Kopfe thronte der Dreimast und in der Rechten führte er ein langes spanisches Rohr mit silbernem Knopfe. Als er langsam am Kirchbrinke hinaufschritt, den Stock weitab, mit gestrecktem Arme führend, saß Klagelottchen am Wege auf dem Prellsteine. Es sah recht verfallen aus. Die Hände hatte es auf seinen Krückstock gelegt und das spitze Kinn darauf gestützt. Etwas ängstlich lugte es zu dem Vorübergehenden hin, als wolle es fragen: „Wie heißest Du? Und was willst Du hier?“ Dann erhellte sich sein trüber Blick ein wenig. Halb klagte, halb kicherte es: „Hihihihi! Was der beim schwarzen

Mann will? Will er das Aufgebot bestellen? Hihihihi! Eine Bauerntochter muß es sein. Bin auch eine Bauerntochter, Gerd Meiers, des reichen Mannes Kind! Hihihihi! Der Brinkjost, der Kleinkötter hätte mich nicht zum Weibe bekommen, wenn ich nur ganz richtig im Kopfe gewesen wäre! Hihihihi!" Der Bauer ging schweigend vorüber. Die Alte sah ihm nach, dann schüttelte sie traurig den Kopf mit dem spärlichen schneeweißen Haare. Sie seufzte: „Die Großen wollen mich nicht mehr kennen, weil ich einen Kleinkötter geheiratet habe; aber nahm mich denn ein Vollmeier, da ich nicht richtig im Kopfe war?" Das Kichern erstarb auf ihren Lippen. Sie humpelte nach Haus, die alte Klagelotte. Zum letzten Male hatte sie da am Wege gesessen. Bald grub man auch ihr die kühle Gruft. Drüben im schöneren Lande, welches jenseit des Grabes liegt, zerstreute ein heller Schein des ewigen Lichtes alle die Nebel, die hier auf Erden ihrem Geiste die Klarheit nahmen.

Odemissen trat bald beim Pfarrer ein, und dieser war nicht wenig erstaunt, seinen Besuch zu empfangen. Nach Art der Landleute redete jener erst von landwirtschaftlichen Dingen, Wind, Wetter und dergleichen. Dieser konnte es nicht lassen, hier in sein Fahrwasser einzusegeln.

„Es wäre vielleicht für die Ackerbautreibenden von großem Gewinn, wenn sie das Wetter nach ihrem Belieben schaffen könnten," sagte er.

„Hm, ja!" lachte der andere, „das möchte angehen, wenn jeder Bauer für seinen Hof ein eigen Wetter verschreiben könnte; aber wenn alle Landwirte sich um Regen und Sonnenschein einigen sollten, dann wäre es übel mit ihnen bestellt, dann schlügen sie sich am Ende gegenseitig die Schädel ein. Dann würde das Sprichwort erst recht wahr: ‚Viel Köpfe, viel Sinne.'"

„Man sagt aber doch, es gäbe Leute, welche einen gewissen Einfluß auf die Witterung ausüben könnten," warf Lohbaum ein.

Odemissen sah auf den Boden, als ob er die gehörten Worte noch einmal wiederholen und sich's überlegen müsse, was er sagen wolle. Dann schlug er die Augen empor. Als er bemerkte, daß der Geistliche ihn lauernd beobachtete, als wolle er sagen: „Wie bedienst Du die angespielte Farbe?" räusperte er, hüstelte und erwiderte halblaut: „Man sagt allerlei."

„Er beißt an," flüsterte jener und fuhr laut fort: „Nicht mit Unrecht wird behauptet, einige Menschen hätten große Gewalt über die Naturkräfte."

„Ja, ja!" hieß es, „ein solcher war namentlich der selige Simson, der die furchtbare Stärke merkwürdigerweise in seinen langen Haaren sitzen hatte. Na! Hat der Gebrauch von ihr gemacht! Wie haben dies die Philister fühlen müssen! Die sollen es freilich auch danach angefangen haben."

Der Seelenhirt durfte es nicht dulden, daß sein Schäflein vom Triftwege absprang. Er trat an sein Lämmlein heran und fragte in halb feierlichem Tone: „Gestehen Sie nicht ein, daß vielen Personen übermenschliche Gewalt verliehen ist?"

„Wo soll das hinausgehen?" fragte sich Odemissen; rasch, aber entschlossen, auf den Gedankengang des Geistlichen einzulenken, stieß er halblaut die Worte heraus: „Man munkelt so allerlei."

„Man hört gar viel von Erscheinungen, die nicht mit den Naturgesetzen übereinstimmen," sagte Lohbaum.

Hans Kord schwieg einen Augenblick und erzählte dann mit geheimnisvoller Miene: „Neulich unterhielten sich die Weiber in der Spinnstube von dem Grenzverrücker, der am Benkenbrinksgrunde in der Wiesenfurche liegt, die Vorübergehenden anruft und bittet, den Grenzstein, welchen er verrückt hat, wieder an den gehörigen Ort zu setzen. Es ist fürchterlich, fürchterlich. O, Herr Pastor, es ist entsetzlich! Ich würde dies Versprechen nicht geben! Denken Sie, Herr Pastor, denken Sie! Eine alte Frau ist auch einmal solch einem Höllenbraten nachts begegnet. Dieser hat sie gebeten, gestohlenes Geld dem rechtmäßigen Herrn wieder zu übermitteln. Das hat die Gebetene zugesagt. Darauf hat der verwünschte Geist sie aufgefordert, ihr zum Zeichen des Gelöbnisses die Rechte zu geben. Verstehen Sie recht, Herr Pastor! Einem armen Teufel, ich meine so einem armen Schlucker die Hand reichen, ist eben nicht gefährlich, aber einer armen Seele! Der Henker hole solch ein Vergnügen! So muß auch wohl jene Frau gedacht haben; denn sie faßte sich ein Herz. Fest sah sie dem unheimlichen Gesellen ins hohle Auge; reichte ihm aber statt der Hand den zusammengedrehten Zipfel ihrer Schürze, und das war ihr Glück! Denn als sie am andern Morgen ihre Schürze besah — Herr Pastor, denken Sie, wie entsetzlich, ihr Schürzen — zi — pfel — Herr Pastor — war — ver — kohlt! Herr, denken Sie! Erwägen Sie! Welch ein Unglück, wenn die Frau dem Geiste ihre Hand, ihre rechte Hand gereicht hätte! Herr Pastor! Wenn diese verkohlt worden wäre! Nein! Nie würde ich eine Spukgestalt berühren. Solch gefährlichem Gesindel geht man wohlweislich aus dem Wege!"

„Wer hat Ihnen das Erzählte mitgeteilt?" fragte gespannt der Geistliche, „sehen Sie recht? Was die Schürze verbrannt hat, das war die Wirkung des höllischen Feuers, welches der irrenden armen Seele anhaftete."

Der Meier versicherte, er habe das alles von sehr glaubwürdigen Leuten vernommen; aber den Namen jener Frau habe er nicht erfahren.

Der Pastor zog ein sehr ernstes Gesicht, seufzte und begann: „Sehen Sie, es geschieht mancherlei unter dieser Sonne oder vielmehr beim Dunkel der Nacht, als eine Menschenseele ahnen kann! Ja, es giebt Dinge, die unserem endlichen Verstande ewig unfaßbar bleiben werden. Gewiß versteht auch mancher so etwas, was ihm nicht durch Gottes Allmacht offenbart ist! Was hört man nicht alles! Wie düster sieht es hier in unserer Gemeinde, meiner lieben Gemeinde aus! Herr Meier! Sagen Sie mir, können sich solche, die, wie jeder weiß, schwarzer Künste mächtig sind, glücklich und ruhig fühlen? Müssen sie nicht zittern bei dem Gedanken an Tod, Weltgericht, Ewigkeit, Hölle und Teufel? Können die

Menschen ruhig schlafen, von denen man sagt, ihre Gewalt stamme nicht aus Himmelshöhen?"

Hans Kord hob den Kopf höher, atmete lang und tief und sah den Teufelspropheten mit einem Blick an, in welchem die Frage lag: „Bist Du wirklich solch ein grimmer Esel?" Schnell hatte er sich gefaßt, entschlossen, scheinbar dahin zu werfen, wohin der andere winkte. Er wollte seines Seelenhirten Sinnen und Denken ergründen, ihm ahnte, worauf Lohbaum lossteuerte. Er wollte wissen, ob dieser wirklich Ammenmärchen glauben könne.

„Viel sagt man von allerlei Leuten," begann er. „Einer lacht darüber und freut sich, wenn man ihn als einen Verbündeten der schwarzen Mächte bezeichnet, dem anderen ist es gleichgültig, was man von ihm sagt. Der dritte empfindet es als eine schwere Last. Er trägt freilich sein Haupt vor der Welt stolz und hoch; aber welchen Druck empfindet seine Seele! Welch trüber Sinn hält ihn gebannt! Herr Pastor! Mancher ächzt im Innern schwer! Mancher leidet!" So sagte er seufzend.

„Sie gestehen also ein, daß mancher mit den Mächten der Tiefe im Bunde steht?"

„Düstere Gewalten beherrschen manches Weltkind."

„Und es fühlt den Druck, den des Teufels Heer ausübt?"

„Schwer leidet es."

„Und es sehnt sich nach Hilfe, um aus den Ketten und Banden des Argen loszukommen?"

„Wer könnte ihm helfen?"

„Himmlische Gewalten, Macht von oben her, aus lichten Höhen."

„Wem ist diese gegeben?"

„So fragen Sie mich noch, dem der Herr Herr, der Höchste, Ihre Seele überantwortet hat?"

„Und Sie besitzen Gewalt über höllische Mächte?"

„Ja! Durch des Herrn Gnade und Güte. Er kann helfen, wird selbst dem helfen, der, des Menschen Natur verleugnend, oft des Wolfes Gestalt erwählt."

„Beide wechseln ihre Hüllen. Wie wird es solch einem ergehen, der in fremder Hülle wandelt?"

„Nur Teufels Macht und List macht ihm solches möglich, und der Arge lechzt nach seinem Opfer!"

„Und keine Rettung?" stöhnte der Meier, sein Haupt senkend.

Jetzt war des Pfaffen Augenblick gekommen. Hell strahlte sein Auge, Wonne glänzte auf seinem Gesichte. Hoch hob er sein Haupt. „Unglücklicher Bruder, komm an mein Herz und gesunde," rief er entzückt, die Arme ausbreitend, um Hans Kord Odemissen zu umschließen, aber . . . was widerfuhr ihm? Wie geschah ihm? Wie ward ihm zu Mute? Mit unwiderstehlicher Gewalt wurde er in einen Sorgestuhl geschleudert, daß seine Glieder knackten und krachten.

„Du Gaukler! Leg Deine menschliche Gestalt ab und zeig, wer Du bist! Du Wolf im Schafskleide Du! Du schleichst im Finstern umher und suchst, wen Du verschlingest. Du Sohn Belials! Du Baalspfaff! Du Heuchler! Du Pharisäer Du! Diesen sollst Du fühlen, wenn Du mir noch einmal zu nahe kommst!" Dies sagte der Bauer, sein Rohr mit Drohen ergreifend. Dann nahm er seinen Hut. Mit schweren Schritten ging er die Treppe hinab.

Lohbaum hörte dies. Wie zerschlagen blieb er lange liegen. Alle Glieder thaten ihm wehe; aber stärker als der körperliche Schmerz war doch der andere. Er fühlte es, daß er eine schmähliche Niederlage erlitten hatte.

Odemissen schnaufte noch, als er über den Kirchhof ging. An dessen Thore blieb er unwillkürlich stehen. Er mußte den Blick rückwärts wenden. Dort wohnte er! Dort waren die Fenster seines Zimmers. Dort lag er wohl jetzt noch in seinem Sessel, der!!! Der hatte aber doch seinen Meister gefunden. Dieser hob das Rohr auf, drohend sah er empor und knurrte: „Hundeseele!" Mit welch anderen Gedanken hatte er sich auf dem Hinwege getragen. Hatte er nicht im Geist schon seinen Anerben mit den Büchern unter dem Arme hingehen sehen zu dem Manne, den der Vater jetzt ebenso haßte, den er für einen Gottseibeiuns in menschlicher Gestalt ansah? Wohin nun mit Kordchen? Der Schwergekränkte führte nun den Stock nicht mehr mit gestrecktem Arme, er hielt ihn in der Mitte gefaßt, beide Hände auf dem Rücken tragend. Die Leute, welche ihm begegneten, sah er nicht, er achtete nicht der Hunde, welche ihn anbellten. Erst als ein großer, rauhhaariger, widerwärtiger Köter ihm zu nahe kam, versetzte er ihm einen Schlag an das rechte Vorderbein, daß das Tier laut heulend dem Düngerhaufen zuhinkte.

Kaum war Odemissen auf seinem Hofe angekommen, als er schon einem Knechte befahl, möglichst schnell das beste Reitpferd gesattelt vorzuführen. Er selbst ging nicht ins Haus, sondern schritt draußen auf und ab. Von einem Apfelbaum schnitt er einen Wasserzweig und stutzte ihn zur Reitgerte zu. Bald schwang er sich in den Sattel und ritt querfeldein, Osterfeld, dem benachbarten Kirchdorfe zu. Vor dem Dorfkruge stieg er ab. Rasch ging er auf die Wehme los. Er blieb eine Spanne Zeit vor dem Thore stehen. Ja, ein guter Stall war da. Hier konnte der Junge bei schlechtem Wetter sein Pferd hinstellen. Er trat ins Haus. Die Flur war enge, dunkel, eine Stubenthür öffnete sich, eine kleine Frau steckte den Kopf heraus. „Guten Tag!" sagte der Bauer, „ich bin der Meier zu Odemissen und komme, dem Herrn Pastoren ein Anliegen vorzutragen." Er mußte eintreten, sich niederlassen. Sie trippelte hinauf zu ihrem Gatten, welcher oben auf seinem Arbeitszimmer saß. Die beiden redeten eine Zeitlang miteinander. Dem Herrn mußte der Besuch wohl nicht sehr erwünscht kommen, auch ihm war von seinen Gemeindemitgliedern so allerlei erzählt.

Der andere hatte währenddem Muße, sich das Zimmer anzusehen. An den getünchten Wänden hingen allerlei Bilder, meist Schattenrisse, Männer teils mit mächtigen Perücken, teils mit steifen Zöpfen und Frauen mit hochaufgetürmtem Haar. Einige Kupferstiche und Holzschnitte waren zu sehen, vielleicht wertvolle Sachen; aber alles sah so alt aus. Ebenso war es mit dem Hausrat, er trug einen recht altväterlichen Anstrich. Einer jener Fexen, die in Ent-

zücken geraten, wenn sie einen wurmstichigen Tisch mit seltsam gedrehten Beinen oder einen Schiebladenschrein mit geschweiften Auszügen entdecken, würde heute unfehlbar versuchen, diese Kostbarkeiten gegen schnödes schweres Geld zu erstehen. Alles war, das konnte man sehen, aus verschiedenen Häusern zusammengetragen, wohl zusammengeerbt; aber alles so sauber! es wehte ein wohlthuender Hauch durch das Zimmer.

Der Geistliche trat ein. Er war kein großer Mann, mittelstark, mit gutmütigen, blauen Augen, aus denen aber geistiges Leben in Fülle hervorleuchtete. Das krause, tiefblonde Haar war hier und da etwas mit Grau untermischt, das Gesicht nach Sitte jener Zeit glatt gehalten. „Womit kann ich dem Herrn Meier zu Odemissen dienen?“ fragte er nach der ersten kurzen Begrüßung.

Der Angeredete senkte seinen Kopf ein wenig und sah so auf den Fußboden, als ob er von diesem seine Rede ablesen wolle und begann dann, ohne etwas stark zu betonen: „Vor einer Stunde etwa faßte ich in einem Augenblicke den Entschluß, hierherzureiten. Lassen Sie mich's erzählen, wie dies kam. Wir Odemissen sind, soweit ich's übersehen kann, alle auf dem Hofe groß geworden. Der Erbe eines ausgedehnten Wesens muß mit diesem eng zusammenhängen. Seit alten Zeiten schon haben meine Vorfahren darauf gehalten, daß dem heranwachsenden Geschlechte eine so gute Bildung zu teil wurde, wie sie auf dem Dorfe erst beim Küster, dann beim Geistlichen zu erlangen ist. Jeder Junge mußte neben seinem geistigen Arbeiten seine Laufbahn als Hilfshirt beginnen, um das Vieh gehörig kennen zu lernen. Nach der Einsegnung trat er allzeit als Pferdejunge beim Vater in Dienst, wurde Kleinknecht, Hofschulze, Großknecht, und trat später auf einer der bestverwalteten Meiereien als Hofmeister ein. Hatte er hier, natürlich nicht gegen Lohn, zwei Jahre gewirkt, so nahm er auf einer anderen Stelle für längere Zeit einen Verwalterposten an, konnte dann dem Vater bei der Bewirtschaftung des eigenen Besitzes zur Seite stehen und später das ererbte Wesen in zweckentsprechender Weise ausnutzen. Unsere bessere Bildung, einige angeborene Begabung, vor allem Willensstärke verliehen uns neben unserem Eigentum überall ein gewisses Ansehen, ein Übergewicht unseren Standesgenossen gegenüber. Beamten, Geistlichen, anderen derartigen Herren zeigten wir uns niemals unterwürfig, wie manch andere Bauern. Leute, denen ein größeres Maß irdischen Glückes beschieden ist, erregen bei Menschen niederer Denkungsart verachtungswerte Gefühle. Wir werden scheel angesehen, beneidet. Verleumdung und Schmähsucht hängen uns mancherlei an, was gerad nicht wie ein Zierrat aussieht. Dem einen soll der feurige Drache durch den Schornstein ins Haus geflogen sein, große Schätze als Kaufgeld für die arme Seele zu überbringen, einem anderen sollen Alraunen Gold und Kostbarkeiten zutragen. Dieser soll vom Bösen die Gabe empfangen haben, seine Gestalt in die eines Tieres zu verwandeln, um so seinen Nebenmenschen Abbruch zu thun, jener soll gar Verwandte durch seinen bösen Blick töten können, um so in den Besitz ihres Vermögens zu gelangen. Auch meinem Geschlechte haben in früheren Zeiten unwissende oder boshafte Menschenkinder etwas Derartiges angedichtet; doch glaubte ich bis heute, der Unsinn sei endlich in Vergessenheit geraten; aber es sieht in dieser Beziehung anders um mich aus.

„In der Absicht, den Herrn um einigen Unterricht für meinen Sohn und Erben zu ersuchen, begab ich mich vorhin zum Pastor Lohbaum. Dieser empfing mich mit sehr herablassender Freundlichkeit, führte allerlei mir unverständliche Redensarten und machte dann alle Anstalt, bei mir räudigem Schafe allen Ernstes eine Art Teufelsaustreibung vorzunehmen. Es muß dem Herrn von einem seiner Getreuen wohl das Ammenmärchen hinterbracht worden sein, wir Odemissen besäßen die Kunst, unsere menschliche Gestalt in die eines Wolfes zu verwandeln, wofür wir nach dem Tode dann unsere arme Seele den Krallen des Teufels überliefern müßten. Wie müssen sich diese Theetöpfe die Sache vorstellen? Ich, ein Werwolf! Wozu?“ Pastor Rehsiek schüttelte den Kopf und der andere fuhr fort: „Ich muß wohl ein wenig heftig geworden sein und weiß wahrhaftig nicht, wie ich auf den Kirchhof herabgekommen bin. — Herr Pastor! Ich würde meinen Sohn nun gern nach Salburg auf die hohe Schule schicken. Die Kosten kämen dabei nicht in Betracht; aber sehen Sie! Ich bin denn doch auch Mensch, habe eigentlich nur diesen einen Sohn; denn die Tochter nahm auf Wunsch meiner lieben seligen Frau deren Schwester zu sich. Soll ich nun diesen Jungen lassen, an dem mein Herz so sehr hängt? Überdies sagte ich ja vorhin schon, es sei Gewohnheit unseres Stammes, die Söhne auf dem väterlichen Boden aufwachsen zu sehen. Nun, verehrter Herr! Darf ich bei Ihnen anfragen, ob Sie geneigt sein würden, mir das zu gewähren, was ich bei Hochehrwürden Lohbaum jetzt schlechterdings nicht mehr erbitten kann? Sie haben ja selbst Söhne. Könnten Sie meinen Kord nicht mit diesen unterrichten? Mit undankbaren Leuten würden Sie es in diesem Falle nicht zu thun haben.“

Der gute Herr, der Pastor! Er saß da, ohne zu wissen, was er thun solle. Da war der Vater, dem er eine solche Bitte nicht gern abschlagen mochte, und auf der anderen Seite stand ihm der Herr Amtsbruder. Dieser konnte es übel aufnehmen, wenn Rehsiek jetzt „ja“ sagte. Niemals mochte ihm Lohbaums Wesen gefallen; außerdem hatte er in letzter Zeit so mancherlei von dem Herrn reden hören, was seine Abneigung gegen diesen wunderbaren Mann nur stetig vergrößerte. Was für ein Mensch mußte der sein! aber ein Amtsbruder blieb er, und sein Amt erforderte Rücksichtnahme. Ein peinliches Schweigen herrschte im Zimmer. Der Großbauer schurrte ein wenig mit dem rechten Fuße, als der Geistliche einen Entschluß faßte. Er erhob sich mit den Worten: „Zwischen meiner Frau und mir hat seit den ersten Tagen unserer Ehe die gute Sitte bestanden, alles, was wir Wichtiges thun wollten, gemeinsam zu überlegen. Sie werden mir deshalb wohl erlauben, mich für einen Augenblick zu entfernen?“

Odemissen nickte: „Recht gerne, ich habe Zeit.“

Mütterchen stand in der Küchenthür. Die Hand hatte es ans Kinn gelegt, wie jemand, der auf etwas sehnlichst wartet. Gespannt wurde der Gatte gefragt: „Nun, Vater, was begehrt er von Dir?“

Er schüttelte den Kopf und sagte: „Böse, böse ist das! Er verlangt, ich solle seinen Sohn mit unseren Jungen unterrichten, aber — —“

„Glaubst Du, er werde es uns nicht sehr anständig vergüten?“ fragte sie hastig. „Nein, Väterchen, nein! Da kennst Du ihn noch nicht. Seine Schwägerin, die Frau Westermann, hat es mir selbst erzählt, daß er ihr die Pflege seiner einzigen Tochter so wohl vergilt, daß sie ihre ganze Haushaltung davon bestreiten kann. Obendrein hat er ihr versprochen, jedem ihrer Söhne aus Dankbarkeit einen jährlichen Zuschuß geben zu wollen, wenn sie später einmal die Hochschule besuchen sollten. Diese gute Gelegenheit, Dir auf eine anständige Weise ein wenig emporzuhelfen, darfst Du nicht kalt vorübergehen lassen! Nein, lieb Väterchen! Benutz die Gunst des Augenblicks, einmal für Deine Kinder etwas Außerordentliches thun zu können. Du weißt ja, wie knapp es uns manchmal wird. Du! Du! Weißt doch, daß wir noch einige Schulden zu decken haben, und — unsere Buben müssen denn doch auch einmal etwas lernen! Woher sollen wir dann die Mittel nehmen?“

Der Pastor zog ein wehmütiges Gesicht, schüttelte wieder sein Haupt und seufzte: „Aber Bruder Lohbaum?“

„Wie?“ fragte die Frau mit etwas schärferem Klange der Stimme und lebhafterer Röte auf ihren Wangen, „Dir steht der fragwürdige Mensch näher, als Dein eigen Haus? Nein, nein, das ist nicht wahr! Du läßt den sagen, was er will. Du sorgst für unsere armen Würmchen. Denk doch! Du kannst vielleicht vier bis fünf Jahre lang jährlich fünfzig Reichsthaler so nebenher verdienen, Väterchen! Was ist eine solche Summe Geldes in den Händen Deiner treuen, sparsamen Frau! Wieviel kann ich damit bestreiten? Vielleicht — aber weiß ich alles vorher? — hilft er am Ende auch Deinen Jungen später weiter fort.“

„Frau!“ entgegnete der Geistliche bestimmter, „der Meier ist im ganzen Lande als ein gewaltthätiger Mensch, als ein Mann von nicht allerbestem Rufe bekannt.“

Das besorgte Weibchen hob die Rechte auf und sagte, indem sie dabei mit dem Zeigefinger winkte, wie eine, die etwas ganz bestimmt wissen will: „Ersteres gesteht auch Frau Westermann zu. Sie sagt, er gehe da rücksichtslos vor, wo er glaube, im Rechte zu sein oder unterdrückt zu werden. Er sei ein sparsamer Haushalter, aber kein Filz, im Gegenteil sehr anständig, wo es gälte, erkenntlich zu sein. Selbst weit gebildeter als manche Edelleute, weiß er Bildung hochzuschätzen und wird es uns reichlich lohnen, wenn Du Dir Verdienste um seinen Sohn erwirbst.“

Väterchen sah wohl ein, daß hier jeder Widerstand vergebens sei und nickte. Diesen Augenblick benutzte die gute Mutter. Sie faßte den Zögernden bei der Hand und schob ihn dann ins Zimmer. „Mein Mann hatte einige Bedenken bei der Sache,“ begann sie. „Er versteht recht wohl zu unterrichten. Das ist die Hauptsache, im übrigen sorge auch ich für Ihren Sohn. Wie wäre es, wenn hier für ihn immer ein Anzug bereit läge, falls der Knabe durchregnet ankommen sollte? Dann könnte er sich umkleiden, und das durchnäßte Zeug trocknete ich ihm wieder. Auch sonst könnte ich einiges für ihn thun. Wenn er über Mittag hier bleibt, mag er mit uns essen, und wenn es im Winter einmal plötzlich gar zu schlecht wird, findet er bei uns auch eine Schlafstelle. Sehen Sie, Herr Meier, daran haben Sie wohl noch nicht gedacht; aber wir Mütter richten sofort unsere Augen auf solche Dinge.“

Odemissen, der vorhin schon ungeduldig geworden war, fühlte nun etwas in seiner Brust, was ihm unendlich wohlthat. Warm drückte er den Pfarrleuten die Hand und versprach am anderen Tage die Haushälterin mit seinem Sohne herzuschicken. Mit jener möge die Frau Pastorin, wie der Herr Pastor alles weitere bestimmen. Mit herzlichem Gruße entfernte er sich.

Am folgenden Tage erschienen die beiden Angekündigten. Minna mußte den stämmigen Jungen am Arm mit sich ziehen, als sie die Wehme betrat. Es kam ihm vor, als ginge er einem schweren Verhängnisse entgegen. Das Haus erschien so düster; aber hell wurde es in seiner Seele, als ihm die Frau des Hauses mit freudestrahlendem Gesicht entgegenkam. Wie herzlich wurden die beiden aufgenommen! Es war nicht allein die Hoffnung auf äußeren Vorteil, den die Pfarrleute von dieser Bekanntschaft erwarteten, es war auch allgemein menschliches Wohlwollen, welches den Ankommenden einen so freundlichen Empfang bereitete. Minna ging mit ihrem Begleiter nach mehrstündigem Aufenthalte fort. Sie hatte alles hübsch ins reine gebracht, während Kord mit Pastors Jungen spielte. Jener durfte schon am nächsten Tage anfangen zu lernen, bei schlechtem Wetter zu Pferde kommen. Die Haushälterin war herzlich froh, daß bis jetzt alles so glatt ablief, und als sie von der musterhaften Gattin und Mutter Abschied nahm, wußte diese, daß hier eine gute Freundin von ihr scheide.

Es erregte in beiden Gemeinden nicht wenig Aufsehen, daß der Anerbe von Odemissen nunmehr vom Pastoren in Osterfeld unterrichtet wurde. Die „Erweckten“ wußten bald zu verbreiten, Lohbaum habe dem bösen Gesellen einmal recht das Gewissen schärfen wollen, als dieser plötzlich seine wahre Natur hervorgekehrt und sich in voller Wildheit gezeigt habe. Das Gerede ging weiter, erfuhr wissentliche und unwissentliche Entstellungen, und bald war der Gottesmann zu einem wirklichen Teufelsbeschwörer geworden, auf dessen Berufung sich der Bösewicht gezwungen in einen Werwolf verwandelt habe. Wenn ihm das Gerücht auch in dieser Form wieder vorgetragen, und er dann gefragt wurde, ob dem so sei, schwieg Lohbaum, oder antwortete nur: „Ich sage nichts,“ er „der Bewahrer der göttlichen Geheimnisse“, wie er sich oftmals auf der Kanzel nannte. Die Gläubigen

nahmen dies natürlich nur als eine Bestätigung des abenteuerlichen Gerüchtes. Sie hatten nun aus glaubwürdigstem Munde vernommen, was für ein arger Gesell der reiche Mann war. Jetzt fanden die verrücktesten, dem Meier nachgesagten Dinge bei allen abergläubischen alten Weibern und allen ihnen verwandten, nach Wundergeschichten lechzenden Mannesseelen ein offenes Ohr. In der Gemeinde Osterfeld lachte jedermann über solche Dummheiten. Die Leute meinten, wenn der Odemissen gar so schlecht sei, würde ihr lieber Pastor sich gewiß vor allem Verkehr mit ihm hüten. Ihrem Geistlichen sei denn doch mehr zu trauen, als dem Odemisser Pfaffen samt allen seinen Heiligen. Es erregte die Genugthuung der Leute, daß der Herr des größten Gutes im Lande oder dessen Haushälterin jetzt häufiger in ihrer Kirche erschienen. Es war anfangs Artigkeit gegen Rehsiek, die ihn veranlaßte, dessen Predigten anzuhören; schließlich aber etwas anderes. Er fand Gefallen an der schlichten Art, vom Leben Jesu zu erzählen, die Briefe Pauli zu erklären, daß er nun auch der Reden selbst wegen nicht zu selten am Sonntage nach Osterfeld zum Gottesdienste hinüberging.

Niemand lachte im stillen mehr über das thörichte Zeug, welches über den Erbfeind geschwatzt wurde, als Behrenstein. Er kannte seinen Gegner recht wohl, und wenn er ihn mindestens für einen gefährlichen, ja schlechten Kerl hielt, so wußte er doch, daß jene Redereien einer Mißehe zwischen Bosheit und Thorheit entsprungen waren; dennoch kam ihm die Verfeindung zwischen den beiden, neben ihm angesehensten Männern der Gemeinde, gelegen. Jetzt konnte er seinen Neffen zur Pfarre in Unterricht schicken, ohne daß dieser stets mit dem „dickfelligen Bauernflegel" zusammenkam. Alle Welt wunderte sich darüber, daß der Herr, welcher „die Kirchenluft nicht vertragen konnte und den Gottesdienst durch ab und zu eintretende Hustenanfälle" nicht stören wollte, eines Morgens zur Wehme hinaufschritt. Lohbaum schätzte sich's zur Ehre, sich solch hohen Besuchs erfreuen zu dürfen. Auf die Anfrage des schlichten Soldaten erklärte er sich sofort und mit Freuden bereit, die Erziehung des „jungen Herrn Behrenstein" für die nächsten Jahre zu übernehmen, war willig, den Unterricht, wenn es gewünscht wurde, auch auf dem Edelhofe zu erteilen. Für letzteres dankte der Oheim des Zöglings. Sagte er es nicht, so dachte er es doch, daß er nicht tagtäglich den Pfaffen im Hause stehen haben mochte. Der Bauer hatte nicht gefragt, wie viel er für Unterricht an Rehsiek zahlen sollte, der Hauptmann aber, da er Leuten dieser Art nicht recht traute, erkundigte sich bei Lohbaum sogleich danach Es wurde ein Betrag genannt, der ihm durchaus nicht gering erschien; doch sagte er: „Abgemacht!" und wollte gehen. Der Schwarzrock konnte solch eine überaus günstige Gelegenheit, den gemeinsamen Feind nach Gebühr herunterzureißen, nicht ungenutzt vorübergehen lassen. „Hören Herr Hauptmann," begann er mit gewisser Großspurigkeit, „aber der Meier —"

„Ist ein gefährlicher Gegner," fiel Behrenstein mit Nachdruck ein, drohend den Zeigefinger der rechten Hand erhebend. „Adieu!" Er trat zur Stube hinaus, ging sporenklirrend die Treppe hinab über den Kirchhof, ohne sich nach dem verblüfft folgenden Heiligen aller frommen Lämmer weiter umzusehen.

„Ist ein gefährlicher Gegner," hatte der unerschrockene Krieger gesagt. Diese Worte konnte der geistliche Herr nicht aus dem Ohre bannen.

Mit Kord ging eine seltsame Veränderung vor. Der Einfluß des Unterrichts im Pfarrhause zu Osterfeld übte einen größeren Einfluß auf sein Wesen aus, als man hätte erwarten sollen. Die Anfangsgründe der Wissenschaften fanden wohl nicht den fruchtbarsten, doch auch keinen undankbaren Boden. Neben der ihn umgebenden Welt schloß sich ihm eine andere auf, anfangs seltsam erscheinend, nach und nach tiefere Eindrücke auf den Knaben machend. Keinen Blick wandte er von seinem Lehrer, als dieser ihm von den Thaten des Herkules, des Theseus erzählte. Von den Göttersagen des germanischen Altertums hörte die damalige deutsche Jugend noch wenig, die bluttriefenden Recken des Nibelungenliedes blieben ihr noch unbekannt. Das heranwachsende Geschlecht mußte an den Erzählungen von der ringenden Jugendkraft lang dahingesunkener Völker erstarken. Wider alles Erwarten wurde dem biederen Rehsiek die Erziehung des von Lebenskraft und Lebensmut strotzenden Knaben leicht und immer angenehmer. So hingen selbst die eigenen Kinder nicht an seinen Lippen, als dieses fremde; nichts aber wirkte wohlthuender auf Kord, als die herzliche Wärme, die ihm stets in diesem, trotz aller Dürftigkeit, gesegneten Hause entgegenstrahlte.

Als starkes Frostwetter Weg und Steg überall gefestigt hatte, zogen drei mächtige vierspännige Waldfuber gesunden Buchenholzes durch Osterfeld zur Wehme hinauf. „So fährt der Meier zu Odemissen," sagten die Leute und schmunzelten. Keiner von ihnen konnte dem Seelsorger solch ein Geschenk machen; doch gönnten sie es alle dem guten Manne, daß er bei rauher Winterzeit warm sitzen konnte. Manchmal wanderte Minna mit einem Korbe zur Frau Pastorin. Was sie trug, erfuhr niemand, aber schwer trug sie, das konnte man wohl sehen, und des Pfarrers Magd sagte mehr als einmal, es werde heutzutage weit besser gekocht als früher. Es fiel Rehsiek sehr auf, daß der reiche Mann lange nicht nach einer Rechnung fragte und dieselbe erst kurz vor Weihnachten forderte. Er hatte sich bei Amtsbrüdern nach den üblichen Preisen für derartigen Unterricht erkundigt. Nach diesen berechnet, kam für Kord aber doch mehr als fünfzig Thaler heraus. Der gefundene Betrag dünkte dem gewissenhaften Menschen neben den vielen Kirchensteuern etwas zu hoch, aber: „Odemissen ist kein Filz, laß nur gut sein," sagte die Eheliebste begütigend und sandte den Brief durch Kord an dessen Vater. Dieser schickte am nächsten Morgen das Berechnete ein, nicht mehr, nicht weniger, als angegeben war. Freudestrahlend sah die Mutter das schöne blanke Geld. Von dem sollte ein guter Gebrauch gemacht werden. Ein großes Loch war damit zu stopfen, aber —

Der heilige Abend senkte seine tieferen Schatten

in das stille Thal. Von den Zweigen der Bäume, von den Dächern troff es spärlich. Grauer feuchter Nebel drang bis in die Häuser und Hütten. So recht naßkalt war das Wetter. Mütterchen Rehsiek war in der Küche beschäftigt, als der Meier vor der Pfarre hielt, seinen prächtigen Hengst anband und raschen Schrittes ins Haus trat. Er hatte den Dreimaster tief ins Gesicht gezogen, einen großen Mantel von dunkelblauem, schwerem Tuch umgehängt. Geradeswegs ging er vor die Küchenthür, klopfte an und öffnete sie sogleich. Den Hut in die Linke nehmend, sagte er: „Ach, verehrteste Frau Pastorin, nehmen Sie mir zweierlei nicht übel: Erstlich, daß ich einen Rechenfehler berichtige. Sie haben die viele ‚Unmühe‘, die Sie von meinem Stammhalter gehabt haben, nicht berechnet. Gestatten Sie mir, daß ich diese also nach Gutdünken vergüte. Für all Ihre Freundlichkeit und Herzlichkeit kann ich nur mit Worten danken. Zum anderen bitte ich, daß morgen, am ersten Feiertage,*) wenn Sie den Christbaum anzünden, auch mein Kord mitfeiern darf.“ Die Frau wußte nicht, was sie sagen sollte, sondern nickte nur mit dem Kopfe. „Dann vergnügte Feiertage,“ rief er, ihr ein kleines schweres Päckchen in die Hand drückend. Sofort wandte er, und ehe Rehsiek von seinem Arbeitszimmer herabkommen konnte, flog der andere auf feurigem Rosse dahin.

Der Geistliche kam herunter. Da stand sein Weib und wischte die Augen, sie schluchzte. „Was ist Dir?“ fragte er.

Sie sah ihn so recht mit vollem Blick an, öffnete die Hand, worin sie vier Goldstücke hielt, und sagte: „Sieh, der Mann wird ein Werwolf gescholten! Siehst Du, mein Lieber? Frau Westermann hatte im Urteil über ihren Schwager recht!“

Eine rechte Weihnachtsstimmung ging durch das bescheidene Pfarrhaus. In echter Christtagsfreude sprach Rehsiek in der Kirche über die Geburt des Menschensohnes. Das verstanden die schlichten Landleute, was ihnen da verkündet wurde, und auch den wenigen Gebildeteren drang es zu Herzen. Einfach, klar, voll inniger Wärme war die ganze Rede. Als der Christtag zur Rüste ging, stellte Kord sich ein. Da der Christbaum in vollem Glanz der Lichter strahlte, und die Kinder ins Zimmer treten durften, legte jener für ein jedes Glied der Familie noch ein kleines, von der Tante in Salburg besorgtes Geschenk unter die grünen Zweige, für das Dienstmädchen aber einen heilen, blanken preußischen Thaler. Zum ersten Male feierte der Erbe von Odemissen in solcher Art der Christen schönstes Freudenfest. Viel helle Lichtstrahlen drangen in seine Brust.

Der kleine Behrenstein ging Tag für Tag zu Lohbaum, ohne viel Freude an geistiger Arbeit zu verraten. Zog des Meiers Sohn, ein fröhliches Lied pfeifend, durch Feld und Flur Osterfeld zu, dann schlich sein ehemaliger Freund mit den Büchern im Arme still zur Wehme hinauf. Es war nicht der gleiche Geist, der auf beide wirkte. Für eins war der Vormund dem Pfarrer dankbar, daß er die beiden Jungen auseinanderbrachte. Der „fromme“ Mann befürchtete wohl nicht, es möge der Unterschied zwischen seiner Drillung und der Erziehungs- und Unterrichtsweise Rehsieks zu grell hervortreten, nein! Er sah in Wirklichkeit in Odemissen den Verbündeten, den Knecht des Vaters der Lüge, und wie unheilvoll konnte ein Verkehr mit dem Sohne des Kindes der Bosheit seinem Zöglinge werden! Scheu wich bald der Erbe des Rittergutes dem künftigen Besitzer des Meierhofes aus.

XV.

Ein Lenz, ein Sommer kehrte wieder mit Sonnenglanz und Buchengrün. Waren die gefiederten Zugvögel schon seit Monaten in der Heimat, so zogen jetzt zwei heitere Wesen für Sommerwochen in Odemissen ein. Die beiden Mädchen waren es, Emma und Bertha. Sie besuchten schon über ein Jahr die Stadtschule in Salburg. Nun wurde es lebhafter im Meierhause. Häufiger als sonst kamen Rehsieks Kinder von Osterfeld herüber. Dann ging's mit hellem Jauchzen durch Wald und Wiese. Oft stand Karl Behrenstein hinter einem Zaune oder einem Busche und sah wehmütig zu den Glücklichen hinüber. Ihm blutete das Herz; aber er durfte mit jenen Kindern nicht spielen, es war ihm so streng verboten. Einst saß er unter einer uralten Eiche. Diese stand auf einem grünen Anger zwischen dem Edelgute und dem Meierhofe. Mächtig war ihr Stamm, so daß ihn fünf Männer nicht umspannen konnten, weithin dehnten sich die riesenhaften Äste aus, und hoch zum Himmel, weit über die Häuser des Ortes hin, erhob sich ihre königliche Krone. Immer grünte sie mit ihren Geschlechtsgenossinnen, wenn auch mancher morsche Zweig gebrochen, mancher der emporstrebenden Hünenarme vom Zahn der Zeit ausgehöhlt war. Im Gezweig nisteten Buchfink und Stieglitz, in den Höhlen Staar und Specht, während Wendehals, Kleiber und Meise die offenen Astlöcher zu ihren Wohnungen einrichteten. Ein dumpfes Rauschen, geheimes Raunen zog durch das Gezweig des Baumes. Was erzählten sich die Vögel in den Wipfeln? Was schwatzte der Staar? Was war es, das hell aus der Kehle des buntesten aller Finken hervorklang? Der Knabe lauschte und lauschte. Alles, was in sein Ohr drang, erfüllte sein Herz mit dem Sehnen nach fernen, unnahbaren Dingen. Der Unterricht des düster gestimmten Geistlichen und die Erziehungsweise der Rätin machten ihn dumpfen Träumereien nur geneigter. Lange hatte er vor sich hingebrütet, als neben ihm zwei glockenreine Stimmchen hell kicherten. Es waren die beiden Mädchen. Von weitem hatten sie ihn bemerkt. Leise, leise waren sie auf den Zehen ungesehen herbeigeschlichen. Eine Weile hatten sie ihn so betrachtet. Dann mußten sie denn doch über den seltsamen Träumer lachen.

Karl stand auf, wollte hinwegschleichen. Bertha sprang ihm in den Weg. „Fang!“ rief sie, einen Ball emporwerfend. Der Knabe blieb stehen, sah

*) Feier am ersten Festtag abends ist in manchen Pfarrhäusern

das Mädchen träumerisch an, streckte aber keine Hand nach dem Balle aus. Emma griff ihn auf und warf ihn von neuem empor. „Fang!“ rief auch sie; doch der Ball fiel wieder ungefangen zur Erde. Wie lachten die beiden Sonnenkinder! Bauz! warf Emma dem Jungen das bunte Ding an den Kopf. Da litt er's nicht mehr. Er griff danach, warf wieder. Hin und her flog er, hoch in die Krone der Eiche, drei-, viermal. Da kam er nicht herunter.

Nun standen sie da, alle drei! Sie sahen empor, als ob sie erwarteten, daß etwa ein Engel vom Himmel herabkommen und ihnen helfen sollte. „Was guckt Ihr da?“ rief Kord. Die Mädchen erzählten von ihrem Unglück. „Steh fest!“ rief der Bruder der Betrübten dem Jungen vom Edelhofe zu. Mit einem Sprunge saß er ihm, stand er ihm gleich darauf auf den Schultern. In einem Nu hatte er einen tiefherabhängenden Ast ergriffen. Mit den Händen schwang er sich, hängend nach und nach an diesem empor zum Hauptaste. Dann ging's in der Krone hinauf, von Ast zu Ast. Hoch oben fand er den Beklagten in einer Gabelung und warf ihn zur hellen Freude der Mädchen hinab. Schneller, als er hinaufgeklommen war, stieg er abwärts, erreichte bald den untersten Ast, von welchem er, zum Entsetzen der andern, herabsprang.

Bald kamen auch die Söhne Rehsieks herbei, Jungen von acht, neun und elf Jahren. Nun gab es ein frohes Leben, ein herzhaftes Jauchzen. Karl lachte aus vollem Halse mit. Nur mitunter beschlich ihn ein eigenes Gefühl, es war ihm, als ob ihm eine Stimme drohend zuriefe: „Gehörst Du hierher? Vergaßest Du so meine Verbote?“

Im Eifer des Spielens bemerkten die Kinder nicht, daß hinter der Mauer des Herrenhofes ein Manneskopf sichtbar wurde. Es war der des Hauptmanns. Eine Weile sah er dem Spiele zu, staunte darüber, daß der sonst so gehorsame Knabe denn doch die Weisungen seines Erziehers übertreten hatte. Schon wollte er pfeifen, den Ungehorsamen rufen; allein das helle Schäkern der Kinder ließ es nicht zu. Ein altes Lied von Lenz und Jugend summte ihm plötzlich im Ohre. Er ward milde gestimmt. Noch eine Zeitlang sah er dem frohen Treiben unter der Eiche zu, dann wandte er sich, nach dem Herrenhause gehend.

Ein solcher täglicher Verkehr würde seinem Zöglinge frommen, dessen ganzem Wesen einen heitereren Anstrich geben, dies konnte er nicht leugnen. Er wollte ferner den Kleinen von den Kindern von drüben nicht so fern halten, aber den Jungen denn doch prüfen, ob die Wahrheitsliebe in ihm mächtiger sei, als die Furcht vor Strafe.

Als Karl nach einer halben Stunde mit gerötetem Antlitz heimkam, rief ihn Behrenstein, welcher schon wartete, zu sich. Mit ernstem Gesichte fragte er: „Wo warst Du? Du hast sehr rote Wangen.“ Der Knabe sah schweigend zum Boden nieder, ohne zu antworten. „Wo warst Du? Was thatest Du?“ fragte der Oheim mit härterer Stimme. Erst schlug der Junge die Augen scheu empor, doch sofort wieder nieder. Er wollte wohl antworten; aber das Schuldbewußtsein ließ die Worte in seiner Kehle ersticken. Nun faßte ihn der Alte beim Arme und herrschte ihn an: „Heraus mit der Sprache!“

Mit einem Strome von Thränen preßte der Kleine heraus: „Habe — mit — den — Kin—dern — unter der Eiche — gespielt.“

„Mit welchen?“

„Mit Odemissens,“ schluchzte der arme Bursch.

„Gut! Geh! Hast die Wahrheit gesagt, wie es einem Behrenstein allzeit ziemt,“ hieß es. Erstaunt, erleichtert schlich der Knabe davon.

Am nächsten Morgen sagte Emma zu den beiden andern Kindern: „Kommt! Wir wollen unter die Eiche gehen und sehen, ob Karl da ist. Wir wollen mit ihm spielen, damit er wieder lacht.“ Sie gingen, sie fanden ihn da. Der Oheim hatte gestern ja nicht gescholten. Tagtäglich wurde unter dem alten Baume Kurzweil getrieben, fast täglich kamen die Pastorenkinder vom Nachbardorfe herüber. So gefiel es ihnen allen. Fragte der Hauptmann: „Karl, wo warst Du?“ so bekam er sofort die Antwort: „Unter der Eiche.“ Er wandte sich dann schweigend um.

Anders erging es dem Knaben beim geistlichen Herrn. Als Lohbaum seinen Zögling in der Gesellschaft der Söhne seines lieblosen Amtsbruders und der des Buben, an den auch die finsteren Gewalten schon ein Anrecht hatten, sah, entsetzte er sich. Er befürchtete, der jungen, wohlgehüteten Seele möge Nachteil hieraus erwachsen. Gar ernst nahm er den ihm Anvertrauten ins Gebet, ermahnte ihn nachdrücklich, diesen Umgang um seiner Seelen Seligkeit willen zu meiden; aber dies war dem kleinen Behrenstein unverständlich. Mit der unbefangensten Miene von der Welt erwiderte er auf die lange Rede: „Mein Oheim hat nichts dagegen zu erinnern,“ und suchte nach wie vor seine Spielgenossen auf. Auch danach ging er zu Kord unter die Eiche, als die Mädchen wieder zur Stadt abgereist waren.

* * *

An den kurzen Tagen des folgenden Winters saß Karl oft mit seinen Büchern neben dem Hauptmanne. Dessen früherer Gewohnheit gemäß mußte er stets laut lernen. Manche seiner Arbeiten sah dieser nach, überhörte ihm manches, eins aber nie: Gesangbuchsverse und Bibelsprüche. „Der Krimskram paßt nicht für mein Gemüt,“ brummte er in sich hinein, wenn er sah, daß der Kleine Bibel und Gesangbuch zur Hand nahm. Einmal erlangte aber doch wirklich eine Stelle des Oheims vollste Zustimmung, nämlich die: „Im Schweiße Deines Angesichtes sollst Du Dein Brot essen, bis daß Du wieder zur Erde werdest, davon Du genommen bist; denn Du bist Erde und sollst auch wieder zur Erde werden.“ Er nickte beifällig mit dem Kopfe und sagte: „Das merk Dir, Junge, da steckt Wahrheit darin.“ Ein anderes Mal ward der Unwille des Herrn im höchsten Grade wach. Der Knabe sagte wiederholt her:

„Eile, wie Verlobte pflegen,
Deinem Bräutigam entgegen,
Der da mit dem Gnadenhammer
Klopft an Deine Herzenskammer.

Thu ihm auf die Geistespforten,
Red ihn an mit schönen Worten:
‚Komm, o Liebster, laß Dich küssen,
Laß mich Deiner nicht mehr missen.‘“

Anfangs hörte der Hauptmann nicht auf das, was da mit starker Hervorhebung der schweren Wortteile hergesagt wurde; als aber die Worte „Gnadenhammer und Herzenskammer“ an sein Ohr schlugen, rief er: „Noch einmal den Vers von vorn!“ Der Lernende gehorchte. „Kreuzhimmelheiligtausend Donnerwetter,“ fluchte der Alte. „Sollen zehn Schockmillionen Teufel den Baalspfaffen holen, wenn er einen Mädchenjäger aus Dir machen will. Ein kreuzneunundneunzig Ungewitter soll da dreinschlagen, wenn dieser Jammerbruder Dich zu einem Mucker stempeln will! Lotweise soll ihn der leibhaftige Gottseibeiuns holen. Zum Frühstück sollen ihn die Höllenhunde fressen, diesen Herrgottsesel, wenn er Dir solche Mucken in Deinen Begriffskasten hineinschummeln will, dieser verhimmelnde, schmachtlappige Heilandsknecht, der! Ihn soll —“

Weiter kam er nicht. Mathilde trat entsetzt aussehend ein. „Mein Herr und Heiland! Bruder!“ ächzte sie. „Welch himmelschreiende Lästerung! Willst Du Gottes Gericht über Dich herabrufen, indem Du solch sündhafte Flüche in Gegenwart dieser Kindesseele hervorstößt?“

„Nachteulengekrächz! Du Pfaffenanbeterin, Du himmelndes Bälämmchen, Du! Hier! Dies soll ein Behrenstein, Karl Behrenstein, herleiern, dies Zeug! Dies lies und sag mir, ob Du dies geziemend nennst für einen Knaben, der später ritterschaftliche Gerechtsame beanspruchen darf, der allweg cavalièrement auftreten soll? Lies, sage ich!“ Bei diesen Worten hieb er wiederholt mit geballter Faust auf das geöffnete Gesangbuch und jedesmal schlug die trauervolle Schwester die schmerzerfüllten Augen zum Himmel auf. Mit dröhnenden Schritten ging er im Zimmer hin und her, während Rätin Helloh das Gesangbuch nahm.

„Wo war's?“ fragte sie leise. Karlchen zeigte ihr die Stelle. Sie las und legte dann seufzend das Buch nieder. Einen Augenblick ließ sie die Arme schlaff herabhängen, dann faltete sie die Hände. Das Haupt sank schräg auf ihre Brust hinab und Thränen rannen über ihre Wangen. Sie empfand tiefen, wahren Schmerz.

Ihr Bruder blieb kerzengerade wie ein alter Weltenstürmer vor ihr stehen. Er sah sie siegesbewußt an, dann fragte er: „Nun, was sagst Du nun? Ziemt solch Gewäsch dem da?“

Mit einem Blick, der Kieselsteine hätte erweichen sollen, sah sie zu ihm auf. „Adolf!“ seufzte sie, „das sind Worte eines frommen Gottesmannes, eines echt gläubigen Menschenherzens, es ist der Preis der höchsten christgläubigen Liebe, die Stimme der himmlisch erleuchteten Menschenseele, die ihrem Herrn, ihrem Heilande entgegenjauchzt.“

„Narrengewäsch!“ tobte der Hauptmann.

„Du, mein Bruder, Du edler Mann! Versperr nicht Dein Ohr dem Worte des Herrn und öffne Deinen Geist und Sinn den leuchtenden Strahlen der Sonne ewiger Gnade. Laß ihren Himmelsschein Deinem Herzen den Lenz erster Heilandsliebe erwecken, laß Deinen Geist erlechzen am nie versiegenden Bronnen göttlicher Barmherzigkeit. Laß Kedars Hütten, der Spötter Haus hinter Dir! Rette Deine Seele, rette Dein Leben!“ Bei den letzten Worten sank sie in die Kniee, die Arme flehend emporhebend. „Erleuchte ihn, himmlisches Licht!“ rief sie. Die Hände faltete sie, die Augen immer emporrichtend.

Adolf sah sie ernst an. Zürnen konnte er ihr nicht. Was sie sagte, war ihre feste Meinung, das wußte er, verstand aber nichts von dem, was sie bewegte. Er zweifelte an der Klarheit ihres Geistes. Stumm winkte er dem Knaben, der sich scheu nach der armen Frau umsah, ihm zu folgen. Sie schritten hinaus auf das Feld, hinauf auf die Höhen. Dort blieb Behrenstein stehen, wies auf Flur und Feld, Wald und Wiese hin und sagte: „Sieh, mein Kind, da liegt die Welt vor Dir. Die muß einer geschaffen haben. Die muß einen Herrn haben, wie alles seinen Herrn hat. Diesen Herrn nennen wir den lieben Gott. Dem müssen wir gehorchen, und der will, daß wir unsere Schuldigkeit thun, daß wir ehrenhafte, ehrenwerte Leute sind. Der will, daß wir unser Gewissen rein halten und das Rechte thun, aber sieh, das will er nicht, daß wir heucheln und die Augen verdrehen und die Leute glauben machen, wir seien frömmer als andere Menschen. Versteh: Die arme Tante hat viel Unglück gehabt, dadurch ist sie trübsinnig geworden. Das haben die Pfaffen und die Scheinheiligen benutzt. Die haben ihren Sinn in Verwirrung gebracht, so daß sie oft wohl selbst nicht weiß, was sie sagt. Nun komm, es fängt an zu dunkeln.“ Sie gingen hinab. Mathilde war nicht mehr in des Oheims Stube, als die beiden eintraten. Der Hauptmann gab dem Knaben zum ersten Male ein Geschichtenbuch in die Hand. Der las und las, während der andere auf und ab ging. Was für Gedanken, wie vielerlei kreuzten sich in seiner Seele! Am liebsten hätte er in diesem Augenblick sofort den Kleinen bei der Hand genommen und zu dem ehrlichen Geistlichen, dem Rehsiek, gebracht; aber Odemissen? Er sann und sann. Endlich hatte er einen Entschluß gefaßt. Er ging und sagte seinem vertrauten Knechte einige Worte, dann kehrte er zu seinem Lieblinge zurück und hieß ihn, sich zur Ruhe begeben.

Früh am nächsten Morgen wurde er von seinem Oheim geweckt. Sogleich mußte er auf dessen Zimmer kommen, dort frühstücken und Kleidungsstücke zusammennehmen. Diese wurden in einen Sack gesteckt. „Wir wollen verreisen,“ sagte der Alte, „aber meine Schwester soll nicht davon aufwachen.“ Karl blickte gespannt empor und fragte schüchtern: „Kommen wir bald wieder?“ Der Hauptmann sah zur Seite und murmelte: „Ich will Dir das weitere unterwegs mitteilen, jetzt haben wir nicht Zeit dazu.“ Der Wagen hielt nicht vor dem Hause, sondern draußen vor dem Hofthore, damit Mathilde nicht geweckt werde. Dahin gingen die beiden. Die Hausmagd folgte ihnen. Sie trug einen Sack und einige

Eßwaren. „Sagen Sie meiner Schwester, ich sei mit dem Jungen verreist," sprach der Hauptmann. Dann gab er das Zeichen zum Abfahren. Der Wagen rollte dahin. Nach einer Viertelstunde fragte der Knabe: „Kehren wir bald zurück?" Es vergingen für ihn einige Augenblicke bangen Wartens, dann erfolgte die Antwort: „Lieber Junge, in Odemissen konntest Du nicht länger bleiben, dort wäre nichts Gescheites aus Dir geworden. Der Pfaff verdrehte Dir im Unterrichte den Kopf und Tante Mathilde redete Dir in der übrigen Zeit dummes Zeug vor. Der Mann, den sie aus Dir gemacht hätten, wäre nie imstande gewesen, dem Bauerngesindel die Stange zu halten. Ich habe manchmal Euer Spiel verfolgt. Der Meierjunge ist Dir unendlich überlegen. Du mußt hinaus, in eine andere Welt. Sollst die Schulen in Salburg besuchen. Dort lernst Du etwas Tüchtiges, dort bekommst Du geziemenden Umgang." Lange weinte der Knabe bitterlich. Das Schluchzen unterdrückte er wohl, aber den Thränen mußte er freien Lauf lassen. Behrenstein konnte sie in der Dunkelheit nicht sehen. Lange fuhren sie schweigend weiter. Karlchen ward gefaßter und wagte die Bitte: „Laß mich doch lieber noch einmal mit Dir zurückkehren, ich will auf die beiden andern auch nicht hören, Dir, Lieber, will ich alles glauben." Die Antwort lautete: „Mein Kind, Du weißt nicht, wie ungern ich Dich von mir lasse. Du bist der einzige junge Sproß unseres Stammes, der einzige Sohn meines Bruders. An Dir hängt mein Herz. Was ich beschloß, führe ich aus, weil ich muß. Odemissen entgeht Dir nicht. Einst kehrst Du zurück und dermaleinst wirst Du dort als Herr schalten und walten. Damit Du später Deinem Stande und Deiner Stellung gerecht werden kannst, muß ich Dich den Händen derer entziehen, welche eher alles andere aus Dir machen würden als einen Kavalier. Du darfst nicht abwärts sehen, nein, hinauf, nicht nach denen, die unter Dir stehen, Dich richten. Ritterliches Besitztum erbst Du. Weshalb solltest Du nicht alle Adelsvorrechte, weshalb nicht den Adelstitel erringen können? Denk immer an dies Wort Deines zweiten Vaters: ‚Karl von Behrenstein oder besser: Karl Behrenstein von Odemissen' klingt doch heller und voller im Ohr als das schlichte Karl Behrenstein. Hohe Bildung, Beziehungen zu den höchsten Kreisen, Verdienste um Staat und Fürstenhaus müssen Dir den Weg dahin bahnen."

In Salburg angekommen, stellte der Hauptmann seinen Karl dem Leiter der gelehrten Schule vor. Dieser prüfte den schüchternen Knaben und beruhigte ihn, wo Befangenheit zu Tage trat, in väterlicher Weise, ließ sich auch auf einiges Bitten bereit finden, den neuen Zögling ganz in sein Haus aufzunehmen, ihn mit seinen Söhnen und zwei jungen Landadeligen zu erziehen. Die Bestimmung des Kostgeldes überließ der Oheim dem würdigen Gelehrten. Dann nahm er kurzen Abschied und that recht gefaßt, während dem Kleinen das Scheiden und Meiden viel Schmerz verursachte. Unten an der Treppe wischte dann aber doch der Alte die Augen ein wenig.

Als der Reisewagen wieder auf den Edelhof rasselte und vor dem Herrenhause hielt, kam Mathilde schon mit einem Lichte die Treppe herab bis an die Hausthür. Da sie den Bruder allein kommen sah, faßte sie auf ihr Herz, ein lautes: „Ach!" ausstoßend. „Adolf! Adolf! Das konntest Du mir anthun?" rief sie. Er antwortete: „Das ist Dein Werk, das hast Du mir zugefügt. Ich habe mich selbst bezwungen und meine Schuldigkeit gethan." Er ging hinauf in sein Zimmer, entkleidete sich und legte sich nieder. Er schlief gleich ein, wie ein Mann, der ein gutes Gewissen in seinem Busen trägt. Anders war es mit der Schwester. Ihr erschien seine That als eine Handlung, welche von entsetzlicher Rohheit zeugt. So abhängig sie sich von ihrem Bruder fühlte, in einem so garstigen Lichte erschien er ihr. Eigensinn, Hartnäckigkeit, Hartherzigkeit beherrschten seine Seele. Der Teufel des Trotzes hielt seinen Sinn umnachtet. Dieser hinderte ihn, dem ewigen Lichte, welches der Schwester Geist erleuchtete, das Auge zu öffnen. Er blendete ihn, die ewige Wahrheit, welche sie lange ergriffen hatte, nicht zu erkennen. Sie weinte die ganze lange Nacht. Oft betete sie zum Gott der Christen, der Heiden, auch ihn, der ihr so wehe gethan hatte, dem Evangelium zugänglich zu machen. Am anderen Morgen ließ sie sich nicht sehen, mittags war für den Hauptmann allein gedeckt, welcher seine Schwester mehrere Tage lang nicht zu Gesicht bekam. Er ging allein durch die Felder, wandelte mehr als früher im Walde umher. Wie vereinsamt war der alte Herr! Bis zum dritten Sonntage hielt er's aus. Da ließ er in aller Frühe sein Pferd satteln und ritt hin zur Fürstenstadt. Das gab ein frohes Wiedersehen. Karl, sein Karl, hatte sich gut eingelebt. Hell sah er aus den Augen. Ihm war eine neue Sonne aufgegangen. Nach dem Urteil der Lehrer entsprachen seine Leistungen nicht dem Maße der natürlichen Begabung; aber da diese vorhanden war, ließ sich das Mangelnde bei sorgfältiger Nachhilfe leicht erwerben. Der Knabe durfte mit seinem Pflegevater einige Stunden lustwandeln, mit ihm im Gasthause speisen und bekam die Zusage, an jedem Sonntage vor Vollmond dieselbe Freude erleben zu dürfen. Regelmäßig machte Adolf Behrenstein fernerhin diese Besuche in Salburg; aber eins konnte er seinem Neffen nicht gestatten, den Ort seiner Heimat sollte dieser mehrere Jahre hindurch nicht betreten.

Eines Tages traf er im Schnee zwei alte Bekannte, Emma und Bertha. Jene schob diese in einem Stuhlschlitten. Rasch sprang er hinzu. Beide Mädchen mußten sich hineinsetzen und er trabte schiebend hinterdrein, Straße auf, Straße ab. Am anderen Morgen fragte ihn ein Mitschüler, wie viel Lohn Westermanns Diener monatlich bekomme, und ein anderer erzählte in der Zwischenzeit ganz laut, ein junger, ganz junger Herr wolle bald heiraten, aber gerad wie der Vater Jakob gleich zwei auf einmal. Solch Unheil durfte ihn nicht wieder treffen, deshalb drückte Karl sich jedesmal scheu, wenn er die Mädchen erblickte oder wenn diese ihn frohlockend anriefen. Es that den armen Dingern wehe, daß er so treulos

war, der Junge, mit dem sie immer so gern und so reizend gespielt hatten.

Emma und Bertha waren fast von gleicher Größe. Stets gingen sie nach Odemissens Wunsch gleich gekleidet, gewöhnlich Arm in Arm, so daß manche Leute meinten, sie seien Zwillingsschwestern. Besuchten sie morgens die Stadtschule, so gingen sie nachmittags zu Demoiselle Grandpierre, einer Waadtländerin, welche in Französisch, Geschichte, Erdkunde und weiblichen Handarbeiten Unterricht erteilte. Während Emma in der fremden Sprache bei großem Eifer geringere Fortschritte machte, zeigte ihre Ziehschwester bei größerer Begabung wenig Freude daran. Zum größten Teil war dies dem Einflusse Westermanns zuzuschreiben. Er schalt Tag für Tag über die Greuel der französischen Revolution, beklagte und bejammerte die Niederlagen, welche die Heere der Republik den Verbündeten beibrachten. Seine Worte fanden bei der Nichte ein aufmerksameres Ohr als bei den eigenen Kindern, deshalb gewann jene von Tag zu Tag mehr und mehr seine Zuneigung.

In jener Zeit waren Bücher nicht so billig, wie sie heute sind, und wenige Leute besaßen Geld genug, um sich die Werke der großen deutschen Dichter anschaffen zu können. Deshalb schrieb man häufiger als jetzt Gedichte, an denen man besonderes Wohlgefallen fand, ab. Manche verwandten hierauf großen Fleiß, so auch der Rezeptor. Mit peinlicher Sorgfalt trug er namentlich Verse von Schiller, welche ihm am meisten zusagten, in ein mächtiges Buch. Das Lied von der Glocke zeichnete er gar für seine Eheliebste zum Weihnachtsgeschenke in ein Heft, dessen einzelne Blätter aus roter Seide bestanden.

Diese Sammlungen, wie auch einzelne Bändchen von Gedichten, hatte das Pflegekind oft in Händen; nach und nach prägte sich dieses und jenes seinem Gedächtnisse ein und bildete einen Schatz im Herzen, dessen Gepräge ein echt vaterländisches war.

Über den Schwager dachte Westermann besser als früher. Jenes offene Hand hatte es dem sparsamen Beamten ermöglicht, einiges zurückzulegen, um dann, wenn die Kinder einmal die Ursache größerer Geldausgaben werden sollten, nicht in die Notwendigkeit versetzt zu werden, das Haus mit Schulden belasten zu müssen. Gern hätte er die freundlichen Beziehungen zu dem nahen Verwandten erneuert; allein hierzu bot sich ihm nie Gelegenheit, Odemissen betrat das Haus, in welchem er bei seinem letzten Dortsein eine so üble Behandlung erfahren hatte, vorderhand nicht wieder.

XVI.

Als einst Hans Kord seinen Knecht nach Salburg geschickt hatte, brachte dieser von dort einen Brief mit, welcher von Frankfurt am Main abgesandt war. Mit gewohnter Ruhe erbrach er ihn und sah zuerst nach der Unterschrift. Sie lautete: Hugo Felix von Odemissen. Dieser mußte ein Sproß der alten Adelsfamilie sein, welche aus Not das Rittergut verkauft hatte. Hugo Felix schrieb, er habe in seinem Besitz mancherlei Urkunden, welche für den Herrn Meier von großem Werte sein müßten. Eine derselben bezeuge, daß die Hahnenbreite, eine Feldfläche von dreißig Morgen Größe im Jahre 1699 durch Bodo von Odemissen mit Genehmigung der allergnädigsten Landesherrschaft dem Meier Hans Kord daselbst gegen Darlehen von fünfhundert Gulden landesüblicher Münze auf neunundneunzig Jahre in Pfandbesitz gegeben sei. Würde bei Ablauf dieser Frist die Summe dem Herleiher nicht zurückerstattet, so sollte die Grundfläche fester Besitz des Bauern, die Schuld dagegen erloschen sein. Der jetzige Inhaber, augenblicklich in einiger Geldverlegenheit, wolle diese Urkunde dem Herrn Meier gern gegen eine angemessene Vergütung überlassen, damit sie nicht in unrechte Hände gerate und Ursache großer Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten werde.

Drei-, viermal las der Meier den Brief aufmerksam durch, dann stand er auf und ging vor den großen Schrank. Dort lagen in den Beiladen alle Pergamente und viele Papiere, welche für den Besitzer des Meierhofes irgend welchen Wert besaßen. Tief im untersten Fache mußte die Versicherung über das Herleihen der fünfhundert Reichsthaler liegen. Da fand er sie, deren er fast vergessen hatte. Alles verhielt sich so, wie der verarmte Edelmann schrieb. Zwei Jahre hatte Behrenstein noch Zeit, um den Versatz durch Zahlung der Pfandsumme aufzuheben. Wußte er um jenes alte Abkommen? In nicht seltenen Fällen geraten derartige Dinge in Vergessenheit. So mochte die Sache auch hier liegen. Jene Urkunde konnte, wenn sie in die Hand des Hauptmanns gelangte, für Hans Kord und seine Nachkommen Veranlasserin großen Nachteils und vielen Ärgers werden. War Odemissen hiergegen aber durch Ankauf des Schriftstückes geschützt? Nein. Wollte der jetzige Besitzer desselben darauf ausgehen, die letzten Erinnerungszeichen an sein Stammgut zu einer möglichst ergiebigen Geldquelle zu gestalten, so konnte er dem jetzigen Herrn des Edelhofes immer noch von jenem Vertrag Mitteilung machen, und dieser war dann mit Hilfe des amtlichen Salbuches imstande, eine Kündigung der Verpfändung herbeizuführen. Das Grundbuch, wie wir es jetzt nennen würden, ward auch nicht selten von Hilfsschreibern und Gerichtsdienern, denen es zugänglich war, durchstöbert. Diese suchten nach alten Abmachungen, deren Kenntnis für andere wichtig war, um das Gefundene in ihrem Nutzen zu verwerten. So konnte ja ein Untergebener des Amtes, wie des Hofgerichts, dem Verweser des Rittergutes über das Eröffnungen machen, was den Großbauern in diesem Augenblicke so empfindlich traf. Was nützte dann der Ankauf des Pergamentes?

Hans Kord schloß seinen Schrank, das Haus wurde ihm zu enge. Er mußte hinaus ins Freie, hinaus aufs Feld, in den Wald! Er ging langsam, gesenkten Hauptes, die Hände auf dem Rücken zur Hahnenbreite hin. Da lag sie inmitten seiner Grundstücke. Welch ein Schlag, wenn dieser goldene Boden in jene Hände geriete! Früher hatte das fragliche

Grundstück zwischen dem Meierhofe und dem Schnathofe gelegen. Nach jener Verpfändung war dieser durch Heirat in Odemissens Besitz geraten und mit dem Vollmeierhofe verschmolzen. Es mußte vom Edelhofe ein Fahrweg dahin geführt haben; aber jetzt fand man denselben nicht mehr. Wahrscheinlich war er in jedem Herbste beim Pflügen des Feldes schmaler geworden und so nach und nach ganz verschwunden. Der siebenjährige Krieg, welcher jene Gegend verheerte, ließ manche Dinge nicht allein in Vergessenheit geraten, sondern drückte auch den Preis von Grund und Boden für lange Zeit derart herab, daß niemand auf solche damals unscheinbare Dinge großes Gewicht legte.

Hans Kord stieg bis zum Holze hinauf. Oben bei der Bank blieb er stehen, seine Grundfläche überschauend. Ein dumpfes, dunkles Gefühl drückte seine Seele. Plötzlich veränderte sich sein Gesicht, gerade so, als ob die goldene Sonne, düsteres Gewölk durchbrechend, grünende Thäler mit einem hellen Lichtgewande schmückt. „Gut! Komm heran!" sagte er und schritt leichter, heiterer seinem Hause zu.

Hier setzte er sich vor sein Schreibpult und teilte dem Sprossen der Bedrücker seiner Vorfahren in dürren Worten mit, er könne von seinem Anerbieten keinen Gebrauch machen.

Was er vorausgesehen hatte, traf richtig ein. Nach einigen Wochen erhielt er eine Vorladung vor das Amt Tiefenhausen, der er folgte. Der Hauptmann, welcher mit seinem Anwalte dort erschien, glaubte ihm einen großen Schrecken einjagen zu können und wunderte sich im höchsten Grade, als Odemissen kühl erklärte, es liege durchaus kein Anlaß zu einer Klage vor; denn nach Rückempfang des Darlehens zu rechter Zeit werde er noch einmal die Hahnenbreite, wie ihm dieses nach Gesetz und Recht zustehe, abernten, dann aber keinen Anspruch darauf erheben, die Feldfläche jemals wieder mit Pflug und Egge zu bestreiten.

Dies war Wasser auf Behrensteins Mühle! Spottend rief er: „Solches wird fürderhin die Herrschaft vom Rittergute selbst besorgen lassen! An ihr wird es sein, auf diesem wundervollen Kampe künftig zu säen und zu ernten!" Hans Kord warf ihm einen durchbohrenden Blick zu; dann aber legte sich eine Flut von Hohn um seine Lippen. Mit schneidender Stimme entgegnete er langsam: „Hat denn doch einmal das Franzosenvolk etwas ausgeheckt, was den hohen Herrschaften frommen mag! Ich meine, ihnen werde die Luftschiffahrt von Nutzen sein!" Alle anderen horchten hoch auf, was wohl hinter diesen Worten stecken möge. Mit boshaftem Lächeln betrachtete er ihre gespannten Gesichtszüge und fuhr dann höhnisch fort: „Ich meine, da vom Rittergute kein Weg nach der Hahnenbreite führt, werden die Ackerknechte durch die Luft dahinfahren müssen. Also meine Herren: die fünfhundert Reichsthaler werde ich liebend gern in Empfang nehmen, mich aber gegen jede Verletzung meines Eigentumsrechtes mit aller Macht und Gebühr zur Wehr setzen. Leben Sie wohl!" Damit ging er hinaus.

Die Zurückbleibenden sahen sich sprachlos an. Einen solchen Ausgang hätte niemand von ihnen erwartet. Der Amtmann klopfte einige Male mit dem Mittelfinger der rechten Hand spielend auf den Tisch und sagte dann, mit dem Kopfe nickend: „Voila! Monsieur Odemissen hat immer einen Trumpf in petto, an den kein Mitspieler denkt."

„Ungewitter und kein Ende!" donnerte Behrenstein los, „wenn die Hahnenbreite stets zum Herrenhofe gehört hat, muß auch ein Ackerweg dahinführen!" — „Muß, ja muß," erwiderte der Amtmann, „aber" — hierbei zogen sich seine Schultern hoch empor — „erkundigen Sie sich, woher dieser Weg geführt hat, und beweisen Sie ihrem Busenfreunde mit sicheren Zeugen, daß er der von Ihren Rechtsvorgängern benutzte Ackerweg gewesen sei. In diesem Falle werden Sie ganz gewiß recht bekommen." Jetzt warf sich der Herr Obergerichtsprokurator aus Salburg wie ein Kampfhahn in das Zeug, um darzulegen, wie das gute Recht nach klarem Menschenverstande, auch allen Rechtsgrundsätzen, nur auf der Seite liegen könne, welche zu vertreten er die Ehre habe; doch nahm ihm Reißler das Vergnügen, eine lange Rede halten zu können, mit den Worten: „Stellen Sie die Angelegenheit demnächst in helles Licht, und machen Sie Ihre Behauptungen durch unumstößliche Beweise wahr."

Behrenstein stellte überall Erkundigungen darüber an, ob ein Weg vom Rittergute nach dem versetzten Grundstücke geführt habe. Niemand konnte ihm Auskunft darüber geben. Auch die ältesten Leute entsannen sich nicht, jemals gehört zu haben, die Hahnenbreite sei nicht wirkliches Eigentum Odemissens. Es blieb dem Vormunde also nichts anderes übrig, als dem Rechtsanwalte den Auftrag zu geben, auf dem Wege juristischer Beweisführung ein Wegerecht vom Bauern zu erstreiten zu suchen. Lange sollte diese Klage dauern, ohne zu einer Entscheidung zu Gunsten des Benachteiligten zu führen.

Mehrere alte Urkunden gelangten in Behrensteins Hände. Ein Streit um den anderen wurde gegen Hans Kord angestrengt; aber eine Klagesache nach der anderen ging verloren. Wetterte und fluchte der alte Haudegen immer toller, so betete Frau Mathilde um soviel inständiger. Immer schaler ward ihr das Leben auf dieser sündhaften Erde. Ihr blühten die Blumen des Lenzes nicht, ihr glänzte keine leuchtende, strahlende Sommersonne. Für das Grün der Wälder, für den Farbenglanz der Thäler verlor sie das Auge. Ihr Blick war nur hingerichtet auf das himmlische Kanaan, nach den Hütten des ewigen Friedens schmachtete ihr Herz. Immer häufiger, immer inbrünstiger erhob sie ihre Seele im Gebet. Innerer heißer Drang war es, der sie trieb, sich oft laut flehend an den Allmächtigen, Ewigen zu wenden.

Was war dies für ihren Bruder! Eine Heuchlerin konnte er in ihr nicht erblicken; wohl aber eine Irregeleitete, eine Thörin, eine vom Pfaffen Bethörte.

Es war an einem milden Herstabende. Der Hauptmann schritt langsam in tiefen Gedanken im Garten draußen auf und ab. Er blieb stehen, er horchte auf. Ihre Stimme war es! Laut flehte sie zum Himmel: „Herr, der Du die Herzen der

Menschen lenkst wie Wasserbäche, lenke seinen Sinn und Geist, daß er Dich erkenne, Dich liebe, Dich preise! Erleuchte den Geist meines Bruders, daß er ihn suche, den Weg des Heils, daß er trachte nach dem, was droben ist, im Lande des Lichts, und Du, der da kam, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist, lock Du den, der da wandelt im dunkelsten Thale. Du, der uns geboten hat, die Feinde zu lieben, zu segnen, die uns fluchen, für die zu bitten, die uns beleidigen und verfolgen, zieh auch ihn an Dein Heilandsherz, rette ihn, den Nachbarn, den Meier, der dieses Haus vernichten möchte. Erbarm Dich!"

Weiter hörte Adolf nichts. Es war ihm, als dröhnte es in seinen Ohren, als rasselten hundert Trommeln mit einem Male. Fest aufstampfend ging er ins Haus, die Treppe hinauf. Die Schwester hörte ihn kommen, sie fuhr zusammen. Hatte sie auch das beste Gewissen von der Welt, so bebte sie doch bei dem Gedanken an das Ungewitter, welches sich über sie ergießen sollte. Das gab ein Wettern, ein Dröhnen, ein Donnern! „Ruf Deine Thorheiten zum Fenster hinaus, Du Närrin Du, damit alle Leute gewahr werden, daß Du fürs Tollhaus reif bist! Geh hin zu dem Werwolf. Lauf! lauf! Fall ihm um den Hals, dem Erzgauner dem! Sag ihm, dem Halunken, daß Du ihn liebst, für ihn bei Deinem Heilande bettelst! Spute Dich, Du Pfaffenanbeterin Du! Geh! Versprich dem Unholde, seine arme Seele zu retten, ihm die Himmelsthür zu erschließen. Vielleicht öffnet er Dir dann das irdische Paradies und reicht Dir aus Dankbarkeit seine Spitzbubenhand. Ja! Guck mich an! Verstehst Du mich nicht? Er heiratet Dich am Ende, der Gegenstand Deiner geistlichen Fürsorge!"

Solche Worte mußte die Beterin anhören. Mit einem: „Mein Herr! mein Heiland! erleuchte ihn," sank sie in die Kniee, die Augen zum Himmel oder vielmehr zur Zimmerdecke aufschlagend. Sie fühlte des Bruders Hand auf der Schulter. Zweimal klopfte er nicht zu leise, dann sagte er langsam, mit dumpfer Stimme: „Wenn Du denn von allen Deinen Albernheiten nicht lassen willst, so mach wenigstens unsere Dienstleute nicht zu Zeugen Deines heillosen Verhaltens. Unfug von der Art des vorhinnigen dulde ich nicht auf Odemissen. Geh mit Dir zu Rate, in welcher Art Du mich zwingen willst, in Erwägung zu ziehen, ob wir bei einander leben können. Überleg dies, sage ich."

Die letzten Worte wurden laut und mit Nachdruck gesprochen. Dann ging der Hauptmann hinaus aufs Feld. Es stand fest bei ihm: trieb sie's so weiter, mußte sie mit ihrem sehr mäßigen Einkommen abziehen. Ihr Gebahren war ihm geradezu zum Ekel geworden.

Lange lag die Rätin noch auf den Knieen, immerfort die Lippen bewegend. Wie schmerzte sie das Vorgefallene! Dennoch fühlte sie sich nicht unglücklich. Sie litt nach bester, fester Überzeugung für ihren Heiland, zu dem sie sich laut bekannt hatte. Sie wollte es ja bekunden, welche Wunder er an ihr vollbracht, wie tief er den Gnadenschein seines himmlischen Lichtes in ihre Seele hatte dringen lassen. Nur noch ein stilles Gebet sollte ihren Geist zu den Hütten des ewigen Friedens erheben dürfen? Solches gestattete ihr der, der wohl kein Kind Gottes, immer aber doch ihr Bruder, der Retter aus schwerer Not war. Um so heißer wollte sie nun für ihn beten, mit dem Heilande wollte sie um seine Seele ringen, wie das kananäische Weib dem Erlöser nachschreien: „Herr! erbarme Dich sein!" Wie Jakob den Herrn, so wollte sie den Sohn Gottes umklammern und flehen und rufen: „Herr! ich lasse Dich nicht, Du segnest ihn denn!" Mit diesem Vorsatze stand sie auf, diesem blieb sie treu. Jahr und Tag flehte sie in gleicher Weise; nach und nach aber wurde die Inbrunst, mit der sie ihres Adolf betend gedachte, schwächer, und zuletzt sprach sie, wenn sie leise morgens und abends betete, etwa so, wie nur zu viele Geistliche das Gebet aller Gebete, das: „Unser Vater", am Schluß der Andacht hersagen.

Die Bitte, Karl Behrenstein während des Sommerurlaubes wenigstens nach Haus kommen zu lassen, ließ Adolf ihr immer unerfüllt; als aber der Tag der Konfirmation herannahte, wurde sie vom Bruder aufgefordert, mit nach Salburg hinüberzureisen. Einen schweren Kampf rief dies in ihrem Innern hervor. Sie sollte zum ersten Male die Stadt wieder betreten, wo sie so manchen wonnevollen Tag erlebt hatte, wo so unendlich vieles Leid über sie gekommen war. Sie, zu einer ganz anderen geworden, sollte den Leuten wieder unter die Augen kommen, die sie damals gekannt hatten, als sie noch ein Weltkind, des lustigen Rates Helloh lebensfrohe Gattin war. Schweres wurde ihr zugemutet, lange zögerte sie mit der Antwort; schließlich aber siegte der Zug ihres Herzens. Die Liebe zu ihres verewigten Bruders einzigem Sohne ließ sie alle Scheu überwinden.

(Fortsetzung folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Falscher Stolz.

Dein stolzes Herz will sich nicht beugen
Der Liebe, die es mächtig zwingt,
Dein stolzer Mund will das verschweigen,
Was in der Seele rauschend klingt.

Du willst des Funkens Glut zerstören,
Der schon zur Flamme hell entfacht;
Du willst Dein eignes Herz bethören,
Bezwingen nie besiegte Macht.

O glaube nicht, des Sieges Fahne
Weht von geschmückter Zinne Dir,
Du brichst Dein Herz in stolzem Wahne
Und pflanz'st auf Trümmern ein Panier.

P. Köhler.

Was man Trude nachsagte.

Von **Karl Pröll.**

I.

Wie es kam, weiß ich nicht. Aber eines schönen Tages war es in die Luft gesprengt, daß Trude, die Kindergärtnerin, welche selbst noch als ein halbes Kind gelten konnte, sich verlobt habe. Die höheren Familientöchter, welche noch auf einen Freier warteten, rümpften die Nase. Und noch mehr deren Mütter. So eine unbedeutende Person, ohne Lebensstellung, ohne verwandtschaftlichen Anhang, ohne gesellschaftliche Verbindungen, ohne einen Pfennig Mitgift, und bereits beim Vorgerichte der Ehe. Sie war vielleicht nicht übel, die Gertrud Ferger, und die Echtheit ihres reichen Blondhaares, ihrer milchweißen Zähne, konnte man nicht bestreiten. Aber in den blauen Augen hatte doch gar nichts gesteckt — nichts von der naturalistischen Romanwelt und nichts von populärer Wissenschaftelei, welche für junge Damen heute ebenso nötig erscheinen wie der hochbauschige Ärmel. Und furchtbar einfach war Trude gekleidet, beinahe dürftig. Höchstens die Sauberkeit durfte man ihr zugestehen. Aber Geschmack und Pikanterie — o du grundgütiger Himmel! Jahraus, jahrein trug sie beinahe stets dasselbe Gewand, nur je nach der Witterung ein leichteres oder schwereres Dutzendjäckchen darüber, dazu den billigsten Hut und vielbenutzte Handschuhe. Wie konnten Männer nur sich in ein so unbedeutendes Geschöpf verlieben? Besonders wenn sie nicht kurzsichtige Pädagogen, sondern beutelgewitzte Bankierssöhne waren. Wie hat Trude gerade den Rudi Robe sich ergattert, der mit kleinen Kindern sich nicht abzugeben brauchte? Da mußte ein Hinterhalt, eine heimliche Überlistung aufzuspüren sein. Denn anders ließ sich diese unglaubliche Sache nicht erklären. Ja, Trude hatte es dick hinter den kleinen Ohren, indes sie der Welt gegenüber sich als Duckmäuserin gebärdete.

So ungefähr wisperte, knisterte und zischte es im Fegefeuer des weiblichen Klatsches und Neides, für welches die aufstrebende Stadt Schmalfurt wahrlich genug Sünder und Sünderinnen liefern konnte. Denn es „decadencelte" schon ein wenig in diesem aus der Waldumschattung gerissenen, halb altväterischen, halb modernisierten Neste, welches mit einigem Sensationsstolz auf zwei durchgegangene Kassierer blicken konnte und sich jetzt dreier geschiedener Frauen, eines noch nicht ganz entschleierten Hochstaplers, eines durchgefallenen Theaterdichters und zweier wilder Erfinder erfreute. Wenn auch nicht das Gespenst des Gesellschaftskraches zwischen den neuen Villen und Fabriken herumspukte, so war dem patriarchalisch regierenden Mammon doch viel von seiner früheren Behaglichkeit im Erwerbe und Verthun genommen worden. Und nun stand gar die schlimmste Mesalliance in Aussicht: die zwischen Geld und nicht anrüchig gewordener Armut. Hätte der Rudi Robe wenigstens eine abgeklapperte Balletkönigin oder ein anderes erfahrenes Frauenzimmer heimgebracht — so etwas kam ja selbst in der Großväter Zeit vor. Allein ausgerechnet eine Kindergärtnerin, der man bisher nichts nachsagen konnte.

Jetzt mußte um jeden Preis die Verführerin in ihrer ganzen Niedertracht dem Läuterungsofen der Lästerung zugeführt werden und von den wackeren Schürerinnen häuslicher Sitte vorgekostet werden. Das war ein schwieriges, allein unerläßliches Geschäft. Und die Märzsonne, welche den Schnee auf den Dächern und auf den Straßen schmolz, lachte vergnügt zu dieser sportmäßigen Zerfleischung bescheidener Unschuld mit Nadelspitzen. Es giebt ja weibliche Geschöpfe, bei welchen dieser Genuß jede Lenzeswonne übertrifft. Hier ein kleiner Ritz, dort ein kleiner Riß — unermüdlich fort, bis endlich das wunde Herz durch den Leib hervorzuckt. Der nie sterbende ekle Wurm der Verleumdung kroch wieder einmal aus dem Neidsumpfe hervor. Alberne Lästersucht überbot sich unter den mit Vogelbälgen geschmückten Prunkhüten und hinter den blonden, schwarzen oder matronenweißen Ringellöckchen an poetischer Erfindungskraft. Sicherlich, das weibliche Geschlecht versteht es, sich in den Augen der Männer gründlich herabzusetzen durch wechselseitige „moralische Tätowierung". Würden verliebte Mannspersonen den Evatöchtern nicht seltsame Wunderdinge in die Seele hineindichten, fürwahr, das Urteil der Frauen über ihre Geschlechtsgenossinnen gewänne schließlich eine vernichtende Wirkung. So kommt es nur zu Hühneraugen des guten Rufes, die man im geselligen Trubel übersieht, aber nicht vergißt.

Über die schneewasserfeuchten Wiesen flogen die vorwitzigsten Falter des Jahres dahin, welche recht frühzeitig aus den Puppen geschlüpft waren. Auch Trude, die „Hochzeitserschleicherin", sollte nun für den Schmetterlingskasten von Schmalfurt präpariert werden. Ahnte sie dieses traurige Los, als sie jetzt mit ihren Pflegebefohlenen die Ordnungsspiele übte, hier und da ein störrisches Kind beschwichtigte oder ein schmutziges Näschen reinigte?

Das geschah auf dem mit gelbem Sand trocken gelegten Hofraum, dem die hohen Mauern und selbst die wenigen steckenartigen Bäumchen das Tageslicht größtenteils entzogen. Ein mildes Lüftchen sprang zu dem fröhlichen Kinderspiele heran, um sich im kaltfeuchten Schatten zu einem Frostschauer umzuwandeln. In diesem Schatten stand Trude, welche von

der Sonne sich geblendet fühlte, und welche zugleich den kleinen Menschlein das wärmere Plätzchen gönnte. Wie es ihr im Rücken kühl hinablief, überfiel es Trude wie Furcht: „Würde man meinen Rudi nicht wieder von mir losreißen wollen?“

Sie wurde blaß und vergaß, das gewohnte Übungsschlagwort zu geben, so daß die Kleinen durcheinander gerieten. Jetzt entdeckte Trude betroffen ihre Geistesabwesenheit. Um die Beschämung zu verbergen, fing sie einen frischen, schwarzlockigen Jungen zu haschen an, der ihr jauchzend zu entrinnen suchte. Hinterher folgte die ganze Kinderherde. Von einem der dünnen Bäumchen fiel das letzte welke Blatt, das sich seit dem letzten Herbst daran geklammert. Als Trude hinblickte, entdeckte sie an den Zweigen lauter grüne, neugierige Augen.

Das erfreute und ermutigte die Kindergärtnerin, die noch immer nicht bemerkt hatte, daß minder freundliche Menschenaugen ihr Thun und Treiben schon seit längerer Zeit scharf verfolgten. Diese bei Konzerten und Theatervorstellungen wegen des sanften Ausdruckes gerühmten braunen Augen, in denen jetzt das Irrlicht boshaften Ärgers flackerte, gehörten der Mutter des hübschen Knaben an, welchen Trude jetzt erfaßt und in die Höhe geschwungen hatte. Denn eine mannbare Schwester dieses Jungen wartete bereits seit einigen Jahren auf eine gute Partie, die sich noch immer nicht einstellen wollte. Auf den Gesellschaftsbällen des abgelaufenen Faschings warf Fräulein Elsa auch ihr etwas abgenutztes Netzchen nach dem gutmütigen Rudi aus. Aber zur Beschämung der siegessicheren Mama schlüpfte der wohlgenährte Goldfisch durch die Maschen. Und endlich stellte es sich heraus, daß dieser an einem anderen Köder angebissen, an diesem glatten Regenwurm Trude. Aber noch war die Männerräuberin eine Bedienstete der Stadt, in deren Magistrat der Gatte der schwergekränkten Mutter ein gewichtiges Wort zu reden hatte. Die Gelegenheit schien günstig, um der heimlichen Glücksjägerin einen Streich zu spielen. Und die Stadträtin Wiesler gehörte zu den Frauen, welche sich eine solche Gelegenheit nicht entwischen lassen.

Kräftig läutete die Stadträtin an der Schelle des Gitterthores, so daß Trude erschrocken sich umdrehte. Sie erblickte die rundliche Frau, welche ihr bisher ziemlich freundlich begegnete. Die Kindergärtnerin erschrak förmlich über den unverkennbar herben, feindseligen Ausdruck in den Zügen dieser einflußreichen Würdenträgerin von Schmalfurt. Rasch sprang Trude der Thür zu, schob den Riegel zurück und begrüßte ehrfurchtsvoll Frau Wiesler. Aber diese Ergebenheit minderte nicht im geringsten den Zorn der zum Strafgericht entschlossenen mütterlichen Vorsehung, welches mit dem Verdammungsspruch begann: „Es ist unerhört, Fräulein Trude, daß Sie die Kinder bei dieser rauhen, gefährlichen Luft verleiten, herumzutollen und sich zu erhitzen. Da müssen Erkältungen und Erkrankungen sich bei den Kleinen einstellen, welche noch nicht den robusten Körper haben, wie Sie in Ihren Jahren. Außerdem verwildern Knaben und Mädchen, und man vermag dann nicht mehr zu Hause mit ihnen fertig zu werden. Ihre Gönner, zu denen auch ich gehörte, hielten Sie für ein kluges, artiges Mädchen, das den Geist der Sittsamkeit den Ihnen überlassenen Kindern einimpfen würde. Deshalb wurden Sie auch, als wir uns Ihrer nach dem Tode der bettelarmen Mutter erbarmten, für diesen Ver[illegible] [illegible]geschlagen. Wir dachten, eine doppelte [illegible] besten, wie man mit Kindergemütern umgehe. Allein, das alles haben Sie vergessen und benutzen das kleine Volk dazu, sich selbst einen Spaß zu machen — gleichgültig, ob es dabei nicht auch zu Schaden komme. So handelt nur eine thörichte, herzlose Egoistin. Nicht eine Stunde länger bleibt mein Hans in Ihren Händen. Und die anderen Eltern, welche noch nicht wissen, daß ihre Sprößlinge, in dieser zuchtlosen Bande verwahrlost, vorzeitig leiblich und seelisch geknickt werden, will ich warnen, ja, ihnen empfehlen, meinem Beispiele zu folgen. So, da haben Sie meine offene Meinung,“ schloß die Stadträtin die Prachtrede, indem ihr Kopf sich nach dem gesteiften Nacken zurückbog, und befriedigter Hochmut auf dem giftig züngelnden Munde lagerte.

Trude wurde rot und blaß und kam aus Bestürzung und Beschämung nicht heraus, so daß sie mit unsicheren Lippen nur einige Worte hervorstammeln konnte. Allein die unerbittliche Frau Stadtrat wandte die triumphierenden Blicke von dem gehaßten Mädchen fort und rief mit schriller Stimme: „Hans! Komm her! Gleich kommst Du her! Du nimmst Dein Mäntelchen und gehst mit mir nach Hause.“

Die Kinder standen in unregelmäßigem Kreise mit offenem Munde und verblüfften Gesichtern da. Der arme Hans, der sich noch vor wenigen Augenblicken des Haschespieles gefreut und eine derbe Lektion der Mutter fürchtete, versteckte sich hinter einer Gruppe größerer Mädchen. Aber es half ihm nichts. Mit energischen Schritten ging Frau Wiesler auf ihn zu, erfaßte den kleinen Hans und zerrte den sich Sträubenden unsanft bis zum Gitterthor, wo er zu schluchzen und zu heulen anfing. Die Frau Stadtrat spielte aber den letzten Trumpf gegen die tief verletzte Kindergärtnerin aus: „Nun, Fräulein, da sehen Sie die Früchte Ihrer Erziehung! Nicht einmal der Mutter gehorcht er mehr!“

Das Jammern des fortgezogenen Hans verklang hinter dem „Erasmus-Hause“; auch in Trudes Augen standen Thränen, und sie konnte sich noch immer nicht sammeln. Halb neugierig, halb mitleidig blickte der zersprengte Trupp der Knirpse auf die gebeugte Feldhauptmännin, welche sie sonst frohgemut in ihrer Kinderlust befeuerte. Waren doch alle die kleinen Herzen Trude aufrichtig zugethan. Diese erwachte allmählich aus ihrem schmerzlichen Sinnen und fand sich von Kinderblicken umgeben, welche verrieten, daß sie den Vorgang nicht verstanden hatten. Trude wollte sich aufraffen und sagte: „Nun stellt Euch wieder in eine Reihe, jedes eine Handlänge von dem anderen.“ Die Kinder gehorchten still und eilig. Ein etwa fünfjähriges Mädchen knixte im Vorbeigehen vor Trude und fragte schüchtern: „Du bist doch nicht böse auf uns, Fräulein?“ Trude empfand die einfachen Worte wie ein Schnitt im Herzen, gab jedoch der kleinen Samariterin die Hand und sagte mehr zu sich, als zu dem aufhorchenden Kinde: „Nein, nein! Was kannst Du für die Bosheit der Menschen?“

Die Mittagsglocken läuteten, Mägde, erwachsene Schwestern und dergleichen fanden sich ein, welche die Kinder nach Hause holten. Auch diesen fiel es auf, daß Trude verstört aussah und Grüße und Fragen einsilbig beantwortete. Das letzte Kind verschwand; Trude folgte ihm nicht, wie sie es gewohnt war, sondern kauerte sich neben die Hoftreppe, welche zu dem hinteren Eingang des Erasmus-Hauses führte. Sie stützte den Kopf auf die Hand und diese auf das Knie. Und sie dachte, noch immer erregt, über die Bedeutung der unerhörten Scene nach, die sie vor kurzem erlebt.

In solcher Stellung überraschte Trude der Hausschließer,

als er nach seinem Mahle einen Rundgang machte. Erstaunt fragte er: „Fräulein? Sie sind heute noch da? Gott, Sie scheinen unwohl zu sein.“

Trude erhob sich und hauchte: „Nichts, nichts! Ich habe mir nur im Kopfe die Verse für ein Geburtstagsgedicht überlegt, das einem meiner Kinder eingelernt werden soll. Jetzt gehe ich aber.“

Der gutartige Cerberus schüttelte sein angegrautes Haupt und brummte vor sich hin: „Ja, das Denken strengt an und das Versemachen noch mehr. So war es bei mir auch, als ich in die Volksschule ging. Darum habe ich diese Dinge auch fahren gelassen.“

Erst jetzt erinnerte sich Trude, daß sie mit ihrem Rudi eine Begegnung gleich nach zwölf Uhr auf der Stadtpromenade verabredet hatte, wo es um diese Zeit ziemlich einsam war. Sie sah nach der Uhr und entdeckte zu ihrem Schrecken, daß es fast dreiviertel eins war. Sicherlich ist Rudi schon in sein Elternhaus zurückgekehrt und grollt ihr wegen des Versäumnisses. Ein rechter Unglückstag! Trude eilte nach dem Spazierwege hin und fand ihre Ahnung bestätigt. Wie ein gescheuchtes Wild jagte sie nun über eine angrenzende große Wiesenfläche und schlich dann durch eine Nebengasse nach ihrem Hause und Stübchen. Sie überhörte die Klage der Wirtin, daß das Essen beinahe kalt geworden, kostete einige Bissen und schloß sich dann ein. Es war ihr wehleidig zu Mute.

Trude setzte sich abgespannt in den von der Mutter ererbten Lehnstuhl. Und sie wandte die Augen dem auf Holz gemalten Miniaturbildnis der teuren Hingeschiedenen zu. Es zeigte eine liebliche Mädchenerscheinung in weißem Brautgewande, das vor dreißig Jahren die nun zerfallenen Glieder umhüllt hatte, als der Vater, ein kleiner Beamter, die holde Seele heimgeführt. Die in stetem Umgange mit bitterer Not verbrachten Kinderjahre kamen Trude in das Gedächtnis, und die alte Pendeluhr, welche schon damals ihren Herzschlag begleitete, sprach so deutlich und wiederholte in eintönigem Takte die grauen Worte: „Verdarben — Verderben!“ Die erst in letzter Zeit zum Lebensvertrauen erwachte Kindergärtnerin, welcher das errungene bescheidene Los das denkbar beste zu sein schien, durchbebte plötzlich unbestimmte Angst, sie müßte wieder in die frühere Armseligkeit hinabsinken. Und sie faltete unwillkürlich die Hände, gleichsam, um das herankriechende Unheil zu beschwören. Ihre Augen blickten starr vor sich hin, und ein losgelöstes Löckchen glitt zur feindurchäderten Schläfe. Den Busen hoben und senkten schwere Atemzüge. Nur einmal versuchte der Mund ein müdes Lächeln, da jetzt dem inneren Schauen das Gesicht Rudis, des zu ihr herabgestiegenen Geliebten, sich offenbarte; doch das Luftbild verblaßte allmählich, verschwand, die von goldbraunen feinen Brauen eingerahmten Lider sanken nieder, und Trude entschlief.

Der im Wachen begonnene Traum setzte sich fort. Rudi stand abermals vor ihr mit verdüsterter Miene. Er schien aus der weißen Gardine hervorgetreten zu sein. Und er wollte Trude den Verlobungsring von der Hand ziehen, die er heftig preßte. Sie krümmte, trotz des Schmerzgefühls, die Finger, um das köstliche Ringlein nicht zu verlieren. Da drehte er ihr zornig den Rücken zu, und sie hörte es, wie er seinen Ring auf den Boden warf. Ihr wurde unendlich wehe um das Herz, und sie hörte abermals die Weise der Pendeluhr: „Verdarben — Verderben!“

Immer wüstere Traumgebilde drangen wie feuchtkalte Nebel herbei; die Schlafende fröstelte und riß endlich mit einer gewaltigen Anstrengung die Augen auf. Die zur Abendglorie gerüstete Sonne erfüllte das ganze Stübchen mit flimmerndem Glanz, der die schlichten Möbel und die verfärbten Tapeten vergoldete. Trude war geblendet von dem Lichte, strich sich mehrmals mit dem Handrücken über die Augen, bis sie sich völlig ernüchtert hatte. Sie ordnete die Falten des Kleides und das verschobene Sammetband um den Hals und seufzte leise: „Ein seltsamer, schlimmer Traum. Sollte er eine Mahnung in sich bergen?“

Sie ersuchte die Wirtin, ihr Wasser zum Waschen zu bringen. Da erfuhr sie von der geschäftigen Frau, daß Herr Rudi Rode vor einer Stunde dagewesen und mehrmals an die verschlossene Thür klopfte. Er wollte das Fräulein zu einem nachträglichen Spaziergange abholen, nachdem er heute mittag vergebens gewartet hätte. Er sei ziemlich verdrießlich fortgegangen, als er keinen Einlaß erhalten. Die zu täppische Frau gab in ihrer wortseligen Art noch den guten Rat, daß Trude einen so vortrefflichen Bräutigam sich durch freundliches Entgegenkommen erhalten müsse. Doch die Angeredete schwieg und grübelte weiter über die unheimliche Traumvorstellung. Es war ihr, als drängten sie unsichtbare Hände von Rudi weg. Und langsam stiegen Thränen in ihre Augen.

(Schluß folgt.)

Gedichte.

Von H. Hermann.

I.

Hinter gefrorenen Scheiben
Stehe ich still und allein,
Spüre von draußen nichts weiter
Als goldigen Sonnenschein.

Schaue nicht Thor und nicht Brücke,
Seh nur das Feuer im Saal
Aus dem Kamine lodern,
Winken dem Sonnenstrahl.

Denke, daß ich inmitten
Im lichten Himmel steh,
Denke, daß draußen Du nahest —
Leise im weichen Schnee.

II.

Du deutsches Frühlings-Eichenlaub
Blutrotes, wie ich Dich liebe!
Ich schaue Dich an, da mahnst Du mich
An des deutschen Herzens Triebe.

An des deutschen Herzens Frühlingstrieb:
Der war kein echtes Leben,
Dem nicht ein Tropfen Herzblut hat
Die Farbenglut gegeben!

Das Verlobungs-Gasthaus.

Eine wunderbare Geschichte aus der Zeit der Thang-Dynastie von Li-Fu-Jen.

Aus dem Chinesischen übersetzt von **Willy Hahn**.

Die Dynastie der Thang regierte in den Jahren 618—907 nach Christi Geburt über China, das damals nur den mittleren Teil des heutigen Riesenreiches bildete und ungefähr 52 Millionen Einwohner zählte. Die Hauptstadt war Chang-an in der heutigen Provinz Schensi. Die Kaiser der Thang-Dynastie waren eifrige Förderer und Freunde der schönen Litteratur, sowie aller Wissenschaften. In ihre Zeit fällt die Gründung der Akademie der Wissenschaften (Han-lin-yuan) und die Blüte der chinesischen Dichtkunst.

Die folgende kleine Erzählung ist dem „Geheimbuch Lung-wei“ des Ma-chün-liang entnommen, einem belletristischen Sammelwerke in 10 Bänden. Gerade solche kleinen Erzählungen, nebst Novellen und Gedichten sind imstande, uns ein Bild von Sitte und Glauben, Leben und Treiben des Volkes zu geben, nicht die offizielle Geschichte mit ihren Berichten von gewonnenen Schlachten, niedergeworfenen Aufständen, dem Wechsel der Dynastien und der Ausbreitung des Reiches.

Wei-ku aus Tuling war von seiner frühesten Jugend an eine Waise und gedachte schon lange sich eine Frau zu nehmen. Aber so sehr er sich auch um die Hochzeit bemühte, es wurde nie etwas daraus.

Als er sich im Jahre 628 nach Chingho begeben wollte, nahm er auf der Durchreise in einem Gasthause im südlichen Teile der Stadt Sung längeren Aufenthalt. Hier erzählte ihm ein Gast von der Tochter des Marschalls Pan-Fang in Chingho, die er am nächsten Morgen zu bestimmter Stunde an der Thüre des Tempels des Drachenglücks, westwärts vom Gasthause, sehen könnte. Da Wei-ku ernstlich die Absicht hatte, sich zu vermählen, machte er sich des Morgens ganz in der Frühe, als der Mond noch schief am Himmel stand, auf den Weg. Da saß auf der Freitreppe des Tempels ein alter Mann, sich stützend auf ein Bündel, das er sich aus seinem Taschentuch geknüpft hatte, und starrte in ein Buch, das die Strahlen des Mondes beleuchteten. Wei-ku sah sich dasselbe an, kannte aber die Schriftzeichen nicht und fragte darum:

„Alter Vater, was ist das da für ein Buch, das Sie lesen? Ich habe zwar von klein an tüchtig studiert und kenne alle Schriftzeichen und Bücher, sogar die Palizeichen des westlichen Landes,*) und kann alle lesen, aber solch ein Buch haben meine Augen noch nicht erblickt!“

Der Alte lachte und sprach:

„Das ist kein irdisches Buch! Wie sollten Sie es da verstehen können.“

„Was ist es denn für ein Buch?“

„Es ist ein Buch aus dem Geisterreich!“

„Aber wie sind Sie aus dem Geisterreich hierhergelangt?“

Er sagte: „Da Sie ganz in der Frühe hierhergekommen sind, mußten Sie mich treffen. Wir Diener der Geister besorgen alle der Menschen Geschäfte, können aber nicht in ihrer Mitte verweilen. Was da jetzt auf der Straße wandelt, sind zur Hälfte Menschen, zur Hälfte Geister, die sich äußerlich voneinander in nichts unterscheiden.“

„Nun, und was für Geschäfte besorgen Sie denn?“

„Ich führe die Heiratsregister der Welt.“

Da freute sich Wei-ku und sagte:

„Ich bin von klein an eine Waise und wünsche schon lange mich zu verheiraten, um Nachkommen zu erhalten. Schon seit zehn Jahren habe ich es oft versucht, aber meine Heiratspläne sind nie in Erfüllung gegangen. Heute hat mir nun jemand gesagt, ich könnte hier die Tochter des Marschalls Pan-Fang sprechen; wird daraus etwas werden?“

„Nein! Die Frau, die für Sie bestimmt ist, zählt noch nicht ganz drei Jahre. Wenn sie siebzehn Jahre alt ist, wird sie in Ihr Haus eintreten.“

Wei-ku fragte weiter: „Was haben Sie denn da in dem Bündel?“

„Rote Fäden, um sie um die Füße von Braut und Bräutigam zu schlingen. Ob es auch feindliche Familien sind, arm oder reich, hoch oder niedrig, ob sie an der Grenze des Reiches ihr Amt versehen, ob sie aus Wu oder Shu, aus verschiedenen Ländern stammen — wenn diese Fäden um die Auserwählten geschlungen sind, dann können dieselben sich nicht mehr entgehen. Ihre Füße sind schon mit denen Ihrer Zukünftigen verknüpft. Ist es da billig, nach einer andern auszuschauen?“

„Wohnt die für mich bestimmte Braut in dieser Stadt? Wo?“

„Es ist das Mädchen der alten Gemüsehändlerin, hier nordwärts von dem Gasthause.“

„Könnte ich sie wohl sehen?“ fragte Wei-ku weiter.

„Gewöhnlich kommt die Alte mit dem Kinde auf dem Rücken, um dort Gemüse zu verkaufen. Wenn Sie mir folgen wollen, werde ich sie Ihnen zeigen.“

Allmählich war es hell geworden, jedoch die Tochter des Pan-Fang war zu der festgesetzten Zeit nicht gekommen. Der Alte nahm das Buch unter den Arm, hob sein Bündel auf und ging voran. Wei-ku folgte ihm auf den Gemüsemarkt. Da war eine alte, einäugige Frau von ausgesuchter Häßlichkeit, mit einem dreijährigen Kinde auf dem Arme, auf dies zeigte der Alte mit den Worten: „Das ist Ihre zukünftige Gemahlin.“

Wei-ku wurde zornig und sagte:

„Und wenn ich sie töte?“

„Dieses Mädchen wird nach ihrem Schicksal noch eine hohe Stellung einnehmen, da Sie es noch zum Gouverneur bringen werden. Wozu also sie töten?“

Plötzlich war der Alte verschwunden.

Wei-ku schärfte ein kleines Messer, gab es seinem Sklaven und sagte: „Du bist in vielen Dingen erfahren. Wenn Du für mich dieses Mädchen tötest, so will ich Dir zehntausend Käsch geben.“

Der Sklave willigte ein und begab sich, das Messer im Ärmel seines Gewandes, am folgenden Tage nach dem Gemüsemarkt, stach aus der Menge heraus nach der Kleinen und lief davon. Auf dem Markt erhob sich ein großer Lärm und Wirrwarr, so daß es ihm gelang, zu entkommen.

Auf die Frage seines Herrn, ob er sie auch getroffen hätte, erwiderte der Sklave: „Zuerst wollte ich ihr das Messer in das Herz stoßen. Da es aber nicht ging, so habe ich sie in die Stirn zwischen die Augenbrauen gestochen.“

Später suchte Wei-ku immer noch nach einer Braut, konnte aber keine finden. So waren zehn Jahre vergangen.

*) Indische Schriftzeichen.

Da ihm sein Vater den Titel eines Assistenten des Gouverneurs Wang-Thai von Chou-chün hinterlassen hatte, so machte ihn derselbe zum Bezirksmagistrat und betraute ihn speziell mit der Aufsicht über das Gerichts- und Gefängniswesen. Da er viel von seinen Fähigkeiten hielt, gab er ihm seine Tochter, ein Mädchen von sechzehn oder siebzehn Jahren, von gefälligem Äußern und einer Blume Schönheit, zur Frau. Wei-ku war es im höchsten Grade angenehm.

Aber zwischen den Augenbrauen hatte sie beständig eine in Gold eingelegte Blume angeheftet, die sie selbst beim Waschen und Baden nicht einen Augenblick abnahm. Als sie schon verheiratet waren, fragte Wei-ku eines Tages nach dem Grunde. Unter Thränen erzählte ihm da seine Frau:

„Ich bin die Nichte des Gouverneurs und nicht seine Tochter. Mein Vater war der frühere Präfekt der Stadt Sung. Als er starb, war ich noch in Tragkleidern. Meine Mutter und Brüder verlor ich auch bald darauf. Dann wohnte ich mit meiner Amme zusammen in einem Landhause südlich der Stadt Sung, nicht weit von einem Gasthaus. Meine Amme handelte mit Gemüse, um sich durch das Leben zu schlagen. Sie hatte mich sehr lieb und ließ mich auch nicht einen Augenblick allein. Als ich drei Jahre alt war, nahm sie mich einstmals mit auf den Markt, da stach ein wahnsinniger Räuber nach mir. Die Narbe kann man hier noch sehen. Deshalb habe ich dieselbe mit dieser Blume bedeckt. Als ich sieben oder acht Jahre zählte, nahm mein Oheim mich zu sich in sein Haus als seine Tochter und gab mich dann Dir zur Frau."

„War die Amme," fragte Wei-ku, „nicht einäugig?"

„Jawohl. Aber woher weißt Du das?"

„Weil ich es gewesen, der Dir diese Narbe beigebracht hat."

Darauf erzählte er ihr alles und sie fand es seltsam. Von da an liebten sie sich aber noch mehr. Später gebar sie ihm einen Sohn, Namens Kun, der Gouverneur von Jen-men wurde; sie selbst wurde vom Kaiser mit dem Titel einer Fu-jen von Thai-yuan-chien belehnt. Was durch das Wohlwollen der himmlischen Mächte bestimmt ist, kann nicht geändert werden.

Als der Präfekt der Stadt Sung diese Geschichte vernahm, gab er dem Gasthaus den Namen „Verlobungs-Gasthaus".

* * *

Diese Erzählung aus der Zeit des Kaisers Thai-Tsung, dem zweiten Regenten der Thang-Dynastie 627—649, ist heutzutage überall in China bekannt. Sie giebt die Erklärung für den allgemein verbreiteten Volksglauben, daß die Füße der füreinander Bestimmten schon von Geisterhand mit roten Seidenfäden zusammengeknüpft werden. Dieser Volksglaube ist mit eine der Ursachen für die verhältnismäßig große Zahl glücklicher Ehen, obschon sich die Verlobten vor der Hochzeit nicht von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekommen. Mit roten Seidenfäden werden auch die Karten umwunden, welche die Familien der beiden Verlobten austauschen und auf denen die Ahnen, sowie Jahr und Tag der Geburt der Heiratskandidaten verzeichnet stehen.

Für noch eine andere Sitte giebt diese Erzählung die Erklärung. Nach dem Beispiele der Fu-jen von Thai-yuan-chien lieben es die chinesischen Damen, ein Schönheitspflästerchen auf der Stirn zwischen den Augenbrauen zu tragen.

Sprüche.

Von **M. Peters.**

Transparent.

Ei seht mir nur das Transparent,
Wie's da mit neuem Scheine brennt!
Erst, als am Tage ich's besehn,
Schien mir's verblaßt, mit trüben Farben,
Doch nun die Lichter brennend stehn,
Sie eitel Glanz und Glut erwarben.
Manch ein Gemüt ist gleicher Art!
Gar trüb und ernst dem ersten Blicke,
Nur daß ein Licht dahinter rücke,
So zeigt's die Wunder, die es wahrt!

Ahnung.

Zuweilen öffnet sich das dunkle Thor,
Und Helle, ungeahnt, hat sich ergossen.
Wozu? Daß deutlicher nur als zuvor
Wir fühlen sollen, daß es bleibt — verschlossen!

Eigenes Pech.

Wo einer läuft am schönen Tag
Mit aufgespanntem Schirme,
Man ihn mit Rechten schelten mag
Ein sonnenscheu Gewürme.

Wie viele doch im Sonnenglanz
Des Glückes umspazieren,
Die unterm Sonnenschirme ganz
So lieben Schein verlieren!

Ewiger Optimismus.

Was grübelst Du, es sei die Welt
Nur grau in grau zu sehen?
Hoch drüber bleibt das blaue Zelt
Stets unverändert stehen!

Ein Gleiches.

Das Leben selber ist
Des Lebens Unterpfand,
Du lebst; so leb' denn auch
Dem Leben zugewandt.

Unterricht.

Der Seele höchste Kraft
Ist Seelen anzuziehen,
Und dem, was jede schafft,
Still helfen zum Erblühen.

Gedanken.

Von **Wilhelm von Jsing.** (†)

(Aus dem Nachlaß.)

Der Humor ist der ungebundenste aller Geister; er zerstört die Kunstform, setzt sich lachend auf die Trümmer, und schwatzt, bis die Herzen sich um ihn drängen, die nun jubeln oder weinen müssen, wie es ihm gefällt.

*

Alter Jammer.

Und sind sie an wallenden Locken,
An lustigen Dingen noch reich,
Sie lassen den schüchternen Dichter
Wohl hungern und frieren zugleich.

Doch spüren sie Schnee auf dem Haupte,
Und Eis in den Gängen des Blut's,
Dann soll er sie speisen und wärmen —
Der göttliche Narre, er thut's.

*

Schelt' ich das Korn, schelt' ich die Saat.

*

Die Sucht, originell zu sein, kann nichts Gesundes hervorbringen, weil sie schon eine Krankheit ist.

*

Vorsicht und Ängstlichkeit sind Nachbarn, welche man wohl auseinanderhalten soll.

*

Der Weisheit folgen wenige, aber der Klugheit unterwirft sich die Welt. Weise und klug; Du kannst beides sein.

*

Meide den Menschen, welcher die Höflichkeit benutzt, um zu verletzen; er wird immer falsch sein.

*

Die besten Gedanken nützen der Welt nicht, wenn sie nicht mächtig hinaustreten. Darum lerne, ergründe Deine Sprache. Wer sie nicht beherrscht, wird von jedem Sophisten in den Sand gestreckt.

*

Die Verleumdung haust im Dunkel, aber nicht allein; die Schadenfreude ist der Genosse, der sie nährt.

*

Sie, welche die Freiheit lehren, werden von denen gesteinigt, die nach Freiheit brüllen.

*

Man thut nicht recht, den Traum mit kurzem Worte abzufertigen. Was nach dem Erwachen verhallt, ist Sinnentrug, nicht so, was weiterklingt. Bei ernster Prüfung werden wir darin häufig eine tiefe Beziehung zur Wirklichkeit entdecken.

*

Die Schönheit wird durch ein einfaches Kleid gehoben, so auch der schöne Gedanke.

*

Die Schönheit nimmt, die Lieblichkeit hält uns gefangen.

*

Die furchtbarsten Strafen vollziehen sich im stillen.

*

In der Kindheit gehen wir mit den Engeln; dann verlassen wir sie und schauen im Alter wieder sehnsuchtsvoll nach ihnen aus.

*

„Die Nacht ist keines Menschen Freund"; ein einfältiges Sprichwort. Die Nacht ist unser bester Freund; denn sie giebt uns alles, was wir für den Tag bedürfen.

*

Mit dem Worte klage an, nicht mit der Miene. Das Wort ist ein Soldat, die Miene ist ein Strauchritter, der, selber unantastbar, seine Pfeile schickt.

*

Sei kurz, wenn Du willst eine Wahrheit sagen,
Die Wahrheit, sie mag keine Schleppe tragen.

*

Ein jeder Fürst sollte sich in seiner Umgebung einen faden Schwätzer halten, nur aus dem Grunde, um zu lernen, was er nicht entbehren kann — Geduld.

*

Was Du Dein Kind lehren willst, kleide es in das Gewand edlen Frohsinns. An der Jugendsonne muß sich ja das ganze Leben wärmen.

*

Auch scherzend versprich Deinem Kinde nichts, was Du nicht gewähren kannst oder willst. Jedes unerfüllte Versprechen führt das empfängliche Gemüt der Unwahrheit näher.

*

Die wahre Bescheidenheit erquickt, die falsche verletzt, weil sie das Lob herausfordert.

*

Oft will noch der Greis erforschen, was er als Kind begriffen und als Mann vergessen hat.

*

Viele Sprichwörter sind wie eigensinnige Greise, welche man um ihres Alters willen erträgt.

*

Auch das größte Genie ist nicht von den Geboten der Sittlichkeit dispensiert. Hoch über allen steht die Weltordnung; wer sie verletzt, wird bestraft, gleichviel, ob er ein Genie oder ein Dummkopf ist.

Müde.

Ich hab' es alles wohl gewußt,
Wie's nun gekommen ist;
Vorbei, vorbei ist all die Lust,
Vorbei nach kurzer Frist.
Und doch, sollt' ich zu neuem Leben
Noch einmal mich vom Pfühl erheben,
Ich lebt' es alles noch einmal —
Die ganze Qual.

Paul Mahn.

Neue Bücher.

Aus dem Hamburg der 60er Jahre. Federzeichnungen aus dem Hamburgischen Kaufmannsleben von Gustav Kopal. (Hamburg 1893, Verlag der „Neuen Börsenhalle".)

Die Schilderungen Gustav Kopals beschränken sich auf einen engen Umkreis: In der Hamburgischen Kaufmannswelt ist er zu Hause, und was er hier sieht und erlebt, weiß er mit schmuckloser Einfachheit wiederzuerzählen. Seine Kunst giebt sich bescheiden und anspruchslos, und das berührt wohlthuend in einer Zeit, da so oft gespreiztes Wollen sich mit kleinem Können paart. Aber andererseits muß auch gesagt

werden, daß diese Bescheidenheit an ihrem Platze ist. Kopal besitzt nicht das Geheimnis des echten Künstlers, das im engen Kreise Geschaute zu verallgemeinern; er klebt an seinem Stoff und bleibt klein mit ihm. Auch die neue Veröffentlichung wird ein größeres Publikum sich nicht erwerben können. P. R.

Germania und ihre Kinder. Eine Satire von Friedrich Freiherr von Khaynach. Zürich 1893, Verlags-Magazin. (J. Schabelitz.)

Es ist jammerschade, daß für die Aufgabe, die er sich gestellt hat, die Kraft des Verfassers auch nicht im entferntesten ausreicht. Denn was er geben will — der Himmel weiß es, wir könnten es brauchen. Eine kräftige, hinfegende Satire über unsere heutige Litteratur, über unsere Philisteranschauungen, über unser geselliges Leben. Käme in diesem Teile dann ein kleines Histörchen heutiger Liebe oder Liebelei hinzu, wie könnte das hübsch sein. Der Verfasser fordert den Vergleich mit den Byronschen Satiren geradezu herbei. Aber Du meine Güte! wie nimmt sich neben dem Titanen der deutsche Maler kümmerlich aus! Man erinnere sich der litterarischen Charakteristiken Byrons, etwa derjenigen Voltaires und Rousseaus im dritten Gesang des Child Harald. Welche schlagende Kraft! welches Zug um Zug wie aus sich selber sich vollendende Leben! In seiner Sittenschilderung welche Kühnheit und Beherrschung der ganzen Welt, „Gegenwart aller Dinge“. Eine malerische Gewalt, die Seite für Seite flammende Bilder errichtet. Ein unwiderstehlicher Zorn, eine brennende Sehnsucht nach dem Wahren und der Natur. Daneben die süßesten und reichsten Geschichten echter Poesie, wie aus dem Ewigen des Menschenherzens heraufgeholt. Alles in einer schmiegsamen, wandelreichen Sprache, in deren Hüpfen und Springen und neckisch unerwartetem Spiel allein schon eine immer wachhaltende Komik liegt. Goethe bedauerte, als er Byrons „Don Juan“ las, daß der deutschen Sprache diese Wirkungen nicht möglich wären. Wenn er unsere „Germania“ läse, würde er finden, daß auch ihr gegenüber sein Urteil noch richtig sei. Denn diese Verse möchten zwar komisch sein, sind aber holperig, und zwar holperig nicht in komischem, sondern nur in ärgerlichem, das hörende Aufnehmen störendem Sinne. Die litterarischen Urteile des Verfassers über die deutschen Schriftsteller der Gegenwart würden selbst in einem zwanglosen Gespräch zweier junger Leute reichlich trivial und witzlos sein. Seine Phantasie ist nicht reich. Seiner Stellung zum Leben fehlt die Größe. Kein wirkliches Gefühl der Freiheit und des Echten spricht aus seinen Versen. Kräftig auszusprechen vermag sich bei ihm nur das ganz vulgäre Ideal des jungen Großstadt- und Genußmenschen von heute, ein gewisser Liebesleichtsinn, der bei ihm nicht anmutiger und geistreicher auftritt als bei den meisten. So bleibt es bei einigen wenigen frischen und netten Stellen, und das Gedicht als ganzes läßt uns nur den innigen Wunsch nach einer echten und großen Satire zurück, die uns heute so not thäte. Wann mag ihr Dichter kommen? Er würde für die, welche ihn zu genießen vermöchten, ein rechter Befreier sein. E. K.

Ein Proletarierkind. Humoristischer Roman aus dem Berliner Leben von Oscar Justinus. (Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt, vormals S. Schottländer.)

Die Aushängebogen dieses Romans liegen uns vor, welcher die letzte Arbeit des vor kurzem verstorbenen, fleißigen, bescheidenen und liebenswürdigen Schriftstellers war. Zwei Tage vor seinem Tode beendete er noch die Korrektur. Es ist doppelt schade, daß er den Eindruck dieses Buches auf die Leser nicht mehr prüfen kann, denn nach unserer Überzeugung haben wir es mit der reifsten Schöpfung seiner Feder zu thun. Die Begabung zur Kleinmalerei, durch welche sich Justinus von jeher hervorgethan, wird hier in den Dienst einer höheren Aufgabe gestellt, soziale Licht- und Schattenbilder aus dem Leben der deutschen Hauptstadt und der in ihr thätigen bürgerlichen und arbeitenden Klassen zusammenhängend und ungemein anschaulich zu entwickeln. Jeder Einzelzug ist echt und über all den Freuden, Leiden, Irrungen und Kämpfen schwebt ein dem Herzen entstammter Humor. Das Proletarierkind „Trudchen“, dessen Vater ein leichtsinniger, prahlerischer, trunksüchtiger Maurergeselle, dessen Mutter eine durch und durch brave, opfermutige und resolute Frau aus dem Volke ist, wird von der sanften, an verhaltener Liebe krankenden Frau Konsul Erdmann, nach langem Widerstreben des Gatten, eines tüchtigen, aber zur Parvenu-Eitelkeit neigenden Kaufmanns, endlich in Pflege genommen. Die wachsende Neigung des Sohnes erster Ehe zu dem schön erblühten Mädchen veranlaßt den Konsul, dem der Verkehr Trudchens mit ihren früheren Kreisen stets ein Greuel bleibt, zu einem harten, rücksichtslosen Angriff. Trudchen entflieht aus dem Hause, in dem ihr die Demütigung bereitet worden, und sucht sich durch das erworbene Maltalent eine selbständige Stellung zu schaffen. Aber die von einer Schickung gelenkten Augen der Liebe finden die Entflohene im fernen galizischen Badeörtchen und Richard von Wallör, die Hilfskraft und der spätere Direktor der Erdmannschen Fabrik gewinnt die langersehnte Braut. Da ruft die Rückkehr des verbummelten Vaters aus Amerika noch einen letzten schweren Zwiespalt in Gertrud hervor, da sie ihre Kindespflicht erfüllen will. Doch dieser giebt die Tochter und seine Frau frei, in einer Anwandlung prahlerischer Großmut, als er sich als reuemüder Offizier der Heilsarmee wieder einmal mit einstigen Freunden bezecht hat. Um diese einfache Handlung schlingen sich eine Reihe interessanter Nebenhandlungen und vor allem köstliche Scenen aus dem Volks- und Familienleben, wie z. B. die Weihnachtsfeier im Maleratelier, die Kinderspiele auf den Straßen, das Richtfest der Villa in Wannsee und andere Vorgänge, kleine Machenschaften zwischen dem ersten Stock und den bescheideneren Gelassen. Auch eine Anzahl eigenartiger, trefflich gezeichneter Figuren erhöhen den Wert dieses Romans. Die Tendenz des Romans spricht sich in dem schönen Bilde von der Jakobsleiter aus, auf der statt Engel Menschen emporsteigen, wobei die Rüstigen den Kraftlosen freundlich weiterhelfen. In Wort und That zu nützen, die Verbitterten zu versöhnen, Leiden zu lindern, Schüchterne zu ermutigen, Kämpfenden beizuspringen: das ist die „soziale Mission“, welche Justinus vorzeichnet und welcher er selbst auch nachgelebt hat. K. P.

Otto Arndt, **Eine Goldmine**. Lustspiel in 6 Aufzügen. Wien 1893, Selbstverlag des Verf.

Ein Kapitalistenstück, wo ins Millionärische hineinspekuliert wird, einer immer schlauer ist als der andere und am Ende sich alle „kriegen“. Die Selbstverständlichkeit, mit der die Plusmacherei behandelt wird, würde etwas unglaublich Verlottertes haben, wenn nicht das Ganze rettungslos dem Schicksal des Lächerlichen verfiele. Einige leibliche Einfälle, die keinem bei längerem Besitzen einer Bierbank entgehen können, sind vorhanden. Von Charakteristik keine Spur. Der Verfasser scheint nicht einmal die ge-

schilderten Kreise der Haute Finance und Aristokratie genauer zu kennen. Wenigstens machen einige Anreden und der ganze Ton der Unterhaltung den Eindruck, als ob ein Droschkenkutscher eine kaiserlich königliche Hoftafel arrangierte. P. M.

Johannes Meinen, **Ein Bruderkuß.** Drama in 4 Aufzügen. Bremen 1893, J. Kühtmann (Gustav Winter).

Eine jener hohlen Jambentragödien, wie sie jeder einmal in Sekunda, schlimmsten Falls in Prima zu verüben pflegt, die, ohne jeden inneren Erfahrungsgehalt, ohne Stellung zum Leben geschrieben, sich von einem verirrten Flimmer Schillerscher Ideenpracht und jenem wesenlosen Begriffe nähren, den man auf solcher Stufe „antike Größe“ zu nennen pflegt. Das Stück spielt im Jahre 1417 und behandelt eine Episode aus der Geschichte Bremens, den Kriegszug der friesischen Häuptlinge Wiarda und Gerold Lübben gegen die Hansastadt. Von Technik ist überhaupt keine Rede. Was der Verfasser nicht vermochte in lebendiger Handlung vorzuführen, wird in seitenlangem Beiseitesprechen erledigt, die Sprache bewegt sich gleichmäßig im hochtrabenden Kothurnstil, Weiber reden wie Männer, Männer wie Weiber. Schwierigkeiten giebt es für Helden derartiger Stücke bekanntlich nicht. Mit leichtem Fuß schreiten sie über die Hindernisse der zitternden Erde hinweg und müssen doch im nächsten Augenblick, wenn der Dichter irgend einen Konflikt zu stande bringen will, mit geradezu imposanter Thorheit handeln. Indes ist letzteres vielleicht nur eine Freiheit des Dichters, der gerade durch die einwandsfreie Gediegenheit der Dummheit seine Helden auf die Höhe heroischer Gesinnungen bringen wollte. Die Sprache ist nicht selten von einiger „Kühnheit“ (z. B. 86: „Drin Dich des Todes Knochenfaust umarmt), die Charaktere triefen von Edelmut, der Schluß watet in Blut. P. M.

Sacher Masoch, **Terka, Die Maus, Maria im Schnee.** Breslau 1894, S. Schottländer.

Eine Schulmeisterstochter, wider Erwarten nicht schön, aber „pikant“, mit großen schwarzen Augen, schwarzem Haar, voller Büste . . ., beschließt, den durch sogenannte Erfahrungen zum Weiberhasser gewordenen Baron ihres Dorfes wegen seiner Vernachlässigung des schönen Geschlechts zu bestrafen. Er muß sich in sie verlieben. Sie selbst verfehlt indessen nicht, ein Gleiches zu thun und überdies die Verlobung als nicht ganz unerwünschte Beigabe herbeizuführen. Die Situationen sind unwahrscheinlich, die Charaktere schattenhaft, das Ganze ist versetzt mit der bekannten Dosis geheimnisvoll oder pikant sein sollender Albernheiten, an denen der Verfasser nie arm gewesen. Das ist alles, was man von dieser unsäglich sterilen Arbeit sagen kann. Auch bei seinen Anhängern wird Sacher Masoch keine Freude mit ihr erwecken, zumal er selbst bei diesen schon von Leuten, die sich besser aufs Geschäft verstehen, verdrängt zu werden beginnt. — Angehängt sind zwei kleinere Erzählungen, von denen „Die Maus“ eine gewisse Drolligkeit, sowie den Vorzug der Kürze aufweist. P. M.

Vermischtes.

Luther über das Predigen. Im Jahre 1521 gab, wie der Schriftsteller Heldnader in seiner Sylva Chronologica Tom. II, 51 berichtet, Dr. Martin Luther einem jungen Studenten eine Instruktion, wie er predigen solle und sprach: „Steig hinauf, thue das Maul auf und höre bald auf! Denn man kann den Leuten in einer Viertelstunde mehr predigen, als sie in zehn Jahren thun werden. Wenn Du vernimmst, daß Dir die Leute am liebsten und emsigsten zuhören, so schließe die Predigt, dann hast Du andermal wieder Zuhörer.“ Seine Worte dürften auch heute noch Beachtung verdienen. Th.

Ein kaiserliches Vorrecht. Ehemals gehörte in jedem bürgerlichen Hause der Stadt Wien und auch in einigen der Vorstädte der Hauptstadt das dritte Stockwerk dem Kaiser, und zwar so, daß derselbe jeden, den er wollte, unentgeltlich da einquartieren konnte und der Hausbesitzer hierzu alles auf seine Kosten in stand halten mußte. Gewöhnlich gab der Kaiser Hofbeamten oder kaiserlichen Räten in solchen Häusern freie Wohnung; an der Thür derselben bezeichnete eine schwarze Tafel Namen und Titel der Einquartierten. Erst im Jahre 1781 erlaubte Kaiser Joseph II. den Hauseigentümern, sich von dieser drückenden Last durch eine Geldentschädigung zu befreien. Th.

Druckfehlerteufel. Als der Dichter Ludwig Uhland den Korrekturbogen seiner im Jahre 1815 erschienenen Gedichte erhielt, fand er zu seinem nicht geringen Erstaunen die ersten Zeilen des poetischen Vorworts also lautend:

„Leder sind wir. Unser Vater
Schickt uns in die off'ne Welt.“

Er zeichnete bei „Leder“, für welches natürlich „Lieder“ stehen sollte, das fehlende „i“ am Rande aus und erbat sich einen nochmaligen Abzug aus der Druckerei. Das i war nun gesetzt, aber so: „Leider sind wir“ u. s. w. Th.

Kartoffelorden. Es scheint uns unerklärlich, daß die Verbreitung der heute als Nahrungsmittel so wichtigen Kartoffel in manchen Ländern Europas so viel Schwierigkeit gemacht hat. Im Jahre 1616 war die Kartoffel in Frankreich noch ein Leckerbissen auf der königlichen Tafel. Besonders hart fand sie in Rußland Verbreitung. Im Jahre 1842 kam der Kaiser von Rußland auf eine seltsame Idee, um den Kartoffelbau in seinem Lande zu fördern. Er gründete nämlich einen Kartoffelorden, eine goldene oder silberne Madaille, welche jeder seiner Unterthanen erhielt, der sich in der Kultur der Kartoffel hervorthat. Th.

Aus der guten alten Zeit. Im Jahre 1511 ist zu Erfurt, wie eine alte Chronik berichtet, der Viertelmeister Heinrich Kolter, weil er der Stadt gehörige Gelder veruntreut hatte, erst gefangen und dann in ein Faß geworfen worden, in welches man eine Menge Krebse gethan, auf daß sie den Herrn Viertelmeister auffressen mögen. Nachdem dieser Barbarismus verübt, hat der Magistrat diese Krebse ausbieten lassen, „da sie von dem Menschenfleisch gar feist und wohlschmeckend geworden.“ — Die Chronik schließt mit den Worten: „Also haben die Erfurter ihren Herrn Viertelmeister mit Haut und Haaren aufgefressen.“ Th.

Inhalt der Nr. 23.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche
Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 24.

Schwestern.

Roman
von
Karl Berkow.

(Schluß.)

Ellen hatte mit der Tante ihren Wagen wieder bestiegen, um die Besorgungen fortzusetzen.

„Was hast Du nur gegen Nora, Tantchen?“ fragte sie endlich. „Warum sollte ich ihr nicht die Hand geben?“

„Ich sage es Dir später,“ erwiderte die Tante, „wenn Du verheiratet bist. Noch paßt es nicht für Dich.“

Ellen wurde nachdenklich. „Hat sie etwas Unrechtes gethan?“ forschte sie weiter.

„Doch wahrscheinlich,“ sagte die Gräfin trocken.

„Was kann es denn aber sein?“

„Du bist noch zu jung, zu unschuldig, um es zu verstehen.“

„Ich werde aber bald Frau sein.“

„Nun, bis dahin gedulde Dich noch.“

Ellen bewegte zweifelnd ihr Köpfchen. Sie kam zu der Überzeugung, daß Nora irgend etwas ganz Schreckliches begangen haben müsse, das sie der Achtung anderer unwürdig mache. Ob Leo davon wußte? Er schien noch immer viel von ihr zu halten. Sie nahm sich vor, ihn bei dem Besuche zu fragen, den sie ihm morgen machen wollte.

Schmeichelnd lehnte sie sich an die Tante.

„Nicht wahr, wir gehen doch morgen ganz gewiß zu Leo, einzige Tante?“

„Ich willige ungern darein, aber mein verliebtes Kätzchen hält es ja nicht länger aus.“

„O, er sicherlich auch nicht!“

Die Dunkelheit im Wagen verhinderte sie, den Gesichtsausdruck der Tante zu unterscheiden, der ihrer Meinung nicht beipflichtete. Wie Gräfin Sernsheim doch in diesem Augenblicke Nora haßte, die allein die Schuld trug, daß diesem geliebten Kinde an ihrer Seite die volle Neigung des künftigen Gatten vielleicht nie ganz gehören würde! Sie hätte die Nebenbuhlerin Ellens vernichten, ihr das größte Übel zufügen mögen, nur um Ellen an ihr zu rächen.

Diese ahnte von den Empfindungen der Tante nichts. Die kleine Scene mit Nora war ebenso schnell wieder vergessen. Jetzt war es nur das Wiedersehen mit Leo, das sie erfüllte und alles andere in ihr verdrängte. Ungeduldig zählte sie die Stunden bis zum nächsten Vormittage. Wollte es denn gar nicht elf Uhr schlagen, um sie zu dem Geliebten eilen zu lassen?

Leo war auf ihren Besuch vorbereitet worden, aber er teilte ihre liebende Ungeduld nicht. Er zuckte vielmehr nervös zusammen, als die Klingel im Hausgange ertönte und die Damen von seinem Vater in sein Zimmer geführt wurden.

Ellen wartete es nicht ab, bis er die Tante begrüßt hatte. Sie lief auf ihn zu und sich über ihn neigend, schlang sie unter Thränen die Arme um sein Haupt.

„Böser, lieber Leo,“ flüsterte sie ihm zu, „welchen Schrecken hast Du mir verursacht; wie kann man so heftig und so eifersüchtig sein?“

Sie war in dem Glauben gelassen worden, daß das Duell ihretwegen stattgefunden habe und war, trotz des erlittenen Schreckens, nicht wenig stolz darauf.

Leo küßte ihr die Hand. „Es geht mir schon wieder viel besser,“ sagte er, im Anblick ihrer Bewegung herzlicher als sonst. „Das Fieber hat nachgelassen, die Wunde wird in kurzem ganz geheilt sein.“

„O, es wäre auch schrecklich gewesen, wenn Du schwerer verwundet worden wärest,“ klagte sie, ihn mit Liebkosungen überschüttend. „Und wenn ich es vorhergewußt hätte, ach, ich wäre vor Angst gestorben.“

„Dergleichen sagt man nicht vorher,“ lächelte er, „um denen, die uns lieb haben, keine unnötige Sorge zu bereiten. Es ist Zeit genug, nachher, wenn alles glücklich abgelaufen ist.“

„Aber Du wirst es gewiß nicht wieder thun?“ sprach sie ernsthaft.

„Das hängt von den Umständen ab. Man kann es nicht wissen, was später an uns herantritt."

„Wirst Du auch noch so entsetzlich eifersüchtig sein, wenn Du mich hast?" neckte sie.

„Ich hoffe, nein," ließ sich die dünne Stimme der Gräfin vernehmen und ihre grauen Augen hefteten sich mit einem ganz eigentümlichen Blicke auf den Verlobten ihrer Nichte.

Leo wurden plötzlich die Liebkosungen peinlich, die er bisher über sich hatte ergehen lassen. Er schob die Arme Ellens sanft zurück.

„Du vergissest meine Wunde an der Schulter," erinnerte er.

„Habe ich Dir weh gethan?" rief sie erschrocken. „O, verzeih, ich that es aus Versehen."

„Es hat nichts zu bedeuten," beruhigte Leo. „Aber nun setze Dich neben mich und lasse uns plaudern."

Sie nahm gehorsam den Sessel neben seinem Bette ein, ohne die Hand freizugeben, welche sie mit den ihren umklammert hielt und begann ihm von ihren Erlebnissen der letzten Tage zu erzählen. Er hörte anscheinend mit Interesse zu und richtete zwischen ihrem kindlichen Geplauder hier und da eine Frage an sie, oder eine Bemerkung an die Gräfin. Die ungekünstelte Zuneigung seiner Braut, die sie so offen zur Schau trug, erwärmte ihn heute mehr als bisher. Er fühlte, daß er sie in etwas erwidern müsse, ob auch nur äußerlich, weil sein Herz so wenig zu ihr sprach.

Die Gräfin und sein Vater hatten, um eine geschäftliche Angelegenheit zu erledigen, sich in das anstoßende Zimmer begeben, dessen Thür offen blieb.

Ellen berichtete von den bisherigen Einkäufen für die Aussteuer und den Hausstand. Jedes Stück wurde dem Bräutigam genannt, das bestellt oder schon gekauft war. Ihr erschienen diese Dinge von höchster Wichtigkeit, die ihm ziemlich gleichgültig waren, die er sich jedoch, seinen guten Vorsätzen gemäß, mit freundlicher Geduld schildern ließ.

„Gestern waren wir bei der Stickerin, der alten Toni," erzählte Ellen eifrig weiter, „und bestellten dort die Monogramme zu — aber das brauchst Du nicht zu wissen," unterbrach sie sich errötend. „Und denke Dir, wen wir bei der Toni trafen."

„Das kann ich unmöglich erraten," scherzte er, „gieb mir ein leichteres Rätsel auf."

„Niemand anderes als Nora," sagte sie.

Leos Hand zuckte leise in der ihren; die Nennung dieses Namens von anderen Lippen berührte ihn stets wie ein stechender Schmerz.

„Mir war es eigentlich fatal," fuhr Ellen fort, „Tante kann sie nicht leiden und Nora muß auch etwas gegen uns haben, denn sie schlug es ab, für mich zu arbeiten."

„Daran that sie recht," sagte Leo halblaut.

„Es ist vielleicht auch besser," meinte Ellen harmlos, „denn Tante machte nachher eine Bemerkung über sie, die mich in Erstaunen setzte."

Leo zog mit einer raschen Bewegung seine Hand aus der ihren.

„Und worin bestand diese erstaunliche Bemerkung Deiner Frau Tante?" fragte er, mühsam seine Erregung bezwingend.

„Sie drückte sich nicht klar aus; ich wollte Dich fragen, ob Du irgend etwas Nachteiliges über Nora weißt."

„Nein, nicht das geringste," sagte er kurz.

Ellen wiegte sinnend ihr Köpfchen hin und her.

„Es muß doch etwas dahinter stecken," beharrte sie. „Du hältst ja noch immer viel von unserer früheren Spielgefährtin und willst mir darum nichts verraten. Aber warte nur, ich lasse nicht nach und wenn ich erst einmal Deine Frau bin, mußt Du mir alles erzählen, wie auch Tante es mit Bezug auf Nora zu thun versprochen hat."

„Deine Tante sollte es verschmähen, ein schutzloses Mädchen zu verleumden, nur weil es schutzlos ist," fuhr Leo auf.

„Wie kannst Du so eine garstige Bezeichnung gebrauchen?"

„Sie enthält die Wahrheit, die Gräfin aber will Dir über Nora eine Lüge sagen."

„Du liebst Tante nicht; das ist häßlich von Dir," sprach Ellen vorwurfsvoll.

„Darin hast Du das Richtige getroffen; nein, ich liebe sie nicht."

„Aber das ist doch keine Veranlassung, sich so zu ärgern," rief sie, ihn umschlingend, aus.

Die neue Zärtlichkeit war ihm unerträglich; er machte sich mit dem gesunden Arme los.

Sie zog sich verletzt zurück; es ließ ihn kalt; seine gute Stimmung war verweht. Er sehnte sich nach dem Ende des Besuches.

Als der Baron und die Gräfin wieder in das Zimmer traten, fanden sie das Brautpaar in sichtlicher Verstimmung. Die Tante drängte zum Aufbruche, niemand erhob einen Einwand. Ellen reichte Leo die Fingerspitzen hin, die er an seine Lippen führte, einen Kuß erhielt er von seiner Braut diesmal nicht.

Ellen war gewohnt, ihrer Tante alles zu sagen, was sie bewegte; es fiel ihr schwer, es heute zu unterlassen. Sie wagte ihr jedoch nicht mitzuteilen, daß abermals Nora den Anlaß zu der kleinen Entzweiung zwischen ihr und Leo gegeben hatte und setzte dem liebevollen Forschen der Tante ein hartnäckiges Schweigen entgegen.

Zum ersten Male war ihr die Parteinahme Leos für die Pflegetochter ihrer Mutter befremdend aufgefallen; — es war doch sonderbar, daß ihr Bräutigam stets so erregt wurde, wenn von Nora die Rede war. Von einem plötzlichen Impulse ergriffen, legte sie ihren Kopf an die Schulter der Gräfin.

„Nicht wahr, Tantchen, Du glaubst doch auch, daß Leo mich über alles liebt?"

„Aber Närrchen, daran ist doch kein Zweifel. Was kommt Dir in den Sinn?"

„Er war heute anders als sonst — so seltsam."

„Er ist noch krank; wahrscheinlich fieberte er. Habe Geduld damit. Die Männer sind unleidliche Patienten."

„Es wird nur das gewesen sein," sprach Ellen, schon halb beruhigt.

„Sicherlich nichts weiter," bekräftigte die Gräfin, sehr wider ihre innere Überzeugung des jungen Mannes Partei nehmend. Sie wollte Ellens Glück auch durch die kleinsten Zwischenfälle nicht gestört wissen, wenigstens vorläufig nicht. Die Erziehung des zukünftigen Neffen behielt sie sich für den Zeitpunkt vor, da er Ellens Gatte geworden.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Baron Rochus hatte Wort gehalten. Nora empfing kaum vierzehn Tage nach der Unterredung mit ihm das Anerbieten einer adeligen Familie in der Provinz, die Stellung einer Bonne in ihrem Hause anzunehmen, und sie ging ohne Zaudern auf den Vorschlag ein.

Die Pflichten, welche sie zu erfüllen hatte, schienen keine übertriebenen Anforderungen zu enthalten. Das Gehalt war ein ziemlich hohes, auch ihre Mutter fand, daß die angebotene Stelle eine günstige sei und so wurden die Vorbereitungen zu der Übersiedelung des Mädchens getroffen.

Nora drängte selbst zu einer schnellen Abreise, sie ging gerne aus einer Stadt, die neben kurzer Seligkeit ihr so viel Bitteres geboten. Fern, fern von hier in anderen Umgebungen, von welchen nichts sie an das Einst erinnerte, in Pflichten, welche Herz und Geist beschäftigten, mußte sie gesunden.

Sie räumte ihre kleinen Besitztümer aus den Behältern. Sie waren nicht zahlreich, sie konnten sie alle begleiten, auch die teueren, welken Blumen, die sie nach und nach von Leo erhalten hatte und die sie sorgfältig gesammelt.

Er hatte außerdem ihr nie etwas schenken dürfen; sie wollte es nicht und es war ihr eine Art von erhebendem Bewußtsein, den Anschuldigungen der Welt gegenüber, daß ihre Liebe eine freie Gabe geblieben, durch nichts erkauft, durch nichts vergolten, als durch die Gegengabe der seinen.

Da waren auch noch die kleinen Andenken aus dem Walldorfschen Hause, Bücher, Bilder, einige zierliche Spielereien. Noras Hand strich liebkosend darüber hin; ganz unten lag ein fest eingewickeltes Päckchen, das sie hervorzog, um zu sehen, was darin sei. Sie löste die Hülle; ein Fläschchen wurde sichtbar, auf dessen Etikette der Name ihrer Pflegemutter stand; das Datum lautete wenige Tage vor ihrem Tode.

Eine Erinnerung kam über sie. Das Fläschchen hatte sie sich von der Dienerin Helenens als Andenken an die Verstorbene erbeten, da man ihr nichts anderes gegeben, und die Kammerjungfer hatte ihr gesagt, daß es ein schlechtes Andenken sei. Es sei Gift in dem Glase; wer es tränke, müsse sterben.

Nora wog das Fläschchen gedankenvoll in der Hand. Sie hatte Jahre hindurch vergessen, daß es in ihrem Besitze sei; ein rascher Gedanke kreuzte durch ihren Geist.

„Wie gut, daß ich deiner nicht gedachte, als mich das Leid der letzten Wochen und Monate traf!"

Sie wickelte es wieder ein und legte es zu ihren übrigen Sachen.

„Vielleicht wäre es besser, den Inhalt wegzuschütten, doch nein, das Glas soll unberührt bleiben, wie es die unvergeßliche Frau hinterließ. Ich brauche mich nicht davor zu fürchten; ein neues Leben liegt vor mir und der Segen der Verklärten wird mich auf meinem Wege begleiten. Sie wird es wissen, daß ich unter schwerer Überwindung recht gethan habe."

Wenige Tage später war Nora in ihrem neuen Wirkungskreise, auf dem Gute Althof, das Herrn von Meghem gehörte.

Die Familie bestand aus nur vier Personen, dem Hausherrn, seiner liebenswürdigen Gattin und zwei kleinen Mädchen im Alter von vier und fünf Jahren, welche Noras Fürsorge und Aufsicht übergeben waren.

Sie hatte sie anzukleiden, mit ihnen spazieren zu gehen und ihnen spielend den ersten Unterricht zu erteilen, die andere, noch freie Zeit der Dame des Hauses als Gesellschafterin zu widmen, hier und da auch eine kleine häusliche Arbeit zu übernehmen.

Nora fand sich schnell in den ungewohnten Beruf. Ihre frühere Erziehung kam ihr dabei zu statten; es war, als ob sie in eine Heimat zurückgekehrt sei, in der sie langvermißte, liebgewordene Gebräuche wieder antraf, als ihr die Einrichtungen, die Lebensgewohnheiten des Meghemschen Hauses nach und nach bekannt wurden.

Ihre beiden Zöglinge waren artige, zutrauliche Kinder, ihre Mutter eine sanfte, feingebildete Frau. Man begegnete dem neuen Mitgliede des Hauses mit Rücksicht und Wohlwollen und Nora schien es, als ob sich hier neuer Frieden in ihre Seele senke.

Sie unternahm mit Frau von Meghem und den Kindern weite Wanderungen in die winterliche Landschaft hinaus; ihre Vorliebe für die Natur wurde wieder rege. Bald schmolz der Schnee, der Frühling würde kommen, mit Blumenduft und Vogelsang, und sie empfand, daß sie die Fähigkeit noch besaß, sich auf etwas freuen zu können.

Aus der Hauptstadt gelangten nur spärlich Nachrichten zu ihr. Die Mutter schrieb, daß es ihr gut gehe und daß Oswald brav und solide würde. Gott sei gelobt! So war ihr Opfer doch nicht ganz vergeblich gewesen und ihr Herz von einer Sorge befreit.

Einmal auch hatte sie Herrn von Rochus geschrieben und ihm für seine Bemühung gedankt. Er hatte ihr in einigen Zeilen geantwortet und seine Befriedigung ausgesprochen, daß sie sich in ihrer Stellung wohl fühle. Leos erwähnte er natürlich nicht. Aber sie wußte es durch Meghems, daß seine Hochzeit am 20. April stattfinden würde. Sie waren entfernt mit dem Baron verwandt.

Sie bestrebte sich, ohne Schmerz daran denken zu können. Wenn er nur glücklich würde — was war an ihr gelegen? Und blieb ihr nicht die selige Erinnerung, daß sein Herz ihr einst so ganz, so rückhaltslos gehörte — ihr, ihr allein? Die heiße Sehnsucht nach ihm würde endlich schwinden, er würde in ihrer Erinnerung werden, was ihr jene geliebte Tote war, der Dank und anbetende Liebe bis über das Grab hinaus geweiht blieben.

Und während sie in der tiefen Stille von Althof einförmige, friedliche Tage verbrachte, rollte sich in der Residenz das hastige geräuschvolle Leben weiter. Der Karneval nahm seinen Verlauf, die Vergnügungen folgten einander, ohne Aufhören, die elegante Welt fand sich, wie sonst, in den Ballsälen und auf dem Eise zusammen.

In dem Hause der Gräfin Sernsheim ging es in diesem Winter besonders lebhaft zu: Ellens Aussteuer und Einrichtung, die erhöhten Anforderungen der Geselligkeit, welche der Brautstand mit sich brachte! Die Gräfin wünschte oft seufzend, daß sich der Tag verdoppele, um allen auf sie einstürmenden Pflichten genügen zu können.

Leo hatte wegen seines Duelles eine kurze Freiheitsstrafe zu verbüßen gehabt und sollte im Frühjahr von Radeberg nach der Residenz zurückversetzt werden. Ellen hatte diese letzte Nachricht mit Jubel aufgenommen, ihre Tante dachte darüber kühler.

„Ich kann nur sagen, es ist mir lieb, daß seine Rückkehr hierher sich verzögert," äußerte sie zu seinem Vater.

„Warum, Gräfin? Er ist sehr ungern dort."

„Wenn er noch länger hier wäre, ehe er sich verheiratet, würde ich ihm kaum mit Bezug auf jenes Mädchen trauen. Sie wissen, wen ich meine, lieber Baron."

„Wenn Frau Gräfin doch endlich diese unnütze Sorge fallen ließen," bemerkte Herr von Rochus. „Leo wird Nora längst vergessen haben."

„Darin täuschen Sie sich," erklärte die Gräfin bestimmt, „er wird, wie mir Ellen unlängst gestand, aufgeregt, sowie man ihrer erwähnt."

„Sie ist nicht hier und er kennt ihren Aufenthaltsort nicht einmal."

„Aber Sie wissen ihn?"

„Ich handelte in Ihrem Interesse, Gräfin, als ich sie überredete, eine Stelle auswärts anzunehmen. Sie ist bei Meghems auf Althof und, wie sie mir schrieb, zufrieden dort."

„Bei Anna Meghem?" wiederholte die Gräfin erstaunt.

„Ja, bei der Tochter meiner Cousine. Es traf sich günstig, daß sie gerade jemand für die Kinder brauchte."

„Und dazu empfahlen Sie dieses Mädchen?"

„Sie eignet sich vortrefflich dazu," erwiderte der Baron, „Meghems sind ihres Lobes voll."

„Das ist ja sehr schön; ich für meine Person würde für eine solche Hausgenossin danken, die hier einen Ruf hatte, wie Fräulein Möller."

„Sie thun ihr unrecht."

„Und Sie sind eben ein nachsichtiger Vater gegen die Verirrungen der Jugend."

Der Baron brach geärgert das Gespräch ab und empfahl sich bald darauf. Die Gräfin zog sich in ihr Boudoir zurück und versank in Nachdenken.

Also bei Meghems war Nora jetzt und der Baron war es, der sie ihnen empfohlen hatte! Der alte Heuchler! Wie zärtlich er die Hand über die Geliebte Leos breitete; wie er sie bei jeder Gelegenheit schützte, die so sichtlich dem Glücke Ellens im Wege stand! Es verdroß sie, daß es Nora so gut ging, sie haßte das Mädchen, wie sie nie jemand gehaßt hatte. Wie oft, wenn sie die kühle Artigkeit Leos seiner Braut gegenüber beobachtete, war sie im Begriffe gewesen, ihrer Nichte alles zu gestehen, ihren Glauben, ihr Vertrauen zu ihm zu erschüttern.

Sie hatte nie den Mut dazu gefunden. Ellen liebte ihn so sehr. Sie würde den Schlag nicht überwinden, meinte die Tante, die es mit Groll ansehen mußte, wie Leo mit einer Liebe überschüttet wurde, die er nicht erwiderte und daher auch nie verdienen würde.

Es brannte in ihr ein heftiges Verlangen, ihn zu strafen; sie mußte es unterdrücken, weil sie Ellen damit treffen konnte, so blieb ihr nur Nora übrig, ihrer Rachsucht Genüge zu thun.

Ihr Entschluß war schnell gefaßt. Meghems sollten es erfahren, wen sie in das Haus genommen hatten. Sie kannte Anna von Meghems strenge Ansichten, die sich, trotz ihrer sonstigen Milde, bis zur Unerbittlichkeit verschärfen konnten, wenn es ihre festgesetzten Grundsätze betraf.

Gräfin Sernsheim wollte ihr schreiben, sobald es ihre Zeit erlaubte; sie gewann bei diesem Gedanken einigermaßen ihre Ruhe wieder.

„Ein Brief," sagt ein orientalisches Sprüchwort, „ist ein Pfeil, von dem man nicht voraussieht, wen er verwundet und von dem man auch nicht weiß, ob er nicht auf ihn zurückschnellt, der ihn abgesendet."

Vielleicht hätte die Gräfin den ihren nicht geschrieben, wenn sie die Folgen ihres thörichten Racheaktes zu ahnen vermocht.

* * *

Mitte April war herangekommen; ein frühes Osterfest hatte die winterlichen Freuden der Residenzbewohner verkürzt. Die Sonne sendete bereits warme Strahlen und der Hauch des Lenzes wehte über Felder und Fluren.

Schon wagten sich an den geschützten Stellen junge Veilchen hervor, die Bäume zeigten braunglänzende Blätterknospen, die ungeduldig danach strebten, die beengende Hülle zu sprengen.

Nora wanderte mit den Kindern durch den Garten und half ihnen die ersten Blümchen zu suchen. Von den kleinen Mädchen wurde jedes neuentdeckte Maßliebchen mit einem Freudenschrei begrüßt und auch sie stimmte in ihr Vergnügen ein. Hatte sie doch im Umgange mit der Natur, mit den Kindern, die zärtlich an ihr hingen, wieder zu lächeln, zu scherzen gelernt. Sogar der Leidenszug um ihren Mund war geschwunden, ihre Wangen zeigten ein zartes Rot; in der Stille eines wohlthuenden Lebens begann sie von neuem aufzublühen.

Die elfte Stunde schlug von der Kirche des nahen Dorfes, Nora mahnte zur Heimkehr. Die Kleinen eilten gehorsam zu ihrer Hüterin und schmiegten die Händchen in die ihren, sich zum Schlosse zurückführen zu lassen. Das Mädchen blickte liebevoll auf sie herab, die jetzt eifrig zu ihr emporplauderten. Sie

hatte für jede ihrer Fragen eine freundliche Antwort und wußte sich mit Interesse in ihre kleine Welt zu versenken. Es war so beglückend, in den großen unschuldigen Kinderaugen zu lesen, wie sie sich die jungen Herzen schon gewonnen hatte.

Im Schloßhofe, den sie mit ihren Pfleglingen durchschritt, begegnete ihnen der Landbriefträger, der die Postsachen für die Familie überbracht hatte. Da sie keine Briefe erwartete, ließ sein Erscheinen sie gleichgültig. Sie ging mit den Kindern auf ihr Zimmer, ihnen Mäntel und Hütchen abzunehmen und sie zum Mittagessen umzukleiden.

In das Erkergemach, wo ihr Gatte sich befand, war inzwischen Frau von Meghem getreten, geröteten Angesichts, mit allen Zeichen der Aufregung.

„Lies einmal, Hans, was man mir schreibt,“ sagte sie, einen Brief auf seinen Arbeitstisch legend, den sie soeben erhalten hatte.

Herr von Meghem nahm das Schreiben, das den Poststempel der Residenz trug, und las es durch. Auch sein Antlitz wurde nachdenklicher, je weiter er kam; er legte schweigend das Blatt endlich nieder.

„Was sagst Du dazu?“ fragte seine Frau.

„Wer hätte das gedacht?“ war die Gegenfrage.

„Wir müssen sie sofort entlassen,“ erklärte Anna von Meghem.

„Es ist sehr fatal, wenn man einen solchen Griff thut,“ bemerkte er. „Aber sie macht solch einen anständigen Eindruck. Bist Du gewiß, daß das alles wahr ist, was in dem Briefe da steht?“

„Was hätte die Gräfin davon, uns ein Mädchen zu verleumden, das sie gar nichts angeht und doch wohl zu ihr in keiner noch so leisen Beziehung steht? Sie meint es gut mit uns, wie sie selbst sagt.“

„Bei alledem erscheint es mir eine Härte, das Mädchen so Knall und Fall fortzuschicken.“

„Das thut auch mir leid, Hans, aber ich schaudere bei dem Gedanken, daß solch eine — Person unsere Kinder noch ein einziges Mal liebkosen und küssen sollte.“

„Ihr Frauen seid so rigoros in diesen Dingen.“

„Hans, möchtest Du mich anders haben?“

Er küßte ihre Hand. „Nein, Dich will ich, wie Du bist.“

„Und so wirst Du mich auch begreifen, wenn ich unsere geliebten Kleinen vor jeder unreinen Berührung schützen möchte.“

Frau von Meghem kehrte in ihr Boudoir zurück und las den Brief noch einmal durch, der in gehässigster Weise die Geschichte von Leos und Noras Liebe darstellte; auch des Duells war, natürlich ohne Nennung des Namens, erwähnt und hinzugefügt, daß infolge desselben eine Verlobung fast rückgängig gemacht worden sei.

Frau von Meghem teilte vollkommen die sittliche Entrüstung, die aus jeder Zeile des Briefes zu sprechen schien. Sie war der Gräfin sogar dankbar. Ein Mädchen, das die Geliebte eines jungen Offiziers gewesen, hatte es gewagt, in ihr Haus sich zu drängen, — unerhört! Sie griff nach dem Klingelzuge.

„Ich lasse Fräulein Möller bitten, zu mir zu kommen,“ befahl sie dem eintretenden Diener.

Wenige Minuten später stand Nora vor ihr.

„Gnädige Frau befehlen?“

Anna von Meghem warf einen Blick auf sie. War es denn möglich? Das Mädchen sah so wenig danach aus, das zu sein, als was die Gräfin sie bezeichnete.

„Fräulein Möller,“ begann die Dame mit einiger Anstrengung, „Umstände befremdender und ernster Art machen es mir leider unmöglich, Sie in meinem Hause zu behalten. Ich bitte Sie, sich nach einer anderen Stelle umzusehen.“

Aus Noras Wangen war die Farbe gewichen. „Sind gnädige Frau unzufrieden mit mir?“ fragte sie erschreckt.

„Nicht das,“ erwiderte Frau von Meghem, „ich erkenne Ihre Leistungen an und auch Ihre Persönlichkeit war mir sympathisch.“

„So habe ich irgend einen Fehler begangen? Ich bitte um Verzeihung; es ist gewiß wider meine Absicht und meinen Willen geschehen.“

„Der Fehler, Fräulein Möller, liegt in Ihrer Vergangenheit, über die man mich zu spät unterrichtet hat. Sie werden wissen, welchen ich meine.“

Nora zuckte zusammen. So hatte denn der Fluch, der sie verfolgte, auch dieses Haus erreicht, sie von der kaum liebgewordenen Stätte zu vertreiben?

„Sie verteidigen sich nicht,“ fuhr Frau von Meghem fort, „so ist es also wahr, daß ein verbotenes Liebesverhältnis mit dem Bräutigam einer anderen Sie zwang, die Residenz zu verlassen?“

„Ich bestreite es nicht, daß ich einen Mann geliebt habe, von dessen Verlobung ich zu der Zeit nichts wußte,“ antwortete Nora fest. „Ich bin jedoch nicht so schuldig, als gnädige Frau es anzunehmen scheinen.“

„Selbst, wenn ich dieser Versicherung Glauben schenkte, würde Ihres Bleibens bei uns nicht länger sein können. Ich wünsche meine Kinder nur einem Mädchen von völlig unbeflecktem Rufe anvertraut zu wissen.“

Nora warf stolz ihr Haupt zurück. „Ich pflege mich nicht aufzudrängen. Gnädige Frau haben nur zu bestimmen, wann ich Ihr Haus verlassen soll.“

„Sie können morgen abreisen. Ihr Gehalt wird Ihnen für das Vierteljahr ausgezahlt werden. Die Sorge für die Kinder ist von heute an schon meiner Kammerjungfer übertragen.“

Nora verbeugte sich schweigend und ging. In der Thür kamen ihr die kleinen Mädchen entgegen, die zu ihrer Mutter wollten.

„Liebe, liebe Nora!“

Sie streckten die Ärmchen nach ihr aus.

Der Ruf der Mutter ertönte vom Sofa her, strenge und verweisend. Nora schob die Kinder hinweg; ein schneidendes Weh krampfte ihr Herz zusammen; vor ihre Augen schien sich ein Nebel zu legen; sie schritt hastig durch den Korridor davon.

Dort war das trauliche Stübchen, das ihr zur eigenen Benutzung angewiesen worden und aus dem sie jetzt abermals, eine Heimatlose und Verstoßene, getrieben werden sollte — zurück in das feindliche

Leben, das den kaum geheilten Wunden neue hinzufügen würde, wie bisher.

Was hätte es ihr genützt, bei Frau von Meghem um Aufschub ihrer Entlassung zu bitten, ihr rückhaltlos die Thatsachen zu schildern, die durch eine Verkettung unglückseliger Umstände so belastend für sie geworden?

Man hätte ihr ja nicht geglaubt und sie war auch zu stolz, eine Bitte auszusprechen, die wie ein Flehen um Gnade lauten würde.

Sie begann mechanisch ihre Sachen einzupacken. Also morgen schon! Sie wäre heute noch gegangen, aber die Post hatte dann keinen Anschluß mehr und sie mußte daher diesen Tag noch ausharren. Das Mittagessen, welches sie sonst mit der Familie einnahm, wurde ihr auf das Zimmer geschickt. Es erstaunte sie kaum; die schmutzigen Wellen des Verdachtes, unter welchem sie in der Stadt gelitten hatte, drangen schon wieder an ihr empor und es war ihr, als ob sie weiter und weiter stiegen, als ob sie unter ihrer Wucht nie mehr frei atmen könne.

Die Speisen blieben unberührt auf dem Tische stehen; sie ordnete in fieberischer Eile ihre Sachen. Wenn morgen der Zug sie hinwegführte, fliehen zu können weit, weit weg von den Menschen, an irgend einen entlegenen Winkel der Erde, aber wohin, ach wohin? Sie besaß niemand, zu dem sie hätte gehen können, nicht einmal die Mittel, es zu thun. Sie war verurteilt, ihre Kette zu tragen, bis der Tod sie löste.

Ein kleiner länglicher Gegenstand fiel in ihre Hand. Es war das Arzneifläschchen, welches die Morphiumtropfen enthielt. Sie starrte darauf, wie gebannt. Warum denn warten, bis der Tod einst kam, warum den dornenvollen Weg mit müden Füßen weitergehen? Hier hielt sie ja den Schlüssel in der Hand, der ihr die Pforte zur Freiheit öffnete, ein rascher Entschluß, vielleicht ein kurzer schwerer Kampf noch, und sie durfte ausruhen immer, immer, immer.

Doch hier in dem fremden Hause durfte es nicht geschehen. Es gab ein so häßliches Aufsehen und man würde noch der Toten Rücksichtslosigkeit oder schlimmeres nachsagen. Wer sich aus dem Leben stehlen will, dessen Last ihn zu Boden drückt, muß sich bestreben, daß er andere nicht damit belästigt. Es ruft ein unwillkürliches Grauen hervor, von dem Flüchtling aus der Welt zu hören, oder ihn gar sehen zu müssen und die Menschen meiden gerne unangenehme Bilder, die ihnen die Verzweiflung ihrer Nächsten hervorruft.

Sie mußte warten, bis sie daheim war, einen Tag noch, eine Nacht! Und sie hüllte das Morphiumfläschchen sorgsam ein; es schien ihr wie ihr kostbarstes Besitztum, das sie als solches hüten müsse.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

In der Frühe des nächsten Morgens hatte Nora Althof verlassen, um nach mehrstündiger Postfahrt den Zug nach der Hauptstadt zu erreichen. Von der Familie Meghem sagte ihr niemand Lebewohl. Der Hausherr hatte ihr in einem Briefcouvert ihr Gehalt geschickt, Frau von Meghem ließ ihr sagen, als sie sich verabschieden wollte, daß sie Kopfschmerzen habe, die bequeme Ausrede der Damen, wenn sie irgend etwas Lästigem aus dem Wege gehen wollen.

Die Kinder brachten den Nachmittag bei der Jungfer zu; als Nora abreiste, schliefen sie noch. Sie konnte sich nicht enthalten, zu dem Fenster hinaufzuschauen, hinter welchem ihre Lieblinge schlummerten. Die Vorhänge waren herabgelassen, sie würde die blonden Köpfchen nie mehr wiedersehen, die ihr von dort aus so oft einen Gruß zugenickt hatten.

Der altmodische Postwagen nahm sie auf und trug sie durch die frühlingsfrische Gegend davon; in der Ferne schimmerten die Höhen, in bläulichen Duft gehüllt. Der Fluß zog, wie ein silbernes Band, an ihrem Fuße dahin, dem Meere zu, das ihn endlich aufnehmen sollte. Hinwegzuziehen mit ihm in ferne Unendlichkeit und aufzugehen in dieser, die das Bewußtsein des eigenen Ich zu löschen vermag — wäre es nicht Erlösung der herrlichsten Art?

Oder des Vogels Schwingen zu besitzen, der schweren Fluges jenen Höhen zustrebt, höher und höher, der Sonne entgegen? Armer Thor! Auch Du erreichst sie nicht in Deinem dunklen Drange, der Dich vorwärts treibt. Du kehrst, von Müdigkeit bewältigt, zur Erde zurück, die Dir am steilen Felsenhange Dein heimisch Nest verheißt, um am nächsten Morgen den Flug aufs neue zu versuchen.

So treibt auch unser Herz der Sonne entgegen, die wir als unseres Sehnens Ziel empfinden, doch unsere Kräfte reichen nicht weiter, als die Deinen — wir bleiben liegen an dem Wege, der uns zu unserem heißersehnten Glücke führen soll. Des Schicksals Rad rollt über uns hinweg — was ist an einem Kämpfer weniger auf Erden gelegen? Es stehen andere an unserer Stelle, die Welt vermißt uns und beweint uns, beklagt uns nicht.

Das waren die Gedanken Noras, als sie die wechselnden Landschaftsbilder an sich vorüberziehen sah, die ihr die Biegungen der Straße entrollten. Bald wurde die Gegend flacher und öder; sie unterschied die Berge kaum noch am fernen Horizont. In einer Stunde war sie an der Station, welche der von Norden kommende Zug berührte, um etwaige Passagiere aus dem Gebirge mitzunehmen.

Ein kleiner schmutziger Bahnhof mit raucherfülltem Wartesaal bot ihr Unterkunft. Sie zog es vor, im Freien die Ankunft des Zuges zu erwarten und schritt vor dem Gebäude auf und nieder, bis sie ihre Reise fortsetzen konnte.

Die Luft wurde feucht und nebelig. Ehe sie in der Residenz anlangte, mußte es längst dunkel sein; sie fröstelte, ohne zu wissen warum. — Vielleicht war es nur ein unbestimmtes Grauen vor dem Leben, in das sie zurückkehren sollte. Den Ihren bereitete sie keine Freude mit ihrer Heimkehr — ja, wem denn überhaupt von allen, die sie kannte? Und wie sollte sie es eingestehen, daß sie entlassen war, so unverhofft, so plötzlich, als ob sie ein Verbrechen begangen habe?

Auf dem Schienenstrange leuchteten die feurigen

Augen der Lokomotive auf; schnaubend, pfeifend kam das dunkle Ungetüm näher, das des Menschen Geist der rastlosen Unruhe seines Wesens dienstbar gemacht. Die schrille Glocke auf dem Perron ertönte, der Ruf der Schaffner: „Station Hohenwald, drei Minuten Aufenthalt."

Nora hatte ein Billet zweiter Klasse lösen müssen, der Kurierzug besaß keine dritte Klasse. Sie nahm den ihr angewiesenen Platz ein. Das Coupé war ziemlich leer, nur eine junge Frau mit zwei kleinen Kindern saß darin, die den neuen Ankömmling verwundert anstarrten. Bald kam auch eine Art Unterhaltung in Gang, die von Noras Seite freilich sehr einsilbig geführt wurde. Die Kinder langweilten sich und waren unruhig; die Mutter erkannte es dankbar an, daß das schöne fremde Mädchen eins derselben auf den Schoß nahm und ihm die Dinge zeigte, die seine Neugier erweckten.

Die Reisegesellschaft wollte auf der nächsten größeren Station aussteigen; dort war die Familie zu Hause; der Gatte und Vater empfing sie auf dem Bahnhofe, wie sie hoffte. Ob Nora noch weiter reise, woher sie käme, ob sie Kinder gern habe, und ähnliche Fragen sprudelten über die Lippen der jungen Frau und sie bemerkte es kaum, daß ihre Begleiterin ihrem Forschen auswich.

Ihr Reiseziel war erreicht, man fuhr in die gedeckte Halle des Bahnhofes ein. Zum Schrecken der Mutter war niemand da, sie abzuholen. Nora erbot sich, ihr die Kinder herausheben zu helfen; man hatte zehn Minuten Zeit.

Die junge Frau sprang zuerst hinaus, Nora folgte mit einem der kleinen Knaben auf dem Arme.

„Ach, wenn Sie so gütig wären, mit bis zum Wartesaal zu kommen," sagte ihre Reisegefährtin, „es ist ein so schreckliches Gedränge hier."

Nora that ihr den Gefallen und trug das Kind hinüber. Der Wartesaal war überfüllt, sie mochte sich nicht aufhalten, sondern eilte, von dem Danke der jungen Frau sich rasch befreiend, zurück. Gleichzeitig mit ihr verließ eine Gruppe jüngerer Offiziere die Restauration. Sie schienen jemand an sein Coupé zu begleiten, das unweit des ihren sich befand.

„Auf Wiedersehen am Neunzehnten!"

„Glück auf den Weg, Rochus!"

„Lege Deiner Braut unsere Ehrfurcht zu Füßen!"

So schwirrte es durcheinander.

Nora hatte sich erschreckt umgewandt und da stand er vor ihr, einen kurzen Moment auch seinen Schritt hemmend, als er in dem Scheine der Gaslaternen sie erkannte.

Aber es war in Gegenwart der Freunde unmöglich, ein Wort an sie zu richten; er folgte ihr mit den Augen, um sich zu überzeugen, wo sie einsteige und mühte sich, den Zurufen seiner Kameraden zu antworten, die den Scheidenden mit Scherzen und Neckereien überschütteten.

Innerlich verwünschte er ihre Anwesenheit, weil sie ihn hinderte, Nora zu folgen.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Der Schaffner erschien am Fenster außen, sich das Billet Leos zu erbitten. Dieser drückte ein größeres Geldstück in seine Hand.

„Lassen Sie mich auf der nächsten Station heraus," sagte er. „Ich muß jemand sprechen, der sich im Zuge befindet."

Der Schaffner kam dem Ersuchen pünktlich nach.

Leo ließ sein Handgepäck in dem Coupé und eilte hinaus, dem Waggon zu, wo Noras Platz sein mußte. Gott sei gelobt, er hatte vorhin recht gesehen; dort war sie, in der Ecke des schon erleuchteten Coupés lehnend, aber zu seiner Enttäuschung nicht allein. Ein alter Herr saß in der entgegengesetzten Ecke. Abscheulich! Doch, was war zu machen? Er riß die Thür auf und sprang hinein. Mochten noch ein Dutzend Passagiere dazukommen, er wollte sich die kurze Unterredung mit der Geliebten nicht rauben lassen.

Nora war nicht erstaunt, ihn hier zu sehen; sie hatte es fast mit Bestimmtheit erwartet, daß er zu ihr kommen werde. Sie reichte ihm die beiden Hände hin, die er fest in den seinen behielt, auch als er neben ihr Platz genommen. Er hätte sie gerne umarmt, die Gegenwart dieses Dritten verbot es. Er warf einen Blick zu ihm hinüber. Der alte Herr hatte es sich bequem gemacht und schien schlafen zu wollen. Leo wagte es unter diesen günstigen Aussichten seinen Arm um Nora zu legen.

„Wenn ich jemals Glück in meinem Leben gehabt, so war es heute," sagte er leise. „Woher kommst Du, Geliebte, und wo warst Du?"

„Ich reise nach Hause," antwortete sie gepreßt, „bisher war ich in Althof."

„Bei Meghems. Ja, ich hörte es durch meinen Vater, auch daß es Dir dort gefiele. Aber jetzt? Gehst Du wieder zurück?"

Sie schüttelte den Kopf. Es war, als ob das Geständnis sie ersticken müsse, warum sie entlassen sei. Er beugte sich zu ihr. „Was ist geschehen?" fragte er weich. „In Deinen Augen steht ein neuer Schmerz geschrieben und den willst Du mir nicht sagen? Mir nicht, der Dich so liebt?"

„Ich litt ihn um Dich," klang es in ihrem Herzen, „und ich fühle ihn nicht mehr, nun ich bei Dir bin." Aber ihre Lippen sprachen die Worte nicht; sie wollte sich langsam von ihm entfernen, er duldete es nicht. Aus der Ecke, in der der alte Herr saß, tönte ein gedämpftes Schnarchen; Leo zog die Geliebte näher zu sich, in langem Kusse seine Lippen auf die ihren zu pressen. Ein fremdartiger Schauer durchrieselte sie; ihre Augen glänzten so seltsam zu ihm empor, als er endlich sein Antlitz wieder erhob.

„Sprich nicht zu mir, meine Nora," flüsterte er, „wenn es Dir Überwindung kostet, mir zu erzählen, was Dich betrübt. Ich will es ein anderes Mal von Dir hören, wenn wir allein und ungestört sind. Wir sehen uns wieder, nicht wahr, ehe ich der anderen angehöre, und dann erfahre ich, was Du mir jetzt nicht sagen willst?"

„Wie wäre das möglich?" erwiderte sie. „Bist Du denn nicht auf dem Wege zu Deiner Hochzeit?"

„Ja, leider, Geliebte, aber ich mühe mich, in diesem Augenblicke nicht daran zu denken."

„Und ich dachte dessen so viel."

„Nur jetzt nicht, jetzt nicht. — Welch eine Auf-

regung hat es mir verursacht, als ich Dich so plötzlich sah. Ich war früher eine kurze Zeit hier in Garnison; die Kameraden, die von meiner Durchreise wußten, ließen es sich nicht nehmen, mir die zwei Stunden Gesellschaft zu leisten, die ich auf den Kurierzug warten mußte. Und in dreiviertel Stunden sind wir am Ende unserer Reise. Ist es nicht schrecklich, daß wir uns schon wieder trennen müssen?"

Sie nickte. „Für immer," hauchte sie.

„Nein, nein, noch nicht," entgegnete er leidenschaftlich. „Morgen wäre es noch möglich, morgen muß ich Dich noch sehen, einmal noch Deine liebe Stimme hören, einmal noch Dich in meinen Armen halten, ehe ich mich in jenes verhaßte Joch begebe."

„Ich kann nicht in die Wohnung Deines Vaters kommen, Geliebter. Was würde er denken und er würde auch staunen, daß ich Althof verlassen habe."

„Ich steige im Hotel Bristol ab. Mein Vater ist mit seinem Umzuge noch nicht fertig. Er nimmt eine kleinere Wohnung. Ich würde zu Dir kommen, aber ich will Dich keinem neuen Gerede aussetzen. Sei barmherzig! Lasse mich nicht vergeblich bitten, die Sehnsucht nach Dir zersprengt mir fast das Herz."

Sie ließ ihr Haupt an seine Brust sinken und schloß die Augen. Eine süße Bewußtlosigkeit kam über sie, die ihr Denken aufhob. Sie wähnte sich für eine kurze Spanne Zeit geborgen in den Armen, die sie fest umschlungen hielten, an diesem Herzen, dessen starken, gleichmäßigen Schlag sie zu hören meinte, und wußte dennoch, daß in kaum einer halben Stunde der grelle Pfiff der Lokomotive sie auseinanderschrecken müsse, daran sie mahnend, daß ihre Wege fortan geschieden seien, um sich nie mehr zu vereinen. Sie war dem Träumenden gleich, der es genau weiß, daß er im nächsten Moment erwachen muß und sich dennoch müht, das Wohlgefühl festzuhalten, das ihm der trügerische Traum beschert.

Der Luftzug von dem geöffneten Fenster, das beide zu schließen vergessen, wehte scharf zu ihnen herein; Nora empfand ihn nicht. Sie fühlte nur den warmen Atem des geliebten Mannes an ihrer Wange und lauschte den Worten, die er zwischen seinen Küssen in ihr Ohr flüsterte.

Der Schläfer in der Ecke rührte sich nicht. Er schien erst zu erwachen, als jener langgezogene Pfiff ertönte, der die Nähe der Residenz verkündigte und der wie das Sausen eines trennenden Schwertes die Liebenden voneinanderriß.

„Noch zehn Minuten," sagte Leo, die Hand krampfhaft drückend, die er von neuem ergriffen, „und dann morgen — morgen!"

Sie waren entschlossen, sich am folgenden Tage wiederzusehen. Nora hatte es ihm versprochen, er war gewiß, daß sie es halten würde. Und er wollte nicht weiter hinausdenken, als bis zu jener Stunde, die sie ihm noch einmal schenkte.

Die Lichter des weiten Bahnhofes flimmerten vorüber, der Reisegefährte drüben begann sich unter lautem Gähnen zu recken. Leo wäre es gleichgültig gewesen, wenn noch eine Anzahl anderer ihn beobachtet hätten, als er jetzt zum Abschiede die Geliebte noch einmal küßte.

„Auf morgen um halb sieben! Ich finde einen Vorwand, um im Hotel zu bleiben." Er stieß es abgebrochen hervor und es war, als ob er den Blick nicht von ihr wenden könne.

„Auf morgen," flüsterte sie. Er sah ein Lächeln über ihr Antlitz gleiten, halb traurig, halb selig.

Der Zug hielt. Leo sprang die Stufen hinab, Nora zögerte noch auszusteigen, um nicht mit ihm gesehen zu werden. Sie ordnete ihr Gepäck und nahm einige Kleinigkeiten aus dem Netze über ihr.

Der alte Herr ging an ihr vorbei.

„Wenn man so jung und hübsch ist, wie Sie, Fräulein," sagte er, „sollte man nicht mit einem ebenso jungen und feurigen Manne allein durch Nacht und Nebel reisen und auch seine Einladung nicht annehmen, wie sehr er darum bittet. — Na, nichts für ungut; ich habe auch eine Tochter."

Nora fühlte, wie das Blut ihr in die Wangen stieg, flüchtig erwiderte sie den Gruß des Zeugen ihrer Begegnung mit Leo, der offenbar nur Schlaf geheuchelt hatte, um sie besser beobachten zu können. Ach, hatte er nicht recht? Aber er war alt, ein Mann in weißem Haar; er wußte nichts mehr von der Sehnsucht rascher Jugend, dem tödlichen Glücksverlangen, das die Seele zu verzehren droht. Die Warnung war wohl gut, doch Nora verschloß ihr Inneres dagegen, sie hatte zu viel erlitten, um jetzt noch in dem kargen Selbstgenügen einen Trost zu finden, das die Entsagung gewährt.

Die Wohnung ihrer Mutter lag ziemlich entfernt; sie legte den Weg dahin in einer Droschke zurück, um ihren Koffer mitnehmen zu können. Der Laden war noch erleuchtet. Ihre Mutter saß über ihr Rechnungsbuch gebeugt, als sie eintrat.

„Da bist Du ja wieder!"

Es waren fast die nämlichen Worte, welche Frau Möller damals gesprochen, als Nora aus dem Walldorfschen Hause zurückkam, kein Staunen, aber auch keine Freude. Die Mutter fragte nicht einmal nach dem Grunde, der die Tochter herführte. Um so besser!

„Kann ich in mein altes Zimmer?" sprach Nora.

„Das hat der Oswald," antwortete Frau Möller, „aber im vierten Stock ist eine Kammer leer. Wenn Du länger bleibst, kannst Du die nehmen."

„Es ist gut."

Nora bat den Kutscher, ihr das Gepäck hinauftragen zu helfen und gab ihm für die Mühe ein reichliches Trinkgeld. Die ihr angewiesene Kammer sah ziemlich unwohnlich aus. Es war weiter nichts darin, als ein Vorratsbett und ein Stuhl. Sie mußte sogleich wieder hinab, sich einige Möbelstücke von der Mutter auszubitten, um das unbehagliche Zimmer etwas einzurichten.

Als sie atemlos einen Tisch herauftrug, öffnete sich Tonis Thür, die wissen wollte, was es gäbe.

„Nora, Du! Was ist denn das?"

Sie eilte herzu, ihr zu helfen. Nora rückte den Tisch an seinen Platz.

„Ich komme nachher zu Dir,“ sagte sie, „erst will ich etwas essen.“

„Das kannst Du auch bei mir; komm nur gleich mit.“

Nora folgte der Aufforderung. Sie saßen an dem Theetische Tonis sich gegenüber, wie in vergangener Zeit, aber Nora erschien alles verändert, was sie umgab, oder war es nur der Aufruhr ihres Innern, der ihr alle Dinge so anders zeigte?

„Warum bist Du nicht in Althof geblieben?“ fragte Toni endlich.

Nora zuckte mit bitterem Ausdrucke die Achseln. „Die nämliche Geschichte, wie hier,“ erwiderte sie. „Frau von Meghem wollte ein Mädchen von tadellosem Rufe haben. Du weißt ja, was man hier von mir sagt.“

„Wer konnte diese abscheuliche Verleumdung dorthin getragen haben?“

„Ich erfuhr es nicht. Es kommt auch nichts darauf an.“

„Du bist plötzlich so gleichgültig dagegen und es hat Dir doch sonst so großen Schmerz gemacht.“

„Ich kann es ja doch nicht ändern und muß den Flecken weitertragen, bis an mein Ende.“

„Dein reines Bewußtsein ist das einzige, was Dich darüber erheben wird.“

„Meinst Du, Toni? Ich schlief wenig in dieser Nacht und während ich wachend dalag, war es mir zuweilen, als ob wir zu viel Wert auf die Reden der anderen, oder auf ihre Achtung legten, als ob wir nie der Welt ein Opfer bringen sollten, wo es sich um unser Glück oder das eines Zweiten handelt. Was liegt daran, ob sie uns dafür dankt?“

„Nun verstehe ich Dich gar nicht. Wäre es Dir lieber, die Verleumdung wäre keine, sondern hätte wahr gesprochen?“

„Vielleicht. Ich würde doch dann wissen, daß ich nicht so unverschuldet litt.“

Es war ein längeres Stillschweigen zwischen ihnen. Noras schmale, blasse Hand spielte mit dem Messer vor ihr. Ihre Züge waren vollkommen ruhig.

„Das, was Du eben sagtest,“ entgegnete Toni endlich, „wäre recht für eine andere, nicht für Dich. Ich glaube es Dir gern, daß Dir die Sehnsucht mitunter das Herz abdrückt nach dem vornehmen Manne, den Du geliebt hast, und Du denkst, dieser Schmerz gerade sei der größte. Aber Du weißt nicht, wie Dir zu Mute sein würde, wenn Du ihm gehört hättest und er ginge weiter, ohne Dich — zu der anderen, die er heiraten muß, und Du bliebest allein zurück.“

Nora erwiderte nichts.

„Du bist nicht eine von denen, die es leicht nehmen,“ fuhr Toni fort, „nimmst alles ja zu Deiner Qual so schwer. Und wenn Du meinst, verdiente Schande trägt sich leichter, als unverdiente, so irrst Du Dich. Dir würde es das Herz abstoßen, daß Du auf die anderen nicht mehr herabsehen kannst und das Recht, das Du an ihn hättest, würde wie ein Gespenst Tag und Nacht vor Dir stehen. Du hast auch zu sehr an ihm gehangen, um dann noch von ihm loskommen zu können. Da ist es schon gut, es ist ganz aus zwischen Euch.“

Nora stand auf, um den Tisch abzuräumen. „Ich bin müde,“ sagte sie, „gute Nacht, Toni!“

„Gute Nacht, Kind. Mach, daß Du zu Bette gehst. Deine Wangen glühen wie im Fieber.“

Nora zündete ihr Licht an und ging in ihre Kammer; statt jedoch schlafen zu gehen, ließ sie sich auf den einzigen Stuhl des Zimmers nieder und stützte den Kopf in die Hand.

Die zweite Warnung an dem nämlichen Tage und sie war, wie die erste, eindruckslos an ihr vorübergegangen, sie trachtete nur, die wohlgemeinten Worte Tonis zu vergessen und an den morgenden Tag zu denken. Es war wie ein Zustand der Betäubung über sie gekommen, der sie willenlos ihrem Verhängnisse entgegentrieb. Ihr ganzes Leben stieg auf vor ihr. Es hatte ihr so wenig Freuden, so viele bittere Enttäuschungen gebracht. Es hatte sie darben lassen an Glück und Liebe, sie mit ihrem weichen, verlangenden Herzen, bis dieses Herz in seiner Verzweiflung sich dagegen empörte und sich sein Glück erzwingen wollte, — gewaltsam, einem Raube gleich, Gesetz, Pflicht und Sitte verachtend.

Sie empfand, daß es kein Zurück mehr geben würde auf dem Wege, den sie morgen gehen wollte — so sei es darum! Was war ihr noch die Welt? In ihrer Meinung war sie längst eine Gerichtete. Es glaubte niemand an ihre Reinheit mehr. Die Schmähung, die sie von allen Seiten erfuhr, diente als ein Grund mehr, sie in Leos Arme zu führen.

Der düstere Trotz, der sie beherrschte, wich auch am nächsten Tage nicht von ihr. Sie traf ihre Vorbereitungen zu der Zusammenkunft mit einer Ruhe, über die sie selbst erstaunte.

Nur Toni wiederzusehen vermied sie! Die Augen der alten Stickerin blickten so scharf; es war ihr, als müsse sie ihr Vorhaben erraten. Die Mutter kümmerte sich nicht viel um sie. Oswalds Fragen wies sie zurück, als er sich über ihre Heimkehr wunderte.

Sie verbrachte fast den ganzen Tag auf ihrem Zimmer droben, packte ihre Sachen aus und kleidete sich an. Das Giftfläschchen stand unbeachtet zwischen ihren Toilettengegenständen. Nein, nein, heut nichts vom Tode. Es war das Leben, dessen Glut sie in sich pochen fühlte. Der berauschende Traum der Liebe löschte das Verlangen nach dem traumlosen Schlummer aus, den sie noch am Tage zuvor herbeigerufen. Ihr Anzug war vollendet. Sie mußte sich gestehen, daß sie schöner, als jemals sei, als sie sich in dem trüben Spiegelglase betrachtete, das sie sich verschafft hatte. Sie trug ein rotbraunes Kleid, das beste, das sie besaß. Es hob ihren zarten Teint noch mehr hervor und kontrastierte in glücklicher Art mit ihrem reichen dunklen Haare, dessen schwere Flechte, durch eine Schleife gehalten, auf ihren Nacken fiel.

Hotel Bristol war eins der stillen, vornehmen Gasthäuser, die in den Vorstädten lagen. Der Weg dahin war weit, aber Noras Erregung hatte sie so frühe hinausgetrieben, daß sie mit Schrecken inne wurde, wie noch mehr, als eine halbe Stunde an der festgesetzten Zeit fehlen müßte, bis sie dorthin käme. Das ging nicht an. Wer weiß, ob Leo dann

schon anwesend war und auf ihn warten wollte sie nicht. Sie entsann sich, daß der Friedhof in der Nähe war, auf dem Frau von Walldorf ruhte und daß sie dort noch eine kurze Zeit verweilen könne, bevor sie weiterging. Es war der 16. April Daß sie dies vergessen hatte — ihrer Pflegemutter Geburtstag, an dem sie sonst einige Blumen auf das Grab zu legen pflegte! Sie kaufte einige Veilchen unterwegs, ihre Versäumnis wieder gut zu machen, und trat in den geweihten Raum.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Frühlingssonne neigte sich zum Untergange; ihr goldener Strahl zitterte über die weißen Marmorkreuze dahin, welche die Gräberstraßen bezeichneten, und spielte auf den ersten Blumen, die liebende Hände auf die noch winterlichen Gräber gelegt hatten. Die Ruhestätte Helenens befand sich an der äußersten Mauer, inmitten einer Reihe reicher und künstlerisch schöner Monumente. Dem einfachen Sinne der Verstorbenen gemäß schmückte sie nur ein großes, weißes Kreuz; kein Todesprunk, wie ihn die anderen aufwiesen.

Nora schritt den wohlbekannten Weg bis zu dem Grabe und legte ihren Veilchenstrauß auf den Epheu nieder, dessen letzte grüne Blätter der Kälte Trotz geboten hatten.

„Liebe, liebe Mama!"

Sie sprach es jedesmal, wenn sie an dieser Stätte weilte, und sie meinte, die Tote drunten müsse es vernehmen, was wie ein Laut der tiefsten Zärtlichkeit, fast unbewußt, von ihren Lippen kam.

Ihr Auge glitt über das Kreuz dahin, dessen goldene Inschrift den Namen der Verstorbenen, ihr Geburts- und Todesjahr zeigte. Darunter standen die Worte: „Selig sind, die reines Herzens sind!"

Das war Frau von Walldorfs Lieblingsspruch gewesen; Nora hatte ihn zuerst von ihr gehört und seine Worte waren ihr unauslöschlich eingeprägt geblieben, vielleicht, weil sich in ihrem Geiste das Wesen derer damit verschmolzen, die ihn einst gesprochen.

Nun hatte sie lange seiner nicht mehr gedacht, den sie hier an dem Grabe der milden Frau wiederfand und sie glaubte plötzlich den Klang der Stimme zu hören, der so lange schon verstummten, nie vergessenen.

„Selig sind, die reines Herzens sind!"

Der Sonne Strahlen streiften die Inschrift des Kreuzes, die goldenen Buchstaben schienen wie in Feuer getaucht, und Noras Blicke ruhten wie verloren darauf; so wie die Worte vor ihr glühten und leuchteten, so auch brannten sie in diesem Momente in ihrer Seele, bis sie nichts mehr zu denken vermochte, als sie allein.

Die Gestalt ihrer Beschützerin erstand vor ihr, die großen, gütigen Augen schauten trauernd zu ihr hin. Wußte sie, wohin ihr Weg sie führen sollte, wenn sie jetzt von hier ging, und würde sie jemals den Mut finden, zu dieser Stätte zurückzukehren? Die toten Augen ließen sie nicht los. Sie vermochte in ihnen stets nur die nämliche Frage zu lesen und sie wußte, daß sie keine Antwort darauf geben könne — ihr, die reinen Herzens aus der Welt geschieden, wie sie durch das Leben gegangen war.

Sie fühlte, daß sie ihre Augen senken müsse vor jenen toten Augen, weil ihr Herz nicht mehr rein war, weil Sehnsucht, Schmerz und Verzweiflung den Gedanken der Sünde in ihr geboren, die noch heute zur That werden sollte.

Die Stunden seit ihrer gestrigen Trennung von Leo waren ihr wie unter dem Zwange eines Willens verflossen, gegen den es keinen Widerstand und kein Auflehnen gab. Sie hatte keine Reue über das gegebene Versprechen empfunden, wie kam es, daß sie jetzt erschauderte — vor ihrem Beginnen, vor sich selbst — daß sie in jäher Angst das Kreuz umklammerte, als müsse es ihr Schutz gewähren vor dem heißen, ungestümen Drange, der sie vorwärtstrieb, sie unempfindlich für die Stimme des Gewissens und für ihr eigenes Verderben gemacht?

Und sie gedachte zum ersten Male Ellens, nicht nur als der Braut des tödlich geliebten Mannes, sondern auch als der Tochter der Frau, die hier schlummerte, und daß Helenens Hand es gewesen, die ihres Kindes Hand in die Leos hatte legen wollen, weil sie den heranwachsenden Knaben wie einen Sohn geliebt. Nun war es Wirklichkeit geworden, was sie gehofft, gewollt. In wenigen Tagen sollten geheiligte Bande sie vereinen, doch zwischen beiden stand eine andere — sie selbst — das Glück entblätternd, das Helenens Tochter winkte.

Auch Leos Leidenschaft erkannte keine Schranke mehr an. Er hatte es ihr zugeflüstert, gestern abend, als sie unter dem Brausen des Zuges an seiner Brust lehnte, und sie hatte es begriffen, weil sie fühlte, daß das, was sie aneinander kettete, stärker war, als menschliche Macht. Er würde auch in dem neuen Verhältnisse nicht von ihr lassen — und sie? Ein Zittern ging durch ihren Körper. Sie sank an dem Kreuze nieder.

„Schütze mich vor mir selbst, Du Heilige da droben; lasse mich nicht Deiner unwert vor Dir stehen, wenn wir einst uns wiederfinden."

Schritte tönten hinter ihr auf dem Kies des Weges; der Totengräber näherte sich ihr.

„Fräulein," sagte er, „der Kirchhof wird geschlossen; wollen Sie nicht nach Hause gehen?"

Nora erhob sich langsam, widerstrebend und wandte sich zum Gehen. Die Sonne war jetzt ganz gesunken, die Dämmerung breitete ihre Flügel über den stillen Platz. Die Ausgangspforte fiel hinter der einsamen Wanderin zu, knarrend drehte sich der Schlüssel unter der Hand des Totengräbers. Nora stand auf der Straße und es war ihr, als sei sie plötzlich von dem Leben losgelöst, das dort in der Ferne geräuschvoll sich abrollte, als gehöre sie bereits in jene Totenstadt, die sie soeben verlassen, auf eine kurze Stunde nur freigegeben.

Sie blickte, wie geistesabwesend, ratlos um sich. Die Straße rechts führte in wenigen Minuten zu dem Hotel Bristol, die andere zurück nach Hause.

Sie fröstelte bei der letzten Vorstellung. Wo war ihr Haus, ihr Heim in der weiten, weiten Wüste der Welt? Dort hinter dem Gitter, unter einem der weißen Steine, die gespenstisch durch das Dunkel schimmerten. Es mußte sich gut darunter ruhen lassen — von keinem irren Traume, keinem brennenden Verlangen mehr gequält. Ihre Arme streckten sich nach der Richtung, wo er war, der ihrer in diesem Augenblicke in fieberischer Ungeduld wartete.

„Lebe wohl, Leo, lebe wohl!"

Und wie eine von bösen Geistern Verfolgte eilte sie hinweg durch unbelebte Straßen der Wohnung ihrer Mutter zu.

* * *

Toni Wegscheid war am anderen Morgen erstaunt, daß ihre junge Freundin sich nicht blicken ließ und daß es in ihrer Kammer, die der ihren gegenüberlag, so still blieb. Sie entschloß sich endlich, bei ihr anzuklopfen und als sie auch hierauf keinen Laut hörte, die Thür aufzudrücken.

Nora lag in ihrem Bett, mit dem Angesicht der Wand zugekehrt. Was war ihr denn geschehen? Sie war doch sonst keine Langschläferin.

Toni ging auf das Bett zu und berührte leise der Schlafenden Schulter.

„Nora, Nora!"

Der Ruf erstarb auf ihren Lippen, die weiße Schulter, auf die sie die Hand gelegt, war eiskalt. Von Entsetzen gepackt, suchte sie den Kopf des Mädchens zu erheben — es konnte ja nicht sein, was sie zu entdecken meinte; — sie lag so friedlich vor ihr, ein Lächeln auf dem schönen, blassen Angesicht — gewiß, sie schlief nur, sie mußte ja sogleich die großen, wunderbaren Augen aufschlagen.

„Nora, wache auf, wache auf," rief Toni, schluchzend vor Angst.

Aber sie erwachte nicht. Sie schlummerte weiter, den traumlosen, tiefen Schlaf, den sie so oft ersehnt, und lächelte — und lächelte.

* * *

Leo hatte am vorhergehenden Abend in steigender Unruhe auf Noras Kommen gewartet. Es war ihm schwer geworden, einen Vorwand zu finden, um diesen Tag nicht in dem Hause seiner Braut beschließen zu müssen. Er hatte ihren Bestürmungen einen Scherz, der Tante mißtrauischen Blicken eine erkünstelte Fassung entgegengesetzt und war endlich enteilt, angeblich, um einige wichtige Bestellungen zu machen.

Nun war es alles vergeblich gewesen! Sie war nicht gekommen. Hatte sie den Mut nicht gefunden, war das Opfer ihrer Liebe ihr zu groß gewesen?

Er zürnte ihr, daß sie es über sich vermocht, ihn so schmerzlich zu enttäuschen. Sein Kopf brannte, alle seine Fibern waren gespannt. Die zitternde Ungeduld, die ihn beherrschte, machte ihn krank — er wagte das Hotel nicht zu verlassen, auch als schon mehr als eine Stunde über die festgesetzte Zeit verflossen war. Sie konnte verhindert worden sein ohne ihre Schuld, sie durfte ihn nicht ganz vergeblich harren lassen, sie mußte ja noch kommen. An der Aufregung, die ihn bei der Gewißheit ergriff, daß sie ihr Versprechen nicht halten würde, empfand er, wie fest er sich an die Hoffnung dieses Wiedersehens geklammert hatte.

Es war spät in der Nacht, als er sein Lager suchte, auf dem er schlaflos den Morgen heranwachte, um unerquickt, herabgestimmt wieder aufzustehen, mit Grauen an die mannigfachen Pflichten denkend, die der heutige Tag ihm brachte und die ihm schal und widerwärtig dünkten, weil sie mit ihr nichts zu thun hatten.

Er wäre zu ihr geeilt, wenn es nur möglich gewesen wäre; sein Groll ging in der Sehnsucht nach ihr unter. Aber er hatte heute und die folgenden Tage keine freie Viertelstunde mehr für sich, und vielleicht wollte Nora auch ihre Beziehungen abgeschnitten haben. Vielleicht reute sie das Wort schon wieder, das sie in dem Rausche der Stunde, unter seinem ungestümen Drängen gegeben hatte.

Er gab sich Mühe, ihrer nicht zu gedenken, es gelang ihm schlecht. Er hatte das Gefühl, ein wenig liebenswürdiger Bräutigam zu sein; zum Glück für ihn war Ellen zu sehr von sich selbst erfüllt, um es zu bemerken. Sie hatten auch kaum Zeit für einander übrig. Einige notwendige Besuche mußten gemacht werden, die Braut verlangte sein Urteil über die gewählten Gegenstände zur Einrichtung des zukünftigen Hausstandes, dann kam der glänzend arrangierte Polterabend, für ihn ein unleidliches Fest, dem er vergebens entgegengearbeitet hatte. Er haßte diese thörichten Maskeraden, die in einer Verherrlichung des Brautpaares gipfelten, diese oft taktlosen Scherze, diese unzarten Anspielungen.

Aber Ellen freute sich darauf wie ein Kind und er hatte nachgegeben. Mit sehr gemischten Empfindungen saß er an dem festlichen Abende, endlos ihm dünkende Stunden neben seiner Braut und hörte in Geduld die sinnlosen Dichtungen an, mit welchen die Freundinnen seiner Verlobten und seine Kameraden das zu vermählende Paar feierten.

Es schien ihm, als wolle man ihn geradezu auf die Folter spannen, indem man ihm das Glück anpries, das er in seiner bitteren Stimmung so weit entfernt war zu würdigen. Nun ja, die anderen konnten das nicht wissen. Was fehlte auch in ihren Augen diesem Paar zu seinem vollkommenen Glücke? Sie, die beide auf den Höhen des Lebens standen, jung, schön, reich, gefeiert und beneidet von allen, die sie kannten.

Das Schlimme im Leben geht zu Ende, wie das Gute auch, wenn es uns auch stets länger vorkommt, als das letztere. Auch der Polterabend ging zu Ende, die Gäste entfernten sich. Leo blieb bis zuletzt und Ellen hing bei dem Abschiede lange an seinem Halse. War es doch heute der letzte Tag vor jenem bedeutungsvollen, der sie ganz ihm zu eigen gab.

„Auf morgen!" flüsterte sie bewegt. „Auf morgen!"

Das Wort bereitete ihm Pein; auch er hatte

es unlängst gesprochen, zu einer anderen, die sein Herz wie seine Gedanken erfüllte, aber jenes „morgen" war nicht gekommen, in der Gestalt nicht, die seine geheime Hoffnung ihm gegeben hatte.

Die standesamtliche Trauung des verlobten Paares sollte am nächsten Tage um elf Uhr stattfinden und die kirchliche Ceremonie sich unmittelbar darauf anschließen. Leo fuhr eine Viertelstunde vor der Zeit von seinem Hotel fort, um seinen Vater abzuholen, der als Zeuge auf dem Standesamte mit zwei Verwandten der Braut zugegen sein sollte. Der junge Bräutigam erinnerte sich, daß ihm der Gärtner das Bouquet für Ellen noch nicht geschickt habe, welches er ihr überbringen wollte. So mußte er den Umweg noch zu ihm machen, es selbst mitzunehmen. Es war unerhört vergeßlich, daß der Gärtner seiner Pflicht nicht besser nachgekommen war.

Sein Blumenlieferant wohnte in der Georgenstraße. Er rief dem Kutscher die Weisung zu und die Pferde jagten davon. Das Bouquet war zu seiner Genugthuung eben fertig geworden. Er bezahlte es hastig und eilte zu seinem Wagen zurück; es war keine Minute mehr zu verlieren. An der Biegung der Straße hätte es fast noch eine Zögerung gegeben. Zwei Personen wollten über den Fahrdamm, als der Wagen einbog. Der Kutscher mußte rasch die Pferde parieren, um einen Unfall zu verhüten, die Equipage hielt einen Moment; Leo beugte sich heraus.

„Was giebt es? Sie haben doch niemand verletzt?"

„Nein, gar nicht," beruhigte der Kutscher, „die beiden hätten rechtzeitig aus dem Wege gehen können."

Leo warf einen Blick nach den bezeichneten Personen — eine Frau und ein Jüngling in Trauerkleidern, die, Kränze in den Händen, sich wohl zu einem Begräbnisse begaben.

Aber was war denn das? Diese Frau dort, der junge Bursche — er kannte sie beide — es war Noras Mutter, ihr Bruder — wen hatten sie verloren? Wem galt ihre Trauer?

Er wollte hinaus, sie befragen — es ging nicht mehr an, er mußte zu seiner Trauung und durfte nicht einmal der entsetzlichen Ahnung Raum geben, die ihn bei dem Anblicke jener beiden Personen durchzuckte, in ihrer vernichtenden Grausamkeit ihn zu zerschmettern drohte.

„Leo, wie siehst Du aus? Ist Dir etwas zugestoßen?" redete ihn sein Vater an, der schon auf ihn gewartet hatte und nun schnell in den Wagen zu ihm stieg.

„Nein, es ist nichts. Ich glaube, ich hatte eine Vision," brachte der junge Bräutigam hervor. „Sage mir nur eins. Hast Du in den letzten Tagen irgend etwas über — Nora gehört?"

„Nicht das Geringste. Wie vermagst Du jetzt an sie zu denken?" war die Antwort. „Sie ist wohl aufgehoben."

„Was verstehst Du darunter?" fuhr Leo empor.

„Ich meine natürlich, daß es ihr in Althof ganz gut geht, daß sie zufrieden ist."

Leo sprach nicht weiter. Er ließ das Fenster herunter. „Luft, Luft," murmelte er.

Sie hielten vor dem Hause der Gräfin. Leo ging Ellen abzuholen und seine Blumen zu überreichen. Er vergaß, sie dabei zu küssen und bemerkte auch nicht, welch eine liebliche Braut sie war. Vor seines Geistes Auge schwebten beständig zwei trauernde Gestalten, die er nicht hatte fragen können, zu wessen Grabe sie gingen, und warum Nora nicht bei ihnen war.

Die Ceremonie auf dem Standesamte war rasch geendet; er hatte zerstreut und unruhig, wie kaum je eine der bei einem solchen Akte beteiligten Hauptpersonen, ihr beigewohnt. Nun folgte noch die Trauung in der Kirche und das gefürchtete Hochzeitsdiner. Abends halb acht ging der Zug ab, der die Neuvermählten nach Italien führen sollte.

Leo sagte sich, daß er nicht abreisen könne, ohne seine quälenden Zweifel gelöst zu sehen. Gegen sechs Uhr wollte er in die Wohnung seines Vaters sich begeben, dort sich umzukleiden. Bei dieser Gelegenheit konnte er den Umweg nach der Gartenstraße machen.

Es fiel niemand auf, daß er ungewöhnlich bleich und still war. Man kannte ihn schon seit einiger Zeit als ernst und zurückhaltend. Das Fest nahm trotzdem den heitersten Verlauf, die Tafel wurde für die Gäste viel zu früh aufgehoben, nur für Leo nicht, der zuweilen ungeduldige Blicke auf die Uhr warf.

Ellen gewahrte es. Sie schrieb es anderen Ursachen zu und meinte, daß er den Moment der Abreise herbeiwünsche. Auch sie fühlte sich von den anstrengenden letzten Tagen angegriffen.

„Bist Du denn ein wenig glücklich?" fragte sie ihn leise, als er sich von ihr verabschiedete, um auch ihr Zeit zu lassen, sich zur Reise bereit zu machen.

Die Lüge wollte nicht über seine Lippen, mit der er der Frage antworten mußte und dennoch — er mußte ihr etwas Freundliches sagen, um die bräutliche Frau nicht auf das tiefste zu kränken. Als er die Treppe hinabging, um in seinen Wagen zu steigen, hatte er ein Empfinden, als ob er sich selbst verachten müsse, um der Heuchlerrolle willen, die man ihm aufgezwungen.

Der Wagen wartete auf ihn, während er in atemloser Eile seine Kleidung wechselte. Er gab seinem Diener den Befehl, seine Sachen zu packen und auf den Bahnhof zu schaffen.

„Ich treffe Dich dort," fügte er hinzu, „jetzt habe ich noch einen wichtigen Gang zu machen."

Dem Kutscher bezeichnete er eine Straßenecke, an der er halten sollte, bis er wiederkäme. Um keine Aufmerksamkeit zu erregen, wollte er die wenigen Schritte bis zu Noras Wohnung zu Fuße gehen.

Der Laden war geschlossen, er sah es schon von ferne — barmherziger Gott, so war es dennoch wahr? Geschäfte pflegte man doch nur zu schließen, wenn von der Familie jemand gestorben war und Mutter und Bruder lebten ja; er hatte sie vor wenigen Stunden gesehen.

Er wußte nicht, wie er in das Haus gekommen. Es fiel ihm ein, daß im vierten Stocke die alte Stickerin, Toni Wegscheid, wohnte, die Nora ihm

als ihre Freundin genannt hatte. Zu ihr wollte er, sie mußte ihm Auskunft geben.

Toni Wegscheid erschrak, als er, ohne anzuklopfen, in ihr Zimmer drang; sie sah ihm an, weshalb er gekommen sei.

Auch er bedurfte keiner Bestätigung mehr. „Fräulein Wegscheid,“ sprach er mit eigentümlich rauher Stimme, „wo ist Nora?“

„Wir haben sie heut nachmittag begraben,“ erwiderte die Stickerin kaum hörbar.

Seine Hand griff nach der Lehne des nächsten Stuhles. „Wie ging es zu? Sie starb freiwillig, leugnen Sie es nicht.“

„Wer sagte Ihnen das?“

„Niemand. Ich fühle, daß es so sein mußte.“

Toni hatte sich etwas gefaßt. „Sie konnte schon lange das Leben nicht mehr tragen,“ sprach sie. „Es war ihr auch zu hart begegnet. Ja, wäre sie bei jener gütigen Dame geblieben, die sie erziehen ließ! Aber so wieder in das Haus zurückkommen, in das sie nicht mehr paßte, war schon schwer genug für sie. Und als dann ihr Bruder die dummen Streiche machte und sie in ihrer Not zu Ihnen lief und sie nachher vor allen Menschen als so etwas wie eine Dirne erschien, da habe ich immer die Furcht gehabt, sie würde noch einmal ein traurig Ende nehmen.“

„Ich meinte es ehrlich mit ihr,“ murmelte Leo. „Ich konnte ihr mein Wort nicht halten und mußte sie zu Grunde gehen lassen.“

„Sie hat auch immer noch an Ihnen gehangen,“ sagte Toni, „aber die unverdiente Schande drückte sie nieder und wenn sie die Trennung von Ihnen überstanden hätte, das andere war zu viel für sie. Als es dann bei Meghems wieder der Grund war, daß man sie entließ, da kam sie zurück wie verwandelt. Und da war es aus.“

„Sie wurde bei Meghems entlassen, weil man sie für meine Geliebte hielt?“ rief Leo verstört.

„Sie erzählte, daß ihrer Herrschaft jemand von hier geschrieben haben müsse, und das mag ihr den letzten Stoß gegeben haben. Ich sah sie nie, wie an dem Abend, als sie wiederkam. Ich dachte damals, wenn sie Ihnen jetzt in den Weg tritt, dann geschieht ein Unglück, so war sie voll Verzweiflung und bitteren Wehes. Da kommt es dann schon vor, daß man etwas begehen möchte, was einen doch nachher gereut und sie war eine stolze, reine Seele, die niemals darüber hinweggekommen wäre, wenn sie sich wirklich etwas vorzuwerfen gehabt hätte.“

Sie sah ihn so seltsam an bei den letzten Worten; er drückte die Hand gegen die Augen.

„Sie sprachen Nora nicht mehr, bevor —“ er vollendete nicht.

„Nein, sie ging mir am letzten Tage aus dem Wege, vielleicht, weil sie etwas vorhatte, wovon ich ihr abgeraten hätte. Ich sah sie fortgehen am Nachmittage. Sie hatte sich besser angezogen, als gewöhnlich, aber da sie am Abend nicht mehr zu mir kam, meinte ich, sie wolle allein bleiben. Und am anderen Morgen, als ich sie wecken ging, war sie tot. Sie hatte Morphium genommen, so sagte der Doktor, den wir riefen.“

Toni erhob sich und schritt zu ihrer Kommode, aus der sie ein zusammengefaltetes Blatt Papier entnahm.

„Es war gut, daß ich die erste war, die zu ihr kam,“ sprach sie weiter. „Das lag auf dem Tische neben ihr. Es ist für Sie. Ich hob es auf, weil ich glaubte, ich würde es Ihnen später einmal geben können. Hätte freilich nicht gedacht, daß es heute schon sein sollte.“

Das Briefblatt war nicht geschlossen, die Zeilen mit Bleistift niedergeworfen. Der Schreiberin hatte wohl alles nötige Material gefehlt, als sie diese Worte an ihn richtete. So mußte Toni den Inhalt gelesen haben, und er hatte ihr Aufschluß über des Mädchens That gegeben.

„Lebe wohl, Leo,“ so schrieb Nora, „und verzeih mir, daß ich Dir mein Versprechen nicht hielt, nicht zu Dir kam, wie Du es wünschtest und wie auch ich es wollte.

Es giebt eine Liebe, die der Tod nur löscht, und mit einer solchen habe ich Dich geliebt. Wenn ich den Weg zu Ende gegangen wäre, auf dem ich vorhin umkehrte, es wäre für uns beide ja doch kein Loslassen mehr gewesen. Wir hätten uns wiedergefunden in Sünden und in Verrat gegen die, der Du in kurzem angehören sollst — da ist es besser, ich flüchte mich vor meiner Sehnsucht nach Dir in das Grab.

Ich fühle, daß ich keine Kraft zum Kämpfen mehr übrig habe, daß ich nur noch unterliegen kann. So will ich denn den Rest meiner Kraft noch sammeln, den dunklen Weg in die ferne Ewigkeit zu finden.

Sei Ellen ein getreuer Gatte. Du wirst sie vielleicht lieben lernen, da ich nicht mehr zwischen Dir und ihr stehe, und wenn Du mein gedenkst, so möge es mit der Überzeugung sein, daß mein letzter Hauch auf Erden Dir dankte für das Glück, welches Du mir gegeben.“

* * *

Er hatte bis zu Ende gelesen. Toni war an das Fenster getreten, um ihm die rinnenden Thränen zu verbergen. Jetzt hörte sie ihren Namen rufen und wandte sich um.

„Sie haben sie lieb gehabt?“ sprach Leo langsam.

„Ja, sehr, sehr lieb!“

„So wird meine Bitte Sie nicht in Erstaunen setzen; sorgen Sie für ihr Grab. Es ist mir ein wohlthuender Gedanke, daß jemand zu ihr geht, der sie ganz verstanden hat.“

„Ich verspreche es.“

Er drückte ihr stumm die Hand; dann ging er.

Unten an dem vereinbarten Platze stand der Wagen.

„Nach dem Bahnhofe, Herr Baron?“ fragte der Kutscher.

Leo zuckte, wie von einem Schlage getroffen.

„Nein, nach Hause zurück!“

Der Kutscher warf einen erstaunten Blick auf seinen Fahrgast, dann schüttelte er den Kopf.

„Hätte ich die Hochzeit nicht mit eigenen Augen

angesehen," sprach er vor sich hin, „den hielte ich nicht für einen Bräutigam."

Am anderen Tage las man in den Abendzeitungen folgende Mitteilung:

„Unsere Stadt ist durch ein tragisches Ereignis in hohe Aufregung versetzt worden. Gestern erschoß sich in seiner väterlichen Wohnung der Lieutenant Leo von Rochus in dem Augenblicke, als er mit seiner neuvermählten Gattin die Hochzeitsreise nach Italien anzutreten im Begriff war. Motive zu der unseligen That sind unbekannt."

* * *

Es war, wie die Blätter berichteten. Baron Rochus hatte, von der Hochzeitsfeier heimkehrend, seinen Sohn entseelt auf dem Sofa gefunden, den Revolver noch in der erstarrten Hand, mit dem er sich den Tod gegeben. Eine Photographie lag neben ihm, ein kaum dem Kindesalter entwachsenes Mädchen mit dunklem Haar und großen schwermütigen Augen darstellend. Es war das einzige Bild, das er von Nora besessen. Er hatte die Bitte darauf geschrieben, es ihm mit in den Sarg zu geben.

* * *

Ellen erfuhr nicht, was ihn in den Tod getrieben. Man sagte ihr, daß er in einem Anfalle von Geistesverwirrung Hand an sich gelegt habe. Sie war anfangs fassungslos in ihrem Schmerze, aber, wie Leo es einst von ihr behauptet hatte, sie war keine Natur, um untröstlich zu bleiben, selbst wenn nicht ihr gesamter Freundes- und Bekanntenkreis es auf sich genommen hätte, sie zu trösten.

Sie trat nach einem Jahre als jungfräuliche Witwe in die Gesellschaft zurück, interessant durch ihr Schicksal, umschwärmt von allen Männern und gefeierter als je. Der Rasen auf dem Grabe Leos trug noch nicht zum zweiten Male sein Grün, als sie ihre Hand dem Grafen Harrach reichte.

Baron Rochus überlebte seinen Sohn nicht lange. Das Opfer Leos hätte ihn in den Stand gesetzt, seinen verschwenderischen Gewohnheiten nach wie vor treu zu bleiben, da Ellen großmütig ihm den Erbanteil an Helenenhof überließ, doch ihm schien mit dem Schlage, der ihm den Sohn geraubt hatte, die Fähigkeit des Genießens erstorben. Er begnügte sich mit der geringen Rente, die ihm aus dem Schiffbruche seines Vermögens geblieben und zog sich gänzlich von der Welt und seinen früheren Freunden zurück.

Wenn er in seinem letzten Siechtum sich auf den Kirchhof führen ließ, wo sein Sohn ruhte, traf er an dem Grabe häufig mit einer alten, ihm fremden Frau zusammen, die ein Grab in der Nähe zu schmücken pflegte, das auch er kannte. Von den Blumen, die sie darauf legte, behielt sie stets eine besonders schöne zurück, um sie zu dem Hügel Leos zu bringen, und es war ihm dann, als ob er diesem Liebesdienste danken müsse, wie er nie in seinem vergangenen Leben jemand gedankt habe.

Ende.

Odemissen.

Roman

von

W. Oesterhaus.

(Fortsetzung.)

An einem Sonnabend wurde der selten gebrauchte gutsherrliche Reisewagen wieder einmal aus dem Schuppen gezogen, und kurz nach Tagesanbruch fuhr er mit Frau Rat Helloh der Stadt zu. Gerade wie vor langen Jahren ritt der Hauptmann wieder neben dem Schlage. So vertrauensvoll sah die Frau nicht zu ihrem Bruder auf, wie damals, wo sie in ihm ihren Helfer aus tiefster Not, ihren Retter erblickte. Gewöhnlich guckte sie nicht an seiner, nein, an der anderen Seite zum Fenster hinaus.

Das Leben und Treiben der Landleute draußen auf der Landstraße wie auf dem Felde erregte selten ihre Aufmerksamkeit. Ihr Blick war ja der Erde ab- und ewigen Dingen zugewandt. Die Betrachtungen, welche sie anstellte, bezogen sich zumeist auf den wichtigen Schritt, den ihr Karl thun sollte, auf dessen Eintritt als selbständiges Glied in die christliche Kirche.

Der Hauptmann klopfte mit der Reitgerte ans Fenster und wies in die Ferne. Mathilde sah zum Wagen hinaus. Die Turmspitzen von Salburg zeigten sich. Sie zog den Kopf zurück und verhüllte ihr Gesicht. Leise schluchzte sie. Nach geraumer Zeit trocknete sie ihre Augen. Niemand sollte es ihr ansehen, daß sie geweint hatte.

Eine halbe Stunde vor der Stadt hielt der Knecht an. Ein schlanker Junge gab Adolf die Hand. Dann öffnete er die Wagenthür und sprang rasch hinein. Stürmisch fiel er an der Rätin Brust. Wieder weinte die Frau, diesmal aber waren es Freudenthränen, die sie vergoß. Wie hübsch Karl geworden war! Wie sein Auge glänzte! Viel hatte er zu erzählen; aber wovon redete er? Nur weltliche Dinge waren es, von denen er zu berichten wußte. Die Frau rückte unruhig von der einen Seite zur andern. Dann sah sie ihren Liebling voll, treuherzig an und fragte feierlich: „Aber, mein Lieber, bist Du auch auf den morgenden wichtigen Tag hinreichend vorbereitet?" Wie freute der Junge sich, berichten zu können, er sei der erste der Knaben.

„Denk Dir," fügte er hinzu, „Bertha ist die oberste unter den Mädchen! Ist die gescheit! Die hat Verstand! Die hat Gedächtnis! Nie bleibt sie die Antwort auf eine Frage schuldig! Sie beschämt uns alle miteinander. Emma wurde schon vor einem Jahre konfirmiert, weil sie sonst zu groß geworden wäre, wie man sagt." — „Emma, Bertha?" fragte Mathilde. „Ja! Bertha vom Meierhofe! Zwei Odemissen sind die obersten!" — „Ha!" fuhr sie auf, „die?" und sah Karl fragend an. „Du kennst sie doch nicht?" — Hell lachte der Junge auf: „Wir sollten uns nicht kennen? Weshalb nicht? Sie ist so anständig, so gescheit! Herzenstantchen sieh!" — Hier lachte er schelmisch — „Wir dürfen nur verstohlen miteinander reden, sonst neckt man uns." Die Rätin warf ihre Augen unruhig hin und her, rückte nach links, rückte nach rechts. „Karl, mein Karl!" rief sie aus, „so sprichst Du am Vorabend des wichtigsten Tages Deines Lebens? Karl, mein Karl! hast Du Dein Herz und Deinen Sinn auch dem Herrn zugerichtet?" Groß, betroffen sah er sie an. Die Worte verstand er nicht. „Ich muß für Dich beten," seufzte sie, „daß der Geist der Ewigen die Wolken verscheucht, die Deiner Seele die Strahlen des himmlischen Lichtes verhüllen." Sie schwieg; denn die Räder stießen auf dem holprigen Pflaster der Straße. Wie fremd sahen sie alle die Häuser an! Nur hier und da kam ihr ein menschliches Gesicht bekannt vor. Als die drei im Gasthof abstiegen, verlangte Mathilde sofort ein besonderes Zimmer, wohin sie sich mit Karl begab, während sich der Hauptmann mit Gästen in der Schenkstube unterhielt. Dieses würde sie verletzt haben, wäre ihr dadurch nicht Gelegenheit geboten, sich mit dem künftigen Herrn auf Odemissen in ein Gespräch über geistliche Dinge zu vertiefen. Sie hörte wohl, daß er mit den wichtigsten Stücken aus beiden Testamenten vertraut war. Er kannte manch hübschen Bibelvers; als sie ihn aber fragte, worin er sein ewiges Heil suche, antwortete er: „Liebe Gott und halte seine Gebote." — „Armes Kind," klagte sie, „das soll Dich beglücken? Solch ein Glaube kann Dich nur ewigem Verderben zuführen. Nein, mein Sohn, mit all Deinen armseligen guten Werken kannst Du nur zur Hölle fahren." — „Tante! laß mich!" rief Karl erschreckt und wollte hinausgehen; sie aber hielt ihn bei der Hand und fuhr milder fort: „Menschenkind, Menschenkind! Was vermag all Dein bißchen Tugend? Sie kann Dein sündhaftes Wesen nicht heilen, kann Deine Sünden nimmer tilgen. Allein die ewige Barmherzigkeit, die das größte Wunder allumfassender Liebe auf Golgatha geschehen ließ, vollbringt es, Deine Seele weiß zu waschen und ewiger Seligkeit gewiß und würdig zu machen. Lern Dein eigen Verdienst verachten. Erkenne die Verderbnis Deiner Natur! Glaube und werde ein wahres Kind Deines himmlischen Vaters!"

Karl verstand nicht ganz, was ihm jetzt eingeprägt werden sollte. Ihm war in der Schule, in der Kinderlehre viel von Gottes Güte, Allmacht, Gerechtigkeit, von seiner Liebe erzählt. Ihm war Jesus, der gottähnlichste aller Menschen, als einer ihrer größten Wohlthäter, als das vollendete Vorbild aller dahingestellt. Für alles Schöne und Erhabene, für alles Gute hatten ihn seine Lehren begeistert. Jede Tugend hatte sein Herz entflammt, und nun sollte, was ihm lieb und teuer geworden war, nichtig sein? Alles, was seine Seele erfüllt hatte, sollte hinsinken vor blindem Glauben und Annehmen unverdienter Gnade? Unendliche Wehmut ergriff ihn. Schon wollte er sich zur Thür hinausdrücken, als er auf der Treppe des Oheims Fußtritte hörte. Dieser trat ein und bat die Schwester, sich zu einem Rundgange um die Stadt während der Dämmerstunde bereit zu machen. Es werde ihr ja doch hier im fremden Hause zu enge. Mathilde nickte und war schneller als sonst zum Ausgehen bereit, hieß Karl, sich fleißig durch Beten und Bibellesen auf den morgenden Tag vorbereiten. Dann nahm sie des Bruders Arm.

Sie durchschritt, von ihm geleitet, die bekannten Straßen. Hier und da grüßte ein Vorübergehender den Hauptmann. Seine Schwester wurde nur von einem alten weißhaarigen Mütterchen, ihrer früheren Wäscherin, erkannt. Diese mußte ihre frühere Arbeitgeberin erwartet haben, kam auf sie zugestöckert und rief: „O, Frau Rätinne! Frau Rätinne! Sie hätten hierbleiben gekonnt. Sie hätten hier auch zu leben gehatt. Hier is es doch schöner, als auf so'n alten Bauerndorfe! O, wie freue ich mir, daß ich Ihnen nochmal wiedersehe. Ich hatte 'r schont nich mehr an geglaubt." — — Sie wollte noch weiter reden; aber Adolf drückte ihr ein Geldstück in die Hand und winkte, sich zu entfernen.

Am Stadtthore wollte der Hauptmann die Landstraße geradeausschreiten; die Schwester aber zog ihn zur Seite, dem Walle zu. So sehr sie sonst sein Wettern und Toben, sein gottloses Wesen, wie sie sagte, abgestoßen hatte, ebensosehr empfand sie in diesem Augenblicke das Wohlthuende seiner Nähe. Sie zog ihn fast den Stadtgraben entlang bis dahin, wo derselbe die bekannte Biegung macht. Hier war die verhängnisvolle Stelle! Hier mußte er sich über die Brüstung hinabgestürzt haben. Sie lehnte sich auf dieselbe und starrte weinend hinab in die trübe Flut; dann stemmte sie die Ellbogen auf die Steine und faltete die Hände, zum Himmel aufsehend. Der Bruder sah sie tiefgerührt an, es wurde ihm weich ums Herz. Zum ersten Male überkam ihn das Gefühl, als müsse die Betende in ihrem felsenfesten Glauben doch wohl einen köstlichen Schatz haben.

„Herr Gott, allgütiger, Dank sei Dir, daß Du mich gestärkt hast. Dank sei Deiner großen Barmherzigkeit, Allgnädiger! Amen!" Diese letzten Worte sprach sie halblaut. Noch einmal sah sie weinend in die Tiefe hinab. Dann nahm sie den Arm Adolfs, der ihr zum ersten Male seit seinen Kinderjahren einen Kuß auf die Stirn drückte.

Stützte sie sich auch fest auf ihn, so führte sie ihn doch mit leisem Druck dem Friedhofe zu. Es war dunkler geworden; aber über die Dunstmassen, die im Thale lagerten, stieg die freundlich blickende Sichel des erneuten Mondes empor. Still und friedlich lag der Gottesacker da. Leichte Nebelstreifen huschten zwischen den Grabkreuzen und Ziersträuchern

hin, als ob Geister der Entschlafenen ihren Ruhestätten entstiegen, um zwischen Himmel und Erde zu schweben. Dies und jenes Grabdenkmal kannte sie noch aus früheren Tagen; aber viele Leichensteine waren eingesunken, viele umgefallen, viele hölzerne Kreuze ein Opfer des Moders geworden. „Wo?" fragte die Witwe leise.

Der Hauptmann mußte sich besinnen. Es waren peinvolle Augenblicke für ihn. Da fiel es ihm ein, daß er an jenem trüben Morgen links neben einer hohen Spitzsäule gestanden habe, das Gesicht dem offenen Grabe Hellohs zugewandt. Dahin geleitete er die, deren alte Wunden so weit aufgebrochen waren. Vor einem schlichten hohen Leichensteine, welcher als Aufschrift nur Namen und Stand des Schläfers enthielt, blieb er stehen. Gestrüpp und hohes Kirchhofsgras wucherten hier üppig; aber zwischen alledem hatte sich ein Epheureis emporgewunden. Es hatte den Denkstein erreicht, war an ihm hinaufgewachsen. Fest hielt es ihn umklammert; ein Zweig ragte über seine Spitze hinaus, im linden Abendwinde leise schwankend, als wolle er zum Himmel hinzeigen, wo der thront, dessen Gnade größer ist, als aller Menschen Fehlen und Vergehen.

Mathilde sank in die Kniee; ihr Bruder aber hob, still zur Seite stehend, den Hut ab. Nach einer langen Frist erhob sie sich, nahm wieder des Hauptmanns Arm. Fest lehnte sie sich an ihn. Es war ihr, als flüstere ihr eine Stimme zu: „Den halt fest, in dem wohnt trotz aller seiner Rauheit der Geist Gottes reiner und lebendiger, als in vielen, die das Wort des Herrn auf den Lippen tragen, während ihre Herzen kalt und leer sind."

Behrenstein fühlte den leisen Druck, mit welchem sie ihn in jene Straße leitete, neben der sie vorhin hergeführt war. Sie mußte hinein. Vor dem Hause blieb sie stehen, in welchem sie so manche frohe Stunde erlebt, in welchem sich so unendlich viel Leid über ihr Haupt ergossen hatte. Droben in ihrem früheren Zimmer sah sie Licht anzünden. Es wurde laut gesprochen. Helle Kinderstimmen jauchzten auf. Bitterlich fing das arme Weib an zu weinen. Jetzt ward es ihr, als durchdringe ein zweischneidig Schwert ihr Herz. Sie zog den treuen Gefährten mit sich, dem Gasthofe zu. Sie ließ es geschehen, daß er sich wieder ins Gastzimmer begab, während sie selbst hinaufging, in Bibel und Gesangbuch zu lesen.

Als am Sonntagmorgen die Glocken zur Kirche läuteten, schritt Frau Rat Helloh an ihrers Bruders Seite dem Gotteshause zu. Beide hatten sich auf die heilige Handlung nach ihrer Meinung wohlvorbereitet, sie durch Beten und Psalmenlesen, er durch ein gutes Frühstück und ein Glas Madeira. Mathilde war um einen Platz keineswegs verlegen. Sie hatte ihren gesperrten Sitz noch nicht aufgegeben, den Schlüssel zog sie aus der Tasche und schloß auf.

Eine schon im Stuhle sitzende ältere Frau erkannte sie, stand auf und gab ihr die Hand. Die Rätin erwiderte den Druck nicht ohne Beklemmung. Gehörte der erste Gruß im Gotteshause nicht dem Herrn desselben? Sie setzte sich, sah vor sich nieder und faltete die Hände. So betete sie noch als Orgelklang die hohen Hallen durchbrauste, und erst, als die Gemeinde singend einfiel, erhob auch sie ihr Haupt. Sie saß dem Gottestische gegenüber, um ihn her standen die jugendlichen Seelen, welche heute bereit waren, ihren Taufbund zu erneuern. Rechts vor dem Stuhle des Geistlichen Karl, als erster der Knaben, links neben demselben eine schlanke Mädchengestalt mit hochgewölbter Stirn, blondem, lockigem Haar, scharfgeschwungenen Augenbrauen, langen Wimpern und blauen, lebensvollen Augen, halb Kind, halb Jungfrau. Die sah nicht aus wie eines Bauern Tochter, nein, wie eines vornehmen Mannes Kind, und doch war sie es, Bertha Odemissen! Einige ihrer Züge erinnerten an den Vater, so Stirn und Brauen, andere an die lang entschlafene Mutter. Das war ein weiblicher Sproß des Werwolfsgeschlechtes! Mathilde klangen plötzlich die Worte des Neffen in den Ohren, mit welchem dieser der Nachbarstochter Erwähnung that. Ein banges Zittern durchrieselte Frau Helloh.

Die Erscheinung drüben hielt den Sinn der Frommen lange von der Andacht abgelenkt. Ihr Blick glitt durch die Kirche. An der anderen Seite saß neben Frau Westermann die Haushälterin vom Meierhofe, neben dieser Emma. Hinten am Pfeiler sah sie Kord Odemissen, der jetzt auf dem väterlichen Hofe die geringsten landwirtschaftlichen Arbeiten wie jeder Knecht besorgen mußte. Welch ein Abstand zwischen ihm und seiner Schwester!

Die gottergebene Frau verdroß es, daß der Erbe des Rittergutes hier neben des Meiers Tochter stehen mußte, dies benahm ihr die Andacht. Von der Ansprache des Geistlichen an die ihm Anvertrauten vernahm sie nichts. Ihre Gedanken flogen her und hin. Aufmerksam wurde sie erst, als Karl vortreten und im Namen der Knaben das allgemeine christliche Glaubensbekenntnis bekennen mußte. Seine Haltung war etwas unruhig, die Stimme klang ein wenig unsicher, die Sprache hastig.

Bertha Odemissen durfte im Namen der Mädchen dasselbe thun: Wie gar anders verhielt sie sich hierbei! Hochaufgerichtet, die ausdrucksvollen Augen niedergeschlagen, sprach sie langsam, klangvoll. Jedes Wort schien mit voller Überlegung gesprochen zu sein. Durch den ganzen Vortrag klang etwas hindurch, als wenn sie sagen wollte: „das ist unser heiliger Glaube, das glaube auch ich." Dieser Eindruck hielt Frau Mathilde für die übrige Zeit des Gottesdienstes gefangen, sie konnte ihn nicht überwinden. Auch dem Bruder, dem Hauptmanne, war, wie er nachmittags gestand, das Nachbarskind sehr aufgefallen.

Bei dem Grimm gegen den Großbauern und seine Sippe war es ihm geradezu widerwärtig, daß er eben die Odemissen an jenem Platze stehen sehen, daß sie seinem Mündel, dem Rechtsnachfolger eines alten Adelsgeschlechtes, ebenbürtig erscheinen mußte. Er machte schon bei Tisch seinem Unmute hierüber Luft; wogegen die Schwester seine üble Stimmung an solch heiligem Tage zu verscheuchen suchte.

Als sie einen geeigneten Augenblick gekommen glaubte, rückte sie so nach und nach mit der Bitte heraus, ihren Karl während des Schulurlaubes bei

sich in Odemissen haben zu dürfen. Der Hauptmann, der eben ein bißchen auf- und abgegangen war, blieb kerzengerade vor ihr stehen, mit seinen Blicken ihre Augen festhaltend. Sie verstand recht wohl, was er sagen wollte. Jeder unangenehmen Erörterung ausweichend, begann sie: „In Deinem Blicke liegt eine Frage, die ich Dir sogleich beantworten will. Da ich Karl sonst nicht um mich haben würde, werde ich mich, wenn auch schweren Herzens, dessen enthalten, mit ihm über Glaubenssachen zu reden. Wohl wird es mir hart, dies Wort herauszupressen; doch, mein Herz verlangt zu stürmisch nach dem Knaben."

Adolf nickte, fest sah er sie an, ihr die Hand reichend, die sie mit ungewöhnlicher Wärme drückte. Dann sagte er: „Gut, ich halte Dich beim Wort. Dein Wunsch sei erfüllt."

Am Nachmittage rollte der Gutswagen, dem das Reitpferd angebunden folgte, mit drei Insassen zum Thore hinaus.

Mathildens Augen zeigten einen tiefen Ausdruck. Zu allem sah sie hin, als wolle sie noch einmal einen bleibenden Eindruck von der Stadt mitnehmen, in welcher sie höchstes Glück, tiefstes Leid erlebt hatte.

„Gott sei Dank, daß das Nest hinter uns liegt," jauchzte Karl, welcher auf dem Rücksitze saß, als sich links und rechts am Wege Gartenhecken zeigten.

Die Rätin bog den Kopf zum Schlage hinaus. Sie mußte zurücksehen. Auf der Höhe, wo die Aussicht den letzten Blick auf Salburg gestattet, bat sie den Bruder, halten zu lassen. Unverwandt sah sie hinüber, Thräne um Thräne taute aus ihrem Auge hervor. Dann drückte sie sich fest in des Wagens Ecke, verhüllte ihr Gesicht mit dem weißen Taschentuche und weiter ging's.

Sie schluchzte nicht laut, man hörte nichts; aber ein leises Zucken der Arme, ein ruckweises Emporschnellen der Schultern machte sich ab und zu bemerklich. Niemand sagte ein Wort. Auch dann, als sie die Thränen längst getrocknet hatte und anscheinend teilnahmlos, mit gefalteten Händen dasaß, wurde von den anderen Schweigen beobachtet.

Karl wandte die Augen nach der Stadt hin. Er mußte dort etwas erblicken, was seine Aufmerksamkeit erregte. Eine gewisse Spannung machte sich auf seinem Gesichte bemerkbar. Heller und heller wurden seine Züge. Ein Gefährt kam von hinterwärts näher. Rasch sauste der Wagen vom Meierhofe an der Kutsche vorüber. Kord fuhr, hinter ihm saßen Minna, Bertha und Emma. Der junge Behrenstein nickte ihnen zu, die Mädchen erwiderten lächelnd seinen Gruß. Der künftige Gutsherr wandte ihnen den Kopf nach; plötzlich aber schien ihm etwas einzufallen. Schnell wandte er das Gesicht.

Ohne mit den Wimpern zu zucken beobachtete Mathilde ihres Bruders Sohn. Dies ward ihm lästig. Er sah hinaus, zupfte an der Halskrause, legte seine Hände bald hier- bald dorthin. Plötzlich pfiff er leise zum Schrecken der frommen Frau ein lustiges Liedchen.

„Karl, mein Karl!" jammerte die Gute, „denkst Du nicht, welch wichtiger Augenblick um eine kurze Spanne Zeit hinter Dir liegt?" Jetzt fiel's ihm wieder ein, er empfand eine stärkere Beklemmung, fühlte, daß er errötete. Er wollte etwas antworten, aber die Stimme versagte ihm den Dienst. Gern wäre er aus dem Wagen gesprungen, um den übrigen Weg zu Fuß zurückzulegen.

„Dort war's, wo der heimtückische Bauer Deinem Vater das Genick brechen wollte!" sagte der Oheim und wies oben am Hügel zu jenem schmalen Wege hinauf, welcher, neben dem tiefausgeflossenen Hohlwege herlaufend, einen weiten Bogen der Landstraße abschneidet.

Scheu sah Karl hinüber. Er fühlte, daß seine Stirn erglühte, des Alten Augen brannten in seiner Seele. Weshalb wurden diese Worte in dieser Weise gesprochen? Was sollte dieses bedeuten?

„Der Schuft! Der Lump!" grollte der Erbitterte, indem seine Stimme dumpfrollendem Donner glich. Mathilde seufzte, sah ihn bittend an und flehte: „Vergiß am heutigen heiligen Tage alles Haders." Der andere brummte wie ein verziehendes Gewitter noch etwas in sich hinein und lehnte sich zurück in seine Wagenecke. Dann sah er die Reisegefährten an, dann prüfte er den Stand der Früchte da draußen.

Immer noch träumte die Schwester in sich hinein, stets ihr Denken auf den richtend, der ihr gegenüber saß, der nicht wußte, was dies unablässige peinigende Beobachten heißen sollte. Auf einmal fuhr sie empor. Die so klangvoll gesprochenen Worte des Glaubens hallten ihr im Ohre wider. Deutlich vernahm sie Berthas Stimme. Gedanken seltsamer Art zogen durch ihre Seele. Bange Ahnungen stiegen in ihr auf. Mit den Schatten des hereinbrechenden Abends legten sich Schatten anderer Art auf ihr Gesicht. Schweigen herrschte im Wagen.

Am nächsten Morgen sagte der Hauptmann beim Frühstück: „Karl, mach jetzt mit mir die Runde durch Feld und Wald. Als eigentlicher Herr des Rittergutes mußt Du dieses mit seinen Berechtigungen, seiner Geschichte, nach und nach genauer kennen lernen. Es ist mancherlei, was ich Dir zu sagen habe, ehe die kalte Hand des Todes vielleicht meinen Mund auf ewig schließt. Vieles ist für Dein Besitztum auf immer verloren, weil die früheren Eigentümer zu vergeßlich oder, ich muß das schlimmere Wort wählen, zu fahrlässig waren."

Bald gingen die beiden hinaus. Der Alte erzählte von allen den Rechtshändeln mit dem Meier und seinen Vorfahren. „Spitzbübisch ist der Kerl, verschlagen! All sein Denken und sein Dichten ist auf Schlechtigkeiten gerichtet, welche er ausüben will, um uns, um Dich zu schädigen. Wenn ihn der Gottseibeiuns holt, wenn er dem Teufel in die Klauen gerät, wird's noch nicht besser. Des Drachen Brut ist eben von Drachenart. Seinen Sprößling unterweist er mit gemeinster Niedertracht in allen Kniffen und Schlichen der Gauner. Jene Schlauheit besitzt er, welche nur darauf sinnt, Edeldenkenderen ein Leid zuzufügen." — „Er muß aber doch ein recht kluger Mann sein," sagte der Knabe schüchtern. „Der?" fragte der andere, blieb kerzengerad stehen und sah jenen scharf an. Karl war nicht wenig verlegen, wagte aber denn doch die Gegenfrage: „Soll denn Bertha all den Verstand und das Gedächtnis nur von

ihrer Mutter geerbt haben? Sie leistete in der Kinderlehre mehr als alle übrigen Mädchen. Stets war sie nett. Alle wußten, daß sie später viel Vermögen erben wird, und doch war sie gegen die Kinder geringer Leute weit freundlicher als die dünkelhaften Beamtentöchter von Salburg."

Dies war dem Herrn denn doch ein wenig stark! „Beamten und Bauern?" grollte er, „ja das ist traurig genug, daß dieser Erzschelm sich unserem Herrn Amtmann längst gleich dünkt, daß man ihn wie einen Ebenbürtigen behandelt; daß der Reißler nicht ins Mauseloch kriecht, bevor er sich herbeiläßt, diesen Verächter alles Ansehens, aller Standesgliederung mit: Monsieur Odemissen anzureden. Karl, Du scheinst mir auf einen holperigen Weg geraten zu wollen! Karl, laß Dich nie von dem Geiste anwehen, der vom Westen herüberdringt, der alles Bestehende umstürzen will, der das bejammernswerte französische Volk zu dem entsetzlichen Verbrechen des Königsmordes geführt hat.

„Karl! vergiß nie die Würde zu behaupten, welche Dir Dein Stand auferlegt! Gestern warst Du dessen nicht eingedenk! Du entblödetest Dich nicht, der Bauernfratze, als ihr Wagen frech an unserem vorüberfuhr, wie einer Gleichgestellten zuzunicken — Du hast mir wehe gethan. — Dies Wort mag Dir genug sagen."

Schweigend stiegen sie hinauf zum Waldesrande. Dort erhob Behrenstein seinen Krückstock und wies auf die Hahnenbreite hin, auf der man allerdings keine Saaten entdeckte, wo aber wohl allerlei Kraut üppig wucherte. Erst nach einer geraumen Weile begann er: „Dies Grundstück hatten die Bauern für neunundneunzig Jahre vom Rittergute im Pfand. Jetzt, wo wir es eingelöst haben, spricht uns der Gaudieb das Wegerecht ab. Natürlicherweise habe ich Klage erhoben; aber wie kläglich sieht es heute um die Gerechtigkeit aus! Was die gesunde Vernunft jedem Kinde sagen muß, gilt vor Gericht nichts, wenn es nicht mit muffigen Urkunden oder durch Eide von zweifelhaftem Werte, wie man sagt, wahrgemacht werden kann."

Hiermit wandte er sein Gesicht, schritt tiefverstimmt mit seinem Begleiter durch die Holzungen. Bei dem alten Borne blieb er stehen: „Sieh; wiederum ein Schurkenstreich! Seit Jahrhunderten floß von hier das helle Wasser der Quelle hinab und tränkte auf unserem Gute Mensch und Vieh. Der Bösewicht hat uns den Zufluß abgegraben und auf seinen Hof geleitet. Unser Recht habe ich zu behaupten versucht, aber vergebens! Schwarz mußte wieder einmal weiß sein. Die Niedertracht hat auch hier den Sieg behalten. Karl! Denk an diesen Augenblick! Vergiß es nie: Alles was von drüben kommt, ist zu unserem, ist zu Deinem Nachteile. Trau dem Spitzbuben, der mit dem Scheine des Rechtes raubt und stiehlt, trau dem ganzen Otterngezüchte nie, weder heute noch je! Alle waren sie nicht anders, wie jener, der Deinen armen Vater fast ums Leben und dann noch wegen thatsächlicher Beleidigung in Geldstrafe brachte. Vergiß es nie!"

Für dieses Mal erzählte er nichts mehr von all den üblen Dingen; aber bei jedem Ausgange wußte er von anderen zu berichten. Er wollte den künftigen Herrn zum Haß gegen das Bauernpack, wie er es nannte, erziehen. Möglichst hielt er ihn in seiner Nähe.

An einem Morgen ging Karl allein dem Dorfe zu. Am Langenbreh, da wo der Weg um einen hervorspringenden Hügel biegt, begegnete ihm ein Ackerwagen mit zwei stattlichen Pferden bespannt. Sie mußten vom Meierhofe stammen. Der Fahrende? Der wandte sein Gesicht zur Seite, um nicht erkannt zu werden; allein dies half ihm nichts. „Kord!" rief Karl; doch der Angerufene warf ihm nur einen scheuen Blick zu, sah dann zu Boden und fuhr fürbaß. Bei diesem war die Unkrautsaat, die vom Vater in sein Herz gestreut war, auf einen nur zu empfänglichen Boden gefallen. Den früheren Gespielen erkannte er in dem ihn Anrufenden nicht, er sah in ihm nur den künftigen Gutsherrn, den kommenden Dränger der Bauern, mit dem er später jenen Kampf fortzusetzen hatte, den sein Vater mit so großer Erbitterung führte. Hatte es Kord noch nie empfunden, so drückte es ihn in diesem Augenblicke, daß er einem Heuerlingssohne gleich dahinziehen mußte, er, der Sohn des reichen Mannes, er, dessen Erbe an Wert den des Rittergutes weit übertraf.

Karl sah dem Grollenden betrübt nach, dann ging er. Er fühlte etwas auf seiner Brust lasten, sein Lebensretter hatte ihm wehe gethan; doch weshalb? Vielleicht hatten die Bauern trotz des Oheims Darstellung doch am Ende Ursache zum Zürnen; aber konnte sich das Verhältnis zwischen Edelgut und Meierhof auf die Dauer nicht freundlicher gestalten? Der junge, unverdorbene Mensch empfand es recht bitter, daß ihm Unrecht zugefügt war, Unrecht ohne irgend welche Veranlassung von seiner Seite. Er ging durchs Dorf, die Höhe hinan, sah nach der Hahnenbreite hinüber, zu dem abgegrabenen Quell hinauf. Es war Kords Vater, der das Rittergut so schädigte, es war auch ihr Vater. Bei dem Sohne schien es sich zu bewahrheiten, daß Art nicht von Art läßt, aber auch bei ihr? Sie war denn doch den übrigen Leuten vom Meierhofe nicht gleich! Karl ging weiter, sich links wendend, landesherrlichen Waldbeständen zu, wo ihn nicht alles an die widerwärtigen Händel erinnerte. Waldblumen mancher Art und Farbe pflückte er, ordnete sie und band sie zu einem Strauße zusammen. Wie schön war doch die Welt! Wie prangten Wald und Flur im Sonnenglanze; doch wieviel Garstiges hörte und sah man von all den Menschenkindern, die sie bewohnten. Er stieg den Hügel hinab, ging um das Dorf herum, zwischen dem eigenen und dem Grund und Boden des Erbfeindes hindurch. Da stand die alte Eiche auf der Grenze! Hier war das Plätzchen, wo die Kinder der feindlichen Nachbarn so oft gespielt hatten. Es zog ihn dahin. Niemand saß dort. Doch! Als er näherkam, sah er an der einen Seite auf den großen Wurzelknorren des uralten Riesenstammes die beiden Mädchen sitzen, Emma und Bertha. Er grüßte, sie sahen auf und nickten, ihm freundlich zulächelnd.

Welch ein Gegensatz zwischen Kord und seiner Schwester! Wie freundlich sie, er wie abstoßend!

Karl erzählte, was ihm vorhin begegnet war; Bertha sah nachdenklich darein, dann schaute sie halben Auges zu ihrem früheren Gespielen auf und sagte: „Höre! Wenn Ihr beide größer und im Besitz der Güter seid, will ich Euch schon zum Vertragen bringen. Ich kann noch immer den Steifkopf unseres Jungen zwingen und Dich will ich auch schon überreden, hübsch Frieden zu halten. Hörst Du? Ihr sollt nicht so thöricht sein, immer zu klagen und Beamten und Anwälten so sündhaft viel Geld zuzuwenden, welches wahrlich zu viel besseren Zwecken gebraucht werden könnte." Bei diesen Worten haftete ihr Blick auf dem Blumenstrauße. Karl hob die Hand, ein wenig schüchtern hinüberblickend, mit den Worten: „Dann will ich nur gleich ein Friedenspfand geben." Gern nahm sie, doch leise errötend, das Dargebotene an.

In diesem Augenblicke sah er zum Zaune links hinüber. Da stand er, von dem der Oheim Adolf so viel, so viel Böses zu berichten wußte. Die Zipfelmütze tief in den Nacken gezogen, starr zur Eiche herüberblickend. Es überlief den Knaben heiß und kalt. Bertha bemerkte, welche Veränderung mit ihm vorging, auch sie sah nach dem Meierhofe hin, auch sie erschrak. Weshalb? Sie hatte doch nichts Böses gethan. Jetzt kehrte ihr der Vater den Rücken zu und ging. Sie mußte ihm nachsehen und bemerkte nicht, daß sich der junge Behrenstein kleinlaut grüßend entfernte, Sie ergriff Emmas Hand. Nun erst sah sie, daß Karl sie verlassen hatte. Beide Mädchen wandten sich dem Hause zu.

Odemissen begegnete ihnen auf der großen Hausflur und ging vorüber, als sähe er sie nicht. Was bedeutete dies? Das Mittagessen verlief wie gewöhnlich. Der Vater erwähnte von dem Vorkommnisse, welches denn doch augenscheinlich sein größtes Mißfallen erregt hatte, nichts; obgleich ihn die Tochter nicht ohne Befangenheit oft fragend ansah.

Nachmittags saßen die Mädchen in dem Gärtchen in der Weinlaube, als plötzlich Odemissen vor ihnen stand. Er winkte seiner Tochter, ihm zu folgen. Was wollte er? Was sagte sein ernster Blick? Wie sollte sie sein Schweigen deuten?

Er ging um das Haus herum nach der anderen Seite. Mitten auf dem Hofe blieb er stehen, lockerte mit der Schippe seines Stockes den Boden und schob die Erde hinweg, bis er auf eine Steinplatte stieß. Er klopfte heftig darauf. Es klang hohl. Das Kind fest, tiefernst ansehend, sprach er dumpf und hart: „Hier befindet sich der alte Brunnen des Meierhofes. Seit undenklichen Jahren deckt ihn diese dicke Kieselplatte. Zur Zeit, als unser Grundbesitz noch nicht die Hälfte seines jetzigen Umfangs hielt, hatte unser Vorfahr einen Sohn und eine Tochter. Die ganze Gemeinde nannte sie ihrer Schönheit wegen: Die Rose von Odemissen. Zu ihrem Schaden war sie so schön. Der Junker vom Herrenhofe warf sein Auge auf sie. Leider traute das arme Kind seinen süßen Worten mehr, als den Warnungen der Mutter. Wie lebensfroh war das Mädchen! Wie konnte es lachen! — lachen! — lachen! — Nicht lange mehr sollte es lachen. Es wurde plötzlich stiller, in sich gekehrt. Wenn die Mutter fragte, was ihm fehle, zwang es den Mund wieder zum Lachen. Eines Tages saß es mit rotgeweinten Augen da. Bang fragte die Mutter, was ihm fehle, sie bekam keine Antwort. ‚Kind, mein Kind!‘ rief sie erschreckt, ‚gesteh nur Deine —‘ weiter kam sie nicht. Mit lautem Aufschrei stürzte die Tochter zur Thür hinaus. Die andere konnte ihr nicht so rasch folgen. Als sie hinauskam, war Friederike verschwunden. Keine Spur von ihr konnte man finden. Wo war sie hingelaufen? Man suchte sie überall vergebens.

„Schon brach die Abenddämmerung herein, als eine Viehmagd in die Wohnstube trat. Sie hielt ein buntleinenes Läppchen in der Hand. Beklommen sah sie aus und fragte bang: ‚Ist das nicht ein abgerissener Zipfel einer Schürze? Ich fand ihn an einem eisernen Nagel am Drehbrunnen.‘ Mit einem: ‚Barmherziger Gott!‘ sank die arme Mutter zu Boden. Die anderen stürzten hinaus auf den Hof. Sie sahen nichts im Brunnen drunten, es war zu dunkel; als aber der Großknecht mit einer großen Laterne kam und diese statt des Eimers bedächtig hinunterließ, wurde das Schreckliche offenbar. Bald wand man die Leiche der Rose von Odemissen empor. Der Brunnen wurde mit dieser Platte verdeckt, um nie wieder geöffnet zu werden. Nun höre!" — Hierbei faßte Odemissen das vor Schrecken starre Kind hastig bei der Hand. — „Höre, Tochter! Hinter der Kirche unter dem Tropfenfalle steht ein Gelbweidenbaum. Die Leute konnten es der Rose von Odemissen nicht verzeihen, daß sie ihre Schande mit dem Tode hatte sühnen wollen. Dort, wo der Gelbweidenbaum steht, unter dem Tropfenfalle, hat man sie eingescharrt. Das ist das Los der thörichten Bauerntöchter, welche Junkern und Herren trauen!" Damit schleuderte er die Hand des Kindes von sich und schritt, ohne sich umzusehen, dem Felde zu.

Wie war es dem armen Mädchen zu Sinn! Eine schmerzliche Geschichte! Eine Odemissen hatte sich im Brunnen ertränkt! Eine Odemissen lag dort, am Platze der Selbstmörder, begraben! Was hatte die Arme in den Tod getrieben? Ihre Liebe? Ihre Schande, hatte der Vater gesagt. Erst nach und nach begriff Bertha den Zusammenhang, dann aber fragte sie sich, wozu ihr dies in dieser Weise, mit diesem barschen Schlusse erzählt sei, dunkel nur ahnte sie des Vaters Absicht. O, wie schmerzte sie dies! Unendlich tief fühlte sich das unglückliche Mädchen verletzt. Die Getroffene verhüllte das Gesicht mit ihrer Schürze. So wankte sie, schlich sie ins Haus, in ihre Kammer. Dort setzte sie sich am Bette nieder und drückte ihr Köpfchen in die Kissen. Nun konnte sie sich recht ausweinen.

Emma wartete lange vergebens in der Laube auf ihrer Pflegeschwester Wiederkehr. Dann ging sie ins Haus, nach ihr zu fragen. Niemand konnte ihr über Berthas Verbleib Auskunft erteilen. Sie ging von einem Raume in den andern, bis sie die Gesuchte fand. Diese weinte immer noch und war nicht zu bewegen, den Grund ihres Schmerzes zu

verraten; daß aber diese Thränen mit dem Vorkommnisse unter der Eiche im Zusammenhange standen, war leicht zu verstehen.

Emma rief Minna herbei und diese vernahm nach langem Bitten, daß der Vater dem Kinde die schreckliche Geschichte der Rose von Odemissen erzählt hatte. „Weshalb? Weshalb in dieser Weise? Weshalb war der Vater so hart, so barsch? Wodurch habe ich dies verdient?"

Weiche, süße Worte des Trostes wußte die Treue dem armen Kinde einzuflüstern. Sie sprach von Odemissens Verbitterung gegen Behrensteins, gegen die „Unterdrücker". Sie kannte so mancherlei Züge, aus denen des Vaters große Liebe zu seinen Kindern hervorging, und wußte Bertha dann zu überzeugen, die Art seines Verfahrens sei wohl keine geschickte, seine Absicht dagegen die beste und lauterste gewesen. „Merk Dir's, meine Liebe," sagte sie, „Rittergut und Meierhof lebten ewig in Fehde. Jede Anknüpfung besserer Beziehungen führten zu Unheil oder zu neuem Streite. Folge dem Vater, bestes Kind. Hüte Dich vor den Nachfolgern der alten Herren von Odemissen. Von drüben ist nichts Gutes zu uns herübergekommen." Auch dies verstand Bertha nicht ganz, doch war es mit einem anderen Klange der Stimme gesprochen. Es waren Worte, die zu ihrem Herzen drangen. Sie drückte der älteren Freundin warm die Hand, und diese entfernte sich, die Betrübte allein lassend.

Beim Abendessen sah Odemissen den Stuhl seiner Tochter leer. Anfangs schien er dies für selbstverständlich zu halten, und erst beim Aufstehen fragte er: „Wo ist Bertha?" Mit ungewöhnlicher Kälte erwiderte die Haushälterin: „In ihrer Kammer — sie ist sehr angegriffen." Des Meiers Gesicht verriet nichts von irgend welcher Erregung. Ruhig blickte er vor sich nieder; nur ein leises, mehrfaches Klopfen mit einem Messer auf den Tisch verriet, daß doch etwas seine Seele bewege.

Er stand auf und sah stumm zum Fenster hinaus, bis die meisten Tischgenossen sich entfernt hatten. Einige Male leicht mit dem Kopfe nickend, setzte er seine Zipfelmütze auf, nahm den Schippenstock und ging ohne Gruß hinaus aufs Feld. Minna ging ihm eine Weile nach. Sie hoffte, er werde bald umkehren und mit ihr über die Tochter reden. Nein! Er bewegte sich rasch dem Wiesenpfade zu und war bald im wallenden Abendnebel verschwunden.

„Bist sonst wohl gescheit, doch in manchen Dingen recht ungeschickt, zeigst oft eine gewisse Herzensgüte und erscheinst dann wieder so hart, so ungerecht. Um all Deines Reichtums willen möchte ich Dich nicht zum Manne haben, nein, lieber ledig sein, lieber als geringste Magd dienen." So sagte sie und ging dem Hause zu.

Als Odemissen am nächsten Morgen, vom ersten Rundgange heimkehrend, in die Wohnstube trat, saß Bertha mit Emma da, häusliche Arbeiten verrichtend. Ganz in gewohnter Weise, gerad so, als ob nichts vorgefallen sei, begrüßte er sie. Er ging vor den Brotschrank, schnitt eine Scheibe Brot ab und legte ein gleich großes Stück Schinken darauf; dann schritt er langsam kauend im Zimmer auf und nieder. Das Kind sah ihn mit anderen Augen als früher, etwas scheu, von Zeit zu Zeit an. Dem Vater entging dies nicht, wenn er auch that, als sei er so in Gedanken versunken, daß er für seine Umgebung keine Augen habe. Er hatte recht gethan, als er die Tochter auf eine große Gefahr aufmerksam machte. Fühlte sie sich verletzt, so war dies nach seiner Meinung eine Folge ihrer Empfindlichkeit, mit der der im Umgange mit jungen Mädchen unerfahrene Landmann nicht zu rechnen verstand.

Einige Wochen gingen dahin, ohne daß Bertha imstande gewesen wäre, sich dem Vater in der alten herzlichen Weise zu nähern. Noch weniger fühlte er sich bewogen, dem Kinde irgendwelche gute Worte zu geben. Kord warf wohl ab und zu einen Blick auf seine Verwandte, welcher verriet, daß diese ihm nicht gleichgültig sei; doch verkehrte er mit beiden Mädchen nicht viel. Des Mangels an Gewandtheit, welcher seine Sprache im Verkehr mit gebildeteren Menschen stocken machte, war er sich zu sehr bewußt.

Seine Schwester konnte sich mit dem Gedanken nicht befreunden, bald vielleicht vereinsamt mit Minna hier auf dem väterlichen Hofe weilen zu müssen. Wie es mit ihr werden würde, wußte sie, wußte diese nicht. Sie nahm einige Male einen Anlauf, den Herrn zu fragen, ob die Tochter bleiben, ob sie nach Salburg zurückkehren solle; Odemissen aber schien ihre Gedanken zu erraten. Jedesmal gab er dem Gespräche eine solche Wendung, daß die Haushälterin ihr Vorhaben auf einen günstigeren Augenblick verschieben mußte.

Am Sonntag Morgen stand sie zum Kirchgange bereit im Wohnzimmer, an ihrem Anzuge zupfend, als Hans Kord plötzlich eintrat. „Minna," sagte er mit auffallend weicher Stimme, „Sie haben mir die Wahrheit nie verschwiegen und werden sie mir auch jetzt nicht vorenthalten." Hier hielt er inne, als ob er eine zusichernde Antwort aus ihrem Munde erwarte; da sie aber schwieg, fuhr er fort: „Gut denn! Kurz ab! Haben Sie bemerkt, daß Bertha irgendwelchen Umgang mit Karl Behrenstein pflegt?" Minna schlug die Hände zusammen, schüttelte den Kopf und wußte nicht andere Worte zu finden als die: „So wenig kennen Sie Ihr Kind?" Hiermit wollte sie gehen, doch vertrat er ihr den Weg, sagend: „Habe ich diese Antwort verdient, so mag mir noch eine ähnliche werden. Wissen Sie, ob der Bube ihr nachgeht?"

Sie blickte einen Augenblick sinnend auf den Fußboden, dann sagte sie bestimmt: „Mir ist nichts Derartiges aufgefallen, obgleich ich wohl mein Augenmerk darauf gerichtet habe; doch will ich zweierlei nicht verschweigen. Zunächst: Aus den Unterhaltungen der Mädchen habe ich vernommen, daß diese in Salburg dem Jungen wohl einmal begegnet sind. Dann haben sie Gespräche miteinander geführt, wie sie netten Kindern ziemen. Und: Unsere Schneiderin arbeitete vor ein paar Wochen drüben und belauschte ein Gespräch zwischen der Rätin und Karl. Jene wußte mancherlei vom Meierhof und seinen Bewohnern, was nicht gut lautet, als dieser in die Worte aus-

brach: ‚Sollte man dies glauben? In Salburg sagt jedermann, Bertha sei das gescheiteste und beste Mädchen in der ganzen Stadt. Von letzterem hattest Du neulich in der Kirche selbst einen Beweis. Die vornehmsten Leute sehen es gern, wenn sie mit deren Kindern verkehrt, aber hier? Merkwürdig, daß man hier auf Odemissens immer schilt, umgekehrt ist es freilich dasselbe. Kord, mit dem ich früher doch immer gespielt habe, der immer so gut, so freundlich war, will heute meinen allerherzlichsten Gruß nicht erwidern.‘ Das Gespräch wurde durch das Eintreten des Hauptmanns unterbrochen. Ich gab Ihnen, was ich weiß, ohne eigene Bemerkungen wieder. Entnehmen Sie das Ihre daraus; aber bitte, seien Sie vorsichtig im Verkehr mit Ihrer Tochter. Ohne es zu wollen, möchten Sie das Kind, welches in so ausgezeichnetem Rufe steht, noch tiefer, als Sie es neulich thaten, zu tief verletzen."

Hiermit trat sie am Meier vorüber aus der Thür, ging der Kirche zu und dankte dort dem Höchsten dafür, daß er ihr Gelegenheit gegeben hatte, einen schweren Stein vom Herzen zu wälzen.

Odemissen ging langsam im Zimmer auf und ab. Er schien stark mit sich zu ringen. Plötzlich begab er sich vor sein Pult, einen langen Brief zu schreiben. Als die Kirchleute auf dem Heimgange vor dem Fenster vorüberkamen, zündete jener eben ein Licht an und versiegelte das Schreiben. Er trat hierauf hinaus auf die Flur und teilte dem Hofmeister kurz mit, dieser müsse morgen nach Salburg zu seiner Schwägerin einen Boten senden.

Beim Mittagessen war der Vater noch schweigsamer als gewöhnlich. Nach demselben winkte er der Minna, ihm in das beste Zimmer zu folgen.

Er erzählte ohne Umschweif, er habe seine Schwägerin gebeten, auch die fernere Erziehung seiner Tochter zu übernehmen. Dies schließe keineswegs aus, daß sie nicht ab und dann länger im Vaterhause zubringe, doch nur zu einer Zeit, wo Karl Behrenstein sich nicht auf dem Herrenhofe befinde. Er habe es auch Frau Westermann zur heiligen Pflicht gemacht, darüber zu wachen, daß seine Tochter von allem Verkehr mit jenem ferngehalten werde.

Minna sah kopfschüttelnd vor sich nieder und sah dann ihren Herrn an, als wollte sie sagen: „Ich verstehe das nicht."

„Sie möchten mir etwas mitteilen und können das Wort nicht herausbringen. Sprechen Sie sich frei aus! Wir kennen uns lange genug, um gegenseitig den Wert unserer Meinung zu schätzen."

Sie zögerte, dann sah sie zur Seite und antwortete: „Wenn Sie hoffen, daß Bertha später die Frau eines größeren Grundbesitzers werden soll, darf sie nicht lange mehr Stadtluft schlucken."

Odemissen wurde sehr ernst, holte tief Atem und sagte: „Meinem Wunsche entspräche dies; der Wille ihrer Mutter war ein anderer." Dann ging er vom Hofe, um erst nach langer Zeit wiederzukehren.

Als am nächsten Abende der Bote von Salburg heimgekommen war, sagte Odemissen zu den beiden Mädchen: „Scheiden und Meiden thut wohl weh; aber Mutter Westermann klagt über Übelbefinden und wünscht, daß Ihr zurückkommt, doch dürft Ihr bis übermorgen noch hierbleiben."

Ein frohes Lächeln lief über Berthas Gesicht. „Wie lange darf ich bei Tante sein?" fragte sie und sah den Vater mit einem innigeren Blicke an als seit Wochen.

„Reise nur hin, zunächst darfst Du so lange bleiben, auch mit Emma mal hierherkommen, bis Du unter den Augen einer anderen Frau einen größeren Haushalt führen lernst."

Froh drückten die Mädchen einander die Hand; aber um so trauriger sah Minna darein. Daß doch der Meier diesen Entschluß fassen mußte!

Nach zwei Tagen rollte der Wagen vom Hofe, der Fürstenstadt zu, und alles ging im Meierhause wieder seinen altgewohnten Gang.

XVII.

Frau Mathilde vom Herrenhofe versenkte ihren Geist immer mehr und immer tiefer in jene Welt, welche von Spukgeistern, Teufeln und Teufelchen, höllischen und himmlischen Gewalten und Gestalten bevölkert wird. Lohbaum wurde auch immer düsterer, in seinen sonntäglichen Kanzelreden für vernünftig denkende Leute immer unverständlicher. Für ihn und seine Anhänger bevölkerten sich Busch und Baum, Feld und Flur mit den seltsamsten Wesen. Ärgerlich war's ihm, daß die Ungläubigen, die Heiden, wie er sie nannte, seiner spotteten, daß sie für alle diese Erscheinungen kein Auge hatten.

Da, wo ihm Geister Unseliger bei nächtlicher Weile in höllischem Lichte wandelten, erschienen den Spöttern Glühwürmchen. Wenn ihm im Zaune unheimlich Feuer der Unterirdischen lohete, zog ein Zweifler ein Stück faulenden Holzes daraus hervor.

Der Teufel selbst und kein anderer war es, der die Gegner des Lichts in ihrer Verstocktheit bestärkte. Die Macht der Finsternis wollte dem herrlichen Morgen klaren Erkennens, hellen Sehens nicht weichen, so sagte er sich. Immer tiefer grübelte er darüber nach, wie er der „Wahrheit" zum Siege verhelfen könne.

Auf was für wunderliche Mittel verfiel er hierbei!

Einmal erscholl in dunkler Nacht, um die Geisterstunde, im stillen Dorfe der laute Ruf:

„Auf, Ihr Ungläubigen, zum Gotteshause!
Der Heiland ruft: ‚Auf‘!
Seht seine Auserwählten!
Seht, wie die gezwölfte Schar sein Heiligtum umsteht!
Auf, die Ihr in Moabs Hütten wohnt!
Rettet Eure Seele in das Heim des Lammes!"

Es war die Stimme Lohbaums. Seine Anhänger eilten mit lautem: Halleluja! zur Kirche hin und zogen dann mit dem Geschrei:

„Auf, Ihr Verlorenen, die ewige Liebe lockt Euch,"

oder:

„Eilet und seht, mit welchem Wunder Euch die göttliche Gnade locke!
Sehet! die heiligen Apostel hüten das Heim des Herrn!"

durch das Dorf.

Auch der Hauptmann hörte den Lärm. Er weckte seine Schwester, welche ihm halb widerstrebend, halb willig zur Kirche folgte. Da standen rings um das Gotteshaus zwölf weißgekleidete Gestalten, mit brennenden Lichtern in den Händen, ab und zu ein lautes: „Hosianna!“ anstimmend; doch es waren nicht Engelsstimmen, welche da erschollen, nein, es klang genau so, wie die Jugend von Odemissen zu singen pflegt. Dem entsprachen auch die Bewegungen, wenn einer der Weißgekleideten sein erloschenes Licht an dem des anderen wieder anzündete.

„Siehst Du nun, wohin den eitlen Menschen seine Thorheit führt?“ fragte Adolf. Mathilde wußte nichts zu erwidern. Halb sah sie die Wahrheit vor Augen, halb glaubte sie noch an eine himmlische Offenbarung. Da erschien der Meier mit dem Ortsvorsteher, welchen er herbeigeholt hatte. Dieser, ein vernünftiger Mensch, schrieb die Namen all der heiligen Apostel, welche in große Hemden gehüllte Schüler Lohbaums, Kinder seiner Anhänger waren, auf. Dann befahl er ihnen, die Lichter auszublasen und sich nach Hause zu begeben. So geschah es denn, und aus war der Spuk.

Mathilde zog in sehr beklommener Stimmung ihren Bruder heim. Als er sie fragte: „Was sagst Du denn nun von der Wahrhaftigkeit dieses Gottesmannes?“ hatte sie keine andere Antwort, als die:

„Urteile nicht vorschnell! Es muß sich bald zeigen, ob der geistliche Herr ein Betrüger oder ein Unglücklicher ist.“

Schon am nächsten Morgen wanderten zwei angesehene Einwohner von Odemissen Salburg zu, um dort bei der kirchlichen Behörde Beschwerde über das Vorgefallene zu erheben, und bereits am nächsten Sonntage erschien der Generalsuperintendent Mayer bei Beginn des Gottesdienstes in der Odemisser Kirche in Amtstracht. Lohbaum begrüßte ihn ehrfurchtsvoll. Es mußte in ihm der Gedanke wach werden, daß jetzt ein schweres Gewitter an seinem Himmel aufsteige; doch zeigte er sich gefaßter, als man hätte erwarten sollen.

Würdevoll las er Gebet, Evangelium und Epistel am Gottestische. Mit festem Schritte ging er später auf die Kanzel und hielt eine Rede, gegen die sein Vorgesetzter nichts hätte einwenden können. Da erst entfärbte sich sein Gesicht, als der Generalsuperintendent am Schlusse der Andacht aufstand und laut verkündete, jeder, welcher in kirchlichen Angelegenheiten irgend eine Beschwerde zu führen habe, solle nachmittags zu festgesetzter Zeit im Schulzimmer erscheinen und sie vortragen, er, der Redende, werde jeden willig hören und allen ungerechtfertigten Vorkommnissen nach Pflicht und Gewissen begegnen.

Die Kirche leerte sich bald; draußen aber bildeten sich dichte Gruppen heftig redender Leute. Man hörte, daß die große Mehrzahl nicht aus Freunden des Pfarrherrn bestand. Alle sahen dem kirchlichen Würdenträger nach, welcher der Ladung des Ortsgeistlichen zur Einkehr nicht folgte, sondern sich dem Dorfkruge zuwandte, wo er sich ein einfaches Mittagessen geben ließ.

Lohbaum beschied bei seiner Heimkehr einige seiner entschiedensten Anhänger zu sich, ermahnte sie, der Wahrheit treu zu bleiben, die Brüder im Glauben zu stärken und den Widersachern Christi die Stirne zu zeigen. Er sei bereit, von seinem Thun Rechenschaft nach Gebühr zu geben.

Die Stunde der Versammlung schlug. Vor dem Küsterhause standen Gruppen heftig redender Gemeindemitglieder. Gewöhnlich hielten sich nur Gesinnungsgenossen zusammen; hier und da aber geriet auch wohl ein Freund des Geistlichen mit einem Gegner desselben aneinander.

Als der Superintendent vom Dorfkruge herkam, erschien auch der Pastor. Sie begrüßten einander etwas förmlich und traten ein. Die Bauern blieben draußen stehen. Ab und zu sah einer von ihnen langhalsig durch das Fenster von außen in die Schulstube, aber selbst die beiden Männer, welche in der ersten Hitze in Salburg die Beschwerde geführt hatten, mochten heute nicht gern zuerst hier öffentlich als Beschuldiger des Mannes, der doch auch manche Freunde besaß, auftreten. Viele erwarteten, der Hauptmann werde erscheinen, da er doch immer am meisten über das Beginnen Lohbaums gewettert habe und es nun an der Zeit sei, demselben den Garaus zu machen. Sie hatten sich getäuscht, der Erwartete kam nicht; wohl aber erschien Hans Kord Odemissen. In der Rechten führte er sein langes spanisches Rohr, in der Linken trug er ein zusammengefaltetes Schreiben. Er musterte die Gesellschaft, die da draußen stand. Vor der Thür des Schulhauses blieb er stehen und sah um sich, als wolle er sagen: „Ihr da! Wollt Ihr mir nicht folgen?“

Die andern verstanden diesen Blick und traten hinter ihm in das wohl geräumige, doch so niedrige Zimmer, daß ein ausgewachsener Mann die Balken der Decke mit der Hand berühren konnte. Der Superintendent saß auf dem erhöhten Sitze des Lehrers, der Pastor stand auf ebenem Boden daneben. Seine Anhänger stellten sich nun geschlossen dem hohen Geistlichen gegenüber auf, während die Gegner sich in der Stube verteilten. Lohbaum übersah die Eingetretenen. Die Haltung seiner Lieben flößte ihm Vertrauen ein. Gewiß würden sie für ihn streiten. Tief senkten sich die Falten seiner Stirn, fest zog er die Augenbrauen zusammen und noch fester kniff er die Lippen aufeinander, als der Meier zu Odemissen, den Stab in der linken Hand, den Dreimast unter demselben Arme, die auseinandergefaltete große Beschwerdeschrift in der Rechten, männlich fest dem Sitze des Generalsuperintendenten gegenüber sich ebenfalls aufstellte. Dieser Mann war ja gefährlicher als die andern alle miteinander. Im Vergleich zu ihm war der donnerwetternde Hauptmann harmlos wie ein Kind. Jener wußte in Wort und Schrift sofort das Richtige zu treffen, dieser ließ sich zu leicht von augenblicklicher Erregung fortreißen und war seinem Nachbarn in Bezug auf die Gabe der Darstellung nicht im mindesten gewachsen. Hätte doch Behrenstein statt des Odemissen dagestanden!

Mayer wartete, bis alle eingetreten waren. Dann erhob er die Stimme und sprach vom Zweck seines Kommens. Er ermahnte die Anwesenden, wofern sie

in kirchlichen Dingen Beschwerde zu führen hätten, solche vorzubringen, überall aber zu bedenken, daß sie hier vor des Höchsten Angesicht ständen. Beflissen sollten sie sein, derohalben allerwegen der Wahrheit und Gott, der Lüge und Verstellung verabscheut, die Ehre zu geben. „Wer also will hier reden?“ fragte er und sah Hans Kord an, als wolle er sagen: „Was Du bringen magst?“ Dieser erhob schon die Rechte, als Reinpöhler, ein Kleinbauer schnell vor ihn hintrat.

Letzterer war ein langer, hagerer Mann mit ergrauendem Haar, mit schlaffen Gesichtszügen, träumenden Augen, ganz ein Mann nach dem Herzen Lohbaums. Denken in geistlichen Dingen kannte er ebensowenig wie die meisten seiner Standesgenossen; wohl aber konnte er stundenlang über den dunkelsten Stellen der Bibel brüten.

An den Teufel glaubte er nicht allein, nein, an den Beelzebub mit dem ganzen Heer von Teufeln und Teufelchen. Wie bei den Alten Quellen und Bäche, Bäume und Felsen von Nymphen, Najaden und Oreaden bevölkert waren, so wimmelte es für ihn allerorten, in Baumhöhlen und Steinklüften, an düsteren Stellen, namentlich auf Kirchhöfen, an Hünenwällen, von zahlreichen Dienern des Bösesten aller Bösen.

Reinpöhler senkte die Augen, hob die Hände betend empor und sprach mit gedämpfter Stimme: „Dank sei dem Heilande, der uns gewürdigt hat, Zeugnis abzulegen für ihn, für die Wahrheit. Preis sei dem Herrn! Halleluja!

„Der treue Knecht Gottes, der redliche Arbeiter im Weinberge des Herrn hat viel der Anfechtungen zu ertragen. Er duldet sie willig um des Heilandes willen. Klein ist die Schar der Getreuen, groß der Widersacher Menge; aber wohl dem, der den Kampf besteht! Ihm winkt die Krone des Siegers.

„Der Herr sei gepriesen, der uns sein Wort lässet kund werden durch seines Dieners Mund, der uns die sieben Siegel des Buches löset und uns die Herrlichkeit lässet offenbar werden, gegen die der Fürst der Finsternis mit seinem Heer vergebens wütet.

„Dank sei der hohen Obrigkeit, unter deren gnädigem Schutze wir im Schatten der Palmen des Friedens wandeln. Wir vertrauen ihr und hoffen auf ihren Beistand wider alle Gewalt des Teufels, die sich wider den Herrn Christi und seinen Diener erhebet. Amen!“

Der neben ihm stehende Schusterjürgen, ein kraus-braunhaariger Mann mit Gesichtszügen, aus denen Entschlossenheit und Willenskraft sprachen, trat vor. Er wollte nicht bitten, nicht verteidigen, nein, er klagte alle Gegner Lohbaums als Störrige, als Feinde des Weltheilandes an, die ihrem ewigen Heil widerstreben.

„Diese Verstockten,“ sagte er, „führen die Armen und Schwachen in die Irre, daß sie nicht finden den Weg, der zum Leben führt.“ Dann wandte er sich an einzelne der Dastehenden und hielt ihnen ins Angesicht hinein angebliche Versündigungen gegen ihren Seelenhirten vor. Hier und da machte einer der Angegriffenen Miene, ihm zu antworten; doch dann stieß ihn der Nachbar an und wies auf den Meier hin, der immer noch auf seinem Platze stand.

Der Generalsuperintendent hob, da der Schuster noch immer keine Miene machte, den Schwall seiner Rede zu hemmen, die Hand auf, um das Schreiben in Empfang zu nehmen.

Odemissen überreichte es ihm, die Stimme des Redners übertönend.

„Die letzten Begebenheiten habe ich schließlich nur flüchtig angeführt, weil dieserhalben anderweit Beschwerde erhoben, auch die Sache noch frisch in aller Gedächtnis ist.“

Der Vertreter der geistlichen Behörde überlas das Schriftstück, während Jürgen weiter und weiter redete. Da man ihn nicht unterbrach, wurde er dreister und dreister, als er die Stimme erhob und ausrief: „Und wir, die gläubigen Kinder des Lichtes, verlangen den Schutz der Obrigkeit und Beistand wider unsere Feinde, die ich der Herzenshärtigkeit zeihe,“ sah ihn der Herr aus der Fürstenstadt sehr verwundert an.

Der Schuster war nicht so leicht in das Bockshorn zu jagen, er fuhr mit mehr als dreister Stirn fort: „Wir wollen, daß die hohen Herren ernst mit den Widersachern unseres Seelenhirten reden, damit er uns weide auf grünen Auen und hinführe zu Wasserbächen, die in das ewige Leben rinnen! Die Widersacher unseres guten Hirten müssen gezüchtigt werden und Strafe sollen leiden, die ihn verachten! — Zuerst der da, der da steht! Der Meier, das Weltkind, das sich stützt auf Geld und Reichtum, aber keine der Schätze aufzuweisen hat, die weder die Motten noch der Rost fressen. Den da sehet Euch an, Ihr Männer, die da wachen sollen, daß das Wort Gottes rein und lauter gelehret werde! Sehet ihn an, den Reichen, der da ist ein Verächter des Evangeliums und ewiger Wahrheit.“ Hierbei wies der Mensch, die Hand erhebend, auf Hans Kord mit dem Finger.

Der Generalsuperintendent hatte die schriftliche Eingabe schon niedergelegt und sah mit augenscheinlicher Verwunderung zu dem wortgewandten Lederkünstler hinüber; doch machte es dieser ihm schließlich zu bunt.

„Ruhe gebiete ich jetzt. Ich bin hergesandt, festzustellen, ob die wider Eueren Pastor vorgebrachten Klagen begründet sind, ob die Angaben, welche mir von zwei Gemeindemitgliedern gemacht und in die Feder gesagt wurden, auf Wahrheit beruhen. Hierzu bekomme ich eine Beschwerdeschrift, unterzeichnet mit Hans Kord Odemissen zu Odemissen, Vollmeier. Sind Sie dieser?“

Hans Kord verneigte sich: „Ja.“

„Kommen Sie für jede Ihrer Behauptungen auf?“

„Ich werde alles Angegebene mit Zeugen beweisen.“

Die Weise seines Auftretens, die streng denkrichtige Abfassung des Schriftstückes, die nicht ungeschickte Aufstellung aller der Thatsachen verliehen dem Landmanne in den Augen des Stadtherrn großes Ansehen. Wiederholt sah er bald auf die Eingabe, bald auf ihren Abfasser.

„Nach dieser Darstellung," begann er, „hat Pastor Lohbaum, den Weisungen seiner vorgesetzten Behörde zuwider, dem Konventikelwesen großen Vorschub geleistet. Er hat persönlich mehrfach außerkirchliche Versammlungen, Erbauungsstunden, wie er sie nennt, geleitet."

„Nur dem Herrn zu Ehren," rief Schusterjürgen.

„Er hat thörichten Aberglauben gefördert, statt ihn zu bekämpfen."

Reinpöhler faltete die Hände, drehte die Augen zum Himmel empor und seufzte: „Er ist allzeit die Wege der Wahrheit gewandelt, des sind wir Zeugen."

„Narrheiten hat er ausgeübt, Unfug hat er getrieben," rief ein großer breitschulteriger Bauer aus.

„Er will die ganze Gemeinde verrückt machen!" schrie ein anderer.

„Er ist ein echter Knecht Christum, ein Rüstzeug des Herrn," beteuerte Schusterjürgen mit etwas heiser gewordener Stimme, und alles zeterte durcheinander, daß niemand des Nachbars Wort vernehmen konnte.

Der hohe Geistliche trat mehrfach heftig mit dem Fuße auf und winkte, daß man ruhig sein solle. Endlich war alles still, so daß er fortfahren konnte: „Nach dieser Eingabe hier hat Euer Seelsorger gegen das ausdrückliche Verbot der allergnädigsten Landesherrschaft mehrfach den Exorcismus geübt, das heißt: ‚er hat einen angeblich die Seele des Menschen bewohnenden Teufel auszutreiben versucht.'"

Hier erhob Lohbaum zum ersten Male seine Stimme: „Mag ich Vergebung finden, wenn ich dem Beispiele des Gekreuzigten folgte und seinen Geboten mehr gehorchte, als Menschen."

Hierbei blickte er, wie immer, fest auf den Boden. Der Vorgesetzte aber maß ihn recht ernst von unten bis oben und meinte: „Das heißt ein grobes Vergehen unumwunden eingestehen."

Mehrere der Geisterseher wollten diese Handlungsweise rechtfertigen oder doch beschönigen; der Generalsuperintendent wehrte ihnen dies, um über die eigentliche Veranlassung zu dieser Klage zu verhandeln.

Er zog den Bericht über die Vernehmung der beiden Ankläger des Pfarrers aus der Brusttasche. Er las ihn langsam und laut, die wichtigsten Stellen hervorhebend, vor und fragte dann: „Kann irgend jemand behaupten, diese Darstellung enthalte Unwahrheiten?"

Als sich kein anderer meldete, erhob Lohbaum selbst seine Stimme: „Dem Wortlaute nach wären jene Angaben nicht unwahr; doch habe ich aus anderem Sinne und in anderem Geiste gehandelt, als jenes Schriftstück vermuten läßt. Ich habe mich daher nicht hier, sondern nur meinem Herrn Vorgesetzten gegenüber deswegen zu rechtfertigen."

Der letztere stand auf, richtete sich hoch empor und sprach: „Sollte jemand weitere Beschwerden vorzubringen haben, so wird ihm dazu Gelegenheit geboten werden und zwar wiederum in einer später abzuhaltenden öffentlichen Gemeindeversammlung. Ich bitte den Herrn Meier zu Odemissen, die beiden ersten Ankläger des Herrn Ortsgeistlichen, sowie diesen selbst zur genaueren Vernehmung zurückzubleiben. Alle anderen mögen ruhig nach Hause gehen. Die bösen Angelegenheiten werden gewissenhaft untersucht und der geistlichen Oberbehörde unterbreitet werden. Geht also, geht!"

Die meisten folgten diesem Geheiß willig. Reinpöhler, Schusterjürgen und Genossen aber zögernd. Erst als ihnen ihr teurer Seelsorger selbst winkte, sich zu entfernen, gingen sie, sich doch noch einige Male umsehend.

„Sie gestehen also ein, den nächtlichen groben Unfug, dessenwegen Sie verklagt sind, veranlaßt zu haben?" wurde der Pfarrer gefragt. Jetzt erhob er sein Auge zu dem Vorgesetzten und gestand: „Ja, ich habe Katechismusschüler zur Zeit der Mitternacht, in lange weiße Hemden gehüllt, um die Kirche gestellt."

„Sind Sie auch durch das Dorf gegangen, haben Sie, die nächtliche Ruhe der Einwohner störend, jene Worte ausgerufen, welche ich vorgelesen habe?"

„Alles das habe ich gethan," antwortete er wie jemand, welcher eine gerechte Sache vertritt, „allein nicht in der Absicht etwa, den Gemeindegliedern den Glauben einzuflößen, die Engel Gottes oder die heiligen Zwölf umständen in Wahrheit und Wirklichkeit das Gotteshaus, nein, es sollte nur eine sinnbildliche Darstellung der Weise sein, in der die Geister des Lichtes die Kirche, an der der Weltheiland das Haupt ist, schützen und schirmen."

„Wie kann ein gesunder Mensch auf solche Pfade geraten?" fragte der Vertreter der geistlichen Behörde, „was soll man annehmen? War Thorheit oder gar Heuchelei der Boden, dem solcher Unfug entsproß?" Da er hierbei Hans Kord ansah, antwortete dieser: „Nach meinem Dafürhalten hat beides dabei mitgewirkt."

Die drei Landleute wußten eine Menge von Einzelheiten anzuführen, welche auf das Treiben des „Erweckers der Toten zu Odemissen" ein bedenkliches Licht warf. „Ich danke Ihnen," sagte der Generalsuperintendent zu den Leuten, welche sich auf seinen Wink entfernten.

Auch er ging hinaus, der offenstehenden Kirche zu, wohin ihm der andere folgte. Sie traten ein. Vor dem Gottestische blieb der Vorgesetzte stehen, maß seinen Untergebenen mit großen Blicken und sagte dann: „Gestehen Sie mir hier, an heiliger Stätte, was Sie zu solchen Dingen trieb!"

„Höhere Eingebung," antwortete der Gefragte. „Uns ist ein anderes helles Auge beschert, welches den Kindern der Welt fehlt. Wir erblicken dort lichten Schein, wo diesen Finsternis dräut, wir sehen die Schöpfung in einer Erscheinung, die denen, die in den Schatten des Todes wandeln, ein unbekanntes Land bleibt. Dies verdanken wir besonderer himmlischer Gnade."

Hierbei hob er sein Haupt hoch empor. Ein halb seliges, halb höhnisches Lächeln umgab seinen Mund; den würdigen Herrn aber überkam es wie ein leises Grauen. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Da! — Er entdeckte in diesem Augenblick

in einem Winkel der Kirche einen altertümlich geschnitzten, halb in der Wand stehenden Schrein. Er ging hin, ihn zu besehen. Wollte er seine Gedanken auf etwas anderes lenken?

Plötzlich faßte ihn Lohbaum beim Arme und sagte mit den Blicken eines von den Mächten der Finsternis Verfolgten: „Bewahre Sie Gott! Bei Ihrer Seligkeit öffnen Sie ihn nicht! — Dahinein habe ich alle Teufel gebannt, welche die Seelen meiner Anbefohlenen gequält haben!"

War dies Verstellung? Wollte der Bedrängte sich durch Erheuchelung vorübergehenden geistigen Gestörtseins einen Ausweg bahnen? Spottend, aber den anderen scharf beobachtend, warf Mayer das Wort hin: „Dann mag ein nett Gekrabbel hinter der Schreinthür sein."

Der elende Hirt so vieler bedauernswerter Seelen neigte seinen Mund dem Ohre des Vorgesetzten zu und flüsterte mit unheimlich blinzelnden Augen: „Machen Sie sich nicht unglücklich! Ihre, meine Beine befinden sich in der Region der niederen Dämonen. Fühlen Sie nicht, wie die Höllenengelchen schon an den Knieen emporklimmen? Zurück, zurück, ehe es zu spät ist."

Dies konnte keine Verstellung sein. Im Kopfe des Mannes selbst spukte es. Der Generalsuperintendent raunte ihm bittend zu: „Zeigen Sie, daß der Herr Ihnen Gewalt gegeben hat über alles, was in Finsternis und Schatten wohnt."

Diese Worte riefen einen Ausdruck tiefen Ernstes auf dem Gesicht Lohbaums hervor. Mit aufgerichtetem Haupte, mit gehobener Brust beschrieb er mit flach ausgebreiteten Händen dreimal Kreise in der Luft. Dabei summte er die Worte:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Euch geschehe, wie geschrieben steht im Briefe Judä im sechsten Verse: ‚Bleibet behalten zum Gericht des großen Tages in ewigen Banden in Finsternis.'"

Dann erhob er betend die Hände zum Himmel empor, verzückt lächelnd. „Gehen wir," sagte er, „fürerst ist dieser Ort von unsauberen Geistern rein." Ganz und gar vergessend, wer der andere war, schritt er, diesem voraus, zur Kirche hinaus.

Draußen blieb er stehen. Siegesbewußt den Vorgesetzten ansehend, brach er, stolz sich erhebend, in die Frage aus: „Sehen Sie, welche Gewalt der Herr den Dienern verliehen hat, welche an ihn glauben und ihm vertrauen? Jetzt walten Sie Ihres Amtes und züchtigen Sie die, welche den ihnen von Gott gesetzten Hirten ihrer Seele schmähen, hassen, beleidigen und verfolgen. Der Herr fordert dermaleinst Rechenschaft von Ihnen."

Er sah geradezu grauenerregend aus, der Geisterbanner mit dem fahlen Gesicht, den verzerrten Zügen, der solch eine lächerlich erhabene Haltung annahm.

„Warten Sie Ihres Amtes!" rief er noch einmal, wandte dem Generalsuperintendenten Mayer den Rücken zu und schritt, gleich einem Feldherrn, der in einer großen, heißen Feldschlacht den Sieg errungen hat, nach der Wehme hin.

Bescheidener erscheinend, sah ihm der andere nach. Es that ihm wehe, was er in den letzten Stunden erlebt hatte: „Ich glaubte stets, die Zeit der Hexenprozesse sei vorüber, und doch giebt es Leute, welche ihre Wiedereinführung herbeirufen möchten. Auch Du könntest Scheiterhaufen errichten. Unglücklicher! Wahnbefangener! Wie viel Finsternis magst Du in den Köpfen Deiner Gläubigen verbreitet, wie viel Unheil magst Du schon angerichtet haben, und wir, die wir für Dein Thun mitverantwortlich sind, wußten es nicht." Gesenkten Hauptes schritt er dem Dorfkruge zu, und bald rollte sein Wagen dahin.

Nach wenigen Tagen kam der Klassensuperintendent. Er ließ die Kirchenvorsteher versammeln und eröffnete ihnen, die Verhandlungen über die Beschwerden wider den Pastor würden noch Wochen in Anspruch nehmen. Dieser werde deshalb, den Gesetzen nach, für einige Zeit von allen Amtshandlungen entbunden.

Die Dienstgeschäfte übertrug der Herr, soweit es anging, dem Küster, welcher auch jeden zweiten Sonntag in der Kirche eine Predigt verlesen sollte. Die Verwaltung der Sakramente fiel den umliegenden Seelsorgern zu, deren einer einen Sonntag um den anderen den öffentlichen Gottesdienst übernahm.

Der Superintendent ermahnte die Ältesten, alles zu thun, was in ihren Kräften stehe, den Frieden in ihrer Gemeinde wiederherzustellen. Dann ersuchte er sie auch, sich in jeder dringlichen Angelegenheit sofort an ihn zu wenden und nichts zu unterlassen, wodurch den Stellvertretern Lohbaums ihr Walten erleichtert und segensreich gemacht werden könne.

Hierauf begab er sich mit allen Kirchenvorstehern hinauf zur Wehme, um dem Ortsgeistlichen die über ihn verhängte Sperre zu verkündigen.

Der Gemaßregelte hörte erblassend, schweigend, welcher Schlag ihn traf. Noch einmal lief ein spöttisches Lächeln über sein Gesicht, dann sank er in seinen Sessel zurück. Er hörte die weiteren ermahnenden Worte der Höherstehenden nicht mehr. Er war gebrochen.

Seine Feinde jauchzten nun, seine Freunde trauerten und kamen ihn zu trösten; auch manche Leute aus der Umgegend, welche Teilnahme oder Neugier zu ihm trieb, stellten sich bei ihm ein. Mehr und freier als früher, sprach er nun von guten und bösen Geistern, wie man sie berufen, beschwören und bannen könne. Gern erging er sich in Reden über die Anschläge der Ungerechten, welche ihn stürzen wollten, über die Macht der Finsternis, welche sich wider ihn erhöbe.

Bald sah er es nicht mehr, wenn sich Zweifel und Spott auf den Gesichtern seiner Zuhörer spiegelten. Es fiel ihm nicht mehr auf, daß der Amtmann, daß der Bezirksarzt oft erschien, nicht um sich über die Geisterlehre, wie sie sagten, von ihm aufklären zu lassen, nein, um ihn zu beobachten, um das Gesehene, das Gehörte aufzuzeichnen und begutachtet der kirchlichen Behörde zu berichten. Immer düsterer wurde es in der Seele des Unglücklichen, und bald hielten die Geister, die er einst berief, die er zu beherrschen glaubte, durch die er zu Macht über Menschen hatte gelangen wollen, seinen Sinn so umfangen, daß

sich sein Auge jedem hellen Strahle himmlischen Lichtes für immer schloß.

Man errichtete damals im Lande eine Anstalt für Geisteskranke, eine der ältesten in Deutschland. Lohbaum wurde einer ihrer ersten Insassen. Lange lebte er hier in ewiger Nacht, der Unglückliche! Seine Unterhaltungskosten mußten aus den Einkünften der Pfarre bestritten werden, deren Rest nur dem Amtsnachfolger blieb, welcher bald ging und rasch Nachfolger um Nachfolger bekam. Hieraus erwuchs für die Gemeinde kein Segen.

Das offene, mannhafte Auftreten Odemissens hatte ihm in den Augen der Leute viel Ansehen erworben. Als dem Hauptmanne der ganze Vorgang aus der Gemeindeversammlung erzählt wurde, erscholl aus seinem Munde zum ersten Male das Lob des alten Widersachers, während Schwester Mathilde bitter lächelnd meinte: „Man sieht, welcher Art Gesellen dem lieben Lohbaum Fallen und Stricke gelegt haben."

Übrigens war die Frau gescheit genug, selbst des armen Mannes Namen möglichst selten zu nennen, und stets, soweit sie konnte, das Gespräch auf andere Dinge zu lenken, wenn Bruder Adolf anfing von Pfaffenlug, von Pfaffentrug, vom geistlichen Eulenspiegel und derartigen Dingen zu reden. Sie fühlte, sie sah es deutlich, daß sie, durch ihr blindes Vertrauen auf den Geistlichen, selbst auf Pfade geraten war, welche die, die ihnen folgen, in die Nacht geistiger Finsternis führen.

XVIII.

Adolf Behrenstein ritt nicht mehr so oft wie früher nach Salburg hinüber. Karl brachte die Wochen der Erholung auf dem väterlichen Gute zu. Auch Nachbars Tochter kam häufiger und auf längere Zeit nach Odemissen; nie aber stellte sie sich ein, wenn ihr Jugendgespiele dort weilte.

Als eines Nachmittags der Hauptmann mit seinem Neffen durch die Stadt schritt, trafen sie, um eine Straßenecke biegend, mit Bertha zusammen. Sie errötete, schlug die Augen nieder, bog zur Seite, ein Bild peinlichster Verlegenheit.

„War das nicht die Odemissen?" fragte der Alte, welcher das Benehmen nicht zu deuten wußte, und Karl, zu ihm hinschielend, scharf beobachtete.

„Was die haben mag?" antwortete dieser unbefangen. „Früher sah sie mich immer frei an und grüßte freundlich. Jetzt würdigt sie mich kaum noch eines Blickes, erwidert meinen Gruß, als ob sie sagen wollte: ‚Kenntest Du mich lieber doch nicht.'"

Dies gefiel dem Oheim. „Recht so! So muß es sein," sagte er. „Sie sind Bauern und wir Herren. Sieh nicht nach ihr, es bringt Dir keine Ehre. Der Ruf, in dem der ganze Meierhof steht, ist muffig. Auch Du wirst Dich zu vielen Unannehmlichkeiten und Ärgernissen von seiten jener zu versehen haben." Hier brach er ab, ein alter Bekannter begegnete beiden. Er fing mit Behrenstein ein Gespräch an, welches diesen veranlaßte, seinen Karl zu entlassen.

Der junge Bursch sagte sich: „Soll denn der Hader in Odemissen ewig dauern? und was geht der alte Zank mich an? was geht er Bertha an? Gilt sie nicht für ein gutes, gescheites Mädchen? Hat sie nicht jeder gern? Gaffen nicht die größten Schüler, sehen nicht auch manche junge Herren nach ihr?" Ihm ward so eigen! Unwillkürlich schlug er den Weg ein, den sie gegangen war, bis zu Westermanns Hause. Er sollte sie nicht finden. Er blieb stehen, sah an dem verzierten Giebel empor. Dann ging er weiter, aber nicht unbeobachtet. Sie war unterwegs in einen Laden getreten. Sie hatte ihn von dort bemerkt, war hinter ihm herausgetreten, desselben Weges ihm folgend. Weshalb ging er ihr nach? Weshalb sah er zu ihrem Fenster empor.

Ihr Herz pochte heftig, sie erbebte! „Nein und immer nein! Hu! Der Brunnen auf unserem Hofe! Der Brunnen!" Sie ging ins Haus.

Ihr Aussehen fiel der Mutter auf. Es lag ein Zug auf ihrem Antlitz, der dieser bisher fremd gewesen war, ihre Mienen verrieten Zeichen tiefer, innerer Bewegung. Sollte die Frau nach der Ursache dieser Erscheinung forschen? Nein! Sie erhoffte bei scharfer Beobachtung Aufklärung von der nächsten Zukunft.

Fritz Westermann hatte mit viel Mühe und Not die Gelehrtenschule seiner Vaterstadt durchgemacht und war mit den Schwalben aus Salburg fortgezogen auf die Hochschule, um sich dort der Gottesgelahrtheit zu widmen. „Zum Advokaten ist er zu hölzern und zum Doktor zu unbeholfen," hatte Meier Odemissen gesagt, „und da er zum Geschäftsmanne noch weniger taugt, mag er Pfaff werden. Wenn ich dies Zeug gerad nicht zu freundlich ansehe, so kann's für ihn unter gegebenen Umständen denn doch wohl das beste sein."

Deshalb ging auch vierteljährig ein schwerer Geldbrief von Odemissen nach Heidelberg. Vater Westermann wußte dies wohl. Die Geldmittel, welche er selbst seinem Sohne zur Ausbildung bewilligte, waren ja gar zu winzig; nur that er so, als wisse er nichts von jenen Zuschüssen. Er selbst „wollte dem dicknasigen Bauern" nicht zu Dank verbunden sein.

Wilhelm, der jüngere seiner Söhne, war, obgleich begabter, in seiner geistigen Entwickelung durch mehrfaches längeres Kranksein gehemmt, so daß er, wiederhergestellt, auf der Schulbank neben dem jüngeren Karl Behrenstein Platz nehmen mußte. Beide waren von gleichem Streben nach Vervollkommnung beseelt, so daß sich zwischen ihnen ein freundliches Verhältnis anzuspinnen begann.

An einem Nachmittage begleitete Karl den Mitschüler bis vor dessen väterliches Haus. Die Mutter saß am Fenster, Bertha ihr gegenüber, beide mit weiblichen Arbeiten beschäftigt. Jene sah auf die Straße. „So! Wollen die beiden vielleicht Freundschaft schließen?" sagte sie halblaut, „neulich sah ich sie schon miteinander gehen."

Sie bemerkte nun, daß Karl emporsah, aber

nicht zu ihr, nein, nach dem anderen Fenster. Unwillkürlich sah sie selbst nach dem Sitze gegenüber. Wie? Bertha hatte sich leise erhoben und war etwas zurückgetreten, doch so, daß sie immer noch die dort unten Stehenden erblicken konnte. Sie war erregt. Weshalb lag zugleich dieser wehmütige Blick auf ihrem Gesichte? Sie brauchte nicht nach der Ursache dieser Erscheinung zu fragen. Als das junge Mädchen sich beobachtet sah, errötete es tief und ging schweigend hinaus.

Die Pflegemutter trat zum Pulte hin. Hier schloß sie eine Lade auf, deren Schlüssel sie stets bei sich zu tragen pflegte. Sie suchte dort etwas. Da lag er, der Brief ihres Schwagers. Sie las ihn zwei-, dreimal. Dann faltete sie ihn zusammen, um ihn wieder auf den alten Platz zurückzulegen.

Sie war still; doch bemühte sie sich, als Bertha mit Emma zurückkehrte, ein Gespräch von gleichgültigen Dingen anzuknüpfen. Sie merkte recht wohl, daß sie von Bertha forschend angesehen wurde, so, als ob ihr die Frage auf den Lippen schwebte: „Hast Du in meiner Seele gelesen?"

Nach dem Abendessen gingen die Mädchen zu einer in der Nachbarschaft wohnenden Freundin. So hatte die Mutter Gelegenheit, unbeobachtet dem Schwager zu schreiben.

Sie stellte in beredten Worten dar, daß es notwendig sei, Bertha unter Leitung einer anderen gebildeten tüchtigen Frau im größeren Haushalte unterweisen zu lassen, wie ja auch gleicherweise Emma durchaus unter fremde Leute müsse.

Sie ersuchte deshalb den Gatten der verewigten lieben Schwester, entweder selbst Schritte in dieser Richtung zu thun, oder es ihr, der seitherigen Erzieherin seiner Tochter, zu überlassen, sich nach einer passenden Stelle für sie umzusehen. Hierbei unterließ sie es nicht, darauf hinzudeuten, daß es ihr lieb sein werde, wenn das Antwortschreiben Odemissens so laute, als ob der Gedanke an eine Entfernung des Mädchens aus Westermanns Hause vom Vater des Kindes ausgegangen sei.

Die kluge Frau kannte ihren Gatten recht wohl. Sie wußte zu gut, daß ihm das Scheiden der Nichte, schon des Verlusts an äußeren Vorteilen wegen, weit unangenehmer sein würde, als ihm früher das Einführen der mutterlosen Waise in sein Heim war.

Am anderen Morgen traf eine Magd vom Meierhofe mit einem Korbe voll Lebensmitteln ein, welche den Brief mitnehmen konnte, und ehe eine Woche vergangen war, hatte Frau Westermann ein langes Schreiben Hans Korbs in Händen. Nicht ohne einige Förmlichkeit sagte er der Schwägerin seinen wärmsten Dank für alles das aus, was sie an Bertha gethan hatte. Er bat die Verwandte, sich ferner und immerdar als Mutter derselben zu betrachten. In Worten, die man einem durch unendlichen Kampf und harten Streit gestählten Manne kaum hätte zutrauen sollen, sprach er die Befürchtung aus, es möge sich seine ohnehin empfindliche Tochter, unter Fremden alleinstehend, unglücklich fühlen. Er werde es als ein großes Entgegenkommen ansehen, wenn die gute Frau Schwägerin es gestatte, daß Emma mit ihrer Pflegeschwester zwei Jahre in einem fremden Hause zubringe. Der Kostenpunkt falle ganz außer Betracht; auch werde er es der musterhaften Hausfrau danken, wenn diese für so lange Zeit dem Umgang, wenn nicht gar der Pflege beider Mädchen entsage. Die Bestimmung der Ausbildungsstelle, die Abmachungen über das Kostgeld und alles andere Dahineinschlagende und Ähnliche wolle er getrost der Schwester seiner seligen Frau überlassen.

„Immer uns gegenüber so anständig, der zähe, streitlustige Mann!" sagte sie und wollte eben den Brief zusammenfalten, als der Rezeptor eintrat. Seine Stirn verdunkelte sich, als er hörte, daß Odemissen seine Tochter in einem anderen Hause untergebracht zu sehen wünsche; doch glätteten sich seine Mißmutsfalten, als ihm der weitere Inhalt des Schreibens mitgeteilt wurde.

Die Pflegeschwestern begrüßten die Nachricht von dem Entschlusse Odemissens mit jener Freude, die der empfindet, der zum ersten Male aus engen Schranken hinausgelassen wird. Eine günstige Gelegenheit, beide Mädchen in einem guten Hause unterzubringen, fand sich bald. Amtsrat Robeck in Rottberg, einem zwei Meilen entfernten Landstädtchen, verheiratete zwei seiner Töchter. Für die großen Ausgaben, die ihm dies, sowie die Erziehung seiner noch übrigen Kinder verursachte, mußte Ersatz gesucht werden. Deshalb wollte er jetzt, wie früher schon, junge Mädchen gegen Kostgeld ins Haus nehmen. Der Herr, welcher in jenem Orte die Stelle eines ersten Richters und Verwaltungsbeamten bekleidete, bezog kein hohes Bareinkommen. Ein bedeutender Teil seiner Einkünfte bestand in den Erträgen der Grundstücke, die ihm zur Nutznießung überwiesen waren. Die Sorge um die Haus- und Landwirtschaft lag der Frau Amtsrat ob, welche, tüchtig in jeder Weise, alles so zu lenken, zu leiten und einzurichten verstand, daß man sie in weiten Kreisen als Muster einer Haushälterin anzusehen pflegte. Dabei herrschte im Amthause, einem der Landesherrschaft anheimgefallenen alten Herrensitze, viel geistiges Leben. Frau Musika hatte hier eine liebe Heimstätte gefunden. Hier war der Sammelplatz vieler Gebildeter, von hier gingen die meisten Anregungen zu vielen geselligen Vereinigungen aus

Frau Westermann fuhr in einem Mietwagen nach Rottberg hinüber, um sich dort von der Lage der Verhältnisse zu überzeugen und sich mit der Frau, welcher sie die beiden lieben Seelen anzuvertrauen geneigt war, zu bereden. Sie fand alles so, wie es ihr gute Gerüchte gemeldet hatten. Von der Beamtenfrau ward ihr eine herzliche Aufnahme und freundliches Entgegenkommen. Eine Einigung um die beredeten Fragen war erzielt, als Frau Rat Robeck sagte: „So wären wir ja einig; doch muß ich nur noch hören, was mein Mann dazu sagt."

Der Herr trat bald darauf ein. Er nickte beifällig, als ihm seine Gattin alles Besprochene auseinandersetzte; doch ward er nachdenklich, als er den Namen Odemissen hörte. „Odemissen," sagte er, den Namen wiederholend und sah fragend zu der Frau Rezeptor hinüber. Es folgten einige Augenblicke

peinlicher Stille. „Odemissen, Odemissen?“ fragte er noch einmal halblaut, lang gedehnt und krauete mit der Hand vor der Stirn, als ob er von dort etwas hinwegschaffen wolle, welches ihn belästigte.

„Mein Schwager, Meier zu Odemissen, hat einen bedeutenden Grundbesitz und ist daher in mancherlei ärgerliche Händel, namentlich mit den Besitzern des gleichnamigen Rittergutes verwickelt. Er mag in den vielen Rechtsstreitigkeiten mitunter schroff auftreten, mag seine Ansprüche vielleicht mit mehr als großer Zähigkeit verfolgen, ist im übrigen sehr zuvorkommend, sehr anständig, wenn er auf seinem Lebenswege Menschen begegnet, welche ihm offen, ehrlich, verträglich entgegenkommen.

Tritt er den Behrensteins gegenüber recht selbstbewußt auf, so liegt auf deren Seite kein minderes Maß von Schuld, als auf der seinen. Sie haben ihn oft gereizt, stets zu drängen gesucht. Sie, selbst von geringerem Bauernstande herstammend, wollen ihm, dem alten Voll- und Freimeier, nun so recht die Schwere ihrer nun herrschaftlichen Hand fühlen lassen.“ — So sagte die Schwägerin Odemissens und fuhr, da ihr nichts entgegnet wurde, fort: „Mein eigenes Kind, Emma, hat mir selten zur Unzufriedenheit Ursache gegeben, die Tochter meiner Schwester nur Freude gemacht. Man nennt sie in Salburg nicht umsonst ein recht gescheites und liebenswürdiges Mädchen. Entschuldigen Sie, daß ich mich dieser Ausdrücke bediene, hier am Orte scheinen sie angebracht zu sein. Bitte, Frau Amtsrat, überzeugen Sie sich davon, mit welcher Noblesse Hans Kord Odemissen zu Odemissen auftreten kann!“ Hierauf überreichte sie der Frau des Hauses den letzten Brief des Genannten.

Die Empfängerin las ihn sehr aufmerksam und gab ihn mit den Worten zurück: „Nach diesem müssen Sie wohl im Rechte sein, Frau Rezeptorin.“

Der Amtsrat ward verlegen und stammelte so etwas wie: „Schriftlich benachrichtigen“ daher; Frau Westermann aber erhob sich mit den Worten: „Nun, wenn ich denn die Reise hierher vergebens gemacht —“

Die Amtsrätin ergriff ihre Rechte. „Nein, nein!“ sagte sie, sah ihren Mann bedeutungsvoll nickend an. Dieser stand, augenscheinlich peinlich betroffen, auf, überließ es, sich von der Fremden sehr höflich verabschiedend, seiner Gattin, nach bestem Ermessen zu handeln, da ihm in derartigen Dingen ein eigenes Urteil fehle.

Die Frauen waren schon einig. Nach wenig Wochen sollten die „Zwillingsschwestern“, wie man sie in der Fürstenstadt scherzend oft nannte, nach dem Landstädtchen übersiedeln.

* * *

Zu verschiedenen Malen hatte Karl Behrenstein vergebens versucht, der Jugendfreundin zu begegnen. Beide Mädchen fuhren vor ihrer Abreise nach Rottberg noch einmal auf ein paar Tage nach Odemissen hinüber. Dann kehrten sie auf kurze Zeit nach Salburg zurück.

Am Nachmittage vor dem Scheiden aus dem Hause ihrer Pflegeeltern ging Bertha halb im Traume über einen wenig belebten Teil des Stadtwalles. Hinter sich hörte sie schnelle Tritte Plötzlich, als sie sich eben nach dem Kommenden umsehen wollte, legte sich eine Hand leise auf ihre Schulter und eine wohlbekannte Stimme sagte: „Weshalb thut Ihr Odemissen so bös gegen mich? Bertha! Willst Du scheiden, ohne Deinem Jugendfreunde Lebewohl gesagt zu haben?“

Tiefe Röte überflog des Mädchens Gesicht, ein Lächeln, ein Erschrecken. Mit weitgeöffneten Augen, mit halbgeöffnetem Munde, dem aber kein Laut entquoll, wich die Odemissen zurück, die Hand abwehrend erhebend.

Treuherzig die Rechte bietend trat der andere näher, mit den Augen, mit den Lippen bittend: „Scheide doch nicht so von Karl!“

Die Glut ihrer Wangen steigerte sich, Schrecken malte sich bei dem Gedanken an die Worte des Vaters auf ihrem Gesichte. Mit der Hand aufs Herz fassend, preßte sie in höchster Aufregung die Worte hervor: „Hu! Der Brunnen! Der Brunnen!“ Dann eilte sie, mit der Hand abwehrend, hinweg.

Am folgenden Morgen, als die Frühlingssonne durch lichte Nebel brach, die Staare auf den Dächern schwatzten und draußen auf den Feldern jubelnde Lerchen himmelan stiegen, fuhr Frau Westermann mit den beiden Mädchen zum Thore hinaus. Oben im Schulhause am Fenster stand ein junger Mensch, hinabsehend. Als er den Wagen kommen sah, trat er nicht zurück. Entging es ihm nicht, so bemerkte auch Emma, daß Bertha flüchtig hinaufblickte. Teilnahmsvoll sah sie die Liebe an.

Bald lag die alte Stadt mit ihren Türmen und Mauern hinter ihnen und Bertha atmete auf. Sie träumte und träumte dann. Weshalb wollte Karl gestern von ihr Abschied nehmen, die er doch als weit unter ihm stehend ansehen mußte? Hatte der Hauptmann ihm nicht alle Standesvorurteile tief eingeprägt? Suchte er nicht aus dieser Veranlassung Umgang mit den Schülern aus den höchsten Kreisen? Vielleicht sah er es als eine große Herablassung an, wenn er jetzt mitunter mit Vetter Wilhelm verkehrte.

Nie würde sich, das stand fest bei ihr, die Tochter des Meiers zu Odemissen, ohne gezwungen zu sein, mit einem Gliede der Behrensteins einlassen. Das schuldete sie ihrem Vater, ihren Vorfahren, ihrem Namen. Dies stand fest bei ihr. Solche Gedanken bewegten sie bis das Mütterchen anfing, den Kindern noch einige gute Ratschläge für die Jahre des Aufenthalts in Rottberg zu erteilen.

(Fortsetzung folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Mondsee

Die Pappeln rauschen leise,
Der Nachtwind summt sein Lied,
Stolz durch der Sterne Kreise
Der Mondsee Gondel zieht.

Sie ließ die Ruder fallen
Und löst das goldne Haar,
Und ihre Schleier wallen
Am Himmel silberklar.

Aus ihren Augen strahlen
Hoffnung und Liebesglück,
Und mir, trotz herber Qualen
Blieb des ein Glanz zurück!

Valentin Traudt.

Ein langweiliges Mädchen.

Von **Georg A. Albert.**

Wie und bei welcher Gelegenheit ich sie eigentlich kennen lernte, weiß ich nicht zu sagen. Genug — seitwärts vom Schwarme der Ausflügler stand sie, welcher sich schwatzend und lachend von der Bahnhofsstation in den Vorort ergoß. Ihr einfacher weißer Sommerhut leuchtete zu mir herüber, ihr helles, die schmiegsame Taille umschließendes Kleid. In der Hand hielt sie den geöffneten Sonnenschirm. Den staubigen Fahrdamm überschreitend, trafen sich unsere Blicke. Ich wollte das nicht. Mit einem einzigen Blicke hatte ich sie ja bereits vorher erfaßt. Sie bot nichts Besonderes. In dem Momente, da der Zug hielt und die Coupéthüren sich öffneten, hatte ich wohl fünfzig ihresgleichen gesehen. Sie mußte mir so gleichgültig sein wie alle andern. Ich schritt an ihr vorüber. Kein Muskel meines Gesichtes zuckte und doch schlug mir fühlbar das Herz. Ihr Auge haftete noch an meiner Kehrseite — ich wußte es — aber ich wollte interesselos erscheinen, weil — nun, weil ich wollte! Was jedoch wollte sie mit diesen Augen, diesem Blicke? Lebendig sah ich ihn vor mir — mit dieser verzehrenden, resigniert traurigen Sehnsucht — dieser stummen heißen Frage voll Entsagung. Ein inneres nervöses Zittern durchlief mich. Thorheit — Täuschung! Aber mein Schritt war langsamer geworden. Ein zwingendes Etwas zog mich rückwärts. War sie allein — ganz allein — wie ich? Gehörte sie zu niemand von den Tausenden, welche die Sommerlust hierher führte? Wie seltsam, dieser Gedanke erregte mich freudig wie ein Triumph. Furchtbares Gespenst der Langeweile, wie allmächtig ziehst Du die heißen hungernden Menschenseelen zu einander. Und hundert Vermutungen kreuzten blitzschnell mein Hirn, daß sie auf jemand warten könne. Dieser Jemand — ein Mann — eine Schwester — eine Freundin oder Mutter? Ein Gefühl der Besorgnis, der Angst, der Erbitterung stieg in mir auf. Ich wollte Gewißheit. Mein Fuß stockte, ich wandte mich um. Der Schwarm der Ausflügler hatte sich verlaufen und der Gehweg war einsamer geworden. Mein Auge suchte den Sommerhut, das helle Kleid. Wo war sie? Ein heftiger Schreck durchzuckte mich: fort! Wohin? — Da traf mich abermals ihr Blick, hinter einer wandelnden Gruppe von Herren und Damen hervor, schimmernd, fragend, zweifelnd. Und mein Auge verschleierte sich, wie Nebel über die Sonne sich legt, und Stolz und Ärger kämpften in mir. Sie mußte ihren Sieg erkannt haben. Aber sie war doch allein! Jetzt ging sie vorüber. Wieder fühlte ich den dumpfen, weitausholenden Schlag meines Herzens in mir. Wie ein nahes, überwältigendes Glück lag es auf mir. Den Rücken ihr zugewendet, blieb ich stehen, teilnahmlos, kalt, und ließ sie vorbei. Dann folgte ich.

Ich **wollte** glücklich sein, sollte ich auch die Thorheit und Täuschung in ihrer Bitterkeit abermals bis auf die Neige auskosten. Abermals! Hatte ich denn schon geliebt? Nein. Aber ich hätte lieben können — wie keiner! War sie anders wie alle? Ich prüfte ihre Gestalt, den Gang, die Kleidung. Nichts mißfiel mir. Mählich kam ich ihr näher und näher. Jetzt ging ich ihr zur Seite. O, dieses Augenpaar, rehbraun und süß, mit welchem Ausdruck versenkte es sich in das meine! War es möglich? Mein Gott — war es möglich! Aber woher? Wodurch? Glück und Rührung kämpften in mir, Sehnsucht und Furcht. Ist es so — kommt so die Liebe — spricht, giebt sie sich so — blitzschnell, wehrlos, zum Sklaven machend? Stumm, geradeaus blickten wir vor uns hin. Unser Schritt vermählte sich, wie der Schlag unserer Herzen, im Gefühl der sicheren Ergebung. So wandelten wir, fast bewußtlos, nebeneinander. Da stahl sich ein leiser Hauch über ihre Lippen, wie das Atmen der Seele, der meine Wange traf. Ich blickte zur Seite. Sie lächelte tiefsüß und selig, in jener Verklärung, die den Engeln im Weibe eigen, ein Lächeln, wie ich es in meinen wachen Träumen erdichtete, wenn meine Seele in Sehnsucht erglühte. Da war nichts Schlange, nichts Falschheit, die zum Sprichwort geworden durch Mutterwarnung, und mich verzweifeln ließ am Wesen des Weibes. Da war kein frivoles Spiel, wie der Reiz und die bewußte Macht der Schönheit sie mit dem Glauben und der Schwäche vornimmt. Wahr, rein und heilig, wie die Sonne über uns strahlte es, milde gedämpft durch schluchzendes Glück und unendliche Zärtlichkeit. Und ihre linke Hand, die das Kleid hielt, streifte leise meine rechte und unsere Finger umschlossen sich sanft in einem Impuls. Sie zitterte schwach, kaum merklich, wie in magnetischer Fühlung. Ein einsamer Waldweg nahm uns auf.

Der Atem der sonnendurchglühten Erde stieg zu uns auf, die Fichten strömten ihren Harzduft entgegen. Über uns flimmernder Sonnenglast und durch die dunkle Masse der Baumkronen die blaue Luft. Heiliges Schweigen, in welches die menschliche Stimme Mißton trägt, sollte ich Dich brechen? Und doch war ich es ihr und mir schuldig. Ich sprach. Ohne Nachdenken, ohne Berechnung glitten die Worte über meine Lippen. War es ein Lied? War es ein Gebet? Vielleicht beides. Sie schwieg, auch als ich geendet, ihre Hand auf meine Brust legte und ihr tief in die feuchtschimmernden Augen sah, die mein Antlitz zu kosen schienen. Und wie ihr Busen sich langsam hob und senkte, neigte sie

ihr blondlockiges Haupt und lehnte es sanft an meine Schulter. Dann glitt sie gebrochen an mir hinab. Mein Arm umschlang sie — hob sie empor — mit heftigem Schrecken blickte ich in ihr erbleichtes Gesicht: Sie war ohnmächtig geworden.

Ich bettete sie in dem Moose, im Schatten der Fichten. Was sollte ich thun? Auf meinen Knieen, ihr zur Seite, lauschte ich auf ihren Pulsschlag, der mir gehörte. Endlich wich der Bann der Sinne. Den Arm unter ihr Haupt gelegt, blickte ich auf ihre geschlossenen Augen, die ein Kranz goldener Wimpern umsäumte, auf den süßen Mund, den ein glückliches Lächeln umspielte. „Mein! Mein!“ flüsterte ich. Und sie lächelte süßer, inniger, denn zuvor. Ihre Lippen öffneten sich, die Reihen der kleinen Schmelzzähne frei zu geben, die Lider hoben sich, um einen Glanz von Himmelslicht hindurch zu lassen. Dann floß eine zarte Röte ihr bis zur Haarwurzel. Aber sie blieb, wie sie war, gebannt durch mich, dessen bebende Seele die ihre küßte. „Sprich!“ flehte ich. „o, sprich zu mir! Mein Ohr lechzt nach einem Laut aus Deinem Munde, Geliebte!“ Doch sie neigte das Haupt, schwer, wie von Schuld gedrückt, und preßte krampfhaft meine Hand, die sie an ihr Herz gezogen hatte. Ich erstarrte. Stürmisch wogte ihr Busen. Meine Hand lösend, hob ich ihr Antlitz zu mir empor. Wie? — Ein furchtbarer Schmerz durchzuckte ihre reizenden, engelgleichen Züge, brach aus ihren Augen. Ich wich zurück, wie von Geierkrallen im Herzen gepackt. „Ist es möglich?“ — „Nein!“ schrie sie, wie von elementarer Gewalt emporgerissen, ausbrechend, „Nein!“ Und ihre Arme streckten sich, mich zu halten, der finster weiter zurückwich. — Dann ging eine furchtbare, nicht zu schildernde Veränderung mit ihr vor. Die Hände fest auf die Brust gedrückt, die Augen groß, suchend, fragend, irrend, leuchtend auf mich gerichtet, den Schauer schüttelten, stürzte sie auf mich zu, zu meinen Füßen, mich umschlingend, rüttelnd. „Du — Du.“ schluchzte sie mit vibrierender Stimme, „Du hast mich erlöst! — Du hast mir die Sprache wiedergegeben — — Begreifst Du? O, mein Gott!“ — Und sie wand sich an mir empor und hing mit heißen, heftigen Küssen an meinem Munde, während ihre thränenschwimmenden Augen übermenschliches Glück strömten. — — — — —

Wie Dich auch Namen nennen, allmächtiges Wesen! Mir bist Du Gott. Wie so oft in den Jahren meines jungen Glückes schaue ich auf mein Weib — und ich bete zu Dir. Du hast ihr den Wohllaut, der wie Gesang klingt, wiedergegeben, auf daß ich ihn trinke — der Glücklichste der Sterblichen! Denn sie war seit einigen Jahren stumm. Auf meinen Knieen aber halte ich Dein Geschenk, Deine Begnadete, und sie flüstert mit schelmischem Lächeln, ihres damaligen Glückes und ihrer Qualen gedenkend, an meinem Halse. „War ich Dir nicht ein recht langweiliges Mädchen?“

„Seele meiner Seele — Mutter meiner Kinder — mein Weib!“

O schau' nicht weg.

Begegnet Dir ein Herz auf Deinem Pfad,
Das voll Verbitt'rung ist und kalt wie Stein,
Und das kein Lächeln für die Freude hat,
Und keine Thräne für die herbste Pein:

O schau nicht weg! Du weißt nicht was es trug,
Vielleicht hat einmal es geliebt gar heiß
Und ist, zerrissen von Verrat und Lug,
Nach ausgesprühtem Schmerz erstarrt zu Eis.

Doch schaust Du's mit dem Blick der Liebe an,
Daraus der Wunderschein des Himmels blaut,
Dann löst sich wohl der böse Zauberbann,
Und seine starre Eisesrinde taut.

O sorge, daß sie nicht aufs neu erstarrt,
Sei mild ihm, wie der Frühlingshauch der Flur,
Entlock' dem Herzen, winterkalt und hart,
Zartsprossend Grün und holde Blütenspur.

E. Ehrenberg.

Was man Trude nachsagte.

Von **Karl Pröll.**

(Schluß.)

Rode lief unterdes auf einem einsamen Feldwege dahin. Mit den Schatten der Weiden verdunkelten und verlängerten sich die zwiespältigen Stimmungen, denen er überlassen war. Die Frau Stadtrat hatte nicht nur mit ihrem Mundwerk die Kunde von der schlechten Obsorge Trudes für die ihr anvertrauten Kinder verbreitet, sondern dazu noch das Gerücht, die übermütig gewordene Kindergärtnerin werde schon jetzt durch eine zuverlässige Anwärterin ersetzt werden. Auch Rudi wurde dieses lächerliche Geschwätz zugetragen, nachdem er das Haus verlassen, wo Trude wohnte.

Er ärgerte sich, daß die Braut seinen Wunsch nicht beachtet hatte, sogleich die Stelle niederzulegen. War es nach seiner Ansicht doch ein falscher Stolz, daß sie nichts von ihm annehmen wollte, bevor nicht die Ehe vollzogen. Und er ärgerte sich über die Mutter, welche ihm die Bitte abgeschlagen, das Mädchen gleich in die Familie aufzunehmen. Zu den Plänen der ehrgeizigen Mutter paßte freilich diese Verbindung nicht, und nur der Umstand, daß Rudi ihr einziger Sohn war, den sie selbst verwöhnt und seinen Launen überließ, hatte einen völligen Bruch verhindert. Allein wenigstens sollte der künftigen Schwiegertochter die Annäherung möglichst erschwert werden. Nur der welterfahrene, im Hause aber das zweite Wort besitzende Vater zeigte sich einverstanden damit, daß sein Sohn ein armes, aber braves und liebeswarmes Mädchen erwählte. Doch überließ er das Durchsetzen dieser Absicht ausschließlich Rudi und ging als echter Bankier nach wie vor in seinem Geschäfte gänzlich auf. Die übrigen Familienmitglieder und die Stadthonoratioren fanden die „sentimentale Geschichte“ einfach lächerlich und wechselten in boshafter Stichelei und innerer Schadenfreude ab. All das Getriebe, das Rudi wohl durchschaute, blieb dem harmlosen Mädchen fremd, und der rasche Werber war bisher zartsinnig genug, nichts darüber bei den Zusammenkünften anzudeuten. Aber diese Bräutigamszeit bereitete doch seinem selbstwilligen und dabei sehr empfindlichen Temperament eine Reihe kleiner Qualen; das juckte wie ein unaufhörliches Brennen an wechselnden Stellen des Körpers.

Er hatte Trude bei einem kleinen Maskenfeste, welches die Lehrerschaft veranstaltete, kennen gelernt. Der freundliche, junge Lebemann machte alles mit und wurde überall gern

gesehen. Trude, deren jungfräulich holdes Wesen in der Tracht einer Zillerthalerin vollen, ungekünstelten Reiz ausüben konnte, fesselte den Verwöhnten sogleich. Er wich den ganzen Abend nicht von ihrer Seite, krönte den köstlichen Zufall durch eine Liebeserklärung, und nach einem verschämten Zurückweichen Trudes durch den rasch improvisierten Heiratsantrag. Das war der Ausbruch des ungeduldigen Blutes, das in seinen Adern rollte, seines gutherzigen Eigensinns, der sich um Gott und die Welt nicht kümmerte.

Trude, welcher der Werber gefiel und welche von seiner Ehrlichkeit gerührt war, hauchte ihm ein „Ja" zu und gab sich ganz dem neuen unverhofften Glücke hin. Sechs Wochen dauerte nur der Brautstand, und in einigen Monaten sollte die Hochzeit folgen. Rudi liebte seine kleine „Alpenfee" ernsthaft und innig; er hätte sich nicht mehr von ihr trennen wollen. Aber die zahllosen Unannehmlichkeiten, welche sich einstellten, gaben ihm bereits den herben Nachgeschmack eines Verhältnisses, das die Familie nur duldet, und die Gewohnheitsmenschen nicht billigen. Und gar heute! Zuerst die versäumte Begegnung, die kindische Einschließung Trudes in ihr Zimmer, das dumme Gerücht mit der Entlassung.

Es war, um aus der Haut zu fahren. So unbeholfen und weltunkundig erschien ihm jetzt das süße Mädchen. Trude schob er die natürlichen und zufälligen Widrigkeiten zu, welche in letzter Zeit seine Gemütsbequemlichkeit beeinträchtigt, ihm das Ebenmaß seiner Ichwelt verrückt hatten. Im Anfang kam er sich wirklich seelengroß vor, daß er ein leidenschaftliches Verlangen mit der schmeichlerischen Selbstbefriedigung verband, daß er ein armes Mädchen zu seiner Gattin erheben würde, die ihm ewig dafür dankbar sein müsse. Nun genierten ihn bereits die Anzeichen der Unbefriedigung bei der Mutter, welche aus Schwäche nachgegeben, sich jedoch im stillen wehrte, das Aufmucken der Angehörigen, die ironischen Bemerkungen der Bekannten und vor allem der hereinbrechende Klatsch. Ja, es tauchten sogar schon vorher Abfallsgelüste in Rudis Herzen auf. In solchen Augenblicken des Schwankens trat jedoch das Bild Trudes in so leuchtenden Farben vor sein liebebedürftiges Gemüt, daß er empfand, er könne nie und nimmer von ihr lassen. Und nach einer solchen unterdrückten Herzensmeuterei suchte er durch scheue Zärtlichkeit sein Schuldbewußtsein zu zerstreuen und überraschte das Mädchen durch die Innigkeit des Tones und Blickes. Dabei wuchs ihr knospenhaftes Verlangen blütenreich empor, und sie wußte, daß für sie Tod und Leben mit Rudi unauflöslich verknüpft seien. Es war gesunde Wurzelerde in beiden Seelen, und nur die dumpfnasse Gesellschaftswitterung brachte manchen Zweig dieses Herzensbundes zum frühzeitigen Welken.

Rudi hatte sich ausgelaufen, ging bedächtiger nach der Stadt zurück und plante, in väterlich-milder Weise Trudes Eigenheiten zu überwinden und den jetzt überall emporwuchernden Klatsch zu ersticken, der ihn, das verwöhnte Kind sorglosen Reichtums, am meisten peinigte.

Dieser Klatsch hatte unterdes üppige Nahrung gefunden. Die Wirtin Trudes erzählte natürlich die interessante Thatsache, daß ihr Fräulein dem Bräutigam die verschlossene Thüre nicht zu öffnen bereit gewesen. Das sprach sich herum. Am nächsten Morgen galt es der weiblichen Bevölkerung für ausgemacht, daß Trude eine launische, herzlose Kokette sei, welche durch solche Mittelchen ihr armes Opfer noch willfähriger machen möchte, welches sie nur des Geldes wegen heirate, sonst nichts übrig dafür habe. Und bereits wurde es als nicht unwahrscheinlich hingestellt, daß die schlaue Sanftmut vielleicht schon ein anderes, leider noch nicht entdecktes Verhältnis angesponnen haben dürfte, das heimlich fortgeführt oder in guter Art gelöst werden sollte. Dazu gesellten sich hämische Bemerkungen über die angebliche Entlassung der Bettelprinzessin, welche gleichfalls nur aus kluger Berechnung weiter als Kindergärtnerin sich aufspielte, jedoch ihre Pflichten gröblich vernachlässigte. So schwoll aus dem Gassenkehricht der Philisterseelen und aus dem unablässig niederträufelnden Schwatzregen die ekle, breiige Masse bewußter und unbewußter Verleumdung zu einer übelriechenden Pfütze an, in welcher die Schmalfurter mit Behagen herumstiegen.

Beim Erwachen am andern Tage fand sich Trude etwas gekräftigt und ihren Geist gesammelt. Die unbegreifliche Abspannung schien überwunden zu sein. Sie begab sich nach dem Frühstück wieder auf den Hof, den Spielplatz der Kinder. Aber es fehlte wirklich beinahe ein Drittel derselben; die Hetzerei der Frau Stadtrat hatte leider gewirkt. Das erzeugte bei Trude abermals eine Niedergeschlagenheit. Die anwesenden Kinder waren dagegen doppelt artig und folgsam, das beruhigte Trude einigermaßen. Sie schloß die Spielstunden diesmal um einige Minuten früher, indem sie die noch nicht heimgeholten Kinder der Aufsicht der Hauswartsfrau überließ, denn Trude wollte um keinen Preis Rudi nochmals verfehlen.

Etwas beklemmt eilte sie zu der bekannten Rotbuche auf der Stadtpromenade, wo sich die Verlobten stets zusammenfanden. Sie mußte diesmal warten und ihr Herzchen klopfte dabei fast hörbar. Da zeigte sich der Kopf Rudis über einem dichten Gebüsch, durch welches gerade eine Amsel schlüpfte, während ein Silberwölkchen das Sonnenlicht milderte. Zaghaft ging sie ihm entgegen.

Er begrüßte Trude freundlich, drückte ihr einen flüchtigen Kuß auf die Wange, welcher ihr blasses Gesichtchen rosig färbte. Nun gingen sie miteinander und Trude entschuldigte gleich ihr Verhalten am vorigen Tage, klagte etwas über die Frau Stadtrat und ihre eigene körperliche Schwäche. Rudi nahm nun den Anlauf zur sozialen Erziehung seiner Künftigen — anfangs etwas stockend, später aber mit der Geläufigkeit des Sprechers, dem seine weisen Worte Vergnügen bereiten. Er bat Trude ernstlich, die überflüssige Stelle sogleich aufzugeben und alles zu meiden, was zum Klatschen neidischer und feindseliger Zungen Anlaß geben könnte. Auch ließ er sich durch seine falsche Pädagogik verleiten, ihr die brühwarm empfangenen jüngsten Stadtschwätzereien mitzuteilen. Erschrocken horchte Trude auf und wurde bleich und bleicher. Erst nach einiger Zeit bemerkte Rudi die ungünstige Wirkung seiner Rede. Er nahm Trude bei der schmalen Hand, streichelte diese sanft und meinte, daß ihn natürlich diese gemeinen Angriffe auf seine Braut unberührt ließen, daß diese es aber vorsichtig anstellen müsse, damit die Gerüchte ein Ende nähmen. Trude war jetzt wachsbleich geworden und fragte mit zitternden Lippen:

„Ja, was kann ich dazu thun? Ich wünsche niemand etwas Übles, noch weniger, daß ich es vollbrächte. Ich bescheide mich in meiner bisherigen Stellung, bis Du mir die Seligkeit bietest, Deine Frau zu sein. Oder glaubst Du, daß ich mich bereits überhebe?" fügte sie wehmütig gebrochen hinzu.

Eifrig erwiderte Rudi: „Das ist es ja eben, daß Du zu bescheiden bist. Nur dadurch erlangen die Klatschmäuler den Mut, Dich anzutasten. Die künftige Frau eines Rode darf schon den Kopf etwas stolz erheben und sollte es ver-

meiden, dem Lügengesindel sich dienstbar zu erweisen. Thue mir den Gefallen, kündige jetzt Deinen Posten und ziehe noch heute in die zwei hübschen Zimmer, welche ich vor einer Stunde auf dem Alten Markt gemietet habe. Zugleich bestellte ich die Tochter unseres Kassenboten, ein Mädchen, das sein Lehrerinnen-Examen bestanden, Dir zur Gesellschafterin. Diese wird immer um Dich sein und ich darf Dich dann auch zu jeder Stunde besuchen, ohne daß jemand etwas dabei finden könnte. So habe ich die Sache geordnet."

Trude hatte mit gesenkten Augenlidern und mit verlangsamtem Atem zugehört. Es war, als schnürte man ihr das Herz ein. Sie dachte es sich ja bisher so märchenschön, aus ihrem bescheidenen Stübchen zum Hochzeitsfest abgeholt zu werden. Das ging nun nicht mehr. Und leise antwortete sie Rudi: „Wie Du glaubst. Ich unterwerfe mich in allem Deinen Wünschen, nur lasse mich noch bis nächsten Morgen in meiner alten Behausung, damit ich meine Kleinigkeiten verpacken kann."

Rudi, froh, auf so wenig Widerstand zu stoßen, erwiderte: „Nun, auf den einen Tag kommt es nicht an. Die Enthebung von der Kindergärtnerinstelle werde ich selbst noch nachmittags beim Stadtschulrat bewirken."

Trude seufzte: „Da kann ich gar nicht von meinen lieben Kleinen Abschied nehmen, die mir versprochen haben, vor der Hochzeit mit mir ein kleines Fest zu begehen."

„Lasse diese Kindereien," sagte ungeduldig Rudi, „Du sollst jetzt an nichts denken, als daß Du nächstens mein süßes liebes Weib sein wirst."

Trude schwieg und preßte eine Thräne zurück, die halb vom Leid und halb von Lust geboren worden. Aber die Blässe wich nicht mehr aus ihrem Gesicht, auch nicht, als Rudi sie vor ihrem alten Hause nochmals auf die Wange küßte und sich verabschiedete.

In ihrem Stübchen räumte Trude ihre Gewänder, Bücher, Bilder und Erinnerungszeichen zusammen und packte dieselben in einen großen Korb und einen kleinen Koffer. Erst dann bekam sie den Mut, der Wirtin mitzuteilen, daß sie auf Wunsch ihres Bräutigams die Wohnung wechseln müsse, was die eigensüchtige Frau sehr unwirsch aufnahm.

„Ja, ja, Sie setzen jetzt schon den Fuß auf den Equipagentritt," sagte die Verdrossene beim Abgehen. „Nun, ich finde wohl noch ein anderes Fräulein, dem es bei mir länger behagt."

Diese Unfreundlichkeit verletzte Trude nicht so sehr, als sie geglaubt hatte, denn sie fand sich wieder unendlich müde, abgespannt und gleichgültiger gegen äußere Vorgänge, denn je. Daß sie ein Mittelpunkt des Stadtklatsches geworden, konnte sie jedoch nicht verwinden. „So ergeht es Mädchen, welche der Armut entfliehen und in der Liebe Rast finden wollen," sagte sie zu sich in rasch gereifter Erkenntnis.

Dann setzte sie sich wie gebrochen in den Lehnstuhl der Mutter. Schwere Südwolken zogen am Himmel heran, der Wind klapperte mit den Fenstern und das ganze Stübchen lag in trauriger Dämmerung. Wieder überwältigte Trude der Schlaf, diesmal ein bleierner, traumloser Schlaf.

Als die Wirtin mit absichtlicher Verspätung Trude das Abendbrot brachte und dabei laut die Thür zuschlug, wunderte sie sich, daß die in dem Lehnstuhl Ruhende nicht auf schreckte. Die Ungastliche hätte einen noch größeren Lärm vollführen können und es wäre vergeblich gewesen. Sie stellte den Teller mit kaltem Aufschnitt, die Salzbüchse, ein Glas Brunnenwasser auf den kleinen Rundtisch hin und entschloß sich, die Schlummernde zu wecken, schon um noch einige Unfreundlichkeiten loszuwerden. Sie faßte Trude bei der Schulter, schüttelte und rüttelte immer stärker. Das Fräulein rührte sich nicht. Nun wurde dem Hausdrachen bange. Die Wirtin brachte vom Flur rasch die Lampe herein, leuchtete Trude in das Gesicht und hätte vor Schrecken beinahe die Leuchte fallen lassen. Geisterhaft bleich saß die Kindergärtnerin da, die Augen offen, aber starr in das Nichts hineinblickend. Nun erfaßte die Wirtin die Hand — sie war eiskalt, fühlte nach dem Herzen — es gab keinen Schlag zurück. „Gott, sie wird doch nicht gestorben sein," rief die Entsetzte. Aber bald kam ihr die Kaltblütigkeit zurück. Als wenn die Hölle ihr auf den Fersen säße, rannte sie zu dem Arzte hinüber, welcher einige Häuser weiter oben in der Straße einquartiert war, und bewog den gleichfalls Erschreckten zum sofortigen Mitgehen.

Der junge, vor kurzem hergezogene Arzt, welcher sich erst eine Praxis erringen mußte und für Trude eine schüchterne Neigung gefaßt hatte, die er bei der Unmöglichkeit einer sofortigen Familiengründung nie verriet, stand dem stillen Geschöpfe gegenüber, das im Lehnstuhl erkaltet war. Er versuchte es mit den bekannten Wiederbelebungsmitteln. Vergebens. Die Vermieterin rief auf Anordnung des Doktors einen zweiten Arzt, einen älteren behäbigen Sanitätsrat, herbei. Nach langem Untersuchen, Hin- und Herreden, wobei es dem jungen Arzte immer schwerer zu Mute wurde, kamen die beiden Fachgenossen zu dem einstimmigen Urteil: Herzschlag infolge ungewöhnlicher Blutarmut und herbeigeführt durch eine große Anstrengung oder Erregung.

Sie brachen auf. Der Sanitätsrat ging voran und der junge Arzt, welcher einen Augenblick zurückblieb, wagte es, einen flüchtigen Kuß auf die Stirnlöckchen der Brautleiche zu drücken. Der Sanitätsrat begab sich in seine Kneipe, um das sensationelle Ereignis den Zechbrüdern selbst zu erzählen. Der junge Arzt ging jedoch in das Haus Rudis, erfüllt von tiefem Mitleid für den Unglücklichen, dessen stiller Nebenbuhler er gewesen.

Er traf jedoch nicht diesen, sondern den Vater Rudis an. Als er seinen Bericht beendet, sagte der alte Herr mit den klugen Geschäftsaugen und einem diesen widersprechenden ironisch-leidvollen Zug um den glattrasierten Mund: „Ja, so etwas kommt manchmal vor. Es giebt Menschengemüter, welche mimosenhaft fein organisiert sind. Sie können dem heißheranwirbelnden Südsturm des Glückes und der Liebe nicht widerstehen und trennen sich dabei von ihren Wurzeln. Ich habe selbst Ähnliches erlebt, aber es ist lange her. Und als ich von Rudis Wahl vernahm, wunderte ich mich, daß eine Erblichkeit in Herzensschwächen sogar nichts Ungewöhnliches sei. Da Natur und Geist, Leben und Gesellschaft meistens karg den Einzelnen behandeln, muß man sich fast immer entweder mit dem äußeren Glück oder mit der Liebe begnügen. Mein armer Sohn hat einen schönen Traum ausgeträumt; die Erinnerung wird ihm denselben hie und da freundlich wiederspiegeln. Und er wird sich trösten, wie wir uns alle trösten müssen. Meine Frau jedoch wird helle und nicht unaufrichtige Thränen vergießen, obwohl sie nach ihrer beschränkten Anschauung von einer großen Last befreit worden ist. Denn die Weiber nehmen nur zweierlei bitterlich ernst, die Geburt und den Tod, alles übrige können sie trotz ihres weichen Sinnes mit naiver Grausamkeit zerfleischen, falls es nicht in ihren Kram hineinpaßt. Doch ich verfalle in den Fehler meiner Studentenjahre, mich in Gedanken zu

vergrübeln, statt zu rechnen, wie ich es heute als Geschäftsmann muß. Haben Sie Dank, auch für Ihre traurige Botschaft."

Der Bankier drückte dem Arzte die Hand, der gleichfalls gedankenvoll wegging. Dann nahm der alte Herr aus einem Geheimfache seines Sekretärs eine etwas vergilbte Photographie heraus, streifte sie mit einem leichten Kuß, sah das Bild mit wehmütig prüfendem Blick an und sagte zu sich: „Meine Mathilde war doch schöner als Trude. Aber dieser ist der Abschied vom Leben leichter geworden."

Noch am selben Abend wußte die ganze Stadt von dem plötzlichen Tode Trudes, und das Urteil des allbekannten und allbeliebten Sanitätsrats verhinderte das Gerücht eines Selbstmordes, das sonst wahrscheinlich entstanden wäre. Auch die Gefühle der sogenannten Gesellschaft über die Verblichene hatten sich im Handumdrehen geändert. Jetzt, wo Trude keiner gebildeten Tochter und besorgten Mutter mehr im Wege stand, konnte man nicht genug ihre Schlichtheit, Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit preisen. Man trieb bereits einen förmlichen Kultus mit ihrem Angedenken, häufig verbunden mit einem Seitenblick auf den sich völlig haltlos und trostlos gebärdenden Rudi.

Es ist selbstverständlich, daß die tote Braut des reichen Bankiersohnes ein prunkvolles Leichenbegängnis erhielt, von dem das durch die Not der Kinderzeit um sein gesundes Blut betrogene Mädchen nie eine Ahnung hatte. Der Zulauf war ein ungeheurer und man wetteiferte mit letzten Liebensspenden. An dem Grabe hielt der Prediger eine Rede über die Unvergänglichkeit echter Liebe, wobei die Frau Stadtrat Wiesler fast mehr schluchzte als Rudi, gleichzeitig aber ihre in Trauerkleider geschlüpfte Tochter langsam vorschob. Vielleicht wollte sie diese dem freigewordenen Bräutigam näher bringen, vielleicht war ihr ein wenig Reue in die Kehle gerutscht. Es konnte auch der alte, ruhigernst zuschauende Bankier recht haben, daß die Weiber nur den Tod und die Geburt ernst nehmen, sonst aber höchstens für den Mode- und für den Neidhimmel als Engel gelten dürften.

In einem irrte Frau Wiesler. Rudi heiratete überhaupt nicht mehr, sondern wurde ein guter Geschäftsmann, einsilbiger Gesellschafter und ein durch seine feine Zunge ausgezeichneter Gourmand. Das ist noch die beste Verwendung des gefährlichen Fleischlappens in der menschlichen Mundhöhle, aus dem manchmal Schlangengift sich absondert.

Trudes Grab schmückt ein Denkmal, welches ein echter Künstlergeist beseelt hat. Eine Marmorgestalt, halb Mignon, halb Engel, scheint aufflattern zu wollen, indes die Fackel bereits der müden Hand entfallen ist. Am Tage von Allerseelen läßt Rudi schöne Kränze auf das Grab legen, das er nicht mehr besucht.

Ich habe zu schildern gesucht Trudes kurzes Glück und Ende, sowie zu erlauschen, was man ihr nachsagte!

Sextinen nach Carducci.

Von J. Gl.

Keusche und ernste, mildstrahlende Göttin des Mondes;
Wie viele wallende Nebel schon stiegen im Dunkel
Träumerisch still zu Dir auf von blumigen Hügeln!
War's doch als spielten, wetteifernd mit glänzenden Sternen,
Liebliche Elfen versteckt unter'm Laubdach, dem grünen,
Während ein irrendes Lüftchen bewegte die Wellen.

Nie fanden Liebende, schaukelnd auf nächtlichen Wellen,
Solches Vergessen des Seins im Scheine des Mondes,
Als ich ohn' Lieb' es empfand im lauschigen Grünen.
Seelen der Guten, so schien's mir im nebligen Dunkel,
Schwebten von oben herab aus der Menge der Sterne,
Schatten entgegen, die wallend entstiegen den Hügeln.

Freunde, die lange Ihr ruht unter bergenden Hügeln,
Euch und die andern, die fanden ihr Grab in den Wellen,
Die Ihr verstehen gelernt den Glanz jener Sterne
Über der wolkenumsäumeten Scheibe des Mondes:
Ja, ich erkenn' Euch! Ihr nahtet mir leise im Dunkel
Flüsternd in Gras und Gebüsch, die den Hügel umgrünen.

Gedichte in Prosa.

Von **Ellen Fulda.**

Sonne.

I.

Welch ein wonniges Behagen! Ich liege in der Sonne und strecke wohlig die Glieder . . . Wie sie sich lösen aus ihrer Erstarrung von der langen Kälte . . . Ich schließe die Augen; ein Erblindeter, der plötzlich wieder sehend wird, gewöhnt sich nicht so schnell an das Licht . . . Vielleicht ist es besser, nie der Sonne ganze Pracht zu schauen; kommt doch die Nacht so bald! . . . Durch meine Seele klingt eine halbvergessene Weise und weckt den Glauben, der schon so lange schlief, daß ich wähnte, er sei gestorben . . . Er öffnet verwundert die Augen . . . O, wie schön er ist! Ob wohl sein Hüter kommen wird, ihn wieder zur Ruhe zu verweisen? . . . Soll ich den Zweifel rufen? Nein, nicht die Zaubertöne stören durch einen harten Laut . . . Welch ein wonniges Behagen, in der Sonne zu liegen . . .

II.

Nicht Nacht ist's, doch verdunkeln oft Wolken das Licht der Sonne und fröstelnd schaue ich empor in das häßliche Wolkengebilde, das, von der Willkür geschaffen, in verzerrten Gestalten das reine Sonnengold verdunkelt. Doch — die Zaubertöne klingen fort und der Glaube bleibt wach bei ihren süßen Weisen. Und endlich durchbricht die Kraft der Sonne das häßliche Grau und mich durchflammt aufs neue ihre glühende Macht.

III.

Undurchdringlich grauer Nebel. Nicht ein warmer Hauch, nicht der kleinste Schimmer eines Sonnenstrahls dringt zu mir . . . Noch höre ich die melodischen Weisen, die Zauberklänge . . . oder ist es nur die Erinnerung, die sie nachtönen läßt? . . . Noch regt sich der Glaube in seiner ganzen Kraft . . . Wie lange noch? . . . Wird er ermüden, wird er sterben? . . . Wird der Nebel weichen, oder kommt nun die Nacht?

Rosen und Dornen.

Müde von des Tages unzähligen Sorgen und Plagen saß ich in meinem Stübchen, die brennende Stirn gegen das Polster des Ruhebetts gelehnt. Um mich wohlthuendes Halbdunkel und erquickende Stille . . . Nur meine Gedanken eilten noch unstät umher, bis sie endlich zu Dir gelangten, bei dem sie unablässig Beruhigung suchen und finden. „Das Bewußtsein, ein Herz zu besitzen, zu dem man in Stunden

der Not flüchten kann, ist ein Stück Frühling," so las ich einmal. Es ist mehr denn das, viel mehr. Es birgt in sich ein Trostgefühl des Geborgenseins, des gestillten Heimwehs, es ist ein Teil des Himmels, der uns goldenen Frieden verheißt. Ich schloß die Augen in wohligen Gedanken an Dich . . . Hin und wieder blickte ich empor und sah, wie die Mondstrahlen sich durchs Fenster stahlen. Sie streiften meine Stirn und glitten über die Pflanzen des Blumentisches bis weit in die Stube hinein. Und weiter drangen sie und weiter . . . Das Gemach dehnte sich und vor mir lagen mondbeschienene Wege, die ich langsam durchschritt . . . Noch immer weilten meine Gedanken bei Dir . . . Mir zur Seite hob sich dunkel ein Rosenstrauch vom silberglitzernden Wege ab. Sinnend und traurig irrten meine Augen darüber hin; das Gebüsch war blütenlos, und ich suchte Blumen für Dich. — Ratlos schweiften meine Blicke umher . . . Da beugte sich eine Lichtgestalt über mich. Ihr Auge leuchtete, glücklich war der Ausdruck ihres Antlitzes und goldig strahlend ihr Gewand. Ich kannte sie wohl; es war die Liebe. „Was Du wünschest, soll Dir werden," sprach sie lächelnd und berührte mit leichter Hand den Strauch. Und, o Wonne! unter ihren Fingern erstanden die Blumen der Liebe in allen Farben, vom leuchtendsten Rot bis zum zartesten Weiß. Ein Jubelruf entfuhr meinem Munde und schon wollte ich die Hand nach den Rosen ausstrecken, als ich eine zweite Lichtgestalt nahen sah. Ihr zarter Körper ward von einem schlichten, weißen Gewande umflossen, das Gesicht war schmal, doch von lieblich ernstem Ausdruck, die Augen groß, dunkel, trauervoll. Ein sanftes Lächeln ging über ihre Züge, als sie sich mir zuwandte: „Du kennst mich?" fragte sie leisen Tones. Ich nickte bejahend und zitterte; es war die Sehnsucht. „So weißt Du auch, daß ich von der Liebe unzertrennlich bin," setzte sie hinzu und beugte sich über die Rosen . . . Der Hauch der Sehnsucht berührte die Blumen der Liebe und alsbald entströmten ihnen süße, berauschende Düfte, die sich mir schmerzerregend auf die Sinne legten, mir fast die Gedanken bannten . . . Da glitt plötzlich ein dunkler Schatten über den Weg, erschreckt sahen Liebe und Sehnsucht empor und flohen davon. Auch von mir war alle Betäubung gewichen, starr blickte ich auf die dritte Gestalt. Ihr Kleid war grau, ihr Antlitz düster, ernst und streng ihr Blick. Auch sie war mir wohlbekannt; es war die Pflicht. Mit harter Hand fuhr sie durch die Rosen. Ich fürchtete, die zarten Blüten würden unter der rauhen Berührung brechen und als ich mich ängstlich vorbeugte, sah ich große, spitze Dornen unter den Händen der Pflicht entstehen. Flehend umklammerte ich ihren Arm: „O, keine Dornen, keine Dornen für ihn!" Sie aber lachte hart: „Meinst Du, er ist derselben ungewohnt? Er kennt mich und meine Dornen so gut wie Du!" . . . Mit festen Schritten enteilte die düstere Gestalt, ich aber stand sinnend neben den Rosen und während ich sie für Dich pflückte, hörte ich immer noch die Worte: „Er kennt mich und meine Dornen so gut wie Du . . ."

Ist es das, was mir Deine Worte so vertraut macht, was so ergreifend und tiefes Verständnis erheischend aus ihnen spricht? . . . Ich erwachte . . . Noch immer glitzerten die Mondstrahlen durch die Stube. In ihrem Silberlicht erschienen die Rosen fast farblos, die auf einem kleinen Tische im Glase vor mir standen . . . Und wieder wandelte sich meine Umgebung . . .

Ich saß am Meer. In meinem Schoße lagen die vorhin gepflückten Rosen. Die scheidende Sonne färbte die Meereswellen glührot. Einer brennenden Lohe gleich, überstürzten sie sich brausend und schlugen aufschäumend gegen den Strand. Ich lauschte ihren wilden Melodien, aus denen mir ein Lied ertönte von zügelloser, nicht zu überwältigender Leidenschaft. Wie es mir die Seele erregte! Kreischend zogen die Sturmvögel über mein Haupt, weit übers Meer in unabsehbare Ferne . . . Meine Gedanken entschwanden . . . Immer heißer wogte mir das Blut und durchzog mit Fieberglut Stirn und Wangen . . . Den Rosen entstieg der süße, berauschende Duft der Sehnsucht. Ich neigte mein brennendes Haupt auf die kühlen Blüten und fuhr jäh empor. Mit bebenden Händen erfaßte ich die Rosen, löste von ihnen Dorn um Dorn und trat sie ungestüm in den Sand. In das Meergebrause hinein tönte mein Schmerzensschrei . . . Die Stacheln waren mir tief in den Fuß gedrungen . . . Die Rosen — von meinen schmerzzuckenden Händen zerdrückt — flatterten entblättert zur Erde . . .

Gedanken.

Von C. E. Ries.

Wer selbst was wert ist, läßt auch andere gelten.

Keiner, der etwas leistet, verliert neben dem anderen, denn die Begabungen decken sich niemals.

*

Die That überrascht meistens den Menschen selber, seine bösen Gedanken sind die Schuldigen.

Deine Gedanken hüte, denn früher oder später geht der Mensch den Weg seiner Gedanken.

*

Eine Künstlerseele macht noch nicht den Künstler, es gehört auch das Können dazu.

Glücklich der Künstler, dem das Leben eine solche Seele zur Seite stellt — in der Frau, die ihn liebt, in dem Freund, der ihm hilft!

*

In jeder Menschenbrust ist eine Saite, die klingt; wir wissen sie nur nicht immer zu berühren. Nur wo wir mitklingen, entdeckt sie sich uns.

Dissonanzen sind deshalb noch nicht der Beweis ungleichwertiger, sondern nur ungleichartiger Elemente.

*

Ein Mensch, der von keiner Menschenseele je Gutes erfahren hat, hat auch an keiner Menschenseele je Gutes verdient.

Mitgefühl ist die Hilfe des Armen.

*

Niemand ist so versteckt, als die scheinbar Offenen.

*

Mit Anmut annehmen können ist eine Gabe; und eine Gabe, die entzückt. Leider besitzen sie gewöhnlich die Menschen, die immer nur annehmen und nie etwas geben.

Neue Dichtungen.

Besprochen von **Paul Remer.**

Unter dem Titel **Streiflichter** veröffentlicht Hermann Friedrichs eine neue Sammlung von Gedichten. (Zürich 1894, Verlags-Magazin Schabelitz.)

Der Band ist mit dem Bilde des Dichters geschmückt. Dem Kopfe nach würde ich eher auf einen Privatdozenten der Philosophie von möglichst kühler Denkungsart als auf einen Poeten von Gefühl und Leidenschaft geraten haben. Vielleicht liegt es an diesem ersten Eindruck, wenn ich dann in den Gedichten selbst auch mehr den kalten Verstandesklügler als den warmblütigen Dichter gefunden habe. Ich glaube, daß Hermann Friedrichs nicht aus innerer Notwendigkeit, sondern durch sein großes Formtalent verführt, zum Dichten gekommen ist; das Wort bot sich ihm willig dar, also meinte er, daß er etwas zu sagen habe. Die vorliegende neue Sammlung setzt sich zur guten Hälfte aus Gedichten atheistischen Inhalts zusammen; aber es ist nicht der poetisch vertiefte Atheismus eines Byron oder gar Shelley. Hermann Friedrichs, mehr Kopf- als Herzensdichter, trägt seinen Atheismus in einem nüchtern lehrhaften Tone vor, dazu mischt er ihn mit einem starken Zusatz von Unduldsamkeit gegen Andersdenkende. Sein Verfahren kennzeichnet sich am deutlichsten durch das billige Mätzchen, daß er überall den Namen „Gott" in ironische Gänsefüßchen faßt. Nicht besser ist es um die sozialen Gedichte bestellt; auch hier keine Wärme und keine Leidenschaft, die trockene Theorie läßt ein tieferes Gefühl nicht aufkommen. Weder der Haß gegen den Unterdrücker noch das Mitleid mit dem Unterdrückten, die beiden Gefühlspole, um die sich die soziale Dichtung dreht, kommen überzeugungsvoll zum Ausdruck. Nur in einem ganz kleinen Bruchteil von Gedichten allgemein menschlichen Inhalts trifft Hermann Friedrichs den echten Herzenston und zeigt damit, daß er mehr hätte sein können, wenn nicht der Schnürleib der Theorie sein dichterisches Wachstum verhindert hätte. Die „Streiflichter" mögen vielleicht nach des Dichters Überzeugung erhellen, befruchtende Wärme aber kann nicht von ihnen ausgehen.

Weit höher stehen nach Stimmungsgehalt und Gefühlswert die sozialen Gedichte von Leopold Jacoby, dessen bekanntestes Werk **Es werde Licht!** jetzt in vierter Auflage erschienen ist. (München 1893, Verlag von M. Ernst.)

Das Buch, dessen erste Auflage Ende 1871 herauskam, hatte das Glück, im Jahre 1878 bei Einführung des Sozialistengesetzes als erstes die lange Liste der verbotenen Bücher zu eröffnen. Diese Fügung des Zufalls gab ihm den Beigeschmack der Sensation und trug wesentlich zu seinem äußeren Erfolge bei, der aber in diesem Falle auch eine innere Berechtigung hatte. Das Buch entstand im Jahre seines Erscheinens 1871; es war damals die wildbewegte Zeit des Berliner Arbeitervereins der Lassalleaner. Der Dichter versäumte, wie er in der Einleitung erzählt, keine der größeren Volksversammlungen des Jahres; „von den Gesichtern der Berliner Arbeiter abgeschrieben" nennt er seine Poesien. „Ich las mit Bewußtsein zur Schaffung dieses Buches weder die Schriften von Lassalle noch das Werk von Marx. — Ich wollte, zum Sozialismus erwachend, alles aus dem lebendigen Leben heraus selbst prüfen, selbst beobachten, selbst erschließen." Hier liegt der Schwerpunkt; Jacoby wußte die Theorie von sich fern zu halten, und das Ergebnis ist, daß er wirklich lebendiges Gefühlsleben in seine Dichtung ausströmt. Sein Sozialismus ist erlebt, ist ihm Glaubenssache, eine Art neuer Religion; ein Herz, das voll ist von tiefem Mitleid mit den Enterbten des Glücks, strömt hier seine Klage und seine Anklage aus. Die Form der Dichtungen ist die der freien Rhythmen; sie ist oft von zwingender Eigenart und zeugt für das große sprachliche Gestaltungsvermögen des Dichters. Nur an wenigen Stellen zerreist unter der Wucht des Inhalts das rhythmische Gewebe und sinkt die Poesie zur Prosa herab. Der Dichter trägt nur eine Dankesschuld ab, wenn er am Schlusse ein Loblied auf die deutsche Sprache anstimmt; sie hat ihm an ernsten wie an komischen Klängen vielfach ihr Bestes gegeben. Leopold Jacoby ist zugleich eine der ersten und der erfreulichsten Erscheinungen der neuen sozialen Dichtung.

Auch ein „Moderner" will J. L. Windholz in seiner Gedichtsammlung **Fragmente** sein. (Zürich 1893, Verlags-Magazin Schabelitz.)

Der junge Dichter ist nicht mehr unbekannt, ich habe seinen Namen sogar in Kürschners Litteraturkalender entdeckt. Auf Seite 1319 steht dort zu lesen, daß J. L. Windholz Kandidat der Philosophie in Bern ist, daß er rund zweiundzwanzig Lenze zählt (bei einem Lyriker zählt das Alter nur nach Lenzen!), und daß der vorliegende Gedichtband die erste Veröffentlichung ist. Zugleich ist sein Name mit einem Stern versehen, was symbolisch andeutet, daß dieser Stern neu im Kürschner und in der deutschen Litteratur aufgegangen ist. Ein Stern erster Größe ist er nun freilich nicht, trotzdem er sich Mühe genug giebt, groß zu scheinen und gewiß auch selbst an seine Lichtfülle glaubt. Aber über ein unruhiges Geflacker und Geflunker geht es vorläufig nicht hinaus, die Gedichte sind echte, rechte Erstlingsversuche. Vor lauter übermäßigem Wollen kommt der Dichter nicht zum Können, vor lauter großen Weltgefühlen nicht zur tiefen Herzensempfindung, aus deren Schoß das erlebte Gedicht geboren wird. Zum Beispiel auf Seite 23 dreht der Dichter sich aus seinem Schicksal einen Strick, schlingt ihn um den Hals und hängt sich daran auf; mit dem einen der „seelenvergnügt strampelnden Beine" streift er nun „der Blumen buntfarbige Kronen" ab, mit dem andern schmeißt er Sterne in „des Chaos verzehrendes Grab". Gewiß eine Phantasie, der man den kühnen Hochflug nicht absprechen kann! Aber andererseits muß anerkannt werden, daß hier und da aus dem jugendlichen Schwulst und Überschwang ein Fünkchen Talent aufleuchtet. Hoffentlich glückt es dem Dichter, aus einem Woller zu einem Könner zu werden; er wird dann selbst dereinst ein Lächeln des Mitleids für viele Gedichte seines Erstlingswerkes haben.

Als ein Gegner der „Moderne" bekennt sich Karl Friedrich Jordan mit seinem Buche **Morgenglühen,** Oden und Lieder eines Antimodernen. (Berlin 1893, Verlag von Rehtwisch und Seiler.)

Karl Friedrich Jordan hat sich als Verfasser einiger kleiner Flugschriften einen Namen gemacht — wäre er nur bei diesem Leisten geblieben! Er ist gewiß recht stolz auf das neue Schlagwort „antimodern", das er in den Kampf der Zeit wirft; ich will ihm gerne diesen Stolz lassen, aber offen gesprochen, ich hätte es passender gefunden, wenn er seinen Fund in einer Prosa-Abhandlung der Mitwelt angezeigt hätte, anstatt dafür die poetische Form zu mißbrauchen. Denn es ist ein Mißbrauch, daß immer und

immer wieder die Dichtkunst in den Streit flüchtiger Tagestendenzen hinabgezerrt wird; sie soll auf höherer Warte stehen, auf einer Warte, da das Meer der Zeit unter ihr brandet und der Gischt höchstens ihre Füße netzt. Der Verleger wurde von einer ganz richtigen Empfindung geleitet, als er dem Buch einen auffallend roten Umschlag gab, und auch der Verfasser kam der Wahrheit nahe, als er seinem Namen auf dem Titelblatte das nicht mehr ungewöhnliche „Dr. phil." beifügte. Nicht ein Dichter spricht hier zu uns, sondern ein Partei-, ein Tendenzmensch, und beide schließen einander aus, beide sind und bleiben unversöhnliche Feinde. Herr Jordan wird mir vielleicht entgegenhalten, daß er doch in seinen religiösen Gedichten von Tendenz frei sei; aber nein, auch hier liegt er in ihren Banden, auch hier trägt er ihr zuliebe die Farben so stark auf, daß seine Frömmigkeit weniger überzeugt als zum Widerspruch reizt. Das dürfte denn doch wohl eine unbeabsichtigte Wirkung religiöser Dichtung sein. Ich glaube kaum, daß um das litterarische Banner, das im „Morgenglühen" entrollt wird, sich viele dichtende Kampfgenossen scharen werden.

Einst und jetzt.

Wenn ich mich einst zum Schlummer niederlegte
Und mir im Geiste die vorüberzogen,
Die mir im Leben eng in Lieb' verbunden —
So flehte betend ich um Glück und Segen
Für alle, doch besonders — für den Liebsten!

Auch eh' sich jetzt die müden Augen schließen
Falt' ich wie einst noch betend meine Hände,
Und innig flehe ich für meine Lieben.
Nur eines macht mir tiefbetrübt die Seele:
Für ihn, den Liebsten — kann ich nicht mehr beten!

Lilli Seippel.

Briefkasten.

Herrn Hans H. in St. „Abendglühen" kommt mit einigen unabweisbaren Verbesserungen. Der „Sonnenwagen" kann doch nicht mit dem „Heere der Nacht" ringen. — Frl. J. H. in L. Daß Sie „mit Freuden" für jede Zeile Ihres Gedichts „Traum nach dem ersten Ball" uns 10 Pf. „Einrückungsgebühr" zahlen wollen, ist sehr edel. Die Einnahme von 10 Mk. 40 Pf. hat uns auch sehr gelockt, aber auch wir sind edel und verzichten. — Frl. Ella E. in L. Nicht ungewandt, aber leider alles nur Nachklänge gelesener Gedichte. Selbst fühlen muß man. Besten Gruß. — Herrn E. W. in A. Sie senden Ihr Gedicht, mit der „bringenden Bitte", es nicht zu drucken. Was für ein prächtiger Mensch sind Sie. Ihr Wunsch wird erfüllt. — Herrn Botho v. W. in T. Wiederhall. Noch keine Spur von Eigenart. — Frl. L. Pf. in H. Als ich Ihre vier Mailieder in den Papierkorb geworfen hatte, begann er tiefschmerzlich zu seufzen. Nach Ihrer Schrift sind Sie sehr gutmütig. Nicht wahr, Sie werden dem armen Kerl nie mehr neuen Schmerz bereiten? — Herrn Kurt M. in R. Zu jugendlich. — Fr. Dr. M. W. in B. Das Buch kostet gebunden 18 Mk. Zu beziehen durch jede Buchhandlung. — Frl. M. D. in O. „Wenn's über mich kommt, kann ich nicht schlafen gehen, ohne vorher meine poetischen Gedanken niedergeschrieben zu haben." Da weiß ich, liebes Fräulein, ein vorzügliches Mittel: lesen Sie vorher recht aufmerksam einige Gedichte Goethes, dann wird Ihnen jede Lust vergehen, selbst welche — und was für welche! — zu machen. Sie besitzen keine Spur von Begabung. — Herrn L. H. in W. Nicht ohne Begabung; wie weit sie reicht, kann ich allerdings nicht sagen. Noch sind Sie zu weitschweifig und auch zu jugendlich empfindsam. — Herrn Rob. W. R. in K. Die beiden Gedichte sind noch mehr von der Liebe, als von der Muse eingegeben. Wenn die erste sich etwas beruhigt, dann dichten Sie wieder und senden Sie: ich werde dann sehen, was die Muse allein fertig bringt. Besten Gruß. — Herrn J. K. L. Leider noch zu jugendlich und unselbständig. — Herrn L. K. in Br. Für Sie gilt die gleiche Antwort wie für Herrn J. K. — Herrn H. L. in A. Nicht ohne Stimmung, aber noch zu wenig Eigenart. — Frl. Helene P. in N. (Pommern). „Ich zweifle nicht" kommt. Die Übersetzung von „The P." werden Sie kaum verwerten können. Ich bitte auch zu entschuldigen, daß ich die Prüfung ablehne; meine Zeit ist zu sehr beansprucht. — Herrn W. W. in Bad N. Sie können gelegentlich drei neue Gedichte zur Prüfung einsenden. — Verfasserin von „Daseinsfreudigkeit" wird um genaue Wohnungsangabe gebeten, da der Geleitbrief nicht zu finden ist. — Herrn H. M—l in A. (Thüringen). Das Buch wird angezeigt, aber ich bitte um Geduld. Es harren an 350 Bände der Anzeige. — Einsender von „Lied der Königstochter" u. s. w. Leider noch zu unreif. — Louise Margarete. Besten Dank für Ihren Brief. — Gymnasiast W. H. in H. Noch zu jugendlich. Die 20 Pf. für die Marke sind, weil Gedicht trotz der beigelegten Marken nicht zurückgeschickt werden kann, in eine Sammelbüchse für die Kinderheilstätten geworfen worden. — Maruschka. Sie dichten zu „burschikos". Aber dennoch dürfen Sie und auch Erna gelegentlich anderes senden. — Helene M. 113. Gedanke hübsch, aber zu persönlich empfunden. Senden Sie einmal 2—3 andere Gedichte. — Herrn Mario P. in Altona. Warmes Gefühl, aber noch nicht genug Eigenart im Ausdruck. Sie haben 20 Pf. beigelegt, aber weder den Namen ausgeschrieben, noch Wohnung angegeben. Was soll ich mit den Marken? — Caroline noli me tangere. Einige Aussprüche kommen.

Inhalt der No. 24.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche
Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 25.

Unordnungen.

Roman

von

L. Haidheim.

Erstes Kapitel.

Der Zug hielt nur zwei Minuten auf der kleinen Station, der vorletzten vor Berlin, und anderthalb waren davon schon verstrichen, als in größter Ruhe noch Arm in Arm zwei Herren auf dem Perron erschienen, die mitfahren wollten.

Sie sprachen lebhaft miteinander, ließen sich auch von dem sie fragend anrufenden Schaffner nicht stören, welcher schon die Wagenthüren schloß.

„Wollen die Herren noch mit? — dann bitte.“

Er riß eine andere auf und der eine der beiden Herren, ein auffallend kleiner, zierlich gebauter Mann, der neben der Reckengestalt seines grauhaarigen Begleiters fast wie ein Knabe aussah, stieg schon ein, indes der zweite noch rasch in das nächste Coupé blickte, wo ihm eine Erscheinung aufgefallen war.

Richtig!

„Wie? Estinghaus? Sie fahren auch? Und Nichtraucher? Kommen Sie doch zu uns! Ulrichs und ich — nach Berlin!“

„Danke gehorsamst, Herr Gerichtsrat! Bin engagiert — fahre nicht mehr allein!“ klang es zurück und ein kluges, lächelndes Männerantlitz mit strahlend glücklichen Mienen erschien am Fenster, daneben aber auch ein errötendes Mädchengesicht. Beide nickten, dann fühlte sich der dicke alte Herr mit sanfter Gewalt in den Wagen befördert; der Zug setzte sich in Bewegung, an der Thür forderte der Schaffner die Billets, die Doktor Ulrichs ihm aus alter Bekanntschaft mit einer Cigarre reichte, und erst als der Mann dann verschwunden war, sahen beide Reisenden sich voll Erstaunen an.

„Haben Sie's gesehen, Ulrichs?“

Der kleine Doktor der Chemie war um einen Ton blässer als sonst.

„Fräulein von Hohenbostel!?“ rief er atemlos.

„Wilma Luise und Estinghaus! Zusammen! Ich kann mich nicht täuschen!“

„Dann sind sie verlobt!“ klang es merkwürdig erschrocken von Ulrichs Lippen.

„Unsinn! Das wäre ja die bare Verrücktheit!“ schrie zornig der alte Herr.

„Wozu ist der Unsinn in der Welt, als um gemacht zu werden!“

„Aber Ulrichs, zum Kuckuck, was wollen sie denn anfangen; er hat nichts und sie auch nicht.“

Der Chemiker schwieg. Es nahm ihn sehr mit; das bemerkte der Landgerichtsrat a. D. Reinhagen wohl, wollte es aber nicht sehen. Nach einer Weile begann Ulrichs wieder:

„Ich hab's Estinghaus vor Wochen schon gesagt: ‚Sie sind ein Streber; was soll es, daß Sie wie eine Motte ums Licht fliegen?‘ Es fiel mir nicht ein, daß es ihm ernst sei — dann hätt' ich ihm lieber das Genick gebrochen!“

In dem scharfen, wuterfüllten Aufschrei lag tiefe Wahrheit der Empfindung und zugleich etwas sehr Komisches, wenn man sich die knabenhafte Erscheinung neben der stattlichen Figur des Regierungsassessor Estinghaus dachte.

Reinhagen kannte aber den Mann, der in der unansehnlichen Hülle steckte und fand diese Erregung gar nicht komisch.

„Warum thust Du den Mund nicht auf?“ fragte er zornig.

„Weil Dellinghof und Du ebenso gut Augen habt wie ich. Und hauptsächlich, weil ich Estinghaus nie zugetraut hätte, daß er ein armes Mädchen nähme!“

„Daß sie ihn nimmt! Unbegreiflich! Fühlt denn so ein kluges, feines Geschöpf nicht, daß er ein rücksichtsloser, egoistischer Streber ist — weiter nichts?“

„Weiter nichts? Ein Blender ist er! Man muß ihn nur in seiner erregten, feurigen Weise sprechen hören. Dieser Schwung — diese Idealität — dieser Geist!“

„Humbug! Alles Humbug! Mittel zum Zweck!“

schalt Reinhagen aufgeregt und fuhr sich mit dem Tuch über die Stirn.

„Nun! Und dann — die Liebe! Sie liebt ihn also! Das ist ja vollgültige Erklärung,“ sagte Ulrichs mit sinkender Stimme.

„Allerdings, für die extravaganteste Verrücktheit! Solcher Wahnsinn!“

„Estinghaus beweist einfach, daß wir ihn zu hart beurteilen,“ suchte Doktor Ulrichs gerecht zu sein. „Wenn er ein Mädchen von Wilma Luises Wert so richtig zu würdigen weiß — wenn seine Liebe hinwegsieht über ihre Armut —“

„Hahaha! Ein so schönes Mädchen! Das kann einen wohl den Kopf verlieren machen, aber —“

Ulrichs wurde wieder sehr blaß.

Reinhagen fuhr jedoch, obwohl er dies sah, um so rascher fort: „Aber nach den Flitterwochen, da zeigt sich dann der Revers der Medaille. Da schleicht sich in das verliebte Herz solcher Leute, wie Estinghaus, schon das Bedauern über das, was man aufgegeben, das Erkennen, daß man eine Weile den Kopf verloren und nun dafür verzichten muß auf alles, was man an stolzen Erfolgen sich geträumt. Und diese bittere Resignation ist dann die Signatur ihres Lebens, und sie verfehlen in der Regel nicht, in dem Ärger über sich selbst der armen Frau und den Kindern das Leben sauer zu machen. Ein Mensch wie Estinghaus soll gar nicht heiraten, oder sehr reich, denn nicht die Liebe, sondern ein ganz brutaler Ehrgeiz ist die Leidenschaft seines Lebens.“

„Du bist sehr streng gegen ihn! Wenn Deine Nichte ihn liebt, ist das schon ein ehrendes Zeugnis für ihn,“ begütigte der edle kleine Doktor.

„Unsinn! Die besten Mädchen irren sich am leichtesten in ihrer Wahl; sie sehen in dem Manne das, was sie hineinlegen, er ist im Grunde so der Spiegel ihrer schönen Eigenschaften.“

„Aber Estinghaus ist wirklich ein kluger, angenehmer Mensch, Reinhagen!“

Der Landgerichtsrat zuckte die Achseln. Er wußte längst, Ulrichs verteidigte jeden Angegriffenen, sie nannten ihn öfter scherzend Don Quichote. Es rührte den alten Hagestolz, daß sein junger Freund selbst jetzt, wo er heimlich grausam litt, gerecht sein wollte.

Sie schwiegen eine Weile.

Plötzlich fuhr Reinhagen auf:

„Der Mensch wird doch nicht denken —“

Dann brach er wieder ab. Es wollte ihm nicht über die Lippen.

Ulrichs sah ihn fragend, ja, schon verstehend an.

So fuhr er zögernd fort:

„Er wird doch nicht meinen, sie sei die Universalerbin der alten Fritzing?“

„Ist sie es nicht?“

„Das glaubtest Du auch?“

„Alle Welt redete im Städtchen davon. Wem wollte die alte Frau ihr Geld auch besser geben, als der Großnichte und Patin?“

„Großer Gott, das ist's! Er bildet sich das ein!“ sagten Reinhagens Mienen.

„Also nicht?“ fragte Ulrichs interessiert und offenbar Reinhagens Gedanken zustimmend.

„Kein Gedanke. Alles an milde Stiftungen. Wilma Luise bekommt nur ein Legat von dreißigtausend Mark, und was ist das heutzutage und für einen Mann wie Estinghaus!“

Sie sahen sich wieder beide ganz einer Meinung an, aber auf ihren Zügen lag der Schrecken und die Sorge.

Der Zug hielt, es war die letzte Station vor Berlin.

„Wilma Luise soll das ihr vermachte Geld in eigene Verwahrung nehmen, hat die Erblasserin verfügt, darum reist sie wohl heute nach Berlin!“ sagte Reinhagen.

„Dann kann das Zusammenfahren ja auch Zufall sein,“ stieß Ulrichs hervor und Erleichterung, Hoffnung blitzten ihm aus den dunklen, bedeutenden Augen.

„Das war auch von der Alten vernünftig,“ fuhr der Landgerichtsrat in seinem eigenen Gedankengange fort, „denn mein guter Vetter Hohenbostel ist nun mal kein Rechengenie.“

Die Coupéthür sprang auf und beide Männer sahen das Paar, das ihre Gedanken so lebhaft beschäftigte, draußen zu ihrer Begrüßung.

Das junge Mädchen bot dem alten Herrn beide Hände.

„Onkel Reinhagen, Herr Doktor! Wir möchten —“

„Uns als Verlobte und die zwei glücklichsten Menschenkinder unter der Sonne empfehlen!“ ergänzte der jugendliche Ministerialassessor die stockende Rede seiner Braut.

Sie war ein schlankes, gesund und blühend aussehendes Mädchen von vornehmer Haltung. Schön konnte man sie nicht nennen, einzelne wollten sie nicht einmal hübsch finden und dennoch war Wilma Luise von Hohenbostel in ihrem Kreise unzweifelhaft die gefeiertste und beliebteste junge Dame. In ihrem ausdrucksvollen Gesicht und den „sprechenden“ hellgrauen Augen lag ein ungemein fesselnder Ausdruck, der jeden anzog und ihr viele Sympathien erweckte.

„Wilma Luise, welche Überraschung! Estinghaus, sind Sie ein solcher Erzheuchler, oder wie soll man sich Ihre Desertion erklären? Gnädiges Fräulein, er hatte uns ewige Kameradschaft geschworen!“ riefen Reinhagen und Ulrichs durcheinander und schüttelten mit der liebenswürdigen Heuchelei wohlwollender Herzen, die aus allem das Beste machen möchten, dem jungen Paar die Hände.

„Wie kam es denn?“

„Denkt Euch, daß das Glück seinem Liebling im Traum nahte und das ein Gott ihm gab, es festzuhalten!“ erwiderte Estinghaus.

Aus seinem Ton klang eine solche Herzenswärme, daß der Landgerichtsrat ganz gerührt davon aus dem Wagen sprang und ihn umarmte, was der kleine Chemiker schon gleich zu Anfang gethan, wenn auch mehr mit der Miene eines Mannes, der dem siegreichen Feind begegnet, ihm aber nicht zürnen will.

„Nun, dann segne Gott Sie und das Kind, Estinghaus. Und machen Sie mir das Mädchen glücklich!“

„Das will ich, Herr Landgerichtsrat!" sagte der junge Mann feierlich.

Ulrichs wiederholte Frage: „Aber darf man denn nicht wissen, wie es gekommen?" blieb durch das Abläuten des Zuges ohne Antwort.

Alle stiegen schnell wieder ein; vom Fenster ihres Wagens aber rief die Braut noch herüber:

„Papa weiß es schon, wir haben ihm natürlich telegraphiert, er holt uns vom Bahnhof. Tante Sinchen ist auch hier!"

„Ja, Tante Sinchen ist da, aber sie ist nur der Schatten ihrer Nichte!" rief es hinter Wilma Luise im Grabestone, und als diese sich nach der Stimme umwandte, saß Tante Sinchen da mit ihrem verwitterten alten Gesicht und altmodischen Hut und nickte beleidigt: „Ich komme natürlich nicht in Frage, wenn ich den Elefanten spielen muß."

„Ach was, Tantchen, Du bist —"

„Jawohl! Ich bin das unvermeidliche Übel!" unterbrach die alte Dame die Braut.

„Sie sind einfach unser Schutzengel!" versicherte Estinghaus mit seiner sympathischen Stimme, und auch hier rührte der Ton das Herz von Fräulein Sinchen Dellinghof — sie hieß eigentlich Euphrosine — und Wilma Luises herzhafter Kuß besänftigte die alte Dame vollends.

Unterdes setzte sich der dicke Landgerichtsrat wieder zurecht und fächelte sich Kühlung zu.

„Da begehen nun wieder zwei einen grundverrückten Streich und das Sprichwort wird wahr: Ein Narr macht viele. Wir beiden, die es besser wissen, sollten uns schämen, daß wir ihnen nicht einfach unsere Meinung ins Gesicht sagten."

„Würde doch nichts helfen! Welchem Wahnsinnigen können Sie denn mit Vernunft beikommen?" erwiderte der Doktor.

„Na, das Schicksal wird sie schon unter die Douche und in die Zwangsjacke bringen."

„Aber, erlauben Sie, lieber Reinhagen, das greuliche Unkengeschrei könnten Sie jetzt lassen. Wilma Luise ist Ihre Verwandte und schließlich würden Sie selber kreuzelend, wenn Estinghaus sie unglücklich machte."

„Elend? Die Knochen breche ich ihm einzeln entzwei!" fuhr der dicke Herr wütend auf. „Wenn es auch nur nicht gerade dies Kind wäre! Da ist die Viktorine, die möcht er nehmen!"

„Das wäre der letzte Nagel zum Sarge der Tante Stiftsdame. Einen bürgerlichen Assessor? Sie wird schöne Augen machen, wenn sie diese Verlobung erfährt. Aber Wilma Luise ist wenigstens nicht von ihr erzogen. Sie kann ihre Hände in Unschuld waschen!"

„Pah! Ina hat das Alter nachgerade auch und die Klostertante soll verschiedene vergebliche Feldzüge gemacht haben zum Zweck einer konvenablen Eroberung. In Schwerin war's drauf und dran, daß sie einen wohlhäbigen Landjunker im Netz hatte, aber in letzter Stunde ist er abgeschwenkt."

„Ihr Schwager Hohenbostel kann von Glück sagen. Sie erhalten ihm den Adolf, die Mädchen kosten ihm keinen Groschen —"

„Nun, die Stiftsdame wird nachgerade alt und hat es satt, sich für die schöne Nichte aufzuopfern! Aber was sollte auch Hohenbostel anfangen? Sein Geld ist zum Kuckuck und mit seiner schmalen Pension leistet er das Mögliche, wenn er sich selbst anständig durchbringt."

„Hat man niemals wieder von der Frau gehört?"

„Ich nicht! Und ich glaube, auch er nicht. Es kann uns allen indes der Kinder wegen nur lieb sein, daß man von der Verlorenen keine Spur hat."

„Mehr als eine solche scheint übrigens vorhanden. Meine indiskrete Frage geschah mit der Absicht, Sie aufmerksam zu machen. Ich war neulich im Klub und hörte wie man sich erzählte, daß die Kammerrätin von Waigern —"

„Die Klatschbase!" rief der Landgerichtsrat dazwischen.

„— ihre einstige Jugendfreundin am Bahnhof in Frankfurt streifte. Beide erkannten sich. — Die Kammerrätin versichert, gehört zu haben, daß die Unglückliche in Frankfurt eines reichen, alten Hagestolz Hausdame sei, man habe dort mit Entrüstung durch sie, die Waigern, von ihrer Vergangenheit das erste Wort gehört, sie gäbe sich für eine Witwe aus."

„O, diese Waigern, diese Klapperschlange! Und das erzählt sie nun in jedem Kaffee! Und Wilma Luise erfährt es —"

„Eben um dies zu verhüten, sprach ich."

„Da thaten Sie recht, Ulrichs, besser wär's gewesen, Sie hätten die böse Zunge sofort zum Stillstand gebracht."

„Ich? Und dann hätte es erst einen Skandal gegeben! Der Herr Kammerrat von Waigern hätte mich mindestens gefordert und dann der Eklat —!"

„Recht! Ganz recht! Ich alter Esel lasse mich von der eigenen Wut zum Narren halten."

Nach einer Pause begann er sich nochmals zu entschuldigen.

„Sehen Sie, lieber Ulrichs, diese Geschichte geht mir allemal, wenn ich dran denke, heiß ins Blut. Jeder macht seine Kinderkrankheiten auf eigene Weise durch. Ich war auch einer von denen, welche die schöne Luise umgaukelten und ich verbrannte mich mit ihrer eigenen wirksamen Nachhilfe ganz gründlich, so gründlich, daß ich für alle Zeit genug hatte. Hohenbostel gewann sie. Er war ein Bild von einem Manne, schneidig und elegant, leichtsinnig und liebenswürdig — mit einem Wort, just der Rechte für sie. Ein schöneres Paar gab es nicht. Und diese Seligkeit! Dies Leben in Saus und Braus! Das Gut verkaufte er, sie mochte nicht auf dem Lande sein. — Das Geld natürlich war schnell genug verthan, alle Welt sah, sie brannten ihr Licht von beiden Enden. Und was alle Welt dann noch weiter sah, das ließ sich der gute Hohenbostel im Traum nicht einfallen."

„Man erzählte mir," sagte Ulrichs, „er habe Briefe gefunden, welche die Wahnsinnige in ihrer Kommode bewahrte."

„Gefunden? Die Haushälterin fand sie und rief ihn herbei, zeigte sie ihm und steckte ihm, daß

das Paar sich Rendezvous gab. Und daß das Dienstpersonal sogar längst alles wußte."

„Abscheulich!"

„Und das Ärgste war, ich selber hatte ihn erst tags vorher gewarnt: ‚Dulde es nicht, daß Deine Frau bösen Schein auf sich zieht.' Er wurde grob, es ging nah an einem Rencontre vorbei, und beweisen konnte ich natürlich nichts. Nun hatte er's ja Schwarz auf Weiß."

„Und dann?"

„Nun — natürlich, er jagte sie fort! Packte sie in einen Wagen und schickte sie zu ihrem Bruder; die Eltern waren tot. — Aber bei dem hat sie's keine zwei Tage ausgehalten, da war sie auf und davon."

„Und der Graf?"

Reinhagen zuckte die Achseln. „Der lag mit zerschmettertem Arm im Spital; Hohenbostels Kugel hat ihm die Freude verdorben. Ich glaube aber, im Grunde segnete später der gute Diebitsch dieselbe, denn als er genesen, da weilte bereits die schöne Luise an der Seite eines reichen Engländers in Paris. Und dann ging die Spur, die niemand suchte, leicht verloren. Der Teufel hätte sein Spiel, wenn die Unselige jetzt wieder auftauchte." — — —

Das Signal! Sie fuhren unter die Halle.

„Berlin! Aussteigen! Berlin!"

Zweites Kapitel.

Das ganze Gewühl des Bahnhofs umfing sie sofort.

Aber was den Fremden ein beängstigendes Chaos erscheint, das durchbricht der daran gewöhnte Berliner leicht und sicher, und nach der ersten Minute schon fanden sich beide Herren umarmt und aufs lebhafteste begrüßt von dem Hauptmann a. D. von Hohenbostel, dessen Sohn Adolf, einem jungen Herrn, dem schon das Bärtchen mächtig sproßte, und der wieder die beleidigte Miene vornehmenden Tante Sinchen. Das Brautpaar war auch hier, weltentrückt, sich selbst genug.

„Sie hatten vorhin gar keine Augen für meine Wenigkeit," gab Sinchen dem Landgerichtsrat zu hören und ihre tiefe Stimme klang, als komme sie aus dem Innern der Erde.

„Geradezu unheimlich," dachte Doktor Ulrichs.

In dem allgemeinen Begrüßen und Beglückwünschen, Küssen und Umarmen bildete das Brautpaar so selbstverständlich den Mittelpunkt, daß Tante Sinchen wohl einsah, für ihre Empfindlichkeit war hier nicht der rechte Platz und so folgte sie ihrer alten bewährten Gewohnheit und machte gute Miene zum bösen Spiel.

„Wollen Sie Elefantenführer werden?" fragte sie Doktor Ulrichs und hing sich mit mädchenhaft bittendem Blick, wozu ihr kleiner grauer Schnurrbart einen wunderlichen Kontrast bildete, an seinen Arm.

Einen Moment sah er sie verständnislos an, dann begriff er und lachte.

„Wenn Sie mich dazu mögen, gnädiges Fräulein."

Sie wurde plötzlich eitel Sonnenschein. Ihr altes Gesichtchen steckte ganz klein zwischen grauen Lockenbüschheln unter einem schwarzen runden Hut, aber es lag jetzt so helle Freude darauf, daß der Doktor heute das gute Mädchen ordentlich gern hatte, welches sich seiner Begleitung einmal herzlich freute. Es wallte etwas in ihm auf wie warme Sympathie, denn in der Tiefe seines Herzens ganz versteckt lag dasselbe schmerzliche Gefühl, welches Tante Sinchen mit ihrer Grabesstimme bei jeder Gelegenheit klagend kund gab: „Auf mich kommt's nicht an."

So pilgerten sie einträchtig dem Ausgange des Bahnhofs zu, hinter den anderen her und sprachen natürlich von Wilma Luises Verlobung.

„Ehrlich gestanden, uns allen fiel ein Stein vom Herzen," sagte Fräulein Euphrosine, „wir glaubten nicht, daß es ihm Ernst sei und fürchteten für Wilma Luises Herz. Daß sie ihn lieb hatte, merkten wir ja und wenn sie sich giebt, ist's für immer, mit Leib und Seele. Nun, Gott hat es gut gemacht. Estinghaus sieht nicht auf Geld, sondern auf den Wert unseres lieben Kindes." — —

„Welche Freude, daß Du nun auch kommen kannst, Reinhagen!" sprach inzwischen der Hauptmann lebhaft auf diesen ein. „Ich gebe nämlich dem lieben Kinde eine kleine Fête zur Verlobung! Schwester Viktorine ist auch zufällig da. O, es schweben große Ereignisse in der Luft und werfen ihre Schatten vor sich her!"

„Was führt denn die Klostertante nach Berlin? Hatte es ja so heftig verschworen!" lachte der Landgerichtsrat.

„Still! Kein Wort davon. Tantenpflichten. Werdet vielleicht Großes erleben. Also ich darf Euch erwarten? Nicht wahr, Herr Doktor? Ich bitte, Sie erweisen mir die Ehre? Acht Uhr, meine Freunde! Und nun lebt wohl, hier ist die Droschke, die ich bestellt hatte."

„Aber Papachen, wir hätten ja ganz gut gehen können. Es ist so nah."

„Still, still, Kindchen, es macht sich besser. Ein neues Liebespaar hat immer so viel zu flüstern. Dem sehen die Leute auf der Straße gleich den ganzen Liebeszauber an und lachen es aus. Danach fragt Ihr nicht? Auch nicht nötig! Aber nun hurtig! Eingestiegen! Kommt her! Sie auch, mein lieber Assessor? Nun, bis zur Hausthür kann ich's erlauben, weiter für erst keinen Schritt, wirklich nicht. Ja, mein Herzchen, sieh mich nur so fragend an, Papa feiert heute sein ältestes Kind, sein liebes bräutliches Töchterchen. Und da giebt's denn natürlich allerlei vorzubereiten in einer Junggesellenwohnung. Tante Viktorine und Ina wohnen bei der Generalin Görber. — Im Vertrauen, die beiden alten Damen haben ein Komplott angezettelt, wollen ‚Schicksal' spielen. Apropos! Wir sind schon allesamt zur Soiree bei Ihrer Excellenz auf morgen eingeladen. Sie kommen heute abend beide zu mir, sie und der General auch, und ich denke, wir werden ein ganz hübsches Fest haben. Und nun, liebes Sinchen," wandte er sich an diese mit seiner freudigen Liebenswürdigkeit, „nun vertragen wir uns wie friedliche Leute, die wir sind,

und ich danke Ihnen herzlich, daß Sie meiner Wilma Luise Ehrendame gespielt haben."

Tante Sinchen wurde mit den letzten Worten die gewohnte Klage, daß niemand sie sehe, abgeschnitten; sie saß, von des Hauptmanns Arm wie eine Feder emporgehoben, im Wagen, ehe sie es sich versah; das Brautpaar nahm den Rücksitz, Hohenbostel seinen Platz neben Tante Sinchen ein, und so fuhren sie mit vergnügten Mienen ab.

Adolf, der Primaner, war längst mit seinem abgöttisch verehrten Onkel Reinhagen und Doktor Ulrichs abgezogen und Wilma Luise rief einmal über das andere: „Welche Freude, daß Ina da ist, daß sie Dich gleich kennen lernt, Hans! Die arme Ina! Es wird ihr gut thun, daß sie nach ihrer langweiligen Klostereinsamkeit auch einmal wieder etwas ‚Berlin‘ atmet."

Und bei diesem Citat — Inas Lieblingsausdruck — lachte sie hell auf.

Ach, wie war sie so glückselig und froh. Wie liebte sie ihren stattlichen Hans, dessen „hochgespannte Idealität" ihr gleich von Anfang an so gut gefallen. Er war der einzige junge Herr ihres ganzen großen Kreises, der mit Enthusiasmus von der Poesie, der Kunst und allem Schönen redete. Seine Lieblingsausdrücke hießen: Erhebend, ideal, poesievoll! — Keiner hatte eine so hochgestimmte Seele wie er.

Inzwischen sprach Estinghaus mit dem Vater seiner Braut. Der junge Mann hatte eine sichere, weltgewandte Art und dabei doch eine wohlthuende jugendliche Bescheidenheit.

„Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen genug danken soll, Herr von Hohenbostel, daß Sie mir die teure kleine Hand so gütig bewilligten," sagte er, und küßte Wilma Luisens Arm, wo der Handschuh aufhörte."

Sie fuhren schon eine gute Weile, ehe dem jungen Mädchen der lange Weg auffiel.

„Aber Papa," rief sie dann, „wohin fahren wir?"

„Ich habe meine Wohnung gewechselt," sagte der frisch und blühend aussehende Fünfziger und wirbelte seinen dunkel gefärbten Schnurrbart, der, steif zu beiden Seiten abstehend, ihm ein ganz besonders martialisches Aussehen gab. Es war Estinghaus gleich im ersten Augenblick aufgefallen, wie wohlkonserviert und tadellos gekleidet der Hauptmann erschien, jetzt sah er, jeden beobachtenden Blick vermeidend, doch längst, daß der Herr Schwiegerpapa allerlei kleine Kosmetiks nicht verschmäht hatte.

Immerhin war er wirklich noch heute ein auffallend vornehm aussehender, schöner Mann von großer Jugendlichkeit, dem man freilich auch sofort anmerkte, daß er Wert auf sein Äußeres legte.

Und dann! Diese Grandseigneur-Manier! Der Mann hatte das Wesen eines Fürsten und die Mienen eines Millionärs.

Hohenbostel beobachtete seinerseits ebenso diskret. Sein Schwiegersohn gefiel ihm.

„Der macht Carriere! Der hat ganz das Zeug dazu!" sagte er sich.

Auf einem einsamen Platze, welcher ehemals zu den vornehmsten der Stadt gehört hatte, hielt der Wagen. Mitten darauf ein altmodischer Brunnen, ringsum alte Häuser, zum großen Teil schmucklos und nüchtern aussehend, vor den Thüren hier und da noch Linden, das war die Physiognomie dieses jetzt verschwundenen Stadtteils, den früher die Aristokratie bewohnt hatte.

Estinghaus warf einen Blick an dem Hause hinauf. Eines der ältesten schien es zu sein, Fachwerkbau, ein Erkervorsprung auf der rechten Seite der großen Hausthür und drinnen ein dunkler steingepflasterter Flur, eine schmale Treppe. Im zweiten Stock wohnte der Hauptmann. Er sagte es dem Bräutigam.

„Sie müssen verzeihen, daß ich Sie nicht einlade jetzt mitzukommen. Heute abend werde ich Sie mit großer Freude meinen Verwandten und Freunden vorstellen. Seien Sie etwas zeitiger da."

Estinghaus errötete etwas und empfahl sich, verwirrt und eilig. Er hatte die Bemerkung Hohenbostels vorhin in der Aufregung ganz vergessen.

„Papa, warum thatest Du das? Wenn er Dein Sohn wird, so darf er uns doch auch im Alltagskleide sehen," klagte Wilma Luise.

Sie hatten die knarrenden ausgetretenen Holztreppen erstiegen. Durch eine Glasthür, die Hohenbostel mit seinem Schlüssel öffnete, traten sie ein.

Ganz erstaunt aber blickten beide Damen schon vorher durch die Scheiben auf einen Vorplatz, der mit allerlei ordnungslos hingestellten Möbeln vollgepfropft war. Durch offene Zimmerthüren sahen sie Männer eifrig beschäftigt, Portieren und Gardinen aufzuhängen, Spiegel und Bilder hineinzutragen.

„Aber Papa, was hast Du vor? Kommen wir mitten in Deinen Umzug?" fragte Wilma Luise.

Der nächste Blick belehrte sie indes schon. Das waren nicht des Vaters wohlbekannte Möbel! Und diese Vorhänge! Schwere Seide?

Tante Sinchen und das junge Mädchen wechselten nur einen erschrockenen, verständnisvollen Blick, sie errieten bereits alles.

Hohenbostel war zu den Arbeitern getreten. „Sie haben mich lange warten lassen! Seit acht Uhr früh schaute ich nach Ihnen und Ihren Leuten aus, Herr Armfeld. Werden Sie bis sechs Uhr fertig sein?"

„Vollständig, gnädiger Herr! Alles fertig!" lautete die Antwort. „Die Hauswirtin hat uns bestellt, wie es der Herr haben wollten."

Noch einen wohlgefällig prüfenden Blick warf Hohenbostel auf den reichen weinroten Stoff, der, mit gelben Seidenblumen durchwirkt, eine vortreffliche Wirkung machen mußte, wenn erst die Gasflammen ihn bestrahlten, für welche eben ein paar Leute die anzuschraubenden Kronen brachten.

Wieder hatte er hier einige Anordnungen zu treffen.

„Aber, Kind, liebe Euphrosine, legt doch ab! Nehmt ein paar Stunden mit dieser Unordnung fürlieb, nachher werdet Ihr zufrieden sein," mahnte er dazwischen die noch ganz erstaunt sich umschauenden Damen.

„Bester Papa!“ sagte Wilma Luise schüchtern und doch mit einem leisen Vorwurf.

Aber sie verstummte sofort vor einer gewissen Miene, die der Vater „aufsetzte“, wenn man seinem Willen entgegentrat. Sie kannte diesen Ausdruck von Störrigkeit so gut! Er blieb immer der feine Kavalier, aber er verstand es allzugut denen das Leben zu verleiden, die ihn in seinen Liebhabereien hinderten. In allem übrigen und wenn man ihm nur seinen Willen ließ, war er der liebenswürdigste Mensch von der Welt.

„Nun sage noch einer, daß der gute Hohenbostel nicht verrückt ist!“ murmelte mit ihrem tiefsten Ton Tante Sinchen vor sich hin, sobald er mit jener bewußten Miene des Gekränktseins sich abgewendet, ohne eine Wort auf seiner Tochter Einwand zu erwidern.

Sie legten ihre Sommermäntel ab, die Hüte und Handschuhe; es fand sich kaum irgendwo ein Platz dafür. Dann gingen sie durch die vier mäßig großen Räume. Von einem Schlafzimmer sah man nichts als die in dem einen Raum noch an der Wand aufgestellte Springfedermatratze des Bettes.

„Mein Gott, da kommen schon wieder Leute, die allerlei bringen!“ flüsterte Wilma Luise.

„Nimm es, wie es ist! Du änderst ihn nicht! Das Großthun steckt ihm nun einmal im Blut.“

Der Hausherr war schon wieder da; noch lag dieser Ausdruck, der die Seinen immer von neuem einschüchterte, auf seinem Gesicht und in den Augen, aber er trat doch mit der gewohnten Liebenswürdigkeit zu ihnen.

„Ich kann Euch nur ein wenig kalte Küche bieten, meine Lieben, Ihr sollt später entschädigt werden. Möchtet Ihr mir jetzt nicht ein wenig helfen? Das Auge der Frauen ist unerläßlich bei solchen Gelegenheiten.“

Eine halbe Stunde später stand Wilma Luise schon ganz rot vor Anstrengung mit aufgestecktem Kleid, ein Tuch über das volle aschblonde Haar gebunden und arbeitete „für zwei“, wie Sinchen sagte, die ihrerseits völlig konfus allenthalben im Wege stand und sich damit beschäftigte, die vergnügten Beifallsbezeugungen Hohenbostels, im Stil des „beiseite“ auf der Bühne, mit einer Art widersprechenden Echos zu versehen.

Der Sohn des Hauses war zurückgekommen, nachdem er die Herren in ihr Hotel begleitet. Jetzt stand der schlanke, junge Mensch mit leuchtenden Augen hinter Wilma Luise herum, ließ sich von ihr verwenden, wo immer sie Hilfe brauchte und plauderte ganz glückstrahlend mit ihr. Onkel Reinhagen hatte ihm eben erklärt, er könne seinen Beruf nach eigener Neigung wählen, wenn er durchaus nicht Chemiker werden wolle.

„Er will die Kosten tragen und als ich ihm andeutete, daß ich am liebsten zur Kavallerie ginge, sagte er nicht: ‚nein!‘“ flüsterte er ihr zu. Die Arbeiter brauchten das nicht zu hören.

Es gab noch unendlich viel zu thun. Wilma Luise sah sich gegen sechs Uhr verzweifelnd in den Zimmern um. Wann sollte das alles fertig werden? Wie hatte sie sich auf das heutige Zusammensein mit dem Geliebten gefreut und nun raubte ihr all diese unnötige Unruhe so viele schöne Stunden. Sie sehnten sich beide so sehr nach einem ungestörten Aussprechen.

Den Hausherrn selbst überfiel die Angst, daß seine Vorbereitungen nicht zu rechter Zeit beendet würden. Er trieb alle zur Eile, wollte helfen, machte jedes verkehrt; in nervöser Aufregung ängstigte er die andern und verwirrte sie.

Dazwischen kam er zu Wilma Luise, welche sich im stillen immer fragte, was dies alles wohl an Miete kosten würde? Sie hatte die Sachlage schon erfahren, er sagte sie ihr im beruhigendsten Tone: „Liebes Kind, es ist nichts mein eigen, ich bezahle nur das Leihgeld.“ Als er ihre Gedanken erriet, setzte er freundlich nickend hinzu: „Weißt Du, Kleine, Estinghaus hat brillante Chancen! Ich habe mich natürlich sofort genau nach ihm erkundigt. Sein Chef ist des Lobes voll, er meinte lächelnd, die jungen Leute seien jetzt alle Streber, aber Estinghaus würde sie samt und sonders überflügeln mit seiner rücksichtslosen Energie. „Und da ist es also doch geradezu Pflicht,“ fuhr er fort, „gegen ihn, daß wir uns ein wenig Relief geben! Schon seiner Kollegen halber! Du glaubst nicht, was das thut! Und wir dürfen es uns ja jetzt erlauben. Ich war, ehrlich gestanden, zu Anfang wütend auf die alte Fritzing; konnte sie Dir nicht statt der lumpigen dreißigtausend Mark gleich dreimal so viel vermachen? Aber einem geschenkten Gaul soll man eben nicht ins Maul sehen und fürerst reicht es. Ich hoffe, Du hast eine anständige Toilette? Sonst laß alles stehn und liegen und fahre sofort zu Gerson.“ Es klang eine wahre Angst aus den letzten Worten.

„Ich habe glücklicherweise mein weißes Wollmusselinkleid mitgebracht, Tante Dellinghof beredete mich dazu,“ erwiderte Wilma Luise.

„Nun, Kleine, dann gieb mir einen Kuß und sage mir, daß ich's gut gemacht habe. Sieh nur, jetzt gewinnt die Sache schon ein ganz behagliches Ansehen. Na, was meinst Du?“

Einen Moment zögerte die Tochter und wurde rot und blaß, da der Vater Lob fordernd sie ansah, indem er ihr das Kinn emporhob. Dann aber richtete sie mit einer schnellen Anstrengung ihre Blicke bescheiden und doch mutig auf sein Gesicht.

„Ehrlich gesagt, Papa, ich möchte das Geld von der Großtante so verwenden, wie sie selbst es wünschte, zu meiner Ausstattung und zur Bestreitung meines Toilettengeldes, wenn ich verheiratet bin. Hans hat kein Vermögen, wie es mir scheint, da müssen wir jedenfalls darauf rechnen, uns sehr einzuschränken.“

„Ach!“ hatte Hohenbostel sehr verletzt gerufen. Aber Wilma Luise ließ sich nicht hindern durch dies neue Zeichen, daß sie ihn beleidigt. Ihr Vater gab sie frei und sagte bitter: „Ich habe gehofft, in Deinem Sinne zu handeln.“

Darauf antwortete sie nichts. Sie hätte ihrem Empfinden nach erwidern müssen: „Nein, Papa, Du kennst mich dazu viel zu gut!“

Er verstand dies Schweigen auch, und es ärgerte ihn noch mehr.

„Dein Bruder kam heute früh und brachte mir sein Sparkassenbuch für etwaige Ausgaben!" sagte er mit schneidendem Ton, zeigte ihr das Buch, das er erst in allen Rocktaschen suchen mußte, und warf es dann in einen Schrank, welcher heute an der Stelle seines altmodischen Sekretärs stand. Es lag eine Kritik in seinen Worten und Mienen, welche ihr die Thränen in die Augen trieb.

„Ich kann nicht anders sprechen wie ich denke, Papa," entschuldigte sie sich. „Sei nur nicht böse! Sieh, jeder weiß, wie arm wir sind — wozu also diesen Luxus? Mein Hans wäre in Deiner bescheidenen Garçonwohnung glücklicher gewesen als jetzt, wo er, stundenlang allein, sich nach mir sehnt, und dasselbe gilt von mir."

„Alle Achtung vor Deiner heroischen Wahrheitsliebe, die eher verwundet, als sich zu beschränken weiß," sagte der Hauptmann scharf und ging von ihr.

Sie blickte ihm beklommen nach. Welche Opfer legte er sich täglich auf, um der Welt etwas vorzulügen! Wie karg lebte er, um den Bekannten gegenüber den Wohlsituierten zu spielen. Eine Semmel und für drei Pfennige Milch bildeten sein Frühstück; sein Abendbrot war ebenso ärmlich, aber zu Mittag speiste er in einem feinen Restaurant. Auch dies immer nur einen Tag um den anderen — weil er „seinem alten Freunde zuliebe bei diesem aß". Und dieser Freund gehörte völlig in das Reich der Fabel. Wilma Luise hatte dies alles längst durchschaut, die Bekannten ihres Vaters glaubten daran.

* * *

Atemlos, glühend vor Eile kam sie gerade mit ihrem Anzug zurecht, als Hans Estinghaus — etwas vor acht Uhr — erschien.

Sie sah bildhübsch aus in dieser Erregung, und als sie ihn dann, an dem Lohndiener vorüber, in die in der That überraschend geschmackvoll und reich herausstaffierten Zimmer führte, da vergaß sie über seiner Zärtlichkeit alle anderen Gedanken und gab sich entzückt und entzückend ihrem bräutlichen Glück hin.

Tante Sinchen trug seit vielen Jahren nur schwarz und sah in ihrem besten Wollkleide mit der tragischen Miene wie eine würdige Trauernde aus; der Hausherr und Adolf machten die Honneurs in feinster Gesellschaftstoilette, der Frack Hohenbostels war freilich ein wenig angejährt! Beide sahen aus wie echte Gentlemen.

Die Gäste versammelten sich jetzt rasch. Sie waren weder zahlreich noch glänzend, aber ihre Namen hatten einen guten, alten Klang, und was Hohenbostel am angenehmsten dabei berührte war das Bewußtsein, daß sie allesamt mehr oder minder schwer zu ringen hatten, den Anforderungen des Lebens und ihrer Stellungen gerecht zu werden. Nur zuletzt kamen noch — für den Bräutigam hatte Hohenbostel sich diese Überraschung ausgedacht — zwei seiner Kollegen im Ministerium, die Hohenbostel zufällig neulich kennen gelernt hatte.

Für ein junges Brautpaar sind derartige Festlichkeiten immer nur ein „sogenanntes" Vergnügen; Wilma Luise und Hans Estinghaus nahmen als wohlerzogene Menschen die Aufgabe, die ihnen damit zufiel, ohne sichtbares Murren an.

Die hagere, einst schön gewesene, jetzt sehr hochmütig blickende Stiftsdame mit dem huldvollen Lächeln und der reizenden Nichte erregte sofort das lebhafteste Interesse der vier jungen Herren; es gab nämlich auch noch einen Lieutenant von der Garde und einen Rittmeister von den Lüneburger Dragonern, beide mit Hohenbostel bekannt durch die ihm befreundeten Eltern.

Fräulein Viktorine von Hohenbostel nahm die beflissenen Huldigungen der Herren mit der Miene einer Königin an, saß mit ihrer Freundin, der alten Excellenz Görber, und deren Gemahl nachher eifrig spielend am Kartentisch, ein zweiter wurde gebildet durch den Landgerichtsrat und zwei Kameraden des Hausherrn — und der Jugend — die Töchter des Hauses wurden durch ein junges Gesellschaftsfräulein der Generalin sekundiert — blieb es überlassen, sich zu amüsieren so gut es ging. Aber es ging in überraschend leichter Weise.

Estinghaus' glänzende Unterhaltungsgabe zeigte sich nie brillanter als heute. Seine reizende frühlingsfrische Braut in ihrem einfachen weißen Kleide, die von ihm geschenkten Blumen im Haar und vor der Brust, wurde sofort aufrichtig bewundert und gewann sich dann im Laufe des Abends große Sympathien bei seinen Freunden. Ihre Schwester Ina war geradezu bildschön, ein bezauberndes Geschöpfchen, zart und schlank, mit großen Rehaugen und natürlichen braunen, langen Locken. In dem mattblauen Kreppkleide wie eine Sylphide aussehend, war sie von weiblichem Liebreiz wie umflossen, scheu und weltfremd und dabei doch so lebensdurstig und voll glücklicher Laune, als sie nur erst die Befangenheit überwunden hatte!

„Das holdeste Geschöpf, das ich jemals sah!" schwur Lieutenant von Thun dem kleinen Chemiker zu, den er zufällig von der Schule her gut kannte und als „schneidigen" Kameraden von damals respektierte.

Ulrichs nickte nur beistimmend, und der Rittmeister erwiderte, sich in die Unterhaltung der beiden mischend: „Welcher Jammer wär's, wenn man die hier ließe, und ihr würde in einem Winter der Staub von den Flügeln gestreift! Da sehen Sie, Thun, an den beiden jungen Damen, es giebt noch Weiblichkeit, noch etwas, was höher ist als alles, was wir kennen! Aber freilich, bei uns wächst das nicht auf!"

Ähnlich dachten und sprachen die beiden Assessoren. Und es fehlte keinem von allen die sonst unvermeidliche Musik, oder die gewohnte pikante oder geistvolle Konversation ihrer Zirkel. Es war eben hier bei Hohenbostel alles anders und interessanter! Und dieser selbst! Ein ganz famoser Mensch! So in aller Stille lebte er da in einer wahrhaft „stilvollen" Wohnung, hatte zwei Töchter, die ihresgleichen nicht

fanden, hatte da eine Schwester, die eine vollkommene Fürstin sein konnte — — —!

Und so ging das weiter. Die vielen kleinen Mängel, die sich einem aufmerksamen Auge nicht hätten verstecken können, wurden völlig übersehen in der angenehmen Laune, die sich entwickelte. Niemand hätte zu sagen gewußt, wie es kam, daß die Stimmung eine so äußerst befriedigte, harmonische wurde. Jeder amüsierte sich, fühlte sich behaglich, sprach anders und besser, war mehr als sonst und meinte, hier erst ganz „er selbst" zu sein.

Die Bewirtung gefiel ihnen in dieser Stimmung ebenso gut. Sie war einfach, aber durchaus comme il faut, und als man nun an der Tafel saß, da machte sich, durch ausgezeichnete Weine erhöht, die allgemeine Anerkennung geltend.

Der Hausherr strahlte förmlich. Estinghaus war sichtlich ganz angethan von dem liebenswürdigen Schwiegervater, ganz begeistert von seiner Braut, voll ritterlicher Verehrung für die ihm sehr imponierende Tante Viktorine und bewundernder Herzlichkeit für Ina; sein junger Schwager wich ihm nicht von der Seite und sah ihn mit stolzen Blicken an, staunend, wie er so geistvoll und amüsant den ganzen Kreis anzuregen wußte.

Alles in allem verlief der so wunderlich in Scene gesetzte Gesellschaftsabend den Gästen wie dem Wirt gleich schnell, und als die alten Herrschaften zu gewohnter Stunde aufbrachen, wären in der That die übrigen noch ganz gern geblieben. Aber da keine sehr dringende Einladung erfolgte, so gingen eben alle; die Generalin nahm die Stiftsdame mit in ihren Wagen, die beiden jungen Mädchen bekamen den Rücksitz, und Seine Excellenz hing sich an den Arm Reinhagens, mit diesem und Doktor Ulrichs noch einen Schoppen zu trinken.

Der kleine Chemiker hatte sich sehr still verhalten den ganzen Abend hindurch, auch jetzt schritt er so schweigsam, wie man ihn sonst gar nicht kannte, an seines Freundes anderer Seite. Dieser schleppte pustend den etwas schwerfällig gehenden General mit sich und ließ sich von dem in Gegenwart seiner Gattin nicht so beredten Herrn Dinge erzählen, die ihm ganz neu waren und ihm erst jetzt die Andeutungen, die Hohenbostel bei seiner Ankunft gemacht, wieder ins Gedächtnis riefen.

Ihre Excellenz hatte die traute Freundin Viktorine mit der „charmanten" Kleinen, der Ina, aus dem Stift nach Berlin berufen, weil sich für Ina ein reicher Freier gefunden.

Das war der Hauptinhalt der etwas konfusen Mitteilungen des Generals, aber er fügte dann hinzu: „Ich sehe ja ein, daß es ein großes Glück für das Kind wäre, eine so gute Partie zu machen; der Rodung ist auch ein durchaus braver Mensch, kurz, das würde alles stimmen, und lieb hat er sie, sehr lieb, sonst hätte er sich nicht hinter meine Alte gesteckt, die ‚nähere Bekanntschaft' zu vermitteln; aber am Ende — ich kenne meine Frau und die gute Viktorine! Sie werden dem Mädchen so lange zureden, bis es ‚Ja' sagt; und etwas Liebe gehört doch auch von Inas Seite dazu!"

„Woher stammt denn dieser Rodung? Der Mann ist nicht aus unserer Provinz?" fragte Reinhagen.

„Er kommt aus Westfalen. Sein Vater ist ein schwer reicher Fabrikant gewesen, aber ein selfmade man; mit der Familie wird es wohl ein wenig hapern. Unser Freier ist indes ein Gentleman, klug und klaren Geistes, doch ein wenig nüchtern, wie es mir vorkommt. Das hinderte ihn aber nicht, sich in Ina leidenschaftlich zu verlieben. Wir lernten ihn in Baden-Baden kennen, und so hat sich denn die Geschichte angesponnen. Als Mandatar und Vertreter des Herzogs hat er den Titel eines Regierungsrats und als Parlamentsmitglied sich in kurzer Zeit schon eine gewisse Bedeutung erworben."

Die Herren waren bei des Generals Stammlokal angelangt und traten ein. Im grellen Licht dort drinnen fiel dem Landgerichtsrat Ulrichs Aussehen auf.

„Was ist denn mit Dir?" fragte er und sah dem kleinen Doktor betreten in die aufgeregt funkelnden Augen.

„Dulde es nicht, daß Estinghaus Wilma Luise bekommt! Er macht sie unglücklich!" erwiderte Ulrichs schnell und erregt und sehr dringend.

„Sei kein Narr! Du bist am Ende eifersüchtig?" lachte Reinhagen, den der Wein weniger vorsichtig gemacht hatte, als es seine Art sonst war. Er bekam keine andere Antwort, als einen heißen, ungeduldigen Blick, der ihn sofort völlig ernüchterte.

„Das wäre noch schöner," dachte er bei sich, „wenn der arme kleine Kerl sich allen Ernstes in Wilma Luise verliebt hätte!" Eine wahre Angst um Ulrichs packte ihn, und so sagte er mürrisch: „Von dieser Seite heißt es: ‚Behüte Ina!' Von der: ‚Behüte Wilma Luise!' Ich bin kein beeidigter Schutzengel, noch habe ich einen solchen zu kommandieren. Wer heiratet, thut's für sich selber!"

Drittes Kapitel.

„Du kommst morgen ganz früh! Wir haben uns so viel zu erzählen!" hatte Ina geflüstert, als sie Wilma Luise zum Abschied küßte.

Und dann waren endlich alle Gäste fort, die beiden Lohndiener räumten unter des Hausherrn Aufsicht die Tische ab, und brachten die Zimmer leidlich wieder in Ordnung, der Primaner wurde vom Vater bald hier bald dort zur Dienstleistung gerufen, und Tante Sinchen schloß, die Geschäfte der Hausfrau übernehmend, allerlei Tortenreste in einen der geliehenen Schränke, während sie sich vergeblich abmühte zu erraten, wo sie und Wilma Luise diese Nacht schlafen sollten.

Diese und Estinghaus gingen in dem größten der Zimmer Arm in Arm auf und nieder. Die Fenster standen weit offen, köstliche Frühlingsluft drang herein und draußen auf dem Platze lag heller Mondschein neben tiefen Schatten und eine Stille, daß man das Plätschern des Brunnens deutlich hörte.

„Ein reizender Abend war's, aber wesentlich durch Dich, mein Hans!" hatte sie ihm auf eine Äußerung über die gute Stimmung aller geantwortet und ihn so bewundernd und zärtlich angesehen, daß es ihm heiß zum Herzen drang.

„Aber dennoch wünschte ich die ganze Gesellschaft ins Pfefferland, oder mich mit Dir in das kleine Kabinett der Tante Dellinghof!" sagte er lachend und sie ungestüm küssend, denn sie erschien ihm in dieser bewundernden Liebe für ihn so hold und bezaubernd wie nie zuvor ein anderes Weib.

„Wir wollen uns, wenn wir heiraten, auch solch ein kleines trauliches Koseplätzchen einrichten," begann er dann wieder und sie ging fröhlich auf seine Phantasien ein; mit dem ganzen Vergnügen Liebender malten sie sich ihr zukünftiges Nest aus und nur in einem Punkte waren sie immer verschiedener Meinung: er redete nur von Seidenvorhängen, Smyrnateppichen und allem erdenklichen Luxus, sie dagegen neckte ihn mit seinen „naiven" Ideen und meinte scherzend, es sei natürlich, daß sie ihrer Natur nach mit beiden Füßen in der Wirklichkeit stehen bleibe.

„Aber Du bist mein Adler und trägst Deinen Zaunkönig dem Sonnenlicht zu!" schwärmte sie und dann küßten sie sich wieder und er fühlte sich sehr glücklich und stolz.

Er hatte gar nicht gewußt, nicht geahnt, wie glühend sie ihn liebte, wie sie zu ihm aufsah. — Arme Kleine! Und wie nahe ging es daran her, daß er sie aufgab! Gut, daß sie nichts davon wußte. Er bereute heimlich, daß er Wilma Luise erst heute nach ihrem wahren Wert schätzen lernte. Freilich! So wie heute war sie noch nie aus sich herausgegangen, so durchdrungen von Liebe und Zärtlichkeit hatte sie sich ihm noch nie offenbart.

Zwischen seine stürmischen Zärtlichkeiten hinein schilderte er ihr dann, wie er sich seine Laufbahn dachte, und welche ehrgeizigen Pläne er im Herzen trug. Ihr strahlender, bewundernder Blick erregte ihn mehr und mehr; er sah sich schon an den höchsten Ehrenstellen. Der Wein, den er getrunken, that auch das seinige. Niemand störte sie.

Tante Sinchen hatte irgendwo in einem Winkel des Hauptmanns Theemaschine entdeckt und so lange gesucht, bis sie auch die Theedose fand. Nun kam sie und brachte ihnen stolz den Lieblingstrank und beide dankten ihr in der glücklichen Laune des Augenblicks mit so viel Scherz und guten Worten und komplimentierten sie dann so liebenswürdig wieder zur Thür hinaus, daß sie zum ersten Mal heute abend lachte und ganz gutmütig versicherte:

„Ach, ich weiß ja, daß Ihr mich nicht nötig habt."

Sie waren dadurch ein wenig aus ihrem Rausch zu sich gekommen. Estinghaus' Blick fiel auf einen der Fenstervorhänge, den der Nachtwind löste und ins Zimmer wehte. Dadurch wurde er auf die Umgebung wieder aufmerksam.

„Wie überraschend schön Dein Vater eingerichtet ist!" sagte er, sich umschauend. „Das muß viel Geld gekostet haben."

„Es gehört nicht ihm," erwiderte Wilma Luise und wurde sehr rot.

„Ah, er wohnt Chambre garnie?"

„Nein, er hat das alles für einige Tage gemietet."

„Gemietet? Aber warum?"

Sie mißverstand dies „Warum?" und meinte aufatmend: „Sieh, das findest Du auch überflüssig? Ich sagte es ihm gleich. Warum solche Umstände? Aber Papa hat nun einmal eine Passion für dergleichen. Er liebt es, die Festlichkeiten ‚in Scene zu setzen'. Für gewöhnlich ist er der sparsamste, anspruchsloseste Mensch. Lieber Gott, er muß ja auch mit seiner Pension auskommen! Und daß er dies möglich macht, ist doppelt anzuerkennen nach seiner ehemaligen Verwöhntheit. Er war einst reich."

In der kindlich offenen Erzählung, wie sie dieselbe machte, lag ein rührender tiefer Ernst. Sie wußte, was der Vater entbehren mußte und fand ihn trotz seiner Schwäche für „die schöne Form" so ehrenhaft in Charakter und Denken.

Über ihrem lebhaften Bericht hatte sie nicht beachtet, daß Estinghaus keineswegs so zustimmend blickte, wie noch eben, sondern enttäuscht. Und nun erzählte sie ihm, wie unendlich entsagungsvoll des Vaters Existenz war, wie er alles daran setzte, nur um nach außen hin „schön" zu leben.

Sie war in diesem Augenblicke so erfüllt von Liebe und Verehrung für denselben, daß sie gern ein freundlich zustimmendes Wort von dem Geliebten gehört hätte.

Aber er dachte an ganz andere Dinge. Er befühlte den dicken Seidenstoff, dessen Verblichenheit er nicht bemerkte, noch einmal und sagte: „Jedenfalls wollen wir uns, wenn auch nicht luxuriös, so doch recht gediegen einrichten, Liebling! Meine Stellung wird mich immer zur Repräsentation nötigen und wenn meine Herren Chefs mit ihren Damen uns besuchen, dann macht eine stilvolle Umgebung gleich Eindruck. Klimpern gehört nun einmal zum Handwerk. Die armen Teufel kann man für die höheren Stellungen nicht brauchen!"

Wilma Luise warest Du taub, daß Du nicht hörtest? Oder wolltest Du es nicht? Aber sie hörte eben nicht. „Er" — ihr geliebter, herrlicher Hans konnte ja nur Edles denken und wenn er einmal anders redete, so war's ja nur Scherz.

„Du siehst Dich wohl schon selbst als ‚Spitze?'" neckte sie ihn.

„Ich denke im Herbst Regierungsrat zu werden — in drei Jahren bin ich vortragender Rat!" erwiderte er ganz ernst und ein Zug, den sie schon öfter bemerkt, ein unschöner Zug von brutaler Rücksichtslosigkeit trat in sein intelligentes, hübsches Gesicht.

Sie sah es. Aber sie wollte nicht sehen. „Ich werde mich wohl vorbereiten müssen, die vornehme Dame zu spielen, mein Mann thut's eben nicht anders!" scherzte sie wieder und er hörte, sie meinte es ehrlich, sie glaubte an ihn.

Darüber küßte er sie wieder dankbar und innig und es war beiden sehr leid, daß jetzt der Hausherr blaß und müde, aber immer noch freudig aufgeregt, mit Tante Sinchen und Adolf eintrat.

„So, mein lieber Estinghaus, nun muß ich Sie

fortschicken! Wir sind todmüde und möchten zu Bett. Adolf begleitet Sie; er schläft diese Nacht bei einem Freunde," sagte er, mit wohlwollender Herzlichkeit das Brautpaar anlächelnd.

„Schon?" riefen die Liebenden kläglich. „Schon gute Nacht?"

Er zog stillschweigend seine alte Uhr. Es war zwei! Unglaublich! Unmöglich!

Morgen sollten die Verlobungskarten umhergeschickt werden, verabredeten sie noch schnell. Estinghaus hatte dieselben nachmittags bestellt. Adolf erbot sich, mit seinem Freunde beim Adressenschreiben zu helfen, Wilma Luise und der Vater sollten nur das Namensverzeichnis machen. Die für Estinghaus besorgte einer seiner Büreauschreiber.

Als die beiden Schwäger gegangen waren, umarmte Hohenbostel die Tochter.

„Dein Schatz gefällt mir sehr, Kind! Es ist so selten, daß ein junger Mann in seiner Lebensstellung sich eine Liebesheirat ohne Geld gestattet!"

„Ja, mein Hans ist auch ein Phönix unter den Männern! — So einer kommt nur alle hundert Jahr und ich habe das große Los gewonnen!" jubelte Wilma Luise und schlang ihre Arme um des Vaters Hals.

„Ich verlange ja gewiß keine Beachtung," klang die Grabesstimme neben ihnen, „aber ich möchte nur wissen, wo ich schlafen soll?"

„Wirklich — wo schlafen wir denn, Papa?" fragte jetzt auch die Tochter.

„Ja, meine lieben Kinder, da sind die Sofas! Macht's Euch bequem, so gut Ihr könnt," erwiderte der Hausherr wohlwollend.

„Und Du?"

„Ich? — Nun — ich schlafe in der Badewanne, liebes Herz, für eine Nacht kann man das schon und ich darf mir sagen: ‚Unser Fest war gelungen von A bis Z.'"

* * *

Schon bald nach acht Uhr am andern Morgen huschte Wilma Luise in Inas kleines Schlafzimmer im Hotel Bristol.

Die Schwestern hatten gestern abend einen langen Spaziergang in der Frühe verabredet; statt Wort zu halten und fertig zu sein, lag Ina noch in den Federn und stammelte schlaftrunken: „Aber, um des Himmels willen, wo kommst Du schon her, Wilma Luise?"

„Du hast gut reden, Schätzchen, hast ein Bett und kannst Dich strecken! Ich, mit meiner Länge, habe mich auf die Causeuse kauern müssen, damit dies arme Tantchen wenigstens die Chaiselongue bekam. Kein Auge konnt ich schließen. Aber das thut nichts, ich lag da in so wonnigen Glücksgedanken, daß mir die Nacht beinah zu kurz vorkam."

„Ja, Du kannst gut lachen, Du hast Deinen Hans so lieb und er ist recht ein Mann danach!" meinte Ina gähnend und sich dehnend, aber mit einigermaßen kläglichem Ton.

„Ach, und wie ich ihn liebe, Ina! Wie er mich liebt! Ich begreife gar nicht, daß ich ohne ihn früher habe sein können! Jetzt wär's die reine Unmöglichkeit. Und nicht wahr, wie klug und warm spricht er! Alles, was er sagt, hat so einen gewissen wundervollen Klang. Das kommt, weil er eine ganz ideal angelegte Natur ist. Nur das Edle kann er denken und wollen. Ach, Ina, auf den Knieen sollt ich Gott jede Stunde für meinen geliebten Hans danken."

„Wie schön muß das sein!" flüsterte Ina, träumerisch in ihrer Schwester Augen sehend.

Sie hatte sich jetzt aufgerichtet und sah unbeschreiblich lieblich aus mit den rotgeschlafenen Wänglein und dem in Zöpfe geflochtenen Lockenhaar, das sich ganz von selbst kräuselte, sobald man es frei ließ.

Eine halbe Stunde später waren beide Schwestern, in ihre Regenmäntel gehüllt, schon auf dem Wege. Ein feuchter Nebel fiel, die Luft war wundervoll. Und wieder war die Liebe ihr Thema.

„Wie fandet Ihr Euch?" hatte Ina gefragt. Die Schwestern sahen sich so selten und liebten sich innig; eine ganze Welt von Gedanken wollten sie sich mitteilen, so viel Erlebtes! Und dann — wie viel wünschte jede von der anderen zu wissen! Aber die Brautschaft Wilma Luises war beiden doch das Interessanteste.

„Ja — wie wir uns fanden?" lächelte diese. „Wie ein Zauber war's, Ina, gar nicht zu schildern! Weißt Du, auf dem Lande! Man trifft ja so selten einmal einen Menschen, mit dem man sympathisiert! Und da kam er —! Er vertrat seinen Chef in irgend einer längere Zeit währenden Regierungsverhandlung mit dem Fürsten von X. — irgend einem Grenzstreit. Und wie magnetisch gezogen, fanden wir uns gleich den ersten Tag zusammen. Er führte mich zu Tisch und mir war, als läuteten alle Glocken und eine himmlische Musik umklänge mich."

„O, wie herrlich! Wie köstlich, Wilma Luise!"

„Ah, das Köstlichste kam noch! Diese nicht endenden Unterhaltungen, dieses tief innerliche gegenseitige Verstehen, dieses unwillkürliche, unbewußte Übereinstimmen, und —. Ach — mit einem Wort, diese göttliche Harmonie der Seelen! Ina, die Liebe ist das wahrhaft Göttliche! Mehr kann ich nicht sagen. Daß Gott uns die Liebe ins Herz gelegt hat — das ist — das ist —"

„Sag doch einfach: unaussprechlich!" half Ina ganz hingerissen, ganz Feuer, ein.

Und so schwärmten sie weiter, bis die ganz Aufgeregte plötzlich fragte: „Wilma Luise, giebt es aber nicht verschiedene Arten von Liebe? Weißt Du, so ein recht warmes Vertrauen, daß einer ein guter Mensch ist und daß man es bei ihm gut haben wird?"

„Ich weiß nicht. Es mag wohl sein, Ina! Die Sonne scheint ja auch nicht immer gleich hell und heiß," meinte die ältere und sah erstaunt und dann plötzlich verstehend, in das jetzt so ernste, schöne Antlitz der Schwester.

„O Ina! Wie schändlich egoistisch ich bin! Ich hörte da gestern eine Andeutung —?"

„Ja, er will mich! Er hat mich so schrecklich

lieb, daß er Himmel und Hölle in Bewegung setzt um meine Gegenliebe, hat Excellenz Tante zu unserer Tante Vicky gesagt."

„Ina, mein Liebling, vergieb mir nur. Von mir rede ich unaufhörlich und sollte mich schämen, dies Wichtigste zu vergessen. Wer ist's denn?"

„Regierungsrat Rodung heißt er und im Kloster lag er bei den Manövern mit seinem Oberst im Quartier."

„Ah, Du schriebest so entzückt. Jetzt begreif ich! Und da lerntet Ihr Euch lieben!"

„Er mich, Wilma Luise! Eigentlich — ich will es Dir nur bekennen, ich hatte ihn gar nicht beachtet; er kann sehr vergnügt sein, aber zuerst hatte er so was Stilles, Steifes und die Lieutenants von Schrenk und Töllwitz waren so lustig, und wir lachten immer zusammen."

„Aber dann, Ina?"

Ein scheuer, zagender Blick aus den großen, hellbraunen Augen traf den fragenden Wilma Luises.

„Ich will Dir lieber alles bekennen, Herz; ich hatte, ehrlich gesagt, nie wieder an ihn gedacht, sogar seinen Namen vergessen, da bekommt Tante Viktorine neulich einen langen Brief und stürzt ganz aufgeregt zu der Frau Äbtissin; das ganze Kloster lief dann durcheinander; wie die Bienen summten sie, und dann mußte ich zur hochwürdigen Frau kommen, und da saß sie und Tante Viktorine und beide sahen ganz furchtbar wichtig aus, und so bekam ich's denn zu hören, der liebe Gott wolle mir bettelarmem, kleinem, unbedeutendem Ding ein schier unglaubliches Glück zuwenden!"

„Und ahntest Du es denn da?"

„Gott bewahre! Ich dachte, es wäre Töllwitz, oder auch Schrenk; das blieb sich am Ende gleich."

„Unsinn, Ina! Du sprächest so nicht, wenn Du wüßtest, was Liebe ist!"

„Nun, das mag ja auch wohl sein, denn sie sagten, Rodung wolle treulich um meine Liebe werben, und das thut er auch seitdem. Jeden Tag kommen Blumen und wundervolle Bonbons, und eine Bonbonniere hat er mir geschickt, Du hast nie so was Reizendes gesehen!"

„Weiter, Ina."

„Weiter? Ach so! Sie sagten mir also, er wäre ganz immens reich und ich bekäme ein himmlisches Leben! Zuerst ein eigenes Haus, wenn ich wollte auch eine Villa im italienischen Geschmack, dafür schwärme ich nämlich, und ich würde mir kaufen können, was ich wollte und eine Equipage könnt er mir auch halten! Und die Äbtissin sagte, die Tante würde doch nun auch älter und sie hätte mir so viele Opfer gebracht, das könnte ich ihr dann später alles so schön lohnen."

„Liebes Herz, und wie ist er denn? Hast Du ihn denn gern? Liebst Du ihn?"

„Er ist furchtbar nett, Wilma Luise, das muß ich sagen, ganz einzig; und wenn er mich sieht, wird er immer rot und blaß. Mit einem Blick kann ich ihn selig machen!"

„Gut, gut, aber Du?"

„Ja, sieh mal, Wilma Luise, das ist es nun gerade. Ich bin mir selbst nicht recht klar."

„Wenn man einen so recht von Herzen, von ganzer Seele liebt, dann weiß man das klar genug."

„Tante Viktorine sagte, ich wäre einmal keine sehr leidenschaftlich angelegte Natur, und Leidenschaft wäre auch gar keine richtige Liebe. Man müsse nur einen Mann gern haben und Rodung hätte gesagt, er wolle mich lehren, ihn zu lieben. Er ist nämlich ganz anders wie Du und Dein Hans! Er hat eine stille zurückhaltende Art."

„Aber das Rot- und Blaßwerden beweist, er hat lebhaftes Gefühl, Ina!"

„Gottlob! Ich mag dies kalte Wesen auch gar nicht gern; aber ich freue mich immer, wenn er zittert und bebt, so bald ich ihn freundlich ansehe."

„Daß ich ihn auch nicht kenne! Der Mann, der Dich bekommt, muß schon ein Juwel sein."

„O, das ist er! Der Herzog hat wörtlich zum General gesagt: ‚Rodung ist ein Juwel! Ich kann ihn auf keine Weise entbehren.'"

„Aber Ina, prüfe Dich ernst. Wenn Du ihn nicht liebst, so nimm ihn nicht!"

„Dann heißt's aber: Geh ins Kloster, Ophelia! O, Wilma Luise, dies Leben bei meinen alten Damen dort! Ich die einzige junge! Und jede erzieht an mir herum. Na, Du hast gut reden! Wo soll ich anders hin, wenn ich Rodung nicht nehme? Das sagt Tante Viktorine auch immer. Sie lebt und webt für die Heirat und ich würde keine guten Tage haben, wenn ich jetzt ‚nein' sagte."

„Dennoch, Ina, thue nichts Übereiltes!"

„Du hörst ja, wie ich es mir nach allen Seiten überlege. Und wenn Du ihn siehst, heute abend, magst Du ihn auch leiden. Er hat just Deine gerade, aufrichtige Art. Aber höre, Wilma Luise, was ziehst Du an?"

„Das habe ich mich auch schon sorgenvoll gefragt, Ina. Ich soll mir eine Toilette kaufen, sagt Papa; aber die Ausgabe ist mir zu teuer."

„Dir? O, Du kleiner Geizhals! Du bist ja jetzt reich! Wenn ich in Deiner Stelle wäre!"

„Reich nicht, Ina! Auch ist mir ja das Geld noch nicht ausgezahlt und Onkel Dellinghof mag ich seine vielen Sorgen nicht noch mit meinen Wünschen erschweren."

„Aber Du schriebst doch, er habe Dich als treusorgende Schaffnerin angestellt und Du verdientest jetzt Deinen Unterhalt bei ihm."

„Ach Ina! Es geht ihm so schlecht! Ich gebe das Geld, welches er mir zahlt, immer im Haushalt wieder aus. Diese unglückliche Bürgschaft für seinen Bruder! Und er kann noch von Glück sagen, daß dessen Gläubiger ihm gestattet haben, in jährlichen Abzahlungen —"

„Ja, ich weiß. Tante Viktorine war so böse, daß er die Bürgschaft geleistet. Also da geht es jetzt auch knapp? O, Wilma Luise, ich habe es so satt, dieses ewige Sparen und kein ‚Geld' haben! Aber Du bekommst doch nun Dein Legat. Die Alte hätte Dir nur ruhig mehr vermachen sollen. Drei Jahre hast Du sie gepflegt."

„Ich bin ihr dennoch von Herzen dankbar! Ohne dies Geld könnten Hans und ich in Jahren noch nicht an Heiraten denken. Darum möcht ich es auch nicht antasten. Papa hat leider schon darauf gerechnet, er nahm es übel, als ich ihm sagte, ich wollte das Kapital lieber nicht angreifen. Die Gesellschaft von gestern wird ein schönes Geld kosten! Das soll ich bezahlen. Es war ja auch zu meiner Verlobungsfeier! Aber nötig war's doch nicht."

„Darüber ärgerten Tante Viktorine und Tante Generalin sich gestern Abend auch schon," rief die jüngere Schwester.

„Nun, Papa hat so selten eine Freude, Ina! Es that mir nachher leid, daß ich sie ihm mit meiner unglücklichen Manier, geradeaus zu reden, etwas verdarb. Aber sieh, Kind, mir scheint, Hans hat kein Vermögen und wenn zwei, wie wir, dem Herzen folgen, ohne vorher zu rechnen, dann muß das Rechnen hinterher kommen und recht ernsthaft, sonst geht alles schief. Ich trage mein Kleid von gestern."

„Nein, ich leihe Dir das meinige. Ich habe zu dieser Reise zwei bekommen, das weiße nehme ich, Du das blaue von gestern."

Sie sprachen hin und her. Es schien ihnen völlig natürlich, eine der andern auszuhelfen. Inas Ansicht, daß es im Besitz von zehntausend Thalern doch auf solche Kleinigkeiten wie die neue Toilette und die gestrige Gesellschaft nicht ankommen könne, wurde von Wilma Luise berichtigt. Ina hörte auch ganz aufmerksam zu und wurde überzeugt.

Freilich, Wilma Luise dachte das seufzend, Ina ließ sich immer ebenso leicht für eine Ansicht bekehren, wie sie dieselbe wechselte. Sie war eben ein liebes, lenksames herziges Kind.

Es konnte nichts Innigeres geben, als das Verhältnis der beiden Schwestern zu einander. Wilma Luises Erinnerungen zeigten ihr noch dunkel das Bild der Mutter und je mehr sie herangewachsen war, um so schärfer wurde sie sich damit bewußt, daß diese Mutter Schande über sich, den Gatten und die Kinder gebracht. In Inas Gedächtnis war nichts mehr von ihr, aber schon als sie beide noch kurze Kleider trugen, kam diese Geschichte der Mutter zwischen den Schwestern geflüstert öfter zur Sprache.

Die alte Fritzing hatte ihren bitteren Zorn über diese pflichtvergessene Nichte rücksichtslos gegen Wilma Luise ausgesprochen, ehe diese nur imstande war, ihn ganz zu begreifen. In des halberwachsenen Mädchens Seele lag seitdem die scharfe Verurteilung der Mutter und blieb ohne jede Milderung so durch eigenes Erkennen. Wenn aber die ältere Schwester zu der jüngeren in diesem Sinne sprach, so weinte Ina, die weicher angelegte, oft und sagte: „Ich habe immer das Gefühl, sie können unserer Mama ebenso Unrecht gethan haben, wie sie mir und Dir oft thun. Wie oft bekommen wir ganz unverdiente Schelte!"

Diese Verschiedenheit der Auffassung war beinah der einzige Punkt gewesen, der zwischen beiden Schwestern Streit erregte.

Jetzt war Ina längst dahin gekommen, einzusehen, daß die Mutter — was auch immer zu ihrer Entschuldigung sprechen möchte — eine Verlorene war. Sie redete nie mehr von ihr, heute aber warf sie doch zaghaft die Frage auf: „Weiß Dein Bräutigam es schon?"

Wilma Luise stutzte. „Gewiß! Die traurige Thatsache ist ja allgemein bekannt," sagte sie dann und wunderte sich über sich selbst, daß sie und Estinghaus auch nicht mit der leisesten Andeutung von der Mutter geredet.

„Rodung weiß nichts von ihr! Und es ist so peinlich! Er hat so strenge Ansichten von Pflicht u. s. w. Denke Dir, er stellte neulich sogar die Behauptung auf, daß Fehler und Tugenden sich wie Äußerlichkeiten vererbten."

Wilma Luise stutzte; Ina aber fuhrt erregt fort: „Tante Viktorine wurde dunkelrot. Doch sie sagte nachher: ‚Der Regierungsrat würde nie so gegen uns gesprochen haben, wenn er die Verhältnisse kennte!' Und stell Dir vor, Wilma Luise, er nimmt mich gar nicht, sobald er die Geschichte erfährt. Ich habe eine Todesangst! Hier, wo jeder sie weiß!"

„Wenn er Dich liebt, kann ihm unser Unglück nur Mitleid erwecken."

„Ach, wenn das wäre! Aber er ist so ehrenfest, so streng!"

„Ina, mir scheint, Du hast Sorge, ihn abwendig zu sehen? Du liebst ihn wohl mehr, wie Du selbst weißt?"

„Wirklich! Zuweilen glaube ich das auch! Es kommt mir ganz furchtbar vor, daß er mir untreu werden könnte," rief Ina aufgeregt.

* * *

Der ganze Tag war ein so glücklicher für Wilma Luise wie der gestrige Abend. Nun sie sich innerlich mit der Notwendigkeit abgefunden, des Vaters thörichte Verschwendung zu decken, indem sie ihr Kapital angriff, konnte sie sich sogar seiner Freude an der momentan so pomphaft eingerichteten Wohnung freuen, als sie heimkehrte.

„Ich bin eigentlich zum Millionär prädestiniert, aber ich habe leider meine Bestimmung verfehlt," redete er schmunzelnd und in seinen Räumen hin- und herlaufend, um den Frühstückstisch mit all den Resten des gestrigen Tages zu besetzen.

Er bediente sich seit Jahren selbst, klopfte und bürstete seine Röcke eigenhändig und überzog seine patent sitzenden Stiefeletten ebenso eigenhändig mit Glanzlack; aber er würde dies alles unbeschreiblich demütigend gefunden haben, sobald der Schleier tiefster Heimlichkeit davon gezogen wurde.

Heute that er Tante Sinchen in der Ausübung seiner Hausherrnpflichten einfach Kavalierdienste und das gute, alte Mädchen, das ihn genau kannte, bewunderte ihn dankbar: „Sie geben sich um mich wirklich zu viel Mühe, Hohenbostel, ich bin gar nicht gewohnt, daß man mich so verzieht."

In dies vergnügliche tête-à-tête der beiden trat Wilma Luise, frisch und froh, und indem sie den Vater umarmte und Tante Sinchen küßte, erzählte sie lebhaft von ihrem Spaziergang und Ina. Mit keinem Wort berührte sie deren Aussichten und

Wünsche und Hohenbostel, der die eigenartige Selbständigkeit und Geradheit der Tochter, so unbequem ihm dieselbe auch oft war, doch respektierte, deutete ebenso wenig darauf hin, obwohl er und Sinchen die ganze Geschichte schon durchgesprochen hatten.

Ohne jedes Wort darüber forderte Wilma Luise taktvolles Schweigen und ebenso sicher wurde es ihr, aber nur ihr allein, gewährt.

Nachdem die Damen dann noch ein wenig geräumt, Staub abgewischt und hier und da eine Falte in den Vorhängen zurecht gezupft hatten, war alles in Ordnung, der Hauptmann erschien in seinem tadellosen Straßenanzuge und er und Wilma Luise verfügten sich verabredetermaßen zu dem Testamentsvollstrecker der alten Fritzing, während Tante Sinchen ging, die Stiftsdame zu begrüßen, dort Wilma Luise zu erwarten und dann mit dieser der Generalin ihren Besuch zu machen. Für den Mittag war auf eine Einladung Reinhagens das Rendezvous in einem bekannten Restaurant verabredet und dort wollten Estinghaus, er selbst und Ulrichs zu den übrigen stoßen.

Die Geschäfte erledigten sich bald und erfreulich. Wilma Luise sah den kleinen Haufen von Obligationen und Kassenscheinen geradezu ehrfurchtsvoll an und wurde blaß, als er nun ihr — als Eigentum — überliefert wurde. Es that ihr trotz allem heimlich weh, die Summe anbrechen zu müssen, aber sie überwand dies Widerstreben und bat den Vater, über eine für ihre und seine Verhältnisse große Summe davon zu verfügen, ehe sie es bei einem Bankier deponierten.

Hätte er sich selbst irgend eine Erleichterung damit geschaffen, sie würde froh gewesen sein; aber sie kannte ihn genugsam, um genau zu wissen, er verthat es jetzt in der Art der großen Herren, um sich „ein Relief" zu geben.

Auf das sehr vergnügte Diner ließ Onkel Reinhagen eine allgemeine Spazierfahrt in mehreren Wagen folgen. — Der Hauptmann präsentierte dem erstaunten Berlin „sein" Brautpaar, so illustrierte Ulrichs, der heute wieder wie immer im Damenkreise ruhig und schweigsam den Beobachter spielte, gegen den Landgerichtsrat treffend die Miene des stolzen Vaters.

„Nun, mein Herz, alle Geschäfte erledigt?" hatte Estinghaus Wilma Luise bei der Begrüßung leichthin gefragt. Weiter war nicht über die Erbschaftsangelegenheit gesprochen.

Heiterstes Plaudern und Lachen würzte das Mahl; es fiel niemand auf, daß Ina mit ihren großen braunen Augen das Brautpaar heimlich und sehr nachdenklich betrachtete.

Viertes Kapitel.

Die Räume Ihrer Excellenz entsprachen nicht ganz den Anforderungen des Tages; sie konnten weder ihre Signatur „altmodisch" verleugnen, noch war dazu die geringste Anstalt gemacht. Auch die Gesellschaft, die sich in denselben am Abend bewegte, bestand meist aus altmodischen Menschen, alten Damen und Herren; aber die letzteren trugen fast alle die linke Brustseite mit stolzen Orden mehr oder minder reich geschmückt und über ihrer Erscheinung lag das Bewußtsein eigenen Wertes, hohen Ranges und alten Namens.

Des Hauptmanns höchste Genugthuung war es, durch seine Verwandtschaft mit Seiner Excellenz diesem Kreise anzugehören und willig trug er jede Entbehrung, um seine kleine Rolle darin mit Anstand zu spielen. Seine schönen Töchter erschienen in diesem Kreise zum ersten Mal und erregten ein begreifliches Aufsehen.

Daß die Toilette der jungen Mädchen ein wenig provinzial war trotz der Neuheit, kam bei den alten Damen gar nicht in Frage. Sie wurden mit freundlichem Wohlwollen aufgenommen, als Tante Viktorine die Errötenden vorstellte und ihre tiefen Verbeugungen, ihr Anstand, die ehrfurchtsvolle Bescheidenheit gefielen allgemein.

„Also die eine ist schon Braut? Sehr interessant! Und so zu rechter Zeit hatte sie geerbt? Welches Glück!"

Und dann richteten sie ihre Schildpattlorgnetten mit den langen Stielen auf Estinghaus, und er wurde ihnen durch den Hauptmann präsentiert.

„Sehr stattlicher Mann, dieser junge Assessor! Angenehmes Gesicht."

„Und bedeutend, meine Gnädigste, sehr bedeutend! Schon hohe Gönner erworben! Wird Carriere machen!" flüsterte Hohenbostel stolz und das Wort ging, wie die zustimmenden Äußerungen, die seine Töchter betrafen, in die Runde.

Erst später flog bei ihnen ein anderes Flüsterwort von Mund zu Mund. „Das ist er! Das ist der Schützling unserer lieben Excellenz! Das ist der reiche Freier!"

„Wie heißt er denn? Rodung? Bürgerlich? Na — heutzutage ist das Geld, Gott sei's geklagt, die Hauptsache! Allerdings! Und die gute Viktorine kann sich freuen, ihre Nichte so zu versorgen."

Der Herr, von dem man in dieser Weise mit mehr oder minder großem Interesse sprach, war ein untersetzter, breitschultriger Mann mit kräftigem Nacken und großem rundem Kopf, den kurzgehaltenes schlichtes Blondhaar bedeckte. Er trug eine goldene Brille und einen starken blonden Schnurrbart, der ihm, im Verein mit der straffen Haltung, ein soldatisches Aussehen gab. Sein Alter mochte in der Mitte der Dreißig stehn.

Estinghaus' hohe, elegante Figur hob sich neben ihm ganz besonders günstig hervor. Beide Männer sprachen miteinander, aber während Estinghaus seine glänzende Unterhaltungsgabe und seine schöne, elegante Sprechweise entfaltete, indem sein lebensvolles Gesicht jeden seiner Gedanken wiederzuspiegeln schien, sah Rodung steif und unbehaglich darein und die knappen Bemerkungen, die er fallen ließ, hatten eine ruhige Nüchternheit, welche Estinghaus zuerst frappierte und ihn dann um so behaglicher die eigenen Gaben entwickeln ließ.

Nach und nach bildeten die Gruppen sich wieder

anders; Robung sah sich hochaufatmend befreit und fand sich zu Jna, die errötend und mit reizender, lächelnder Scheu ihn empfing; Estinghaus machte seiner Braut ein Kompliment über dies entzückende blaue Kleid, in welchem Wilma Luise in der That ganz besonders gut aussah.

„Wo hast Du es gekauft?“ fragte er erstaunt.

„Es ist Jnas Kleid, Hans, sie lieh es mir,“ lautete die Antwort.

„Ah! So etwas Reizendes in einigen Stunden herzustellen, wird überhaupt wohl kaum möglich sein!“ meinte er unbefangen.

„Möglich allenfalls, lieber Schatz, aber sehr teuer.“

„Was wäre für Dich zu teuer, mein Liebling?“

„Recht vieles, Hans,“ erwiderte sie lachend, denn sie hörte nur seine bewundernde Liebe aus der Scherzfrage und er hatte auch nicht mehr hineingelegt. „Recht vieles! Jch glaube, Du bildest Dir ein, man könnte mit meinen Zehntausend die halbe Welt kaufen?“

„Wenn die Leute Dich mit meinen Augen sähen, gäben sie Dir alles umsonst, Liebchen. Übrigens ist es doch immer ein schönes Jahreseinkommen, und Du mußt später als mein Frauchen stets sehr hübsche Toilette machen! Wie die Frau sich giebt, die neben dem Manne steht, ist in Bezug auf die Carriere gar nicht so gleichgültig, ‚Repräsentation‘ heißt es.“

Estinghaus hatte gar nicht Arg aus Wilma Luises betroffenem Aufblick, noch deutete er sich ihr Mienenspiel. Er sah beides, aber er sah es ohne Reflexion, nur mit dem frohen Blick des entzückten Liebhabers.

„Jahreseinkommen?“ wiederholte sie nur das eine Wort. — „Aber Hans — Du meinst doch nicht —?“

„Was meine ich nicht?“ fragte er noch immer ganz obenhin, da sie stockte. Seine Blicke folgten interessiert dem Regierungsrat Robung, der eben mit hell ausstrahlendem Lächeln Jna zu Tisch führte. Er und Wilma Luise schlossen sich auf einen lächelnden Wink des Hausherrn an.

Darüber war momentan ihr Gespräch gestört und blieb es für die ersten Minuten, die jeder der Gäste benutzte, sich an der Tafel umzusehen und über die Nachbarschaft zu orientieren.

„Jßt Du Austern, Liebchen?“ flüsterte Estinghaus, da die Diener eben solche präsentierten.

Wilma Luise starrte mit sonderbarem Ausdruck vor sich hin und antwortete nicht.

Er wiederholte die Frage.

Sie fuhr zusammen und verneinte.

„Dann nimm Dir drei, ich esse sie in Deinem Namen!“ flüsterte er lachend, und sie nickte. Als aber die Austern ihr dargereicht wurden, saß sie schon wieder und starrte wie verloren vor sich hin, winkte nur ablehnend, und Estinghaus sah sie stutzend an. Was? Warum erfüllte sie seine scherzende Bitte nicht?

„Woran denkst Du?“ fragte er sie liebevoll, nachdem er seine Austern gegessen.

Sie fühlte ganz gut, hier war der Platz zu einer Aufklärung nicht, aber trotzdem sagte sie: „Bitte, Hans, Du sprachst vom Jahreseinkommen, Du meinst doch nicht, daß ich zehntausend Thaler jährlich habe?“

Erstaunt blickte er auf. Was fiel ihr ein? Wie kam sie darauf?

„Du sagtest —“

„Aber Kind, liebes Herz —!“

Es berührte ihn äußerst peinlich, daß er selbst von Geld und Einkommen gesprochen. Das war taktlos gewesen. — Und sie hatte nun auch in der pedantischen Gewissenhaftigkeit, die er schon an ihr bemerkte, nicht nötig, das harmlose Wort gleich aufzugreifen.

„Ja bitte, Hans, ich muß es berichtigen —“

„Mein Liebling, Du bist eine kleine Pedantin, was fällt Dir denn ein? Komm, das ist keine schöne Wendung, die Du unserem Geplauder giebst. Was geht uns das leidige Geld an, wir haben die Liebe, und das ist die Hauptsache.“

Sie erwiderte auflebend sein glückliches Lächeln, und so war die Wolke verscheucht, die sich plötzlich auf sie gelegt hatte. Zugleich sprach auch Wilma Luises Tischnachbar von der anderen Seite auf sie ein, ein liebenswürdiger alter Herr, dem sie außerordentlich gefiel.

(Fortsetzung folgt.)

Odemissen.

Roman

von

W. Oesterhaus.

(Fortsetzung.)

XIX.

„Wunderbar in der That,“ näselte der alte Prorektor in Salburg, „bislang war Behrenstein kein schlechter Schüler und hat heute wie gestern gar nicht memoriert. Ganz wunderbar! Unerhört! Er! Er! sonst ein ordentlicher Mensch Er! Nun will Er ein — ein — verstehe Er! — ein — werden! Am Ende des Schuljahres wird Er ein — —! Nun ein! Was für ein? — Er? — Mag Er's sich selber sagen! Wenn Er nur nicht krank wird!“

Wenige Tage währte es nur noch, da ging's hinaus in die freie Gotteswelt, hinaus nach Odemissen! Hier brachte Karl den Leuten gegenüber das Gespräch

wiederholt auf einen Brunnen im Orte, von dem wunderbare Dinge erzählt werden sollten; aber niemand konnte ihm etwas davon berichten. Fast immer sagte man: „Ach! Damit ist der ‚Sprung' oben im Walde gemeint, dessen Wasser der Meier vor Jahren dem Herrenhofe abgegraben hat." Was für eine Bewandtnis hatte es denn mit dem Brunnen, vor dem Bertha ein so rätselhaftes Grauen verriet?

Es war am Gründonnerstage. Die Schneeglöckchen in den Hainen standen in voller Pracht, Osterblume und Feigwurz glänzten in Busch und Hag weiß und gelb, hier und da hob ein blau Veilchen das Köpfchen aus jungen Grashalmen hervor und die Amsel ließ in vollen Tönen ihr Frühlingslied erschallen, als Karl der Gutswaldung zuschritt. Hoch oben an der westlichen, dem Meierhofe abgewandten Seite lag ein einsames Haus. Seine Wände waren hell getüncht, das Strohdach zeigte sich gut gedeckt. Es war ja auch eines Freiherrn Wohnung. Um einem Mißverständnisse vorzubeugen: nicht das eines wirklichen Herrn „von, zu und auf", sondern eines Mannes, dem der Volksmund nicht umsonst eine solche Würde beigelegt hatte. Dies verhielt sich folgendermaßen:

Vor weit über hundert Jahren führte eine verwitwete Frau von Odemissen für ihren noch nicht volljährigen Sohn die Zügel auf dem Rittergute und zwar mit fester, fast männlicher Hand.

Unter ihren Dienstboten war ihr ein hübsches, anstelliges Hausmädchen besonders lieb. Munter war das Kind, aber immer stillvergnügt, heiter wie der Himmel. Einst fiel es der Edelfrau auf, daß Justchen niedergeschlagen war. Es stand am Herde, blickte ernst, träumend ins Feuer und fuhr entsetzt zusammen, als es angeredet wurde. Dann ging es an den Bach, Zeug zu spülen; aber es stand und stand und sah die Wellen rinnen und rinnen, ohne daß es arbeitend die Hände regte. Wieder wurde es überrascht. Als es ein Brautpaar am Herrenhofe vorübergehen sah, stürzten ihm die hellen Thränen aus den Augen. „Kind! Dich drückt etwas, bekenne mir's," ermahnte es die Herrin. Da fing's noch bitterlicher an zu weinen und schrie: „Ich bin entsetzlich unglücklich! Ins Wasser möchte ich springen." Eine namenlos düstere Ahnung überfiel die edle Frau. — Kaum gelang es ihr zu fragen: „Und wie heißt er?" „Ich nenne ihn nicht und werde ihn der guten Frau nimmer nennen," meinte die andere, und das war genug.

Schweigend ging die Edelfrau in ihr Zimmer. Lange saß sie da, das Haupt auf die Rechte gestützt. Bitteres Weh erfüllte ihre Seele. Als später der junge Herr eintrat, erschrak er. Dieser Ausdruck des Gesichts war ihm bei der Mutter noch nicht begegnet, so hatte ihn ihr Auge noch nicht angesehen. Sie wußte, was auch ihn drückte. Er konnte ihren Blick nicht ertragen.

Jene erhob sich. In ihrer Stimme lag eine große Strenge, Herbheit, als sie begann: „Auf diesem Gesichte steht das Bekenntnis schwerer Schuld. O, daß ich dies erleben muß!" Hier hielt sie inne und fuhr leiser, gebrochen fort: „Der Sohn auf den Wegen des Vaters, der Väter! Noch einmal muß mir solcher Schmerz bereitet werden, und — — vom eigenen Sohne!"

Sie brach in heftiges Weinen aus und winkte dem jugendlichen Sünder, sich zu entfernen. Dieser folgte ihrem Gebieten und hielt sich in seinem Zimmer verborgen, von wo aus er einen wehmütigen Brief an die Mutter schrieb, und kam erst wieder zum Vorschein, als diese ihm auf das Versprechen, nie wieder in gleicher Weise zu fehlen, Verzeihung gewährt hatte.

Justchen? Sie heiratete nach wenig Wochen einen alten Knecht vom Edelhofe, Müller. Beiden wurde jenes Häuschen am Waldesrande mit Ackerland für zwei Kühe zur Nutzung angewiesen. Dort wurde die junge Frau Mutter eines Knaben, der, als er heranwuchs, die Wahrschaft über den Waldbestand von Odemissen übernahm. In diesem Amte, wie in der von der alten Edelfrau gerichtlich festgestellten unkündbaren Kötterschaft folgten ihm seine Nachkommen. Diese nannte der Volkswitz, weil sie auf Kosten des Rittergutes freisaßen: Freiherren.

Einer derselben stand hinter dem Hause unter der uralten Schattenbuche. Ein steifer, eisgrauer Mann, in der Mitte der Achtziger, lüftete er die alte, halbenthaarte Fuchspelzmütze, als er den jungen Herrn sah. Dieser bot ihm einen freundlichen guten Morgen, fragte nach mancherlei Dingen und lobte den „behaltsamen" Kopf des Alten, der so gar vieles aus vergangenen Zeiten zu erzählen wisse. Als Karl nach langem Hin- und Herreden des Brunnens gedachte und danach fragte, humpelte jener, ohne ein Wort zu sagen zum Hauklotz und zerhieb allerlei Reisig. Der jüngere folgte ihm, klopfte ihm auf die Schulter und bat: „Müller! Er weiß es, was ich wissen muß. Erzähl Er mir's!" Der Graukopf antwortete nichts und hieb und hieb. Der andere klopfte noch einmal auf die Schulter und bat: „Er thut mir den Willen."

Es half noch nicht. Müller hatte es mit dem Holzhacken viel zu eilig. Da trat der andere nahe vor ihn hin und sagte erst weich, dann fester: „Müller! waren stets gute Freunde, wir wollen es doch bleiben? Der junge Herr auf Odemissen muß wissen, was für eine dunkle Geschichte sich an einen gewissen Brunnen knüpft! Soll ich andere fragen? Soll's zwischen uns nicht beim alten bleiben?"

Der Angeredete sah ihn ernst an, schob die Mütze zurecht und sagte endlich: „Er muß es wissen, es muß Ihm selbst eine Lehre sein. Ich bin ein alter Mann." Er wankte zu einem gefällten Baumstamme hin und ließ sich auf ihm nieder. Karl nahm neben ihm Platz und vernahm in etwas anderer Gestalt jene Geschichte vom Brunnen auf dem Meierhofe, wie sie einst der Vater der armen Bertha mitgeteilt hatte, jene Geschichte vom Junkherrn und der Bauerntochter, die mit dem Grabe unter der Gelbweide endete.

„Seit jener Zeit," schloß der alte Holzwart, „hat Streit geherrscht zwischen den Gutsherren und den Meiern, und er wird nicht enden, bis ein altes schweres Unrecht gesühnt ist."

Hiermit humpelte der Erzähler wieder zum Hau-

klotz unter der Schattenbuche. Er hackte und hackte; Karl aber ging schweigend weiter. Sein Blick glitt über das Rittergut hin, er fühlte sich beim Anblick seines herrlichen Eigentumes doch so klein. Jetzt erst begriff er der Bauern Grimm, der Bauern dauernde Feindseligkeit. Waren Behrensteins auch nicht vom Stamme der Herren von Odemissen, so hatten sie doch mit deren Gute allen Streit erworben und ihn aufrecht erhalten.

„Das weiß auch Bertha! Daher ihr seltsames Benehmen," sagte er und ging in trüber Stimmung thalwärts. Als er um eine hohe Buschecke bog, stand der Meier an der Grenze seines Eigentumes. Dieser sah den Kommenden nicht, schien auch seinen Tritt nicht zu hören. Wie in Traum versunken blickte er über die Feldfläche seiner Feinde dahin. Karl grüßte laut, jener wandte das Haupt ein wenig zur Seite und maß den andern vom Kopf bis zu Fuß, er sagte nichts; wenn ihn aber jemand aufmerksam beobachtet hätte, würde er bemerkt haben, daß er die Brauen etwas emporzog. Er wandte sich zum Gehen, blieb aber doch, nachdem er etwa zwanzig Schritte gethan hatte, stehen und sah dem jüngeren nach. Ohne zu wissen, weshalb, stach er mit der Stockschippe ein Rasenstreischen vom Raine ab, faßte dann mit den Fingern der Linken hinter sein Halstuch und strich hin und her. Weshalb? Dann sah er wieder dem Gehenden nach: „Art läßt nicht Art! Nicht eher freundlichen Verkehr, als bis mein Hof aller Herrenlasten ledig ist. Merk Dir's! Um diesen Preis kannst Du Frieden mit uns haben."

Nicht ohne Absicht ging der Erbe oder vielmehr der wirkliche Herr des Rittergutes den Dorfweg vor dem Meierhofe her. Was er gewünscht hatte, traf ein. Kord, welcher längere Zeit auf einem andern Gute gewesen war, kam von einem Gange nach der unteren Wiese, wo er die Flußgräben nachgesehen hatte, heim. Er zeigte sich betreten. Gern wäre er ausgewichen, doch vermochte er es nicht mehr. Stumm wollte er vorüberschieben, doch vertrat ihm sein früherer Spielgenosse den Pfad.

„Halt!" sagte Karl, „hier steh und sag, wodurch ich Dich beleidigt habe. Rechtfertige Dein Verhalten gegen mich! Soll denn ewig Feindschaft zwischen beiden Höfen herrschen? Kann nicht zwischen uns, zwischen mir und Dir Freundschaft bestehen, damit einst —"

„Wir haben den Zank nicht begonnen, wir sind die Bedrückten, nicht die Unterdrücker!" antwortete der andere barsch und drängte vorbei.

„Kord, Kord!" rief ihm jener nach, doch vergebens. Kord ging weiter, ohne einmal einen Blick rückwärts zu werfen.

Einige Tage später besuchte Wilhelm Westermann seine Verwandten. Es war ja selbstverständlich, daß er seinen Mitschüler, der sich in den letzten Tagen inniger an ihn angeschlossen hatte, aufsuchte, um mit ihm in Gottes freier Natur umherschweifen zu können. Er wurde auf dem Meierhofe freundlich, herzlich aufgenommen, ging aber schon am ersten Nachmittage nach dem Edelhofe hinüber. Bis zum Eintritt der Dunkelheit wandelte er mit Karl durch Flur und Wald dahin. Er hörte von dem abstoßenden Benehmen des Oheims, des Vetters und versprach, mindestens dem letzteren so zuzureden, daß dieser sich freundlicher zum Gespielen seiner Jugend, dem er ja einst das Leben gerettet habe, der ihm stets dankbar sein werde, stellen möge.

Mit diesem Vorsatze betrat Wilhelm das Meierhaus. Im Wohnzimmer war's hell. Der Oheim und Kord waren drinnen. Was war hier vorgefallen? Kaum hatte einer von beiden ein „guten Abend" für den Zurückkehrenden. Betreten fragte er nach diesem, nach jenem. Er erhielt stets eine dürre, dürftige Antwort. Das Abendbrot wurde aufgetragen; aber niemand sprach ein Wort. Peinliche Stille herrschte. Nach dem Essen entfernte sich zuerst der Vater, dann der Sohn, stumm, ernst, unfreundlich.

Minna räumte den Tisch ab. Nun war's Zeit, nach dem Grunde der seltsamen Erscheinung zu fragen. Die Haushälterin antwortete: „Es ist einmal so und kann nicht anders sein. Ich habe hier schon mancherlei erlebt und meine, die beiden hätten so ganz unrecht nicht. Der alte Waldvogt von der Hellbrede drüben hat es erfahren müssen, was es heißt, einen Mann wie Odemissen als Freund verloren zu haben. Früher kam er oft zu uns, wurde allzeit fein bewirtet und hat (hier sprach sie leiser) auch wohl nicht selten in Geldverlegenheiten hier willige Hilfe gefunden. Der Thor! Er weiß, wie die Bauern darüber grollen, daß den Herren das Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden zusteht, und dennoch hat er mit Behrenstein im vorigen Jahre auf unseren Grundstücken gejagt. Nun ist's aus mit der Freundschaft. Wenn er nun zu uns kommt, bleibt der Wein im Keller und wenn sein Geldbeutel leer ist und er ihn hier füllen möchte, heißt's: ‚Ein Häuschen weiter gehen!'

„Es thut mir recht leid; doch muß ich sagen: Gleich am ersten Tage mit dem jungen Herrn von drüben und bis zum Abend verkehren? Na! — Es ist bös! Na! ich will es einmal versuchen, den Karren wieder ins rechte Geleise zu bringen, aber! aber!"

Es gelang der Jungfer und konnte nur ihr gelingen, die beiden Hartköpfe etwas milder zu stimmen; doch that es dem jungen Städter wehe, daß er den freundlichen Einladungen Behrensteins, nach dem Herrenhause herüberzukommen, unter diesen Umständen nicht folgen konnte. Einer Entschuldigung von seiner Seite bedurfte es nicht, Adolf Behrenstein kannte den Grund des Ausbleibens. „Sieh," sagte er, „so sind sie, so waren sie, so werden sie sein, die Bauern drüben; der arme Junge mag da im Zimmer sitzen, die Fliegen an der Wand zu zählen. Das ist eine geistbildende Beschäftigung für ihn. Verkehrte er mit Dir, so wäre seines Bleibens dort nicht."

Wilhelm Westermann hielt es unter diesen Umständen nicht lange in Odemissen aus; kaum aber war er einige Tage wieder in Salburg, als schon ein Brief des verbissenen Bauern anlangte, worin mit sehr verständlichen Worten gesagt war, daß Freunde der Gutsherrschaft auf dem Meierhofe nicht verkehren könnten und Odemissen alle Beziehungen zu seinen

Verwandten abzubrechen gezwungen sein werde, wofern ein Kind der Frau Schwägerin irgendwelchen Umgang mit den Behrensteins pflegen sollte. Es wurde der gemütvollen Frau schwer, ihrem Sohne den Inhalt dieses Schreibens mitzuteilen. Sie konnte diesen nicht überreden, einer Freundschaft zu entsagen, die sich eben erst inniger gestaltet hatte.

Die Mutter schlug einen anderen Weg ein, um dem Willen des reichen harten Verwandten Geltung zu verschaffen. Als Karl nach einigen Tagen kam, den Freund, welcher eben erst das Haus verlassen hatte, aufzusuchen, ließ sie sich mit ihm in ein Gespräch über Odemissen, die dortigen Verhältnisse, die bestehenden Streitigkeiten, Zänkereien, Klagen ein. Sie billigte das Verhalten ihres Schwagers nicht, gestand aber zu, daß dieser sich gegen sie stets zuvorkommend und freigebig gezeigt habe. Sie deutete an, daß die offene Hand Odemissens ihren Söhnen den Besuch der Hochschulen möglich mache. „Aber," fuhr sie fort, „darin liegt eine große Härte, daß er uns allen den Rücken zuzukehren Miene macht, weil mein Wilhelm nicht vom künftigen Herrn des Rittergutes lassen will."

Karl Behrenstein mußte die letzten Worte wiederholen, um sie zu verstehen. „Der Brunnen, der Brunnen!" klang es in seinen Ohren. Dieser Stich in die Brust schmerzte! Sagen konnte er nichts. Mit Thränen in den Augen nickte er dankend und ging. Sollte dieser Kriegszustand in Odemissen ewig dauern? Sollte dort nie eine schönere Sonne aufgehen, ein hellerer Tag strahlen?

Wilhelm begegnete ihm und faßte seinen Arm; Karl aber zog den seinigen zurück, klagte: „Mir ist nicht wohl," und schritt dann rasch seiner Wohnung zu.

Der andere erzählte gleich darauf der Mutter vom auffallenden Benehmen seines Freundes; als sie aber Tag für Tag Klagen über das unerklärliche Verhalten des jungen Behrenstein hörte, sagte sie leise: „Es mag besser so sein, besser für Euch beide."

Es that dem armen Jungen wehe, was er erlebte; aber was seinen Freund zu diesem Verhalten bewog, sollte er erst später erfahren.

XX.

Hans Kord Odemissen zu Odemissen saß vor seinem Schreibpulte, als ihm der Hofmeister, welcher eben von Salburg zurückkehrte, einen Brief von Frau Westermann überreichte. Ein Lächeln der Befriedigung glitt über sein Gesicht. Als er das Schreiben zusammenfaltete, flüsterte er leise: „Diese Stadtleute geben denn doch etwas auf die Freundschaft reicher Verwandten vom Lande."

Er erhob sich und trat ans Fenster. Seine Gedanken schweiften von einem Gegenstande zum anderen! Da wurde seine Stirn kraus. Sein Sohn stand hinter der Gartenlaube, am Schlosse einer alten Flinte etwas machend. „Wie kommt der Bursch zu dieser Neigung?" brummte der Alte. „Hat sie von mir und meinen Vorfahren nicht geerbt. Sie taugt nicht für uns Bauern. Ja, wenn wir, wie der Meier zu Langeloh Jagdrecht auf eigenem Grunde hätten! Wir müssen sehen, wie das Wild unser Getreide abweidet, wie die Rehe und Hasen die jungen Stämme im Holze wie in den Obstpflanzungen schälen und dürfen sie nicht erlegen! Wer darf sich ihren Braten wohlschmecken lassen? Wer darf Stück um Stück derselben verkaufen? Unsere Dränger, unsere Bedrücker! Könnt' ich's, vernichtete ich all das wilde Unzeug; jedoch Wilddieben hat noch jedem Bauern Verderben gebracht, es führt in Gefahr und Versuchung."

Er klopfte ans Fenster und winkte dem Sohne. Dieser trat bald ein; freilich ohne die Waffe, die er, nichts Gutes ahnend, vorsorglich verborgen hatte. Es war nicht die Gewohnheit des Vaters, sich mit seinen Kindern in Wortgefechte einzulassen. In bestimmter Fassung gab er ihnen seinen Willen kund, ohne auch nur den leisesten Widerspruch zu dulden.

Was willst Du mit dem alten rostigen Gewehre?" fragte er. Kord zuckte stumm die Achsel. „Daß ich es nicht wieder in Deiner Hand sehe! Sollst kein Mörder werden. Verstanden!" Der Sohn nickte stumm und ging schweigend hinaus. „Woher er nur diese Neigung geerbt hat?" fragte sich der Alte noch einmal, und er sollte diese Frage noch häufiger an sich stellen.

Schon am nächsten Abende schlich der Anerbe hinaus nach dem Pillenbusche. Dieser lag auf einer mäßigen Höhe, weitab vom Herrenhofe, so daß hier selbst beim Jagen auf Meiers Gebiete selten von dort jemand herüberkam.

Am Grenzgraben des Gehölzes hatte er einen ausgetretenen Wechsel bemerkt. Die Breite desselben zeigte deutlich, daß hier abends und morgens Hasen ins Feld und rückwärts hüpften. Hinter einen Busch, der ihn verdeckte, stellte sich Kord und „kurte". Sein Auge war unverwandt auf den Pfad der Langohren gerichtet. Da raschelte dürres Laub. Lampe erschien auf dem Walle, die Löffel lauschend hin- und herbewegend. Dem angehenden Wilddiebe klopfte das Herz. Das Gewehr an die Backe, ein Fingerdruck, ein Knall! Laut klagte das Tierchen, dann überschlug es. Da lag's.

Helle Freude durchzuckte den Schützen, dann empfand er plötzlich heiße Angst. Er hob seine Beute auf und lief rasch damit ins Gehölz. Dort horchte er, ob vielleicht jemand käme. Langsam ging er über den Hügel. Am anderen Abhange lag ein Kötterhaus, welches zum Meierhofe gehörte. Der Pächter betrieb eine kleine Landwirtschaft und arbeitete auch, namentlich zur Zeit der Saat und Ernte bei seinem Hausherrn. Daneben führte er die Aufsicht über Odemissens Gehölz. Er war ein schlichter, ehrlicher Mann; seine Frau schien, und mit Recht, auf den ersten Blick gewandter zu sein. Ihre Wiege hatte in einem ansehnlicheren Hause gestanden. Sie war als Kind recht nieblich gewesen, als Mädchen hübsch genannt. Mancher sah nach ihr; sie wußte dies und sah ebenso gern nach jungen Männern. Es gefiel ihr, wenn sie von feineren Leuten des anderen Geschlechts gegrüßt wurde, gern und oft

schwatzte sie mit ihnen; nachher that sie gar nicht so scheu, wenn jemand sie hätschelte. Immer mehr wurde von ihr gesprochen, so viel, daß ein angesehener Mann sie nicht leicht geheiratet hätte. Schließlich mußte sie froh sein, daß sie jener Kötter Knall und Fall eines harten Thalers Geld wegen zur Frau nahm und ein Etwas mit dem Mantel der Liebe zudeckte.

Eins war ihr aus den Tagen der Jugend geblieben: Sinn für Ordnung und Reinlichkeit. Sie ging nicht oft hinaus, ein Achtung verdienendes Schamgefühl hielt sie davon ab; dennoch sah sie es gern, wenn jemand bei ihr vorsprach, sich mit ihr unterhielt, sie um eine Gefälligkeit ersuchte. Kord guckte über die halbgeöffnete Heckelthür auf die Tenne oder Dehl; die er suchte stand am Herde, Milch zur Abendsuppe kochend. Leise hob der junge Mann die Klinke auf, noch leiser öffnete er die Thür, auf den Zehenspitzen schlich er heran und hielt der Frau unversehens seine Jagdbeute vor das Gesicht.

Mit einem „Ha!“ flog die Erschreckte zur Seite.

„Nur nicht so ängstlich, Reutern, den wollen wir uns wohlschmecken lassen. Nach Haus darf ich ihn nicht bringen, der Vater sollte mich schön ansehen. Die Zuthaten gebe ich reichlich.“

Die Frau nickte stumm lächelnd. Sie hatte seit langer Zeit nichts vom Hasen gegessen, diesen wollte sie schon schmackhaft zubereiten, der sollte munden! „Sonntag?“ fragte sie, den Wilddieb ansehend.

Dieser nickte, besann sich einen Augenblick und fragte: „Darf ich mein Gewehr hier verbergen?“

„Wenn es nicht geladen ist,“ gab sie gedehnt zur Antwort.

Kord sah sich um, stellte eine kurze Leiter an die Wand und stieg auf den Hohlraum über dem Stalle, dort verbarg er seine Waffe unter einem Haufen Werkholz.

„Soll das Volk von drüben ewig das Wild wegschießen, welches sich von unserem Korn und Kohl mästet?“ fragte sich der junge Mann, wieder dahinschlendernd. „Ich will's anders wissen, als mein Vater.“

Der Hase, welchen die Kötterfrau zubereitete, war der erste, von dem Kord aß, der schmeckte, und deshalb war es nicht der letzte, den er erlegte. Ab und dann schlich er zum Kötterhause, holte seine Waffe und wilderte. Die meisten erlegten Langohren schenkte er den Mitwissern seiner heimlichen Thaten, damit sie dieselben für sich verwendeten oder um billiges Geld verkauften.

Dem Vater entging dieses Treiben seines Sohnes, bis er einst beim Abendessen an dessen Rocke einen Flock grauer Wolle hängen sah. Er nahm sie, besah sie, blickte dann den Erben fest an, nichts weiter sagend als: „So!“ Der andere ging schweigend hinaus.

Den Meier beunruhigte die Wahrnehmung. Nichts weniger als Rechtsgefühl machte ihm das Jagen der Unbefugten zuwider; im Gegenteil, er hätte es eine dem Bauernstande erlaubte Notwehr genannt, wenn mit der Ausübung dieser nicht bedenkliche Gefahren verbunden gewesen wären. Die Strafgesetze der damaligen Zeit bedrohten den, welcher ihnen in dieser Art zuwiderhandelte mit oft mehr als schweren Strafen. Deshalb hatte Odemissen auf seinen Sohn ein wachsames Auge.

Als der junge Mann eines Tages wieder hinausging, um seine Waffe zu holen und sie zu gebrauchen, blieb er an einer Biegung des Weges stehen. Ein Fuchs machte mit vollem Gekläff auf einen fliehenden Hasen Jagd. Das gehetzte Tierchen kreuzte den Weg in der Richtung nach dem Meierhofe hin. Der Zuschauende mußte sich, um den Verlauf verfolgen zu können, wenden und erblickte so seinen Vater, der ihm offenbar nachgeeilt war, um zu beobachten, wohin er gehe und was er treibe. „Also hat er doch Verdacht,“ sagte der junge Mann, that aber, als habe er nichts bemerkt und wandte sich bald bergan, dem Steinkampe zu, um eine Fläche Esparsette in Augenschein zu nehmen, die erste ihrer Art in jener Gegend. Früher kannte man dieses Futterkraut nur im geringsten Teile Deutschlands; auch wächst es nicht auf jedem Boden, da ihm Kalkgrund zu seinem Fortkommen notwendig ist. Erst im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts fand es in der Umgebung von Odemissen eine neue Heimat. Deshalb ging der Anerbe zum Schein den Steinkamp hinan.

Als Kord heimkehrte, stand sein Vater auf der Hausflur, mit dem Hofmeister in einem Gespräche begriffen. Nicht ohne Absicht begann er, so daß es sein Sohn hören mußte: „Vorgestern nacht haben die herrschaftlichen Schützen oben am Walde einen katholischen Domherrn aus der Bischofsstadt festgenommen, welcher eben auf fürstlicher Wildbahn einen Vierzehnender gefrevelt hatte. Da wird der geistliche Herr eine nette Brühe auszuessen haben. Es taugt nicht, das Wildbieben, die Strafgesetze sind gar zu streng, und wie werden sie gegen die Leute angewandt, denen man obendrein ohnehin nicht wohl will!“ Diese Worte fanden leider den Boden nicht, der da hundertfältige Früchte trägt.

Es waren böse Zeiten über das deutsche Vaterland hereingebrochen. Nach der Niederlage der Preußen bei Jena hatte ein Teil der kleineren Fürsten seine Selbständigkeit verloren. Ihre Gebiete waren größeren Staaten einverleibt. Die Herrscher, unter ihnen auch die Fürsten Salburgs, denen es gelang, ihre Kronen zu retten, hatten dem Rheinbunde beitreten müssen und sahen sich so genötigt, dem Kaiser der Franzosen für seine vielen Kriege Hilfstruppen zu stellen. Viele Tausende deutscher Jünglinge wurden in fremder Erde begraben. Immer neue Massen wurden ausgehoben, immer höhere Kriegssteuern mußten aufgebracht werden. Dies drückte das Land und viele, welche anfangs die französische Revolution und die Siege der französischen Heere verherrlicht, die, welche in den Erbfeinden des deutschen Volkes Befreier vom Joch einheimischer Bedrücker erblickt hatten, zogen andere Saiten auf, als die Fremdherrschaft von ihnen fast unerschwingliche Opfer an Gut und Blut heischte.

Die Truppen des Landes waren mit den Rhein-

bündlern im Gefolge Napoleons gegen Österreich gezogen. Der Erfolg Erzherzogs Karl bei Aspern wurde durch die Niederlage bei Wagram zunichte. Kaiser Franz mußte um Frieden bitten. Schon zogen die Rheinbundstruppen heimwärts, als sie Befehl erhielten, in Tirol einzurücken, um dort die von Hofer, Speckbacher und anderen geführten Aufständischen zu unterwerfen. Dies forderte viel Blut.

Kaum waren die heldenmutig kämpfenden Bergbewohner überwunden, als der Aufstand in Spanien kühn und kühner sein Haupt erhob. Die gelichteten Reihen der Verbündeten Napoleons mußten gefüllt, Mannschaften um Mannschaften aufgehoben werden, welche im Lande des Weins und der Gesänge den Kugeln und Dolchen der Feinde, der Not, den Entbehrungen, den Seuchen zum Opfer fallen sollten.

Überall erscholl Jammer und Wehklagen. Die Söhne der weniger Bemittelten mußten sich in der Fürstenstadt zur Aushebung stellen, den Wohlhabenden und Reichen war es gestattet, mit schwerem Gelde einen Einstandsmann zu kaufen. Auch für Kord Odemissen wurde, als ihn das Los zum Eintreten traf, ein solcher beschafft. Der Vater unterließ es nicht, ihn bei dieser Gelegenheit zu ermahnen, hierfür dankbar zu sein und diese väterliche Fürsorge nicht etwa durch Ausübung thörichter Streiche zu vergelten.

Hierin verrechnete sich der Großbauer leider. Der Vorwinter hatte eine lockere, mäßig starke Schneedecke über die Gegend ausgebreitet, als Hauptmann Behrenstein mit dazu geladenen fürstlichen Beamten und Förstern eine „Klepperjagd" auf Hasen anstellte. Das Treiben begann beim Rittergute und zog sich zu den bäuerlichen Grundstücken hinüber.

Beide Odemissen verdroß es, als sie hörten, daß auf ihrem Grund und Boden die Klappern der Treiber erschallten. Die Hunde kläfften, die Büchsen knallten. Der jüngere ging hinauf, auf den obersten Heuboden, um die Jäger von hieraus verfolgen zu können. Jetzt schritten diese dem breiten Hange zu. O weh! Dort auf dem Rapsfelde blieb der Hauptmann stehen. Er rief, er winkte den Begleitern, herbeizukommen. Weshalb? Dort hatte Kord am Abende zuvor einen Hasen erlegt und gleich ausgeweidet. Der alte Feind zeigte jetzt den andern das Gescheide, welches er gefunden hatte. Alle schritten den nicht verwehten Fußspuren nach. Kord wußte, wohin sie führten. Das böse Gewissen trieb, hetzte ihn. Mit wenigen Sprüngen war er auf dem Hofe. Einem Flüchtlinge, dem der Tod auf den Fersen sitzt, gleich, sprang er mit langen Sätzen im Hohlwege hinauf. Er wußte, daß die andern beim Überschreiten einer Schlucht, in der ein Bach rann, würden aufgehalten werden. Als er beim Reuterhause anlangte, sah er von weitem seine Gegner nahen. Schnell sprang er in die Hinterthür. „Reutern, verratet mich nicht!" rief er, „der Hauptmann will Haussuchung halten." Da war das Versteck. Rasch hatte er sein Gewehr gegriffen. „Ist der Hase noch da?" fragte er, als die Frau kam. „Nein, auch kein Fell," sagte sie. Wie der Blitz war er aus der Hinterthür. Wenige Sätze. Da! in den Busch junger Rottannen schleuderte er die ungeladene Flinte. Dort suchte, dort fand sie niemand.

Der Fußspur folgend waren die Jäger bis zum Reuterkotten gekommen; auch Kord kehrte, als sei gar nichts vorgefallen, dahin zurück. Sein Erstaunen kannte keine Grenzen, als er hier die Herren, wie auch herbeigerufene Treiber, das Haus durchsuchend fand. „I, mein Gott!" rief er, Staunen heuchelnd, aus, „nie hätte ich geglaubt, daß man Reuters für unehrlich halten würde. Reutern, Reutern! Wie ist das mit Euch? So lecker seid Ihr? Wie, Euch steht das Mundwerk auch wohl mal nach Hasenbraten? Nach Hasenbraten, den man auf dem Meierhofe nicht einmal zu riechen bekommt? Frau, Frau, rechtfertige Sie sich! Bedenke Sie doch, daß wir nur ehrliche Leute in unserem Hause dulden können! Reutern, Reutern, aufgepaßt! Am Ende wird hier noch ein gemauster Rehbock ans Tageslicht kommen! Na, wir wollen sehen, wer den Bock geschossen hat!"

Der Amtmann kicherte; der Hauptmann sah den kecken Burschen an, als wolle er ihn fressen; doch sagte er nichts und biß sich vor Wut auf die Unterlippe.

Der zweite Beamte meinte, der Frevler werde zu finden sein, wenn der Wind seine Fußspuren nicht schon undeutlich gemacht, den Abdruck der Sohlen verwischt hätte. Bei diesen Worten ward dem Kord gar nicht wohl. Er hatte nicht daran gedacht, daß das Bild seiner Schuhe im Schnee ihn verraten könnte.

Auf einmal schritt, da nichts Verdächtiges im Hause zu finden war, der erste Forstbeamte auf die Frau los. „Sie! Sage Sie, was ist das? Die Spuren führen doch auf Ihr Haus zu."

Die Reutern war gerade nicht auf den Mund gefallen und hatte sofort die Antwort bereit: „Führen denn nicht viele Spuren um das Haus? Führt nicht ein ausgetretener Steig dem Dorfe zu? Kann der Wilderer, wenn ein solcher dagewesen ist, nicht dahergegangen sein, ohne daß wir ihn gesehen hätten?"

Die Jäger gingen mit ihren Leuten ohne Abschied zu nehmen. „Mir ahnt was," sagte der Amtmann zum Hauptmann, als sie hundert Schritt vom Hause entfernt waren. Behrenstein sah ihn fragend an, er verstand das Wort nicht. Der andere mußte erst fortfahren: „Weshalb war der junge Odemissen hier? In welcher Beziehung steht er zu dieser Begebenheit, und weshalb hatte er den losen Mund?"

Jetzt fiel es dem Jagdherrn wie Schuppen von den Augen. Kerzengerad stand er still da. Dann rief er drohend: „Wart, Du sollst mir nicht entgehen!"

Kord lachte hinter den Gehenden her, er spottete ihrer. „Ei, ei! Hätte ich nur einige Hasenfüße zur Hand gehabt, gern hätte ich jedem einen solchen zum Andenken mitgegeben. Sie hätten ihn in ihre Tasche stecken können."

Frau Reutern war bei der Sache ernster. Sie hatte schon von ihrem Manne manch unwilliges Wort über die Beihilfe, die dem Wildbiebe bei seinem gefährlichen Gewerbe geleistet wurde, anhören müssen.

Als dieser gegangen war und jener kam, begann sie sogleich: „Lieber Mann! Kord hat wohl seinen letzten Hasen hierhergebracht. Seine Flinte ist auch nicht mehr sicher bei uns.“ Dann berichtete sie, was vorgefallen war, mehrfach einschaltend: „Gut, daß es zum letzten Male so gnädig abgelaufen ist.“ — „Zum letzten Male,“ hieß es mit Nachdruck von der anderen Seite.

Auch der Meier hatte das Gebahren des Jagdherrn und seiner Begleiter droben auf dem Hange bemerkt. Er rief, als die Jäger dem Kötterhause zuschritten, seinen Sohn. Dieser war verschwunden. Der Alte ging in die Wohnstube. Unruhig schritt er auf und ab, trommelte an der Fensterscheibe, räusperte, ging hinaus, sah ins Freie, ging dann wieder ins Zimmer und umgekehrt. Ihm war nicht wohl. Beides, der Herren Verhalten und Kords plötzliche Abwesenheit brachte er richtig in Zusammenhang. Sein Erbe mußte gefrevelt haben! Was wäre es ihm, wenn er nun überführt wurde?

Wieder maß er die Stubenlänge mit langen Schritten, als er draußen wohlbekannte rasche Tritte hörte. Er öffnete die Thür. Kord stand mit lebhaft gerötetem Gesicht lachend vor ihm und erzählte: „Denk! Ein Hauptspaß! Oben auf dem breiten Hange war ein Hase ausgeweidet. Der Raubritter mit seinen Knappen verfolgten die Spur des Thäters. Sie führte zum Reuterkotten. Dieser wurde durchsucht von oben bis unten, aber nichts Verdächtiges gefunden; im Gegenteil zeigte die Frau, die ihr Wort vortrefflich zu machen wußte, den Herren, daß der Wildschütz seinen Weg um das Haus herum genommen hatte.“

„Aber Du? Was ging Dich die Sache an?“

Des Vaters strenger Blick ging dem Sohn durch Mark und Bein. Er stammelte erst und erzählte dann: „Ich sah vom Boden her, daß droben etwas Ungewöhnliches vorfiel und bemerkte, daß die Jäger auf unser Häuschen am Walde zuschritten. Darum ging ich hin zu erkunden, was vorfallen werde.“

Der Vater sah ihn noch durchdringender, noch viel ernster, drohender an. Dann erhob er den Zeigefinger, ein nicht mißzuverstehendes Zeichen gebend. Rasch drehte er dem bedonnert Dastehenden den Rücken zu und setzte sich an sein Pult, alte Papiere zu durchblättern.

Drüben im Herrenhause ging es nach Schluß der Jagd lebhafter her. Der alte Haudegen wetterte wie ein Donnergott und verschwur Stein und Bein, er wolle den jungen Gauner, den Gaudieb, den — — schon zu fassen wissen, er werde es ihm arg verbittern, nicht nur alle sonstigen Spitzbübereien seiner Vorfahren fortzusetzen, sondern auch einem der schändlichsten, gemeinschädlichsten Verbrechen, der Wilddieberei, zu frönen. Er wolle — nein! Er könne es nur mit Freuden begrüßen, daß dieser „Erbesel“ von Bauer sich auf solch eine gefährliche Bahn begeben habe. Nun werde es denn doch endlich einmal Tag in Odemissen werden. Nun sei diesem hundsgemein niederen Gesindel denn doch einmal deutlich zu machen, was es heiße, unter der Hand eines Herrn zu stehen. Jetzt werde die Zeit kommen, wo das Halunkenpack die Strenge der Strafgesetze gründlich werde kosten müssen.

Der Förster zählte schon alle Strafen auf, in welche nach peinlichem Verfahren ein Wilddieb verfallen konnte, als der Waldvogt Heller, der dem Abendbrote, dem Weine alle Ehre anthat, denn doch in ruhiger Auffassung der Sachlage meinte, es sei, um dem jungen Odemissen ans Leder kommen zu können, zunächst und vor allen Dingen notwendig, daß man ihn bei Ausübung eines so schändlichen Gewerbes ergreife und überführe. Sei man erst einmal dahingelangt, dann würden die Wächter des Gesetzes schon wissen, in welcher Art sie mit ihm zu verfahren hätten.

Das war einleuchtend! Abgefaßt — dessen war der Hauptmann ganz gewiß — sollte der Dieb — der — bald werden. Es war ja zu klar, daß kein Laster größeren Reiz auf den ihm Ergebenen ausübt, als das Wildern und auch dieser! dieser! werde es nicht lassen. Also! —

Die Herren sprachen immer eifriger dem Glase zu und als endlich des Waldvogts Wagen vorfuhr, war es dem fürstlichen Beamten nicht möglich, ohne Hilfe des Fuhrknechts hineinzukommen.

Auch der alte Herr vom Edelhofe war nicht so wie gewöhnlich. Die vorhin sehr beredte Zunge zeigte beim Abschiednehmen eine gar bedenkliche Schwere. Er trank noch ein Gläschen und noch eins. Dann nippte er noch einmal, nein, er nippte nicht, goß ein Glas in vollem Zuge hinunter, und als er, sehr schwer im Kopfe, mehr als matt in den Beinen, sein Lager aufsuchte, lallte er noch einmal: „War — tet Gau — Gau — Gaudie — be — — Ihr — Ihr sollt!“ Weiter kam er nicht. Da sank er ins Bett.

Die liebe lange Nacht hindurch kämpfte er mit Wilddieben. Es floß Blut dabei, viel Blut! Und als er, ehe die Hähne krähten, die schweren Augenlider aufschlug, ging's ihm im Kopfe herum wie Mühlräder.

Häufiger als früher, Tag um Tag, übte Behrenstein fürder das Jagdrecht auf dem Grunde seines Feindes. Dies gab zu manchem Ärger auf dem Meierhofe Veranlassung. Als für Hühner, Hasen, Rehe die Schonzeit eintrat, stellte der alte Herr auf diesem Gebiete, nur um sein Recht dem „Hundevolke“ gegenüber zu wahren, unausgesetzt allem Raubzeuge nach. Später stand er immer und immer wieder in Odemissens Obstgarten, um Kirschvögel zu schießen; aber niemals gelang es ihm, den Jagdfrevler, den er erwischen wollte, zu fassen, wenn er auch hier und da Spuren davon fand, daß er selbst nicht der einzige sei, welcher diese Schollen jagend beschritt. Wie sehr ihn dies verdroß! Wie sehr ihn dies kränkte!

Der Meier ärgerte ihn mit vielen Klagen, die meist für das Rittergut verloren gingen. Wer schoß während der Schonzeit, die der Jagdherr innehalten mußte? Der Anerbe von drüben! Kein anderer! Unheil sollte sie alle oder ihn noch treffen, die oder den Elenden! Aber den oder die Missethäter fassen? Da lag's eben!

Nicht minder als den Hauptmann verdroß das viele Gerede über die Eingriffe in das gutsherrliche

Jagdrecht den Herrn des Bauernhofes. Immer schalt er in Gegenwart des Sohnes über das Unwesen; aber immer wieder kamen, namentlich im folgenden Herbste, abenteuerliche Erzählungen über Schnippchen, welche der Gutsherrschaft geschlagen sein sollten.

Einmal hatten sich am hellen Tage vor dem Herrenhofe zwei Hunde um ein Gescheide — natürlich das eines Rehes (im Vertrauen gesagt: Es war ein Hammelgedärm) — gebalgt! Ein anderes Mal — welche Frechheit! — hatte der Urheber all des „Spalkes" drei weidgerecht erlegte Hasen nachts vor die Thür des Herrenhauses gehängt und — kein Köter hatte dies verraten!

Das Ding war zu toll!!

Daß der durchtriebene Bösewicht ohne Hilfe eines Jagdhundes arbeitete, bezeugten die vielen weidwund gefundenen oder angeschossenen, verendeten Langohren. Der Alte vom Rittergute tobte, fluchte und schalt seinen Aufseher einen Töffel, einen Strohkerl, weil dieser den Stifter des Unfugs, des Ärgers dem Arme der Gerechtigkeit nicht überantworten konnte; aber was half es? Was half es, daß er ein eigenes Schimpfwort für ihn erfand, welches jedermann, um es richtig wiederzugeben, „Rindsesel" schreiben müßte. Die ehrliche Haut erklärte, lieber den Dienst niederlegen als sich so schelten lassen zu wollen; indes setzte der Mann verstohlen lächelnd hinzu: „Seien denn der Herr Hauptmann selbstens dem Erzspitzbuben nicht auf die Spur gewesen? Haben denn der Herr Hauptmann ihn vielleicht erwischt?"

Hierauf war schlecht antworten. Der Ungnädige brummte so etwas von Schuldigkeit thun, immer auf der Suche sein daher. Dann drehte er dem anderen den Rücken. Dieser war redlich bemüht, des Missethäters habhaft zu werden. Er pflanzte sich einst an einem mondhellen Abende dem Meierhofe gegenüber auf, um achtzugeben, ob der, auf den er fahndete, nicht bald losziehen und sich beim Jagdunfuge erwischen lassen wolle.

Als er so dastand und lauerte und lauerte, kam Kord vom Hofe her, schaute nach dem Monde und hielt die Hand empor, um zu fühlen, aus welcher Richtung der Wind komme. Als er auf den Fußweg gelangte, bemerkte er den Aufpasser, welcher sich hinter eine Eiche drückte. Er ging an ihm vorüber, sprach halblaut mit sich selbst, that überhaupt, als ob er den Lauernden gar nicht bemerke. Dieser sah wohl, daß er kein Schießgewehr trug; aber mit einem solchen hatte ihn überhaupt noch niemand vom Hofe gehen sehen. Der Aufseher folgte ihm deshalb vorsichtig in einiger Entfernung, als er einen Hügel hinaufging. Sollte der junge Mann dort am Ende seinen Schießprügel vielleicht aus einem Busche herausziehen, damit losgehen und sich abfassen lassen Nein!

Kord bemerkte wieder, daß er verfolgt werde. Was that er nun? Langsam stieg er bis auf die Höhe; aber was begann er da? Zum Ärger seines Nachstellers sah er zum Himmel empor. Die Rechte erhob er, streckte seinen Zeigefinger (natürlich den rechten!) aus und that, als wolle er unnützerweise den Versuch machen, die Sterne dort oben zu zählen, deren Zahl ja, wie auch die meisten Bauern aus der Geschichte vom seligen Vater Abraham recht wohl wissen, unergründlich ist. Nachdem der Anerbe dort oben so eine lange Weile gestanden hatte, trat er den Rückweg an. Das war ärgerlich; aber noch ärgerlicher war es, daß am nächsten Morgen ein toter Hase an der Pappel am Einfahrtsthor zum Herrenhofe hing.

Ha! wie der alte Eisenfresser da wetterte und fluchte! Häufiger wurde der Versuch gemacht, den jungen Odemissen zu belauern, zu beschleichen, vergebens. Ebensowenig gelang dies dem eigenen Vater. Der schlaue Fuchs wußte sich stets so zu sichern, daß niemand ihn zu ertappen vermochte.

Dabei that Kord immer so, als habe er dem alten Grimmbart, wie er ihn nannte, niemals das Wasser getrübt. Ja, er schalt oft mit ernsthaftester Miene auf die boshaften, spitzbübischen Menschen, welche sich am Wilde vergreifen konnten, welches nach der Bibel allerdings den armen Leuten, nach altverbrieften Rechten aber den Fürsten und Herren gehöre.

Eines Tages begegnete er, einen verendeten Hasen in der Hand tragend, dem Hauptmann. Schon wollte dieser auf ihn losgehen, um ihm die Beute abzunehmen, als der andere auswich, um den Langohrigen einem Arbeiter als gefunden mit der Weisung zu übergeben, ihn auf dem Herrenhofe abzuliefern, damit er nicht in unrechte Hände gerate.

Wie wetterte der Graubart da! „Sag Er dem Bauernlümmel, er solle das Aas nur da lassen, wo das übrige Ergatterte geblieben sei. Das Donnerwetter solle den Strauchdieb schlagen, der schlimmer noch als zehn hungrige Wölfe den gutsherrlichen Wildstand verheere! Der leibhaftige Teufel solle mit ihm zur Hölle fahren, sobald der Erzhalunke in die rechten Hände gerate." Dies sollte indes noch gute Wege haben.

XXI.

Der Meier fand immer und immer neue Anlässe zu Streitigkeiten, zu Klagen, und sein Gegner blieb in dieser Beziehung nicht hinter ihm zurück. Ein ärgerlicher Haber entstand um jene alte knorrige Eiche, unter deren Laubdache die Kinder so oft gespielt hatten. Behrenstein stand eines Morgens mit seinem Waldhüter darunter. Als eben eine Magd vom Meierhofe vorüberging, vernahm sie die Worte: „Glauben es der Herr Hauptmann nur, der Baum ist noch kerngesund und der fremde Holzhändler giebt einen tüchtig harten Thaler Geld dafür."

„Hm, hm, na! Wir wollen uns die Sache überlegen," hieß es.

Dem Mädchen klang es bei diesen Worten in den Ohren, als rausche es in der mächtigen Krone des Baumes, als klänge es wie verhaltenes Wehklagen. Es lief zu Minna und berichtete, was es gehört hatte. Jene schickte die Überbringerin der üblen Nachricht zum Hofherrn auf die Wiese, um diesem das Erlauschte mitzuteilen. Odemissen biß die

Zähne zusammen, erhob die geballte Rechte drohend gegen das Herrenhaus: „Ruchloser! An unserem Heiligtume willst Du Dich vergreifen? Für Euch steht der Baum in einem toten Winkel; aber unsere Fenster gestatten uns stets den Blick auf die Eichenkönigin. Uns willst Du treffen, uns verletzen; aber warte, warte noch ein Weilchen, ehe Du Deine Axt an unserer Freundin Wurzel setzst! Du erlebst den Fall unserer alten Vertrauten nicht."

Mit ungewöhnlich raschen Schritten eilte er dem Hofe zu. Sofort setzte er sich vor das Pult, schrieb, siegelte und schickte nach einer Stunde einen Knecht mit dem Briefe zum Amte.

Am nächsten Morgen wollte der Hauptmann eben ins Feld gehen, als ihm der Amtsdiener mit überaus wichtiger Miene entgegenkam. „Ein Verbotsbefehl!" Hiermit überreichte der Kommende ein Schreiben des Gerichtes. Was enthielt es? Die Weisung, auf dem Anger keinerlei Veränderungen vorzunehmen, auch das Fällen der alten Eiche zu unterlassen, da auf beides der Hans Kord, Meier zu Odemissen, Eigentumsansprüche erhebe.

Was war das? Wie kam der Stänkerer dazu, auf diese Weise wieder eine unvermeidliche endlose Klage einzuleiten? Stand es überhaupt schon fest, daß der Baum gefällt werden sollte?

„Warte, Doppelzüngiger, warte, alter Holzläufer. Das ist Dein Werk." Der Herr ging mit langen Schritten, finster, in sich gekehrt dem Hause des Beschuldigten zu. Welch ein Ungewitter brach hier los! Der arme Mann wäre fast in den Boden gesunken, als er mit Ausweisung aus dem Hause, Entlassung aus dem Dienste und anderem Übel bedroht wurde. Er verstand anfangs gar nicht, in welcher Weise und wieweit er gefehlt haben sollte.

Nun begriff er erst, um was es sich handelte. Wer hatte ihm das angethan? Er vergegenwärtigte sich den ganzen Vorgang unter dem Baume. Mit einem Male trat ihm das Bild der vorübergehenden Magd, welche das Gespräch unter der Eiche belauscht haben mußte, vor die Seele. Er erhob die Rechte, stammelte und stammelte, bis er herausbrachte: „Mei — Meiers — Magd kam daher — die — hat etwas aufgeschnappt, ich bin unschuldig!"

„Das wird sich ausweisen! Ich werde nachforschen, aber wenn!" — Hiermit machte der Herr kurzab Kehrt. Er fühlte, er könne hier denn doch wohl im Unrecht sein. Deshalb forschte er nicht nach, berührte die Sache ferner nicht, und der andere wußte, daß es nicht wohlgethan von ihm gewesen wäre, wenn er die Rede darauf gebracht hätte. Er schwieg also und spürte noch eifriger als vorher dem Wilddiebe nach, welcher in der Jagd die argen Verwüstungen anrichtete.

Sein Bemühen sollte nicht ganz vergeblich sein. An einem heiteren Maimorgen durchstrich er die Holzungen. Neben einem schmalen Rinnsale führte ein breiter Fußweg thalwärts. Mitunter benutzten ihn die kleinen Leute auch als Karrenpfad. Auch jetzt bemerkte er einen Mann, einen Heuerling vom Meierhofe, welcher mit einem zweirädrigen Handwagen bergab zog. Da, wo der Pfad sich steil senkte, stemmte er, sich rückwärts biegend, die Fersen machtvoll gegen den Boden, die Deichsel fest in beiden Händen haltend.

Dem Thalgrunde nahe gab er den Rädern Raum und lief eine weite Strecke, sich von seinem Fuhrwerke treiben lassend. Dann hielt er und schöpfte Atem.

In diesem Augenblicke trat der Aufseher hinter der Buche, die ihn verdeckt hatte, hervor. Jener fuhr leise zusammen, aber weshalb grüßte er so auffallend höflich, der Mann, bei dem man solches gar nicht gewohnt war? Dies mußte den Verdacht des anderen erregen. Er folgte dem Karrenmanne, welcher sich mehrmals umsah, eine Strecke auf einem verdeckten Nebenwege. Da, wo die Thalsohle eine geringe Steigung zeigt, trat er rasch, unbemerkt an den Karren heran, darauf lagen gefüllte Säcke und Bunde Flachsgarn. Was lag aber wohl darunter? Ein Fuß! ein Bein! ein Reh!

„Gut, daß mich der Schnüffler nicht ertappt hat," sagte der Heuerling eben, als der andere beide Rungen des Wagens faßte und festhielt. „Halt!" hieß es. Zum Tode erschreckt wandte sich der Angerufene um. Hin war alle Zuversicht.

„Verschont mich, ich bin unschuldig," bat der Angehaltene.

„Unschuldig! Haha! Gottlob, endlich einmal gefaßt! Der Hehler ist so gut wie der Stehler. Woher ist der Bock?"

„Ich will meinen Karren wiederhaben."

„Ich will wissen, wo der Bock geschossen ist."

„Ich muß meinen Karren gebrauchen!"

„Der ist samt seiner Ladung mit Beschlag belegt."

Bums! mit einem Male ging der Heuerling fort. „Auf baldiges Wiedersehen vor dem Richter!" wurde ihm nachgerufen.

Der Aufseher zog den Wagen mit dem, was darauf lag, froh über den steilen Berg nach dem Rittergute. Die Arbeit wurde ihm durchaus nicht schwer. Er hatte diesmal ja statt der vielen Scheltworte Lob zu erwarten. Er wurde auch mit Jauchzen empfangen. Der Hauptmann drückte ihm einen heilen Thaler in die Hand und ritt sofort nach dem Amte, wohin ihm der Mann mit dem Beschlagnahmten folgen mußte. Der Amtmann vernahm sofort den Aufseher. Der Bock wurde, als auf dem Grund und Boden von Odemissen erlegt, auch auf Grundstücken, welche zur gutsherrlichen Jagd gehören, beschlagnahmt, dem Herrn Behrenstein ausgeliefert. Die anderen Gegenstände blieben bis zur Erledigung des Verfahrens im Gewahrsam des Gerichts. Den Eigentümer des Karrens, den Heuerling, sollte der Gerichtsdiener auf den dritten Tag vor das Amt laden.

Dem alten Odemissen fiel mittags das unsichere Wesen seines Sohnes auf. Er that, als bemerke er es nicht, gab aber auf alle Mienen und Bewegungen des Anerben genau acht. Es mußte den Jungen etwas drücken!

Es lag etwas in der Luft, das merkte Hans Kord am Verhalten seiner Leute; Kord mußte etwas

ausgeübt haben, was nachteilige Folgen nach sich ziehen konnte, aber was?

Das war's! Da würde der Hase im Pfeffer liegen!

Am Mergelbrinke hütete der alte Herm, der Schäfer. Der wußte gewöhnlich alles, was sich rings in der ganzen Gegend ereignete; aber eins! Wollte man geradeswegs etwas aus ihm herausfragen, so verriet er nichts oder gab nur unverständliche Antworten. Also!

Mit gebücktem Kopfe ging sein Herr auf ihn zu, lobte den Zustand der Herdentiere nicht, sondern hatte bald bei diesem, bald bei jenem derselben etwas auszusetzen. Er knurrte, er brummte: „Überall hat man seinen Ärger! Das ist wieder einmal etwas!" Dann sah er hinunter in den Thalgrund, dem Alten den Rücken zuwendend.

Der Schäfer räusperte, krauete sich im Nacken, schimpfte mit dem Hunde, räusperte wieder, spie und spie.

„Jung Volk, dumm Volk! Kinder machen Kinderstreiche," stammelte er. Dann warf er eine Erdscholle mit seiner Schippe nach einem Schafe, welches sich etwas vom Triebe entfernte.

„Fix, verdammter Köter!" schrie er, „kneif mich die Lämmer nich! Fix!" Nun stellte er seinen Stab auf die Erde und stemmte sich mit beiden Händen darauf: „Geld, Geld, wer Geld hat, bringt alles fertig! Kann denn der Fritzen Adolf den Bock nicht selbst geschossen haben? Kann er ihn nicht gefunden haben. Muß denn gerade ein anderer ein Wilddieb gewesen sein? Kann nicht der Fritzen Adolf die ganze Schuld auf sich nehmen? Sollte er das für Geld und gute Worte nicht thun?

„Der Vater des Burschen, der das Schießen gethan und das Vergnügen gehabt hat, hat Geld genug, und mit Geld hat sich schon mancher Mund stopfen lassen. Der Alte mag einmal tief in die Tasche greifen, um Schimpf und Schande von seinem Früchtchen abzuwälzen.

„Zick komm! Zick komm," rief er, und seine Tiere folgten ihm nach einem anderen Weideplatze. Den Herrn ließ er stehen, ohne weiter ein Wort zu sagen. Er sah sich nicht einmal nach dem um, in dessen Kost und Lohn er stand.

„Siehst Du? Fritzen Adolf! Er! Zu ihm! Er sollte den Rehbock, den Kord gewilddiebt hat, verhandeln und ist abgefaßt. Dies weiß ich. Dies mußte mir der alte Schlaumeier verraten! Genug, um das übrige herauszubringen."

Noch einmal sah sich Odemissen nach seinem Schäfer um, welcher rascher als gewöhnlich dahinzog. Der Mann guckte nicht hinter sich. Er that so, als befürchte er, zurückgerufen zu werden, um noch mehr zu beichten.

Der Meier ging langsam einem Fußwege nach zum Eichenholze hin. Am Rande desselben lag ein Teich, in welchem im Brachmonate die Schafe gewaschen wurden. Hinter demselben stand unter mächtigen hohen Bäumen ein kleines Kötterhaus.

Fritzen Adolfs Kathrine kniete am Teiche und wusch Kinderzeug, als sie ihren Hausherrn nahen sah. Sie wußte schon, weshalb er kam. Nur einen Augenblick guckte sie zu ihm auf, dann that sie, als habe sie ihn gar nicht bemerkt, wusch und wusch.

Der Meier trat nahe zu ihr heran, fragte und fragte: „Kathrine, wo ist Adolf?"

Die Frau blickte nicht empor, antwortete auch nichts, der Bauer mußte noch einmal fragen. Da hieß es: „Adolf hatte heute für sich selbst Arbeit und konnte deshalb auf dem Meierhofe nicht erscheinen."

„Was thut er denn? Träumt er oder macht er Kalender?"

Das war der Fritzen Adolfsen denn doch zu nahe! Sie warf dem Spötter einen bitterbösen Blick zu, kniff die schmalen Lippen fest aufeinander und schwieg nun erst recht. Konnte das Weib wie ein siebenmal versiegeltes Buch schweigen, so verstand dies Hans Kord erst recht.

Ruhig blieb er stehen, sah der Frau bei der Arbeit zu und warf ab und dann ein Erdstückchen mit seiner Stockschippe in den Teich.

Jetzt war das letzte Stück Zeug rein. Kathrine stand auf, nahm die Wäsche zusammen und schickte sich an zu gehen. Abschied nahm sie von ihrem Herrn keineswegs, im Fortgehen sagte sie nur: „Dazu sind wir nur da, daß wir für die Großen schanzen und bollwerken, uns placken und plagen, hehlen und, wenn's not thut, stehlen! Ja, so! Geht es dann zum Sitzen, so kann des kleinen Mannes Hose herhalten, der die Hand zu Schandthaten hat herleihen müssen; wohingegen der Anstifter, der wirkliche Ausüber des größten Unfugs, leer ausgeht. Recht so, recht so! Ganz recht, Adölfchen. Weshalb hast Du Dich immer zum Sündenknochen hergegeben? Hat Dich Deine Kathrine nicht gewarnt?"

Sie ging, nein! Plötzlich warf sie ihr Zeug auf den Boden und trat auf Odemissen zu. Beide Fäuste ballend, stellte sie sich dicht vor ihm hin und drohte: „Meier! Ihr vermögt viel! Euer Geld hat über vieles Gewalt. Schafft, sage ich Euch, daß mein Adolf ohne Strafe abkommt oder ich, ich, die Kathrine, die so ganz leicht nicht bange wird, ich gehe ans Gericht. Da kriege ich Eures Erben Schandthaten alle vor Recht, mache alles offenbar, was er ausgeübt hat. So! Mein Adolf soll sich für einen Wilddieb ausgeben und Euer Sohn mit einer Handvoll Geld, die er uns zusteckt, abkommen? Wie? Sitzen soll mein Mann und Eureins freigehen? Ja! Sitzen kann Adolf. Er hat den Hehler gespielt! Also! Aber — Euer Sohn kommt für lange Jahre dahin, wo weder Sonne noch Mond scheint, wenn ich ans Gericht gehe und einmal ans Licht bringe, wieviel Rehe er geräubert hat. Hört Ihr's, Meier? Es ist mein Ernst und es bleibt dabei!"

Das sagte die Fritzen Adolfs Kathrine, und das hätte sie gethan. Jetzt kehrte sie, als ob niemand dastände, und hob ihre Wäsche wieder auf, ging und hing diese auf die Trockenstange. Dann begab sie sich in die Hütte.

Das hatte eben nicht anmutend geklungen; aber der alte Kampfhahn war gegen Drohungen schon ziemlich abgestumpft, und das Vertrauen auf die

altbewährte Schlauheit verließ ihn auch in diesem Augenblicke nicht.

Wo mochte Fritzen Adolf stecken? Um dies zu erfahren, ging Odemissen in den Kotten; aber nicht zu seiner Freundin von eben, er fragte den kleinen Jungen, den Fritzen Adolfs, der auf der Dehle saß und Rüben schälte, wo der Vater sei. Der Kleine sah von seiner Arbeit kaum auf und antwortete erst nach einer guten Weile, Adolf sei dahinten auf dem Felde, wo er wohl was zu thun haben solle.

Dahin begab sich der Suchende.

Als dieser ihn von weitem kommen sah, ward dem armen Kerl, dem seine Kathrine schon mit der groben Geige aufgespielt hatte, gar nicht wohl. Er meinte, es werde nun ein Ungewitter mit Blitz und Donnerschlägen losbrechen; allein hierin irrte er denn diesmal doch!

Der Herr trat ruhig an ihn heran, scheuerte mit der Krücke seines Stockes am Kinn und begann:

„Da habt Ihr einmal dummes Zeug gemacht, Adolf! Entsetzlich dumme Dinge!"

„Ja, Herr, das ist ja wohl so; aber scheltet nicht! Was soll unsereiner thun, wenn — Meier, nichts für ungut."

„Hör, Fritzen Adolf! Was soll's heißen? Sitzen wir nicht im selben Felle? Vielmehr Du und mein Junge? Habt Ihr nicht die gleiche Brühe auszuessen?"

„O, nee, nee, Meier! Ich habe die geschossenen Tiere nur fortgebracht."

„So, so! Dölfken, Dölfken! Wie sitzest Du da im Thrane! Nein, hör, mein Junge, da bist Du auf dem Holzwege; aber laß Dir etwas sagen. Auf Dich kommt es an, und Ihr beide, mein Sohn und Du, könnt ohne Strafe abkommen, wenn Du dreist sein kannst und Dich nicht verblüffen läßt."

„Wenn's darauf ankommt, Herr, soll mein ‚Schnauzleder' gerad nicht angefroren sein."

„Dann hör mal, Adolf! So muß es kommen! Gieb Obacht! Morgen ist der Amtmann nicht zu Haus, und der Amtsschreiber sitzt allein auf der Gerichtsstube. Mit diesem ist leichter kramen! Du trittst so recht dummdreist auf den einfältigen Kerl zu! — Ja, weißt Du, ein bißchen tüchtig dumm ist er — dann sagst Du: ‚Ich bin von Behrensteins Holzaufseher beleidigt. Er hat mir meinen Karren weggenommen, da hatte ich Hafersäcke und Flachsgarn drauf liegen und hier drunter einen toten Rehbock! Den Bock habe ich in der fürstlichen Jagd tot gefunden. Daß er geschossen war, konnte ich ja sehen, und da wollte ich ihn zum fürstlichen Förster hinfahren und den Fund- und Bringelohn verdienen.'"

„Aber Meier, mein böses Gewissen und die Hafersäcke und das Flachsgarn!"

„Adolf, sei nicht dumm! Dein Gewissen schließ für diesmal in den Koffer, und wenn der Amtsschreiber von Hafer und Flachs etwas sagt, dann fragst Du — aber weißt Du — so recht dreist: ‚Durfte ich das Werks nicht auf einem Wege wegbringen?' Dann hör weiter, Adolf! Wenn dann der Amtsschreiber nicht gut thun und Dir den Karren nicht wiedergeben will, dann drohst Du mit dem Fürsten, ob man den um einen Rehbock bringen darf, wenn man fürstlicher Beamter ist."

„Ja, Herr! Komme ich damit durch?"

„Adolf! Sorg nur, daß Deine Angaben aufgeschrieben werden. Dann laß mich für das übrige sorgen!"

Der Arbeiter nickte mit dem Kopfe und versprach, den gegebenen Weisungen zu folgen.

Nun wurde ihm eingeprägt, welche Stelle im Walde er als Fundort bezeichnen solle, weshalb und wie er dahin gelangt sei, unter welchen Umständen er das Tier gefunden haben wollte. Dann machte er sich auf zum Amtsorte; freilich nicht, ohne vorher einen heftigen Strauß mit seiner Gattin bestanden zu haben.

Früh am andern Morgen machte sich Adolf auf nach Tiefenhausen.

Der Herr Amtsschreiber war gerade nicht gut gebürstet, als Fritzen Adolf den Herrn „Amten" durchaus in einer dringlichen Angelegenheit sprechen wollte.

„Das hängt, wie ich merke, mit der vermaledeiten Wilddiebsgeschichte zusammen," sagte er zum Gerichtsdiener, „das merke ich schon." Knurrend ging er ins Gerichtszimmer.

Kaum hörte er, um was es sich handle, als er den Beschwerdeführer anschnob: „Ha, so! Er ist der Wilddieb! Ach, ah! Also nicht der junge Odemissen? Ah, so! Wart Er, Er Gaudieb! Er soll büßen! Weiß Er, was darauf sitzt, wenn Er widerrechtlich Böcke schießt? Er! Freilich, der junge Bauer ist ein noch ärgerer Gauner, ein Erzwilderer; aber Er!" —

Hier hielt er inne, schnaufte und gab dem Adolf Gelegenheit zu äußern: „So, mit Verlaubnis! Darüber soll Kord Odemissen den Herrn Amtsschreiber wohl von wegen Beleidigungen belangen. Das soll nicht so ganz trocken abgehen."

Der Beamte war vor Staunen halb starr. Derartiges war ihm von einem kleinen Mann noch nie geboten. In was für einer Schule war dieser Mensch gewesen! Anfangs blickte der Rechtsgelehrte sein Gegenüber stumm an, dann warf er den Kopf in den Nacken und begann, eine würdevolle Amtsmiene annehmend, mit großem Nachdruck: „Weiß Er auch wohl, daß ich Ihn sofort auf dreimal vierundzwanzig Stunden ins Loch werfen lassen kann?"

„Gewiß, gewiß, gestrenger Herr Amtsschreiber, aber wie? Komme ich dann nicht nach dreimal vierundzwanzig Stunden wieder los, um hingehen zu können, wohin ich will? Dann darf ich doch ein Häuschen weiter wandern und von wegen solcher Behandlung Beschwerde führen."

„Donnerwetter? Neunundneunzig! Himmel und Hölle! Er will?"

„Beschwerde führen, doch nur, sofern mir zu nahe geschieht."

„Daß dich! So, so!" Hier atmete der Amtsschreiber tief auf und fuhr dann den Fritzen Adolf an: „Wie heißt Er, und was will Er denn eigentlich?"

„Ich heiße Adolf Bergmeier, gewöhnlich sagen aber die Leute Fritzen Adolf zu mir, weil mein Vater

Fritz hieß. — In der herrschaftlichen Jagd fand ich einen erlegten Rehbock, lud ihn auf den Karren und wollte ihn zu einem Förster bringen, um Fund- und Bringelohn zu verdienen. Da kam Behrensteins Aufseher und nahm mir das Wild und den Karren widerrechtlich weg."

„So! Weshalb hatte Er den Bock unter den Säcken und dem Flachsgarn verborgen?"

„Darf ich nicht auf meinem eigenen Karren Hafer zur Grützmühle und Flachsgarn zum Krämer bringen, um den nötigen Groschen Geld zu lösen?"

„Donnerwetter, der Bock! Wo hat Er den Bock gefunden?"

„Herr Amtsschreiber! Sagte ich's nicht, in der fürstlichen Jagd?"

„Der Bock ist aber dem Herrn Hauptmann Behrenstein zugesprochen, weil dieser ihn für sich in Anspruch nahm."

„Herr Amter! Was geht's mich an, wer den Bock verzehrt? Ich will meinen Karren wiederhaben, dazu Fundgeld und Bringelohn haben und Ersatz für meine Versäumnisse!"

„Den Bock hat ja aber doch Behrenstein bekommen!"

„Mit Behrenstein mag sich auseinandersetzen, wer da will, was geht's mich an! — Ich wollte wohl nur gebeten haben, daß ich es schriftlich bekomme."

„Was will Er? Was schriftlich? Wie schriftlich? Kerl, wer hat Ihm angegeben, daß Er dies sagen soll?"

„Ich wollte ja weiter nichts, als daß es aufgeschrieben wird, was ich erkläre, und daß ich dann die Abschrift davon bekomme."

„Aber der Rehbock, Mensch! Dieser Rehbock, Kerl, wem steht er zu?"

„Was geht es mich an! Mag er verfaulen oder verspeist werden! Ich kann nur so viel sagen und sage es, daß ich ihn in der fürstlichen Jagd gefunden habe."

„Dann weiß ich keinen anderen Rat als —" Der Amtsschreiber nahm Schreibzeug, setzte sich und schrieb: Aktum, Datum, so und so und den Antrag des Adolf Bergmeier, vulgo Fritzen Adolf, dann sprang er auf:

„Aber der Rehbock, der Rehbock! Die Sache muß entschieden werden, und der Herr Amtmann ist verreist. Der Rehbock muß in die rechten Hände! Ein fürstlicher Bock? Ungewitter nein! Hört, Bergmeier! Nehmt ein Schreiben mit an den Herrn Hauptmann."

Fritzen Adolf nickte mit dem Kopfe.

Der mehr als fürstlich gesinnte Beamte schrieb, entsetzt von dem Gedanken, daß die allergnädigste Landesherrschaft zu Schaden kommen könne, eine Ladung für Behrenstein, wie für dessen Aufseher für den nächsten Morgen, auch fügte er ein Verbot hinzu, den gefundenen Bock im eigenen Nutzen zu verwenden. Das Schreiben schloß er in Schinkenform und übergab es dem Manne mit der Weisung, es als dringlich zu überbringen.

Odemissen vernahm mit sichtlichem Vergnügen, was ihm sein Heuerling berichtete. Als er vom Schreiben an seinen Feind hörte, nahm er den Schinkenbrief und — wie dies ja leicht geht — las ihn, ohne ihn zu erbrechen.

Das war Wasser auf seine Mühle! So vergnügt war er lange nicht gewesen. Er gab dem armen Kerl ein Trinkgeld, über welches dieser sich nicht wenig wunderte.

Dann setzte sich Odemissen sofort nieder und teilte dem nächsten Förster sowie Oberförster mit, daß der Überbringer dieses Schreibens im fürstlichen Jagdgebiete einen Rehbock gefunden habe. Dieser sei bei der Überfuhr zur Ablieferung gehörigen Orts vom Holzläufer Behrensteins beschlagnahmt und also vom Amte irrtümlicherweise dem Gutsherrn zugesprochen. Er, der Meier zu Odemissen, halte es für seine Pflicht, dieses zur Kenntnis fürstlicher Jagdverwaltung zu bringen, um seinen unschuldigen Untergebenen vor Nachteil zu bewahren, auch den Schaden, der selbst einer fürstlichen Forst- und Jagdkasse durch solches Verfahren erwachse, zu verhüten.

Ferner berichtete er dem Herrn, schon am nächsten Tage werde vormittags, zeitig am Amte Tiefenhausen über diesen Fall, welcher gewiß in weiteren Kreisen Aufsehen erregen müsse, eine Verhandlung stattfinden.

Es war schon dunkel, als der Bote (Adolf) in der Försterei anlangte. Der alte Grünrock nahm den Brief sehr bedächtig in die Hand. Er las ihn nach seiner Gewohnheit sehr langsam, sehr bedächtig und je weiter er las, desto mehr verfinsterte sich seine Stirn.

„Einen fürstlichen Rehbock nimmt der Herr mir nichts, dir nichts, ohne nach Herkunft der Beute zu fragen, für sich in Anspruch! Einen — da soll dich! Und dieser Amtmann spricht dem Behrenstein auf dessen Worte hin einen im fürstlichen Jagdgebiete gefundenen Rehbock mir nichts, dir nichts zu?! Nein, meine Herren! Das könnte für mich eine höchst verdrießliche Geschichte werden. Da könnte der Herr Jagdvogt, da könnte der Herr Oberhofjägermeister — O mein Herr, was könnten diese Herren sagen, wenn ihnen der Odemissen dies zu Ohren brächte, daß so etwas sich ereignet habe und ich pflichtsäumig gewesen sei.

„Käme dies Gerücht vergrößert, wie gewöhnlich, meinen Vorgesetzten, die mir jedoch nicht allzu grün sind, zu Ohren, so hätten diese wieder einmal Gelegenheit, so recht über mich loszuziehen, über mich, der es nicht, wie manch anderer, versteht, den Buckel wie ein verliebter Kater zu krümmen. Donnerwetter, nein! Ich gebe es nicht zu, daß der Bock in des Hauptmanns Küche wandert."

Hierbei schlug der Eisgraue mächtig auf den Eichentisch. „So!" sprach er dann zu Fritzen Adolf, „grüß Er seinen Herrn und sage Er ihm, ich würde morgen selbst rechtzeitig am Amte erscheinen, um die Rechte meiner allergnädigsten Landesherrschaft nachdrücklich zu vertreten, auch ließe ich für günstige Mitteilung der Thatsache Dank sagen."

Noch einmal warf er den Blick auf den Brief Odemissens, und als er sah, daß Adolf den Bock gefunden haben sollte, richtete er an den Boten Kreuz- und Querfragen, welche alle mit großer Sicherheit beantwortet wurden.

Am andern Morgen trat Behrenstein mit seinem Aufseher, welchen er begleitete, zuerst im Gerichtszimmer auf; den Blick zum Fenster hinausrichtend, sah er Fritzen Adolf kommen und warf sofort die Frage auf: „Kommt der allein? Man sollte denken, sein Herr und Gebieter würde hier wieder einmal die Rolle eines geriebenen Sachwalters führen wollen."

Der stellvertretende Richter lenkte auch einen Blick hinaus und befahl dem Diener, den Mann sofort hereinzurufen. Es geschah und Adolf Bergmeier betrat, unbefangen erscheinend, das Gerichtszimmer.

„So können wir sofort beginnen! Bitte, tragen Sie die Sache, über die wir zu verhandeln haben, vor," wandte sich der Amtsschreiber an den Hauptmann.

Dieser besann sich und entgegnete dann: „Darf ich bitten, zunächst den Mann reden zu lassen, welcher den Beklagten hier ertappt hat?"

Schon begann der Aufseher: „Gestern morgen ging ich —" als Fritzen Adolf auftrat und, wie ihm geheißen war, in bescheidenem aber sehr bestimmtem Tone einfiel:

„Herr Exesser! (Assessor), darum wollte ich wohl gebeten haben, daß meine Klage gegen den Aufseher heute an der Reihe ist; denn ich habe über ungerechte Gewalt von dem Manne gegen mich Klage angefangen. Was da der Herr Edelmann mit seinem Holzförster vorbringen will, da is ja erst auf morgen Tramin (Termin) angesetzt."

„Ach so, ja!" hieß es; „jedoch! Nämlich, Herr — r — r —! Dieser anwesende Adolf Bergmeier, vulgo Fritzen Adolf, hat eine dringliche Gegenklage erhoben. Er beantragt Auslieferung seines Karrens, Fund-, Bringelohn und — und?"

„Vergütung für meine Versäumnisse," fiel Bergmeier ein.

„Jawohl, jawohl! Und was das Ärgerlichste ist, der Rehbock soll nämlich —"

In diesem Augenblicke meldete der Gerichtsdiener, welcher draußen geblieben war: „Der Herr Förster wollten wohl gern an der Verhandlung teilnehmen, da ein —"

„Herein!" hieß es, und der Gemeldete trat mit gemessenem Gruße auf. Kaum hatte er sich, wie auch Behrenstein, gesetzt, als er sich schon wieder erhob und, ohne aufgefordert zu sein, begann:

„Ich komme den Herren vielleicht unerwartet; aber meine Dienstpflicht legt mir auf, daß ich die Rechte meiner allergnädigsten Landesherrschaft wahre, nachdem mir mitgeteilt worden ist, daß hier über einen Rehbock verhandelt werden soll, welcher sicherstem Vernehmen nach im fürstlichen Gehege gefunden, aber beim Transport zur Ablieferung im Gebiete des Rittergutes Odemissen beschlagnahmet, auch als Eigentum von dem Herrn Behrenstein in Anspruch genommen worden ist."

„Aber!" fuhr der Hauptmann auf. Weiter wußte er nichts zu sagen. Zähneknirschend brummte er in den Bart: „Verfluchter Gauner! Da sehe ich Deine Hand!"

„Er, Bergmeier, was hat Er vorzubringen?" fragte der Amtsschreiber und stellvertretende Richter.

„Alles, was gestern hier am Platze schriftlich aufgenommen ist, ich wollte darum wohl um Vorlesung gebeten haben."

„Ach so! Soll geschehen." Jetzt verlas der fürstliche Rechtsgelehrte, was ihm der Heuerling tags zuvor in die Feder gesagt hatte.

„Alles Wind! Alles Wind!" grollte Behrenstein. „Alles Lug und Trug und Spitzbubenkniffe."

Jetzt richtete sich der kleine Mann auf. „Herr Exesser, ich wollte wohl gebeten haben, daß der Herr Hauptmann hier auf dem Gerichte das nicht sagen darf, wenn es nicht zu beweisen steht. Darumme wollte ich wohl gebeten haben oder Strafe davor verlangen."

„Ja, ja, Herr Hauptmann! Diese Forderung wird zu Recht erhoben," rief der Amtsschreiber.

„Und ich muß nach Obigem den Rehbock für die allergnädigste Landesherrschaft in Anspruch nehmen," setzte der Forstbeamte hinzu.

Der Amtsschreiber saß wie auf heißen Kohlen, rückte hin und her, rieb die Hände auf den Knieen. Endlich begann er: „Können Sie, Herr Hauptmann, beweisen, daß die Aussagen dieses Bergmeier auf Unwahrheit beruhen?"

Der Angeredete brummte ein paarmal, zeigte dann auf seinen Aufseher und sagte: „Halten die Herren sich lediglich an die Aussagen dieses Mannes."

„Rede Er!" sprach der Beamte, den Kopf zurückwerfend, „hat Ihm dieser Fritzen Adolf Bergmeier gesagt, er habe den Bock in der gutsherrlichen Jagd gefunden oder sonst erbeutet? Rede Er!"

Sehr kleinlaut erfolgte die Antwort: „Ich habe ihm den Bock in unserer Jagd abgenommen und er hatte ihn unter Hafersäcken und Flachsgarn versteckt."

„Hat Ihm der Bergmeier etwas eingestanden?"

„Er hat eingestanden, er wäre unschuldig, aber weiter hat er nichts gesagt; aber er hatte den Bock ja versteckt," antwortete der Aufseher wenig zuversichtlich.

„Nun, was erwidert Er, weshalb hatte Er den Bock versteckt?" herrschte der Amtsschreiber den Heuerling an, welcher aber mit dem harmlosesten Gesichte von der Welt erwiderte: „Wie, durfte ich den Hafer nicht auf einem Wege mit zum Grützemüller bringen? Durfte ich nicht mit guter Gelegenheit mein Garn beim Krüger verkaufen, um einen nötigen Groschen Geld zu machen? Legt man denn den bluterigen Rehbock auf den Hafer und das Flachs, oder ist man vernünftig genug, daß man Hafer und dann das Flachsgarn auf den Rehbock legt?"

„Verdächtig kommt mir die Sache so etwas vor," meinte der Forstbeamte, „aber auf meinem Antrag muß ich denn doch beharren."

„Ei, Herr Hauptmann! Haben Sie vollgültige Beweise für die Unwahrheit des von dem Bergmeier Behaupteten?"

Ein Achselzucken war die einzige Antwort. „Wollen Sie nun annoch der Forderung des erschienenen Herrn Försters, den Rehbock der allergnädigsten Landesherrschaft auszuantworten, widersprechen?"

„Nein!" rief Behrenstein, „nein, bei Leib und Leben nein! denn den eigentlichen Missethäter, nein ‚die' will ich lieber sagen, denn zwei sind's, wie ich nun sehe, werden wir doch schon fassen!"

„Gut!" entgegnete der Beamte, „dann kann ich die Verhandlung schließen."

„Zum Teufel!" fuhr Behrenstein bitter scherzend heraus, „Fundgeld und Bringelohn fordere Er vom Förster, dem Er den Bock bringen mag. Was ich Ihm schulde, will ich doppelt bezahlen. Höre Er! Er ist in einer netten Schule gewesen und hat, das muß Ihm der Feind lassen, wacker auswendig gelernt."

Draußen sprachen Behrenstein und der Förster noch eine Zeitlang miteinander. Achselzucken, Kopfschütteln begleiteten ihre Reden. Mit einem Händedruck und einem: „Also keine Feindschaft nicht!" trennten sie sich.

Fritzen Adolf bekam seinen zweirädrigen Wagen samt Flachsgarn und Hafer heraus. Ersteres verkaufte er im Dorfkruge, letzteren brachte er zum Grützemüller. Den Bock brauchte er denn doch nicht wegzubringen, den erstand Behrenstein vom Förster nach Abzug von Bringelohn und Fundgeld. Recht anständig ward er vom Hauptmann entschädigt und zog leichten Herzens seiner Heimat zu.

Odemissen stand unfern des Weges auf einer kleinen Höhe, um Umschau zu halten. Als er seinen Heuerling sah, sagte er für sich: „Der Mann geht gerad so wie jemand, der frohe Botschaft bringt," und ging hinab nach dem Hofe hin.

Bergmeier sah ihn und beschleunigte seine Schritte. Bald hatte er den Bauern erreicht. „Gute Nachricht!" rief er freudestrahlend, war aber nicht wenig erstaunt, als sein Herr ganz trocken sagte:

„Hast es recht gemacht."

„Aber ich —"

„Nun, was soll das viele Reden? So mußte es kommen. Ich verstehe: Es ist amtlich festgestellt, daß der Bock nach Deiner Aussage von Dir im fürstlichen Gehege gefunden ist. Das ist so lange wahr, bis ein anderer das Gegenteil beweist. Allen Schwätzereien von Wilddieben und dergleichen kann man nun mit Nachdruck begegnen. Du verstehst mich, Adolf!"

Dieser sah betroffen auf. Lob hatte er erwartet und Lohn, doch —

Der Meier fuhr fort: „Ja, ja! Du hast begriffen, was ich meine und sagst nicht zuviel. Damit Du aber Deiner Hausehre den Mund stopfen kannst, sollst Du das Stück Land am Hakedahlsknappe, welches Du vor zwei Jahren pachten wolltest, haben. Der Pachtpreis wird vor den Ohren der andern Leute festgesetzt; so lange ich aber meiere, bezahlst Du nichts dafür. Na, und nächsten Winter kannst Du Dir eine Fuhre Durchhauholz vom Eikenberge holen. Nun geh."

Der Bauer selbst ging rasch ohne Gruß, der andere stand eine Weile. Das war deutlich, verständlich. Das lautete gut. So viel Geld hatte er in so kurzer Zeit nicht verdient. Den Vorteil sollte ihm Weibergewäsch nicht verderben. Wie schmunzelte Fritzen Adolfs Kathrine beim Anhören so froher Kunde! Nun war ihr Mann in ihren Augen ein „Klüftekopp"!

Kord wußte, welches Verhängnis über seinem Haupte schwebte. Er kannte seines Vaters Sinn und mußte sich's sagen, daß der Meier zu Odemissen lieber Unsummen Geldes dahingegeben als gesehen hätte, daß sein Sohn auf Antrag des Erbfeindes wegen Wilddieberei verurteilt worden wäre. Er sah ein, daß dies ein schwerer Schlag für den bauernstolzen Mann sein würde. Er bebte bei dem Gedanken, daß die Sache vor Gericht nach Gebühr einen ungünstigen Verlauf nehmen könne, und zu was für Dingen hatte er sich zu versehen, wenn dadurch Schimpf und Schande, Spott und Hohn über den Namen Odemissen kam?

Er stand am Fenster und lugte träumend hinaus. Blickte er nach den Bäumen, den nahen Hügeln? Lachte ihm der goldene Sonnenglanz, der auf der weiten Gegend lag? Nichts sah er.

Sein Auge war nach innen gerichtet und da war alles fahl, öde, leer. Was hatte der Erbe des reichsten Bauern zu erwarten? Plötzlich fuhr er zusammen, erbebte. Der Vater trat ein.

Einem Donnergotte gleich blieb er vor dem Sohne stehen, ihn messend, als ob er ihn mit einem Blicke in den Boden drücken wolle. Kord bebte und wandte seinen Kopf seitwärts. „Wo hast Du Dein Gewehr?" wurde er gefragt.

„Ich habe ferner keins nötig!"

„Bube, was hast Du gethan?"

„Leider kann ich's nicht ungeschehen machen."

„Leider! Für dieses Mal magst Du vor dem Hundeloche herkommen, wird Dir die Schmach erlassen bleiben" — hier fuhr der Sohn hoch empor — „kommt mir aber das Geringste von solcher Niederträchtigkeit, wie Du, der künftige Odemissen, sie verübt hast, von Dir zu Ohren, so bist Du um das beste Teil Deines Erbes. Dann baue ich Deiner Mutter Hof wieder auf und lasse möglichst viele erworbene Grundstücke daranschreiben. Das alles übertrage ich nach Meierrecht auf Deine Schwester, Dir verbleibt dann nur der alte Hof Odemissen. Ersparst Du Deinem Vater den Schimpf, so finde ich Bertha mit Geld ab und Du wirst alleiniger Herr des ganzen schuldenfreien herrlichen Grundbesitzes."

„Der werde ich," sagte der jüngere und ging erleichtert hinaus.

Daß er den Vater nicht um Verzeihung bat, ihm nicht dankte, fiel diesem nicht auf; er wußte ja, aus was für Holz sein leiblicher Sohn gewachsen war.

„Ich wollte Du hättest etwas vom lebhafteren Ehrgefühl, vom edleren Geiste Deiner Schwester," seufzte der reiche Mann.

So gut die heikle Sache auch wohl abgelaufen war, so wenig behaglich war die Stimmung, in der der Vater sich befand. Lange, lange hatte ihn das Gefühl nicht beschlichen, welches ihn in diesem Augenblicke durchdrang, das der Vereinsamung. Es fehlte ihm etwas.

Minna trat mit freudestrahlendem Gesicht ein. Sie frohlockte darüber, daß es Behrensteins nicht

gelungen war, die Verurteilung des Anerben herbeizuführen; doch wurde sie beklommen, als sie ihren Herrn so einsilbig, noch weniger zugänglich als zu andern Zeiten, fand.

„Es ist etwas in dem Jungen, was mir nicht gefällt," begann er. „An ewigen Streit, selbst an Kampf mit solchen Mitteln, deren sich nur der Unterdrückte bedienen darf, gewöhnt, verachte ich einen Zug, einen niederen, im Wesen meines einzigen Sohnes. Minna! Mich quält Sehnsucht nach meinem zweiten Kinde, nach meiner Tochter. Ich muß zu ihr, muß sie sehen, muß mich selbst überzeugen, daß es ihr wohl geht, muß einmal wieder ein paar Worte aus ihrem Munde hören! Lächeln Sie nur! Auch ein alter Kampfshahn hat seine schwachen Seiten, auch ich habe ein menschliches Herz. Machen Sie alles zur Reise fertig. Morgen in der Herrgottsfrühe reite ich hinüber nach Rottberg und kann erst übermorgen spät heimkommmen."

„Na, na!" meinte die Haushälterin, „wenn nur nicht etwas dahinter steckt."

Odemissen fragte mit einem Blicke und sie antwortete: „Soll sich Bertha versprechen?"

„Verloben? Minna, hinter dieser Frage verbirgt sich etwas, wovon mir nichts bekannt ist und was ich doch wissen muß. Ist mein Kind in irgend welche innigere Beziehungen zu einem Manne getreten?"

„Wie weiß ich dies? Ich stelle mir vor, es würde sehr schwer halten, sie zu diesem Schritte zu bewegen; aber — es gehen unsereinem manchmal so allerlei Gedanken durch den Kopf."

„Frauenzimmer! Ja, Heiratsgedanken mögen Euch oft genug im Hirne spuken," lachte Odemissen. „Aber," setzte er ernster hinzu, „hat denn schon einmal irgend jemand die Hand nach meiner Tochter ausgestreckt?"

Sie wiegte leise den Kopf. „Ja und nein. Es mögen manche den Wunsch hegen, mit ihr anbinden zu können, aber!!"

„Was soll dies bedeuten?"

„Haben Sie Ihr Kind nicht schärfer beobachtet? So hören Sie! Sie wissen ja, daß ich noch oft nach Osterfeld hinübergehe. Vor längerer Zeit erzählte mir dort die Frau Pastorin, drüben die Frau Waldvogt habe gesagt: ‚Ich hätte die Bertha Odemissen auch wohl ins Haus genommen, und wenn es wahr ist, daß der Alte sie gern an einen höheren Beamten verheiraten möchte, dann haben denn doch auch meine Söhne die Hochschule besucht.‘"

„Ich, Minna, sollte also —"

„Derartige Absichten, wie die Frau Waldvogt geäußert hat, thatsächlich hegen. Man glaubt indes, wie man hört in Salburg, es bestände zwischen Ihnen und Frau Westermann das Abkommen, einer von ihren Söhnen solle Bertha einst heimführen."

Hier horchte Odemissen hoch auf, horchte und sagte nicht ohne eine gewisse Spannung: „Und?"

„Was soll ich sagen? Wie steht Bertha zu den Söhnen Ihres Schwagers? Die verkauft sie beide im Sacke. Und glauben Sie, Ihr Kind würde je einem Manne die Hand für ewig reichen, der ihr geistig nicht gewachsen ist?"

„O Minna! Die Tochter des Meiers zu Odemissen darf wählerischer sein, als selbst das Kind eines hohen Beamten."

„So meinen Sie? Wahrlich, Bertha hat nicht zu wählen, ich weiß das besser! Es liegt nicht in ihrem Wollen, wessen Frau sie wird. Sie, Herr, scheinen für manche Dinge kein helles Auge zu haben, wir Weibsleute sehen schärfer. Ich kenne den, der für sie und für den sie geboren ist."

Hier hielt Minna inne. Ihr Herr lachte laut auf. „Also nur ein einziger könnte mein Schwiegersohn werden?"

„Oder kann es vielmehr nicht," warf sie ihm entgegen.

„Dann wäre meine Tochter dazu bestimmt, eine alte Jungfer zu werden?"

„Wenn manche Dinge später nicht einen anderen Lauf als den heutigen nehmen."

„Was stände denn dem Glücke meiner Bertha im Wege?"

Eine Spanne Zeit blickte Minna unentschieden hin und her, dann faßte sie sich und antwortete: „Sie, Ihr Sohn und all Ihr Streit mit denen von drüben."

So, als ob ein Ungewitter mit Blitzesschnelle am hellen, hohen Himmel emporzieht, ballten sich düstere Wolken auf der Stirn des Bauern zusammen. Mit geballten Fäusten, mit zusammengekniffenen Lippen trat er, bebend vor Wut, vor die Haushälterin hin. Aber sein Knirschen machte auf diese wenig Eindruck. Die schweren Worte waren ihrem Munde nicht wider Willen entfallen. Dieser Gedanke hatte ihre Seele schon lange bewegt. Die Ruhe, mit der sie, die vieljährige, treue Dienerin, vor ihm stand, das Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, welches aus ihren Augen sprach, dämpften seine Erregung. Langsam ließ er die Hände sinken. Ernster, aber gelassener fragte er dumpf: „Minna, Minna, wie können Sie mir so etwas sagen?"

„Nicht weil ich wollte, weil ich mußte habe ich so geredet. Nur dieses eine Mal that ich's, und nie wieder werde ich gegen Sie ein Wort darüber verlieren." Hier hielt sie inne.

Mit vollster Ruhe auf dem Gesichte blieben seine Augen auf die ihren gerichtet und sie fuhr fort: „Bertha heißt nicht umsonst das hübscheste und gescheiteste Mädchen weit und breit. Dazu ist sie keines armen Mannes Tochter und ihr Vater von nicht geringerem Herkommen, als der Alte da drüben, nur — — Räumen Sie die Hindernisse, die Sie und Ihr Sohn auf des Kindes Weg getürmt haben, hinweg, und Ihre Bertha kann glücklich werden. Irre ich nicht allzusehr, so ist die Neigung, welche die Kinder von hüben und drüben zu einander hegten, bis heute nicht erloschen, und nur falsche Scham hält im Grunde Kord ab, sich freundlich zu Karl Odemissen zu stellen."

Minna empfand es, sie mußte hier abbrechen, so sehr war sie von ihren eigenen Worten erregt. Schon hatte sie die Thürklinke gefaßt, als ihr Herr sie beim Arm ergriff, diesen heftig drückend und so, als ob ein Schwefelpfuhl in ihm brodele, die Worte herausächzte: „Sagen Sie mir dies nie wieder!

Hören Sie? Nie! Ich könnte mein Kind vernichten, ehe ich so thöricht wäre, solch einem wahnwitzigen Rate zu folgen, solcherart eine Einigung mit meinem Todfeinde herbeiführen zu wollen. Krieg bis aufs Messer! Krieg um Krieg! Soll ich dabei zu Grunde gehen, mag es sein; aber nimmer darf eine Odemissen nach der Hand eines Behrenstein, eines der Unterdrücker ihres Stammes trachten, selbst wenn sie dessen ehelich Weib werden könnte."

Minna riß ihren Arm los, entfernte sich durch die Thür und begab sich auf ihre Kammer. Dort saß sie bis in die Nacht hinein, den Thränen freien Lauf lassend.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Des Knaben Andacht.

Im Dom die Lichter glühen,
Die fromme Menge harrt
Mit andachtsvollem Mühen
Des Gottes Gegenwart.

Und gläubig tief sich neigte
Hinsinkend Mann und Weib,
Als nun der Priester zeigte
Den neugeschaffnen Leib.

Zur Seiten am Altare
Ein junger Knabe kniet,
Das Aug', das schuldlos klare,
Zum lieben Heiland sieht,

Der auf der Kugel stehet
In Ostersieges Pracht,
Den Blick, der zweifelnd gehet,
Nimmt er ihn wohl in acht?

Der Knabe sinnt zurücke,
Wie er in früher Stund',
Mit hochentzücktem Blicke
Geschaut hat in die Rund',

Als über Thal und Höhen
Mit Schimmer wundersam,
Die staunend er gesehen,
Die goldne Sonne kam.

O lichten Taues Schillern,
Und frischen Windes Zug,
Der mit der Lerche Trillern
Sein Lied zum Himmel trug!

Da hat ihn aus den Träumen
Der Klang erschreckt vom Chor,
O weh, daß er mit Säumen
Die Andacht wohl verlor!

In schämigem Erröten
Hat nieder er geblickt:
Wüßt er, daß ihm der Heiland
Hat lächelnd zugenickt!

Martin Peters.

Der moderne Pflichtbegriff.*)

Von **E. Gnade.**

I.

Von allen Ausländern haben die Dichter des Nordens den tiefsten und nachhaltigsten Einfluß auf unsere moderne Litteratur ausgeübt. Vielleicht, weil ihre Denk- und Sinnesweise der deutschen verwandt ist. Sie haben sich aber ihre Eigenart kräftiger als wir zu erhalten gewußt, und durch ihre Vermittelung ist unsere dichterische Welt um eine mächtige Idee bereichert worden, die bis dahin nur in der Werkstatt des abstrakten Denkens Raum bei uns gefunden hatte. Ich meine: die Idee von den Rechten der Persönlichkeit. Sie hat mit bedeutungsvoller Schnelligkeit in unseren vornehmsten schaffenden Kräften Wurzel geschlagen und mannigfache Triebe und Blüten erzeugt. Von Tag zu Tag mehren sich die Stimmen, die einen lauten Widerspruch gegen die Herrschaft der Autorität und der Schablone erheben. Immer deutlicher und klingender wird es verkündet, daß eine neue Blütezeit für unser Volk nur anheben kann, wenn subjektive Anschauung und ursprüngliche Eigenart wieder zu offener Bethätigung gelangen. Die Kunst soll sich von dem Einfluß überkommener Formen und Stilarten befreien und aus dem Charakter unseres Zeitalters heraus ihr eigenes, urwüchsiges Gepräge schöpfen. Die Wissenschaft soll den Weg farbloser Objektivität verlassen und einerseits wieder zu großen, allgemeinen Anschauungen emporsteigen, andererseits auch den kräftigen Pulsschlag der individuellen Überzeugung fühlbar werden lassen. Und selbst dem Staat und der Gesellschaft gegenüber sollen wir uns zum Teil von unserem ausgebildeten Anpassungsvermögen losmachen und das Recht unserer Persönlichkeit zur Geltung bringen. Wir sollen die Kundgebungen unseres inneren Wesens nicht in den fertig geprägten Münzen, die durch unsere Hand rollen,

*) Aus: „Die Lebenden rufe ich!" von E. Gnade. (Dresden 1894, E. Piersons Verlag.) Das Buch unserer Mitarbeiterin enthält folgende Betrachtungen: Im Ringen um das höchste Gut; Ohne Pathos; Moderne Bildung; Vom Wert und Recht des Lebens; Erziehung zur Arbeit; Fremde Zeiten und fremde Völker; Der moderne Pflichtbegriff; Die Frau der Neuzeit als Schriftstellerin; Vom Nutzen der Philosophie. Wenn auch hier und dort, besonders in den zwei letzten Abschnitten, sich Lücken des Wissens zeigen, so verdient das Buch doch, daß man es den Leserinnen warm empfehle. Die Verfasserin ist eine Frau von ehrlichem Streben, von weiblicher Gemütsinnigkeit und ungekünstelter Religiosität. Wo sie sich als Frau giebt, dort wird auch der Mann ihr Dank wissen für manches gute, ehrliche Wort, aber dort, wo sie, wie im letzten Aufsatze, sich zur Richterin auf wissenschaftlichem Gebiete aufwirft, zeigt sich ihre Kraft noch sehr unzureichend. Den Wissenden bietet sie nichts, und den Unwissenden können solche Aufsätze auch keine klare Erkenntnis, sondern nur Verwirrung bringen. Wir drucken den einen Aufsatz hier, um auf das Buch nachdrücklicher aufmerksam zu machen; ernstere Frauen und Mädchen können manches Gute aus der Sammlung schöpfen.

weitergeben, sondern sie mit unserem eigenen Zeichen und Stempel versehen. „Freiheit und Gleichheit", sagt C. Gurlitt, „war die Forderung am Ausgange des 18. Jahrhunderts; am Ende des 19. erkennen wir, daß diese Forderung eine Utopie und ein Widerspruch war." Und in der That — nicht Freiheit und Gleichheit, sondern Freiheit und Verschiedenheit ist das Losungswort, das heute auf vielen Seiten laut wird.

Bis jetzt hat diese Erkenntnis sich vorwiegend in theoretischer und praktischer Beweisführung bewegt. Bei der tiefen Kluft, die das Sinnen und Denken der Minderzahl von der geistigen Bedürfnislosigkeit der großen Menge trennt, können wir auch nicht erwarten, daß sie bald in das allgemeine Volksbewußtsein eindringen wird. Die segensreiche und befruchtende Wirkung, die das starke Element des Persönlichen auf Erziehung, Wissenschaft und Kunst hervorbringen würde, ist von feinen und tiefen Beobachtern auf das überzeugendste nachgewiesen worden. Gelänge es aber, diese Anschauung in das Leben hinüberzuführen, so würden nicht nur unsere geistigen und künstlerischen, sondern auch unsere sittlichen Begriffe gewaltig dadurch beeinflußt werden.

Der Egoismus — das ist das Streben, die eigene Persönlichkeit so weit als möglich auszudehnen und dem eigenen Glück und Vorteil gemäß zu handeln — ist bei uns allen ein angeborenes Erbteil der Natur. In dem ungeschulten und ungeläuterten Menschen kommt dieses Streben noch unverhüllt zum Ausdruck. Daher sind zu allen Zeiten alle Bewegungen, welche durch die Masse regiert wurden, Ausflüsse des Egoismus gewesen. Jede höhere ethische Weltanschauung hat uns aber bisher gelehrt, die angeborene Ichsucht zu unterdrücken und in der Hingabe an etwas anderes, Höheres uns selbst zu vergessen. Unsere Religion weist uns auf die Pflichten der Nächstenliebe, hinter die unser eigenes Interesse zurücktreten soll; die meisten philosophischen Lehren zeigen uns die Kleinheit des einzelnen Menschenschicksals und deuten aus dem Engen, Persönlichen nach dem Ewigen, Ganzen. Nun wird uns mit großem Nachdruck verkündet, daß auch die Individualität ihre heiligen Rechte habe, die nicht ungestraft verletzt werden dürften. Aber es giebt keine Rechte ohne Pflichten. Hinter der modernen Lehre vom Recht der Persönlichkeit steht der moderne Begriff von der Pflicht gegen die Persönlichkeit – einer Pflicht gegen das, was den innersten Kern unseres Wesens ausmacht.

Daß wir in uns einen solchen Kern besitzen, den wir keinen außer uns liegenden Rücksichten aufopfern dürfen, ist kein neuer Gedanke. Berufsehre, Liebe, Glaubenstreue und Wahrheitsdrang bilden je nach persönlicher Auffassung den festen Hort, der in allen Wechselfällen des Lebens bewahrt und behütet bleiben muß. Was aber der moderne Pflichtbegriff in sich schließt, das lernen wir am besten an zwei dichterischen Gestalten, deren Schicksal und Konflikt innig damit verschmolzen erscheint. Es ist vielleicht kein Zufall, daß beide dem weiblichen Geschlechte angehören. Die Frau ist, wie Friedrich Lange bereits hervorgehoben hat, immer und überall vermöge ihrer Eigenart die Vertreterin des Persönlichen, und trotzdem wird sie durch ihren natürlichen Beruf beständig darauf hingewiesen, ihr Ich unterzuordnen und sich selbst zu vergessen. Dieser Gegensatz enthält außerordentlich fruchtbare Keime für die moderne psychologische Entwickelung.

Die erste jener beiden erwähnten, charakteristischen Schöpfungen ist Ibsens allbekannte „Nora". Alle äußeren und inneren Verhältnisse um diese Gestalt herum sind so fein und sorgsam auf den leitenden Grundgedanken hin zugespitzt, daß wir sie uns noch einmal in das Gedächtnis zurückrufen müssen.

Nora ist unter der Obhut eines liebreichen, leichtherzigen Vaters emporgewachsen, hat seine spielende Zärtlichkeit genossen und naturgemäß alle seine Ansichten und Meinungen geteilt. Unreif und unentwickelt, wird sie in sehr jungen Jahren die Gattin eines Mannes von strenger, bureaukratischer Ehrenhaftigkeit, der seinem holden, kindlichen Weibe gegenüber zugleich den überlegenen Erzieher und den tändelnden Liebhaber darstellt. Auch er ist nicht dazu angethan, ihre geistige Selbständigkeit zu entwickeln. Es treten eigentümliche Verhältnisse ein, in denen Nora, um ihren sterbenden Vater zu schonen und ihrem todkranken Manne die Mittel zu einer Reise nach Italien zu verschaffen, heimlich die Unterschrift des ersteren nachahmt. Sie gerät dadurch völlig in die Gewalt eines Menschen, der einst durch eine ähnliche Verzweiflungsthat seine bürgerliche Existenz verloren hat und sich nun durch seine Macht über Nora wieder eine geachtete, gesicherte Stellung erringen will. Nora setzt ihre ganze Kraft ein, um die Summe, welche sie schuldet, ohne Wissen ihres Mannes zu ersetzen, da sie sein strenges Urteil über solche Verbindlichkeiten kennt und fürchtet. Mit schelmischer Anmut weiß sie ihn über ihre verborgenen Entbehrungen und Anstrengungen hinwegzutäuschen. Ihr Gewissen ist durch die That, die sie begangen hat, keinen Augenblick belastet. Als Günther ihr die möglichen Folgen dieser That drohend vorstellt, antwortet sie ihm in naiver Unerfahrenheit mit den köstlichen Worten: „Eine Tochter sollte nicht das Recht haben, ihren alten, todkranken Vater mit Kummer und Sorgen zu verschonen? Eine Frau sollte nicht das Recht haben, ihrem Manne das Leben zu retten? Ich kenne die Gesetze so genau nicht, aber ich bin überzeugt, irgendwo muß es darin stehen, daß so etwas erlaubt ist." Günther spielt jedoch ein verzweifeltes Spiel, und Noras Einfluß auf ihren Mann ist die letzte Karte, durch die er für sich und seine Kinder die Bedingungen zu einer sicheren Existenz zurückgewinnen will. Nicht ohne Mitleid, aber mit unerschütterlicher Konsequenz bedrängt er die hilflose Frau und weiß ihr allmählich klar zu machen, was sie von ihm zu erwarten hat. Nora ist fest überzeugt davon, daß ihr Gatte, wenn er erfährt, was sie aus Liebe zu ihm gethan hat, alle Folgen auf sich nehmen wird. Um dies zu verhindern, will sie ihrem Dasein ein Ende machen. Sie weiß ihre kleinen Kinder unter der Obhut ihrer eigenen alten Amme mütterlich versorgt, und sie hat sich ohnedies von ihnen fern gehalten, seitdem Helmer gelegentlich einmal geäußert hat, daß eine verheimlichte Schuld Krankheitsstoff in eine ganze Familie tragen müsse. „Und," fügte er damals ahnungslos hinzu, „fast alle früh verdorbenen Menschen haben lügenhafte Mütter gehabt." Obgleich Nora sich in ihrem Innern verzweiflungsvoll dagegen wehrt, muß sie doch empfinden, daß ihr Gatte recht hat, und daß die Notwendigkeit, nach einer Richtung hin zu täuschen, ihr Wahrheitsgefühl nach allen Seiten abgestumpft und vergröbert hat.

Die Entscheidung kommt. Helmer erfährt durch einen Brief von Günther das Vergehen seiner Frau. Er stürzt in fassungslosem Zorn zu ihr herein, nennt sie eine Verbrecherin und wirft ihr vor, seine ganze Zukunft vernichtet zu haben. Nora ist wie erstarrt. Das „Wunderbare", das sie mit Furcht und Beben erhofft, läßt sie traurig im Stich.

Auf Helmers wildes Drängen: „Es kann nicht wahr sein," antwortet sie: „Ja, es ist wahr; ich habe Dich über alles in der Welt geliebt," und ihr Gatte ruft zornig aus: „Komm mir nicht mit albernen Ausflüchten!" Sein Schmerz und seine Verachtung kennen keine Grenzen.

Da geschieht etwas gänzlich Unerwartetes. Günther, der sich inzwischen mit seiner Jugendgeliebten und Noras Freundin wieder vereinigt hat, schickt den Schuldschein zurück. Mit einem Freudenschrei überfliegt Helmer das verhängnisvolle Papier, verbrennt es, versichert Nora seiner vollen Verzeihung und gelobt, seine liebe, kleine, verschüchterte Taube künftig nur mit um so größerer Zärtlichkeit zu schützen und zu leiten. Aber Nora bleibt eiskalt. In ihrem Innern ist eine gewaltige Veränderung vorgegangen. Die Qual der letzten Tage hat sie entwickelt und gereift. Sie erkennt, daß sie bisher kein sittlich selbständiges Wesen war, und daß die Anschauungen, die sich jetzt allmählich bei ihr emporringen, in grellem Widerspruch zu der Meinung ihres Gatten und der ganzen übrigen Welt stehen. Sie sieht eine That, die mit reinem, liebendem Herzen begangen ist, zuerst moralisch verdammt und dann plötzlich rückhaltlos vergeben, weil die äußeren, verderblichen Folgen hinweggeräumt sind. Die Autorität des Gatten ist damit erschüttert. Ihren eigenen, unentwickelten Begriffen wagt Nora aber auch noch nicht zu vertrauen, und so ist alles in ihr und um ihr ins Schwanken geraten. In dieser Erkenntnis faßt sie den Entschluß, ihre Familie zu verlassen und im Kampf mit dem Leben zu geistiger Klarheit, Freiheit und Festigkeit zu gelangen. „Ich muß mich überzeugen," sagt sie, „wer recht hat; die Gesellschaft oder ich." Umsonst verweist Helmer sie auf den untrüglichen Halt, den sie an der Religion besitze. „Ich weiß ja gar nicht," erwidert Nora, „was Religion ist. — Ich weiß weiter nichts, als was Pastor Jakobi sagte, da ich konfirmiert wurde. — Ich will sehen, ob es richtig ist, was Pastor Jakobi sagte, oder vielmehr, ob es für mich richtig ist." Helmer macht ihr den Vorwurf, sich leichtsinnig über ihre heiligsten Pflichten hinwegzusetzen. — Nora: „Was hältst Du für meine heiligsten Pflichten?" — Helmer: „Und das muß ich Dir erst sagen? Sind es nicht die Pflichten gegen Deinen Mann und gegen Deine Kinder?" — Nora: „Ich habe andere, ebenso heilige Pflichten." — Helmer: „Das hast Du nicht, welche denn?" — Nora: „Die Pflichten gegen mich selbst." — Helmer: „Vor allem bist Du Gattin und Mutter." — Nora: „Das glaub ich nicht mehr. Ich glaube, vor allem bin ich ein menschliches Wesen — ebenso wie Du — oder will es wenigstens zu werden versuchen."

Alle Bitten und Vorstellungen sind vergeblich. Nora geht und hinterläßt ihrem Gatten als einzigen Trost den ungewissen Hinweis auf die Möglichkeit einer späteren Wiedervereinigung.

Man hat dieser Entwickelung gegenüber oft den Einwand erhoben, daß Noras Handlungsweise unnatürlich und unwahrscheinlich sei. Hier lautet die brennende Frage aber nicht: würde eine Frau in dem gegebenen Falle handeln wie diese? sondern sie lautet: würde eine Frau in dem gegebenen Falle moralisch berechtigt sein, zu handeln wie diese? Der Dichter beantwortet die letzte Frage mit einem nachdrücklichen „Ja". Für ihn ist dieser Ausgang ein wahrhaft sittlicher Akt der Selbstbefreiung. Nora streift die Bande des Familienkreises ab, um auch den Bann der anerzogenen Meinungen zu durchbrechen; sie verletzt die Pflicht gegen andere, um der Pflicht gegen sich selbst zu genügen. In dieser Darstellung, deren innere Berechtigung wir später prüfen werden, liegt der Kern der modernen Idee.

Während Nora sich durch eine energische That vor der Verkümmerung ihres geistigen Wesens zu retten sucht, tritt uns in der Erzählung „Schnee" von Alexander Kielland eine andere Frau entgegen, die nicht mehr diese Kraft aufzuwenden vermag und sich widerstandslos in ihr Schicksal ergiebt. Sie steht, wie das kaum anders sein kann, bescheiden im Hintergrunde und wird von den Trägern der Handlung halb versteckt. Ein oberflächlicher Blick kann sie leicht übersehen. Und doch gehört die stille, unscheinbare Pfarrerin zu den erschütterndsten Gestalten, die je eine herbe Dichterphantasie dem Leben abgelauscht und schöpferisch wiedergegeben hat.

Als Mädchen war diese Frau der Mittelpunkt einer glänzenden Gesellschaft in der Hauptstadt gewesen. Nicht nur Schönheit und frohe Liebenswürdigkeit, sondern vor allem anderen eine hervorragende musikalische Begabung hatten sie in weiten Kreisen bekannt und aufgesucht gemacht. Unter ihren Freunden erzählte man sich noch lange nachher, daß Ole Bull geschworen hätte, sie müsse bei Liszt im Klavierspiel ausgebildet werden. Ehe sie jedoch ein wirkliches Studium begonnen hatte, erwarb sich ein Geistlicher ihre Liebe, und sie folgte ihm nach einem weit entfernten Pfarrdorfe in rauher, unwirtlicher Gegend. Die Verhältnisse waren anfangs klein und bescheiden; die Gesundheit der Frau litt unter dem nördlichen Klima; ihre Kinder wurden schnell hintereinander geboren; mehrere starben nach langen Leiden, und die Tage der Mutter vergingen in Arbeit, Mühe und Kränklichkeit. Das Klavier mußte sie vernachlässigen, weil sich keine Muße dafür fand, und weil man in ihrer pietistischen Umgebung Anstoß an weltlicher Musik nahm. Ihr Mann besaß einen ausdauernden Körper und einen elastischen Geist. Die Ausübung seines Pfarramtes unter den Bauern ließ ihm Zeit, sich in litterarischen Studien fortzubilden und eine Stütze der orthodoxen hauptstädtischen Zeitung zu werden. Anfangs empfand er es schmerzlich, seine Frau immer durch wirtschaftliche Sorgen in Anspruch genommen zu sehen und nie ein freies Ohr für die geistigen Fragen zu finden, die ihn bewegten. Allmählich gewöhnte er sich daran, von ihr als einer ebenbürtigen Gefährtin abzusehen und mit nachsichtiger Überlegenheit auf ihre gedrückte, verblühte Gestalt herabzublicken.

Nach langen, mühevollen Jahren änderten sich die Verhältnisse des Hauses. Der Pfarrer erhielt ein anderes, günstigeres Amt; die Töchter verheirateten sich, und der Sohn bezog die Universität. Die Pfarrerin hätte sich jetzt mehr Ruhe verschaffen können. Sie vermochte das aber nicht. Geist und Körper hatten ihre Spannkraft verloren. Sie konnte sich nicht mehr über den Kleinkram des Tages erheben und lebte weiter fort, wie sie es gewöhnt war: unruhig, nervös, von einer Arbeit zur andern getrieben, in steter Furcht vor ihrem überlegenen Gatten und jede Musik mit ängstlicher Scheu vermeidend. „Stets stand aber etwas Schweres oder Böses auf der Lauer hinter oder vor ihr — etwas, das ihr in vielen Jahren als ein Vorwurf gefolgt war; als ob ihre Handlungen und ihr Leben ein zu eilig hingeworfener Schattenriß sei, mit einer unklaren, großen Anforderung als Hintergrund — Tag und Nacht ruhte diese über ihr und jagte sie vorwärts, und dabei hatte sie stets ein Gefühl, wie der Träumer, der läuft und läuft und nie

von der Stelle kommt. Gewöhnlich dachte sie, es sei das Gefühl, ihrem Manne nicht zu genügen, mitunter empfand sie aber, daß es auch dies nicht sei."

(Fortsetzung folgt.)

Der Dichter mit den Sternen.

Märchen nach dem Französischen des L. Bouilhet.

Von **Ehrenberg**.

Weil er zu Mittag nicht gespeist,
Weil brave Bürgersleute,
Des Dichters erdenfremden Geist
Verlacht, verspottet heute:

Saß er am Abend schwermutsbang,
Weltfern an einem Weiher,
Und eine Trauerode sang
Er sacht zum Klang der Leier.

Er sang von Liebe, sang von Ruhm,
Von ihren Todesgluten.
Gerührt von seinem Martertum
Erbebten leis die Fluten.

Und plötzlich hemmten ihren Lauf
Die mitleidsvollen Sterne,
Als lös' ein Gott den Machtspruch auf
Der fort sie trieb zur Ferne.

Befand er sich im Feenreich?
Er sah aus Himmelsweiten
Die Sterne, gold'nen Münzen gleich,
Herab ins Wasser gleiten.

Er sprang hinein, damit er seh' . . .
O Wunder . . . sieh, der Schwimmer
Greift einen, zwei, dann vier . . . ade
Nun Leid, fahr hin für immer!

Glückstrahlend kehrt er heim zur Stadt,
Wie will er sich nun laben!
Wenn man das Gold der Götter hat,
Dann kann man alles haben.

Durch seinen rötlich-schwarzen Frack,
Den er noch nicht bezahlte,
Aus Taschen, löchrig wie ein Wrack,
Der Glanz des Himmels strahlte.

Er läuft zum Bäcker: „Nimm den Stern,
Gieb Brot mir, ich hab' Eile!" —
„Wenn Du ihn umgewechselt, gern,
Ich back es mittlerweile."

Am Weinhaus zeigt den Schatz er vor:
„Laß and're ihn gewinnen,
Wir, Bruder, schließen Thür und Thor,
Dem, der nicht recht bei Sinnen!"

Zum Leinwandhändler läuft er dann,
— Sein Hemd ist ganz zerrissen —
„Ich brauche bare Münze, Mann,
Die Sterne kann ich missen."

Die Weisen der Akademie,
Die machten wicht'ge Mienen,
Der lacht — der schweigt — dann sagten sie,
Daß sie nicht neu mehr schienen.

Er starb am Tage drauf, ein Aar
Umringt von Wurmgewimmel;
Von seinen magern Händen war
Umpreßt der Schatz vom Himmel.

Zwei Freunde nur befanden sich
Beim Leichenzug, dem düstern,
Als ich vorbeiging, hörte ich
Vom „armen Narr'n" sie flüstern . . .

Ruh' sanft, Poet! Man schließt uns zu
Die Läden und Tavernen;
Ruh', Bettler, göttlicher, der Du
Gezahlt mit gold'nen Sternen!

Einst leuchtet Deiner Sonnen Glanz
Durch Deines Grabes Spalten,
Und Totengräber werden ganz
Entzückt die Hände falten.

Und öffnen Deine heil'ge Gruft,
Und lassen aus dem Dunkel
Aufsteigen, weithin in die Luft,
Ein himmlisch Glanzgefunkel.

Leo Tolstoi während der Hungersnot.

Ein Zeit- und Seelenbild.

Von **Eugen Kühnemann**.

I.

Die Aufsätze, welche Leo Tolstoi während der großen Hungersnot in Rußland in den Jahren 1891 und 1892 veröffentlicht hat, werden uns, in einem stattlichen Bande vereint, in französischer Übersetzung von Halperine-Kaminsky vorgelegt.*) Das Verdienst ist groß. Das Buch ist eins der merkwürdigsten Dokumente der Menschheit am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Durch einige Kleinigkeiten in der Anordnung wäre uns noch besser ermöglicht, die Thätigkeit des Grafen mitzuleben. Wir wüßten gern, wann und wo jeder dieser Aufsätze erschienen ist.

Doch gleichviel — es ist ein gewaltiges, es ist ein ergreifendes Buch.

Und nicht ergreifend durch das Elend, das auf diesen Seiten sich enthüllt. Ergreifend vielmehr durch die unwandelbare Ruhe, in der das alles als etwas natürlich Gegebenes und Selbstverständliches erscheint. Man giebt uns nicht einige Zahlen, nicht einige Allgemeinwörter der Statistik: die Ernte war schlecht, die Not ist groß u. s. f. Der Haushalt der Bauern, ihr Leben selbst in all seiner Eigenheit thut sich uns auf und scheint selber zu sprechen: es kann nicht anders sein. Ebenso wenig pathetisch tritt die helfende Liebe Tolstois dazwischen, auch sie so selbstverständlich, so ihm natürlich, wie er die nächstliegenden Bedürfnisse erkennt, unmittelbar die Hilfe giebt: es hat das Ganze, sein eigenes Wort zu gebrauchen, das Aussehen eines

*) Comte Léon Tolstoi: La Famine. Traduit avec l'autorisation de l'auteur par E. Halpérine-Kaminsky. Deuxième édition. Paris Librairie Académique Didier Perrin et Cie., Libraires-Editeurs. 35, Quai des Grands-Augustins, 35. Der Ertrag ist für die Speisehäuser des Grafen Tolstoi bestimmt.

Phänomens der Natur. Und doch ist dies Leben und Thun die Abkehr von aller Gewohnheit der Gesellschaft! Und doch predigt dies Handeln eine Revolution der Herzen! In seiner ruhigen Sicherheit scheint es ein Phänomen der Natur, aber diese Natur ist Liebe, diese Liebe ist That, diese That ist Born einer sittlichen Neugestaltung. Die Ruhe des Selbstverständlichen und im Selbstverständlichen die weltgestaltende Macht der Liebe — das ist das Erschütternde an diesem Buch.

Man liest in den Journalen von der Hungersnot. Die Regierung hat Maßregeln ergriffen. Staats- und Gemeindebeamte sind in mancherlei Konflikt gekommen. Jene beschuldigen diese der Übertreibung. Die ersten Maßregeln, Verteilung von Saatkorn, Anweisung von Brennholz, haben wenig Erfolg gehabt.

Tolstoi macht sich auf von Dorf zu Dorf. Er geht in die Häuser. An das Leben der Bauern gewöhnt, übersieht er es mit einem Blick. In der allgemeinen Not sind doch noch Arme, Mittelbegüterte, Reiche zu unterscheiden. Er erkennt in jedem vorliegenden Fall die besonderen Bedürfnisse, die besondere Gefahr, erkennt die Ursachen des Elends, die häufig weit zurückliegen und zum geringsten Teil in der schlechten Ernte bestehen.

Die offizielle Hilfe muß unwirksam bleiben. Zumal bei dem System der Verteilung von Mehl. Sie ergreift nicht den einzelnen nach dem ihm eigenen Bedürfnis. In den offiziellen Listen ergiebt sich ein Zerrbild der Verhältnisse. Denn in dem Gut des Bauern besteht sein Einkommen zum wenigsten. Es besteht in der Arbeit aller, denn alle arbeiten im rechten Bauernhaus. Der Arbeit aber fehlt Material und Absatz. Davon wissen die Listen nichts. Die Verteilung des Mehls kann nichts helfen. Oft werden die Bedürftigsten übergangen, die Schlechten drängen sich vor, die Energie des Volkes erlahmt durch dies Geschenk, das es ohne Arbeit erhält.

Er sieht in den Hütten, in den Winkeln sich um. Ja, die Not besteht, besteht überall. Viele werden verhungern, viele durch die Krankheiten infolge schlechter Nahrung zu Grunde gehen, viele von mittlerem Lebensstand für immer herabsinken in die niedrigsten Schichten.

Was muß zunächst geschehen? Zwei Dinge sind die ersten. Es darf niemand verhungern, niemand an Hungerkrankheiten sterben. Und die Bauern müssen die Materialien zur Arbeit haben und die Arbeit verkaufen können, sie müssen wieder spinnen, nähen, Bastschuhe flechten u. s. f.

Tolstoi geht in ein notleidendes Dorf. Mit Hilfe des Starosten und einiger alter Bauern stellt er die Liste der Bedürftigsten auf. Die Hütte der Ärmsten dient als Speisehaus. Sie haben dadurch für die ganze Zeit Essen und Wärme und den Stolz der hilfreichen Thätigkeit. Die Häuser heißen bald im Munde des Volks „die Zuflucht der Waisen“. Es gilt für erniedrigend sich einzudrängen, ohne die größte Not. Sie kennen sich ja alle untereinander, sie werden sich nicht betrügen. Es kommt fast kein Mißbrauch vor.

Ein großer Vorratsspeicher wird inmitten der Dörfer eines Bezirks eingerichtet. Der Besitzer leiht mit Freuden dem guten Werk seinen Raum.

Sobald dieser Abgesandte eines Orts erscheint, um Einrichtung des Speisehauses zu bitten, geht Tolstoi oder einer seiner Gehilfen hin, sieht mit eigenen Augen die Dinge und die Not, drei Tage nach dem Bericht des Abgesandten arbeitet das Speisehaus.

Es giebt nur Pflanzennahrung: Kohlsuppe, Kartoffeln, Rüben, Linsen, Erbsen, Hirsebrei, Kwas u. s. f. Der Bauer ist's kaum anders gewohnt und Tolstoi ist Vegetarianer. Was meint Ihr, was er bei dieser Einrichtung braucht, einen Monat lang einen Menschen zu nähren? Höchstens 1 Rubel 50 Kopeken, sagen wir also etwa 3 Mark 30 Pfennige. Und es gab schließlich 216 Speisehäuser, täglich von 10 000 bis 13 000 Menschen besucht. Der Gefahr des Verhungerns war begegnet.

Nicht minder wohlthätig wirkte es, daß die Bauernfamilien die gewohnte Arbeit aufnehmen und Dank der Fürsorge Tolstois verkaufen konnten. Die gewährte Möglichkeit ward mit Enthusiasmus aufgenommen. „Lieber 3 Kopeken am Tag verdienen, als ohne Arbeit bleiben,“ sagte man.

Dem wirklichen dringenden Bedürfnis paßt sich die Hilfe an. Gleichsam die darbenden Organe finden die entbehrte Nahrung, und der Organismus stellt sich wieder her. Die Hilfe der Behörden — das ist ein fremder Körper eingeführt ins Blut, das Leben entgleitet der gewohnten Bahn. In Tolstois Hilfe findet das Leben die gewohnten Bahnen wieder, es ergänzt sich aus sich selbst zu neuer Kraft.

Er hat ja so lange unter ihnen gelebt. Er kennt sie genau. Er ward einer von ihnen. Nicht aus Laune und Zufall. Daß er einer von ihnen ward, war das letzte Ergebnis, war die Lösung der Fragen seines großen Lebens. Er fand seinen Frieden in dem Leben mit ihnen. Erst dann erschien ihm sein Leben recht und gesund, da er die Vorzüge der Geburt und des Zufalls aufgegeben, unter ihnen in eigener Arbeit beschafft, was er bedarf, und den Armen in hilfreicher Liebe beistand. Und sein großes Liebeswerk während der Hungersnot — es ist nichts Neues und Besonderes für ihn. Es ist nur die weitesthin sichtbare Bethätigung der Liebesgesinnung, welche die letzte reife Blüte seines inneren Lebens ist.

Aus dem Leben ging sie hervor, an das Leben wendet sie sich, eine Frage ist sie ans Leben aller. Ja, das ist Liebe, die er beweist. Man spricht seit 20 Jahren so viel von der Liebe zum Volk. Aber — so lautet sein furchtbares Wort — diese Liebe existiert nicht in der heutigen Gesellschaft und kann nicht existieren in ihr. Denn das Leben der Gesellschaft selbst — das ist eben die Ursache von dem Elend des Volks. Es giebt kein Band zwischen den Herren und dem Volk als dies, daß die Herren der Arbeit des Volks bedürfen, um ihr Leben fortzusetzen. Der Luxus und das Wohlbehagen der Wenigen verarmt die Millionen. Dies Leben fortsetzen, erhalten und dabei für das Volk sorgen wollen — das ist ein heilloser Widerspruch. Der Säugling will seine Amme ernähren. Nein! Freilich Liebe, Liebe thut uns not. Sorgt nicht um all die äußeren Fragen, sorgt um die Seele. Helft, weil Ihr eine Seele retten wollt, und alle Fragen lösen sich von selbst. Lebt unter dem Volk, lernt es kennen, legt Hand an in eigener Arbeit mit aller Eurer Kraft, die Not wird überwunden, Ihr rettet das Volk und rettet Eure Seele.

Die Worte reißen Dich mit, das ist die Kraft der Wahrheit selbst, es ist eine gewaltige Predigt. Erst diese Bilder des ländlichen Lebens mit der hervortretenden Wahrheit der Züge, vertieft in alle Beziehungen der bäuerlichen Existenz. Nachdem dies mitgelebt, nimmt uns die Liebesthätigkeit des großen Mannes hin. Man möchte Einwände machen. Aber da steht die erschütternde Sprache der Thaten. Was kann man denn sagen, als unser Leben rechtfertigen wie es ist? Dein kleines Leben mit seinem mäßigen selbstischen Behagen

gegen die Dreizehntausende und mehr, weit mehr, die genährt und gerettet sind? Dein bißchen Bildung und Kultur, das Zeit und Gesellschaft Dir gab — halt es doch nur gegen die Worte dieses Buchs! Jede Seite voll quellenden Lebens, das Ganze den großen Geistesthaten ebenbürtig, endlich einmal wieder eine Liebe, die in sich selber Erkenntnis und That ist.

Dies Buch enthält eine Revolution. Die Revolution der Seele, die mit sich selber zur Ruhe kommen muß. Die Revolution einer Seele, die sich in ihrem Leben verantwortlich empfindet für das Leben der Welt.

Ich will Euch nicht erzählen von all den weiteren Bemühungen Tolstois zur Linderung der Not. Ihr werdet das Buch lesen. Er sorgt für Heizung, er schafft für die Pferde Futter und Quartier, er richtet Krippen für die Kinder ein — man merkt ihm die innige Freude an, daß er den Kleinen gesunde Nahrung verschafft — er verteilt zur Saat Hafer, Kartoffeln, Hanf und Hirse, er verschafft Pferde, wo sie fehlen, er giebt zu billigen Preisen Roggen, Mehl und Brot. Ring reiht sich in Ring in wachsam umschauender Thätigkeit, immer wird dem Bedürfnis des Momentes genügt, immer angestrebt, daß dem Empfangenen eine Leistung der Arbeit, eine möglichst für mehrere hilfreiche Leistung entspreche. Leib und Seele werden gleichermaßen gepflegt und gerettet. Je mehr sich die Gabe von dem unmittelbaren Bedürfnis entfernt, willkürlicher Verteilung sich nähert, um so unsicherer, geringer ist der Erfolg, die Befriedigung weniger rein. Bei den ersten Gaben wird auch die Seele gesund gehalten, Freudigkeit und Liebe werden lebendig, bei den späteren beginnen schon böse Regungen aufzukommen, die Eifersucht und der Groll.

(Schluß folgt.)

Genesung.

Du hast mir nicht gelogen,
Allmächt'ger Geist.
Im Winde weht mir,
Im Walde rauscht mir
Das neue Leben und wirkt mir
Mark und Mut in die morschen Glieder.
O, nur noch einmal laß mich im Sturme der Zeiten,
Einmal noch mit entbrannten Kräften
Trutzig das Haupt in den Äther recken.
Mag's dann sinken. —
Nur jetzt noch
Fasse mich mächt'ger der Wirbel der Lüfte und trage
Fort mich zu Thaten.

Paul Mahn.

Neue Dichtungen.

Besprochen von **Paul Remer.**

Seitab von Kämpfen und Streitigkeiten des Tages hält sich Paul Lanzky in seinen **Neuen Gedichten.** (Leipzig 1893, Verlag von Wilhelm Friedrich.)

Der Dichter hat keinen Blick für die äußere Wirklichkeit, er geht durch das Leben, ohne etwas zu sehen. Sein Auge ist nach Innen gekehrt, wo es mit verschärfter Sehkraft die Thätigkeit und Regungen der Seele beobachtet. Das Verständnis der Dichtungen Lanzkys bietet sich deshalb nicht mühelos dar; es will erkämpft und errungen sein, aber dann hat es auch doppelten Wert. Wir müssen mitdenken und mitfühlen; die meisten Gedichte verlangen eine wiederholte Lektüre, bevor sich der Sinn erschließt. Die Weltanschauung des Dichters ist in den „Neuen Gedichten" ebenso wie in seinen früheren Veröffentlichungen („Abendröte", „Erlöst vom Leid", „Am Mittelmeer" und „Herbstblätter") eine Art buddhistischer Entsagungsphilosophie. Von schmerzlichem Erleben führt der Weg aufwärts durch die Qual der Rückerinnerung und der Sehnsucht zur Entsagung und Wunschlosigkeit. Ein gleicher Gedankengang ist in dem vorliegenden Gedichtbande erkennbar. Der Dichter schildert, wie noch einmal Leben und Liebe Macht über ihn gewinnen und ihn aus seiner philosophischen Ruhe aufstören. Die „rote Rose Leidenschaft", um Storms schöne Worte zu gebrauchen, fällt ihm in den Schoß; aber kaum, daß er sich an ihrem Duft berauscht hat, haben die Herbststürme sie ihm zerpflückt. Schmerz und Enttäuschung sind die schale Neige, die ihm im Becher der Lust zurückbleibt. Und der Dichter kämpft nun mit seinem Herzen, um es zum Vergessen zu zwingen und die thörichten Wünsche zur Ruhe zu bringen. Und allmählich kommt das Vergessen im leisen Schneeflockenfall des Winters, und Wunschlosigkeit legt sich wie ein weißes Bahrtuch auf die Leiche des Lebens. Die Form der Dichtungen Lanzkys ist in ihrer Härte und Sprödigkeit von großer Eigenart; man fühlt, der Dichter geht absichtlich jeder Leseerinnerung aus dem Wege, er will nicht mit fremden Zungen stammeln. Schade, daß diese Absicht nicht überall ohne Rest verwirklicht ist und die Verse oft etwas Gesuchtes und Gezwungenes haben! Die schwerfällige Form wird vielleicht noch mehr als der gedankenüberlastete Inhalt einen größeren Leserkreis von Lanzkys Gedichten fernhalten.

Für ein hübsches, nur ein wenig zu formglattes Talent zeugen die **Gedichte** von Kurt von Rohrscheidt. (Großenhain und Leipzig 1894, Verlag von Baumert und Ronge.)

Kurt von Rohrscheidt könnte ein größerer Dichter sein, als er in Wirklichkeit ist. Sein Talent verspricht mehr, als sein Schaffen hält. Ihm fehlt vor allem das Wichtigste: die Eigenart, das Rückgrat einer eigenen Persönlichkeit. Trotz aller großen Vorzüge, die ihn als Dichter auszeichnen, Beherrschung der Form, Reichtum der Phantasie, Gewalt der Stimmung, kommt er, strenge genommen, doch nicht über die Nachahmung hinaus. In seinen lyrischen Gedichten entdeckt man in buntem Reigen die Vorbilder von Goethe, Heine und besonders Storm; bei seinen Balladen hat Uhland Gevatter gestanden; sein Patriotismus schmückt sich oft mit landläufigen Phrasen und Bildern. Ich habe die Empfindung, daß der Dichter nichts erlebt, nichts erlitten hat, daß sein Leben sich allzu glatt von der Spule wickelt, ohne Knoten, ohne Verschlingung. Es ist ein wenig christlicher Wunsch, aber zum Besten seiner Dichtung möchte ich es Rohrscheidt wünschen, daß einmal das Schicksal ihn so recht unbarmherzig packt, ihn durchrüttelt und durchschüttelt, bis das Unterste in seiner Seele zu oberst gekehrt ist und die schlummernden Kräfte wach geworden sind. Von dem Mangel an Eigenart abgesehen, der übrigens für ein größeres Publikum wohl eher ein Vorzug denn ein Mangel sein dürfte, ist das Einzelne oft von großer dichterischer Schönheit. Kurt von Rohrscheidt erreicht vielfach seine Vor-

bilder; ich habe eine ganze Reihe von Liedern und Balladen gefunden, deren sich die nachgeahmten Meister nicht zu schämen brauchten.

In graue Vorzeit zurück führen uns die **Balladen** von Edward Wechßler. (Stuttgart 1893, Verlag von Bonz und Comp.)

Der Dichter versucht wie so viele vor ihm, den versunkenen Nibelungenschatz der altgermanischen Sage wieder zu heben. Es glückt ihm auch, einiges Gold aus der Tiefe heraufzuholen und in seiner Dichtung auszumünzen. Aber den eigentlichen Schatz muß er da unten lassen; die Vergangenheit ist tot, und sie wird nur dann wieder lebendig, wenn der Geist der Gegenwart sie erfüllt, wenn der Dichter in ihr Symbole findet für die Gedanken und Gefühle seiner Zeit. Die naive Ballade, die schmucklos die Ereignisse einer vergangenen Zeit erzählt, hat sich überlebt, und Wechßler dürfte mit seinem Buche ein wenig post festum kommen. Ich lebe nicht mit seinen Helden, ihre Empfindungen bleiben mir fremd und gleichgültig, keine Saite in meinem Erinnern erklingt mit. Es ist ein Schattenspiel an der Wand: groteske, ungeheuerliche Schemen tauchen auf und schlagen aufeinander los oder fallen auch einander in die Arme, falls sie zufällig verschiedenen Geschlechts sind. Übrigens stimmt der Dichter selbst nach all dem Waffengeklirr und der bluttriefenden Tragik seiner Heldengesänge in den Schlußgedichten ein herzliches Lachen an und verjagt mit der Narrenpeitsche des Humors die finsteren Nebelgestalten. Das Buch schließt mit einer Reihe von Travestien und Schwankdichtungen ab, die in Stoffwahl und Ausführung meist recht glücklich sind. Besonders „Bruder Bennos Himmelfahrt" ist eine köstliche Geschichte, geistreich erfunden und mit feiner Psychologie erzählt. Unter der lustigen Vermummung verbirgt sich hier tiefernste Lebensweisheit.

Gleichfalls in die Vergangenheit versetzt uns **Hans Volkmar,** die Geschichte eines Künstlers von Georg Bormann. (Berlin 1893, Verlag des Bibliographischen Bureaus.)

Die Geschichte beginnt im Jahre 1531 zu Nürnberg. Hans Volkmar ist der Sohn eines Künstlers und fühlt selbst den Drang künstlerisch zu gestalten in sich. Er liebt seine Jugendgespielin Marie, die Tochter eines ehrbaren Steinmetzen, welcher der Beständigkeit eines Künstlerherzens wenig traut und sein Liebstes nicht ohne weiteres aus der Hand geben will. Es wird eine Wartezeit festgesetzt, und Hans Volkmar zieht in die Welt, um draußen im Streit und Widerstreit des Lebens zum Manne zu reifen. Die Schicksale und Irrfahrten des Künstlers auf der Wanderung schildert nun, lang ausgesponnen, Georg Bormann in seiner Dichtung. Sein Held wird Landsknecht und macht als solcher die Belagerung von Ofen mit, bei der er sich durch seine Tapferkeit die kaiserliche Ehrenkette verdient. Er wandert dann nach Italien, dem Lande seiner Sehnsucht, und gerät hier in die Netze einer heißblütigen Venetianerin. Der Rausch dauert seine Zeit, dann folgt die Ernüchterung, und seine blonde Sonne Marie, die mit neuem Glanze aus dem Meer des Vergessens aufsteigt, giebt Hans die Kraft, sich loszureißen. Er wendet sich nach Rom und erstarkt nun an der sittlichen Größe der Renaissance-Kunst, die mit Michelangelo in ihrer höchsten Blüte steht, zum Mann und zum Künstler. Geläutert kehrt er heim; die Geliebte ist ihm treu geblieben, obgleich die Wartezeit überschritten ist und der Vater in sie drängt, einen anderen Antrag anzunehmen. Mit einem Kunstwerk, das er in aller Eile und Heimlichkeit schafft, erweicht er den noch immer harten Sinn des alten Steinmetzen, und Hans und Marie werden ein glückliches Paar. Man sieht, die Erfindung ist nicht sehr originell, und schablonenhaft bleiben auch die geschilderten Charaktere; sie sind Personen, keine Menschen. Besonders Hans Volkmar ist Zug für Zug der schöne, nichtssagende Modekopf des Künstlers, wie wir ihn zur Genüge aus Roman und Epos kennen. In anderer Hinsicht aber steckt tüchtiges Können in Bormanns Dichtung; sie zeichnet sich durch edle Sprache, stimmungsvolle Schilderungen und reife Gedanken aus. Der Dichter giebt mit seinem Werke ein schönes Versprechen, das er bei einer glücklichen Weiterentwicklung seiner Fähigkeiten schon in einer nahen Zukunft einlösen kann.

Zum Schluß muß ich über drei Erstlingswerken den Stab brechen. Die Delinquenten heißen:

Junge Lieder. Gedichte von Johannes Krüger. (Berlin, Verlag der Wochenschrift „Splitter".)

Blumen und Küsse von Friedrich Herbert. (Berlin 1894, Verlag von Hugo Schildberger.)

Jugendgedichte eines Einsiedlers von Hans Andreas Nissen. (Neumünster 1893, Selbstverlag des Verfassers.)

Johannes Krüger und Friedrich Herbert sind Dilettanten. Sie beherrschen einigermaßen die Form und haben das Geschick der Nachempfindung; ein Gott gab ihnen, zu sagen, was andere schon vor ihnen gesagt haben. Hans Andreas Nissen ist dagegen von ausgesprochener, durch keinen fremden Einfluß getrübter Talentlosigkeit. Er ist mir der Liebste von den dreien, weil er doch hin und wieder durch unfreiwilligen Humor erfreut.

Ich zweifle nicht.

Ich hab' Dich nie mit Augen je geseh'n,
Du hoher Weltengeist im ew'gen Licht;
Doch Deines Odems heil'ges Weh'n
Ich fühl's, ich fühl's und zweifle nicht:
Ich weiß es, daß Du bist.

Mein sterblich Ohr vernahm noch keinen Klang
Von jenem Unsichtbaren über mir:
Doch durch die Seele geht ein Sang,
Ein Himmelssang, mein Gott, von Dir:
Ich weiß es, daß Du bist.

Ich hör's an meines eignen Herzens Schlag,
Ich seh's geschrieben in dem Sternenlicht,
Ich spür', wo ich auch weilen mag,
Dein Walten, Herr, und zweifle nicht!
Ich weiß es, daß Du bist.

Helene Panten.

Neue Bücher.

Nach Lourdes und Monte Carlo und vom Spieltische zur Wahlurne. Von Siegfried Samosch. (Minden in Westfalen, J. C. C. Bruns Verlag.)

Samosch gehört zu unseren anregendsten und geistvollsten Reiseschilderern. Er versteht es, zu schauen, das Erschaute kulturhistorisch zu vertiefen, Arabesken der Zeitstimmung

damit zu verknüpfen und das Ganze lebensvoll darzustellen. Kunsteindrücke und Litteraturerinnerungen klingen in die Schilderung hinein wie ein harmonisches Geläute. Denn er hat namentlich die künstlerische Eigenart der Romanen in Wort, Ton und Bild emsig studiert und gilt als berufener Vermittler der modernen italienischen Litteratur und der wiedererwachten provenzalischen Liedesfreude. Alle diese Vorzüge, zu denen sich ein ungezwungener und doch stets charakteristisch gefärbter Stil gesellt, begegnen einem in dem neuen Buche des vielwandernden Verfassers. Diesmal erzählt er uns von seiner vor zwei Jahren unternommenen Reise durch Südfrankreich. Er geht von Genf nach Chambury, der alten Hauptstadt Savoyens und Grenoble, dem Vororte der Dauphiné, wo er beinahe als Spion festgehalten wurde, Nünes, den römischen Ruinen des Pont du Gard, nach dem verschollenen und erst in jüngster Zeit durch grauenhafte Ereignisse wieder bekannt gewordenen Aigues-Mortes, der Stadt Ludwigs des Heiligen und des Hugenotten-Gefängnisses, Montpellier, das an Rabelais und Alfieri gemahnt, Cette, Toulouse, Pau, wo gerade berühmte Pariser Schauspieler gastierten, und nach dem Mirakel-Heim Lourdes, dessen Scenerie und Treiben uns Samosch vergegenwärtigt, Toulon, wo sich voriges Jahr die französisch-russische Verbrüderungs-Komödie abspielte. Hier flicht der Verfasser Erörterungen über Gounod und den neu-provenzalischen Dichter Mistral ein, dessen Schöpfungen er eingehend beurteilt. Nun folgt ein Momentbild aus Monte Carlo und die dramatisch lebendige Vorführung einer Deputiertenwahl in Mailand, deren Zeuge Samosch auf der Rückfahrt wurde. Den Anfang des überaus fesselnden Buches bildet die Einführung einer jungen italienischen Dichterin, Ada Negri, einer Proletariertochter, welche das Sehnen und die Klagen der Bedrückten und Enterbten in ergreifender, unmittelbar empfundener — also keineswegs nur rhetorischer — Weise der fremden Seele einprägt, ihr leidenschaftliches Stürmen freihält von allem Gemeinen, welche den Segen rastloser Arbeit und treuen Ringens preist und bald durch echte Naturlaute, bald durch ein in schönen Falten dahinrauschendes lyrisches Feiergewand uns entzückt. Diese ungemein eigenartige Dichtergestalt dem Interesse der Gebildeten nahegerückt zu haben, darf als ein großes Verdienst von Samosch gelten. Und so sei denn auch dieses Buch des Wanderers mit offenem Blick und offenem Herzen dem deutschen Lesepublikum warm empfohlen.

K. Pr.

Vermischtes.

Die Opfer des Feldzuges von 1812. Einer der schaudervollsten Kriege, die je geführt wurden und der in der Neuzeit einzig dasteht, war jener Napoleons I. gegen Rußland i. J. 1812, der einen so unglückseligen Ausgang nahm und so riesige Menschenopfer forderte. Das französische Heer, das i. J. 1812 nach Rußland zog, bestand aus folgenden Teilen:

Kaiser Napoleon führte an, an Franzosen	200 000 Mann
an fremden Truppen	120 000 „
Marschall Augerau in Preußen und an den Küsten	18 000 „
Marschall Viktor kam nach mit	30 000 Mann
An Konskribierten kamen nach	8 000 „
Fürst von Schwarzenberg führte an:	
Österreicher	30 000 „
Sachsen	20 000 „
Polen	10 000 „
An Österreichern kamen nach	8 000 „
An Italienern, Spaniern ꝛc.	6 000 „
General York führte an, ein Korps Preußen von	22 000 „
Im Ganzen	472 000 Mann.

472 000 kriegstüchtige Männer zogen ins Feld und wie viele kamen zurück?

An Preußen, die in Kurland kapitulierten	14 000 Mann
An heimgekehrten Österreichern	30 000 „
Sachsen	10 000 „
Halberfrornen von der großen Armee	8 000 „
Dergleichen unter Macdonald	4 000 „
Total	66 000 Mann.

In diesem gräßlichen Feldzuge sind also nach dieser Zusammenstellung über 400 000 Menschen teils durch Feuer nnd Schwert, teils durch Hunger und Kälte umgekommen. Nur ein kleiner Teil geriet in Gefangenschaft und hiervon wurde später auch nur der kleinste Teil ausgeliefert, die anderen blieben verschollen; sie fielen entweder nachträglich der Mordlust des Feindes zum Opfer oder gingen als Verbannte in den Bergwerken Sibiriens elendiglich zu Grunde.

Nach russischen Berichten wurden allein vorschriftsmäßig verbrannt:

Zu Minsk	59 000 feindliche Leichname
„ Moskau	50 000 „
„ Smolensk	71 000 „
„ Wilna	72 000 „
„ Kaluga	1 000 „
Total	253 000 Leichname

Die Zahl der Pferdeäser, die dem Feuer überantwortet wurden, betrug 92 000.

Es war die höchste Zeit, daß ganz Europa wie mit einem Schlage sich erhob und dem französischen Nero die Zügel der Macht aus den verruchten Händen riß.

G—r.

Inhalt der Nr. 25.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche

Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 26.

Anordnungen.

Roman

von

L. Haidheim.

(Fortsetzung.)

Die Stimmung blieb, wie sie von Anfang an gewesen, steif und gehalten, diese fremden jungen Elemente interessierten die alten Herrschaften nur mäßig, sie lächelten und spotteten sogar im stillen über die Stiftsdame und die Generalin, denen man die heimliche Aufregung mehr als wünschenswert anmerkte.

Aber das Endresultat war, wie jeder erwartet hatte, die Erklärung Robungs und seine Verlobung mit Ina kurz vor dem Aufbruch der Gesellschaft. Dieselbe wurde nicht offiziell bekannt gegeben, aber das plötzlich strahlende Antlitz der Tante Viktorine, neben welcher Robung gerade stand und auf sie einsprach, verriet es allen.

„Also wirklich? Gott segne Dich, liebes Herz!“ jubelte auch Wilma Luise, als Ina ihr die große Thatsache mit leuchtenden Augen zuflüsterte. „Also wirklich? Und Du bist Dir also jetzt klar geworden?“

„Ja! Er ist so gut und lieb. Er sagte, sein ganzes Leben solle meinem Glück geweiht sein!“ erwiderte die bräutlich schöne Ina.

In des Generals Zimmer sprachen Robung und Inas Vater, während die übrigen Gäste sich empfahlen.

Die Familie blieb noch zu einer Tasse Thee im kleinen Salon der Hausfrau beisammen. Zwei Bräute! Beide hold und liebenswürdig und beide von Glück strahlend. Man konnte Hohenbostel in Wahrheit gratulieren!

Tante Viktorine lehnte ganz schmal und abgespannt, aber mit befriedigten Mienen in der Sofaecke. Sie fühlte sich sehr ermüdet aber auch sehr stolz auf ihr Werk, denn als solches betrachtete sie diese Verlobung und rechnete sich die Überredung Inas, die sie so viel Aufregung gekostet, als hohes Verdienst an, für das sie Anerkennung erwartete. Natürlich ließ sie von diesen Gedanken und Empfindungen nichts verlauten.

„Liebesheiraten! Beides Liebesheiraten! Selbstverständlich!“

Wenn man dem Regierungsrat Robung in das etwas aus dem Groben geschnittene Gesicht sah, dann zweifelte man wahrlich daran nicht, es lag einfach „Seligkeit“ darauf und dieser Glanz spiegelte sich in Inas übermütiger Heiterkeit.

„Gott sei Dank, daß dieses weltgeschichtliche Ereignis sich endlich vollzogen hat! Es warf seinen Schatten gar zu lange voraus! Ich werde zum ersten Mal seit vierzehn Tagen ruhig schlafen!“ plauderte sie und wußte gar nicht, wie sehr sie übertrieb.

Er aber küßte in heißer Dankbarkeit ihre Hand. Gott sei Dank, nun war es ihm zweifellos, daß sie ihn liebte.

„Sie werden wissen, mein Herr Regierungsrat, daß ich meinen lieben Töchtern nichts mitgeben kann —“ hatte der Vater ihm auf seine Werbung geantwortet.

„Sie geben Ihren Schwiegersöhnen das Höchste und Beste, Herr von Hohenbostel!“ war die Antwort des begeisterten Liebhabers gewesen. „Ich bitte nur noch um eins, legen Sie einer baldigsten Verheiratung kein Hindernis in den Weg!“

„Nun, dazu sähe ich in der That auch keinen Grund!“ gab dieser zurück.

Als die ganze Gesellschaft dann im Mondschein nach Hause ging, hatte Robung Ina schon dieselbe Bitte zugeflüstert und diese nichts einzuwenden, sich sobald wie möglich in den Besitz all der herrlichen Dinge gesetzt zu sehen, welche man ihr verheißen.

Sie fühlte auch wirklich am Arm des Verlobten eine sehr hohe glückliche Zufriedenheit. Wenn er ihr mit leidenschaftlichen Worten zuflüsterte, wie sehr er sie liebte und sie fragte, ob sie ihn auch etwas lieb hätte, dann sagte sie fest und überzeugt das ihn beseligende: Ja!

„Wilma Luise, bitte, höre einmal! Wie wäre es, wenn wir an ein und demselben Tage Hochzeit

hielten?“ rief Ina die mit Estinghaus vorangehende Schwester zurück.

Welch herrliche Idee! Estinghaus war begeistert davon. Ja, sie wollten eine Doppelhochzeit machen. Auch Wilma Luise stimmte freudig zu.

Die beiden Paare konnten sich gar nicht trennen. Es war zu nett, so glücklich zu sein! In ihrer Freude duzten sie sich an diesem ersten Abend, und gleich darauf zankten sie sich, welche von den Schwestern zuerst nach Hause gebracht werden sollte. Tante Viktorine entschied den Streit, und Ina jammerte. Nicht mal das erste Glück sollten sie ungetrübt genießen!

„Aber sieh doch die Tante an, wie blaß sie ist!“ bat Wilma Luise.

Das entschied. Morgen war ja auch noch ein Tag. „Und morgen bestimmen wir unsere Hochzeit! In vier Wochen läßt sich eine Aussteuer fix und fertig stellen! Mein gnädigstes Fräulein, Sie setzen Ihrer unvergeßlichen Güte die Krone auf und fahren mit Ina in die Magazine? Mein Juwel soll ganz dem eigenen Geschmack gemäß sich einrichten, und ich werde sehr dankbar sein, wenn Sie mir nur zuweilen erlauben, Sie zu begleiten.“

Wie Rodung die Hände der Stiftsdame küßte, und wie aus jedem Blick und Wort seine ritterliche Verehrung sprach! Es war zu schön! Tante Viktorine sagte weich — und das war volle Wahrheit: Es mache sie glücklich, zu seinem und Inas Glück alles zu thun, was er wünsche.

„Und Du begleitest die Tante und Schwester und kaufst für uns ein!“ wandte sich Estinghaus an Wilma Luise. „Wozu sollten auch wir länger warten?“

„Nein, Schatz, laß mich allein gehen!“ bat sie aber leise. „Tante Viktorine ist immer für das Großartige, und mein Geschmack würde mich leicht verleiten, über unsere Verhältnisse zu gehen. Rodung soll ja ein schwer reicher Mann sein.“

„Nun, aber Du brauchst ja nicht gerade dasselbe zu kaufen!“

Wilma Luise mußte heiter lachen. „Du bist, glaube ich, ein ganz schrecklich harmloser Financier, Hans. Oder Du machst Dir wunderlich falsche Ideen über das, was eine Einrichtung kostet. Mit unserem bißchen Geld müssen wir sehr sparen! Und nun ich's mir überlege, weiß ich auch noch gar nicht, ob wir in der Lage sind, schon jetzt unseren Haushalt zu beginnen? Das ist eine ernste Frage, Hans!“

Zum ersten Mal kam ihm etwas wie eine erschreckende Ahnung. „Ich habe kein Vermögen, nur meinen Gehalt als Regierungsrat,“ sagte er, und sie bemerkte, wie er plötzlich auffallend unruhig aussah.

„Und ich habe meine Zinsen —“ überlegte sie. „Wenn wir sehr, sehr sparsam sind, so mag es ja gehen —“

Estinghaus fühlte sein Herz plötzlich in heftigem Erschrecken zusammenzucken und dann wild schlagen. Alle diese verschiedenen Äußerungen Wilma Luises, die er bis dahin nicht beachtet, fielen ihm plötzlich in ihrer Übereinstimmung wie ein Bleigewicht auf die Seele.

Aber die alte Fritzing ist doch bekanntermaßen eine schwer reiche Frau gewesen? Und hatte er nicht von Reinhagen selbst gehört: „Wilma Luise muß nach Berlin reisen, die Erbschaft von der Großtante zu übernehmen!“

Hatte Wilma Luise etwa den wahnsinnigen Streich gemacht, Ihrem Vater — O, sie war wohl imstande, dem Alten die Hälfte ihres Geldes zuzuwenden! Sicher — so etwas mußte passiert sein.

Ein bitterer Ärger kochte in dem Bräutigam auf. „Gewiß, mein Herz, muß man rechnen, ich bin ganz Deiner Meinung, aber ich bin auch, wie Du schon erkannt hast, ein etwas unpraktischer Mensch, also rechne mir Dein Exempel einmal vor!“ sagte er, fast erstickt vor Aufregung, aber sich klar bewußt, daß sie davon keine Ahnung haben dürfe.

Und nun erfuhr er es. Nicht zehntausend Thaler, auch nicht zehntausend Mark Zinsen hatte Wilma Luise, sondern —

Ein Schwindel überkam ihn, daß er minutenlang nicht wußte, was um ihn vorging. Mechanisch war er weitergeschritten.

Ihr Stillstehen und ihre erschreckte Frage: „Du hast mich für reicher gehalten?“ riß ihn aus diesem Zustande empor.

„Ich habe an Dein Geld überhaupt nicht gedacht!“ rief er mit großer Geistesgegenwart. Fühlst Du denn nicht, daß Du mir eine Beleidigung sagst?“

„O, Hans! Vergieb! Verzeih! Aber sieh doch nur ein, daß ich mich sorgte —“

„Sorge? Die Sorge um unsere Existenz ist an mir.“

„Ja, Hans! Du bist aber wirklich so harmlos in Geldsachen. Du meinst offenbar, für drei Mark könne man die ganze Welt kaufen,“ suchte sie zu scherzen.

Seine Miene erhellte sich nicht. „Ich wüßte nicht, daß ich mir ein so entschiedenes geistiges Armutszeugnis ausgestellt hätte,“ that er beleidigt.

„Lieber, teurer Hans, es war Scherz, verzeih mir!“ bat sie demütig.

Sie sah so lieb und flehend ihn an, und der Mond schien ihr hell in das Gesicht, dessen Ausdruck Estinghaus trotz seines unbeschreiblichen Schreckens und Ärgers doch rührte. Denn er hatte sie wirklich lieb und fühlte dies mit Genugthuung. Gab ihm doch seine Liebe ein Recht, jetzt fest und kühn zu sagen: „Was wir an Geld und Gut nicht haben, das müssen wir einander in unserer Liebe ersetzen.“

Sie kam sich ganz schrecklich taktlos und kleinlich vor und fühlte sich sehr gedemütigt.

So langten sie zu Hause an, als eben ein Haufen junger Leute lachend und schwatzend auch auf den freien Platz bog.

„Gute Nacht, Zeisig! Schlaf wohl, und fern bleibe Dir Kater und Nachtmahr!“ riefen sie einem der Kameraden zu, der sich hier von ihnen trennte und allein auf das eine der Häuser zuschritt.

„Adolf!“ erkannte Wilma Luise den Bruder.

„Ei sieh!“ trat der Primaner ihnen etwas schwankend und sehr lebhaft entgegen: „Da haben

wir Romeo und Julia! Ach, Kinder, die Liebe und der Wein sind doch das Schönste im Leben. Hoch, die Liebe! Ein Manneshertz ohne sie, ist ein Tempel ohne Gottheit! Alle edlen Regungen der Mannesseele sollen von diesem Altar ausgehen —"

„Das Bier war gut, Schwager, scheint es mir," sagte Estinghaus in scharfem Hohn.

Wilma Luise hatte ihn noch nie so sprechen hören.

„Famos, Schwager! Haben riesig getrunken!"

„Famos!" höhnte Estinghaus ihn nachäffend. „Wie steht es denn mit dem Klassenaufsatz?"

„Oho! Klassenaufsatz? Der ist schon abgeliefert, der Alte soll nicht mucksen, wenn wir unsere Pflicht thun!" Es klang so die ganze jünglingshafte Prahlerei aus dem hübschen Burschen.

„Wo habt Ihr denn Euer Lokal? Bist natürlich in einer geheimen Verbindung? Welches sind Eure Farben?"

„Ah, Du hast Verständnis! Bist ein Hauptkerl, Schwager. Natürlich! Wir bohren unserm Alten einen Esel und nehmen uns unser Recht, wenn man's uns nicht freiwillig giebt. Sieh —" Und der bierselige Junge zeigte Estinghaus ein dreifarbiges Band, das er unter dem Hemd auf der Brust trug.

Wilma Luise erschrak bei jedem Wort mehr. Wie oft hatten der Vater und Onkel Reinhagen Adolf gewarnt vor der Teilnahme an diesen verpönten geheimen Verbindungen!

Der Hauptmann und Robung langten jetzt auch mit ihnen vor dem Hause an. Hohenbostel mit der Miene der größten Zufriedenheit. Inas Verlobter hatte diese erste Gelegenheit benutzt, ihm seine Finanzlage, seine Stellung und seine Zukunftshoffnungen zu offenbaren.

Daß Robungs verstorbener Vater ein einfacher Handwerker auf dem Lande gewesen, berührte ihn in diesem Augenblicke nicht. Dem Tischler war eine unerwartete, sehr große Erbschaft zugefallen, und obwohl der brave Mann, so lange er lebte, nie gelernt hatte, die Vorzüge des Reichtums sich selbst zu nutze zu machen, so trug er doch Sorge, seinen Kindern eine ausgezeichnete Erziehung geben zu lassen. Robungs ältere Schwester war schon, bevor der Vater ein reicher Mann wurde, an einen kleinen Landwirt verheiratet, der eine Brennerei mit großem Erfolge betrieb und später in der Gründerzeit das Glück hatte, diese und seinen Grundbesitz an eine Aktiengesellschaft zu höchstem Preise zu verkaufen. So war auch diese Schwester mit ihrer Familie nach Berlin gezogen, und Robung, der offenbar viel Familiensinn hatte, sprach davon, daß er Ina den Seinen zuzuführen wünsche.

Im stillen machte Hohenbostel dazu eine kleine Grimasse — aber neben dem ungeahnten Glücksfall, der seine Ina traf, mußte es wohl kleine Schattenseiten geben. Das Fehlen derselben wäre ja geradezu beängstigend gewesen.

Tante Sinchen war längst zu Hause und empfing die Heimkehrenden mit verwachten müden Augen. Zum zweiten Mal mußten sie und Wilma Luise ihr Nachtlager auf den unbequemen Sofas nehmen. Adolf streckte sich einfach auf den Teppich und steckte sich eine Schlummerrolle unter den Kopf.

„Morgen mieten wir uns eine Chambre garnie, Wilma Luise," flüsterte Tante Sinchen dieser zu, „ich bezahle sie; dies Zigeunerleben ist ja geradezu beschämend für anständige Damen, und wenn ich auch gewohnt bin keine Ansprüche zu machen, wie man mit mir keine Umstände macht, so will ich mich doch nicht auf solche Weise herumstecken."

Wilma Luise fühlte sich müde und nach dem so glücklichen Tage plötzlich, ihr selbst zum Staunen, sehr niedergeschlagen und bedrückt. Estinghaus war verstimmt von ihr gegangen, sie empfand es, ohne daß sie recht wußte, wodurch er dies bewiesen hätte. Dazu kam die Unruhe wegen Adolfs. Geheime Schulverbindungen waren streng verpönt, die Folgen, welche bei der etwaigen Entdeckung auf den Bruder fallen würden, ernst genug. Sollte sie den Vater benachrichtigen?

* * *

Robung hatte, als er der Stiftsdame gute Nacht sagte, diese und später auch Wilma Luise gebeten, daß sie ihren Aufenthalt in Berlin verlängern möchten. Er konnte den Gedanken nicht fassen, Ina so bald missen zu sollen.

Beide waren darauf eingegangen, jetzt sagte Wilma Luise sich: „Dieser Aufschub der Rückreise kostet viel Geld, es wäre besser, dasselbe zu sparen!"

Aber dann wieder hielt sie das Glück, mit Estinghaus zusammen zu sein und ein wenig auch der Reiz des so ungewohnten Großstadtlebens doch fest. In diese Erwägungen hinein kam ihr der tiefe, traumlose Schlaf.

Robung ging unterdes mit Estinghaus Arm in Arm nach Hause. Seine Wohnung lag in der Viktoriastraße; Estinghaus wohnte nicht weit davon.

Des ersteren glückliche Stimmung ließ ihn nicht bemerken, daß ein tiefer Schatten über die des zukünftigen Schwagers gefallen war. Die soeben beschlossene Doppelhochzeit als feststehend annehmend, sprach er von allem, was einen Mann in seiner neuen Bräutigamsstellung beschäftigt.

Estinghaus hatte ihm gefallen, und ein entscheidender Grund dazu war für ihn die Thatsache, daß der „junge Streber", wie ihn der General bezeichnet hatte, doch nicht so sehr Egoist war, um seine Liebe zu Wilma Luise davon beeinflussen zu lassen.

Das sprach dieser jetzt auch deutlich aus. „Ich habe kein Vermögen, und Wilma Luise bekanntlich auch kein nennenswertes. Wir müssen klein anfangen, und ich muß sehen, daß ich meinen Weg lediglich meiner eigenen Arbeit verdanke!"

Auf Robung machten die Worte einen guten Eindruck. Er fühlte sich dem braven Manne, der so dachte und handelte, in höchster Achtung plötzlich näher gerückt. Wie es in dem Herzen des so bitter Enttäuschten aussah, konnte er nicht ahnen.

Estinghaus hatte vor der Hand nur das eine instinktive Verlangen, den erhaltenen Schlag mit

bestem Anstand zu verleugnen und zu tragen, keine Seele wissen zu lassen, wie sehr er sich verrechnet. Das Schlimmste war dabei, sich sagen zu müssen, daß er seinem eigenen leichtsinnigen Optimismus die Enttäuschung verdankte.

Niemand hatte ihn betrogen, nur er sich selber. Gerüchtweise sprach man von der Erbschaft der alten Fritzing, deren großer Reichtum allgemein bekannt war, schon ehe sie gestorben, und nannte ihre Patin Wilma Luise als Erbin. Dann kam die Todesnachricht und einige Tage später jene Bemerkung Reinhagens über Wilma Luises Erbschaft. Wie froh war er gewesen, das Mädchen, dem er seine Gefühle unwillkürlich und zuerst fast unbewußt gezeigt, nun heiraten zu können.

Und daß ihm dies kam, als er eben in großer innerer Unruhe sich mit heimlichem Zagen gestand: Er war schon sehr weit gegangen, um mit Ehren noch abbrechen zu können. Aber ein armes Mädchen zur Frau zu nehmen, das hieß einfach seine ganze Hoffnung auf eine glänzende Laufbahn dran zu geben!

Ja! So entwickelte sich alles, und weil er Wilma Luise liebte, darum war er so glücklich gewesen, als er von der Erbschaft hörte, und so unaussprechlich thöricht, blind daran zu glauben, weil er es wünschte. Jetzt hieß es, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Es war zu schrecklich!

Über diesen inneren Vorgängen ließ er Rodung schwärmen und hörte nur immer, der neue Schwager sprach; aber was derselbe sagte, ging völlig an seinem Verständnis vorüber. Nur zuweilen warf er ein mechanisches „Ja!" — „Ganz Deiner Meinung!" dazwischen.

Fünftes Kapitel.

Drei Tage waren vergangen und der Morgen des vierten angebrochen.

Der Landgerichtsrat saß, durch die Verlobungsfestlichkeiten zurückgehalten, bei seinem späten Morgenkaffee, rauchend und die Zeitungen lesend, in seinem Zimmer im Kaiserhof; Ulrichs hatte ihn eben verlassen, als Hohenbostel ihm gemeldet wurde.

Der Hauptmann sah verstimmt aus, aber Reinhagen gehörte nicht zu den Naturen, die sofort auf derartige „Wetterzeichen" achten. Sie sprachen hin und her, es galt eine Verabredung, denn die Familie wollte wieder einmal gemeinsam dinieren.

Sinchen und Wilma Luise hatten ihre Chambre garnie für eine Woche in der Nähe von Viktorines Hotel gemietet und schon vorgestern bezogen, berichtete Hohenbostel. In seinem Hause habe es gestern eine abscheulich unerquickliche Wühlerei gegeben, die Seidenvorhänge und alle Möbel seien abgeholt und er somit vom Pferd wieder auf den Esel gestiegen.

„Ein Heidengeld kostet der Witz und schließlich bleibt mir nichts davon, als die unangenehme Überzeugung, meinen Millionärsberuf verfehlt —"

„Aber auch Deinen Gästen einen großartigen Eindruck gemacht zu haben!" tröstete Reinhagen sarkastisch lächelnd.

Er kannte seinen Vetter so gut! Jedem derartigen „dummen Streich", den derselbe je gemacht, indem er ihn für „unerläßlich" hielt, war allemal ebenso sicher wie erfolglos der moralische Kater gefolgt.

„Ich wünschte, Rodung bäte mich, bei ihm und Ina zu wohnen! Sie würden mich standesgemäß einrichten, dem reichen Manne macht das nichts aus und mein schöner, alter Name giebt ihm gleich ein Relief. Dergleichen Leute aus den geringeren Ständen lieben das."

„Du irrst Dich aber in Rodung ganz gewaltig, wenn Du ihn mit dem gewöhnlichen Maß messen willst! Ich rate Dir dringend, bleib für Dich. Er scheint mir keineswegs der Mann, mit dem es sich leicht leben ließe, wenn man ihm nicht völlig nachgiebt."

„Ina ist sanft und lenksam," sagte Hohenbostel, seinen Gedanken schon vergessend.

„Nur zu sehr, ich fürchte sogar, sie hat wenig inneren Halt."

„Meiner Schwester Werk!"

„Doch wohl nicht ganz; mehr Naturanlage! Für einen Mann wie Rodung, dem der eiserne Wille aus den Augen blickt, ist sie aber vielleicht gerade die rechte Frau. Doch, was läufst Du denn immer hin und her? Was hast Du?"

„Mir ist was Unangenehmes passiert! Der Mensch, der Reitmeier, will mich verklagen!"

„Wer ist denn das?"

„Der Althändler, von dem ich die Möbel mietete."

„Ja, aber was will er denn? Habt Ihr Streit wegen des Preises? Oder? — Du hast doch bezahlt?"

„Natürlich!"

Der Hauptmann lief wieder hin und her.

„Nun, so sprich! Brauchst Du Geld? Verzeih!"

„Du weißt, daß ich lieber monatelang kein Mittagessen nähme, als daß ich —"

„Ja, ja, lieber Kerl! Das weiß ich! An Deiner Noblesse zweifelt ja niemand, aber es kann doch dem anständigsten Menschen passieren, daß er —"

„Wilma Luise hat das Plus hergegeben."

„So!" machte Reinhagen kurz und rauchte heftig.

„Es war ja ihretwegen!" entschuldigte Hohenbostel sich.

Als der Landgerichtsrat darauf nichts antwortete, begann er nach kurzer Pause: „Es ist eine ganz verwünschte Geschichte! Sage mal, kann ein Mensch mich verklagen, weil ich ihn verdächtigt habe?"

Reinhagen blickte auf. „Du sprichst wohl von Deinem Streit mit dem Möbelvermieter? — Fang von vorn an. Du weißt, ich bin ein wenig schwer von Begriffen —"

„Mit anderen Worten — Du findest mich mal wieder sehr ‚naiv'?"

„Laß doch die Empfindlichkeiten, Hohenbostel! Erzähle, was liegt denn vor?"

„Nun also: Der Junge, der Adolf, wußte, daß ich die Gesellschaft plante, und brav und selbstverleugnend wie er ist, brachte er mir sein Sparkassenbuch." —

„Hm!“ machte Reinhagen. Im stillen dachte er, Adolf sei ein Narr — und doch freute er sich über seinen Schützling.

Hohenbostel fuhr fort: „Ich legte das Buch in meinen Schrank. Vorgestern holte man nun die gemieteten Möbel wieder ab und als ich dann abends ein Billet an Lorneberg schreiben wollte — er hatte mich zum Diner bei Hiller geladen — fällt mir ein, daß Adolf, der in seiner Kammer über den lateinischen Aufsatz saß, das Sparkassenbuch noch nicht zurückerhalten hat. Ich will es nehmen. Das Ding ist nicht da. Ich suche alle Auszüge durch, es ist nirgend. Die Schlüssel sind nicht aus meiner Tasche gekommen. Die ganze Nacht schloß ich kein Auge! Der arme Bursch! er hat fast alle Deine Geschenke auf die Sparkasse getragen!

„Am Morgen mache ich mich auf und gehe zu Reitmeier, erzähle ihm die Geschichte und frage, ob seine Leute ehrlich seien.

„Na, da kam's denn heraus! Er könne nicht jedem tüchtigen Arbeiter ins Konduitenbuch sehen! Der Reicher habe allerdings schon wegen Diebstahls gesessen. Ich lasse mir den Reicher rufen und frage ihn — der Kerl wird saugrob — der Reitmeier mischt sich ein, redet unverschämt anzüglich von Phantasiesparkassenbüchern — kurz, das Ende vom Lied ist, daß ich mit dem schauderhaftesten Ärger abziehe und —“

„Nun, weiter!“

„Er wird mich verklagen wegen Beleidigung. Er hat in Reicher einen Zeugen, ich nicht. Ich bin einfach zum Polizeibureau gegangen und habe den Diebstahl gemeldet. Der Herr, der mich da empfing, meinte, meine Annahme scheine durchaus gerechtfertigt durch die Antecedenzien des Reicher — der Möbelvermieter Reitmeier sei auch nicht zweifelsohne; indes gegen diesen, der wegen Hehlerei schon in Untersuchungshaft saß, nie etwas bewiesen.“

„Weiß Adolf um die Geschichte?“

„Noch nicht. Er war nicht da, als ich es ihm sagen wollte. Hat ein griechisches Lesekränzchen, seine einzige Zerstreuung. Ich weiß auch, der arme Kerl hat zu dem bevorstehenden Examen seine geistige Ruhe nötig, und wollt es ihm lieber nicht sagen.“

„Er gefällt mir nicht diese Zeit. Es ist etwas Großspuriges an ihm, ein Gethue, als ob er nicht ein grüner Bursch, sondern ein voller Mann wäre.“

„Das ist jetzt so die Art! Sie meinen sich alle schon Respektspersonen, die jungen Herren. Nachher, wenn der Drill kommt, wird ihnen das aus- und Subordination eingetrieben.“

„Freilich! Junger Most! Der Direktor ist überdies seines Lobes voll,“ sagte Reinhagen lächelnd.

Dann gingen sie zusammen spazieren. Der Landgerichtsrat sprach von seiner nahe bevorstehenden Rückreise. Er sehne sich nach seiner eigenen Häuslichkeit und doch sei es ihm darin jetzt oft gar zu einsam.

Auf der Straße begegnete Ulrichs ihnen. „Ich hoffe, Herr Hauptmann, Ihr Sohn ist nicht in die Geschichte verwickelt?“ fragte er sofort. Er sah besorgt aus.

„In welche Geschichte?“ riefen beide Männer.

„Sie wissen es also noch nicht? Ich erfahre es eben durch einen Bekannten, dessen Sohn dabei kompromittiert ist.“

„Aber was denn? Was?“

„Man hat am Gymnasium eine geheime Schülerverbindung entdeckt. Es sollte mir leid thun, wenn Ihr Sohn —“

„Adolf? Nein!“ erwiderte sehr ruhig Hohenbostel, „Adolf ist oft gewarnt.“

„Diese Burschen! Ich sage es ja! So großspurig, wie sie unreif sind!“ schalt Reinhagen. „Der Teufel soll den Jungen holen, wenn er seine Nase dazwischen gesteckt hat. Erst vor einem halben Jahr haben sie die Geschichte an dem Rudolfinum gehabt, damals hab ich mit ihm darüber gründlich geredet.“

„Kannst ganz ruhig sein, ich habe ihn ja immer unter Augen. Wenn ich von meinem Klub nach Hause komme, dann sitzt er bei der Lampe und arbeitet, daß ihm der Kopf raucht, oder es ist dunkel bei ihm und er schläft den Schlaf der Gerechten.“

Hohenbostels Überzeugtheit hob jedes Bedenken der beiden Männer. Sie sprachen von anderen Dingen. Übrigens brachte schon die Morgenzeitung eine Andeutung des Vorgefallenen, sie hatten die kurze Notiz nur übersehen.

Ein Wagen fuhr an ihnen vorüber, es saßen drei Damen darin, Tante Sinchen, Wilma Luise und Ina. Sie ließen halten und begrüßten sich mit den Herren. Reinhagen bemerkte mit geheimer Unruhe, daß Ulrichs wieder blaß wurde.

Die jungen Mädchen erzählten flüchtig, daß die Stiftsdame sich heute zu angegriffen fühle — sie waren anscheinend höchst vergnügt, der strengen Regierung Viktorines einmal entschlüpft zu sein. Jetzt standen sie im Begriff, unter Sinchens „sogenanntem Schutz“, wie Ina übermütig neckte, Vorhänge und Teppiche zu besichtigen, respektive zu kaufen.

„Papa, Du solltest mitgehen! Du kennst das alles so gut!“ bat sie.

In der That, wenn einer die Einzelheiten einer eleganten Einrichtung und Lebensweise verstand, so war es Hohenbostel. Er fühlte sich durch diese Anerkennung geschmeichelt; der Gedanke, mit seiner Tochter großartige Einkäufe machen zu sollen, lockte ihn.

„Ich wollte eigentlich mit Onkel Reinhagen spazieren gehen,“ zögerte er, Verlangen in jeder Miene.

„Ich dispensiere Dich!“ lachte der Landgerichtsrat und fragte Wilma Luise dann: „Kaufst Du auch ein? Ist es Euer Ernst, daß Ihr auch schon heiraten wollt?“

„Nein, Onkel, ich hoffe nicht,“ sagte sie tief errötend. Und dann beantwortete sie die fragend auf sie gerichteten Blicke: „Estinghaus wird es bei näherem Nachdenken einsehen, daß wir besser thun, noch zu warten.“

„Sehr richtig, Kleine! Ganz meine Ansicht!“ lobte Reinhagen. Und dann fragte er noch, als schon Hohenbostel mit stolzem Lächeln im Wagen saß und dem Kutscher das Zeichen zur Abfahrt gab: „Ich reise übermorgen heim, Wilma Luise, willst Du mitkommen?“

„Tante Dellinghof schrieb mir heute, sie entbehre mich, das ganze Offizierkorps kommt zum Diner. Ich weiß nur nicht, ob Estinghaus —“

„Wilma Luise ist schon jetzt ganz abhängig von ihres Teuren Wunsch und Willen,“ spottete Ina. „Ich mache es anders; ich richte es mir so ein, daß das Wünschen und Wollen an mir ist!“

So war es. Rodung, der kalte, nüchterne Beamte, mit dem soldatischen kurzen Befehlstone, war weich wie Wachs, Ina gegenüber. Alle wußten das schon und lachten jetzt. Sie sah zu reizend aus in ihrem stolzen Glück. Das Joch, das sie getragen und unter dem sie so schwer geseufzt, war von ihr genommen, nun schnellte ihre immer unterdrückte natürliche Fröhlichkeit um so höher empor.

* * *

Es war gegen zehn Uhr abends. Ein heftiger Regen machte die Straße einsam und hatte die Damen, die sehr ermüdet zu Tante Viktorine heimgekehrt waren, im Hause gehalten.

Plaudernd und berichtend, ganze Ballen von Proben aller Art vor ihr ausbreitend, saßen sie um die Chaiselongue her, auf welcher die Stiftsdame ruhte. Diese fühlte sich, wenn sie aufrichtig sein wollte, wieder ganz wohl, aber sie fand sich in der Rolle der „kranken Prinzeß“ zu behaglich, um sie aufzugeben.

So gut war es der armen Stiftsdame noch nie geworden. Rodung erwies ihr eine wahrhaft rührende Verehrung! Der, reiche Trinkgelder an die Hotelbediensteten spendende Bräutigam, sicherte den Damen damit schon allein eine ganz besonders respektierte Stellung; man sah schnell, daß über sehr viel Geld verfügt wurde, was die Achtung noch wesentlich erhöhte, und alle nie zu ihrem Recht gekommenen Neigungen Viktorines, die große Dame zu spielen, fanden jetzt vollen Spielraum.

Mit der Miene und dem Geschick einer geborenen Fürstin ließ sie sich bedienen, machte sie ihre Nichten und Tante Sinchen zu ihrem Hofstaat und lächelte huldvoll nach allen Seiten, denn ihr wurde auf Rodungs Wunsch jede zweifelhafte Frage zur Entscheidung vorgelegt. Sie glich auch darin ihrem Bruder sehr, daß sie, ohne je in persönliche Berührung mit großem äußerem Glanz gekommen zu sein, doch ein merkwürdig feines Verständnis für alles hatte, was Mode, Eleganz, Chic bedeutet.

Hohenbostel war zu dem Diner bei Hiller gefahren, die Damen saßen also jetzt allein und gaben sich mit voller Muße ihren Beratungen hin, als der Zimmerkellner klopfte und ihnen eine Karte brachte. Der Herr wünsche dringend Fräulein Wilma Luise zu sprechen.

„Onkel Reinhagen? So spät? Was kann er wollen?“ rief diese, die Karte in Empfang nehmend, und ein wenig enttäuscht, da sie gehofft hatte, es sei Estinghaus, den sie den Tag über nicht gesehen.

„Ich habe Dienst,“ ließ er sie in einem kurzen Briefchen wissen.

„Habt Ihr eine Idee, wo Adolf steckt? Ich dachte ihn bei Euch zu finden,“ fragte der Landgerichtsrat, ohne viel Umstände zu machen. Er sah aufgeregt aus.

Nein! Keine der Damen sah ihn tagsüber. Sie blieben auch völlig harmlos, denn der Hauptmann hatte in dem Vergnügen, die Ausstattung seiner Tochter als reicher Vater einzukaufen, kein Wort von dem Verlust des Sparkassenbuchs gesagt und an die „Schulaffaire“ nicht einmal gedacht.

„Ich möchte Dich bitten, mich zu begleiten, Wilma Luise. Eigentlich wollt ich Adolf mitnehmen, aber da er nicht zu finden ist —“

„Aber, Reinhagen, was wollen Sie so spät noch mit Wilma Luise beginnen?“ protestierte Sinchen.

„Ich bringe sie in einer Stunde heil und ganz wieder,“ sagte er kurz und barsch und winkte Wilma Luise, rasch zu machen. Jetzt hatte er auch glücklich einen Vorwand gefunden: „Mein Freund Eicheling ist mit Tochter und Sohn in der Stadt, sie sind fremd und Wilma Luise soll der Baronesse ein wenig Gesellschaft leisten. Sie erwarten uns bei Poppenberg.“

Zwei Minuten später waren sie draußen. Eine Droschke hielt vor dem Hotel, sie stiegen ein.

„Du hast natürlich kein Wort geglaubt von dem, was ich sagte?“ fragte Reinhagen das junge Mädchen.

„Onkel! Es betrifft Adolf?“ lautete die zitternde Gegenfrage.

„Ja! Die Geschichte steht schon in allen Zeitungen! Man hat zwei von den Jungen verhaftet, Adolf und sein Intimus Hollbach sind nicht aufzufinden.“

Und nun erfuhr sie es. Diebstahl! Einfach Diebstahl! Die geheime Verbindung war aufgehoben worden, man fand das Lokal derselben in auffallend eleganter Weise dekoriert und mit allerlei Schmuck versehen, welcher demselben ein festliches Aussehen gab; man fand Wein und Biervorräte —

Hollbach und jene beiden anderen hatten das Lokal gemietet und ausgeschmückt; — woher die Mittel dazu gekommen, war schnell herausgefunden — ein schrecklicher Skandal stand bevor.

Leichenblaß berichtete der Landgerichtsrat, und ebenso geisterbleich hörte Wilma Luise ihm zu.

Reinhagen war durch Ulrichs benachrichtigt; er hielt es für das beste, Hohenbostel nichts wissen zu lassen; er als dritter konnte eher eingreifen! Aber wie? Was thun?

Sie fuhren nach Hohenbostels Wohnung und ließen sich dieselbe vom Hauswirt öffnen. Das Mädchen desselben, das zufällig dazu kam, hatte den jungen Herrn früh morgens mit dem anderen jungen Herrn, der ihn öfter besuchte, sein Handköfferchen tragend, die Wohnung verlassen sehen. Der Herr Hauptmann aber habe ihr gesagt, er werde vor Mitternacht heute nicht heimkehren, sie brauche ihm sein Theewasser nicht bereit zu halten.

Schweigend betraten sie die Zimmer. Erst als sie allein waren durfte Wilma Luise aufschluchzen: „Er ist fort! Er ist entflohen! Ich hatte ihn gestern noch gewarnt!“

So erfuhr Reinhagen, daß Adolf neulich selbst im halben Rausch geplaudert.

Wilma Luise hatte ihm gestern schwere Vorwürfe

gemacht und er sie auf sein Ehrenwort versichert, er habe zum ersten Mal an der „Kneiperei“ teilgenommen und bis vor wenig Tagen nichts von der Existenz dieser geheimen Verbindung gewußt, deren Mitglied er allerdings jetzt geworden.

Der Landgerichtsrat schalt nicht und klagte auch nicht. Er sah nur plötzlich viel älter und grauer aus. Adolf war dem alten Junggesellen lieb wie ein eigener Sohn geworden, und daß Reinhagens Herz sehr an ihm hing, hatte man nie so gesehen, wie Wilma Luise heute.

Sie durchsuchten seine kleine Kammer. Das Mädchen hatte dieselbe aufgeräumt wie jeden Tag; die Kommodenschubladen zeigten indes große Unordnung. Ein Fehlen von Wäsche konnte Wilma Luise, die dem Leben des Bruders und Vaters seit Jahren so fern stand, nicht konstatieren.

Ein Zettelchen fanden sie zwischen den Schreibheften und Büchern auf dem Tische. Es war nicht von Adolfs Hand, ohne Adresse und lautete: „Seid barmherzig und vergebt mir, das Geld erhaltet Ihr durch Postanweisung zurück.“

Dann fanden sie unter dem Löschtuch auch ein beschriebenes Couvert, dessen Adresse an den Gerichtspräsidenten von Hollbach lautete. Und mitten in ihr Suchen hinein schrie Wilma Luise laut auf und sah mit geisterhaften Blicken nach der Thür. Da stand ja Adolf! Da war er! Aber wie sah er aus? Sie wußte nicht, sollte sie sich freuen oder zittern?

Reinhagen ging es ebenso. Aber der faßte sich sofort und trat mit äußerer Ruhe dem todblassen jungen Manne entgegen.

„Komm!“ sagte er nur, schob Adolf beiseite und verriegelte die Thür. „Du bist also nicht flüchtig?“ fragte er dann, anscheinend immer noch ruhig.

„Ihr glaubtet das?“ rief der Primaner, und sie bemerkten, seine Hand, mit der er über die Stirne fuhr, bebte fieberhaft. Er sah völlig verändert aus, die Spuren höchster Aufregung und Erschöpfung waren nicht zu verkennen.

Wilma Luises angstvolle Blicke schienen ihm tiefen Eindruck zu machen. Sie konnte nicht reden, des Landgerichtsrats strenger Ernst hätte das auch nicht zugelassen.

„Allerdings glaubten wir das, nachdem das Mädchen des Hauswirts Dich mit Deinem Handkoffer früh fortgehen sah. Wer war bei Dir?“

„Niemand.“

„Das ist nicht wahr, einer Deiner Freunde begleitete Dich.“

„Hollbach!“

„So stammt von ihm also wohl der Zettel, der auf Deinem Tische liegt?“

Ein Schreckensruf war Adolfs einzige Antwort. Er stürzte, die Lampe vom Tische reißend, in die Kammer, wo er sofort das Billet fand.

„Er wollte es in den Postkasten werfen,“ hörten sie ihn murmeln. „Er hat es vergessen! Großer Gott!“

„Jetzt sprich die Wahrheit! Erkläre Dich! Du weißt, welcher Schurkerei man die Mitglieder Eurer Verbindung anklagt!“ forderte, hinter ihm eintretend, Reinhagen.

Wilma Luise blieb im Dunkeln, aber die Gestalten des Mannes und des Jünglings hoben sich in dem hellen Lichtschein deutlich ab.

„Ich bitte Dich, Onkel, frage nicht, ich muß Dir jede Antwort verweigern,“ sagte zitternd, aber mit Festigkeit der Primaner.

„Du willst nicht antworten, wenn ich Dich frage: Bist Du auch einer dieser Schufte? Dieser gemeinen Diebe?“

„Das solltest Du nicht erst fragen brauchen. Ich bin es nicht! Aber ich sage kein Wort weiter.“

„Der Hehler ist nicht besser als der Stehler!“ donnerte Reinhagen, den die Selbstbeherrschung schon verließ.

Ein erschreckter Aufblick Adolfs war die einzige Antwort, Wilma Luise sah, an diese Auffassung hatte ihr Bruder noch nicht gedacht.

Aber er blieb stumm. Vergebens fragte, zürnte und schalt Reinhagen, vergebens überredete er, stellte er seine Kombinationen auf.

Das offene, jugendlich frische Antlitz seines Großneffen war völlig verändert seit gestern und ebenso das offene, warmherzige Wesen. Stumm und finster blickte der sonst so fröhliche Jüngling darein, ein Zug eigensinniger Energie mischte sich mit dem Ausdruck der Qual; er versuchte vergeblich sein Zittern zu beherrschen.

„Und wenn Du unschuldig wärest wie ein neugeborenes Kind, sprichst Du nicht, Du unreifer, wahnsinniger Thor, so heißt es: Mitgefangen, mitgehangen! Deine eigene Ehre nicht allein brandmarkst Du für das ganze Leben, auch die Deiner Schwestern, Deines Vaters, unser aller!“

Da brach der unglückliche Junge zusammen. Er schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte bitterlich.

„Er hat es nicht gethan! Er ist gut und ehrlich, Onkel Reinhagen,“ hatte Wilma Luise gerufen, und Adolf ihr einen dankbaren Blick zugeworfen, der sie mehr überzeugte, als alle Gegenbeweise vermocht hätten. Aber auch jetzt sprach der Unglückliche kein Wort.

Reinhagen lief wie ein gereizter Löwe auf und ab. „Ich kenne diese Jungen. Mit ihren falschen Begriffen von Ehre und Kameradschaftlichkeit stürzen sie sich und andere ins Verderben!“ rief er wütend und dann zu Adolf tretend: „Gestehe das wenigstens, Du hast Dein Wort verpfändet!“

„Ja! Darum peinige mich nicht länger!“ schrie der arme Bursche außer sich auf.

Es half also nichts, noch mit ihm zu verhandeln. „Du scheinst entschlossen das ganze Gewicht der Schande Deiner Kameraden mit auf Dich zu nehmen?“ fragte bitter der Landgerichtsrat.

„Das werden sie nicht zulassen.“

„Als ob Kerls, die stehlen, noch Ehre hätten!“

Eine lebhafte Unruhe malte sich auf Adolfs Gesicht, aber er schwieg wieder. So verließen sie ihn, nachdem Reinhagen noch vorher gesagt: „Ich kann viel verzeihen! Niedrigkeit und Gemeinheit traue ich

Dir bis jetzt so wenig zu, wie eine Schurkerei, auch begreife ich, daß ein junger Bursch wie Du auf falsche Wege und Begriffe geraten kann. Aber er soll den rechten Weg und die rechte Ehre wieder zu finden wissen, das bedenke bis morgen früh! Dann erwarte ich Dein offenes Geständnis."

Wilma Luise trat dann zuletzt auch noch zu dem Bruder: „Adolf, die Wahrheit über alles, koste es was es wolle!" sagte sie beschwörend.

Er antwortete nicht. Der eigensinnige Wille stand schärfer als je auf seinem Gesicht.

Sechstes Kapitel.

Der Hauptmann von Hohenbostel war in der Regel ein Frühaufsteher. Bei seinen gleichmäßigen Gewohnheiten aber bezeichnete jede der selten vorkommenden Extravaganzen auch eine Überschreitung seiner Tagesordnung und so kam es denn, daß er am andern Morgen um halb neun noch im Bett lag, als ihm vom Hauswirt in eigener Person ein Polizeioffiziant gemeldet wurde, der ihn eiligst zu sprechen verlange. Drei Minuten später ließ er denselben eintreten.

„Haben Sie den Dieb, Herr Inspektor?" rief er dem mit Amtsmiene näher tretenden Beamten zu.

„Noch nicht, Herr Hauptmann, und hoffentlich hängt meine Meldung nicht mit demselben zusammen."

„Hoffentlich? Was giebt es denn?"

Inzwischen hörte Hohenbostel in der Kammer nebenan ein eiliges Geräusch; Adolf hatte offenbar auch die Zeit verschlafen und zog sich hastig an. Aber es war ja Sonntag, er versäumte nichts.

„Ich habe unter Bezugnahme auf die Vorgänge am Gymnasium zu berichten," sagte der Polizist zögernd.

„Am Gymnasium? Was für Vorgänge?"

„Sie scheinen mit Ihrem Verlust zusammenzuhängen, Herr Hauptmann."

Adolf trat bleich und abgespannt ein, stutzte aber und wollte sich wieder zurückziehen. Er hatte gemeint, Reinhagens Stimme zu hören.

„Komm herein, mein Junge!" hielt Hohenbostel seinen Sohn zurück. „Wissen mußt Du's doch! Ich habe mir nämlich Dein Sparkassenbuch stehlen lassen, der Herr Polizeiinspektor bringt mir Nachricht."

„Mein Sparkassenbuch? Das habe ich selbst ja zurückgenommen!"

Hohenbostel blickte den aufgeregt aussehenden Sohn, dessen Augen gar nicht den gewohnten Ausdruck trugen, erstaunt an.

„Die Leute holten den Schrank ab; ich hatte gesehen, daß Du das Buch hineingelegt, dachte glücklicherweise daran und nahm es heraus, da der Schlüssel steckte," erklärte dieser.

„Aber, Teufelsjunge, warum sagtest Du das nicht? Ich habe mich schön geängstigt."

„Du warst nicht da, Papa!"

„Und gestern? Wo hast Du gestern den ganzen Tag gesteckt? Freilich, ich war ja auch vom Frühstück weggegangen und kam erst gegen zwei Uhr nachts nach Hause. Sie sehen, mein Herr, hier hat nur ein Irrtum vorgelegen."

„Das scheint so, Herr Hauptmann," lautete die Antwort des Polizeimannes, aber sein Blick ging mit fragendem Ausdruck vom Vater zum Sohn und wieder zurück. Er glaubte offenbar, man spiele ihm eine Komödie. „Dann ist mein weiterer Auftrag hiermit wohl von selbst hinfällig und ich kann mich empfehlen?" setzte er zögernd hinzu.

„Weiterer Auftrag?" fragte Hohenbostel, der neugieriger Natur war. „Du, Adolf, hör mal zu! Was ist denn am Gymnasium passiert, mein Herr? Mein Sohn besucht dasselbe auch."

„Der Herr ist Primaner?"

„Allerdings!" sagte Hohenbostel, während sein Sohn die Farbe wechselte und seine Hand sich schwer auf den Tisch stützte.

„Dann wird der junge Herr wohl schon wissen, daß man eine geheime Verbindung aufgehoben?"

„Sakrament! Du steckst doch nicht dazwischen?" fuhr der Vater erschreckt herum.

„Doch, Papa!" gab er kleinlaut zur Antwort.

„Nun, und was giebt es noch?" schrie der Hauptmann in hellem Zorn.

„O, das wird den Herrn Sohn nicht weiter angehen. Einige der jungen Leute sind verhaftet; man hat in dem Lokal einen ganz raffinierten Luxus gefunden und nicht jeder der Herren Schüler verfügt über ein Sparkassenbuch."

„Was wollen Sie damit sagen?" richtete Hohenbostel sich hoch auf.

„Zwei haben schon bekannt, daß sie viele Sachen unter falschen Namen auf Borg gekauft und ihre Väter auch noch bestohlen haben; man erzählte, zwei seien flüchtig geworden — aber —"

Der Polizist schwieg und sah Adolf an; sein Blick machte jedes weitere Wort überflüssig.

„Und der eine wärst Du?" schrie der Hauptmann.

„Daß ich es nicht bin, siehst Du ja, Vater!" suchte der Primaner ruhig zu antworten.

Aber der Alte ließ ihn kaum dazu kommen. Mit ganz verzerrtem Gesicht und Augen, in welchen sich Entsetzen und Wut malte, war er auf den Sohn zugesprungen und schüttelte den größeren, aber noch zu schlanken jungen Menschen, als ob er ein kleines Kind in den Fäusten hätte.

„Bursch! Elender! Du? Du bringst die Schande über Deinen Vater? Arm war ich, aber den Kopf durfte ich hoch tragen, und nun kommst Du —"

„Vater! Vater, besinne Dich!" schrie Adolf zurückspringend und mehrere Schritte von dem Vater eine Verteidigungshaltung annehmend.

„Herr Hauptmann wollen sich einstweilen beruhigen," trat der Polizeibeamte dazwischen.

„Beruhigen? Beruhigen? Barmherziger Gott!" stöhnte wankend der Hauptmann.

„Vater — ich schwöre Dir —"

In diese Scene trat, ohne anzuklopfen, der Landgerichtsrat. Sein Aussehen zeigte genugsam, — er hatte weder geschlafen, noch irgendwelche Hoffnung.

Wilma Luises Bericht hatte ihn plötzlich an die Geschichte von dem Verlust des Sparkassenbuchs erinnert, welche Hohenbostel erzählt. Aus Rücksicht für die ganz zerschlagene Schwester, hatte er gestern abend geschwiegen; jetzt überlief es ihn eiskalt.

Derselbe Mann, dessen Richteramt ihn tausendmal mit der Wirksamkeit der Polizei in Berührung gebracht, verlor fast die Haltung, als er den Polizisten hier fand, in seiner eigenen Familie amtlich einschreitend. Reinhagen nannte und legitimierte sich; die Haltung des Beamten war die respektvollste ihm gegenüber, änderte sich aber in nichts. Ruhig und beobachtend hielt er sich einstweilen in bescheidensten Grenzen. Er mochte doch Mitleid fühlen mit diesem Vater, der wortlos und vernichtet mit bebenden Lippen auf einen Stuhl gesunken war und wie in einen Abgrund starrte.

„Wie dürft Ihr mich verdächtigen?" rief unterdes der Primaner. „Meine eigenen Ersparnisse habe ich eingezogen, und das war mein Recht!"

„Eingezogen?" fragte Reinhagen.

Es gab ein Hin und Her von aufgeregten Erklärungen. Reinhagen schlug, außer sich vor Ärger, mit der Faust auf den Tisch: „Was sprichst Du denn, Hohenbostel? Was fragst Du den Jungen nicht erst? Sein Eigentum hat er an sich genommen; Du hättest es in dem fremden Schrank wegtragen lassen!"

Ein Teil der Thatsachen klärte sich auf. Aber ein anderer blieb dunkel; Adolf hatte seine Ersparnisse von der Bank geholt; wozu er dieselben verwendet, wollte er nicht gestehen. Er sei völlig unbeteiligt an der Einrichtung des Lokals. Auch als Reinhagen ihn fragte, ob er das Geld etwa seinem Schulkameraden Hollbach gegeben, verweigerte er jede Antwort.

Es war nichts mit ihm zu machen. Mit der unglücklichsten Miene und gesenktem Kopf stand er in verbissenem Schweigen da und keine Bitten, Drohungen, Vorstellungen fruchteten.

Reinhagen hatte den Polizeibeamten fortgeschickt. Dessen Wirksamkeit war hier zunächst beendet. Jetzt blieb nur noch eins.

Er ließ eine Droschke holen. Eben stand er im Begriff, mit Adolf und Hohenbostel zu dem Präsidenten Hollbach zu fahren, als Estinghaus kam. Auch er hatte gestern abend in der Zeitung die Notiz von der geheimen Verbindung gelesen und beim Morgenkaffee in einem Parteiblatt die weiteren schlimmen Andeutungen und Verdächtigungen.

Es gab ihm nichts zu verschweigen. Reinhagen sah mit auflodernder Wut denselben ungläubigen Blick in den Augen des Bräutigams seiner geliebten Wilma Luise, welchen er in denen des Polizisten gesehen, als sich die Sparkassenbuchgeschichte aufklärte.

„Ich bin in der angenehmen Lage, von jedem meiner Kollegen gefragt zu werden: ‚Ist der junge Hohenbostel ein Verwandter Ihrer Braut?'" sagte Estinghaus in beißendem, beleidigtem Tone und es klang fast, als hielte er sich für die einzige bemitleidenswerte Person in dieser Angelegenheit.

Ein Schauer überlief den jungen Schwager. Aus seinen Augen brach ein Blick voll Haß und wehrloser Verzweiflung.

Auch Reinhagen ärgerte der Ton auf das höchste. „Ich bedauere Sie sehr!" sagte er scharf. Hohenbostel hatte keine Antwort, er schien völlig geknickt.

Wie bewußtlos ließ er sich in die Droschke schieben; Estinghaus sah dem Wagen mit einem Ausdruck hilflosen Grimmes nach. O, und daß er niemanden anklagen konnte, ihn in diese abscheuliche Sackgasse getrieben zu haben. Grüngelb vor Verdruß ging er zu Wilma Luise. — —

Beim Präsidenten von Hollbach wurden die Herren sofort vorgelassen. Sie fanden den alten Herrn sehr bleich, aber in seiner bekannten würdevollen Zurückhaltung.

„Wir vermissen meinen jüngsten Sohn, können Sie mir Nachricht geben?" trat er ihnen gebeugt von Kummer entgegen.

Reinhagen nahm das Wort. Das Billet ohne Unterschrift erkannte der Vater sofort als von der Hand seines Sohnes an.

„Sagen Sie mir wenigstens, lebt er?" wandte er sich an Adolf, den er sehr gut kannte.

Der Unglückliche biß sich die Lippen blutig, aber er schwieg auch jetzt. Vergebens war auch jedes Wort, jede Bitte, die er an den Freund seines Wilhelm richtete.

Reinhagens Meinung, der junge Mann lebe, sei aber flüchtig geworden, wurde unterstützt durch die Thatsache, daß Wilhelm von Hollbach und Adolf gemeinsam fortgegangen, daß letzterer einen Handkoffer getragen, den er nicht wieder mitgebracht.

„Ich bitte für einen Moment um Entschuldigung, meine Herren," sagte der Präsident. „Die Frauen sind in solchen Dingen oft sehr unlogisch und meine arme Frau ringt auf den Knien mit der Unmöglichkeit, den Unglücklichen tot zu wünschen. Diese Nachricht tröstet die Ärmste vielleicht. Sie meint, er könne ja im Lauf der Jahre —"

Die Sprache versagte ihm. Er ging hinaus. Sie verstanden ihn, auch ohne weitere Worte.

Adolf von Hohenbostels Fassung brach zusammen. Vergeblich bemühte er sich das Schluchzen zu unterdrücken.

Da öffnete sich plötzlich die Thür und die Präsidentin stürzte herein. „Adolf, Adolf! Sage mir nur, daß er lebt! Gott ist gnädig, Wilhelm kann unmöglich in Schande untergehen!" rief sie dem Primaner zu, und dann hielten beide sich umschlungen und weinten laut.

Offenbar hatte Hollbach seine Frau nicht zurückhalten können. Jetzt stand er kopfschüttelnd und unendlich kummervoll in der Thür und sah auf das Paar. Wie oft hatten sein Wilhelm und Adolf bei der guten, liebevollen Dame gesessen und wie oft der letztere den Freund beneidet um das Glück, eine solche Mutter zu haben.

„Meines Erachtens, meine Herren, hat Adolf keine weitere Schuld auf sich geladen," sagte er dann zu Reinhagen und Hohenbostel, „als daß er sich überreden ließ, an der Verbindung teilzunehmen, nachdem dieselbe schon gegründet und das Lokal eingerichtet war.

Meines Sohnes Schuld besteht darin, daß er nicht nur seines Vaters Weinkeller geplündert, sondern auch auf meinen Namen Geld geborgt hat. Eine gestern angekommene, mir zuerst ganz rätselhafte, auf der Post eingezahlte Summe, soll dieses Geld erstatten, das sagt mir jenes Billet. Daß Adolf sein Sparkassenbuch zur Bank trug und die ganze Summe aufnahm, ist erwiesen, er hat dies Geld also hergeben und Wilhelms Ehre so zu retten gesucht; er hat ihm auch zur Flucht verholfen."

Die Präsidentin und Adolf, sich noch immer umschlungen haltend, blickten starr wie beide Männer auf den Sprecher. In Adolfs Gesicht verriet sich ihm unbewußt ein naiver Schrecken über den Scharfsinn, der so alles enthüllte. Er bedachte nicht, daß diese vermeintlich so schlau ins Werk gesetzte Rettung eigentlich unglaublich einfach und kindlich erschien.

Hohenbostel — um Jahre gealtert aussehend — erhob sich und trat, Hoffnung in jeder Miene, vor den Sohn. „Du hast gehört? Ist das wahr, was der Herr Präsident sagt?"

„Vater! Frage nicht! Ich gab Wilhelm mein Ehrenwort!" rief der junge Mensch mit einem letzten Versuch, seine Festigkeit zu bewahren. Und dann ermannte er sich plötzlich und schrie auf: „Schlagt mich tot; thut mit mir, was Ihr wollt, ich verrate nichts!"

„Laßt ihn!" trat Reinhagen dazwischen.

„Fahren Sie zum Direktor der Schule, Herr Landgerichtsrat!" rief Hollbach.

Für ihn und seinen unglücklichen Sohn gab es nichts mehr zu verlieren.

Als sie gehen wollten, beugte sich der jetzt unbeschreiblich ermattet aussehende Primaner an das Ohr der Mutter: „Seien Sie ohne Sorge, gnädige Frau. Wilhelm wird dereinst als braver Mann wiederkommen."

Und sie schluchzte und küßte und segnete ihn; es war eine Scene, welcher selbst die Kraft der Männer nicht stand hielt.

* * *

Zwei Tage später hatten der Landgerichtsrat Reinhagen und Fräulein Wilma Luise das „moderne Babel" verlassen, beide still und bedrückt und doch jedes bemüht, dem andern diese Stimmung zu verbergen.

Welche Gemütsbewegungen drängten sich in diesen zwei Tagen zusammen! Zwar, Ende gut, alles gut! sagt man; wenn aber eine Menschenseele von Angst und Schmerz, Sorge und Leid ganz ermattet ist, richtet auch das gute Ende sie nicht sofort wieder auf. Und ist einmal ein Glas oder Glück durch harten Stoß gesprungen, bleibt der Riß und keine Sorgfalt und Liebe schafft ihn hinweg.

So war es mit Adolfs Glück und Ruh und dem Glück seiner Schwester. Wilma Luise wußte es mit größter Bestimmtheit, es blieb ein Riß darin. Wohl hatte man schließlich endgültig festgestellt, daß Adolf von Hohenbostels Name irrtümlich in die „böse Geschichte" hineingezogen war, deren weiterer Verlauf plötzlich der näheren Kunde des Publikums entzogen wurde; aber genannt war sein Name einmal in der Sache und eine berichtigende Zeitungsnotiz verschwand zwischen anderen Lokalnachrichten, interessierte auch nur die Seinen.

Drei Tage nachher war die ganze Geschichte schon vergessen, außer von den Beteiligten und deren Angehörigen. Gelegentlich erzählte man sich wohl in dem Gesellschaftskreise der Schüler von dem Leid der vornehmen Beamtenfamilie und zuckte die Achseln dazu. Über die Gefallenen hin schritten gleichgültig die Menschen, bis sie etwa ein ähnliches Unglück traf. Dann — dann wußten sie es plötzlich zu erkennen.

Reinhagens Wort von dem „Hehler" war zudem nicht ungesprochen zu machen. Der sonst so oberflächliche Hohenbostel hatte es aufgefangen wie ein schlimmes Samenkorn und über Nacht hatte dasselbe sich zu einer sein ganzes Herz und Wesen umstrickenden Giftpflanze entwickelt.

„Ich will ihn nicht mehr sehen," sagte er hart und blieb dabei. Je tiefer er den Schmerz um den Sohn fühlte, um so mehr versteinerte sich sein Herz gegen denselben; es war, als ob all die Bitterkeit gegen die Mutter seiner Kinder, die er selbst in sich überwunden gehabt zu haben glaubte, plötzlich die Decke durchbrochen hätte, welche die Zeit gnädig darüber gebreitet.

Er hatte hundertmal mit Stolz und Entzücken den sich so schön entfaltenden Sohn angesehen, ohne an die Treulose zu denken, die für ihn lange zu den Toten gehörte; jetzt war sein Adolf für ihn plötzlich nur der Sohn einer Ehrlosen, und was diese ihm angethan, rächte er an ihrem Kinde.

Adolf seinerseits empfand diese Wandlung des Vaters mit einer Bitterkeit, die einen zügellosen Trotz wachrief. Es war unmöglich, ihn, wie der Hauptmann wünschte, sofort aus der Stadt zu entfernen; die fatale Untersuchung zu unterdrücken, bemühte man sich allerdings jetzt allseitig, jedenfalls fühlte man sich geneigt, die zuerst so bös aussehende Geschichte in milderem Lichte aufzufassen, um so mehr würde aber ein plötzliches Verschwinden des fälschlich Verdächtigten zu seinem Nachteil ausgelegt worden sein.

Reinhagen suchte also eine Pension und da er eine zusagende nicht gleich fand, trat Adolf inzwischen als Kostgänger in die Familie eines Lehrers, und damit drohte die Entfremdung zwischen Vater und Sohn eine vollständige zu werden, während der junge Mann sich innerlich aufbäumte gegen die Schmach, die ihm, wie er meinte, jeder Blick der neuen und leider taktlosen Hausgenossen anthat.

Das war der eine Teil von Wilma Luises Kummer, sie trug ihn gemeinsam mit Reinhagen. Der andere Teil aber, der noch schwerer und bedrückender und doch nur wie ein unheimliches Gespenst sie beängstigte, war nur ihr allein bewußt. Sie sagte es sich nicht klar, sie schloß die Augen vor der Erkenntnis, wollte sich selbst am liebsten mißtrauen; und doch — sie konnte es nicht überwinden und die innere Stimme nicht zum Schweigen bringen: Estinghaus liebte sie nicht so, wie sie geliebt zu sein gehofft.

„Denn wenn er mich wahrhaft liebte, hätte er mir diese bösen, lieblosen, egoistischen Worte über meinen Bruder erspart," sagte sie sich. Unabläßig verfolgte sie der Eindruck, wie Estinghaus zu ihr gekommen, ganz verändert im Aussehen und Wesen, scharf und spitz in Blick und Rede.

„Meine ganze Stellung erschüttert der Bursche! Alle Welt wird erfahren, daß er seine Finger in der schmutzigen Geschichte hat, und vorbei ist es mit all meinen Hoffnungen auf eine gute Carriere. Jeden Makel auf der Familie meiner Braut muß ich entgelten! Was hilft es, daß ich arbeite wie ein Sklave, dieser grüne Junge macht all meine Mühe zu nichte."

„Hans, bitte, bitte, schweig! Du weißt ja noch nichts Positives! Er ist nicht so schuldig wie er scheint, ich weiß es bestimmt," hatte sie flehend und in Thränen gebeten.

Aber er war in leidenschaftlicher Wut vor ihr auf- und abgeschritten und hatte abermals von dem „Makel" geredet, der ihn durch ihren Bruder traf und daß ein Mann in seiner Stellung vor allem in Bezug auf seine Familie und die seiner Frau frei dastehen müsse.

Tante Sinchen und die Stiftsdame aber hörten dies alles in der Kammer nebenan und flüsterten sich zu: „Der Schändliche! Er spielt auf ihre Mutter an." Fühlte Wilma Luise das denn nicht? Sie wollte es nicht fühlen! Sie wollte es für unmöglich halten, ihm irgend etwas zuzutrauen, was dem Bilde, das sie sich von ihm gemacht, widersprach.

Das Brautpaar versöhnte sich. Estinghaus mochte einsehen, daß sein Benehmen nicht das eines Gentleman gewesen. Sich endlich zusammennehmend, beschwor er Wilma Luise, ihm seine begreifliche Erregung zu verzeihen, und kehrte das gewohnte liebenswürdige Wesen heraus, fühlte sich auch wieder unter dem Zauber ihres holden Wesens.

Wilma Luise wollte nur zu gern redlich vergeben, sich und die Ihrigen lieber anklagen als ihn — aber — das Glas war gesprungen, sie wußte es nur selbst nicht.

Tante Sinchen hatte nicht mitkommen können, obwohl es auch sie heim verlangte nach ihrem traulichen Altjungfernstübchen auf der Domäne, wo sie, als Tante von Frau Dellinghof und guter Genius des Hauses, sehr hoch gehalten wurde, was sie auch, trotz ihrer gewohnheitsmäßigen Klage über Nichtbeachtung, mit großem Behagen und noch größerer Dankbarkeit empfand.

Diesmal machte die Stiftsdame nun wirklich ihre Rücksichtslosigkeit peinlich fühlbar, als sie forderte, daß das viel ältere Sinchen bei ihr und Ina bleiben müsse. Sinchen fügte sich eben, wie sie jedem Drucke nachgab.

Galt es, das Brautpaar bei den vornehmen Bekannten und Freunden zu präsentieren, so seufzte die Stiftsdame ein wenig, fand aber dann doch die Kraft, in ihr schwarzes Damastkleid zu steigen, das goldene Stiftskreuz und ihren Luisenorden anzulegen und ihre „Pflicht" zu thun; für andere weniger angenehme Tantenpflichten war dann Sinchen da.

Als Rodung Ina zu seiner Schwester führen wollte, mußte Tante Sinchen Viktorine auch vertreten. Es war recht unangenehm, daß sich die Migräne gerade heute bei ihr einstellte!

„Kleide Dich sehr einfach, mein liebes Herz," hatte Rodung Ina gebeten.

Diese hatte schon bei der flüchtigen Visite bemerkt, daß ihres Verlobten Schwester und deren erwachsenen Töchter einen großen Toilettenluxus entfalteten; Rodung nannte denselben geschmacklos und protzig, kritisierte seine Angehörigen überhaupt scharf, ohne daß die vielfache Mißbilligung jedoch seine Liebe und Rücksicht für sie beeinflußten.

In ihrem duftigen weißen Kleide — Rodung hatte es selbst bestellt — keinen anderen Schmuck tragend, als eine sehr bescheidene Brosche, welche sie zur Konfirmation von der Frau Äbtissin erhalten, und ein Bouquet der köstlichsten La France-Rosen, sah Ina bildschön und vornehm aus, „wie ein junges Königskind," sagte Sinchen poetisch.

Rodung war entzückt. So, gerade so, wollte er Ina neben seine anspruchsvollen Nichten stellen.

Und allerdings, der Kontrast war ein großer, nur daß Ina nichts davon empfand, ganz geblendet von der Pracht dieser „Branntweinbrennersleute", wie Viktorine sie gegen Sinchen genannt. Es war recht bedauerlich, daß Ina das Wort gehört, denn jetzt klang es ihr noch im Ohr.

Zwei Diener in eleganter Livree hatten sie empfangen; ein reizendes Vestibül mit deckenhohen Spiegeln, Statuen und üppigem Grün dekoriert hatte sich aufgethan, über weiche kostbare Teppiche ging es die weiße Marmortreppe hinauf, deren goldglänzendes Bronzegeländer der so einfach gewöhnten Ina besonders imponierte. Aber es sollte noch ganz anders kommen. Sie wurde völlig überwältig von der Einrichtung der Zimmer, deren sechs oder sieben sich aneinander reihten.

Das Brautpaar war der Meinung gewesen, allein bei den Verwandten zu sein, statt dessen fanden sie eine größere Gesellschaft versammelt, Uniformen glänzten darin auf, Brillanten funkelten, schwere Seidenschleppen rauschten, und als sie eintraten legte sich eine sekundenlange Stille über die plaudernden und durcheinander wirrenden Menschen. Aller Blicke richteten sich auf „die Braut". Man hatte schon von ihrer Schönheit gehört und daß sie keinen Pfennig hatte, nicht einmal eine Aussteuer, aber so liebreizend hatte man sie sich freilich nicht vorgestellt!

Ina wurde sich des Eindrucks, den sie machte, nicht gleich bewußt, denn sie sah sich jetzt mit lebhafter Zärtlichkeit von Frau Anderweil begrüßt, dann in den Armen von Tony, Ellen und des neunzehnjährigen „Baby", die ihr in rauschenden Seidengewändern gar stattlich und in bester Manier entgegentraten. Sie waren in einem Institut ersten Ranges erzogen und „hatten Bildung wie die erste beste Gräfin," sagte Herr Anderweil.

Und jetzt kamen alle die Mennings und Meiers dazu, die sich auch als Verwandte der Rodungs zur Familie zählten; alle wurden als Vetter und Cousine vorgestellt, und nun fand es sich doch, daß nicht viel „fremde Elemente" in der Gesellschaft waren.

Eine sonderbare neue Verwandtschaft und eine noch sonderbarere bunt zusammengewürfelte Gesellschaft! Ina hatte diesen Eindruck bald genug, ohne sich über das: Warum? zu befragen. In ihrem hochadligen Stift war die „Vornehmheit" ein tröstlicher Ersatz für den mangelnden Besitz an irdischem Gut gewesen, — hatte wenigstens dafür gelten sollen. So war sie von Kindheit auf gelehrt, dem Namen ein großes Gewicht beizulegen. Hier gab es nichts davon; die ganze Gesellschaft sah ihr zu „fremdartig" aus und die Physiognomie derselben prägte sich ihr unbewußt tief in die Seele, wie die einzelner. Dazwischen gab es aber wieder elegante, feine Erscheinungen unter den jüngeren Damen und Herren; die letzteren trugen vielfach Reserveuniformen, oder auch die des aktiven Heeres.

Wie Ina es den ganzen langen Abend ertrug, begriff Robung kaum und doch sah er sie lächelnd und liebenswürdig allen diesen Leuten gegenüber, und sie schien nicht zu ermüden. Freilich — glänzender konnte ihr „Erfolg" auch kaum sein. Frau Meta Anderweil ließ die Braut ihres geliebten jüngeren Bruders, auf den die ganze Familie stolz war, kaum von ihrem dicken, mit Armbändern überladenen Arm, und Ina mußte es mehr als einmal hören, daß sie flüsternd gegen diese oder jene Freundin hervorhob: „Ganz alter Adel! Ist im Stift erzogen bei ihrer Tante, die Stiftsdame ist," oder sie hörte: „Die Verlobung ist beim General von Görber erfolgt, er ist ein Freund und Verwandter der Familie!"

Der Abend ging vorüber und Robung atmete hoch auf. Ihn berührte das protzige Wesen der Seinen jedesmal unendlich peinlich, heute war das mehr als je der Fall gewesen. Als er Ina beklommen fragte, wie es ihr dort gefallen habe, versicherte sie ihn: sehr gut! und wußte nicht genug zu erzählen von den wundervollen venetianischen Spiegeln und Gaskronen, den indischen Stores und allerlei anderen Luxusartikeln, die sie zu seinem lächelnden Staunen in dem Gewoge und Durcheinander doch gesehen.

Darüber hatte sie offenbar allerlei ihn verletzende Dinge nicht beachtet, dachte er, und freute sich ihrer Unbefangenheit, fand es natürlich, daß ihr, dem Landkinde, dieser Luxus Eindruck machte. Gegen Tante Viktorine freilich äußerte sich Ina später ganz anders. Nichts war ihr entgangen und sie gab die falsch angewendeten Fremdwörter des braven Herrn Anderweil, oder die vulgären Lieblingsredensarten der Frau Schwägerin so drollig wieder, daß Viktorina Thränen lachte, um so mehr, als Sinchen mit aller ihr zu Gebote stehenden Tragik versicherte, es sei geradezu schauderhaft gewesen und Robung habe ausgesehen wie ein Lamm auf der Schlachtbank.

* * *

Mitten in die Nachklänge dieser belustigenden Unterhaltung hinein fiel am anderen Morgen die Schreckenskunde, daß Adolf verschwunden sei — entflohen — durchgebrannt, ohne Geld, ohne Papiere, ohne irgend eine Mitteilung an die Seinen. Robung erbot sich, sofort Nachforschungen durch die Geheimpolizei anzustellen und dem leidenschaftlich Aufgeregten nachzureisen, ihn zurückzubringen, sobald man wußte, wohin er sich gewendet. Hohenbostel aber, mit schier versteinerter Miene, verbat sich jede Einmischung.

Der Mann war nicht wiederzuerkennen. Die selbstgenügsame Bescheidenheit seiner Lebensansprüche war, wie sie alle mit Schrecken einsahen, doch nur eine erzwungene gewesen, mühsam sich abgerungen nach den schweren Schicksalen seiner jüngeren Jahre. Das vergnügliche Lächeln und die Große-Herren-Miene schienen von seinem Gesicht mit harter Hand hinweggewischt und eine grollende Herbheit an dessen Stelle getreten.

Vergeblich machte Robung geltend, daß Adolf selbst im Grunde gar nichts gethan, was all diese Härten gegen ihn gerechtfertigt hätte.

„Der Hehler ist nicht besser als der Stehler!" beharrte der erbitterte Mann, der in der That um Jahre gealtert erschien, und obgleich Adolfs Kameraden einmütig bezeugten, daß er nichts gewußt von allem, was die Verbindung betraf, bis Hollbach ihn gerade an dem Unglücksabend mitbrachte, obgleich dies sogar auch durch einen Brief Hollbachs festgestellt wurde, einen Brief an dessen Eltern, der ein reumütiges Bekenntnis enthielt, so änderte das die Gesinnungen des Vaters nicht.

„Er hat dem Diebe zur Flucht verholfen, der Hehler ist nicht besser als der Stehler!"

Zu Viktorine sagte er einmal in seiner jetzt immer mehr sich verbitternden Stimmung: „Schweig mit Deinen Phrasen! Wenn Du noch wüßtest, was Unglück heißt! Ich gehe einher nicht unter dem Schlage allein, der mich jetzt getroffen, sondern unter der Totalsumme meines Unglücks; eins ist zum andern gekommen und Ihr wundert Euch, daß ich schwer daran trage? Ihr seid zu beneiden um Eure Verständnislosigkeit!"

Siebentes Kapitel.

In dem schlichten Speisezimmer der Domäne Randau saß Wilma Luise häuslich einfach gekleidet und besserte die Wäsche aus, welche die Wirtschafterin oder Tante Dellinghof aus der Plättstube hereintrugen. Hier gab es ein Bandende festzunähen, dort einen Knopf, hier einen kleinen Riß oder ein winziges Loch vor dem Größerwerden zu schließen; in dem streng geordneten Haushalt hatte das alles seine Regel.

Kam die Amtsrätin selber, so hielten die beiden Damen schnell einen kleinen „Schwatz", wie die behäbige Hausfrau es nannte. Es gab immer so unendlich viel Wichtiges unter ihnen zu besprechen; die Mamsell hatte wieder einmal vergessen, das Eingemachte nachzusehen, die „Schweizerin" wollte Urlaub auf acht Tage und die Schneiderin erst nächste Woche kommen. Dies und allerlei anderes war Grund genug, meinte die Amtsrätin bei sich, Wilma Luise aus ihrer ernsten Versunkenheit ein bißchen „aufzurappeln".

Der Amtsrat hatte auch bedenklich gesagt: „Das Mädchen sieht, seit es von Berlin zurück ist, gar nicht aus wie eine glückliche Braut!“ und — „Dellinghof ist ein großer Menschenkenner!“ das war einer der Hauptglaubenssätze seiner braven, nicht allzu weitsichtigen Gattin.

Als alle Unterhaltungsgegenstände der Amtsrätin erschöpft waren und aus Wilma Luises Augen noch immer dieser tiefe Ernst nicht wich, so freundlich und eingehend sie auch „mitgesprochen“ hatte, fiel der guten Frau ein neues Mittel ein. Ein Dutzend sauber geplätteter Handtücher in den Händen tragend, setzte sie sich abermals zu dem herzlich geliebten jungen Mädchen nieder.

„Du solltest es für heute genug sein lassen, Wilma Luise. Die alte Fredemannen kann es ohnehin nicht vertragen, wenn Du ‚ihr das Brot vom Munde nimmst‘, wie sie sagt, die lächerliche alte Person! Als ob ich nicht doch noch Berge von Näharbeit für sie hätte! Komm, leg zusammen und geh zur Frau Pastorin; sie soll Dir die Adresse des Stubenmädchens geben, das sie mir empfahl. Und nimm ihr die Erdbeeren mit, die auf dem Büffett stehen. Es ist jetzt schön kühl, der Weg wird Dir gut thun!“

Eine Viertelstunde später war Wilma Luise auf dem Wege zum Dorfe. Ja, dies Alleinsein that ihr gut, sie hatte so viel Schweres zu denken! Und sie war doch eine glückliche Braut!

Glücklich —? Warum kam ihr nur immer diese dumme Frage? War sie es nicht? Mußte sie es nicht sein? War nicht ihr ewiges Grübeln über Estinghaus förmlich krankhaft? Sie hatten sich doch gegenseitig so sehr lieb. Von sich selber wußte sie das gewiß genug und von seiner Seite war es wohl noch besser bewiesen, dadurch, daß er, der Gefeierte, der in jedem reichen und vornehmen Hause ohne Sorge anklopfen durfte, um sie warb.

Gewiß, sie liebten einander treu und zärtlich. Estinghaus schrieb ihr oft; aber es gehörte wirklich keine schwarzseherische Natur dazu, immer neben all den Versicherungen dieser Liebe auch noch ein heißes Bedauern um unerfüllbare ehrgeizige Wünsche daraus zu lesen. Daß er solche gehabt, wußte sie ja, und war es nicht natürlich, daß er sie schwer aufgab? Und wie natürlich, daß er ihr alles enthüllte, was in seiner Seele vorging.

Ach! Wie schwer giebt man auf, was man liebt! Das mußte sie ja mit heißem Weh erkennen an ihrer Liebe zu dem Bruder! Ach, Adolf!

Reinhagen war demselben, ohne erst zu fragen, nachgereist; aber vergeblich. Nun wußten sie nichts von Adolf mehr und trauerten um ihn fast so tief wie um einen Gestorbenen.

Daß Estinghaus damals jene bitteren Reden geführt, darüber konnte sie nicht weg und gab sich doch alle Mühe, sie gerechtfertigt zu finden; „von seinem Standpunkt“ aus. Es war überhaupt gekommen, sie wußte nicht wie, daß es plötzlich allerlei Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen gab, die sie sich bemühen mußte „von seinem Standpunkt aus“ zu beurteilen.

Zuweilen dachte sie, sie sei gar nicht mehr sie selbst, wenn sie so aus seinem Geist heraus urteilen wollte. Aber sollte nicht eins im anderen aufgehen in Liebe und war es nicht an ihr, sich dem geliebten und so klugen Manne unterzuordnen?

Unterwegs, im Schatten eines kühlen Waldstreifens, zog sie den letzten Brief ihres „geliebten Hans“ aus der Tasche. Ach, sie liebte ihn so sehr, sie hätte es nicht ertragen, den Glauben an ihn zu verlieren. Er mußte hoch und edel und herrlich auf dem Altar ihres Herzens bleiben.

„Ich bin in großer Aufregung,“ schrieb er ihr. „Prinz Karl wünscht einen, von seiner Umgebung ganz unabhängigen, juristischen Ablatus mit nach England zu nehmen; sein Adjutant steckte mir dies. Eure liebenswürdigen alten Excellenzen sind bei der Prinzeß hochbeliebt; es käme nur darauf an, daß man mich in Vorschlag brächte. Du vermagst dies ins Werk zu richten, mein liebes Herz, ich lege meine heißen Wünsche vertrauensvoll in Deine Hände. Bekomme ich den Posten, so habe ich die ersten Stufen zu einer Stellung gewonnen, wie ich sie mir einflußreicher nie gehofft. Und laß mich nur erst im Sattel sitzen, so reite ich auch und komme als erster ans Ziel.“

Wilma Luise blickte nachdenklich auf die Zeilen nieder, welche in einer großen energischen Handschrift geschrieben waren. Dieser Ehrgeiz! Dieser brennende Ehrgeiz!

Sie hatte keine Wahl zu haben geglaubt, sonst würde sie die gütige Generalin nicht mit Wünschen solcher Art behelligt haben. Jetzt war ihr Brief schon in den Händen derselben.

„Von seinem Standpunkt aus“ mochte Estinghaus ja im Recht sein. Irgend einem mußte die Stelle wohl zufallen, warum nicht ihm?

Ob sie ihn dann noch bei Inas Hochzeit sah? Dieselbe sollte am neunten stattfinden, heute war der zweite. — — —

Wenn man in eigener Seelenunruhe ist, wirkt die eines anderen oft berichtigend und beruhigend. So ging es Wilma Luise heute. Die Pastorin erzählte aufgeregt, daß ihr Mann sich zur Wahlpredigt in einer größeren Stadt gemeldet.

„Es geht uns hier ja gut genug, aber jeder Mensch soll seinen rechten Ehrgeiz haben, und mein Gustav fühlt sich auch wohl berufen, einer gebildeteren Zuhörerschaft zu predigen,“ sagte sie, nicht ohne fühlbaren Stolz auf ihren Gatten.

Ganz erleichtert ging Wilma Luise heim. Wenn der edeldenkende, vortreffliche Pfarrer so urteilte, dann hatte doch ihr Hans das gleiche Recht!

Nun schalt sie sich selber eine schwerfällige pedantische Person, und Hans Estinghaus bekam einen Brief, der von Zärtlichkeit und Bewunderung überfloß, einen Brief, der seiner Eitelkeit Zucker bot.

Aber fürerst wurde dieser Brief noch nicht geschrieben, sondern Wilma Luise erhielt einen. Der Postbote holte sie ein und meinte mit vielsagendem Blick: „Der ist aber nicht von Berlin, dieser kommt nur von Dresden.“

Nur von Dresden? Sie besah sich die Adresse;

die Schrift war ihr fremd. Wer konnte denn nur in Dresden an sie zu schreiben haben? Langsam weitergehend öffnete sie das Couvert und sah nach der Unterschrift: Eugenie Wolmirstätt. Ein ganz fremder Name?

Aber nun, gleich am Eingang stand's:

„Mein geliebtes Kind! Deine unglückliche Mutter schreibt Dir, unglücklich inmitten dessen, was man Glück nennt, denn ‚die Schuld rächt sich‘, rächt sich unerbittlich am eigenen Herzen."

Und so ging es in leidenschaftlicher, reuevoller Klage weiter eine ganze Briefseite hinunter. Dann kam der Zweck des Schreibens.

„Vielleicht denkt Ihr nie mehr an Eure Mutter, ich aber bin mit allen meinen Gedanken bei Euch; ich frage oft nach Euch, erfuhr so von Eurem Leben dies und jenes und stand mit blutendem Herzen fern, wie es der Schuldigen gebührte.

„Jetzt brachte mir die Zeitung die zwei Verlobungen meiner Töchter. Graf Arnim von den Gardekürassieren, den wir im Theater trafen, erzählte mir, was er so obenhin von Deinem Verlobten wußte, sowie, daß Herr Rodung ein schwer reicher Herr sei. Aber genügt das einem Mutterherzen? Schicke mir die Bilder von Euch allen, erzähle mir von Euch, von Eurem Vater, dem ich keinen Vorwurf zu machen habe; lasse Dein Herz reden, nicht das Urteil des Verstandes und des Katechismus Dich beeinflussen." Und dann zuletzt schrieb sie: „Ich habe wieder geheiratet, mein Gatte ist ein alter Mann, er galt für reich, aber ist es nicht, ich gehöre zu denen, die kein Glück haben sollen."

Ganz starr stand das Mädchen, nachdem es den Brief gelesen, dessen elegantes Papier andeutete, daß die Schreiberin in guten Verhältnissen lebe, wie auch die Erwähnung des Wilma Luise zufällig bekannten Grafen Arnim sie auf eine geachtete gesellschaftliche Stellung schließen ließ. Wolmirstätt? Sie hatte also wieder geheiratet?

Das junge Mädchen fand sich in ein Heer von Zweifeln hineingestoßen. Sehr unklar erinnerte Wilma Luise sich noch dieser Mutter, ohne sich ein Bild von ihr machen zu können; auch verband sich mit dieser Erinnerung nichts für das Kinderherz Wohlthuendes, Liebes oder Freundliches. Dagegen hatte sie eine sehr genaue Vorstellung von einer Scene nach der Flucht der Unglücklichen bewahrt; das geisterbleiche Gesicht des Papas, der zu ihr an ihr Bettchen trat und ihr auf ihr Weinen nach der Mama mit finsterer Miene und strengem Ton zurief: „Laß das Weinen, sie ist tot," worauf sie verschüchtert unter die Decke schlüpfte. Noch deutlicher stand vor ihrer Erinnerung das heimliche Zusammensitzen der Dienerschaft und das Gespräch über „das schlechte Weib".

Nie hatte später jemand Wilma Luise verraten, welche Einzelheiten den schrecklichen Fall begleiteten, dennoch wußte sie ganz genau — in jener Nacht hatten es ihre Kinderohren gehört — daß es sich um Briefe handelte, in einer unverschlossenen Schublade ihrer Kommode liegen gelassen, daß die Köchin ihren Herrn herbeiholte, ihm diese Briefe zeigte und daß dann der betrogene Gatte die Unselige in einen Wagen packte und seinem Diener den Befehl gab, die Gnädige zu ihrem Bruder zu bringen.

Gewußt hatte Wilma Luise dies alles, aber keine Seele ahnte, daß sie es wußte. Mit einer Charakterfestigkeit, die Bewunderung verdiente, schwieg das kleine Kind über die Schande der Mutter, die es tief empfand und deren es sich vor dem Gesinde bitterlich schämte. Selbst gegen Ina plauderte Wilma Luise es nicht aus. So klein sie noch war, so klar fühlte sie schon, daß Ina vor dem Leid dieses Wissens bewahrt bleiben müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Odemissen.

Roman

von

Wilhelm Oesterhaus.

(Fortsetzung.)

XXII.

Am nächsten Morgen war Odemissen schon vor Tagesanbruch reisefertig. Die Haushälterin hatte alles Nötige für ihn in Bereitschaft gesetzt, ließ sich aber nicht sehen. Er stieg bei Sonnenaufgang zu Pferde. In dem Augenblicke, wo er den Fuß in den Steigbügel setzte, erblickte er Minna am Fenster. Er winkte, sie öffnete den einen Flügel. Ein wenig milder schien der harte Vater gestimmt zu sein, denn er fragte in einem nicht gerade unfreundlichen Tone: „Soll ich Bertha grüßen?" Die dort oben nickte stumm. Dann ritt der Herr fort.

Er mochte wohl ausgeschlafen haben, im Träumen war er aber doch noch. Was er am gestrigen Tage gehört hatte, gab ihm viel Gelegenheit zum Nachdenken.

„Wie kam die Haushälterin zu der Dreistigkeit, etwas auszusprechen, was ihrem langjährigen Brotherrn im höchsten Grade zuwider sein mußte?" Halb grollte er ihr, halb erfüllte Achtung vor ihrer Offenheit, ihrer Geradheit seine Seele. Eins gab ihm zu immer neuem Zurückkommen auf jenes Gespräch Ver-

anlassung und das war der Gedanke: Sollte das, was die bewährteste Freundin seiner Kinder ausgesprochen hatte, in ihr selbst entsprungen sein, oder hatten es andere Leute in sie hineingelegt? Traf das letztere zu, wer war es dann gewesen, welcher diesen Gedanken an eine Verbindung des Erben vom Rittergute mit seiner Tochter ausgeheckt hatte. Dies hätte ja mindestens den Abfluß eines bedeutenden Barvermögens oder gar das Abgehen eines großen Teiles des Grundbesitzes vom Meierhofe nach dem Herrenhause, eine Schwächung der Odemissen, eine Stärkung der Behrensteins zur Folge gehabt.

Eine halbe Meile vor Salburg zweigte sich von der neuen Landstraße ein alter Heerweg ab, welcher um die Stadt herum über einen waldigen Höhenzug führte. Diesen verfolgte der Meier. Oben am Krähensteig hielt er an, auf den Ort herabsehend, in welchem Bertha so lange verweilte.

Einem nie ausgesprochenen Wunsche seines Herzens nach hätte seine Tochter dort — ähnlich wie die Schwester ihrer verstorbenen Mutter — später als Frau eines möglichst angesehenen Beamten leben sollen. War die Erwartung, daß einer ihrer Vettern, die denn doch auch einer höheren Bildung teilhaftig würden, einst in eine angesehenere Stellung gelangen und die reiche Verwandtin heiraten werde, so gar thöricht gewesen? Gaben einem Beamten die reichen Geldmittel Odemissens nicht eine sehr sorgenfreie Lebensstellung?

Diese schönen Aussichten sollten nach den Anschauungen Minnas dahin sein. Er mußte Klarheit darüber gewinnen, ob letztere auf Wahrheit oder Täuschung beruhten. Hierüber nachdenkend ritt er weiter. Da lag Rottberg vor ihm. Was sollte er thun, um den weiten Ritt nicht vergeblich gemacht zu haben? „Es wird sich alles schon finden," sagte er.

Vor dem besseren Gasthause des Amtsortes stieg er ab, ließ sein Tier in den Stall führen, ging aber bald hinterher, um nach ihm und seiner Verpflegung zu sehen; dann erst ließ er sich einen Imbiß reichen und machte sich auf, den Zweck seines Kommens zu verfolgen.

Eine Überraschung spiegelte sich auf dem Gesichte Berthas als der Vater plötzlich ganz unerwartet vor ihr stand; keineswegs aber eine so freudige, wie er sie gewünscht hätte. Das Mädchen zeigte sich auch im Laufe der Unterhaltung zurückhaltender als früher. Auf jedes der gesprochenen Worte hörte die Tochter des Großbauern. Jeden Vorgang im Zimmer verfolgte sie mit aufmerksamen Augen; doch sagte sie weit weniger, als ehedem, eine größere Ruhe beherrschte sie. Was war es, was ihrem Wesen diesen Stempel aufdrückte? Einen ganz anderen Eindruck machte Emma. Die lachte, sprach, scherzte viel, legte keines ihrer Worte auf die Goldwage. Oft wandte sie den Blick zum Fenster hinaus, sah auch wohl, und nicht gerade flüchtig, einem besser gekleideten jungen Manne nach.

In durchaus verschiedener Art schienen sich die beiden Nahverwandten zu entwickeln. In einer Unterredung unter vier Augen erzählte Odemissen seiner Bertha von den letzten Erlebnissen. Für das Verhalten des Bruders hatte sie nur ein Seufzen. Bei den Ausfällen des Vaters gegen den Hauptmann, selbst gegen dessen Neffen, sah sie mit ihren großen blauen Augen schweigend vor sich nieder. Offenbar schien ihr die Weise, in welcher Kords Unthat verdunkelt war, nicht zu gefallen. Die Wolke des Mißmutes, welche sich auf ihrer Stirn lagerte, wurde stärker und stärker, je mehr des Erzählenden Wohlgefallen am Ausgange der unsauberen Geschichte stieg.

Als er endete, merkte der Vater den vollen Eindruck erst, welchen seine Mitteilung hervorgerufen hatte. Offenbar wollte er ihn verwischen, als er gute Seiten des Sohnes hervorhob, seinen Sinn für landwirtschaftliche Fortschritte, seine Arbeitskraft, die Eifersucht, mit der er über jedem Rechte des Hofes wachte.

Das Mädchen hörte das Fernere, was ihr berichtet wurde, mit geringerer Teilnahme an, als dem Meier lieb war.

„Immer dasselbe," sagte Bertha fast tonlos. „Wir werden es wohl nicht erleben, daß sich ein Tag des Friedens über Odemissen niederläßt."

Hierbei sah sie den Vater forschend an. Mit voller Ruhe ertrug sie seinen Blick. Sie hielt ihn aus, ohne mit den Wimpern zu zucken, ohne eine Miene zu verziehen. „Was denkst Du zu beginnen, wenn Deine Zeit hier im Hause dahin ist?" fragte er.

Sie sagte: „Heimkommen; doch nur für eine Zeit; denn die Vettern werden länger zu Haus sein. Später möchte ich dann wieder zur Stadt gehen; denn in Odemissen werde ich mich dauernd schwerlich wieder wohl fühlen, dem heimatlichen Boden bin ich zu sehr entfremdet."

„Aber Kind, möchtest Du denn nicht für länger als zwei Jahre hier bleiben?"

„Vater, was soll ich hier? Lernen werde ich nach Ablauf meiner Zeit nichts weiter können."

„Der Umgang?"

„Wieviel habe ich von ihm, und um was für Dinge drehen sich die Gespräche der Leute? Glaube mir's! bei Westermanns ist mir am wohlsten. An meiner Pflegemutter hänge ich mit ganzem Herzen. Sollte sich Emma einmal verheiraten, dann werde ich beim Mütterchen bleiben, ihm in seinen alten Tagen alles das durch Liebe vergelten, was man mit Gelde nicht bezahlen kann."

„Aber sie hat doch Söhne."

„Diese gehen ihren eigenen Weg, haben viel vom Vater und wenig von ihrer Mutter Art, und lieber wird Tantchen mit mir als mit einer noch so lieben Schwiegertochter zusammenleben."

In einer Hinsicht hatte Minna also recht! Odemissen wollte mehr erfahren. Er blieb vor seiner Tochter stehen und begann dann mit einer Stimme, aus der etwas von tieferer Erregung herausklang:

„Bist ein junges, auch ansehnliches, vermögendes Mädchen. Du hast mehr gelernt, als weitaus die meisten Deines Geschlechtes und sprichst genau wie eine hoffnungslose alte Jungfer."

Hier lächelte sie, ohne einen Zug schmerzlichen Entsagens blicken zu lassen und erwiderte: „Wenn ich also eine solche werde, sollte dann mein Leben

ein reizloseres sein? Kummer, Sorge ums tägliche Brot, Entbehrungen werden mich hoffentlich nicht heimsuchen, und meine Seele sehnt sich nach anderen Dingen, als solchen, auf die das Trachten der meisten Leute gerichtet ist."

„Und Du hast nie den Gedanken, je eine andere als eine solche zu werden?"

„Nein!" antwortete sie bestimmt.

Gern wäre er hier noch mit einer anderen Frage herausgerückt; aber diese mochte er nicht stellen. Sie mochte verletzen, sie konnte eine unliebe Antwort zur Folge haben.

Dies fühlte Hans Kord. Minna hatte doppelt recht! Sollten trotz der gehörten Worte Beziehungen zwischen seinem Kinde und Karl Behrenstein bestehen?

Bald hatte Odemissen Gelegenheit, mit Frau Amtsrat Rodeck allein zu sein. Nach einigen Umschweifen fragte er, ob Bertha einen größeren Briefwechsel habe. Der Frau waren fast nur Schreiben aus Salburg und vom väterlichen Hofe durch die Hände gegangen. Sie schien den Grund der Frage zu verstehen und bemerkte:

„Keins der vielen jungen Mädchen, die unter meiner Aufsicht standen, zeigte sich selbständiger, auch selbstbewußter, zurückhaltender, als Ihre Tochter. Zu Klagen gab sie mir nie Veranlassung; nur ist mir ihr ganzes Sinnen und Denken zu sehr nach innen gerichtet, sie tritt mir zu wenig aus sich selbst heraus. Anders steht es mit Emma. Ich wollte nur, die eine könnte der anderen etwas von ihrem Wesen abgeben. Diese sieht mehr nach jungen Herren."

Hier fiel Odemissen ein: „Bemerkten Sie nie, daß Bertha gegen einen derselben freundlicher als gegen die übrigen war?"

„Stets war sie gemessen, höflich. Ich glaube, keiner der jüngeren Beamten oder anderen jungen Leute aus angesehener Lebensstellung würde bei ihr leicht einen vertraulicheren Ton angeschlagen haben. Alle scheinen beim Begegnen etwas zu empfinden, was ihnen den Versuch einer innigeren Annäherung verbietet. Dabei sind alle von Hochachtung von ihrer Führung, von ihrem Wissen, von ihrer Befähigung erfüllt. Glauben Sie mir," fügte sie lächelnd hinzu, „die würde einem Herrn von vornehmem Herkommen als Gemahlin alle Ehre machen."

„Alles so, wie Minna es mir dargestellt hat," flüsterte er in sich hinein, und sagte, die Frau vom Hause scharf beobachtend: „Mich berührt dies nicht angenehm. Ich habe nur zwei Kinder, und so können Sie verstehen, wohin mein Wünschen gerichtet ist. Zeigte Bertha niemals größere Teilnahme für einen jungen Mann?"

„Zur Zeit der großen Ferien," erzählte die Frau, „sprach bei einem der Herren vom Amte ein Studierender vor. Bei Tisch erzählte er viel vom Leben auf den Hochschulen, vom mannigfachen Treiben des heranwachsenden Geschlechts, von seinen Beziehungen zu Freunden. Hierbei erwähnte er eines Herrn aus Ihrem Orte, des Erben vom Rittergute, der strebsam, nicht zu flott, doch lustig oft in heiterster Laune weich werden kann. ‚Der Kerl,' sagte er, ‚soll in eine Bäuerin, sage eine Bäuerin, nicht allein verliebt, nein unglücklich verliebt sein. Nimmer soll die Dirne die Seine werden können. Weshalb? weiß man nicht.'"

„Mir fiel es auf, daß während dieses losen Schwatzens die Augen Ihrer Tochter immer größer, ihre Wangen immer röter wurden, bis sie endlich aufstand und sich unter einem Vorwand entfernte. Als ich nach einigen Tagen nach den Verhältnissen in Ihrem Heimatorte fragte, erzählte sie seufzend: ‚Zwischen den Bewohnern des Rittergutes und unserem Hause herrscht ewige Fehde. So unerhört ist man auf beiden Seiten verbissen, daß es niemandem gelingen wird, die Streitenden friedlich auseinander zu bringen.'

‚Aber Sie?' warf ich ihr entgegen. ‚Mag manches, was unsererseits geschehen ist, auch in meinen Augen als nicht gerechtfertigt erscheinen, so bin ich doch eine Odemissen und empfinde jede Unbill, die uns widerfahren ist, nicht minder als irgend ein anderes Glied unseres Geschlechts.' Damit brach sie das Gespräch ab."

Es that dem Vater wehe, daß die Haushälterin in den meisten Dingen recht hatte, aber wohl that es ihm denn doch, daß das begabtere seiner Kinder nicht aus der Art schlug, daß es wußte, was es war: eine Tochter des Meiers, des Bauern.

Hans Kord fragte nach der Beschäftigung Berthas in müssigen Stunden und erfuhr, daß sie immer mehr Neigung zeige, sich mit guten Büchern zu beschäftigen, daß sie ganz erfüllt sei von Bewunderung für die großen Dichter unseres Volkes, daß sie keinem in ihrer Brust einen ehrenvolleren Platz eingeräumt habe, als Schiller, den sie hoch verehre, dessen schönste Gedichte sie sich ganz aneigne, dessen größeste Werke am häufigsten Gegenstand ihrer Betrachtungen, ihres Sinnens seien.

„Eine Odemissen also schließlich eine gelehrte alte Jungfer, nichts mehr, nichts weniger," seufzte der Meier. Es ward ihm unbeschreiblich unbehaglich zu Mute. Sobald er sich losmachen konnte, brach er auf, um die nächste Nacht in Salburg zu bleiben.

Am anderen Morgen trat er zu einer Stunde, in welcher Westermann Dienstes halber außer dem Hause war, bei seiner Schwägerin ein. Die Unterredung drehte sich hier um denselben Gegenstand, der ihn am gestrigen Tage in Rottberg beschäftigt hatte.

Die Schwester seiner Frau konnte ihm nichts Neues sagen, so gern er mehr erfahren hätte. Schließlich fragte Odemissen: „Wissen Sie bestimmt, daß Bertha außer allen Beziehungen zu Karl Behrenstein steht?"

„Ja!" antwortete sie.

„Trauen Sie meiner Tochter jetzt schon die Willenskraft zu, jeder Werbung von seiten eines andern ein unbeugsames ‚Nein' entgegenzusetzen?"

„Ja! Soweit kenne ich mein Pflegekind, daß ich mit Bestimmtheit sagen kann: ‚Bertha wird sich stets weigern, einem Manne die Hand zu reichen, dem sie nicht mit voller Seele zugethan ist.'

„Ich habe es nicht gewünscht, ich habe es nicht verschuldet, daß es so gekommen ist; aber das ist mir zur Gewißheit geworden: sie würde niemand

eine tiefere Neigung entgegentragen können, als ihrem Jugendfreunde."

„Keinem ihrer Vettern?"

„Da ich das Kind liebe wie mein eigenes, mußte ich solch einen Wunsch hegen; doch bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß sie keiner der beiden wahrhaft beglücken würde."

„Das alles klingt nicht angenehm," sagte Odemissen, stand auf, drückte der zweiten Mutter seiner Tochter die Hand und ging mit den Worten: „Grüßen Sie die Ihren und — sei es, wie es sei, Ihnen danke ich viel — zwischen uns soll stets alles beim alten bleiben."

Odemissen begab sich jetzt zu seinem Rechtsanwalte, um sich nach dem Stande seiner Klagen zu erkundigen. Im Gegensatz zu früher zeigte er keine Neigung, neue Streitigkeiten vor den Richter zu bringen. Der Anwalt schob dies alles auf eine vorübergehende Laune, doch irrte er. Hans Kord führte die bei den Gerichten anhängigen Sachen von jetzt ab weiter, ohne neue Anlässe zum Kriege zu suchen.

Auch anderweit machte es sich bemerkbar, daß er weniger kampfeslustig als früher war. Der alte Waldvogt erzählte bei Behrensteins, er habe mit Hans Kord schnell einen Grenzvertrag geschlossen, der die Herren in Salburg in Staunen versetzen werde. Bei einem zufälligen Begegnen auf dem Striche, wo das zum Meierhofe gehörende Stukenholz mit seiner Forst zusammenstoße, habe er (der Waldvogt) den Vorschlag gemacht, einen alten Grenzstreit durch Aufwerfen eines geradlinigen Grabens mit einem Male zu beseitigen. Der Meier habe nur geantwortet: „Dann kommen Sie morgen um diese Zeit wieder hierher." Als er sich am nächsten Tage eingestellt habe, sei die Grenze vom Bauern selbst abgesteckt gewesen, und zwar so gewissenhaft dabei verfahren, als ob Odemissen nicht etwa als einer der Streitenden, sondern als der uneigennützige Mittelsmann dagestanden habe.

Stolz auf seinen großen Erfolg setzte der alte Beamte hinzu: „Wenn ich an des Herrn Hauptmanns Stelle wäre, sollten bald alle Streitigkeiten zwischen den beiden größten Grundbesitzern weit umher beigelegt sein."

Hier spottete Behrenstein: „Und ich kenne ein Mittelchen! Wenn ich dies anwende, läßt der Gaudieb von drüben nicht bloß fünf, sondern fünf mal fünf gerade sein. In allen Händeln wird er auf den anständigsten Vergleich eingehen, wenn wir seine ‚Gewalt' von zusammengeheirateten und zusammengekauften Grundgütern zu einem freien Gute werden lassen. Nein, nein! Herr Waldvogt, das giebt kein Herr auf Odemissen zu. Noch dies: Die Feindschaft des Halunken habe ich nie gefürchtet, vor seiner Freundschaft möchte mir grauen. Was der mir schenkte, müßte mir Unheil bringen."

Minna glaubte zu wissen, was ihren Herrn etwas milder gestimmt hatte. „Er will seinem Lieblinge den Weg ins Herrenhaus bahnen," sagte sie; doch irrte sie hierin. Hans Kord, der alte, glaubte nicht an die Möglichkeit, an die Ersprießlichkeit einer ehelichen Verbindung zwischen den Sprossen zweier feindlicher Geschlechter; aber er wollte den Vorwurf nicht tragen, durch seine Halsstarrigkeit und Streitsucht das Lebensglück seines Kindes verscherzt zu haben.

XXIII.

Als Bertha in die Heimat zurückkehrte, freute sie sich, daß der Vater nicht immer und ewig in solch feindseligem Tone von Behrensteins sprach. Zwischen ihm und ihr wurden die Beziehungen immer herzlicher. Wohl hätten sie die veränderten Umstände, welche sie im Vaterhause fand, bewegen können, hier zu leben, wenn nicht die rauhe Gemütsart ihres Bruders, dessen geringe Zuneigung zu der einzigen Schwester, die Scheelsucht, mit der er ihre feinere Lebensart, ihre höhere Bildung und Gesittung ansah und verspottete, ihr den Aufenthalt in Odemissen verleidet hätte.

Hans Kord, der jüngere, war ebenso, wie er sein mußte, ein echter Sproß des zähen Bauernstammes, der nicht allein alle die herrlichen Grundstücke, auf deren Halbschied Bertha die gerechtesten Ansprüche hatte, für sich haben wollte, sondern auch obendrein noch das bedeutende Barvermögen gern nahezu ganz am Hofe behalten hätte, wie er sich ausdrückte.

Seiner Ansicht nach geschah der Schwester genug, wenn sie wie eine Bäuerin mit einer Aussteuer an Vieh und Hausrat, auch einigen tausend Thalern Geldes nach einem großen Meierhofe durch Werberei „abgebracht" wurde.

Dabei schimpfte und schalt er unaufhörlich auf die Gutsherrschaft, auf die Bedrücker, auf Karl Behrenstein, der lieber Kohl bauen lernen, als sich auf den Hochschulen liederlich umhertreiben solle.

Überall erwies er sich als der eingefleischteste Bauer. Von den Lichtseiten im Wesen seines Vaters leuchtete bei ihm wenig hervor.

Dies allein machte dem feinfühlenden Mädchen den Aufenthalt auf dem angestammten Grund und Boden zu keinem angenehmen.

Soweit es möglich war, suchte Bertha die Einsamkeit. Weibliche Arbeiten, Beschäftigung mit ihren wenigen Lieblingsschriftstellern füllten den größten Teil ihrer Zeit aus. Je mehr sie sich in seine Werke hineinlas, je mehr sie sich in seinen Geist vertiefte, wurde ihr einer immer teurer: Schiller. Die meisten seiner Balladen hatte sie ganz in sich aufgenommen, seine gewaltigen Bühnendichtungen kannte sie wie nur wenige. Die Helden derselben waren ihr Bekannte, Vertraute.

So fehlte es ihr in der Stille des Landlebens nicht an geistiger Nahrung; als aber die Tage immer kürzer wurden, die Nebelmassen sich immer mehr verdichteten, sich immer tiefer senkten, Blume und Blatt erstarben, zog es sie wieder dahin, wo sie die Tage ihrer Kindheit zumeist verlebt hatte, nach Salburg. Ihre Vettern waren fern von Haus.

Westermann fühlte sich unendlich dadurch geehrt, daß er auf Vorschlag seiner vorgesetzten Behörde zum

fürstlichen Rat ernannt worden war. Nun fand er Zutritt in die feinste Gesellschaft und wurde auch zu Festlichkeiten bei Hofe befohlen.

Zum ersten Male erschien der Herr an einem Tanzabend mit seiner Frau und den beiden Mädchen unter den neuen Standesgenossen. Er drückte sich mit den Seinen in einen sicheren Winkel, wo ihm der Rücken hinreichend gedeckt war, von hier aus in steifer Haltung, mit desto beweglicheren Augen dem Leben und Treiben, dem Wogen und Weben zuschauend.

Die Mädchen saßen in banger Erwartung dessen, was ihnen blühen werde, da, alle Anzüge musternd, sich leise Bemerkungen zuflüsternd. Die Musik setzte ein, Paar um Paar trat an. Bertha neigte ihren Mund Emmas Ohre zu, diese auf die angenehme Erscheinung einer früheren Mitschülerin aufmerksam machend.

Sie war ganz in den Anblick des Mädchens versunken und sah nicht, daß jemand von der Seite auf sie zutrat, sondern fuhr zusammen, als eine lang bekannte Stimme sie mit ihrem Taufnamen anredete. Noch mehr erschrak sie, als sie den, der sie zum Tanzen aufforderte, erkannte.

Mit halbgeöffnetem Munde sah sie ihn einen Augenblick an. „Der Brunnen, der Brunnen," erklang es in ihrem Ohre. Sie errötete bis tief in den Nacken. Die Lichter tanzten, der Boden schwankte und doch! ein unnennbares Etwas riß sie hin. Sie erhob sich, halb wider Willen, und doch so wonnevoll. Bald schwebten sie miteinander dahin.

„Die Rose von Odemissen mit ihrem künftigen Herrn und Gebieter," zischelte eine töchterreiche Frau von armem altem Adel.

„Die Sprossen der Montechi und Capuletti," sagte lächelnd ein alter Rat.

„Romeo und Julia," lispelte die Gemahlin.

„Doch zu ungleichen Standes," meinte Fräulein Tochter naserümpfend.

Darin waren alle andern einig: Ein schönes Paar, wie für einander geschaffen! „Vor lauter Wonne leuchtet ihr Angesicht," meinte eine alte Beamtenwitwe.

Nein! so wohl war ihr nicht zu Mute. Wohl fühlte sie den warmen Druck seiner Hand, den Hauch seines Mundes; aber immer stand das drohende Antlitz des Vaters vor ihren Augen. Wie blitzte sein Blick unter den buschigen Brauen hervor! Wieder fühlte sie Karls Hand stärkeren Druck ausüben. Leise sagte er ihr etwas; doch sie verstand es nicht. Sie war wieder an ihrem Platze, saß wieder, die letzten Töne des Tanzes waren verklungen. „Was wird mein Vater sagen?" seufzte sie, sich ihren Pflegeeltern zuwendend.

„Du konntest nicht wohl anders handeln," antwortete Westermann bestimmt. „Dies gereicht Dir und Deinen Angehörigen nicht zur Schande. Er hat sich [illegible] Schulen so bedeutende Kenntnisse an[illegible] ihm die höchsten Stellen im fürstlichen [illegible] werden. Vor kurzem trat er [illegible]nächst einem der älteren Beamten [illegible]en werden."

Nicht dies eine Mal forderte Karl seine Jugendfreundin auf, auch Emma freute sich ähnlicher Aufmerksamkeit, so daß am nächsten Morgen alle Klatschbasen der Fürstenstadt von nichts anderem als von dem Verhältnis des jungen Herrn vom Rittergut Odemissen zu seiner schönen Nachbarin zu sprechen wußten.

Der Anwalt Hans Kords vernahm dies kaum, als er sofort, Gerüchte sammelnd, im ganzen Orte umherschnüffelte, alles hübsch vergrößert zu Papiere brachte und dieses, dringend um strengste Verschwiegenheit bittend, seinem Rechtsschützlinge als Beweis zuverlässigster Ergebenheit durch Sonderbestellung übermittelte.

Er mußte recht stark aufgetragen haben, der Federheld. Schon am zweiten Tage nach dem Feste brachte ein Bote aus Odemissen einen Brief von Berthas Vater. Kaum hatte das Mädchen ihn erbrochen, als es schreiend und weinend auf sein Zimmer lief. „Scheußliche Menschen!" rief des Bauern Tochter, „die Ihr stets bereit seid, den Thaten anderer schlechte Beweggründe unterzuschieben."

Das Hausmütterchen war ihr nachgeeilt. Schnell nahm sie das Schreiben aus ihrer Hand. Kopfschüttelnd las sie das in sehr bestimmten Ausdrücken Niedergeschriebene durch und sagte dann: „Steh auf, meine liebe Seele! Beruhige Dich! Deine Verteidigung dem Vater gegenüber zu führen, laß meine Sache sein."

Hiermit ging sie, setzte sich sofort nieder und teilte ihrerseits dem Schwager schlecht und recht mit, was sich an jenem Abende zugetragen hatte, daß es sehr anerkennenswert sei, wenn der gescheiteste, gesittetste, wohlhabendste junge Herr, welcher dreist an die Thüren der vornehmsten und einflußreichsten Väter der Fürstenstadt klopfen dürfe, zwei Mädchen ausgezeichnet habe, welche erst kürzlich in der Gesellschaft Zutritt erhalten hätten. Das Verhalten der verleumdeten jungen Leute habe nichts Auffallendes gezeigt; doch könne sie sich sehr wohl erklären, daß Neid und Scheelsucht solcher Eltern, welchen ein gutgestellter Schwiegersohn sehr willkommen sei, dem bösen Munde viel Freiheit gestatten würden.

Sollte der Herr Schwager über das Vorgefallene einen Tadel durchaus aussprechen wollen, so könne dieser nur sie, die Mutter der Mädchen, treffen, welche ihn aber ablehne, da nichts vorgefallen sei, was gegen Anstand und Sitte verstoßen habe. Überdies bestehe bis heute keine nähere Beziehung zwischen den beiden jungen Odemissen, auch würde Bertha nicht geneigt sein, solche einzugehen.

Odemissen war mit Schreiben beschäftigt gewesen, als ihm die Antwort seiner Schwägerin überbracht wurde. Er las sie langsam, las noch einmal das Schreiben seines Anwalts und legte beide wenig übereinstimmenden Schriftstücke zusammen in das Pult. Das war ihm eine seltsame Geschichte, und — das sah er — Frau Rat Westermann hatte recht. Das arme Kind konnte dem jungen Herrn den Tanz nicht versagen.

Eins trat dem Großbauern klar vor die Seele: Kam Karl Behrenstein selbst zur Verfügung über sein Besitztum, so mußte es nicht schwer sein, mit ihm

günstige Vergleiche einzugehen, und sollten es selbst ungünstige, ja die allerungünstigsten sein! Wenn er nur dem Meierhofe das eine Große einräumte, wonach Odemissens seit Menschenaltern gestrebt hatten. — Garstig! widerlich! Eins konnte, ja mußte alle schönen Pläne für die Zukunft zerstören: Korbs Starrsinn, seine Hartnäckigkeit.

Minna hörte bald von dem Gerede, welches, von Salburg ausgehend, schnell in ihr Dorf drang. Nahte das nicht, was sie stets herbeigewünscht hatte? Zu diesem Ereignisse mußten die eiligen Botensendungen in Beziehung stehen, und ihr Herr war doch so ruhig bei alledem.

Nach einigen Tagen stand sie am Gartenzaune, als das Stubenmädchen vom Herrenhofe vorüberging. Bald war ein Gespräch angeknüpft. Jede von beiden wollte aus der anderen etwas herausfragen, keine wußte Genaueres; das aber berichtete die jüngere, daß es im Wohnzimmer des Herrenhauses in den letzten Tagen oft sehr lebhaft hergegangen sei.

Der Hauptmann hatte so lästerlich geflucht, als ob Himmel und Hölle einstürzen sollten. Frau Rat Helloh hatte geweint, geschluchzt, laut gebetet! Das war alles. Eins doch! Einen Ausruf des grimmen Alten hatte sie verstanden: „Wie kann sich ein Behrenstein so tief erniedrigen! Wie konnte Karl dies Bauernäffchen zu seiner Coeurdame machen? Tod und Teufel! Er soll's! Ich will! Mord und Todschlag! Wie mag da drüben Beelzebubs Gevatter frohlocken!“

Die Knechte, die Mägde, die ganze Umgebung mußte unter dem Unmute des zornentbrannten Herrn leiden. Alle konnten es büßen, daß zwei junge, reine Menschenseelen klopfenden Herzens miteinander die Füße nach den Klängen der Flöte und Geige bewegt hatten.

An einem klaren Nachmittage stand der Hauptmann am Fenster, in die Landschaft hinaussehend. Mit ebenso großem Erfolge hätte er auch in einen dunklen Keller blicken können, er würde dort ebensoviel gesehen haben. Wolken um Wolken türmten sich auf seiner Stirn auf, tiefer und tiefer senkten sich seine Augenbrauen. Schon zuckte es um seine Mundwinkel. Ein schweres Gewitter wollte sich entladen. Mathilde sah bebend zu ihm hinüber, ihr graute, ihr bangte vor ihm. Da! Rasche Tritte! Die Thür wurde geöffnet, mit heiterstem Antlitz, mit fröhlichstem Gruße trat Karl ein.

Leise nur wagte die Rätin ihm zu danken. Ihr Bruder maß den Neffen mit Blicken, die manchem anderen Grausen eingejagt hätten; doch den jungen Herrn trafen die Donnerkeile, welche ihm des Vormundes Augen entgegenschleuderten, nicht. Er machte den Versuch, ein Gespräch über Wind und Wetter anzuknüpfen, es war vergebens! In der Brust des Alten tobte es wie ein Vesuv, aber dieser konnte nicht zum Ausbruche gelangen. Mit donnernden Schritten, dem Zöglinge die furchtbarsten Drohblicke zuwerfend, ging Adolf einige Male auf und ab.

Es mußte ein Entsetzen erregender Auftritt folgen, das fühlte die fromme Schwester. Darum schloß sie die Augen, faltete sie die Hände. Sprach sie nicht leise ein Stoßgebet?

Was geschah auf einmal? Mit einem: „Bis auf gelegenere Zeit,“ ging der junge Herr rasch zur Thür hinaus. Schnell, wie er gekommen war, lief er die Treppe hinab. Wenige Minuten — noch hatten sich die anderen von ihrem Staunen nicht erholt, als lauter Hufschlag erscholl. Dort flog er hin der —

„Hasenfuß, Leichtfittich, Geck, Narr, Ehrvergessener, Doppelkopf Du! Ich will Dich, warte! ich! Du hammelbeiniger Wildschläger Du! Willst mir, Deinem? O, Du! Meine Rechte will ich Dir gegenüber zur Geltung bringen! Ich! Du die Bauernfratze? Du dies alberne, vor Hochmut verrückt gewordene Geschöpf? Nein! Ein Behrenstein wäre der Gemeinheit fähig, sich mit diesem aus lauter Niederträchtigkeit emporgeschossenen Sprossen aller Schlechtigkeiten noch tiefer einzulassen? Wart!“

Alles dies lautete gerade nicht hübsch und klang der himmelnden Mathilde nicht wie Engelweise im Ohre. Gut, daß er endlich schwieg und, wieder ins Unendliche hinausstarrend, mit verschränkten Armen wie eine Bildsäule dastand.

Karl! Dieser Karl! Dieser Verwegene! Sich so mir nichts dir nichts, zu entfernen, sein Ohr den ernstlichen väterlichen wie mütterlichen Ermahnungen, Warnungen, Drohungen zu entziehen! Er mußte den Willen dessen, der die Hand über ihm hatte, vernehmen. Mündlich war ihm die Mitteilung nicht wohl zu machen, es konnte auf schriftlichem Wege geschehen. Ihm sollte gezeigt werden, wie er gegen die Ehre seines Hauses gefrevelt, wie er sich hinfüro dem Bauerngesindel gegenüber zu verhalten haben werde.

In diesem Augenblicke war das Erteilen einer derartigen Zurechtsetzung nicht thunlich. Der, welcher sie denn doch abzufassen hatte, war augenblicklich nicht dazu imstande, auch am folgenden und darauffolgenden, an einer ganzen langen Reihe folgender Tage nicht, bis ein hübsch geschriebener Brief des Schuldigen der Sache eine andere Wendung gab.

Beim ersten Lesen schwoll des Oheims Stirn vor Zorn an. Seine Augen glühten. Er las noch einmal, ein wenig bedächtiger werdend. Beim dritten Lesen kam einige Ruhe über ihn. Er gab das Schreiben seiner Schwester schweigend hin und ging.

Es lautete:

„Lieber Oheim!

Die Art des letzten Empfangs auf meinem väterlichen, auf meinem Gute, hat einen nicht leicht zu verwischenden Eindruck auf mich gemacht. Das Verhalten Eurem Karl gegenüber war ein so kaltes, eisiges, daß ich in der That nicht wußte, wie mir geschah. Ein längeres Verweilen in meinem eigenen Hause würde am Ende zu einem Begegnis geführt haben, welches mir, vielleicht auch Euch zu herzlichem Bedauern Veranlassung geworden wäre.

Sinne ich darüber nach, wodurch ich Deinen Unmut hervorgerufen haben mag, so springt mir eins ins Auge, welches ich als die Quelle desselben ansehen kann.

Auf einem Balle der feinen Gesellschaft Salburgs habe ich, den Geboten der Artigkeit folgend, Bertha Odemissen, welche dort als vollberechtigt

eingeführt war, wie auch ihre Verwandte, Emma Westermann, wiederholt zum Tanze aufgefordert.

Ich denke, ein junger Mann, welcher bald großjährig ist, sich eine mehr als durchschnittliche Bildung angeeignet hat, welcher im Begriff steht, in den Staatsdienst zu treten, wird berechtigt sein, selbständig zu beschließen, wie er sich seiner Umgebung gegenüber stellen soll.

Mich berühren die vielen widerwärtigen Zänkereien mit den Besitzern des Meierhofes nicht. Hat Odemissen sich thatsächlich, absichtlich an meinem seligen Vater vergriffen, so that er es nicht ungereizt, und sein Sohn hat dies Vergehen doch gesühnt, indem er mir das Leben rettete. Sollte auch ihr Vater schwarz sein wie die Nacht, so ist meine frühere Gespielin über alle Niedrigkeit erhaben und wohl eines artigen Entgegenkommens wert.

Lieber Oheim. Bis heute habe ich keinem Mädchen gegenüber andere Verpflichtungen als die, denen ich nachgekommen bin. Magst Du weit hinaus gedacht haben, ich erkläre bestimmt, meine Hand nicht vor meiner Volljährigkeit versagen zu wollen; sollte ich aber Deiner Vormundschaft entwachsen sein, dann werde ich das volle Recht des Selbstbestimmens in Anspruch nehmen, wie mir dies meine Stellung im Staate, meine Stellung als Herr auf Odemissen, auferlegt. Bei der Wahl einer Lebensgefährtin würde ich meiner Ehre nichts vergeben, mich aber weder durch veraltete Vorurteile, noch durch irgend etwas Anderes bestimmen lassen.

Nun Du, mein Liebster. Faß den Entschluß, der lange in mir feststeht: Vergiß den unangenehmen Auftritt, sei wieder der liebe Alte, der Du mir immer warst. Laß mich wieder der sein, der ich Dir früher war. Dieses aus tiefster Tiefe der Brust wünschend, verbleibt in unwandelbarer kindlicher Liebe und Treue

Dein Karl."

„Welch eine Sprache führt der junge Mensch dem gegenüber, dem er unterthan sein soll. So, als habe er nie die Bedeutung des vierten Gebotes gelernt: ‚Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren.' Ich sehe trüben Tagen entgegen, fürchtend, daß die Eintracht in diesem Hause vollends keine Stätte mehr finden wird." So klagte Mathilde, den Brief offen auf den Tisch legend.

Der Bruder kehrte nach geraumer Zeit wieder. Die Falten seiner Stirn hatten sich, dies wunderte die andere, geglättet. Wieder ging er, etwas düsterer werdend, auf und ab. Schon befürchtete die Schwester einen neuen Ausbruch seines Unmutes, als er plötzlich vor dem Tische stehen blieb, mit voller Faust auf den Brief schlug; aber sehr laut und vernehmlich die Worte hören ließ: „Mag das sein, wie es will! Eins blickt aus den Zeilen denn doch hervor: Das Gesicht eines Mannes, keines Knaben." Dann nahm er das Schreiben und legte es fort.

Der Gedanke, später auf dem Gute einen Jüngeren schalten sehen zu müssen, der seine eigenen Wege ging, drückte ihn anfangs sehr; die Erwägung aber, daß Karl im Bewirtschaften des Erbes kein Genüge finden, sondern im Staatsdienste, der seinen Fähigkeiten, seinen Neigungen, mehr entsprach, bleiben werde, dämpfte die Regungen des Unmutes, welche sich häufiger als früher bemerklich machten, nach und nach.

Monde um Monde vergingen, ohne daß der junge Herr, welcher die Fürstenstadt verlassen hatte und in einem kleineren Amtsorte wohnte, einmal geschrieben hätte. Daß Karl keine Neigung zeigte, die Heimat, die Verwandten zu besuchen! Nach langem Harren entschloß sich die Frau Rat endlich, ihm allerlei nötige und unnötige Dinge zu senden, wieder mit ihm anzuknüpfen und um einen Besuch zu bitten. Auf diesen mußten die beiden Alten noch lange warten.

Erst im Frühlinge des nächsten Jahres traf Karl Behrenstein in Odemissen wieder ein. Der Hauptmann war sichtlich erfreut über sein Kommen und vermied es, den unangenehmen Vorfall irgendwie zu berühren. Frau Mathilde lächelte, als hätte sie ein lange geschwundenes Glück wiedergefunden. Niemals wurde derer vom Meierhofe gedacht.

Der junge Herr fragte mehr als früher nach Gerechtsamen und Rechtsverhältnissen seines Besitzes. Woher er nur in kurzer Zeit so viel gesunde Ansichten über Landwirtschaft bekommen haben mochte? Seine heutige Stellung gab ihm hinreichende Gelegenheit, sich in dieser Beziehung zu unterrichten; auch war sein Vorgesetzter ihm ein leuchtendes Vorbild. Bei der damaligen Vereinigung von Rechtspflege und Verwaltung lernten die Beamten Volk und Volksleben genauer kennen, lernten sie schärfer sehen als heute. Der alte Herr sah seine Leute genau so, wie sie leibten, lebten, litten, weinten und lachten. Er kannte sie von ihren guten und üblen Seiten. Er wußte in jedem Orte den fleißigsten Ackersmann, wie den lässigsten Landwirt zu bezeichnen. Das lernte Karl von ihm.

Erregte die Beobachtung dieses Zuges des Oheims lebhafte Freude, so machte ihn ein anderes mißmütig. Jener erbat sich oft den Schlüssel zum Urkundenschranke, las einen Rechtshandel nach dem anderen, sprach mit jener Sachkenntnis, welche sein Beruf von ihm forderte, vom Gange derselben, und kam schließlich zu der Überzeugung, daß die der Gutsherrschaft im Laufe langer Jahre erwachsenen Gerichtskosten mindestens den zehnfachen Wert aller erstrittenen oder behaupteten Gerechtsame erreichen möchten.

Dies lautete dem alten Haudegen denn doch zu stark. Mit großer Lebhaftigkeit, ja wohl Heftigkeit bestritt er die Berechtigung dieser Behauptung, und als er Zug um Zug zurückgedrängt wurde, als er zugeben mußte, daß schlichtes Nachgeben in vielen Fällen das Vorteilhaftere gewesen sei, blieb er doch dabei stehen, einem infamen Gegner, einem Todfeinde müsse man allüberall die Stirne bieten.

„Und wenn Du die Otternbrut von drüben erst einmal kennst und es geschmeckt hast, was es heißt, den Halbbruder des Gottseibeiuns zum Nachbarn zu haben, wirst Du gerad so denken, wie ich heute, wie alle Deine Vorfahren dachten."

Würde dem jungen Besitzer des alten Herrenhofes das Einlenken in andere Bahnen so gar schwer werden? Fast schien es so. So oft er Kord Odemissen begegnete, suchte dieser ihm auszuweichen. Gelang es einmal, in seine Nähe zu kommen, so gab er auf jede freundliche Anrede immer nur eine mürrische Antwort. Stets zeigte der künftige Meier dasselbe bittere Gesicht.

Aus Salburg langte ein mächtiges Schriftstück an, welches den Streit um den Anger zwischen den beiden Höfen betraf, auf welchem die uralte Eiche stand, unter der die Sprossen der feindlichen Geschlechter als Kinder oft friedlich miteinander gespielt hatten. Der junge Behrenstein ging, die Örtlichkeit, so wohl er sie kannte, doch noch einmal genau in Augenschein zu nehmen.

Mußte der Baum, wahrscheinlich auf der Grenze stehend, einst als Opfer der Beendigung des Streites fallen? Welch gewaltiger Bau! Welch ein wunderbar gebildetes Geäst! Welch ein Laubdach! Doch was lag da auf den hochstehenden Wurzelknorren, auf der natürlichen Bank? Ein Buch, aufgeschlagen! Er hob es auf und las:

„‚Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium!
Wir betreten wonnetrunken
Himmlische, Dein Heiligtum!‘

Schiller!“ sagte er. „Dann muß Bertha hier sein, und ich habe sie noch nicht gesehen.

‚Seid umschlungen Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!‘

Das paßt nicht recht zum Geiste, der in Odemissen herrscht! Ich wollte, es wäre anders, wenn ich auch lieber Dich umarmte, als alles sonstige Gesindel, welches unser schnödes Erdenjammerthal bewohnt. Und wahrlich! ich drückte am liebsten Dir und nur Dir! unzählige Küsse auf die Lippen.“

Ha! was war's? Da stand mit leichtgeöffnetem Munde, ein Bild des Erstaunens, Bertha Odemissen, hinter dem Baume hervortretend, neben ihm. Jetzt erst bemerkten sie sich gegenseitig.

„Bertha! leih Tante Mathilde Deinen Schiller. Die fromme Seele wird sich namentlich sehr an Gedichten, wie dieses, erbauen:

‚Freude sprudelt in Pokalen,
In der Traube gold'nem Blut.‘

Das wäre Seelenbalsam für sie.

‚Dem Verdienste seine Krone,
Untergang der Lügenbrut.‘

Das letztere würde Onkel Adolf mit dem Bewußtsein größter Berechtigung auf alle Insassen des Meierhauses beziehen. Bertha! Es ist sehr zu beklagen, daß es so steht. Thu, was in Deiner Macht liegt, daß es anders werde. Gieb in meinem Namen Deinem Bruder die besten Worte. Ich kann sein Feind nicht sein und werde später, als Herr, alles mögliche thun, daß der Friede bei uns einkehrt.“

„Was ich wirken kann,“ sagte das Mädchen, indem helle Glut sein Gesicht überlief. „Aber Herr —“

„Was da Herr? Wie es in den Tagen unserer Kindheit unter uns war, so soll es bleiben. Räum Du nach Kräften alles Hindernde hinweg, wie ich dies versuchen werde, dann kommen einst für uns goldene Zeiten!“

„Was ich kann,“ sagte Bertha, „aber mein Vater, mein Bruder!“ Hierbei wandte sie sich zum Gehen.

„Bertha, eile nicht so! Gern möchte ich Dir noch etwas sagen, aber —“ hier stockte seine Stimme, „noch bin ich nicht mündig.“

Sie ging. Er hörte, daß sie schluchzte. Was sollte dies bedeuten? Wohl weinte sie im Schmerz über die garstigen Seiten im Wesen der Ihrigen, und doch klangen tief in ihrer Brust, wie himmlische Weisen, die Worte wieder: „Ich möchte Dir noch etwas sagen.“

Der Tag ging dahin, die Sonne sank. Vieh und Leute kehrten vom Felde, von der Weide zurück, auch Kord kam mit seinem Gespanne heim. Mit vier Rappen fuhr er auf den Hof. Wie scharf er auf alles achtete. Nicht leicht stieß ihm beim Fahren ein Unfall zu. Für seine Tiere sorgte er wie der zärtlichste Vater für seine Kinder. Hätte er sich im Verkehr mit Menschen doch überall so menschlich gezeigt! Er spannte aus, versorgte seine Pflegebefohlenen und kam in die Wohnstube.

In liebevoller Weise redete die Schwester mit ihm über seine Stellung zu Karl. Sie bemühte sich, ihm zu zeigen, wie wohl dieser gegen ihn gesinnt sei. Vergebens! Der Hartkopf mochte nicht hören, wollte nicht sehen. Aus allen seinen Worten sprachen Haß und Mißgunst. Als die Schwester die Fülle ihrer Beredsamkeit erschöpft hatte, trat ein kurzes Schweigen ein, währenddessen Minna in das Zimmer trat.

Kord sah vor sich nieder und fragte dann in gleichgültigem Tone: „Wann sprachst Du Karl Behrenstein?“ Bertha berichtete kurz von der Begegnung unter der Eiche.

Tiefer und tiefer errötete hierbei des jungen Mannes Stirn. Sein Auge glühte immer dunkler. Da sprang er wild empor, mit geballter Faust vor die Schwester hin. Zähneknirschend preßte er nur stoßweise heraus: „Sieh hin, Närrin! So lange verspricht Dir der Bube Himmel und Erde, bis er Dich bethört hat, und wenn er Dich unter die Füße gebracht —“

„Schweig!“ kreischte das Mädchen, während Minna zwischen beide sprang.

„Wenn Dich der Brunnen verschlungen hat,“ krächzte der Unhold wutschnaubend.

In diesem Augenblicke trat der Vater ein. Der Sohn wich einen Schritt zurück. Finster, trotzig stand Kord da. Odemissen sah ihn fest, kalt an. „Wen verschlingt der Brunnen?“ fragte er.

Eine Weile blieb der Anerbe die Antwort schuldig. „Die Herrendirne!“ brummte er, auf Bertha zeigend, fühlte aber im selben Augenblicke die Faust des Vaters im Gesicht. Er wollte auf ihn losspringen, besann sich aber und trat zurück. Wie ein Stier vor Wut brüllend, fluchend, ging er hinaus, während Bertha laut weinend, das Gesicht mit der Schürze bedeckend, auf einen Stuhl sank.

Der Meier begriff bald, um was es sich handele und sagte: „Heute will ich nicht nachfragen. Morgen

soll die Sache ins reine kommen." Dann ging er wieder hinaus.

Am anderen Morgen berichtete die Haushälterin dem Herrn alles so, wie sie es aus Berthas Munde vernommen, teilweise selbst gesehen hatte. Sie verschwieg nicht, daß der junge Herr Bertha mit Du angeredet, sie aber alle Vertraulichkeit vermieden und sich bald entfernt habe.

„Eins sollte meine Tochter bedenken," sagte der Bauer verdrießlich, „daß sie sich nicht durch den Verkehr mit Behrenstein in den Mund der Leute bringt. Seine Frau kann sie nie werden; den Vorwurf aber, den ihr unser Flegel gemacht hat, verdient sie nicht. Die läßt sich nicht bethören. Dafür weiß sie zu gut, wer und was sie ist. Ich möchte, der rüde Bursch hätte etwas von ihrem Feingefühle."

Er wollte seinen Erben noch einmal rechtschaffen zurechtsetzen, ihm zeigen, wie er sich der Schwester gegenüber zu verhalten habe; doch ging jener ihm immer schweigend aus dem Wege. Bertha gegenüber mochte der Vater den ärgerlichen Vorfall nicht berühren. Sie war die nächsten Tage sehr ernst, in sich gekehrt und schien den Bruder nicht zu beachten, welcher Bekannten gegenüber recht lieblose Bemerkungen, das Wesen und Thun seiner Schwester betreffend, machte.

XXIV.

„Vetter!" sagte er anderen Tags zum Erben von Danhardts Hofe im Dorfe drinnen, dessen Urgroßvater ein nachgeborener Sohn von einem Odemissen gewesen war, „glaub es mir, dies Affending vom Mädchen kann nichts von dem, was ihm an Arbeit dem Stande gemäß zukommt. Thun will's auf unserem Eigentum nichts; aber einen Brautschatz möcht es morgen, den anderen Tag haben, von dem es wie eine Fürstin leben kann. Was meinst Du, Vetter, müßte ein Frauenzimmer von solchem Wuchs nicht den Milcheimer zur Hand nehmen oder ins Feld gehen, Kraut zu hacken? Haha! Nur einige Wochen lang sollte unser ‚Fräulein' mit reihean arbeiten müssen! O! Wie würden dann die Patschhändchen wohl aussehen!"

Diese Rede war recht nach dem Sinne des anderen Burschen. „Was meinst Du," äußerte der etwas nachdenklich, „wenn Euer ‚Putzdichfein' eine vernünftige Bauernfrau hergäbe, dann wäre uns beiden leicht geholfen. Ich heiratete dann Deine Schwester, Du die meine, und das Vermögen bliebe auf beiden Höfen hübsch zusammen."

„Donnerwetter!" rief Kord, „das wäre ein Vorschlag; aber die verwünschte Bildung des dummen Dinges, die Narrheiten, die unserer Gräfin im Kopfe spuken! Du, Vetter, ich glaube, sie heiratet noch gar einmal einen General oder sonst einen anderen vornehmen Nachtwächter, der dumm genug ist, eine Katze im Sacke zu kaufen."

Der Vetter kraute sich ein wenig im Haar und kam dann kleinlaut mit den Worten heraus: „Ja, wenn nur die verdammte Bildung nicht wäre! Weißt Du, ich möchte die Base wohl leiden, und was könnte sie Besseres thun, als Danhardtin zu werden? Bin ich nicht ein ganz anderer Kerl als solch ein städtischer Hasenfuß? Der Teufel hole das Unzeug, welches wir Bauern ernähren müssen."

Dies leuchtete Vetter Kord ein. Er drückte dem anderen freundvetterlich die Hand und schlenderte mit den Worten: „Ich habe ein Hauptvergnügen vor mir," dem Holze zu.

Daß er sich beim Abendbrote nicht sehen ließ, fiel Odemissen nicht auf. Als der am anderen Morgen mit seiner Tochter in der Wohnstube saß, kam Minna mit verlegenem Gesicht herein und erzählte, die Magd habe eben Kords Bett unberührt gefunden, auch habe ihn niemand vom Gesinde gesehen. Jetzt wurde des Alten Stirne kraus. „Dieser Bursch, will er's immer ärger machen? Fängt er nun gar auch noch das Herumtreiben an?" rief er aus.

Es wurde Mittag, auch jetzt erschien der Sohn nicht. Das beunruhigte den Vater. Als der Nachmittag kam und niemand von des Anerben Verbleiben etwas wußte, ging der Meier ins Dorf.

Der junge Vetter Danhardt konnte ihm von dem letzten Begegnen erzählen. Starr hörte ihn der reiche Mann an. Finster, ohne einmal zu grüßen, schritt er durchs Dorf, dem Holze zu. Lange ging er kreuz und quer umher. Vielleicht war Kord gestürzt und niemand kam, ihm zu helfen. Laut rufend ließ der Meier seine Stimme erschallen, und nur das Echo antwortete ihm.

Wohl aufrecht, doch sehr gedrückt stieg er, als des Tages letzter Schimmer schwand, hinab, ging nach dem Hofe hin. Bertha empfing ihn schon am Thore, wo sie sein geharret hatte. Wie bangte ihr, als sie die Kunde vernahm! Sie suchte den Vater zu trösten, ihm Hoffnung zu erwecken.

„Laß das, Kind!" sagte er. „Hast ihn doch immer noch lieb," fuhr er fort.

„Herzlich lieb," seufzte das Mädchen.

Bis tief in die Nacht hinein saßen die beiden mit Minna wachend. Es wurde wenig gesprochen. Immer ernster ward Odemissen, immer schweigsamer; schlug aber ein Hund an, dann sprang er auf, lauschte und lauschte, der Sohn kam nicht. Er ging hinaus, sah zum Himmel empor, horchte in die Ferne, der Erwartete kam immer und immer noch nicht.

„Wir wollen uns niederlegen," sagte er, als die Stunde der Mitternacht lange vorüber war. Mit klopfendem Herzen, nach langem Händedruck ging Bertha.

In ihrer Kammer erst ließ sie ihrem Schmerze freien Lauf. Sie hatte ihn ja so lieb, dessen Herz so kalt gegen sie war.

Der Meier lag offenen Auges, angekleidet auf dem Bette. Bei jedem Geräusch richtete er sich empor. Mehrmals sah er zum Fenster hinaus. Dann streckte er sich wieder nieder. Endlich schlummerte er. Ihn träumte von Gefahr, Not, Elend. — Ha!! Was war's? Welch ein Gebahren der Hunde! Welch tolles Bellen?!

„Meier, Meier!" rief draußen eine fremde

Stimme. „Wehrt den Rüden! Laßt mich ein, ich muß Euch sprechen! Ich bin der herrschaftliche Holzknecht vom Bannberge!" War's ein arger Traum, der ihn umfangen hielt? Wieder klagte der da draußen: „Um Gottes willen wehrt dem großen Hunde und laßt mich ein!"

Es konnte keine Freudenbotschaft sein, die da nahte. Odemissen sprang auf, trat aus dem Hause und rief: „Wodan, hierher!" Aber das Tier blieb zähnefletschend am Hofthore stehen, den Forstmann bedrohend, sobald der nur Miene machte, einen Schritt vorwärts zu thun.

Mittlerweile war das erste Grauen des Tages am Morgenhimmel emporgestiegen. Die Knechte, zum Futterschneiden bereit, sahen aus den Bodenklappen und riefen auch: „Wodan, Wodan!" Aber der Hund wurde nur noch ergrimmter und machte Miene, den Fremden anzufallen; nur schien er dessen schwerem Stocke nicht zu trauen.

Jetzt kam die große Viehmagd aus dem Hause. In der Rechten trug sie einen Holzlöffel, mit dem sie an den Milcheimer in der Linken schlug. Das verstand der Hund. Rasch sprang er der Hütte zu, vor der sein Napf stand, in den das Mädchen die Milch schüttete. Gierig klappte das Tier den süßen Trank ein, wobei ihm schnell die Kette angelegt wurde. Die anderen Kläffer waren rascher beruhigt, und der Fremde folgte dem Hofherrn in das Haus.

In der Stube blieb der vor ihm stehen, ihn ernst, ohne ein Wort zu sagen, ansehend. Der Holzknecht begann: „Es wurde in letzter Zeit in der Forst viel gewildbiebt. Deshalb beschritt ich diese Nacht die Grenze zwischen meinem Bezirke und dem Holze des Rittergutes. Als ich auf den Kamm des Rödlingberges kam, wo ein schmaler Fußsteig längsüber führt, lag ein dunkler Körper nicht weit ab vor mir.

„Mein Hund an der Leine winselte und lief unruhig hin und her. Langsam ging ich näher hinan. Lag da ein Mensch. Er regte sich nicht. Je näher ich hinankam, desto unruhiger wurde das Tier. — Ein Mann lag da, regungslos lag er da! Ich betastete ihn, er war steif und kalt, tot! — Mit Mühe zündete ich mit Hilfe von Schwamm und Stahl dürres Gras an. — Er war es!! —"

Der Bauer sank in den hölzernen Sessel und bedeckte eine lange Zeit das Gesicht mit beiden Händen. Da trat Minna ein. „Lassen Sie sich's noch einmal erzählen," sagte ihr Herr dumpf, „und teilen Sie es, wenn ich fort bin, meiner Tochter mit."

Er ging hinaus und befahl Hans, dem zuverlässigsten Knechte, sofort schleunigst den leichten Wagen fertigzumachen, anzuspannen. Stroh sollte er lose darauflegen und zwei reine, weiße Betttücher.

Bertha erwachte eben, als der Wagen vom Hofe fuhr. Entsetzt flog sie empor. Halbangekleidet stürzte sie auf die Hausflur, wo sie die Schreckensbotschaft vernahm. Stieren Auges sah sie ihre alte Pflegerin noch einige Augenblicke an, dann eilte sie laut kreischend auf ihr Zimmer zurück.

„So schiedest Du ohne Worte der Versöhnung! O, wie hart das ist, o, wie herbe!"

Die Leute draußen hörten ihr lautes Klagen. „Das sollte sie nur lassen," meinte der alte Heinrich, dem gutes Essen und Trinken das Höchste auf der Erde war; „denn nun erbt sie die ganze Herrlichkeit."

„Ob's mit dem Jammer so ernst gemeint ist?" sagte Kathrine. „Sie hat nur Nutzen vom Tode des Bruders."

„Sie war immer so gut und er so grob. Er schien ihr nichts Rechtes zu gönnen, und doch ist sie so betrübt," klagte Jettchen. „Schämt Euch, Ihr Schandmäuler!"

Im raschen Schritte war der Wagen bis zum Fuße des Berges gefahren. Dort stiegen die Männer ab. Anfangs ging Odemissen rüstig hinterdrein; aber schwer und schwerer wurde ihm das Steigen, so daß er endlich das Fuhrwerk anfassen und sich so hinaufziehen lassen mußte.

Nahe dem Gipfel des Rödlingsberges endete das Geleise. An ein Fortkommen mit Gespann wäre unter keinen Umständen zu denken gewesen. Die Pferde wurden angebunden. Der Forstwart schritt voraus, Bauer und Knecht folgten ihm.

Anfangs ging's durch Stangenholz, dann erreichten sie den schmalen Fußpfad, der, über den Kamm hinführend, fast nur von Förstern und Waldarbeitern benutzt wird. Nach einem kurzen Marsche blieb der Holzknecht stehen, nahm die Mütze ab und zeigte nach einer kleinen Lichtung am Wege.

Der unglückliche Vater ging gebeugt der Stelle zu. Als Hans ihm folgen wollte, wurden er vom Forstmann am Arme zurückgehalten und veranlaßt, ebenfalls das Haupt zu entblößen.

Als der Bauer seinen einzigen Sohn, den Erben seines Namens, den Erben des großen Besitzes, kalt, starr, entseelt im Blute liegen sah, zuckte es in seinem Gesichte, sein ganzer Körper erzitterte; aber die Augen blieben trocken.

So stand er minutenlang da. Dann beugte er sich zur Leiche nieder. Der Tote lag auf dem Rücken, die Flinte in der Rechten, die Linke geballt, im kurzen Todeskampfe krampfhaft an die Seite gedrückt, den Mund halbgeöffnet.

Offenbar war er auf den vom Tau feuchten Kalksteinen ausgeglitten. Man konnte noch die Rutschspuren seiner Absätze sehen. Der starke trockene Zweig einer jungen Hainbuche berührte noch den Hahn des Gewehres, welches auf die Brust gerichtet war. In der Herzgegend zeigte sich ein rundes Loch, umgeben von einem großen Blutfleck.

Alles dies beobachtete Odemissen so genau, als ob er es nie vergessen wolle. Nun sah er hinter sich. Daher mußte Kord gekommen sein. Er blickte vor sich. Dort breitete sich der Kamm des Berges, eine kleine Waldwiese bildend, etwas aus. Hatte er dort Wild erblickt? Die unselige Leidenschaft im Augenblicke des Todes befriedigen wollen? War doch alles anders gekommen? War der Flinte später, von einem anderen diese Richtung gegeben? Hatte dieser andere den Zweig gesteckt? Der Alte sah alles noch einmal und noch einmal an. Darauf entblößte er das Haupt, faltete die Hände und bewegte leise die Lippen. Als er den Hut wieder aufsetzte, sagte

Hans leise: „Sei Gott seiner armen Seele gnädig.“

Der Meier winkte den Begleitern. Dann faßte er den Entseelten am Kopfe, dem, und nicht ohne Mühe, der Holzknecht die Flinte aus der Hand nahm. Er und der Knecht hoben den Körper. So trugen die drei die Leiche den steilen Hang hinab zum Wagen. Sorgsam bettete der Vater den einzigen Sohn und verdeckte ihn mit dem reinweißen Tuche.

Hans leitete die Pferde, Odemissen hielt den Kasten des Fuhrwerkes mit der Rechten krampfhaft gefaßt, in der Linken trug er seinen Hut. Der Holzknecht schritt nebenher. So ging der Trauerzug dem Thale zu, nach dem Dorfe.

Der Vater hörte nicht die Ausrufe des Schreckens, des Entsetzens, der Teilnahme, er sah niemand auf der Straße. Vor seinen Augen lag noch sein Einziger im eigenen Blute da.

Er erwachte erst, als ihm beim Betreten des Hofes Bertha laut jammernd und wehklagend um den Hals fiel. Jetzt wußte er es, daß es sein einziges Kind war, welches ihn so innig umfangen hielt. Es war ihm so wehe ums Herz, und doch netzte keine Zähre sein Auge.

In der kleinen Kammer war das Totenbett genau so hergerichtet wie beim Ableben der Mutter Korbs. Der Vater ließ es sich nicht nehmen, ihn mit den Begleitern dort niederzulegen.

Stunde um Stunde saß er neben der Leiche. Oft schlug er das Leintuch zurück, die Züge des Erstarrten betrachtend; aber kein Klagelaut entfloh seinen Lippen. Wohl kamen Nachbarn, Freunde, Verwandte, um den Verblichenen noch einmal zu sehen; doch wurde niemand zugelassen, als der junge Vetter Danhardt aus dem Dorfe unten.

Als er kam, saß Odemissen eben im Wohnzimmer. Er öffnete die Totenkammer, ließ den Verwandten ein und schlug die Laken zurück. Dann nahm er seine Mütze ab. Es schien ihn zu verdrießen, daß der andere nicht dasselbe that. Als Danhardt aber in gleichgültigem Tone eine Unterredung über den Schuß anknüpfen wollte, bedeckte der Vater den teuern Toten und schob den unzärtlichen Verwandten zur Thüre hinaus. Er selbst blieb in der Kammer und überließ es dem Vetter sich nach geraumer Zeit ohne Abschied zu entfernen

Die Beerdigung fand in ähnlicher Weise statt wie beim letzten Todesfalle. Der jetzige Geistliche, ein strebender junger Herr von streng kirchlicher Richtung, sprach wieder über die Stelle: „Mensch bestelle Dein Haus, denn Du mußt sterben.“ Er zeigte, wie bös es sei, wenn jemand unversöhnt mit Gott, unversöhnt mit seinen Brüdern aus dieser Welt scheide. Er wußte nicht, wie hart er mit diesen Worten bei den nächststehenden Verwandten anstieß. Es war daher wohlgethan, daß er im zweiten Teile die Gnade und Barmherzigkeit Gottes pries und des Heilandes gedachte, welcher noch dem sterbenden Schächer am Kreuze die Pforten des Paradieses geöffnet habe. „Dieser Gott, dieser Heiland,“ rief er aus, „werden, so hoffen wir, auch dem Verewigten ihr gnadenreiches Antlitz im bangen Augenblicke haben leuchten lassen.“

Als die vier Rappen Korbs ihren seitherigen Lenker vom Hofe fuhren, stand Bertha mit Minna am Fenster. Da zogen sie in gewohnter Weise hin. Weshalb gingen zu den Seiten des Vaters beide Danhardts? Weshalb nicht die Vettern aus Salburg als nähere Verwandte? Vielleicht fiel dem am tiefsten Betrübten dies nicht auf.

Unter denen, welche sich auf dem Hofe anschlossen, war auch Karl Behrenstein. Er trug in seiner Rechten einen Strauß weißer Rosen, was allen Anwesenden als nicht üblich auffiel. Dicht hinter den nächsten Leidtragenden trat er auf. Das arme Mädchen am Fenster bemerkte dies. Es war ihm, als würde ihm unendlich viel weher, sterbenswehe ums Herz. Als der Wagen mit dem Sarge ihren Augen entschwand, sank Bertha bewußtlos in die Arme der Haushälterin.

Weshalb trug Karl jenen Strauß? Als der eintönige Gesang verstummt, das Gebet gesprochen war, warf er die Rosen, ehe eine Erdscholle niederfiel, auf den Sarg. Odemissen, dies wahrnehmend, machte eine seltsame Bewegung vorwärts, die niemand recht zu deuten wußte.

Die Träger fingen an zu schaufeln. Der Meier verlor auch jetzt noch keine Thräne; aber leise zuckte es in seinen Mundwinkeln, leise bebten Schultern, Arme, Kniee. Er hörte nichts vom gesprochenen Segen. Nun traten Fritz und Wilhelm an ihn heran, den wie willenlos Folgenden nach Haus zu führen.

Dorthin folgten ihnen auch die Danhardts.

Unangenehm fiel Bertha der Abstand zwischen ihnen und den Verwandten mütterlicherseits auf. Während diese mit herzlicher Teilnahme vom Beerdigten redeten, seine guten Seiten hervorhoben, von kleinen Erlebnissen der Kinderjahre, in denen Kord eine Rolle spielte, erzählten, beschäftigten sich jene mit der großen, freilich nicht immer erfreulichen Geschichte der Odemissen. Mit Nachdruck strichen sie ihre Zugehörigkeit zu denselben heraus. Sie zählten auf, wie die Massen an Grund und Boden, welche heute das größte und schönste bäuerliche Besitztum des Landes bildeten, durch Heiraten zusammengekommen, wie billig, wie glücklich namentlich in früheren Zeiten nachgeborene Kinder vom Hofe abgebracht seien. Der Vater Danhardt scheute sich nicht zu betonen, es sei doch ein Jammer, wenn vielleicht bald das in Jahrhunderten Errungene, zäh Bewahrte, an einen fremden Stamm kommen sollte.

Die jetzige Anerbin berührte gerade das letzte Gerede gar zu peinlich. Sie klagte über Kopfschmerzen und bat die jungen Westermanns, mit ihr für eine Weile hinaus in den Garten zu treten. Dort ließ sie sich auf die Bank in der Laube nieder, ersuchte die Vettern, sich zu ihr zu setzen und sagte: „Seht! mit Leuten dieser Art werde ich fürderhin vorwiegend verkehren müssen. Mich trifft der schwere Schlag nicht minder hart, als den Vater. Ich verlor den Bruder nicht allein, unseren Stammhalter, ich misse mit ihm meine Freiheit.

„Als künftige Meierin bindet mich das Schicksal

an diese Scholle. Dem Boden meiner Väter schulde ich Treue, die ich ihm nicht versagen werde; denen aber, die sich in den Tagen des Unglücks an uns heranbrängen, kann ich mich nicht gleichstellen. Die Beschäftigung mit Dingen edlerer Art hat mich zur Bäuerin nicht verdorben. Der Zug zu dem, was des Menschen Brust hebt, läutert, adelt, wird mir auch dann bleiben, wenn Sorge um Haus und Hof mein Sinnen und Denken oft Tag für Tag gefangen hält. Muß sich mein Verstehen und Trachten, mein Arbeiten immer und immer wieder der Erde zuwenden, so sollen meinen Geist die Flügel, die ihn beschwingen, in stillen Stunden oft dahin tragen, in jene Gefilde, wo Sprossen ewiger Schönheit blühen. Jene drinnen, die es heute so laut sagen, daß sie unseres Stammes sind, werden, das fühl ich, das seh ich kommen, sich mit echt bäuerischer Dreistigkeit mehr und mehr in diesem Hause breit machen. Sie werden sich hier fest einzunisten suchen.

„Ich werde ihnen das für jetzt nicht wehren können, da der Vater zu sehr an seinem Stamme hängt, um ihnen nicht alle Thüren weit zu öffnen. Er wird ihnen, die, wie ich sehe, nicht in der lautersten Absicht kommen, niemals zu verstehen geben: ‚Geht! Ihr seid meinem einzigen Kinde unliebsame Gäste.‘

„Liebe Vettern! Stoßt Euch nicht an ihnen, wenn ihr Treiben Euch zuwider ist. Stellt Euch, als empfändet Ihr es nicht, wenn sie im Laufe der Zeit unausstehlich gegen Euch werden sollten. Der Zug meines Herzens geht zu Euch, Eure Mutter ist die meine. Mehr, als früher betrachte ich Euch als meine Geschwister.

„Nicht morgen schon, aber sobald es möglich wird, sobald ich mich selbst etwas mehr in die veränderten Verhältnisse gefunden haben werde, hole ich meine noch in Salburg befindlichen Sachen ab. Emma hoffe ich dann mitnehmen zu können. Ich muß eine Menschenseele um mich haben, deren Denken und Fühlen dem meinigen ähnlich ist.“

Sie preßte nach diesen Worten ihr Taschentuch vor das Gesicht. Einen Klagelaut hörten die Brüder nicht; doch sahen sie, wie ihr Busen wogte, wie ihre Schultern zuckten.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Wo die Heimatslüfte fächeln

Gedicht von **Gotthold Schulz-Labischin.**

Mondesschein! Rings Stille, Frieden
Herrscht im wundervollen Parke,
Und die Welt, sie liegt im Schlummer.
Ist's die Stille, ist's der Frieden
Der Natur in ihrer Ruhe,
Der so milde in mein Herz,
Schmerzenlindernd eingezogen?
Sollte hier ich endlich finden,
Was vergebens stets ich suchte
Während meines ganzen Lebens?
Ruhelos zog ich — o Grauen —
Friedenlos von Land zu Lande.
Und, was nirgends ich gefunden
In der großen, weiten Ferne,
Hier in diesem kleinen Orte,
Wo die Heimatslüfte fächeln,
Hier zieht Ruh mir in das Herz.
Dort steht ja das Schloß, das liebe,
Dort, wo ich geboren wurde,
Und der Park, der wohlbekannte,
Der des Knaben Spiele schaute,
Flüstert Grüße zu dem Manne.
Schöne Zeit des Jugendlebens!
Trittst Du mahnend mir vors Auge,
Der ich in der weiten Ferne
Ruhe wähnte nur zu finden,
Und der Heimat nicht gedachte?
O, ich Thor, der ich nicht wußte,
Daß, wo ich die teuren Eltern,
Wo die traute Braut ich damals —
Ach vor schon so langen Jahren —
In die kühle Erde senkte,
Daß nur dort nach tiefem Schmerze
Ruh' ich wiederfinden würde . . .
Hier im Parke ist die Stelle,
Und der Mond blickt still hernieder
Auf die Gräber meiner Lieben.
Grab der Eltern! — Ruhestätte
Der Geliebten! — — Still mein Herz . . .

Der moderne Pflichtbegriff.

Von **E. Gnade.**

II.

Das stille, gleichförmige Leben des Pfarrhauses wurde durch ein scheinbar frohes Ereignis unterbrochen. Der Sohn — gleichfalls ein angehender Geistlicher — verlobte sich und brachte seinen Eltern die neue Schwiegertochter ins Haus. Das Mädchen war eine vornehme Großstädterin von lebhaftem Geist und vielseitiger Bildung. Dem Pfarrer gegenüber vertrat sie die moderne Anschauung mit ihrem Freiheitsdrange und ihrer ungestümen Verneinung, während jener wie ein unerschütterlicher Pfeiler auf dem Grunde des ererbten Glaubens stand. Der Kampf zwischen diesen Gegensätzen spielte sich unter dem Dach des Pfarrhauses ab. Die Mutter blieb eine stille, ängstliche Zuschauerin. Gabriele versuchte, sich durch die Musik einen Weg zu dem Inneren der Pfarrerin zu bahnen. Sie fand den versteckten Schlüssel zum Klavier und begann zu spielen.

„Während sich die Töne behende unter den sicheren Fingern miteinander verschlangen, sank Frau Jürges auf einen Stuhl, gönnte ihren Händen Ruhe, und ließ die Musik vom Nacken durch den ganzen Körper rieseln, wie eine Angst, wie eine Wollust, wie ein widerstandsloses Sinken durch die Luft, als ob sie mit jeder Faser ihres Wesens diesen Quell von Tönen trinke, welcher ihr das Wasser des Lebens war; so lange — so lange hatte sie geschmachtet!"

Aber diese Frau mit ihrer verkümmerten, geängstigten Seele konnte die freie Schönheit der Musik nicht mehr ertragen. Sie nahm mit zitternder Scheu die Hände des spielenden Mädchens von den Tasten, verschloß das Klavier und eilte aus dem Zimmer.

Dann kam der letzte, endgültige Zusammenstoß zwischen der alten und der neuen Zeit, die sich in dem Pfarrer und der Braut seines Sohnes verkörperten. Mit trotziger Kühnheit legte Gabriele Zeugnis ab von dem Geiste, der sie beseelte. Zürnend und drohend, wie ein Prophet des alten Bundes, stand der Pfarrer vor ihr und gedachte sie durch seine fest gegründete, überlegene Weisheit zu zerschmettern. Aber diese beiden Gegensätze prallten nur feindselig an einander, ohne daß ein augenblicklicher Sieg errungen wäre. Als Gabriele jedoch erkannte, daß man ihrem freien Denken Gewalt anthun wollte, und als sie ihren Bräutigam unter die Autorität des Vaters gebeugt und gefangen sah, da streifte sie den Brautring von ihrer Hand und schritt nach einem stolzen Lebewohl allein in die Nacht hinaus. Der junge Geistliche stürzte seiner Braut in der vergeblichen Hoffnung nach, sie zur Rückkehr zu bewegen; die Eltern blieben machtlos und erschüttert zurück. — Spät abends stand die Pfarrerin noch in Nachdenken verloren und betrachtete den zurückgewiesenen Ring.

„Und ohne daß sie es wußte, glitt die Musik durch ihre Seele, diese Musik, welche mit dem jungen Weibe verbunden war, das den Ring verschmäht hatte; und als sei ihr Wesen erst in den Tönen ihr verständlich geworden, erst jetzt — wie sie so dastand — dämmerte es undeutlich in ihr auf, daß das, was sie heute erlebt hatte, wie ein Spiegelbild war, ein kurzer Schimmer von etwas, das tief drinnen in ihrem eigenen Innern lag — verkrüppelt und verkümmert.

Sie betrachtete den verschmähten Ring, und sie betrachtete ihren eigenen, der dünn und abgenutzt ihr lose auf dem blassen Finger saß — ein einzelner Ring, aber einer langen, langen Kette angehörend. Gegen ihren Willen mußte sie daran denken, wie rund und geschmeidig diese Finger gewesen waren, und wie wunderschön es gewesen war, wenn sie leicht und spielend durch die Töne, wie durch Blumen, glitten. Und sie vermochte sich nicht einer bösen Empfindung zu erwehren, als sie ihn fortlegte, diesen neuen, ungebrauchten Ring, der verschmäht worden war.

Und doch — und doch — wer hatte recht? Welcher dieser beiden Ringe hatte recht?

Ihre Gedanken blickten auf ihr Leben zurück. Was sich diesen Abend mit einer bitteren Klage in ihr erhob, das war, daß sie selbst verschwunden war — ihr eigenes Innere — das, was ihre Seele ausmachte. Es war dieser unverstandene Druck, der immer auf ihrem rastlosen Schattenleben geruht hatte: daß sie gar nicht für sich da war, ihrer selbst wegen; sie war nicht gebrochen worden, sondern mit einem Schwamm ausgestrichen — man hatte nicht auf sie getreten, sondern sie glimpflich, beinahe sanft, niedergedrückt. — Sie hatte ihre Kinder geboren und im Laufe der Zeit ihre Schönheit, ihre Frauenwürde bis auf die letzten Reste gelassen — immer müder, mehr darin aufgehend, für andere alles, für sich nichts zu sein; niemals verstanden, ausgenützt, vernachlässigt und verbraucht.

Ihre Klage versank aber wieder in ihre eigene Hilflosigkeit, und es flammte nichts in ihr auf, weil sie erloschen war — Und sie weinte . . ."

Dies ist das letzte, was uns von dem Schicksal der Pfarrerin mitgeteilt wird. Wir wissen jetzt, daß sie ihr Leben bis zum Ende tragen — daß sie ihrem Gatten eine aufopfernde Hausfrau und ihren Kindern eine aufopfernde Mutter bleiben wird, bis der Tod sie von ihrem Platze hinwegruft. Nach unseren altgewohnten Begriffen müßte dieses Leben und Wirken als ein Muster von Pflichttreue bezeichnet werden. Für den modernen Dichter ist es eine Verletzung der ersten und heiligsten Pflicht — der Pflicht gegen die Persönlichkeit. Die beklagenswerte Gestalt der Pfarrerin soll wie ein gewaltiger Mahnruf an jene Tausende wirken, die in gleicher, stiller Arbeit für andere ihr Selbst dahingeben. Ihr Verblendeten! ruft er ihnen zu, Euer Opfer ist eine Schuld! Ihr habt kein Recht dazu, das Höchste, war Ihr in Euch tragt, verwelken und verkrüppeln zu lassen! Ihr habt kein Recht dazu, Eure Gaben und Kräfte auf einem unfruchtbaren Platz zu vergeuden! Ihr beleidigt die Majestät der schaffenden Natur, wenn Ihr die Funken in Eurer Brust mit Schutt und Asche erstickt, statt sie zu hellen Flammen zu entfachen. Es ist Eure Pflicht, Euch selbst nach Euren inneren Anlagen auszuleben, und was Euch daran zu hindern versucht, müßt Ihr bekämpfen und besiegen.

Wahrlich, wenn dieser Geist sich bei uns zum herrschenden Grundsatz verkörperte, dann müßten unsere gewohnten, festgegründeten Anschauungen bis in die Wurzel hinein erschüttert werden.

Der rücksichtslose Egoismus des natürlichen Menschen ist bisher durch Religion und Moral so weit niedergehalten worden, daß ein wahrhaft Gebildeter sich scheuen würde, ihn als die Triebfeder seines Handelns zu offenbaren. Da wird der moderne Geist zum Verteidiger des Egoismus. Freilich — er vertritt dessen Rechte von einem so hohen Standpunkte und in einer so veredelten Form, daß der Begriff von den Pflichten gegen die Persönlichkeit nichts mehr mit dem brutalen Gesellen, den wir Egoismus nennen, gemein zu haben scheint. Um ihn auch in diesem Gewande beurteilen und durchdringen zu können, müssen wir bei ihm zunächst den höchsten Maßstab anlegen, der uns in ethischer Beziehung gegeben ist: den Maßstab des Christentums.

Im ersten Augenblick will es scheinen, als stünde der moderne Pflichtbegriff im denkbar schroffsten Gegensatz zu dem Grundgedanken Christi. Hier die Pflicht der Selbstliebe, dort die Pflichten der Nächstenliebe; hier das Verlangen, die eigene Persönlichkeit frei auszuleben, dort der tiefsinnige Ruf des Meisters: Verleugne Dich selbst und folge mir nach! — Trotzdem müssen wir uns davor hüten, diese Forderung des Christentums so einseitig und oberflächlich aufzufassen, wie das nicht selten geschieht. Vielleicht ist sie zuweilen gerade von den dazu berufenen Lehrern und Führern des Volkes in strenger Buchstäblichkeit aufgefaßt worden, weil die menschlichen Leidenschaften und Begierden sich so gut an diesem Zügel leiten lassen. Wer aber mit gereiftem Urteil und freiem Blick die große Lehre des Christentums und die erhabene Gestalt ihres Begründers anschaut, der wird erkennen, daß auch dort den Rechten der Persönlichkeit ein weiterer

Raum gewährt wird, als man im allgemeinen annimmt. Christus hat in der That sich selbst ausgelebt. Er hat seine Werke und seinen Wandel zum Ausdruck seiner Überzeugung gemacht und allem widerstanden, was ihn veranlassen wollte, seinem Ich untreu zu werden. Die heilige Liebe, die ihn in den Tod trieb, bildete den tiefen, unzerstörbaren Kern seines Wesens. Und so hat Christus in diesem Tode seine Persönlichkeit nicht aufgeopfert, sondern sie zur höchsten Entwickelung gebracht. Kann man überhaupt sagen, daß er sich selbst verleugnet habe? In der eigentümlichen Bedeutung dieses Wortes nicht. Der göttliche Lehrer der Menschheit besaß eine so klar und rein ausgeprägte Individualität, wie kein anderer vor und nach ihm, und wich um keines Haares Breite von den Gesetzen ab, die ihm seine Individualität vorschrieb. Die irdischen Rücksichten des Glückes und des Wohlbehagens, denen sein Leben nicht Rechnung trug, waren für ihn eben nur etwas Äußerliches, das nichts mit seiner wahren Natur gemein hatte. Sein Leiden und Sterben waren seinem Wesen gemäß und nicht seinem Wesen zuwider. Von der Menschheit verlangt Christus aber nichts, was er nicht in seinem eigenen Leben vorbildlich verkörpert hat. Wenn er also sagt: Verleugne Dich selbst, so kann nach seinem Beispiel diese Forderung nur bedeuten: Überwinde alles Niedrige und Unedle in Dir, das Dich hindert, meinen Spuren nachzufolgen.

Auch ein anderes Wort Christi dürfen wir nicht in der Bedeutung unserer heutigen Sprache auffassen — das tiefe, mächtige Wort: Liebet Eure Feinde. So oft wir es von den Kanzeln herab bedingungslos verkündigen hören, daß wir auch unsere Feinde lieben sollen, so oft sträubt sich unsere ehrliche Empfindung dagegen, und wir ahnen, daß uns damit etwas schlechthin Unmögliches zugemutet wird. Liebe ist ein elementares Gefühl, welches auf Naturgesetzen beruht und durch innere Verwandtschaft oder durch ausgleichenden Gegensatz bedingt wird. Der gute Wille kann ebenso wenig Liebe hervorbringen, wie der Chemiker einen Urstoff zu erzeugen vermag. Was unserem Wesen als unverträglich und feindselig gegenübersteht, können wir eben nicht lieben — das sind Begriffe, die einander ausschließen. Christus fordert aber auch nicht etwas so Widernatürliches von uns. Das Gefühl, das er selbst seinen Feinden entgegentrug, war nicht Liebe im gewöhnlichen Sinne, und seine Haltung war nicht diejenige, die jetzt bisweilen als die einzige, christlich-angemessene bezeichnet wird. Er hat sich niemals vor seinen Feinden gedemütigt, sondern mit edler, schweigsamer Würde ihre Schmähungen erduldet. Er hat sich und seine Lehre niemals da entgegengebracht, wo man ihrer nicht begehrte. Äußerlich steht Christus in hoheitsvoller Zurückhaltung seinen Feinden gegenüber; seine Empfindungen sind Duldsamkeit, Verzeihung und inbrünstiges Mitleid. Er selbst erklärt das Gefühl, das er von uns fordert, durch die Art, wie es sich bethätigen soll: Bittet für die, welche Euch hassen; thut wohl denen, welche Euch beleidigen und verfolgen. Nun, diese Gesinnungen und Handlungen erfordern keine unnatürlich-gewaltsame Selbstentäußerung; sie entsprechen vielmehr dem Bedürfnis eines vornehmen Herzens und liegen in dem Bereich eines geläuterten Willens. Gewiß — wir sollen auch unseren Feinden gerecht werden — wir sollen unsere menschliche Zusammengehörigkeit mit ihnen nicht aus dem Herzen verlieren — wir sollen unserer Abneigung keinen Einfluß auf unsere Thaten gestatten — wer uns aber moralisch zwingen will, unsere Feinde in unserem Sinne zu lieben, der vergewaltigt nicht nur das Recht der Persönlichkeit, sondern auch den Geist Christi, der echt göttlich und doch zu gleicher Zeit echt menschlich ist.

Auch das feine, weise Gleichnis von dem vergrabenen Pfunde scheint eine sichere Basis für den modernen Pflichtbegriff zu ergeben. Wir sollen nach dem Willen Gottes unsere eigentümlichen Gaben nicht verkümmern lassen, sondern sie zu gedeihlicher Entwickelung bringen. Es wird uns zur Aufgabe gemacht, das anvertraute Pfund zu vermehren. Ist damit nicht das Urteil über jene Frau gesprochen, die ein echtes, starkes Talent in kleinlichem Getriebe verkommen ließ, und die von einer Feiertagsnatur zu einer Alltagsnatur herabsank, weil sie nicht die Kraft besaß, sich und ihre Individualität zur Geltung zu bringen?

(Schluß folgt.)

Allein.

Hell in trauter Laube
Freude scherzt und lacht;
Aus dem frohen Kreise
Stehle ich mich leise
In die Sommernacht.

Und der nahen Ampel
Lieblich Rosenlicht
Scheint mir himmelferne;
Droben jene Sterne
Sind mir ferner nicht.

Als ob ich in fremde
Welten mich verlor,
Huscht das Gläserklingen
Und das laute Singen
Scheu vorbei dem Ohr.

Seele ward verstanden
Nicht von einem dort;
Zog aus engen Banden,
Flog zu fernen Landen
Traumbeflügelt fort.

Paul Klie.

Leo Tolstoi während der Hungersnot.

Ein Zeit- und Seelenbild.

Von **Eugen Kühnemann.**

(Schluß.)

Wie man ihn unter seinen Bauern sieht! Er hat den Weg gefunden, das erste Speisehaus ist eingerichtet, alles geht ruhig und ordentlich, alles ist zufrieden — ja! es geht, als wär es allen längst gewohnt, als könne es nicht anders sein. Was meinst Du, welch warme Freude aus dem Urteil seines Herzens spricht: „Das sieht aus wie ein Phänomen der Natur?“ Er hat es in Liebe begonnen, und was seinen Glauben aufrechthält, das ist die Überzeugung: es wird weiter wirken auf andere und immer andere, denn Liebe steckt an. Er erzählt eine Geschichte, ein Gegenstück zum Samariter. Junge Leute kommen von Moskau, von der Arbeit zurück. Einer wird krank und bleibt liegen, bleib

fünf Stunden am Weg, und viele Bauern kommen vorbei. Endlich kommt einer mit Kartoffeln, er fragt, und da er hört, daß der Bursch krank ist, führt er ihn zum Dorf. „Wer ist es? Wen hat Akim hergeführt?“ Akim erzählte, daß der Bursch krank und schwach ist, zwei Tage nichts gegessen hat, und daß man Mitleid mit ihm haben muß. Da brachte eine Frau Kartoffeln, eine andere ein Stück Pastete, eine dritte Milch. Armer Mensch, er ist ganz geschwächt, man muß ihn bedauern. Er ist einer der Unsern. Und derselbe Bursch, vor dem trotz seines unglücklichen Gesichts viele Menschen vorübergegangen, wurde für alle teuer und wert des Mitleids, weil einer ihn bedauert hatte. — Und da Tolstoi nun sieht, daß die That hilft, daß sie immer weitere Kreise zieht, immer mehrere rettet, wird sein Herz voll Dankes, die ruhige Zuversicht hat sich belohnt und er darf sagen: „Nur die Liebe muß zunehmen, so wird dasselbe Wunder vorgehen, das während der Verteilung der fünf Brote sich vollzog: alle Welt wird essen nach ihrem Hunger, und es wird noch überbleiben.“ Er kann sogleich erzählen von den Thaten der Liebe, die wirksam eingriff in die Not. Die Bauern von Kaluga haben von den Leiden der Brüder gehört. Sie haben erfahren, daß sie ihre Pferde verkaufen müssen für einen Preis, für dessen Zehnfaches sie im Frühling die Pferde nicht zurückerhalten werden. Sie bieten den Bauern von Tula an, achtzig Pferde den Winter über verpflegen zu wollen. Sogleich sind die achtzig Pferde beisammen. Die Not muß groß sein, wenn der Bauer sein teuerstes Gut in fremde Hände giebt. Die von Kaluga, die nicht reich sind, haben das gethan für Menschen, die sie nie gesehen, nur aus Liebe. Und Tolstoi ruft aus: „Hätten alle Menschen nur den hundertsten Teil dieses lebendigen Bruderbewußtseins, dieser Vereinigung im Namen des Gottes der Liebe, mit welcher Leichtigkeit, mit welcher Freude selbst würden wir diese Hungersnot ertragen haben und auch alles sonstige Unheil der Existenz!“

So sind diese Dokumente aus der großen Hungersnot. Bilder treten hervor in breiter, sprechender Wahrheit, welche die kundigste Beobachtung aufgenommen. Geschichten ziehen vorbei von hilfreicher Liebe, aufgefaßt wie ein Stück aus der Bibel. Ein neuer Lebenssinn legt überzeugend sich in Thaten dar. Die alte und ach! in dieser Erweisung wie neue Predigt der Liebe klingt mächtig an uns alle, an jeden in seinem Kreis, an jeden in seiner Art. Ein Buch, an dem man nicht vorüber kann.

* * *

Ein Graf und reicher Herr — an alle Güter herrschaftlichen Lebens gewöhnt, ein Glückskind der Erde, einer der berühmtesten Dichter und Männer seiner Zeit, der sein gewohntes Leben aufgiebt und Bauer unter Bauern wird — wie sind wir da so schnell mit dem verwunderten Lächeln bei der Hand! Das geht doch zu weit, das ist doch Unsinn. Es ist uns zu fremd, und wir würden gern schnell fertig mit ihm.

Ja, wenn wir nur einen Anhalt hätten, ihn unter die Schwärmer zu werfen! Wenn es nur nicht unter den jetzt lebenden Menschen derjenige wäre, der vielleicht das menschliche Leben am tiefsten gesehen und durchschaut, der größte Dichter der Zeit.

Aber da stehen seine Dichtungen, und wir kommen nicht um sie herum. Da sind die unzähligen Lebensweisen und Menschen alle in der Tiefe und dem vollen Umfang ihrer Existenz erfaßt. Da packt uns ein Mensch, dem die gewöhnliche Scheidung in Hoch und Niedrig, in Gebildet und Ungebildet nicht gilt, der in der Seele des Seelenlosen ein Leben entdeckt, so reich und ausdrucksvoll wie wir Stumpfblickenden kaum im Genie. Es packt uns ein Mensch, der im dichterischen Schauen selber das Leben besiegt und überwunden hat.

Lassen wir den quellenden Reichtum seiner immer wechselnden, immer neuen Bilder, die Krieg und Staat und Hof und Gesellschaft und Volk, Jagd, Ackerbau, das Grübeln des Denkers, die Träumereien des Liebenden, Ehe und Kinderzucht und alles, was Du willst, uns vorgeführt und jeden Zustand in der Tiefe seiner Lebensbedingungen gefaßt, lassen wir sie beiseite! Es ist der Dichter, der die großen Probleme des Lebens — nicht nur unter den Zeitgenossen — am tiefsten durchgearbeitet, ja, wahrhaft durchgerungen. Geburt, Liebe, Tod — nie sind sie umfassender, ehrfürchtiger, heiliger dargestellt. Du vergissest nie die kleine Fürstin, die bei der Geburt ihres Sohnes stirbt, nie Ljowin und Kitty, die sich wiederfinden, nie den Fürsten Andreas, der auf dem Totenbett in der Liebe des Lebens Erlösung erreicht, nie das Krankenlager des Iwan Ilitsch, auf dem eines ganzen Lebens Krankheit langsam zur Krise sich durchquält.

Und dann kommen diese Seiten von einer Schönheit, daß Dir weh ums Herz wird. Die Menschen scheinen auf den Wellen des Lebens dahingetragen, ihr Wille ist nichts, das Leben ist alles, und ihr Dasein, das sie zu machen glauben, nur wie das Spiel des Lichts in der großen Welle. Mein Gott, ist das Leben denn wirklich so schön, und ich habe es nie gewußt? Das Leben, das mich umgiebt, in dem ich selber bin! nicht in der verklärenden Schönheit früherer Dichtung spricht es zu mir, in der entdeckenden Schönheit seines inneren Reichtums thut es sich auf, in dem wunderbaren Spiel der seelischen Reize, des reichen seelischen Lebens, das in ihm ist in jedem Moment. Das ist eine Schönheit, die uns bereichert. Sie thut uns die Augen auf, sie lehrt uns das Leben besser und mannigfaltiger verstehen.

Nein! nein! es geht nicht an. Wir können nicht über ihn lächeln, wir lächeln uns zum Gericht. Wenn dieser Mann die Form seines Lebens zerbrach und eine neue schuf, das ist eine That, die wir erst verstehen müssen, ehe uns ein Urteil ziemt. Er zerbrach sie, weil sein Gewissen schrie. Er hatte die seelische Welt des Menschen durchlebt in all ihren Rätseln und all ihren Erscheinungen, und immer, immer wieder quoll ihm die furchtbare Frage hervor: wozu dies Leben? Die Fragen warten nicht, sie wollen Antwort, und ohne Antwort kann man nicht leben. Er fand, daß die Weisen nur sagen: es hat keinen Sinn. Er fand, daß die Verzweiflung stieg, je reicher an Geist und Erkenntnis ein Mensch gewesen. Er fand mit Verwunderung, daß die Armen, die Bauern Antworten haben, leben in Gott, leben und sterben gefaßt. Es ist meine künstliche Existenz, die mir die Frage aus den Augen rückt. Ich bin ein Schmarotzer, ein Parasit, ich lebe nicht und will über das Leben sprechen! so rief es in ihm. Er warf dies Dasein von sich. Er wollte nicht mehr die Millionen berauben, denn seine Zufallsstellung nützen, ist nur Raub. Er lebte mit den Guten und Armen in Arbeit und Entsagung. Er erarbeitete sich selbst, was ihm not that, und half ihnen in wandelloser Liebe, und siehe! er hatte Frieden, er fühlte sich im Leben, es quälte ihn nichts mehr. Gerade er, der das seelische Leben der

Menschen so durchdrungen, fühlte auch sein Verhältnis zu den Menschen am feinsten und litt von der gelindesten Unwahrheit, der gelindesten Unredlichkeit. Gerade diese gewaltige Kraft, die im Schauen, in der Erkenntnis sich nicht genügt, als bis sie das fremde Leben bis in die feinsten Beziehungen lebendig wie sich selbst empfand, gerade sie konnte nicht ruhen, ehe sie das Letzte, Höchste erreicht, ehe sie sich ein Leben geschaffen, in dem ihre ganze Seele, in all ihren Kräften entfaltet, lebendig war. Er fühlte sich verantwortlich vor dem Leben, der ganzen Menschheit, und er begann ein neues Leben der Menschheit in sich.

Ihr möchtet dies Leben schelten nach Eurem Verstande und weil es so alles auszuschließen scheint, was uns das Leben wert macht. Ihr möchtet sagen, es ist nicht gesund. Aber an seinen Früchten sollt Ihr es erkennen. Diese Früchte, die seine Kraft ans Licht bringen, sind die Volkserzählungen. Hier ist alles lebendig, hier redet der reinste Sinn der Liebe. Wer mit der Erzählung „Die beiden Alten", mit der Erzählung „Wovon die Menschen leben", sich durchdrungen, der muß bekennen: ein Leben, das solche Früchte trägt, ist gesund im Kern, das ist volles, lebendiges, ursprüngliches Leben.

Er ist uns zu herb, zu herb! Es ist ja hart, zu hören, daß wir alle Schmarotzer sind. Es ist so hart, daß alle Wohlthätigkeit, die nicht mit dem bestehenden Leben bricht, ein Selbstbetrug sei. Man kann im einzelnen ihm entgegen sein. Man kann die Rettung der Seele anders versuchen. Aber die Fassung des Problems ist wahr, die Urteile sind richtig, die Gesichte sind unentweichlich. Nachdem er den wahren Sinn der Liebe einmal entdeckt, steht er fest. Wir wären ihn gerne los, und eine leise Stimme flüstert in uns: wir wären ihn gerne los, weil nichts gegen ihn zu sagen ist.

Ja, wenn es nicht Tolstoi wäre! aber bei ihm stützt doch ein ganzes gewaltiges Leben jedes Wort. Es ist ein Trost, wenn man immer mehr erfährt von jener Mischung von Niedrigkeit und Trivialität, in der das Leben sich erhält, aus dem die lebendige Kraft gewichen ist, wenn man sie — und wie oft! sogar findet bei denen, die seelisch die ersten sein sollten, es ist ein Trost, sich dann die Seele wieder erheben zu lassen in der befreienden Anschauung des großen und guten Leo Tolstoi, in dem die Liebe ohne Ende und ohne Ruhe war.

Wir werden ihn niemals los. Gewiß, wir sind so sehr gewöhnt an unser Leben, wir haben unsere Arbeiten, die wir lieben, von denen wir nicht lassen mögen, die uns an unserem Leben halten. Aber versuch's und erhebe von Deiner Arbeit einmal den Blick zu Tolstois Bild, sieh in das ruhige Auge des ernsten, häßlichen Gesichts. Du fühlst sogleich, daß Du im Anfang bist. Es mag Zeit darüber hingehen, denn die Entscheidungen des Lebens rechnen nicht nach Stunden. Deine Entwicklung aber wird zu ihm führen. Denn — um es mit einem Wort zu sagen — für uns, die wir das Leben des Menschen aus seiner Seele zu verstehen suchen, stellt er in seiner Persönlichkeit ganz einfach den Umfang des Problems dar, mit dem wir zu kämpfen haben. Es ist mit Erkenntnis nicht gethan, die Erkenntnis muß That sein. Du wirst nicht Frieden haben, als bis Du auf Deine Art mit ihm Dich endgültig auseinandergesetzt, mag das Ergebnis noch so anders sein. Denn es bleibt immer des Menschen eigentlicher Beruf, seine Persönlichkeit darzustellen in einem Leben, das als That der Liebe mit seiner Erkenntnis eins sei.

* *
*

Es hat zu allen Zeiten geistreiche Männer gegeben, Denker, Gelehrte, selbst Dichter haben selten einer Zeit gefehlt. Aber ein Mann, der in der revolutionären Arbeit seines Inneren, in der erkennenden und thatbereiten Umkehr seiner Seele — man möchte sagen — ein Lebensgeschick der Menschheit darstellt, ist selten in Jahrtausenden. Ja, wenn ich die Größe und Bedeutung seiner Wandelungen mir vergegenwärtige, und ich blicke zurück, so weiß ich nicht, wen ich mit ihm vergleichen soll.

Auf den Ruf Tolstois sind ihm aus allen Ländern der Erde die Mittel zugeflossen, die sein großes Werk ermöglichten: von Amerika kamen 28 120 Rubel 19 Kopeken, von England 15 7 8 Rubel 35 Kopeken, von Frankreich 1400 Rubel, von Deutschland 759. Viele schickten vielleicht nur wegen der russischen Not. Aber die meisten doch auf den Namen Leo Tolstois. Sie dankten ihm für das Gute, das er durch seine Werke an ihnen gethan. Die dichterische Zeit des Mannes war das Stadium in derselben Entwicklung, deren Gipfel und Ende seine Liebesthätigkeit ist. So hat der wahrhaftige Ernst seines Lebens ihm gelohnt, da die frühere Zeit in der Arbeit seiner Vollendung mit reichen Mitteln ihm geholfen.

Darf man bei diesen Thatsachen dem traumhaft schönen Gedanken sich hingeben, daß des Mannes Wirken ein Band der Liebe um den Erdball geschlungen? Es liegt doch eine erlösende Macht in der wahrhaftigen geistigen That. Er hat sie alle, die ihm verehrend gelauscht, gebunden an seine Seele, mitgezogen auf ihren Bahnen, und nach ihrer Kraft haben sie beigetragen zu verwirklichen, was in ihm aufgegangen, den Anfang einer in Liebesthat geeinten Gesellschaft.

Ein Leben von solchem Gehalt erzieht zur Demut und Vorsicht. Man ist bei uns so schnell mit dem Urteil über die Verrottung russischer Zustände bei der Hand. Aber jedes Ding hat viele Seiten. Möchte man doch fast fragen, was für die Menschheit mehr bedeutet: Zustände, in denen viele mäßig wohl und sicher dahinleben und die Köpfe mehr und mehr sich eingewöhnen in das Dasein, wie es ist, oder Zustände, in denen einer sich entfalten kann zu der urweltlichen Größe und in dem offenbarenden Erleben des Vaters und Meisters Leo Tolstoi?

(Einige einschränkende Bemerkungen von mir lasse ich folgen in Heft 28. O. v. L.)

Mein Stern.

Es war in blühender Frühlingsnacht,
Daß mir ein Engel Kunde gebracht
Von einem stolzen strahlenden Stern,
Der sehnend leuchte in blauer Fern' —
Da träumte mein Herz!

Es war in duftender Sommernacht,
Daß mir der Stern zu Häupten gelacht,
Daß seiner Strahlen zitternde Glut
In meiner jungen Seele geruht —
Da liebte mein Herz!

Es war in stürmischer Winternacht,
Daß scheidend versank des Sternes Pracht,
Durch Flocken schaute sein bleiches Gesicht
Und grüßte trauernd mit sterbendem Licht —
Da weinte mein Herz!

Tony Sturm.

In arktischer Nacht.

Eine Phantasie von **Clara Müller-Colberg.**

Mir träumte, wir gingen beide am Meeressaume entlang. Tiefer Winter war's, und statt des Wassers dehnte sich zu unserer Linken eine endlose graue Eisfläche aus; zur Rechten aber erhoben weiße Riesen ihre gespenstischen Häupter und streckten ihre kalten Arme aus, als wollten sie uns erdrücken in eisiger Umschlingung. Und zwischen diesen beiden Schrecknissen führte ein schmaler Schneesteg unmittelbar am Strand entlang — und auf diesem Stege gingen wir.

Zu unsern Häupten aber funkelten die Sterne der arktischen Nacht. Mich fror, und der Fuß glitt aus auf der schlüpfrigen Fläche. Du hörtest meinen leisen Wehelaut und zogest eine stählerne Kette aus Deinem Gewande, die Du um unsere Körper legtest, um uns so vor dem Fallen zu bewahren. Und ich schmiegte mich fest an Deine Seite; aber immer noch schüttelte der Frost meine Glieder.

„Wohin gehen wir?“ fragte ich leise.

Da legtest Du Deine Hand auf meine Augen, und als Du sie zurückzogst, sah ich in weiter Ferne ein leuchtendes, unbestimmtes Licht, wie von einem großen Sterne.

„Das ist unser Ziel,“ sagtest Du.

„Aber meine Glieder erstarren, und ich werde es nicht erreichen in dieser Finsternis, die uns nicht einmal den Weg schauen läßt, auf welchem unser Fuß wandelt.“

Und da ich also klagte, schlugest Du den Mantel auseinander und bargest mein Haupt an Deiner Brust. Da war es, als sei Deine Brust von Glas, und ich sah tief hinein in Dein Herz. Und ich sah Dein Herz flammen und glühen, und die Wärme teilte sich meinem Herzen mit, so daß meine Glieder geschmeidig wurden und mein Blick zu leuchten begann.

„Thörichtes Kind,“ fragtest Du und küßtest mich lächelnd auf die Stirn, „glaubst Du nun, daß wir unser Ziel erreichen werden?“

„Ich glaube . . .“

* * *

Die Luft war schneidend kalt und unbewegt, aber die Flamme in Deinem Herzen warf einen rosigen Schein auf den Schnee vor uns, auf die Eiswände an unserer Seite. Wir waren lange gewandert und das Licht hatte mich geblendet, so daß ich den fernen Stern nicht mehr schaute und mich willenlos führen ließ. Dein Arm lag um meinen Leib, und mein Ohr vernahm das Rieseln des warmen Blutes in Deinen Adern. Ich fühlte nur Dich und Deine selige Nähe, und keine Kette drückte mich mehr, keine Angst ließ meinen Fuß erlahmen.

Und wir wanderten und wanderten Dann kam eine Stelle, wo der Weg sich verengte und die Eiswände zusammenrückten. Ich erhob die Hand, um Dein Haupt zu schützen; Du aber wehrtest mich ab und wandtest Dein Haupt stolz nach oben.

„Meine Stirn muß frei sein,“ sprachst Du, „damit ich das Ziel nicht aus den Augen verliere.“

Und als ich entmutigt die Hand sinken ließ, berührte sie die Kette, die unsere Körper umschlang, daß sie leise klirrte, ganz leise . . .

Da sah ich die Flamme in Deiner Brust unruhig aufflackern, so daß der grelle Schein an den Eiswänden emporhuschte und seltsame Schattenbilder aus der Finsternis hervorkrochen. Und von Nordost schlug uns ein Luftzug entgegen, so voll eisiger Schärfe, daß mir bange ward um das Licht in Deiner Brust.

„Es will Morgen werden,“ sagtest Du.

* * *

Und schärfer ward der Wind und kälter; ein Brausen klang aus der gefrorenen See empor, und der Wind wuchs zum Sturm Und der Sturm zerrte an Deinem Mantel und trieb sein unruhiges Spiel mit der Flamme in Deinem Herzen.

„Sie erlischt!“ schrie ich auf.

„Was thut's?“ erwidertest Du, „schau hin, im Morgen taucht ein helleres Licht empor . . .“

Ich aber preßte in wahnsinniger Angst beide Hände auf Deine Brust und versuchte, die süße, warme Flamme zu schützen, welche unsern dunklen Weg erleuchtet hatte. Doch meine Kraft war zu schwach gegen die Gewalt des Windes und gegen Deinen trotzigen Willen. Du richtetest Dich empor und gabst Deinen Mantel dem Winde preis, und ich sah Dich stolz erhoben stehen, das siegbewußte Antlitz voll dem dunklen Firmamente zugewandt — einen Augenblick, o, einen kurzen Augenblick nur . . .

Da kam es heran, ein Rauschen und Raunen in den Lüften, ein Singen und Klingen um uns, ein Klirren und Krachen — Und die Flamme erlosch, und die Eiswände neigten sich über uns, und in der Todesangst warf ich mich zurück, so daß die Kette zerriß, die uns beide verbunden hatte. Dann drang ein schriller Weheruf durch die Nacht, und Deine Hand entglitt der meinen; aus dem wankenden Boden empor aber kroch die Kälte an mir in die Höhe und drang in meine Adern und preßte mir das Herz zusammen, so daß die letzten Thränen in meinen Augen zu Eis wurden, zu blinkendem Eis.

Über uns aber flammte es auf und leuchtete und strahlte und warf seine blitzenden Lichter auf das vereiste Meer, über die schimmernden Schneefelder und die gestürzten Berge. Todkalt und herrlich stand sie da am mitternächtigen Himmel, die Sonne der arktischen Nacht, das farbenschimmernde Nordlicht . . . Und in dem einen, letzten, furchtbaren Augenblick, den mir zu denken noch vergönnt war, sah ich, wie die Eisberge Dich begraben hatten und nun auch über mich sich neigten im verderbenbringenden Fall, sah ich mit grauenhafter Klarheit, daß alles, was uns geleitet und beglückt, mein frommer Glaube und Deine stolze Zuversicht bis auf die heilige Flamme in Deiner Brust ein Irrtum gewesen war, ein einziger, süßer, schrecklicher Irrtum nur!

Aus dem Leben für das Leben.

Von **O. v. L.**

Die Sinnesgenüsse erschöpfen sich mit den Nerven, die sie vermitteln; die Genüsse des Gemüts können sich über das Unendliche ausdehnen, weil es selbst einem Unendlichen entstammt. Darum auch können sie noch dem greisen Menschen treu bleiben, lange nachdem jene entflohen sind.

*

Vieler Menschen Leben ist ein stetes Unterhandeln mit dem Laster. Sie unterwerfen sich ihm nicht und besiegen es nicht. Man nennt sie „anständige Leute“.

*

Die Frauen halten zumeist viel mehr an den Standesunterschieden fest, als die Männer. Ein Geheimer Justizrat kann mit dem Geheimen Kanzleirat kneipen, ohne mit einem Worte seine höhere Stellung zu betonen. Seine Frau bringt das, wenn sie mit der Geheimen Kanzleirätin beim Kaffeetisch sitzt, nur mit Überwindung fertig. Nur wenn beide kranke Kinder haben, verstehen sie sich sogleich. Die Mütterlichkeit beseitigt den Standesunterschied.

*

Oft ist es besser, Erregungen auszittern zu lassen, statt sie zu unterdrücken. Denn die unterdrückten können neue Spannkraft gewinnen.

*

„Was ist höchstes Mannesglück?" Stets seinem tiefsten Gesetze gemäß sprechen und handeln zu können. „Ja, wie ist denn das möglich?" Indem Du Dich aus freiem Entschluß in jenem Kreise hältst, in dem Du so zu leben vermagst, und jeden Schritt in Bezirke vermeidest, wo es Dir nicht möglich wäre. „Wenn mich aber das Leben dazu zwingt?" Sei bescheiden in Deinen äußeren Wünschen, dann wirst Du das Leben zwingen, nicht es Dich.

*

Jeder großen Bewegung, und sei sie aus reinstem Geist hervorgegangen, schließt sich Gesindel an, das im Namen dessen, wofür Edle bluten, plündern will. Und die Gegner urteilen nach den Thaten dieses zuchtlosen Schwarmes, der leider gar oft das letzte Wort behält.

*

Ein Laster besiegen heißt noch nicht die entsprechende Tugend erworben haben.

*

Ein von unreinen Leidenschaften beherrschter Mensch kann toll und übermütig sein, niemals aber jene leuchtende Fröhlichkeit entfalten, die auch ernsten Menschen ein Lächeln entlockt.

*

Der nun halb verflossene Naturalismus war eine Circe: er hat manche Schriftsteller in Schweine verwandelt.

*

Wer nach wahrhaft hohem Ziele strebt, der kann sich um äußere Ehren nicht bekümmern. Ihm fehlt die Zeit dafür. Zuweilen aber laufen sie ihm nach.

*

Der mittlere Durchschnitt teilt alles in zwei Hälften. Darum sind die Durchschnittsmenschen auch nichts Ganzes, nicht einmal so weit, wie wir es sein können.

*

Lerne echte Heiterkeit, und Du wirst, ohne sie zu sehen, an Lebensklippen vorbeischiffen, an denen Du scheitern würdest, wenn Du sie gesehen hättest. Doch fragst Du mich, wie man zu solcher Heiterkeit kommt, dann kann ich Dir nur antworten: „Strebe, Gott zu erkennen, und Du wirst im tiefsten Leide frohen Herzens sein können."

Neue Bücher.

Norddeutsche Erzähler. Novellen von Wilhelm Jensen, Heinrich Seidel und Julius Stinde. -- Altflorentinische Tage -- Die silberne Verlobung — Martinhagen. (Berlin 1893, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.)

Die drei Erzählungen sind ungleich wie ihre Verfasser, nur darin vielleicht gleich, daß sie alle wohl nicht zu den besten ihrer Verfasser gehören.

Die erste — „Altflorentinische Tage" von Wilhelm Jensen — führt sich mit einer großen halbphilosophischen Einleitung ein, mit dem Gedanken, bei wie vielen Ereignissen der Weltgeschichte wir Menschen schon zugegen gewesen. Sollen wir aber ehrlich sein in unserem Bekenntnis, so vermissen wir in dem Werke selbst durchaus einen großen philosophischen Blick, der in den Ereignissen der florentinischen Renaissance das seelische Leben erschaute. Sind das die gewaltigen Menschen jener einzigen Zeit? Ist das ein Stück aus jener Bildung und Freiheit, die so unwiederbringlich dahingegangen? Ist das ein Beispiel der wundersamen Liebesirrungen, möchten wir sagen, die für jene Zeit so vieldeutig charakteristisch sind? Ach, das sind alles arme Spießbürger wie wir, nur ein wenig aufgestutzt mit seltsamem Schmuck. Der Dichter hat gewiß viel und sinnig gesehen und mancherlei gedacht. Aber in das fremde und merkwürdige Leben hat er sich nicht hineingesetzt. Wie sein Werk vorliegt, ist es doch nicht mehr als seine Hauptscene ist: ein Kostümfest.

Unter den drei Erzählern ist diesmal Heinrich Seidel zweifellos am meisten Künstler der echteste Dichter. Er fühlt seine Menschen und glaubt an sie. Man kennt sie ja schon, diese anspruchslosen, still und genügsam in ihrem engen Kreise dahinlebenden Naturen. Auch diese Erzählung giebt jenes Gefühl, gemischt aus Rührung und aus Behagen. In der Existenz dieser Menschen hat alles den zweifellosen Charakter der Wirklichkeit. An einer Stelle wird die kunstgemäße Bereitung eines deutschen Beefsteaks so geschildert, daß man sie dabei lernen könnte. Im übrigen will der Schluß uns weniger zusagen als die früheren Teile. So lange die rührende Sonderlingsexistenz des Helden entwickelt wird, schauen wir mit großgeöffneten, aufmerksamen Augen. Wie aber endlich sein Schicksal noch zum Guten geführt wird — das ist ein wenig für den Allerweltsgeschmack, etwas bewußt und in der Ausführung weniger fein. Eine Frage! Ist es ein Zufall oder Absicht, daß die Hauptgestalt dieses feinen Miniaturbildes, Johannes Gram geheißen, denselben Namen führt wie der Held in Arno Garborgs erschütterndem Seelenroman aus der tiefen Gärung der Zeit, „Müde Seelen"? Hoffentlich ein Zufall.

Heißt Julius Stindes Erzählung, die dritte des Bandes, „Abseits der Heerstraße", weil sie in einem verlorenen Winkel Mecklenburgs spielt? Denn künstlerisch kann sie wahrhaftig nicht den Anspruch erheben, abseits der Heerstraße zu wandeln. Man kann seine durch Romanlesen überspannte Heldin nicht wohlfeiler charakterisieren, als es geschieht. Man kann nicht billiger Humor machen. Man kann kaum leichter erfinden. Die Geschichte möchte wohl gerne ernst und groß sein. Wir vermissen jeden Reiz der Persönlichkeit und der Originalität.

F. K.

Die Schule des Theater-Kritikers. Handbuch für Theaterfreunde von Max Transil, Theaterreferent in Leipzig. (Leipzig 1893.)

So sehr bitterer Ernst wird es dem Verfasser wohl nicht

sein, wenn er sagt: er wolle einmal, ex corona, aus dem Volke heraus, durch Belehrung des Volkes einen Heilversuch an den verrotteten Theaterverhältnissen machen. Wenigstens ist es uns nicht gelungen, in dem ganzen Buch einen Zug reformatorischen Wollens oder auch nur orientierenden Urteils zu finden. Dagegen handeln die drei Abschnitte „Die Schmerzen der Frau Musika“, „Novitäten-Seuche“, „Der Operetten-Schwund“, ganz kenntnisreich von den Erscheinungen der Theatergeschichte. Wir möchten nicht hoffen, daß der Erfolg des gewiß redlich meinenden Verfassers darin bestehen werde, daß angehende Opernrecensenten ihn plündern, um mit scheinbarer Sachkunde die geistigen Kosten ihres Metiers bestreiten zu können. E. K.

Urkunden zur Geschichte der neueren deutschen Litteratur II. Blätter aus dem Wertherkreis. Herausgegeben von Eugen Wolf. (Breslau 1894, S. Schottländer.)

Der Herausgeber hat aus dem schriftlichen Nachlaß der Kestnerschen Familie eine Reihe von Briefen ausgewählt und teilt sie uns mit, die vor allem das Wesen Johann Christian Kestners, des Gatten von Lotte Buff, in seiner biedermännisch redlichen Tüchtigkeit lebhaft vor Augen stellen. Wir erhalten die authentischen Dokumente seiner Werbung um Lotte Sein Verhältnis zu ihr, zu seinen Geschwistern und Eltern wird deutlich. Vom jungen Bruder Lottens lesen wir einen frischen, hübschen Familienbrief. Anderes hat nicht eben viel zu sagen. Es ist ein Stückchen Goethe-Philologie, in dem für den aufmerksamen Leser zugleich ein ansprechendes Bildchen deutschen Lebens heraustritt. Zur Erklärung und litterarischen Verarbeitung hat der Herausgeber nicht allzu viel gethan. Daß seine Darstellung im Dienste einer volleren und tieferen Erfassung des Goetheschen Geistes arbeite, vermöchten wir doch nur in sehr beschränkter Weise zuzugeben. E. K.

Die Englische Staats-Verfassung. Eine gedrängte Darstellung derselben zur Orientierung für Staatsmänner, Kaufleute, Schiffsrheder und Zeitungsleser von Wilh. J. Preuß. (Oldenburg und Leipzig 1894. 1,60 Mk.)

Wir können nicht deutlicher, als es auf dem Titelblatt des Buches geschieht, angeben, welchen Zwecken es dienen will. Es erscheint uns zur Orientierung außerordentlich praktisch, nützlich und empfehlenswert. Für Staatsmänner ist es wohl ein wenig zu elementar, aber besonders die Zeitungsleser werden es prächtig brauchen können. E. K.

Stille Märtyrer. Moderne Erzählungen von Georg Keben. (Zürich 1894, Verlag von J. Schabelitz.)

In seinem Erstlingswerk, dem Roman „Um ein Darlehn“, hatte Georg Keben schon seine soziale Tendenz scharf hervortreten lassen. Was er dort mit einem einheitlichen Gemälde versuchte, eine Schilderung gesellschaftlicher Mißstände unserer Zeit zu geben, unternimmt er jetzt in einer Reihe von kleinen Einzelbildern. „Stille Märtyrer“ sind alle diejenigen, auf denen in irgend einer Form die Macht des Geldes lastet, denen durch die ungerechte Verteilung des Wohllebens Luft und Licht genommen ist zur freien Entfaltung ihres Menschentums. Es sind Lebensschicksale von erschütternder Tragik, die Keben vor uns aufrollt, und ihre Wirkung wurzelt um so tiefer, als der Dichter nicht darauf ausgeht Haß zu säen, sondern Mitleid zu wecken. Mit feinem Gefühl geht er so den einzig möglichen Weg, um seine soziale Tendenz in künstlerisches Leben umzusetzen. Nicht der oberflächliche, an Äußerlichkeiten klebende Sozialismus der politischen Partei wird hier gelehrt; Georg Keben hält sich an den sittlichen Kern der Idee, er will die Herzen erregen, nicht die Köpfe verwirren. Hinter seinen düsteren Nachtbildern liegt schon leise dämmernd das Morgenrot einer neuen Zeit, da der Drache der Selbstsucht am eigenen Gifte gestorben ist und die Liebe alle Hände und Herzen zusammenschmiedet. Im Interesse der Gesamtwirkung des Buches hätte ich gewünscht, daß die satirisch gefärbte Erzählung „Eine Begegnung“ fortgeblieben wäre. Hier geht die Tendenz einmal mit dem Dichter durch und schafft Zerrbilder statt Menschen. P. R.

Briefkasten.

Alte Abonnentin in Esthland. (A. v. H.) Leider schreibt der Genannte gar keine Romane mehr, sonst hätten wir sicher wieder etwas von ihm gebracht. Beste Empfehlung. — Herrn Ernst G. in Stettin. Das zweite Gedicht hat dichterische Vorzüge; die Anschauung und der Vergleich sind schön. Aber die Form leidet an großer Unsicherheit. Wer Versstrophen baut, muß sich, auch wenn er die deutschen Betonungsgrundsätze festhält, an die Gleichheit des Baues halten. Die dritten Zeilen haben bald 3, bald 4 betonte Silben, zuweilen auch die ersten. Vielleicht läßt sich dem abhelfen. Aber wie heißen Sie? Ihren Namen kann ich nicht enträtseln. — Freifrl. M. v. M. in Ch. In Ihnen drängt jedenfalls ein dichterisches Gemüt nach Gestaltung. Die Gedichte sind Bekenntnisse, das Gefühl aufrichtig. Aber leider ist die Form noch zu dilettantenhaft. Ich kann im Briefkasten keine Abhandlung über Metrik geben. Vielleicht aber kann ich die Mängel in einem oder dem andern Gedicht beseitigen und es doch bringen. Besten Gruß. — Frl. Clara D. in H. Die letzte Sendung ist etwas oberflächlich und zum Teil unklar. Gerade so kurze Sprüche müssen durchsichtig sein und den Ausblick auf eine ganze Weltanschauung gewähren. Bemühen Sie sich, schlicht zu sein. Die sogenannte „schöne Sprache“ ist oft nur Klingklang. — Herrn Just. Zach. Berlin W. „Schulanfang“ paßt nur für ein Berliner Lokalblatt. Übrigens: warum, Herr Z., verstecken Sie Ihr Geschlecht? Jeder Strich Ihrer Schrift verrät das Fräulein. Wohin soll ich die Arbeit senden? — Frl. Lilli S. Das erste Lied soll unter dem Titel „Im Volkston“ kommen. Besten Gruß. — Herrn Dr. v. P. in M. 1) sehr wertvoll trotz mancher Einseitigkeiten des politischen Urteils. 2) vollständig abstrakt ohne Rücksicht auf die Menschennatur. 3) Abfälle aus der Küche der deutschen Philosophie mit etwas englisch-amerikanischer Brühe übergossen. 4) ehrliche Arbeit; anregend und wissensreich. 5) habe ich nicht gelesen. Besten Dank für Ihr Vertrauen.

Inhalt der No. 26.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Am Rubikon.

Dumpfverworren an den Ufern hört man Waffenklirren schallen
Und in mächt'gen erznen Zügen sieht man die Legionen wallen.

Cäsars tapfre Legionen, die für Romas Größe stritten,
Die mit ihrem Imperator stolz den Rhein einst überschritten.

Und im Zelte sitzt der Feldherr, tiefversunken in Gedanken,
Und die Seele für und wider füllt ein Wollen, füllt ein Schwanken.

Seine Stärke, seiner Krieger kampferprobte treue Waffen,
Galliens heißerstrittne Fluren sollte weichend er verlassen?

Weichend jenem andern, jenem, den die feilen Senatoren
Zum Vollstrecker ihres Willens, nein, zum Herrscher sich erkoren?

Römer sieht er gegen Römer kämpfen, Feuerbrände steigen
Und vorüberziehn im Geiste einen schauerlichen Reigen.

Und er schaut in neuem Bilde hoch im Purpurmantel prangen
Diademgeschmückt Pompejus, Unterwerfung stolz verlangen.

„Nimmermehr!“ Mit finstrer Miene springt er jäh von seinem Sitze,
Und entschlossen sprüht sein Auge wieder Imperatorblitze.

„Noch gehören mir die Tapfern, noch hab' ich die Macht in Händen,
Siegend will ich meine Adler gegen Romas Mauern wenden.

Mag der Tiber blutig schäumen, Roma stürzen unter Flammen,
Mit dem Schwerte füg' ich wieder Dich, o Römerreich, zusammen!“ —

Aus dem Zelte tritt der Feldherr, einen Adler sieht er fliegen,
Folgt nach Süden seinen Kreisen, und ihm ahnt von Ruhm und Siegen.

Ihn umdrängen seine Krieger, Jubelrufe hört er schallen;
„Schlagt die Brücken!“ ruft der Cäsar, und der Würfel war gefallen. —

Ulrich Kleist.

Pariser Bilder.

Von Helene Menzel.

Im Jardin du Luxembourg.

Daß Paris einem jungen Menschenkinde an Kunst und Wissenschaft das Überraschendste bieten würde, hatte ich wohl erwartet; daß ich hier aber den Wonnemonat mit all seinen Himmelsgaben genießen würde, wie fast noch nie zuvor, das stand nicht schon in dem Reiseprogramm fest. Da zwitschern schon früh die Spatzen der Langschläferin einen guten Morgen zu, da gucken die Zweige des hohen alten Kastanienbaumes recht vorwitzig ins Fenster und seine unzähligen Blütenkerzen stehen so stolz und aufrecht da, als wollten sie sagen: Sieh uns nur genau an in unserer köstlich zarten Farbenpracht, die die Maiensonne aus den plumpen Hüllen hervorgezaubert. Da bringt auch schon die strahlende Marguérite von Maria, der Schwedin, mit einem großen Veilchenstrauß den Vorschlag, heute vormittag in den Luxembourggarten zu gehen. Topp — eine Vorlesung ist nicht zu versäumen, und wenn auch, was ist alle Professorenweisheit gegen den Genuß eines frischen Maienmorgens! Wir schlucken unsere Chokolade beinahe so eilig hinunter, wie die drei armen Examinandinnen. Dann geht's im Morgenrock durch die Rue de l'Odéon dem herrlichen Park zu. Er liegt noch in feierlicher Morgenstille; ich glaube, an solch einem Morgen muß es gewesen sein, wo die Vögel dem Dichter erzählt haben, wie sie das Singen lernten. Selbst die kleinen Enten auf dem Teich, die sonst mehr Zuspruch haben, als der eben eröffnete Salon in den Champs Elysées, können ihre Morgentoilette sans gêne machen. Das von Maria von Medicis 1620 erbaute Palais du Luxembourg erinnert mit seinen dicken Mauern und in dem soliden Stil an eine Festung. Auch dieser Teil des Gartens hat etwas Steifes. Das Rasenparterre mit den wohl abgezirkelten Blumenbeeten, das große achteckige Bassin mit den Fontänen, die Balustraden und Baumreihen, die zwanzig Marmorbilder berühmter Frauen Frankreichs, alles ähnelt in der Anordnung ein wenig dem Park von Versailles. Sehr eigenartig ist an der Ostseite des Palais die berühmte Fontaine des Brosses, eine von einer dorischen Säulenordnung eingerahmte Nische.

Meine gründliche Freundin möchte am liebsten noch die Geschichte all dieser Wassergötter am Becken repetieren, ich aber schwenkte in eine der herrlichen Platanenalleen ein. Dann wandern wir über die großen Spielplätze fort, die nachmittags von sämtlichen Babies des Viertels belebt werden, in die reizende Allee, die bis zur Sternwarte führt. „O Welt, wie bist Du so wunderschön!“ möchten wir in die heilige Stille der Natur rufen, die doch nimmer so gewaltige Wunder schafft, als in diesen Maitagen. Eine Bank, die einen reizenden Ausblick gewährt, finden wir beide gleich einladend, und dann versenken wir uns im Genuß des eigenen Wohlgefühls in die Leiden einer russischen Romanheldin. Die idyllische Ruhe wird selten durch einen Studenten oder einen Beamten gestört, die mit der Zeitung vor den Augen vorbeigehen. Ganz ungestört sollen wir doch nicht bleiben, der junge Mann auf dem Stuhle gegenüber überlegt augenscheinlich nur noch, mit welcher Phrase er uns seine sicher unwiderstehliche Gesellschaft anbieten kann. Da schickt uns der Zufall eine wunderliche kleine dame d'honneur, ein freundliches altes Mütterchen, das mit zierlichen, trippelnden Schritten herankommt, liebenswürdig grüßt und wie selbstverständlich das Ende der Bank einnimmt. Aus einer großen Tasche packt sie eine wunderliche Näherei aus, eine wahre Penelopearbeit; denn die zitternden Hände fördern sie kaum um ein paar Stiche. Dann knüpft sie ohne Aufdringlichkeit ein Gespräch an, worüber? ja über nichts, sie plaudert eben, trotz ihrer Jahre, fröhlich und harmlos, wie ein frisches Wasser, das nie weiß, welche Richtung es im nächsten Augenblick nehmen wird. Wir gehen gern darauf ein, nicht nur, weil das Plaudern ja jetzt unser Lebenszweck ist, sondern zum Dank dafür, daß sie uns von dem lästigen Gegenüber

befreit hat. Schalkhaft lächelnd sieht sie dem Abziehenden nach: C'est ça, si jeunesse savait, si vieillesse pouvait!

Collège de France.

Den Vormittag haben wir in der Natur geschwelgt, der Nachmittag bringt einen geistigen Genuß: Déchanel spricht im Collège de France über Alexander Dumas. Unter uns gesagt, die Stunde von 2–3 Uhr gleich nach dem zweiten Frühstück ist nicht gerade sehr günstig, und es soll Leute gegeben haben, die in größter Stille um diese Zeit ihren eigensten Gedanken Gehör geben; aber in Paris leben und Déchanel nicht hören — das wäre unverzeihlich. Déchanel hat natürlich neben einer begeisterten Zuhörerschaft auch viele Gegner. Die letzteren können seine wundervolle Sprache, den fesselnden Vortrag auch nicht wegleugnen; aber sie gehen so weit, zu behaupten, sein weibliches Auditorium verleite ihn zur Oberflächlichkeit, aus einem gründlichen, urgelehrten Litteraten hätten die Frauen einen gewandten geistvollen und witzigen Anekdotenerzähler gemacht. Où est la femme? Dringender und erbitterter als je stellt man die Frage heute, wo die Frau aus dem sicheren Schutz des Hauses in den öffentlichen Hörsaal getreten. Wenn Déchanel um die Meinung seiner Gegner weiß, so ist er zu ritterlich oder auch zu gerecht, um sie die Frauen entgelten zu lassen. Sein kluges Auge, das dem kleinen Gesicht Leben giebt, begegnet gern einem verständnisvollen Frauenauge; und tritt der seltene Fall ein, daß Damen im Saal stehen müssen, so unterbricht er sich, um darauf aufmerksam zu machen. Nirgends ist Alter und Stand so bunt durcheinander gemischt wie in den Reihen dieser Bänke. Manchem dürftigen Röckchen sieht man es an, daß diese der Arbeit entzogene Stunde seinem Träger ein Geldopfer ist, von mancher strahlenden Schönheit würde man nicht vermuten, daß sie ihre zarte Frühjahrstoilette auch in den staubigen Saal trägt. Eine alte Dame neben mir erzählt, daß sie seit 40 Jahren jeden Mittwoch Nachmittag diesen Platz inne habe. Bei aller sonstigen Verschiedenheit der Lebensbedingungen vereinigt man sich hier in dem Bestreben, das geistige Leben anzuregen oder das schon entfliehende durch gute Nahrung zurückzuhalten. Gleich sind sich auch alle in dem fröhlichen Enthusiasmus für jedes zündende Wort, jedes am rechten Ort und mit meisterhafter Modulation citierte Dichterwort.

Einen hübschen Zug von Dumas fils flicht Déchanel ein: Der achtjährige Knabe holte einst seinen Vater aus dem Theater ab, als das Publikum seinen Charles VII. grausam ausgezischt hatte. Das Kind hatte keine deutliche Vorstellung von dem empfindlichen Schlage, der den Vater getroffen, aber es fühlte instinktmäßig die Stimmung des Dichters mit, in dem Haß und Erbitterung gegen die verständnislose vielköpfige Menge und Zweifel am eigenen Können miteinander stritten. Ein trauriges Bild: Der tiefgebeugte Vater zieht mit dem Knaben still nach Hause, der, wie oft frühreife Kinder, ein unendliches Mitleid für den Schmerz des Vaters empfindet, den er wohl ahnt, aber noch nicht begreift. Bei jedem seiner eigenen späteren Erfolge taucht diese bittere Stunde aus seiner Kindheit wieder vor ihm auf, und gern hätte er alle seine Lorbeeren zu den Füßen des Vaters niedergelegt.

Meine alte Nachbarin wischt eine Thräne aus dem Auge und drückt gerührt meine Hand. Vielleicht ist diese leicht erregte Rührung hier nur eine Nervenschwäche, und die alte Dame kann möglicherweise bei einem etwaigen Anspruch auf ihr Mitgefühl recht widerstandsfähig sein; aber sicher ist, daß alle, die hier an den Lippen des Redners hingen, in der schönen und gehobenen Stimmung den Saal verlassen, die das Verweilen im Reiche der Poesie zurückläßt. Sie alle haben für diese kurze Stunde alle kleinen und großen Sorgen und Freuden des eigenen Lebens vergessen: „Der Jüngling und der Greis am Stabe — ein jeder ging beschenkt nach Haus."

Ein gründlich ausgebeuteter Tag: Eine Jacques-Hochzeit. Notre Dame. Der Blumenmarkt.

Unser jour de congé, d. h. der Tag, wo wir weder Vorlesungen noch Stunden bei Mad. Jeanne haben, ist der Sonnabend; er wird deshalb immer gründlich ausgebeutet, und die ganze Woche hindurch werden schon Pläne geschmiedet. Heute werden wir uns zuerst eine Hochzeit ansehen. Hier darf nicht jeder „brautschauen", der an der Thür einen Groschen zahlt, sondern das Brautpaar ladet seinen ganzen weiteren Bekanntenkreis dazu ein. Wir finden uns etwas zu pünktlich in der Kirche St. Jacques in der Rue St. Jacques ein. Der Bräutigam ist, der Einheitlichkeit des Namens wegen, ein M. Jacquet, ein Lehrer an einem Lyceum, der vermutlich nach den Grundsätzen des großen Pädagogen Jean Jacques unterrichtet. Die künftige Mad. Jacquet schreitet am Arm ihres Schwiegervaters herein, der Bräutigam führt die Brautmutter. Der Hochzeitszug hat durchaus nichts Fremdländisches; nur die Braut hat statt des Myrtenschmucks einen Kranz von Orangenblüten und die dames d'honneur tragen Hüte, und zwar schwarze feine Strohhüte mit schwarzen Straußenfedern. Die Braut, ein etwa zwanzigjähriges Mädchen, sieht sehr verweint aus; aber ganz reizend sind die beiden ersten Brautjungfern. Nach der Messe machen sie mit ihren stattlichen Brautführern einen Rundgang durch die Kirche und sammeln in kleinen Beutelchen von der Farbe ihrer Kleider einen Obolus für die Armen. Sie entledigen sich ihrer nicht gerade angenehmen Aufgabe mit reizender Anmut; auf den beiden jugendlichen Gesichtern liegt eine Mischung von dem Ernst des kirchlichen Aktes und der Freude auf das nun folgende fröhliche Mahl, bei dem sie gewiß ein paar köstliche Stunden verleben werden. Fast unbemerkt geht indessen ein anderer Hochzeitszug nach der Seitenkapelle. Dieser Trauungsakt wird in beunruhigend kurzer Zeit vollzogen, aber die Braut in dem schlichten Mullkleid sieht trotzdem strahlend aus. Nach der Trauung nimmt das erste junge Paar in der Kapelle die Glückwünsche der versammelten Freunde entgegen, die jetzt auch gleich Gelegenheit finden, ihre Ansichten über die Toiletten und die Haltung des Brautpaares auszutauschen.

Von hier aus studieren wir im Luxemburggarten Victor Hugos „Notre Dame", in dem man im Anschluß an die Geschichte der Kirche die Millionenstadt sich allmählich entwickeln sieht. Nach der Lektüre dieses Buches betrachtet man das unabsehbare Häusermeer mit anderen Augen. Wir sehen die Stadt sich aus der Insel erheben; die drei Hauptteile, die Insel, die Cité und die Universität, entstehen; ein Gürtel schließt sich um den anderen, bis im fünfzehnten Jahrhundert die Stadt im Umfang schon fast dieselbe ist wie heute. Aber zu einem ruhigen Studium ist's heute gar nicht angethan, der Frühlingssturm blättert mutwillig in den Seiten, für den lockeren Gesellen ist der pedantische regelrechte Weg durch die Jahrzehnte und Jahrhunderte wirklich zu schleppend; und als wir auf sein tolles Treiben gar nichts geben, fängt

er dasselbe lose Spiel mit unseren Hüten und den Stirnlocken an. Gut denn, wir lassen uns von dem bösen Buben vertreiben, um die herrliche Kirche selbst zu sehen.

Wer einmal vor der charakteristischen Front der Kathedrale gestanden, wird sie nie wieder vergessen. Die drei mächtigen Portale, die beiden Galerien, der große gotische Stern in der Mitte und endlich die charakteristischen beiden Türme, alles das prägt sich dem Auge unauslöschbar ein. Eine eingehende Betrachtung auch nur der Skulpturen in den Bogenfeldern würde Stunden in Anspruch nehmen; denn in jedem der Portale sind neun große Statuen, 28 Figuren über Lebensgröße, 62 Figuren in der Wölbung, 30 Basreliefs.

Wenn man aus dem hellen Tageslicht in die Kathedrale eintritt, empfängt einen zuerst dunkle Nacht; aber allmählich schafft sich das Auge ein Halbdunkel, und das Licht, das durch die drei großen Rosenfenster hereinfällt, läßt alles deutlich erkennen. Natürlich wurde ich an den kurz zuvor besuchten Kölner Dom lebhaft erinnert, und ich wurde mir bewußt, daß das Innere unserer ersten Kathedrale einen wohlthuenderen Eindruck macht. Die Ursache dafür liegt darin, daß man bei der Notre Dame in dem Streben nach Vereinigung der Stützpunkte zu weit gegangen ist und Stützen und Last nicht im richtigen Verhältnis stehen. Der unaufhörlich erläuternde Küster sagt sein Pensum her, und die Schwedin ermuntert ihn durch Fragen zu immer größerer Weitläufigkeit. Der Gesang einer Anzahl von Geistlichen zwingt ihn zum Einhalten und wir können uns indessen dem Eindruck des herrlichen Baues hingeben, über den Victor Hugos Urteil lautet: L'homme, l'artiste, l'individu s'effacent sur ces grandes masses sans noms d'auteur; l'intelligence humaine s'y résume et s'y totalise. Le temps est l'architecte, le peuple est le maçon.

Vor meinen Augen gewinnt die wunderbare Scene aus Hugos „Notre Dame" Leben, wo Quasimodo, ein mißgestalteter riesenhafter sonneur, im Mittelalter eine wegen Hexerei zum Tode verurteilte bohémienne mit übermenschlicher Kraft den Händen ihrer Henker entreißt und sie in das Innere der Kirche rettet, die dem verfolgten Verbrecher, ja sogar dem Tiere des Feldes eine geweihte Freistätte war. Im Triumphzuge trägt er seine zarte Beute über die Galerie fort, um sie vom hohen Turm aus der jubelnden Menge zu zeigen, die jetzt begeistert Beifall ruft. Die Kraft eines einzelnen triumphiert über die gewaltige Justiz; die Freude darüber wiegt bei dem Volke das Vergnügen an dem Anblick der grausamen Exekution auf.

Am Ende des 18. Jahrhunderts geleitet wieder der Pöbel ein Weib nach der Notre Dame. Diesmal ist das Gefährt nicht der Henkerskarren, sondern ein prächtig mit Blumen geschmückter Wagen; statt der unschuldigen kleinen Esmeralda sitzt ein berüchtigtes Weib darin, das der wahnwitzige Pöbel als die Göttin der Vernunft, als die einzige Gottheit der Zukunft, am Hochaltar anbetet. Wieder feiert die Menge einen Triumph; wie damals der einzelne, so hat heute das ganze Volk seine Fesseln gesprengt: Adel und Königtum sind gestürzt, Gott selbst wird geleugnet. Freiheit ruft die Natur, Freiheit die wilde Begierde.

„Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte, zerriß er mit den Fesseln der Furcht nur nicht die Zügel der Scham."

Und wieder sind 100 Jahre vergangen, das zügellose, wild stampfende Roß hat in dem gewaltigen Korsen seinen Bändiger gefunden, und heut sind Liberté, Égalité, Fraternité das Motto des Staates, der allein seligmachenden Republik; denn daß sie die einzig berechtigte und volksbeglückende Staatsform ist, beweist jeder Franzose kurz und schlagend. Ebenso erfährt man hier auf die bündigste Weise, daß die Monarchie ein Beweis für den weit zurückgebliebenen Kulturzustand eines Volkes ist. Das sind die politischen Bekenntnisse meiner französischen Pensionsgefährtinnen, die doch jedenfalls das Echo derjenigen ihrer Väter und Lehrer sind. In ihrem Enthusiasmus wollen sie nicht zugeben, daß Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in jedem Staate ideale und darum unerreichbare Ziele sind. Ob aber nicht auch mancher schon mit dem unheimlichen Dänenprinzen ahnt, daß manches faul ist im Staate?

Der Gesang der Priester, der unsere Betrachtungen bis jetzt begleitet hat, verstummt, und der Küster, der bis zum letzten Augenblick aber vergeblich auf sein Trinkgeld gehofft, verwünscht wahrscheinlich meine wißbegierige Freundin. Sie aber amüsiert sich köstlich über das lange Gesicht des Angeführten und fast noch mehr über meine Moralpredigt. Zur Versöhnung führt sie mich über den reizenden Blumenmarkt am Quai. Diese verschwenderische Blütenpracht muß jedes Auge entzücken. In Töpfen, in länglichen Körben, schon zu Sträußen gepflückt, werden die Frühlingsboten ausgestellt. Keiner ist wohl in der Riesenstadt so arm, daß er nicht sein Dachstübchen mit einem Veilchensträußchen schmücken könnte. In einer bescheidenen Ecke entdeckte ich sogar meine Lieblingsblume, die zarte Erika, in einem kahnförmigen Körbchen, dessen Grund mit Erde bedeckt ist. Marie pflückt mir schnell einen prächtigen Strauß der lieblichen Heideblumen. Und endlich, last not least, soll auch noch der Magen seinen Anteil an dem jour de congé finden. In dem riesigen magasin d'épice entdecken wir reizende kleine Näschereien, von denen sich auch die Thorner Pfefferkuchenweisheit nichts träumen läßt.

Reiterlied.

Greif aus! Greif aus, mein schnaubend Roß,
Fort ohne Weg und Stege!
Hinein in düstre Tannennacht,
In einsam Waldgehege.
Du trugst im Glück mich einst geschwind,
Wie über Heide pfeift der Wind,
Nun überhol' die Winde!

Halt an! Ein Schlag ins Angesicht!
Halt an! Die Tropfen brennen —
Dornröschen rot, Dornröschen wild,
Hemmst Du das wilde Rennen?
Brich ab, Du schlankes, schwankes Reis,
Ich preß' Dich an die Brust so heiß;
Fort stürmt mit Dir der Reiter!

Ich preß' Dich fest mit Lust, mit Lust,
Ob Deine Dornen stechen,
Ob sie mit meinem roten Blut
Dein kurzes Leben rächen.
Nur fort, nur fort! Was auch gescheh'
Du schaffst mir nicht das Weh, das Weh,
Wie tief der Dorn im Herzen.

Fritz Meltzen.

Herr Willibald Pintscher.

Ein Bild aus dem Berliner Kleinleben.

Von **Viktor von Kohlenegg.**

(Schluß.)

Zur Dämmerstunde kam er mit erhitztem Gesichte zurück. Er trocknete sich die Stirn und legte geheimnisvoll lächelnd ein Paket auf den Tisch.

Die Frauen rutschten vor Liebe und Neugierde unruhig auf ihren Sitzen herum. Herr Willibald aber hob gewichtig den Zeigefinger. „Ich hab's!" sagte er; weiter nichts. Die Frauen bebten schier vor Erwartung.

„Vater — —"

„Ruhig Blut," mahnte Herr Willibald würdevoll und packte bedächtig, mit hochgezogenen Brauen seinen geheimnisvollen Schatz aus. Mit unbeschreiblicher Wichtigkeit zog er ein großes Stück weiße Pappe, je einen goldenen und silbernen Papierbogen und eine Anzahl schwarzglänzender Papierbuchstaben hervor — wortlos. Er breitete alles vor sich auf dem Tische aus, steckte die Hände in die Hosentaschen, pfiff eine Weile lang sinnend vor sich hin, sah dann Mutter und Tochter wie gedankenverloren an und schwieg noch immer. Die Frauen blickten in atemloser Spannung zu ihm auf . . .

„Nun?" meinte die Mutter scherzend — um auf diese Weise hinter das Geheimnis zu kommen.

„Ruhig Blut, Mutter; keine Aufregung," mahnte Herr Willibald mit unerschütterlicher Würde und schritt gedankenvoll in dem dämmerigen Stübchen auf und nieder. „Es wird gehen . . . hm . . . es wird wahrhaftig gehen . . . wenn nicht alles wider den Strich läuft . . ." Er klemmte das Monocle fester ein und sah wieder seine Frau wie sinnend an . . . „Hm . . ."

„Aber Vater — so rede doch endlich," sagte plötzlich Mama Pintscher ein wenig ungehalten, sank aber sofort wieder in ihre demutvoll liebende Haltung zurück.

„Wie meinst Du, Mutter? Oder sagtest Du nichts? . . Ich bin ein wenig zerstreut durch allerlei Pläne. — Hm . . . Ob ich's lieber so mache . . . oder so . . . hm . . . Es muß gehen! Potz Wetter!" monologisierte der Alte bedächtig weiter. O, der Heuchler! Der Lügner! Er dachte überhaupt nichts; gar nichts — wenigstens nicht das, was er zu denken sich den Anschein gab. Er konnte sich nur nicht an dem freudigen Erstaunen seiner beiden Lieben sattsehen; er mußte sie unbedingt auf die Freudefolter spannen. Und dann erschien er sich so wichtig in seiner Rolle. Endlich konnte er sich wieder einmal in all seiner Würde zeigen. Das Gefühl war zu schön. Er möchte es, sozusagen, bis auf den letzten Tropfen ausschlürfen — mit geschlossenen Augen . . .

Doch da wurde die bleiche Leni mit den großen blauen Sonnenaugen resolut. Sie stand rasch auf, legte dem kleinen Papa Willibald die Arme um den Nacken und begann zu schmeicheln. Und Papa Pintschers Widerborstigkeit zerfloß unter dem Schönthun seines Lieblings wie Butter in der Sonne. Sein Gesicht leuchtete, sein Monocle funkelte und seine Rechte koste zitternd die schmale, schier durchsichtige Wange des Kindes.

„Nun ja, nun ja . . . Gleich, gleich, min Döchting!" brummelte er und begann dann seine Beichte, ohne natürlich von den nötigen Spannungspausen und Abschweifungen abzusehen.

„Wißt Ihr, was das werden soll?" begann er also pfiffig, in aufgewecktester Laune. „Na? . . . Ratet! . . . Also? . . . Ob Ihr's wohl raten werdet? He? . . . Haha! Kein Gedanke! Ihr habt keine Ahnung! Nun! . . . Ein Schild wird's! Ein Firmenschild!" Er schwieg, versenkte wieder die Hände in seine Hosentaschen und blickte schmunzelnd auf die im höchsten Grade erstaunten Frauen.

„Ein Firmenschild — —?!"

„Allerdings. Ein Firmenschild. Und wißt Ihr wozu? He? . . . Ihr ratet's natürlich wieder nicht. Aber neugierig seid Ihr wie die Mäuse! Nun? . . . Na — ich will's Euch sagen!" Er sah aber die Frauen erst wieder eine Weile lang spaßhaft an. Endlich erbarmte er sich der Armen und beichtete weiter. Zuvor jedoch nahm er eine durchaus ernste, würdevolle Miene an. „Ich liebe es, alles von der praktischen Seite anzufassen und, wenn irgend möglich, in großem Stile auszuführen. Das liegt einmal in meinem Wesen . . . ja . . ." Die Mutter nickte eifrig. „Eh . . . so kam ich denn zu dem Gedanken, unsere verschiedene Thätigkeit sozusagen unter eine F i r m a zu bringen und für diese F i r m a durch ein F i r m e n s c h i l d Reklame zu machen. Verstanden? Ohne Reklame geht's heutzutage nicht . . . Ja . . ." Die Mutter nickte wieder voll Eifer und Bewunderung. „Den Wortlaut des Firmenschildes habe ich bereits festgesetzt." Er sagte das leichthin, mit verächtlicher Miene; als ob solch eine schriftstellerische Leistung ein Katzensprung wäre! In Wahrheit hatte er freilich stundenlang gesonnen und gefeilt. „Also —:

Bureau für Rechtskonsultationen und kalligraphische Arbeiten. Zugleich Atelier für Hut-, Kopfputz und Feinstickereien jeder Art. Prompte Lieferung garantiert. Solide Preise. Beste Ausführung. Geneigten Aufträgen entgegenharrend

B u r e a u v o r s t e h e r a. D. W i l l i b a l d P i n t s c h e r & C o."

Papa Pintscher trocknete sich die Stirn, klemmte sein Monocle fester ein und sah in erheuchelter Gleichgültigkeit in ein Wasserglas. Die verliebten Frauen aber wagten kaum zu atmen vor Stolz und Freude. Rosig, nein goldig lag die Zukunft vor ihnen. Sie hätten es nie geglaubt, daß sie noch einmal so glücklich sein würden . . .

Draußen ging der Tag zur Rüste. Es ward allgemach stiller auf der Straße. Die Giebel jenseits der Straße leuchteten im Abendrote. Und in dem kleinen Zimmer war Stille und rosige Dämmerung . . .

Dann kam der Abend. Und mit ihm eine Aufregung und Freude, als wäre ein unerhörtes Glück eingezogen. Das Schild wurde vom Vater zusammengekleistert. Das Firmenschild! . . .

Mit der Würdemiene eines regierenden Fürsten saß der kleine Herr Willibald am Tische und handhabte Schere und Kleisterpinsel. Stirn und Kinn lagen in breiten Falten, und aus der Brust des Männleins stiegen wieder und wieder Seufzer des tiefsten Behagens. Die guten Frauen aber folgten mit wachsender Spannung und Freude dem emsigen Thun des Vaters . . . Da wurde beratschlagt und liebevoll gestritten, als handelte es sich um Tod und Leben. Und die Mutter widersprach nur, um dann dem Vater bewundernd recht zu geben . . . O dieses Staunen und endlose Betrachten, als der gülden-silberne Doppelrand des Pappdeckels endlich fertig gestellt war! Papa Willibald rückte nervös an seinem Monocle, rieb sich die Glatze, lehnte die Pappe gegen die Lampe, stand auf, trat einige Schritte zurück, neigte den Kopf zur Seite, kniff das linke Auge zu und sagte „Hm . . . wird sich machen!"

„Hochfein, Vater!“ meinte die Mutter mit strahlenden Augen. „Es wird das schönste Schild in der Kaiserstraße sein!“

Herr Willibald sah sein Weib innig an, zuckte aber bescheiden mit den Schultern.

Dann wurden die einzelnen Buchstaben aufgeklebt. Eine schwierige Arbeit, die große Geistesgegenwart erforderte. Wie leicht läßt man so einen Buchstaben aus! Herr Willibald war sich seiner Aufgabe in vollem Maße bewußt und gebot den Frauen strengstes Stillschweigen. Sie saßen denn auch schier mit angehaltenem Atem am Tische und beobachteten mit geheimer Freude und närrischer Spannung wie der Vater unter behaglichem Knurren bedächtig Letter an Letter reihte. Hin und wieder wurde eine Pause gemacht; man kann doch nicht ewig seine Bewunderung und seinen Jubel in sich hineinfressen! . . . Die glücklichen guten Pintschers! Was sind die großen Freuden der Welt gegen dieses innige sonnige Behagen! Nichts, Nichts! Sie berauschen. Nur die kleinen Freuden des Lebens erfreuen, senken Frieden und Heiterkeit in die Brust . . .

Und als das pompöse Firmenschild endlich fertig war, da gebärdeten sich unsere Pintscher wie Narrenhäusler. Aus jeder nur denkbaren Entfernung, in jeder nur denkbaren Stellung wurde seine Wirkung und Lesbarkeit geprüft. Herr Willibald verrenkte sich schier den Hals und die Beine bei dieser wichtigen Arbeit. Bis in die späte Nacht saßen unsere Freunde auf und bewunderten und beratschlagten. Und als sie endlich mit glühenden Köpfen in ihre Betten gestiegen waren, da träumten sie sich hinüber in eine Welt von goldenen Firmenschildern und sonstigen Wundern.

Sie können unmöglich verlangen, daß ich Ihnen die Aufhänge-Ceremonien besagten Schildes beschreibe. Sie würden mich einfach der Übertreibung zeihen und meine guten Freunde für verrückt erklären. Ich sage nur; es hing!

„Es hängt!“ sagte Herr Willibald, atemlos ins Zimmer stürzend. Und die Frauen waren nahe daran, in ein begeistertes „Hurra!“ auszubrechen. Aber sie küßten den erregten Vater nur und verschluckten ihre Freudenthränen. Papa Pintscher aber stieg wieder die Treppe hinab und lief wohl an die fünfzig Mal in allen ausdenkbaren Entfernungen an dem Schilde vorüber. Erregt studierte er die Mienen der Passanten. Ob sie das Schild wohl sahen? . . . Machte es Eindruck? . . . Da blieb einer stehen . . . er lächelte . . . Herr Willibald konnte sich das Lächeln nicht erklären. „Neid, infamer Neid!“ grollte er. Andere gingen achtlos vorüber. Er begriff das wieder nicht. Das Schild brannte doch förmlich von der Hausthür . . . Halt! Hurra! Da notierte sich ein Herr die Adresse. Willibald wollte im ersten Augenblick auf ihn zustürzen, sich ihm vorstellen als Inhaber der Firma, ihn wie eine Beute die Treppe hinaufschleppen . . . Und oben standen die beiden Frauen und drückten die bleichen Gesichter gegen die Fensterscheiben — spähend, kichernd, hoffend . . .

Am Nachmittage stellten sich wirklich zwei Besteller ein. Eine Dame brachte Straußfedern zum Aufkrausen, und ein hoffnungsthörichter Dichter ein Manuskript zum Abschreiben. Herr Willibald erklärte die Dame für eine Schönheit und den Dichter für ein Genie und heftete eifrigst ein Kontobuch zusammen, in das er die Namen der beiden Kunden in schönster Rundschrift eintrug. Dann arbeitete er einen Preiscourant aus und barst schier vor Behagen und Würde. O, wie das Monocle funkelte! Und wie die Frauen hofften und lachten!

Das Geschäft war regelrecht eröffnet. Es brachte Freuden und Sorgen. Ach, sehr viel Sorgen — wie das so ist. Herrn Willibalds Monocle fiel gar oft aus dem Augenwinkel auf die Brust herab . . .

Und nicht wahr: Sie willfahren meiner Bitte? Sie setzen die Firma gelegentlich in Nahrung? Bitte! Diese Leute sind ja so bescheiden. Wenn sie des Sonntags ein wenig spazieren gehen können — mit dem Gedanken, daß die nächste Woche wieder Arbeit und Brot bringt, ach, dann sind sie ja so zufrieden, so glücklich . . .

Also: Kaiserstraße rechter Hand, das zweite Haus von der Ecke, drei Treppen hoch linker Hand. Sie können nicht fehl gehen. Sehen Sie nur nach dem Schilde! . . . Das Schild — ach, es ist schon recht schmutzig, verwittert von Regen und Rauch . . .

Schwan und Gänschen.

(Fabel.)

Ein Gänschen an des Baches Rand
Erblickte einen schönen stolzen Schwan
Und sah mit seinem dummen Gansverstand
Sein eigen Spiegelbild im Wasser an
Und dachte: „Ei, wie gleichst du auf ein Haar
Dem schönen stolzen Vogel doch!“
Und hurtig es ins Wasser kroch
Und reckte sich,
Und plusterte der weißen Schwingen Paar
Und streckte sich,
Und schwamm entzückt im Wasser hin und her.
Es dachte triumphierend still bei sich,
Denn laut zu schnattern hütet es sich sehr,
Ein kluges Gänschen war es sicherlich:
„Nun bist ein Schwan du ganz und gar.“
Und als die kleinen Mädchen aus dem Ort
Den Schwan und unser Gänschen sah'n
Und riefen: „Seht, ein Schwan! Und dort —
Ach! Dort ist gar wohl auch noch einer?!
Zwei Schwäne, schaut! Ein großer und ein kleiner!“
Da fing das Gänschen in entzücktem Wahn,
Ganz laut zu schnattern an: „Ja, ich bin auch ein Schwan!“

Friedrich Fischer.

Neue Bücher.

Der Roman eines Ehemannes. Von Salvatore Farina. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen. (Berlin 1894, Verlag von Otto Janke.)

Es sind zwei Romane, die Salvatore Farinas Erzählerkunst ineinander verwebt hat. Die beiden gemeinsame Heldin, Signora Laura Albruzzi, ist eine jener kalten Marmorschönheiten, die unter einem Schein von Leidenschaft ein Herz von Stein verbergen und in der Liebe nichts weiter suchen als die Befriedigung ihrer kleinen Eitelkeit. Sie streben, Gefühle und Leidenschaften zu erwecken, an denen sie selbst nicht teil haben; die Verehrung der Männer ist ihnen ein Spiegel, in dem sie ihr Bild verklärt und verschönert erblicken wollen. Das Opfer der Verführungskünste der Signora Laura ist einst Luciano geworden, dem über seiner sündigen

Liebe ein stilles, schönes Eheglück in nichts zerronnen ist. Ein neues Opfer hat die Sirene in dem jungen Anselmo erspäht; er ist schon in ihre Netze gegangen, als er durch Lucianos Lebens- und Eheroman über ihren wahren Charakter aufgeklärt wird und sich noch rechtzeitig zu befreien vermag. Die Ereignisse sind mit großem Geschick gruppiert, das den erfahrenen, in das Geheimnis der Spannung eingeweihten Erzähler verrät. Die Übersetzung ist leider nicht frei von formellen Gezwungenheiten, hinter denen deutlich erkennbar die fremde Sprache steht; auch wären besser die geschmacklosen Kapitelüberschriften fort geblieben, selbst wenn sie in der Form sich im italienischen Original finden sollten.

P. N.

Meister Motta. Roman von G. Verga, aus dem Italienischen übersetzt von Adele Berger. (Berlin 1894, Verlag von Otto Janke.)

Verga ist der Verfasser der „Cavalleria rusticana“, die durch Mascagnis schmeichlerische Musik zur Weltberühmtheit gelangt ist. Vom Ruhme des Komponisten fiel ein Abglanz auch auf den Dichter; aber sowohl „Cavalleria rusticana“ wie der neue Roman „Meister Motta“ zeigen, daß Verga mehr ist als der kleine Sperling, der sich unter den Fittigen des Adlers zur Sonne erhebt. Auch das neue Werk zeugt für ein starkes dichterisches Können, das für sich allein Anspruch auf Beachtung und Ruhm erheben darf. Meister Motta ist der bürgerliche Emporkömmling, der durch unermüdliche Arbeit ein großes Vermögen zusammenbringt und sich damit den Zutritt zu den Adelskreisen des Landes zu erzwingen weiß. Er versucht, den hier herrschenden Vorurteilen Trotz zu bieten; aber am Ende stirbt er als Besiegter, und der standesstolze Herr Graf, der die Tochter heimgeführt hat, triumphiert als Besitzer der bürgerlichen Reichtümer. Es ist das gleiche Thema, das jetzt auch vielfach in der neuesten französischen Litteratur behandelt wird. Verga zeichnet seinen Charakter mit großer Schärfe und Klarheit; dabei hat seine Charakteristik nichts Einseitiges, sie läßt uns den ganzen Menschen sehen. Einzelne Gestalten bleiben in der Erinnerung haften, als ob man ihnen im Leben begegnet sei. Ich kann die Lektüre des Romans angelegentlich empfehlen, um so mehr, da auch die Übersetzung sich leicht und angenehm liest.

P. N.

Der General. Eine erlebte Geschichte von Franz von Schönthan. (Breslau 1894, Schlesische Kunst- und Verlagsanstalt.)

Eine „erlebte Geschichte“ nennt Franz von Schönthan seine Erzählung. Ich will gern glauben, daß er Zeuge der geschilderten Ereignisse gewesen ist; aber er hat nicht vermocht, ihnen in seiner Niederschrift die Farbe des Lebens zu erhalten. Man sieht es seinen Menschen nicht an, daß er mit ihnen in der Wirklichkeit zusammengetroffen ist, daß er ihnen die Hand gedrückt und an ihren Leiden und Freuden teil genommen hat. Sie sind ihm unter der Feder zu Romanfiguren geworden, deren Erlebnisse wir wohl mit Spannung, auf die Lösung begierig, verfolgen, deren Schicksale uns aber nicht ans Herz greifen. Das ist der Fluch des Vielschreibens, das er am Ende aufhört Dichter zu sein und nur noch Schriftsteller bleibt. Allerdings Franz von Schönthan ist ein besserer Schriftsteller geblieben, von dem wir uns in einer müßigen Stunde noch immer gern unterhalten lassen; wenn ich über sein neues Buch ein hartes Urteil aussprach, so galt dieses allein seinem litterarischen Unwerte. Als Unterhaltungsschrift angesehen, hat es seine großen Vorzüge und verdient, vor vielen anderen gelesen zu werden. Ich glaube selbst, daß der Held der Erzählung, ein wegen Krankheit verabschiedeter Offizier, der als Schauspieler den Zukunftstraum seines Ehrgeizes erfüllt sieht und in einem Schönthanschen Stücke zum „General“ avanciert, manchem Mädchenauge die Thräne des Mitleids entlocken wird.

P. N.

Ewiges Gold.

Von **P. Graffunder.**

Im Walde, als ich einsam stand,
Umschwebte mich Dein liebes Bild;
Wohin ich auch den Blick gewandt,
Da winkt' es mir und grüßte mild.

Und als die Sonne nun versank,
Erstrahlte durch der Wolken Flor
Noch einmal goldig rot und blank
Ein Streifen Abendglanz hervor.

„Ach könnt' ich schmieden aus diesem Gold
Zwei Ringelein für Dich und mich,
Daß uns're Liebe dauern sollt'
Wie Himmelsleuchten ewiglich:

So lange des scheidenden Tages Pracht
Im Nebel glühend untersinkt,
So lange der Morgen, neu erwacht,
Aus Purpurwolken niederwinkt.“

Erfahrenes.

Man kann wohl behaupten, daß Verbitterung gegen die Mitmenschen — seien die Erlebnisse, welche dieselbe hervorgebracht, auch noch so traurig gewesen — nie zu rechtfertigen ist. Wir haben nicht das Recht, anderen unsere Liebe und Teilnahme vorzuenthalten, weil das Schicksal unsere Wünsche nicht erfüllt und unsere Ideale nicht verwirklicht hat.

*

Oft liegen die Ursachen unserer größten und tiefsten Schmerzen in Lebensverhältnissen, um deretwillen wir von der Welt beneidet und glücklich gepriesen werden.

*

Ein Hauptgewinn gereifter Lebenserfahrung ist die Milde und Nachsicht gegen unsere Umgebung. Je mehr wir das Leben und seine mannigfaltigen Verhältnisse und Beziehungen kennen lernen, desto mehr begreifen wir, wie eins mit dem andern zusammenhängt und dieses sich aus jenem als notwendige Folge ergiebt. Man mutet doch einem unmusikalischen Menschen nicht zu, ein Tonstück zu komponieren; wie kann man demnach erwarten, daß Menschen für etwas Verständnis und Interesse zeigen, was außerhalb ihrer ganzen geistigen Sphäre liegt! Sie können nicht auf einmal aus der Bahn ihres natur- und gewohnheitsmäßigen Denkens und Fühlens heraustreten. Sie sind nicht verantwortlich zu machen für das Ungemach der Erleuchteten, deren Schicksal es ist, unter den bestehenden Unvollkommenheiten der menschlichen Gesellschaft zu leiden.

*

Das schlimmste Vergehen ist der Abfall von sich selbst.

*

Es giebt Lebenslagen, in denen man, um sich selbst treu zu bleiben, dem Nächsten einen Dolch ins Herz stoßen muß! Und je edler und hochstrebender ein Mensch ist, desto häufiger wird er in eine solche Lage geraten.

*

Der Ruhm ist manchem, der ihn besitzt, eine große Last und oft wahrlich ein sehr eitles Gut. Wer wäre nicht schon in der Lage gewesen, die Größen der Kunst und Wissenschaft, des Staatslebens und der Litteratur zu bemitleiden, wenn er mitanzuhören Gelegenheit hatte, was für Geistern und Herzen sie vorgeführt wurden.

*

Man bemitleidet Menschen, die von einem schweren, erschütternden Unglücksfall getroffen wurden. Doch wie verschwindend ist ein solches Unglück gegen dasjenige, welches durch den ständigen Gegensatz zwischen Pflichten- und Berufskreis einerseits, und persönlicher Neigung und Weltanschauung andererseits hervorgebracht wird!

*

Es giebt Naturen, welche die Niedrigkeit ihres Geistes, und andere, die ihr praktischer Sinn, endlich solche, die der Mangel an Verstandesschärfe und Gemütstiefe vor Schmerzen und Enttäuschungen bewahrt, die dem Großen und Edlen nie erspart bleiben.

*

Die Resignation in ihrer vollkommensten Form trägt das Gepräge unverwüstlicher Heiterkeit. Nichts mehr vom Leben zu erwarten, äußerlich nur noch für andere zu leben — wahrlich, das ist göttlich; aber es gehört auch eine göttliche Kraft dazu!

*

Das ist das eigenartig Tragische an dem Lebensschicksal mancher Menschen, daß alles, was in anderen Verhältnissen ein Segen wäre, sich in den ihrigen als ein Unglück erweist.

*

Der Spott, der an hochsinnigen Naturen wirkungslos abprallt, ist die von Alltagsmenschen am meisten gefürchtete Waffe.

*

Die Frage an das Schicksal hat man wohl frei; doch zeigt sich niemand weniger willfährig, sie zu beantworten.

*

Kein Luxus wird so teuer bezahlt wie der, wahrer Mensch zu sein.

*

Die einzige Höhe, von der niemand uns stürzen kann, ist der Reichtum unseres inneren Lebens.

*

So manche Alexandernatur wurde ein Diogenes, weil sie nicht im Pupur geboren wurde.

E. R.

Guter Rat.

„Hilf mir!" flehet der Arme, von stürzenden Wogen begraben.
Hilfreich rätst Du vom Port: „Oben behalte den Kopf!"

Arthur Steineck.

Vermischtes.

Der Dichter Andersen und die Sterne. Als Andersen sich zum ersten Male in einer Hofgesellschaft zu Kopenhagen befand, wurde er von einem hohen dänischen Diplomaten ins Gespräch gezogen, dessen Brust mit einer funkelnden Masse von Ordenssternen wie übersäet war. Der Diplomat bemerkte, wie der Märchendichter mit scheuer Bewunderung den Blick auf dieser glänzenden Brustdekoration ruhen ließ, und bemerkte gutgelaunt: „Nicht wahr, mein Lieber, so viele glänzende Sterne haben Sie wohl nie bei einander gesehen?" — „Niemals, Excellenz," erwiderte Andersen ernsthaft, „bis jetzt kenne ich nur die armseligen Dinger am Himmel."

Th.

Die Frauen und das Spiel. Einer jener philanthropischen und religiösen Vereine, wie sie in England häufig sind, hat kürzlich eine „Enquête" veranstaltet über die Frage, ob die Leidenschaft des Spiels unter den Frauen in der Zunahme begriffen sei Das Ergebnis ist kein erfreuliches; alle Befragten, Geistliche, Richter, Gefängnisdirektoren, Bürgermeister großer und kleiner Städte bejahten einmütig die Frage. Von einem Ende Englands zum anderen, sagen sie, beherrsche die Leidenschaft des Spiels fast ausschließlich das Herz der Frauen. Sie trete in allen Formen auf und fordere ihre Opfer selbst in solchen Kreisen, wo man sie vor zwanzig Jahren noch gar nicht gekannt habe. Die vornehmen Damen begnügen sich nicht mehr mit dem Verlust einiger Guineen im Poker, sondern sie spekulieren bereits mit den öffentlichen Geldern und wetten bei den Rennen. Die Arbeiterinnen versetzen die Kleider ihrer Männer und tragen den Erlös zum Buchmacher.

Briefkasten.

Lola. W—g. Die Gedichte sind in Form und Sprache noch zu unreif. Vielleicht gelingt's später besser. — Herrn J. Kl. in H. Nein, ich bin, obwohl ein großer Freund von Obst, Gemüse und Mehlspeisen, kein Vegetarier und genieße mäßig Fleisch. Ich kann auch Ihre Ansicht nicht teilen, daß die Ausbrüche bestialischer Rohheit, die leider so sehr zunehmen, nur vom Fleischgenuß herkommen. Sie weisen auf Indien, weil Ihnen der blumenhafte Hindu im Kopfe spukt. In Wahrheit ist die Geschichte der meist Pflanzenkost genießenden Indier und Chinesen überreich an Ausbrüchen wildester Grausamkeit. Die Veredelung wird niemals von der Nahrung bewirkt werden, sie ist ein innerer Vorgang. Sie sind ein Idealist und dennoch stehen Sie auch auf einem rein materialistischen Grundsatze: „Der Mensch ist, was er ißt." Ich kann für die Sache der Vegetarier, trotz aller Anerkennung und trotzdem ich ihr in einzelnen Ansichten beipflichte, nicht kämpfen. Übrigens besten Dank für die freundliche Gesinnung. — Maruschka in Stettin. Die lustigen Verse sind für einen kleinen Kreis „riesig nett", aber für den Druck ist die Komik noch nicht fein genug. Aber vorwärts, Maruschka! Vielleicht gelingt es noch, mein steinernes Herz zu rühren. — Dr. U. K. in L. „Am Rubikon" und einige Gedanken angenommen. Besten Gruß! — Freiherr v. B. in Br. Buch angekommen. Es soll besprochen werden. — H. Sch—t. in H. Das zweite Gedicht soll gelegentlich kommen. — Herrn Dr. Th. H. in B.

Warm, aber zu wenig Eigenart. — Frl. E. Gr. in St. Die neue Sendung ist etwas besser, aber noch keines der Gedichte kann als druckreif betrachtet werden. Besten Gruß. — Frl. Edith H. in H. In Ihnen lebt ein Kern eigenen Wesens, aber noch sehen Sie dieses Innere nicht klar. „Ruhe“ kann ich bringen, alle anderen sind, auch „die Hand“, nicht durchsichtig genug. Der Lyriker soll nicht Rätsel aufgeben. — T. in B. In Ihrem Mailied heißt es:

„Im Mai, da ist mir so im stillen;
Denn was sich kost, das liebt sich gern,
Im Mai, da wachsen die Pupillen,
Da bricht das Auge weit, von fern.“

Ich habe einen Augenarzt gefragt; der behauptet, die Pupillen wachsen nicht im Mai, und wie ein Auge von fern brechen soll, sei ihm unbegreiflich. — Herrn Theod. Fr. in S. Ja, die beiden Gedichte sind verloren gegangen, Sie können mir neue Abschriften senden. — Frl. G. C. in Wien. Die Gedichte haben lyrischen Fluß der Sprache, aber sind noch etwas herkömmlich. Senden Sie Neues. — Frl. Gertrud M. in L. O, Sie Schlauköpfchen! — Frl. M. (Nixe und Knabe).

„Müßt ich solches immer lesen,
Wäre ich wohl bald gewesen.
Gleich ich fühle im Gedärme,
Von Mikroben ganze Schwärme,
Und sie klettern in den Magen,
Wüten drinnen voll Behagen,
Steigen dann in das Gehirn,
Bohren sich in meine Stirn.
Und es wirbelt mir der Schädel —
Dichte nicht mehr, liebes Mädel!“

Herrn stud. G. in L. Zu „symbolisch“. Auch Deutbilder müssen klar sein. Ein solches Geneble, aus dem kein leitender Lichtstrahl hervorblitzt, der den Stand der Sonne, d. h. des tieferen Grundgedankens verrät, ist keine Poesie. — Herrn J. W. in B. Das Buch wird angezeigt; ich bin trotz der Beihilfe der Herrn Mitarbeiter nicht imstande, den Bücherberg so rasch abzutragen, wie er aufgeschüttet wird. — Herrn Dr. W. in H. Das erstgenannte Blatt ist litterarisch ganz einflußlos, da es fast gar nicht gelesen wird, trotz aller Mittelchen, die angewendet worden sind. Das zweite genießt allgemeine Achtung, das dritte ist nur für Gelehrte bestimmt. Besten Gruß und Dank! — Frl. J. Kl. in H. Leider ohne alle Begabung. — Frl. Cl. H. in O. Sie „müssen“ dichten. Ich muß ablehnen. O Trugbild menschlicher Freiheit! — Herrn Dr. W. Pr. in M. Das Wort „Schaupöbel“ stammt von mir und ist in der Roman-Zeitung zuerst verwendet worden. Übrigens lege ich gar keinen Wert darauf, ob ich oder ein anderer es erfunden hat; das ist ja doch wahrhaftig nicht eine geistige Heldenthat und der Ausdruck hätte hundert anderen auch einfallen können. Besten Dank. — Herrn P. Fr. in B. „O Paradies“ hat einzelne schöne Stellen, aber leider auch ebensoviele, die mißlungen sind. Lassen Sie sich nicht zur Gesuchtheit verleiten. „Blütenwildes Gottvergessensein“, was heißt das? „Auf der Jahrtausend Wogen“, das fehlende „e“ bei Jahrtausend wird als Mangel empfunden! Schlichtheit! Heute ist sie noch nötiger, wo der Bombast aufgeputzt mit glitzernden Licht- und Farbenpunkten sich oft so vordrängt. Aber Schlichtheit ist wohl von trockener Nüchternheit zu unterscheiden. Senden Sie gelegentlich anderes. — Herrn Prof. H. in Mailand. Herrn Dr. med. Ahrendts in Arnstadt in Th. teilt uns mit, daß in seinem Wohnort noch heute säumige Kinder von der Straße mit den Worten gerufen werden: „Geht schnell zu Bett, sonst kommt der Nachtrabe.“ — Herrn Dr. A. in A. Besten Dank für die Mitteilung. — „Glück“. Dieses Mal fehlt der Sendung die Eigenart. Prüfen Sie selber und Sie werden finden, daß alles zu sehr „nach altem Ton“ gesungen ist. Nicht tadle ich die Stoffe, aber alter Stoff muß in jungen Herzen neu werden. — Frl. A. L. in Str. Nicht gerade unbegabt, aber noch alles zu oberflächlich erfaßt; dabei die Reime oft unrein. Vielleicht gelingt's später. — Fr. A. A. in H. Sehr warm empfunden, aber mir wäre etwas anderes lieber. Für die freundlichen Worte besten Dank! Mir geht's erträglich. — Herrn P. Fr. in R. Auch die neue Sendung enthält noch nichts Reifes. Ob Ihre Begabung überhaupt tiefer wurzelt, will ich noch nicht entscheiden. — Herrn H. Z. in Chr. Die vorige Antwort gilt auch Ihnen. — Frl. M. H. in M. „Zum ersten Mal allein“ soll kommen. Sie haben recht: es giebt noch viel gute Menschen. Aber man muß eben selber etwas dazu thun, daß uns Menschen gut werden. Möge die Genesung vorhalten! — Fr. E. v. d. H. „Im Kampf der Gewitter“ und „Herbstlieder“ kommen. Besten Dank für Ihr Bild. Ein so frisches Greisenalter ist ein hohes Glück. Mögen Sie sich seiner noch lange freuen können. — Frl. E. B. in B. Besten Dank und Gruß für Sie und Ihre Schwester. — H. H. Stralsund. In Heft 36 ist ja ein Gedicht gekommen. Sie haben es wohl übersehen. Die erste Strophe von: „Ich kann für eine Knospe beten“ ist hübsch, die zweite schwach; häßlich ist der Ausdruck „flöten gehen“ in einem ernsten lyrischen Gedicht. — Frl. K. Tr in D. Also Sie sind der „Philosoph“. Übrigens bleibt die Sache auf dem alten Stand; Sie schreiben, ich soll das Manuskript „hierher“ senden und vergessen dennoch die Wohnung anzugeben.

Inhalt der No. 39.

Zur Nachricht!

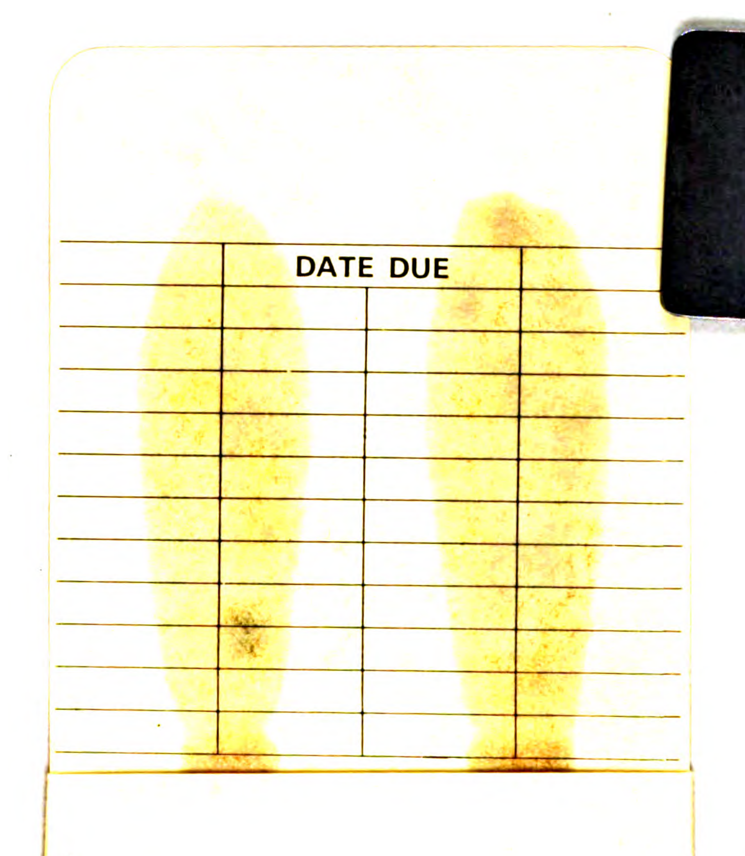
Unseren verehrlichen Abonnenten zur Nachricht, daß mit dieser Nummer (39) das dritte Vierteljahr des neuen Jahrganges der Roman-Zeitung abschließt. Wir bitten ergebenst, das Abonnement bei den betreffenden Buchhandlungen und Postanstalten rechtzeitig erneuern zu wollen.

Leitung und Verlag der Deutschen Roman-Zeitung.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).






DATE DUE
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305



